Nro. 1.
zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 1. Jan.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Das Tagewerk eines Adjutanten im schleswig-holsteinischen Heere.

(Aus den „Grenzboten".)

Meine Herren! ich wünsche meinen Rapport im Charakter Ihres Blattes zu halten, welches philosophische Betrachtungen so sehr liebt, als für die Bequemlichkeit Ihrer Leser irgend gut ist. Ich schicke deßhalb zwei kulturhistorische Betrachtungen voraus. Erstens, daß unsere brave, tüchtige Armee sich zum großen Theil hat herausarbeiten müssen aus einer Masse von seltsamem und abenteuerlichem Volke, welches aus ganz Deutschland bei uns zusammenfloß, und daß sie noch jetzt ist wie der feste Kern eines Kometen, der vielen Dunst aus der trüben Atmosphäre des Vaterlandes an sich heranzieht. Zweitens aber, daß der Lebenslauf des Adjutanten eines größern Truppenkörpers grade bei unserer Armee eine gute Vorschule ist für jede Art von irdischer Carriere, vom General en Chef bis zum Nachtwächter, wenigstens was die Mühen und Beschwerden dieser Lebensläufe betrifft. Wenn unser Krieg zu Ende ginge, wie die Dänen wünschen und der Bundestag beschlossen hat, wenn wir als Hochverräther um deutschen Bunde durch die Waffen unserer eigenen Brüder zersprengt würden, so werde ich wenigstens in der glücklichen Lage seyn, jeden Lebensberuf mit Leichtigkeit wählen zu können, und hoffe entweder als Schauspielintendant oder als Postillon mein hochverrätherisches Daseyn durch anspruchslose Tüchtigkeit zu entsühnen. Sie ahnen nicht, was ein Adjutant heißt. Es heißt: nur die Hälfte von der Bowle trinken, die man selbst den Kameraden gebraut hat, auf der Straße liegen, wenn alle Andern schlafen, die rechte Hand des Generals vorstellen, und deßhalb alle Arbeiten machen, die ihm unangenehm sind; es heißt strenge seyn, tugendhaft seyn, ein Musterbild für die Armee seyn und dabei zerschlagene Glieder und einen leeren Magen haben, und zu allerletzt noch in dem Momente, wo man todtgeschossen wird, die unangenehme Empfindung haben, daß der wichtige Auftrag, den man gerade befördert, einer dummen Kugel wegen unbestellt bleibt. Es gibt viele Geister, welche auf verödeten Schlachtstätten umherirren, am ruheloseſten sind sicherlich die Gespenster aller armen Adjutanten, welche im Carrierritt getödtet worden sind. Bei Kaulbach's Hunnenschlacht ist es mir immer als ein bedeutender Fehler erschienen, daß er die bedeutendsten aller Gespenster, die Adjutanten, vergessen hat.

Ermüdet, verfroren und durchnäßt bis auf die letzte Faser der Kleidung, ritt ich in später Nacht von einer langen Recognoscirung ins Quartier zurück. Viele Stunden hatte ich auf dem Pferde zugebracht, welches sich mühsam in dem tiefen Schlamm der Wege fortarbeitete. Der scharfe Nordwestwind hatte mir die Kleider auf dem Leibe getrocknet, bis ein neuer heftiger Regenschauer sich das Vergnügen machte, mich noch gründlicher durchzuweichen; dazu spritzte der Schmutz bei jedem raschen Schritt des Pferdes so hoch herauf, daß zuletzt auch das Gesicht mit einer chocoladenfarbigen teuflischen Maske wie überzogen war. Ich murrte zwar, wenn mir ein flüssiges Stück Heerstraße ins Gesicht sprang, aber ich wischte es doch verächtlich ab, denn in mir flötete es, wie in einer Spieluhr: Morgen ist bei dem Weg und Wetter von Manövriren keine Rede, die Dänen können uns ohnedieß nicht angreifen, wir sie eben so wenig; der ganze Vormittag gehört mir. Endlich werde ich einmal Briefe schreiben, Zeitungen lesen und im Morgenrock mein Leber halten. Bei solchen wohlthuenden Phantasien verwandelte sich mir das Brausen des Windes in das Brodeln der Kaffeekanne auf dem Ofen, und das Klappern meines Säbels in das Geklirr von Gläsern und Tassen, bis ich an das Thor von Rendsburg und zu meinem Quartier kam. Hrut' war mein hartes Lager weich. Die Einquartierung in Rendsburg ist, was man mit deutscher Bescheidenheit ein wenig stark nennt, und da kann man den Quartiergebern nicht verdenken, wenn sie sich zu heißen suchen, und aus zwei Betten drei, vier und selbst fünf machen. Auf den Einzelnen kommt dann freilich nicht allzuviel; indeß behaglicher hat man es immer noch, als die Kameraden auf den Dörfern im Cantonnement oder gar im Bivouak. Auch das Kindergeschrei in der Nebenstube, welche nur durch eine leichte Bretterwand von der meinen getrennt und mit Schreihälsen jedes Alters und Geschlechts vollgepropft ist, soll mich in dieser Nacht gar nicht stören, so willkommene Ursache unzähliger Flüche diese Nachbarschaft auch sonst für die Einquartierten ist. — Ich liege, ich schließe vergnügt die Augen, ich beginne sogleich von meinen Reitstiefeln zu träumen, welche hinter den Schranken ihre Gesichter in düstere Falten legen, über ihr Schicksal weinen, daß das Wasser bis mitten in die Stube läuft, und endlich einander aus Verzweiflung mit den Sporen die Physiognomie zerfratzen. — Da horch! Pferdegetrapp mitten in der Nacht, man hält vor dem Hause; kräftiges Hämmern einer schweren Faust an die Thür, selbst ein Siebenschläfer müßte erwachen. „Sollten die Dänen einen nächtlichen Ueberfall auf die Vorposten versuchen? Sie müßten wahnsinnig seyn, wenn sie in solcher Nacht auf der Straße umherwandelten." Mit diesen Gedanken sprang ich an das Fenster. Eine Dragoner-Ordonnanz hielt vor der Thür. „Rapport vom —ten Bataillon! Ich habe mich in den vielen Colonnenwegen verirrt, komme deßhalb so spät", entschuldigt der nasse Reiter und reicht mir zum offenen Fenster einen dicken Dienstbrief herein, der weiter nichts enthält, als die gewöhnlichen Kranken- und Zugangslisten, und zu jeder Stunde des nächsten Morgens früh genug gekommen wäre. Ich grolle der unnöthigen Störung und elle in mein Bett zurück, aber mit dem Einschlafen war es vorläufig vorbei. Denn wehe mir! Auch die Kinderstube war durch das Pochen aufgeweckt und Säuglinge, Amme und die größere Brut machten zusammen einen energischen und dauerhaften Höllenlärm. Vergebens versuchte ich zu begreifen, welches Vergnügen es für einen Mann seyn könne, sein Haus mit schreienden Bälgen anzufüllen, bis endlich der Morgenschlummer seine Decke von leichten Träumen auf mich legte. Sie waren leider von kurzer Dauer. Mein Bedienter weckt mich, als kaum die Dämmerung graut: „Der Herr General hat diesen Befehl hergeschickt". — Eine liebenswürdige Botschaft: es war der Befehl, sogleich nach dem —ten Bataillon zu eilen und irgend etwas dort zu besehlen, damit die Ausführung schon beim Vormittagsrapporte eintreffen könne. Für mich lag in dem Auftrage der Reiz, daß ich jetzt Aussicht hatte, sämmtlichen Straßenkoth auch auf der andern Seite des Hauptquartiers kennen zu lernen. Ich zog mit ernster Dienstmiene die durchweichte Uniform wieder an, drängte mich nach Hartem Kampfe in die trauernden Stiefeln, nahm einen Schluck Portwein aus der Feldflasche und trabte durch Nebel und Regen auf dem Haidweg dem Dorfe zu, in dem das

Bataillon lag. Vor der Thür des ersten Bauernhauses dehnt sich ein Bekannter mit großer Ruhe und gibt sich die unnütze Mühe, mich zu bemerken, weil ich in der Stadt die Wohlthat eines Bettes genieße, welches für Menschen gestopft sey, und nicht wie ein dickes Brod sich begnüge, auf dem Nabel des Schläfers seinen Schwerpunkt zu finden und nach allen vier Zipfeln hin in convexer Krümmung vom Leibe abzustarren. Ich beruhige ihn mit der Versicherung, daß ein Bett in der Stadt nur geringe Bedeutung habe, wenn man fortdauernd außer Stande sey, darin zu liegen, und richte meinen Auftrag aus.

Nach einigen Stunden bin ich nach Rendsburg zurückgekommen, habe nur eben Zeit, die beschmutzten Uniformstücke mit andern zu vertauschen und elle zum General, den befohlenen Rapport abzustatten. Mein tapferer General zeigt mit saligem Antlitz, worin ich die Spuren innern Abscheu's zu lesen glaube, auf einen dicken Stoß von Listen und Dienstbriefen, welche ich aufarbeiten soll. Erst als die Ordonnanz den Stoß zur Thür hinausträgt, kehrt die Seelenruhe auf dem würdigen Heldengesicht zurück. Ich eile an meinen Schreibtisch. Mehrere Stunden ununterbrochener Thätigkeit waren, wie ich voraussah, nöthig, um nur die Hauptsachen, die Depeschen, abzufertigen.

Im größten Amiseifer saß ich und war eben im Begriff, das Facit einer langen Addition in Sicherheit zu bringen, als es an die Thür klopfte. Ein unbekannter Herr in Civil trat ein mit vielen Verbeugungen, welche so gesiert waren, daß ich ihn für einen Barbier hielt und mich steif hinsetze, um ihn die Servieite unter mein Kinn stecken zu lassen. Indeß er blieb stehen und ich hatte Muße, ihn und seine Attitüde zu mustern. Es war ein kleiner rothhäckiger schäbiger Herr, in kunstarierten Hosen, ästlichem, schwarzem Sammtrock, roth und blau gestreiftem Halstuch und einer mächtig großen sunkelnden Tuchnadel von falschen Steinen. Der Hut war kenntlicht die Haarfrisur sichtlich gebrannt, die Wangen so rosafarben, daß ich sie im Verdacht hatte, durch Schminke verschönt zu seyn, dieselbe Farbe aber an der Nasenspitze war Natur. Er erhob majestätisch die Hand: Habe ich die Ehre Herrn u. s. w. — Der bin ich, was ist Ihr Wunsch? — „Der heiße Drang, Schleswig-Holsteins glorreichem Heldenkampfe gegen fremde blutdürstige Tyrannen meinen Arm, meinen Muth zu widmen, führt mich aus Deutschlands fernstem Gaue hierher: ich verlange in die tapfern Reihen des unüberwindlichen Heeres eingutreten", sprach er mit ernstem Nathos und rollenden Augen, indem er über mir weg nach der Decke sah. — Viel Ehre für unsere Armee, ich erlaube mir aber, Ihnen zu bemerken, daß ich mit dem Eintritt der Freiwilligen nichts zu schaffen habe, wenden Sie sich an Herrn v. R. — Ich habe Sie auch nur aufgesucht, um Ihre gütige Hilfe als Kriegskamerad zu erbitten. Fräulein Luise B., mit der ich zuletzt in Bamberg ein halbes Jahr engagirt war, hat mir viele Grüße an Sie aufgetragen. — Nichtig, es war ein fahrender Schauspieler, und die junge Dame, deren Grüße er mir brachte, eine von den Bekanntschaften früherer Zeit, an die man sich erinnert, ohne stolz zu werden. — Der schädige Herr aber fuhr fort: Mein Name ist Breuhahn, wenn ich mir mit Recht schmeicheln darf, nicht unehrenvoll bekannt. Sie werden vermuthlich schon von mir gehört haben. — Ich bedauerte kühl, mit dem deutschen Theater sehr unbekannt zu seyn. Wenn er aber als Freiwilliger eintreten wolle, habe das keine Schwierigkeiten. — „Wie, mein Herr!" sprach der unbekannte Künstler entrüstet, „Sie glauben doch wohl nicht, daß ich mich so weit erniedrigen kann, als gemeiner Soldat einzutreten?" — Wenn Sie früher bereits gedient und gute Papiere haben, können Sie vielleicht auch Unteroffizier werden. — Das war dem Besitzer der Tuchnadel zu viel. Er faßte leidenschaftlich in den zerknitterten Hut, legte seinen Oberleib zurück und fuhr mit der Hand empört zwischen die Knöpfe seines Sammtrocks, da, wo ein Knopf fehlte. „Mein Herr! Lieutenant ist das wenigste, worauf ich Anspruch zu machen berechtigt bin." — Wenn Sie nicht früher Offizier in einer deutschen Armee gewesen sind, und nicht einen ehrenvollen Abschied vorzuzeigen haben, ist das unmöglich. — Die Frisur des schäbigen Herrn sträubte sich, der Sammtrock wurde widerhaarig, die Glätte des Hutes verwandelte sich in struppige Wildheit und die Tuchnadel zwinkerte rachsüchtig. „Offizier!" sprudelte er, meine Bildung, meine geistigen Vorzüge berechtigen mich zu dieser Anforderung. In dem Reiche meiner Kunst bin ich oft mehr gewesen als Lieutenant; glauben Sie, daß ich nicht im Stande bin, Ihren Soldaten gegenüber einen Lieutenant vorzustellen?" Als ich ihm darauf eine wohlwollende Bewegung nach der Thür machte, wurde sein Spiel sehr groß, denn er fühlte, daß der fünfte Akt seiner Debutrolle beginne und ließ deßhalb seine volle tragische Kraft gegen mich wirken: „Mit glühendem Herzen kam ich hieher und gemeine Vorurtheile und rohen Undank muß ich finden. Stoßen Sie nur die edlen Seelen zurück, welche sich opfern wollen für Ihre Sache, die Schmach fällt auf Sie, und Deutschland soll es wissen, wie man hier seine Künstler behandelt." Dabei wandte sich der Künstler um, bewegte den Hut, dessen Haare sich jetzt wahrhaft fürchterlich sträubten, nach seinem Haupte und schrit mit jener bekannten Wendung und dem vernichtenden Blick zur Thüre hinaus, mit welchem der hochherzige Held den zerknirschten Böswicht nach den Regeln der Bühnenkunst verlassen muß. — Einige Tage später sah ich ihn in einem Haufen Rekruten unter dem Kommando eines gorngen Unteroffiziers die ersten Handgriffe mit dem Gewehr einüben, doch dauerte diese Unterdrückung des großen Künstlers nur kurze Zeit; er wurde als unnützes, liederliches Subjekt mit Zwangspaß über die Gränze geschickt.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch in Schiller's Geburtshaus.

(Aus der „Ostdeutschen Post".)

Den 25. Juli v. J. besuchte ich Marbach, um Schiller's Geburtshaus zu sehen. Das Städtchen liegt am erhöhten rechten Ufer des Neckar in einer anmuthigen Gegend, zu deren Belebung und Zierde der Neckar mit seinen Ufergauen nicht wenig beiträgt. Marbach besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, die außer der unterhaltungsmäßigen Anzahl Gasthausschilde, nichts Ungewöhnliches bietet. Sehenswerth ist die Kirche. Allein das Alles würde keinen Reisenden nach dem kleinen Neckarstädtchen ziehen, stände nicht da unten, südöstlich von der Hauptstraße auf einem kleinen Brunnenplatze, ein höchst unansehnliches Haus, aus welchem einer der größten Geister und Lieblinge der deutschen Nation hervorgegangen ist. Das Herz pocht Einem, wenn man von der Hauptstraße aus eine krumme Nebengasse abwärts gehend die Wiege Schiller's sucht. Wir sind bei dem Gedanken an diesen so gewaltig erfassenden und immer nur nach Großem zielenden Geist so sehr getröstet, Alles, was Bezug auf ihn hat, auch groß und bedeutend zu wähnen, daß wir uns einer Erschütterung seltsamer Art nicht erwehren können, wenn wir auf einmal vor einem Häuschen stehen, so klein, so schlicht, ja so ärmlich als möglich, und dabei erfahren: hier sey der Philosoph und Dichter Schiller geboren. Man bleibt unwillkürlich stehen und ist beklommen. Der Brunnen rauscht einönig weiter, ab- und zugehende Wasserträgerinnen beschauen sich den Fremden und hier und dort öffnet sich ein Fenster und ein neugieriges Gesicht blickt heraus. Schiller's Geburtshaus ist von einem Bäcker bewohnt und das Brett mit Broden vor den Fenstern kündigt dieses schon von ferne an. Das Häuschen hat an der Hauptfronte zu ebener Erde und im Stockwerke darüber drei Fenster; drei graue mürbe Läden schließen die letzteren wie müde Augenlieder. Der Eingang ist von der südlichen Seite; der Blick fällt dabei auf allerlei Wirthschaftsgerümpel und alte Gebäulichkeiten. Ich trat durch die niedere Hausthüre in eine kleine verrauchte Vorhalle; Kinder sprangen und rieten um eine kränkliche hagere Mutter, am Herde innerhalb eines Verschlags brannte ein be-

scheidenes Feuer und daneben hatte der junge blühende Bäcker Erod aus dem Ofen, das er, unterstützt von einem Jungen, nach der Stube trug. Dahin folgte ich ihm über zwei Stufen nach freundlicher Begrüßung meiner- und seinerseits. Wie klein, wie drückend; wie rührend schlicht war nun dieses Stübchen wieder! Ein großer Ofen beengt den Raum noch mehr. Dazu kommt nun noch ein Treppenverschlag; Wandbänke und ein unverhältnißmäßig großer Tisch, so daß wenig Raum zum Hin- und Herbewegen übrig bleibt. Auf den Wandbänken herum lehnten große Laibe Brod, als ich eintrat; ein Heer von Fliegen schwärmte in der heißen Stube. Ich fragte nach Reliquien und Merkwürdigkeiten des Häuschens; der Bäcker zeigte in der Stube herum und sagte lächelnd: „Ja, das ist Alles." Dann legte er mir das „Schilleralbum" auf den Tisch, damit ich meinen Namen einzeichnen könne. Aus Schiller's Zeiten ist auch kein Restchen Mobiliar mehr da. Eine kleine schwarze Büste Schiller's ziert einen Wandwinkel der Stube, um das Postament derselben ist ein Gedicht befestigt, welches unter Anderm auch folgende Stelle enthält:

Deutscher Barde, frei und groß,
Seltsam fiel dein Schicksalsloos.
Bald gelobt und bald gelästert
Und am End' auch noch gerettet:
Ach, vergiß dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand.

Rechts und links neben der Büste hängen zwei fromme Bilder: ein Jüngling am Scheidewege, der aus Matth. (VII. 13, 14) citirt: „Nicht der Weg, sondern das Ende des Weges bestimmt meine Wahl; wie schön und ehrenvoll wird sich's oben ruhen." Das Bild rechts stellt ein großes Wetterneun mit Hindernissen nach dem Paradiese vor: „Des Christen Weg und Ziel;" der Text lautet: „Glaube, hoffe, dulde — am Ziel wird er dich belohnen." Ja sag's ja, der Eigennutz guckt dieser Frömmigkeit allenthalben aus allen Poren. Das Schiller-Album ist ein Gedenkbuch für die Besucher der theuren Stelle. Es wimmelt von Namen aller Stände; man ersieht, daß jeder derselben sein Kontingent von Verehrern liefert. Nur Fürsten fehlen und Diplomaten; das ist aber kein Stand, das ist nur der Unbestand. Ich zweifle, daß in einem ähnlichen Goethe-Album die Begeisterung des schlichtesten Arbeiters so gefunden würde. Dieses Schiller-Album ist übrigens ein wahres Kunterbunt von Sentimentalitäten, Gemüthsergießungen, ungeschickten Citaten, Neckereien und Gedankenspänen. Ich konnte nicht umhin, einige derselben zu notiren. Sehr häufig sind die Aufspielungen auf Palast und Hütte, reich und arm, und daß ein Genie keiner goldenen Wiege bedürfe. So heißt es an zwei Stellen: „Zum großen Geist braucht es nicht des großen Vaterhauses, noch enger ist der Mutterschooß." Die meisten Einzeichnungen bestehen in der bloßen Angabe der Namen, des Stands- und der Zeit der Anwesenheit; da ist es nun auffallend, wie sich oft unter einigen guten Versen ganze Gruppen von Namen drücken und drängen, als wollte jeder hinzufügte Namen damit anzeigen, daß er „mit Gut und Blut" für die Inschrift einstehe und mit derselben Gesinnung „stehe und falle." Unter den Versen:

Wir haben von unserm Glanz und Schimmer
Nichts als die Müh' und Schmerzen,
Und das, wofür wir uns halten im Herzen —

liefert der Anreang von Namen ein förmliches Gefecht um sichere vierschrötige Positionen. Mancher Name guckt auf solche Weise einem anderen nur halb unter dem Arm hervor. Hie und da findet sich eine Inschrift durch das Terrain begünstigt von großem Zuwrange sicher. So gibt sich folgende Stelle:

Willst Du treu dem Dichter sein,
So präge Dir seine Gefühle ein —

mit der einen Unterschrift des Verfassers zuversichern. Herzensergießungen gar zu subjektiver stammesbewußter Art theilen ein gleiches Schicksal; so die folgende Stelle: „Zum Volkerenen bin ich nicht geboren, auch weiß ich nicht Reime zu schmieden; doch Schiller, Dich weiß ich zu verehren, obwohl ein ehrlicher Schwabe ich bin." Ein Lächeln beschleicht uns, wenn wir zahlose Citate aus Schiller selbst ganz wunderlich eingezeichnet sehen. Sie beziehen sich meist auf Liebe, Freiheit, Glauben und Hoffen. Da seufzt Einer:

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz . . .

Dort deklamirt ein Anderer:

Religion des Kreuzes u. s. w.

Ein jungfräuliches Herz mit der Unterzeichnung N. N. schreibt:

O! daß sie ewig grünend bliebe
Die erste Zeit . . .

Und wieder Einer schwingt sich also auf:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein . . . —
A. B. aus L.

Mäßiger tritt ein anderes Herz auf, indem es schreibt:

Denn wo das Mitte mit dem Zarten . . .

Oder: Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben . . .

Oder: Ich habe geliebt und geliebet: —

Scheine gibt es überall, sie fehlen auch hier nicht. Hart hinter mancher einfachen Inschrift der Verehrung nistet sich die und da der Humor des Zufalls oder der Absicht. So schrieb z. B. ein Hr. L. B. aus Winnenden bescheiden: „Auch ich verehre Schiller" — gleich setzt ein C. B. aus Winnenden darunter:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das sieht in Einfalt ein kindlich Gemüth . . .

An einer anderen Stelle ergiißt Einer folgendermaßen:

Wenn Schiller sich dann am Firmament
Wie Mittagsröthe brennt,
So werden „Kerner" selbst zur Sperre,
Der Dichtertinge Gras wird Heu;
Ja selbst der milde Goethe
Wird Schiller's Morgenröthe.
Jean Theophile Kleinknecht aus Brettach.

Sogleich findet sich eine „Bewunderin", die darunter schreibt:

Kleinknecht, Du bist ein Engel! —
Louise.

Jedennoch die Reih' in ihren Freude nicht alleine, denn unter die Louise schwört ein Moritz Kirchter:

Du hast wahr geschrieben!

Natürlich muß Schiller auch der Gesinnung zum Ausdruck helfen:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er ihnen Speer und Spieß
Zu wahren ihre Rechte.
Ein Republikaner.

Unter den einzelnen Besuchen stehen auch Kollektivbesuche von Arbeitervereinen aufgezeichnet, um ihre tiefe Verehrung des Dichters Schiller zu bezeigen.

An charakteristischen Einzeichnungen fehlt es auch nicht. Wer kennt nicht den Kommis-Vonageur aus folgender Stelle: „Auch ich verehre Schiller auf einer Geschäftsreise. N. N." Es fehlt nur noch das Cito! Cito! — Oder wer zweifelt, daß ein alter Philolog der Ästhet ist, wenn eine milde Hand mit griechischen Lettern eine klassische Stelle niederzeichnet? — Eine psychologische Merkwürdigkeit ist mir auch noch vorgekommen. Es gibt Menschen, die so weich und gebrochen und noch ein Mal gebrochen sind, daß ihnen bei Allem anfaßt Gedanken nur Gefühle kommen. So fand ich in dem Schilleralbum, das doch dem Andenken und der Verehrung Schiller's geweiht seyn soll, folgende Stelle:

O Tochtermann, Walter, warum so schnell deinen Tod?
Das weiß Niemand als der allwissende Gott.
Rothgerber her v. Winnenden.

Das ist wahrscheinlich ein alter gebeugter Mann, dem über einen nahen Verlust noch warm die Thränen über die Backen liefen, obwol er eine „Zerstreuungskreise“ angetreten hatte. — Und so wimmelt es noch von so manchen wohl- und wehgemeynten Sprüchen. Auch viele sehr würdige Worte von Engländern und Franzosen finden wir in diesem Album. Dem vielen abgedroschenen und kindischen Unwesen, welches sonst darin vertreten ist, macht ein schalkhafter Versekünstler den Prozeß, indem er sagt:

Und was das Beste ist dabei,
Der Todte braucht die Verselei,
Die ihn soll ehren, nicht zu lesen.

Elektrische Häuser.

Die amerikanische Association zur Beförderung der Wissenschaften, welche sich nach dem Muster der englischen gebildet hat und wie diese ein migratorisches Leben führt, hielt dieses Jahr ihre dritte Zusammenkunft in Neuhaven unter dem Vorsitz des Professors Bache. Die Vorträge, an denen sich die namhaftesten Gelehrten der Vereinigten Staaten, so wie der seit einigen Jahren dort eingebürgerte berühmte schweizerische Naturforscher Agassiz, betheiligten, scheinen sich meistens auf physikalische Gegenstände bezogen zu haben. Ueber Elektrizität wurden manche interessante Thatsachen mitgetheilt, z. B. von Herrn Gould, der als Resultat seiner mit großer Sorgfalt angestellten Untersuchungen das Maximum der Schnelligkeit des Fluidums auf 20,000 engl. Meilen pro Sekunde bestimmt, während Fizeau es zu 110,000 und Wheatstone gar zu 288,000 Meilen angiebt. Ganz neu war die vom Professor Loomis gegebene Beschreibung des Phänomens von elektrischen Häusern, welche, wie folgt, lautet: „Seit einigen Jahren haben sich an mehreren Häusern der Stadt New-York Symptome von Elektrizität in einem bemerkenswerthen Grade gezeigt. Monate nach einander haben sie Funken von bedeutender Größe von sich gegeben, die von einem lauten Knacken begleitet waren. Ein Fremder, der ein solches elektrisches Haus betritt und einen Bewohner desselben die Hand schütteln will, empfängt einen Schlag, der ganz empfindlich und keineswegs angenehm ist. Damen, die im Begriff sind, sich zu küssen, werden von Funken begrüßt. Es sprühen Funken, sobald man mit der Hand an die Thürklinke faßt, die vergoldeten Rahmen der Spiegel, die Gasröhren oder einen anderen metallischen Körper berührt, besonders wenn dieser Körper eine freie Kommunikation mit der Erde hat. In einem Hause, welches ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, empfing ein Kind, das die Thür öffnen wollte, einen so heftigen Schlag, daß es in großer Angst davon lief. Als die Hausfrau sich dem Sprachrohr näherte, um dem Gesinde ihre Befehle zu geben *), erhielt sie einen sehr empfindlichen Streich auf den Mund, und die Elektrizität des Rohres machte ihr viel zu schaffen, bis sie endlich auf den Gedanken kam, es erst mit dem Finger zu berühren. Wenn sie aus einem Zimmer in das andere geht und zufällig auf die Messingplatte tritt, die zum Schieben der Flügelthüren dient, wird ihr Fuß von einem derben Schlag getroffen. In mehreren Häusern sind diese Erscheinungen so außerordentlich gewesen, daß sie allgemeines Erstaunen, ja, Schrecken hervorriefen. Nach einer genauen Untersuchung dieser Fälle bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß die Elektrizität durch die Reibung der Schuhe auf den Fußdecken erzeugt wird (?). Um diese Wirkung hervorzubringen, müssen sich mehrere Umstände vereinigen. Die Fußdecke oder wenigstens ihr oberer Theil muß ganz von Wolle und von dichtem Gewebe seyn. So weit ich beurtheilen kann, sind die schweren, sogenannten Sammetdecken am meisten zur Aufnahme der Elektrizität geeignet; doch haben auch gewöhnliche Decken, doppelt gelegt, dieselbe Eigenschaft. Die größere Dicke trägt natürlich dazu bei, die Isolirung der Decke zu vermehren. Die Decke, so wie der Fußboden des Zimmers, müssen ganz trocken seyn, damit das Fluidum nicht sogleich nach seiner Erzeugung entweiche. Im Allgemeinen wird diese Erscheinung nur im Winter stattfinden, und zwar in Zimmern, die fortwährend warm gehalten werden. Die merkwürdigsten Fälle, die mir in New-York bekannt wurden, kamen in solid gebauten, stark geheizten Häusern vor, und die elektrischen Phänomene waren am häufigsten bei sehr kalter Witterung. In der warmen Jahreszeit machten sich nur schwache Zeichen von Elektrizität bemerkbar.“

*) Weil nämlich das amerikanische Gesinde es unter der Würde hält, auf eine Klingel zu antworten. D. R.

Zur Naturgeschichte der Brieftauben.

Die vor Kurzem von einem englischen Blatte mitgetheilte Nachricht über die Ankunft der von Sir John Ross mitgenommenen Brieftauben in Schottland hat sich zwar als ungegründet erwiesen, ist jedoch insofern von Interesse, als sie zu anziehenden Bemerkungen über die Gewohnheiten und die Dressirungsart dieser Vögel Anlaß gibt. Es scheint, daß ein langer und sorgfältiger Abrichtungskursus nothwendig ist, ehe man sie als gehörig zugelernt betrachten kann. Ihre ersten Ausflüge sind auf einige (engl.) Meilen beschränkt, die bis zu sechzig oder achtzig ausgedehnt werden, weil es etwa das Maximum des Weges ist, den man sie in der ersten Saison machen läßt. In der folgenden unternehmen sie schon längere Reisen, und es liegt ein Bericht vor, daß sie 600 Meilen zurückgelegt haben. Dieß war im Jahre 1841, als man 200 dieser Tauben zu San Sebastian, in Spanien, in Freiheit setzte, wovon sechzig nach Perviers flogen. Der verstorbene Bischof von Norwich erzählt in seiner „Geschichte der Vögel“, daß man sechsundfünfzig Tauben von einer Gegend in Holland, in der man sich mit der Zucht derselben vorzugsweise beschäftigt, nach England hinüber gebracht und in London um halb fünf Uhr Morgens wieder fliegen gelassen habe. Zur Mittagszeit waren sie alle in ihre alten Taubenschläge zurückgekehrt; ja, ein Liebhaberstäuberich, Napoleon genannt, traf schon um ein Viertel vor elf Uhr dort ein. Er hatte also die Distanz von 360 (engl.) Meilen mit einer Schnelligkeit von mehr als fünfzig Meilen die Stunde zurückgelegt, vorausgesetzt, daß er keinen Augenblick verloren hatte und in einer geraden Linie geflogen war. Es geht aus mehreren Versuchen hervor, daß die stärkste Tour einer Brieftaube ungefähr sechzig Meilen in einer Stunde beträgt; wenn wir daher annehmen, daß Sir John Roß seine Tauben von dem Orte, wo er zuletzt gesehen worden, d. h. gegen 2000 Meilen von Schouland, fliegen ließ, so müßten diese Vögel über dreiundvierzig Stunden mit jener Schnelligkeit geflogen seyn, um ihren Wohnort zu erreichen. Nun soll es aber sakrisch heißen, daß Brieftauben nie zur Nachtzeit fliegen. Ein sehr erfahrener Abrichter versichert, daß ihm kein Fall bekannt sey, wo eine Brieftaube nach Eintritt der Dunkelheit zurückgekehrt wäre. Nöthiches Weiter ist ihnen ebenfalls sehr unzuträglich; und die Belgier, die große Sorgfalt auf die Taubenzucht verwenden, haben die Bemerkung gemacht, daß ihre Tauben den Flug schneller vollbringen, wenn sie von Süden nach Norden ziehen. Ueberhaupt sind alle Kenner in diesem Fache der Meynung, daß man gar nicht daran denken könne, vergleichen Vogel vom Lancaster-Sund oder der Davisstraße nach England abzufertigen, da sie selbst zu Reisen über den Kanal — von Antwerpen nach London z. B. — erst durch kurze Flüge an der Seeküste vorbereitet werden müssen.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nr. 2.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 5. Jan.

Das Tagewerk eines Adjutanten im schleswig-holsteinischen Heere.

(Schluß.)

Lachend setzte ich mich zu meinen Rechnungen, die Addition mußte aber von vorn angefangen werden. 10—35. Was gibt's, Johann? — „Herr Adjutant, ein Bauer auß dem Dithmar'schen steht draußen.“

Ein alter wohlhäbiger Mann trat ein, mit weißem Haar, breiten Schultern und dem festen kernigen Wesen, das man hier im Lande so häufig findet. Er schüttelte mit kräftig die Hand und frug nach dem Aufenthalt seines verwundeten Sohnes, der als Freiwilliger bei einem Jägercorps stehe. Ich füllte dem Alten ein Glas Portwein, sehr in den Lüften nach und kann ihm die tröstliche Versicherung geben, daß sein Sohn in der Besserung ist und im Lazareth Nr. 7 liegt. „Schön Dank, Herr Lieutenant,“ sagt der Bauer in seinem Dialekt, „'s wär mir lieb, wenn der Johann mit dem Leben und gesunden Knochen davonkäme. 'S ist schon der dritte Junge; einer blieb 48, der andere 49; es wär mir nicht recht, wenn der dritte in diesem Jahre d'rauzginge.“ — Hartes Schicksal! wars ich ein. — „Dart ist es wohl. Wenn wir nur von dem Dänen freikommen, das kann trösten, und es wird trösten,“ sprach er bergbaft.“ Wir tenken so bei und im Dithmar'schen: Wir wollen's durchsetzen; unsern letzten Sohn und die letzte Kuh und das letzte Pferd im Stalle setzen wir d'ran, daß wir freikommen von den verdammten Dänen.“ — Ihr müßt jetzt viel hergeben, die Kriegscontribution greift euch stark an. — „O, mein bester Herr Lieutenant“, versetzte er ruhig, „noch geht es an. So lange der dänische König es aushält, halten wir es auch noch aus, und wir haben zuletzt noch einen Thaler mehr in der Tasche, als wir er.“ — Ein neuer herzlicher Handschlag, und der Bauer öffnete die Thür und schritt bedächtig hinaus. Ich sah der großen Gestalt respektvoll nach. Der Mann führt Krieg mit dem König von Dänemark, er, der Bauer, und doch führt er ihn wie ein König. Er setzt seinen Thaler gegen des Dänenkönigs Thaler, seinen Sohn gegen des Dänen Unterthan und seinen Bauerhof gegen die Krone Erich's. Und das thut er nicht als ein bethörter Spieler, sondern nüchtern, langsam, kalkulirend; er weiß, was er will; er ist fem fremden Elegenten feind geworden, das ist seinem zähen Willen genug. Er kekriegt ihn, er bezahlt und unterhält auch mich, damit ich ihm seinen Feind zurückreiben helfe; und er weiß das recht gut.

Ich neige mich vor reiner kleinen Majestät, Sir Klaus Johannsen, murmelte ich, zu den Listen zurückkehrend. — Ordonnanz! lassen Sie nichts herein, was Sie abhalten können, ich addire. — Also 10—13—35. — Himmel, welch ein Geschrei: Die Ordonnanz und eine bessernde zornige Weiberstimme im Kampf: „Und ich sag Sie, ich will den Lieutenant sprechen, und von so einem elenden Musketier werd' ich mich noch nicht abhalten lassen“, schrie die Fremde, meinen Wächter an die Thüre drängend. — Lassen Sie ein, rief ich; und in das Zimmer stürzte eine gemeine, schmutzige Person von höchst verlelhaftem Aussehen. Ein alter schwarzer Hut, der durch Sonne und Regen die Farbe sehr verloren hatte, ragte über ihrem zigeunerfarbenen Gesicht wie das Verdeck einer zerfallenen Droschke über die rothen Sitzkissen, und zwei hervorstehende Augen warfen zornige Blicke auf meine Uniform. Ihre Lippen bewegten sich nach der Methode des Hamburger Dialekts: „Na, das muß ich sagen“, schrie die Dame von entschiedenem Charakter, „das ist eine schöne Wirthschaft hier bei die Schleswig-Holsteiner (näher rückend). Warum soll ich denn nicht als Marketenderin bei das Bataillon bleiben? (noch näher rückend, während ich eine Stuhlehne als Barriere vor sie stelle). Der Hauptmann sagt, hier vom General sey der Befehl, daß ich fort muß (auf die Stuhlehne schlagend). Hab ich nicht immer gute Lebensmittel geliefert? (wieder aufschlagend). Na, das möcht ich doch von Sie wissen, warum ich fort soll“. — Weil Ihre Papiere nicht in Ordnung sind und man außerdem erfahren hat, daß Sie liederliches Weibsgesindel mit sich herumziehen. — „So? meine Papiere nicht in Ordnung?“ rief der Drache feuerspeiend, „seht mir einmal diese Schleswig-Holsteiner an, was die so auf Papiere geben! Was? sind eure Papiere denn in Ordnung? Ich glaub onnoch nicht (feuerspeiend). Rebellen und Insugenters'd seyd ihr, wie die Dänen sagen, und denn wollt ihr noch auf Papiere sehen, wie bei der Polizei? — Nr, so etwas Dummes ist mir noch nicht vorgekommen. Und die Mine und Guste, meines seligen Bruders Stieftöchter ihre Töchter, das sind ein paar nette Mädekens, die schon 48 mit die Preußen und 49 mit den Bayern hier gewesen sind und allen Lieutenants angenehm gewesen sind und nu (feuerspeiend) sollten sie für diese Schleswig-Holsteiner nicht mehr gut genug syn?“ — Der Befehl ist da, daß Sie als Marketenderin nicht mehr geduldet werden sollen; gehen Sie! — Was der Drache bis dahin an Feuer gespien hatte, war ein harmloser Leuchtkäfer gegen die Brandraketen von Zorn, welche jetzt losfuhr. Sie strengte sich mit Flüchen an, bis ihr Hut schütterte, als müßte er von ihrem Kopfe fallen. Das Hereinrufen der Ordonnanz und die Drohung, sie auf die Polizei zu schicken, gab ihr eine anständige Veranlassung zum Rückzug. Sie schied mit einem vergweifelten Anerbieten, wobei sie die Hinterseite ihrer Röcke aufhob, und mit dem frommen Wunsch: „Na, darauf freue ich mir schon, wenn ich euch man erst Alle aufgehängt am Galgen sehe.“ — Ihr Schnauben und Feuerspeien vor der Thür wurde durch ein Gerüsch unterbrochen, welches mit dem Hinauswerfen eines schweren Körpers große Aehnlichkeit hatte. Die sichtliche Befriedigung, mit welcher die Ordonnanz gleich darauf in meine Stube trat, läßt mich fürchten, daß er den Rückzug des Drachen durch ein gewagtes Manöbre beschleunigt hat.

Wieder sitze ich: 10—13—29—35. Ordonnanz des Generals mit einer Meldung.“ Ich soll sogleich nach dem Gasthof geh'n und der Braut eines Offiziers, welche so eben aus Ostpreußen hier angekommen ist, Nachricht über den Aufenthalt ihres verwundeten Verlobten geben, außerdem der Dame in allen Möglichen behülflich seyn. Jetzt hat meine Rechnung einen Stoß erhalten, von dem sie sich heut nicht wieder erholen kann. Die Addition liegt in Trümmern, nie werde ich das Zacit der verwünschten Liste vor mir sehen, das ist klar. — Der Bräutigam war vor drei Tagen an seinen Wunden gestorben, gestern erst hatten wir ihn begraben, und ein edler hochherziger Bursch war es gewesen. Und das einer verzweifelten Braut zu erzählen, die 100 Meilen weit herkommt, ihren Liebling zu pflegen! Das war mein lockender Auftrag. Schwermüthig schnallte ich den Säbel um und ging langsam nach dem Gasthofe, denn ich wußte, was mich erwartete. Erst die Woche vorher hatte ich einer Mutter denselben Liebesdienst erwiesen. Die würdige Frau, Muster einer braven deutschen Bürgersfrau, hatte zwei Stunden auf meiner Stube gesessen, sich Schnupftuch und Kleider naß weinend, und hatte mir ausführlich erzählt, wie brav und hübsch

ihr Sohn von klein auf gewesen, wie verständig er und den Mündeln gehorchen sey und mit welcher Treue er ihr in der Nahrung geholfen habe, bis ich Barbar fast eben so erweicht war, wie die arme Mutter. Zuletzt schieden wir, indem sie mich bat, sie nach dem Kriege in ihrer Heimath zu besuchen; sie hatte die Kindermützchen noch, und das Röckchen, das der Todte einst getragen, das wollte sie mir zeigen. Zum Letzten, wenn Einer noch die Kinderthränen von all' den braven Jungen besehen soll, die in unserem Kriege vom Leben geschieden sind, so ist das doch zu viel verlangt. Und ich bin fast in der Lage. In diesen unheimlichen Betrachtungen stieg ich zögernd die Treppe hinauf und wiederholte mir mechanisch die eindringliche Ermahnung an mich selbst, sehr zart und schonend zu seyn. An der Zimmerthür trat mir eine blühschöne junge Dame in größter Aufregung entgegen und rief mir mit geringenden Händen zu: Um Gotteswillen, mein Herr, geben Sie mir Nachricht von meinem Verlobten, kein Mensch will hier etwas von ihm wissen; man will mich schonen, man will mich täuschen! Meine Lippen zauderten das kurze Wort „todt" auszusprechen, aber es stand wahrscheinlich sehr leserlich auf meinem Gesicht geschrieben, denn sie rief in furchtbarer Angst: „Er ist todt, er ist todt!" Ich vermochte nicht, eine Rede zu halten und neigte stumm und ehrfurchtsvoll meinen Kopf. „Also todt," schrie sie in herzzerschneidenden Tönen und stürzte ohnmächtig im Zimmer zusammen, wie durch's Herz geschossen. Eine alte Tante rennt von der einen Seite herzu, ich von der andern, ich trage die Ohnmächtige auf das Sopha, hole Gläser Wasser, ergreife endlich meinen Helm und eile aus dem Gasthause, mit dem zweifelhaften Trost, daß mein Bestand im Augenblick doch nichts nützen könne. Nach einer Weile kam ich resignirt zurück; die Braut saß da, wie Niobe, bleich, kalt und ohne Thränen. Endlich bat sie mich mit gebrochener Stimme, ihr die näheren Umstände von der Verwundung und dem Tode ihres Bräutigams zu erzählen. Ich versuchte eine ausführliche Schilderung zu machen, zweifle aber, daß ich den kriegerischen Takt des schwedischen Hauptmanns im Wallenstein hatte, wenigstens mußte ich mich öfter räuspern, als für den Fluß meiner Rede wünschenswerth war. Sie saß aber auch zu melancholisch vor mir. Endlich hat sie mich gar, sie zu dem Grabe des Todten zu begleiten. Auf dem frischen Grabe steckte eine kleine schwarzrothgoldene Fahne, zum Zeichen, daß dort ein Soldat lag. Sie warf sich schluchzend auf dem Grabe nieder und lag lange mit gefalteten Händen, während ich traurig daneben stand und einen Augenblick nicht ganz sicher war, ob ich ihr auch das rechte Grab gezeigt hatte. Meine Tischkameraden behaupteten später, es sey das eines dicken Wachtmeisters gewesen, der an demselben Tage gestorben war. Aber das war eine unwürdige Verleumdung. Wenn sie betete, wie ich glaube, wird jedenfalls ihr Gebet am rechten Orte angekommen seyn. Endlich führte ich sie nach der Stadt zurück; sie hing gebrochen an meinem Arm, wie eine Sterbende. Noch an demselben Abend wurde die Unglückliche von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und hat Wochen lang in Rendsburg gelegen. Eine einfältige Kugel hatte zwei blühende Menschenleben vernichtet. Man gewöhnt sich aber im Kriege auch an so etwas.

Das also war der gemüthliche Morgen, den ich mir in der Regennacht so schön ausgemalt hatte. Zank mit Künstlern, Marketenderinnen und widerspenstigen Additionsexempeln, und zuletzt noch eine ungeheure Quantität von tragischem Mitgefühl. In wahrhaft philosophischer Stimmung ging ich in's Gasthaus zum verspäteten Mittagsische. Dort dachte man nicht an die Schrecken des Krieges und hatte wenig Sympathien mit den Leiden eines Adjutanten. Eine volle Bowle stand auf der Tafel, lustige Gruppen saßen umher und hielten mit die gefüllten Gläser entgegen. In der Ecke des Zimmers war eine Pharaobank errichtet, Silberthaler und Papierzettel standen in Masse auf den Karten, die Gage eines ganzen Monats ward von Leichtherzigen in wenigen Minuten verspielt, und mit reißender Schnelligkeit wechselte das Geld seine Besitzer. — „Die letzten 20 Thaler auf die Dame!" rief ein von Wein und Spiel erhitzter Kamerad. „Donnerwetter, sie sind fort, ich bin ruinirt und die verfluchten Dänen mögen mich jetzt ruhig vor den Kopf schießen," brauste er beim Verlieren auf. Er wurde, nebenbei bemerkt, schon am nächsten Abend schwer verwundet in's Hospital gebracht und sein Wunsch schneller erfüllt, als ihm lieb war.

Ich aber hatte kaum das erste Glas geleert und einen Angriff auf den Teller vor mir begonnen, als ein Offizier mit der Meldung hereinstürzte, die Dänen machten Miene, unsere Vorposten anzugreifen. Ein großer Theil der Zecher und Spieler eilte nach den Quartieren, und ich nach meinem Pferde; hui ein Satzel und unsern Vorposten zu. Ein kleines Patrouillengefecht hatte unser ganzes Corps alarmirt, ich ritt dem Orte des Schießens zu, sprang vom Pferde, ergriff schnell die Muskete eines Verwundeten und feuerte zu meinem Vergnügen einige Schüsse den Dänen nach. Was thun Sie hier? rief lachend Hauptmann v. B.; schickt heut der General seine Adjutanten mit der Muskete in's Patrouillengefecht? — Zum Henker mit dem Adjutanten, rief ich vergnügt zurück, seit 24 Stunden bin ich ein gepfiffter Mann, der nicht wußte, wo ihm der Kopf stand. Für unser Einen gibt es offenbar keine andere Zeit der Freiheit, als die wenigen Stunden, wo im Felde Mann gegen Mann steht. Zu Hause erwartet mich wieder ein verwünschtes Additionsexempel. Sie können mir nicht verdenken, daß ich vorher ein wenig meine Freiheit genieße.

Französische Höflichkeit.

Aus Ludwig Kalisch's Buch: „Paris und London."

Unter die vielen Entbehrungen, die der Deutsche in Paris zu leiden hat, gehört besonders die Grobheit, und ein ächter Deutscher ist ordentlich froh, in diesem glattgeschliffenen Paris zuweilen einen frisch angekommenen Landsmann zu finden, mit dem er eine ungeschliffene Stunde verbringen kann.

Der Franzose ist nie grob, nicht einmal da, wo er grob zu seyn ein heiliges Recht hätte. Ich will dieß durchaus nicht als eine Tugend rühmen; denn ich liebe die Grobheit, weil ich weiß, daß die Höflichkeit gewöhnlich eine Verstandessache, die Grobheit aber in der Regel eine Herzenssache ist. Ich ziehe aber das Herz mit der Frühlingswärme seiner Empfindungen und der Sommerhitze seiner Leidenschaften immer dem kalten Verstande vor, der die Schläge des Herzens genau berechnet und dasselbe schon der Verschwendung anklagt, wenn es mit seinen Gefühlen nicht knickert.

Der Franzose redet jeden mit „Monsieur" an. Der Chiffonnier wird eben so gut mit Monsieur angeredet wie der Marschall von Frankreich. Dieß „Monsieur" ist stereotyp. Man kann nichts hinzu thun und nichts davon nehmen. Der Deutsche aber gebraucht das einsylbige „Herr" gewöhnlich gar nicht; wenn er es indessen gebrauchen will, so kann er ihm so viel Grobheiten in die Taschen stecken, als ihm beliebt. Man denke sich einen deutschen Untersuchungsrichter, vor dem ein politischer Delinquent steht. Der Untersuchungsrichter kann den Delinquenten „Herr" anreden; aber wenn dieser sich eigensinnig benimmt und der kurzathmigen Geduld des Richters zu nahe tritt, so kann der Richter sagen: „Herrr, gestehen Sie die Wahrheit!" oder: „Herrrr, keine Verstellung!" oder: „Herrrrrrr, Sie soll ja gleich der Teufel holen!" Kurz, er kann in dem Wörtchen „Herr" so viele grobe r schnarren lassen, daß man einige Dutzend heftig bewegter Stricke darin zu vernehmen glaubt. Der arme Franzose kann aber sein „Monsieur", das so weich und sanft ist wie gewaschene Butter, gar nicht für grobe Zwecke verwenden.

Der Franzose nennt die Höflichkeit politesse, ein Wort, das sich gar nicht ins Deutsche übersetzen läßt. Der Franzose ist poli d. h. gebobelt. Die Politesse ist ihm eigenthümlich, ist ihm angeboren, ist ihm anerzogen. Sie ist bürgerlich. Die Deutsche aber beziehen die Hobeln vom Hof, und nur die Grobheit ist bei uns bürgerlich. Die bürgerliche Grobheit kommt bei uns nie an den Hof und

die Höflichkeit der vornehmen Höfe kommt niemals in die bürgerliche Luftschichte; und so oft bei uns die Fürsten mit dem Volke reden, werden sie noch viel gröber, als die Gröbsten aus dem Volke. (??)

Nirgends kann man den Mangel oder den Reichthum an Politur bei den Menschen so genau kennen lernen, als wenn man sie zanken sieht. Sobald der Mensch in das heiße Bad eines Zankes springt, zieht er seinen Leidenschaften die Kleider aus; und derjenige, der im Zanke wenigstens einen Theil seines Charakters verräth, hat nichts zu verrathen. Ich habe in Paris oft Händel anfangen sehen; ich habe hier oft Menschen aus der niedrigsten Volksklasse im Zanke beobachtet; aber sie haben sich gewöhnlich nur Wihe, keine Grobheiten an den Kopf geworfen. Wenn sich Franzosen zanken, so kochen sie auf und ein wie ein Topf Salzwasser; je mehr Zorn sie verbunsten, desto mehr Salz lagern sie ab.

Wenn aber in Deutschland Leute aus dem Volke in einen heftigen Zungenwettstreit gerathen, so ist die Einleitung desselben gewöhnlich eine Einladung, von welcher der Eingeladene keinen Gebrauch macht, obgleich sie ausrichtig gemeynt ist. Diese Einladung ist seit Jahrhunderten in Deutschland so üblich, daß Goethe sie dem Ritter Götz von Berlichingen in den Mund zu legen sich nicht gescheut. Eine solche edle Gastfreundschaft dem Widersacher gegenüber kennen die Franzosen nicht. Man sieht daraus, wie viel Tugend in unserer Grobheit steckt.

Der Franzose ist überhaupt zu konventionell, um grob zu seyn; vor allem ist es aber, wie gesagt, seine Sprache, die ihn daran hindert. In den Arsenalen der französischen Sprache gibts nur feingeschliffene Klingen und scharfzugespitzte Lanzen. Sie können daher nur gestrecht plänkeln, aber keine Schlachten liefern. In den Rüstkammern unserer Sprache aber ist so viel Ueberfluß an grobem Geschütz, daß uns nichts widerstehen kann, wenn wir unsere Batterien aufpflanzen. Der Franzose hat zwei Worte, die er gewöhnlich im Zanke seinem Gegner an den Hals wirft: „vous m'ennuyez“ und „vous m'embêtes.“ Der Franzose kennt nichts schlimmeres als die Qualen, die man seiner Geduld bereitet. Ihn langweilen, ihn ungeduldig machen, ist das ärgste, was man ihm thun kann. Die Langeweile ist ihm ein tiefer Schmerz und er hat für beides ein gemeinschaftliches Wort: ennui. Wer den Franzosen gähnen macht, ist sein Feind, dem gegenüber er keine Großmuth kennt.

Was das Wort embêter betrifft, so hat die Akademie demselben kein Obdach in ihrem Dictionnaire gegeben. Welche philologische Gründe sie für diese Hartherzigkeit hat, weiß ich nicht; denn das Wort hat das Bürgerrecht im Munde jedes Franzosen. Embêter heißt anbummen; der geistreiche Franzose kann sich aber keine größere Untugend denken als die Dummheit.

Der Franzose ist gewöhnlich witzig, wo er grob seyn muß; der Deutsche ist aber gewöhnlich grob, wo er witzig seyn soll. Ob aber der Witz oder die Grobheit mehr Vorzüge habe, das ist eine Frage, die sich leichter aufwerfen als beantworten läßt.

Blumenmährchen.

Bruchstück aus einer Novelle von Emil Grundmann.

Also du glaubst nicht, daß die Blumen auch lieben voll Lust und Wehe, gleich euch Menschenkindern? Ich will dir's erzählen.

Es war eine so schöne Vollmondnacht wie heute — und im Mai — und du weißt, was das heißt, denn dein Herz hat geliebt — ja es ist von einer Liebe erfüllt gewesen, so süß, aber auch so wild und heiß, daß du oft nicht gewußt, ob das arme Herz vor Wonne zitterte oder vor glühenden Schmerzen, und sieh: nur ein solches versteht voll und ganz die Sprache einer grünen, monddurchglänzten Mainacht. In solchen Nächten bleiben alle Blumen und Blätter wach, denn es sind die Flitterwochen der Elfenkönigin mit ihrem süßen Buhlen, dem holden Jüngling Lenz! Alle Mainächte sind ihre Brautnächte und die Blumen alle feiern sie mit. Jede Blüthe hat dann auch ihre süßen Liebesgedanken, fast so wie ein junges Menschenherz, nur daß ihre Träume bescheiden sind und bemüthiger.

Aber die junge Rose war die Königin unter allen an Schönheit und Liebreiz. Voll und süß waren alle Blätter erschlossen, keines lag mehr in der Knospe gefaltet, der runde Kelch duftete liebe und Seligkeit jedem, der ihr nahte. Das gefiel den Junkern und einer der sodesten, Junker Ritterspurn, meynte: das schlichte Röschen müßte es sich ausnehmend zur Ehre rechnen, wenn er ihm den Hof mache; hatte es doch nur seine Schönheit und seinen süßen Duft, ritterbürtig war es nicht. Er kam heraufgolzirt und lispelte so viel dummes Zeug, daß die arme Rose sich nicht zu rühren wußte, noch zu helfen. Das hielt der dumme Geselt für Verlegenheit und wollte sie zudringlich umarmen — doch da streckte ihm Röslein in höchster Noth schnell ihre Dornen entgegen und zurück taumelte der plumpe Ritter. Beinahe hätte er die alte gelbe Jungfer, die Ringelrose, getreten; sie hatte gelauscht, um wie gewöhnlich dann zu klatschen aus Neid und Mißgunst. Die süße Rose war ihr schon längst ein Dorn, sie hatte dieselbe oft schon verleumdet wegen ihrer treuen Liebe zum Sprosser, und doch war dies solch ein holdes Liebespaar, wie es kein zweites gibt in der Natur. Nun glaubte die Neidische, hier gebe es wieder etwas zu horchen, da ein neuer Verehrer sich nahte. Doch da er abgewiesen, drang sie sich ihm redselig auf und sagte: Edler Junker, Ihr habt euch wohl nur verirrt zu der einfältigen Rose, die da weder Rang noch Ahnen hat, ich könnt' euch eine andere nennen, die eures Standes würdiger ist und eure Aufmerksamkeit gebührender zu schätzen verstände. Seht! dort oben winkt sie, die Edle — die Rose von Jericho. Und wirklich hatte das gnädige Fräulein schon lange ausgeschaut nach dem Ritter und sich gewundert, wie er seine Reden verschwenden könne an Unwürdige. Sie schaukelte sich so kokett an dem Gitter der Laube, daß sie dem Junker ganz lockend erschien. Er knüpfte ein liebes Gespräch mit ihr an und — sieh nur hin — heut ist das Liebespärchen einig. Beide verlangen nichts mehr als Tändeln und äußeren Prunk und so sind sie mit einander zufrieden.

Aber die süße Rose weinte damals in der Mainacht, denn ihr geliebter Sprosser blieb länger, als sie erwartete, und schon fürchtete sie, die häßliche Ringelrose habe sie auch bei ihm, dem so heiß Geliebten, verleumdet, und er strafe sie nun durch seine Entfernung. Da flötete es leise, leise, mit klagendem Ruf — er war da und grüßte seine holdselige Geliebte. Da dehnten sich die weichen Blätter der Rose immer weiter auseinander und streuten balsamische Düfte aus — und der Sprosser verstand sie und fand auf alles eine Antwort: er sang immer inniger und seelenvoller, er klagte von Liebe, Sehnsucht und Trennungsschmerz, seine Melodien zogen alles Weh empor aus der Brust und verjöhnten und verklärten es doch wieder zu wehmüthigem Frieden. Die Blätter der Bäume rauschten dazwischen, die Wellen blinkten und horchten, selig mit einander flüsternd — alle kleine Blümchen zitterten vor Wonne, jede dachte an ihr Liebstes und Bestes. Sogar die Steiten, geputzten Salonbamen, die Georginen, lispelten zusammen: „das ist süperb!“ Der alten Jungfer Ringelrose aber fielen alle früheren seligen Träume ihrer Kindheit ein, wo noch die weichen, grünen Blättchen den Kelch umschlossen hielten, wo sie in der Knospe träumte auch einst schön zu werden, und daher die Pracht der andern Blumen noch nicht beneidete — in ihrem Auge stand eine Thräne, die sie lange nicht mehr geweint. Sie nahm sich vor, sie wolle nicht wieder Liebende verleumden. Die arme schöne Camelia stand dabei und neigte das Haupt. Trauer erfüllte sie, die prächtige Rose ohne Duft — ach! sie hatte die Sprache verloren — denn der Duft ist die Sprache der Blumen. Sie war einst eitel gewesen auf ihre Schönheit, sie hatte ein liebendes Herz gebrochen, das nur ihr gehört hatte, sie wollte nicht wieder lieben und war hart und vermessen gewesen. Zur Strafe hatte ihr die Blumenkönigin den Duft entzogen. Nun reut es sie schmerzlich, aber vergebens. Sie denkt oft bei sich: wär'st du weich und hingebend gewesen wie die Rose, du fändest gern deine Blätter welken, hätte sie erst ein liebender

Mund geküßt. Aber zu spät. Nun wird sie von Niemand mehr geliebt, sondern nur bewundert, wie sie es einst gewollt; denn der Duft ist die Seele und ohne Seele bleibt auch die glänzendste Schönheit ungeliebt. Arme Camelia! Luna wandelte langsamer über den Garten und ihre silberne Sichel zitterte mit hellem Stahl auf der Rose und dem Sprosser. Sie dachte an Endymion; — vielleicht sucht sie ihn auf unter den Schläfern und weckt ihn mit süßen Küssen.

So erzählte mir die schwankende, rothe Bohnenblüthe im Zwielicht. Ob ihr Purpurmund die Wahrheit sprach, will ich nicht verreten, sie ist eine fantastische, neckische Elfennatur, das wissen wir schon aus dem Sommernachtstraum. —

Ich hatte auf eine Stunde dabei vergessen, daß auch mir eine letzte Rose abgeblüht ist, daß meine liebende Nachtigall in fernen Landen einsam ihre süßen Melodien singt. O singe, singe mein Herz zur Ruh! (Frankf. Convers.-Bl.)

Zeitungstitel.

In dem Verzeichniß der 172 Zeitungen, die von Mitte März bis Ende October des Jahres 1848 in Wien entstanden und unterginngen, finden sich folgende Titel: „Aufwärts", „Barbier von Krahenvorf", „Bst! Bst! Warum?" „Dampfpfeife", „Debattenzeitung", „Demokrat", „Dreieinigkeit", „Er mengt sich in Alles", „Der politische Esel", „Wiener Fliegel", „Die entschiedene Linke", „Freiheitsraketen", „Fuchtel", „Garde", „Gassenzeitung", „Gegengift", „Gold und Larve", „Habt acht, grad aus!" „Halt, wer da!" „Höllenstein", „Jüngster Tag", „Der politische Keiluer", „Krakeier", „Der grade Michel", „Die rothe Mütze", „Narrenthurm", „Ohne Hosen", „Proletarier", „Rakete", „Rieisende Teufel", Rothmantel", „Satan" (2), „Schwefelstäbe", „Stadt-Trompeter", „Volks- und Land-Trompeter", „Wahrsagerin", „Wäschertionerl", „Zopf und Schwert", ꝛc.

Joh. Leonhard Hoffmann,

Dr. Med. et Chir., praktischer Arzt in Augsburg, und Inhaber der k. bayerischen goldenen Civilverdienst-Medaille.

Gestorben zu Augsburg am 1. Januar 1851.

Wir haben den Freunden des entschlafenen würdigen Arztes Dr. Joh. Leonh. Hoffmann eine biographische Skizze versprochen (S. Abendzeitung Nr. 2.); sie folge hier in gedrängter Kürze zu ehrendem Andenken an ei nen Mann, durch dessen Hand der Allmächtige Tausenden Leben und Gesundheit erhalten ließ.

Der Verewigte war am 9. Okt. 1783 zu Memmingen als zweiter Sohn eines geschätzten dortigen Wundarztes geboren, erhielt im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, legte in den Schulen seiner Vaterstadt einen guten Grund zu seiner weiteren Ausbildung, besuchte später das Gymnasium zu Rothenburg an der Tauber, und ersernte daselbst sofort die Apothekerkunst, was ihm auch bei seinen späteren Beruf zu besonderem Nutzen gereichte. Nach dem frühen Tode seines ältern Bruders, welcher die Heilkunde absolvirt hatte, entschloß er sich, von besonderer Vorliebe getrieben, in dessen Fußstapfen zu treten und bezog im Jahre 1806 die Universität Landshut, wo er mit rühmlichem Fleiß und Eifer unter Tiedemann, Schmidtmüller, Teveling u. a. m. dem von ihm gewählten Studium oblag und sich hiedurch insbesondere die Zuneigung des geschätzten Klinikers Bertele und des berühmten Chirurgen Walther erwarb, bei deren Ersterem er geraume Zeit als Assistent fungirte. Seine Studienzeit fiel in die denkwürdige Periode des österreichischen Krieges 1809, und seiner Anedauer und jenem eisernen Fleiße, der ihn bis in sein späteres Alter begleitete, verdankte er das besondere Vertrauen, mit welchem Walther, der damals ein großes Militärlazareth auf Schloß Trausnitz bei Landshut einzurichten und zu leiten hatte, den jungen Mann beehrte, und ihm als Unterarzt daselbst reiche Gelegenheit verschaffte, seine Kenntnisse zu erweitern und zu befestigen. Mit innigem Dankgefühl blieb er daher auch bis an sein Lebensende besonders dieser beiden Männer eingedenk und die Erinnerung an jene Periode vom 9. April 1809 bis zum März 1810 wurde von ihm stets mit um so größerer Pietät gefeiert, als aus ihr sich auch die intimen Freundschaftsbündnisse mit dem nachmaligen königl. bayerischen Leibarzte Wenzel, dem [illegible]stern Anatomen Münz und dem noch jetzt gefeierten würdigen Dr. Fiser der Chirurgie zu Würzburg, Hofrath Dr. v. Textor und noch mancher Andern datiren, die wie die beiden Ersteren nun bereits im Jahre 1849 vorausgeeilt sind. Nach gehaltener Disputation und einer sehr gut geschriebenen Abhandlung über die „häutige Bräune", erlangte Hoffmann im März 1810 den Doktorgrad zu Landshut, reiste sodann noch nach Wien, um die dortigen ausgezeichneten Anstalten zu benützen und ging noch im nämlichen Jahre nach Augsburg, wo er alsbald die Lieeng zur Ausübung der ärztlichen Praxis erhielt.

Mit dem rastlosen Fleiße der Arbeitsbiene widmete er sich hier volle vier Dezennien hindurch der ärztlichen Praxis und errang sich insbesondere den Ruf der Umsicht und Geburtshelfer, versah die in die 1820ger Jahre das Infanteriehaus, das evangelische Armenkinder- und Waisenhaus, mit uneigennütziger Thätigkeit und erwarb sich als vieljähriger Armenarzt und später als wohlwollender Arzt Hunderter von verschämten Armen reichen Segen derselben. (Er hatte vor Jahren schon eine Privatbesuchsanstalt für Hausarme gegründet, und dieselbe bis zum Schluß seiner Laufbahn in unverwüstlicher Stille fortgeführt.) Seinen Leistungen als Garnisonsarzt in den Militärspitälern bei St. Sebastian, St. Georg und im Infanteriehaus in den Jahren 1813 und 1814 wurde die gerechte Anerkennung durch Dekoration mit der goldenen Civilverdienstmedaille zu Theil; auch betrachte ihn in den 1830ger Jahren als erfahrenen Geburtshelfer die k. Regierung mit einer Stelle im Kreismedizinalausschuß, welche er mehrere Jahre mit rühmlichem Eifer versah, bis ihn Kränklichkeit bewog, freiwillig zu resigniren. Bis wenige Wochen vor seinem Ende blieb seine Thätigkeit sich gleich, und war auch das Bereich derselben nicht mehr von solch ungewöhnlichem Umfange wie in früheren Jahren, so sah er sich doch noch bis in die letzten Momente seines ärztlichen Wirkens von dem unerschütterlichen Zutrauen eines ansehnlichen Publikums geehrt und konnte von seiner vieljährigen erfahrungsreichen Praxis mit dem schönen Bewußtsein scheiden, nicht vergessen und dankbar den Schauplatz eines rühmlichen Wirkens verlassen zu müssen.

Hoffmann hatte sich im Spätjahr 1811 mit Fräulein Elise von Haidbronner aus Ulm verheirathet und in glücklicher Ehe mit ihr gelebt. Schwere Krankheiten und der Tod mehrerer geliebter Kinder gehörten mit zu den Prüfungen seines Hausstandes. Ein hoffnungsvoller Sohn und eine glückliche verheirathete Tochter wurden noch in den letzten Jahren dem stillen Familienkreise entrissen. Zwei Söhne, wovon der jüngere seit 3 Jahren als Arzt dem betagten Vater liebreich und stützend zur Seite stand, beweinen mit vier Enkeln den Entschlafenen.

Seine irdische Hülle, welche in Folge eines tiefen chronischen Lungenleidens, weit früher gebrochen war, als ihre sonstige Constitution erwarten ließ, wurde am 3. Jänner Nachmittags halb 3 Uhr der Erde übergeben. Praunlos, so hatte der schlichte Sinn des Verstorbenen es ausdrücklich verlangt, sollte das Leichenbegängniß sein; die dankbare Verehrung aber, welche Hunderte seiner Mitbürger an sein Grab gezogen hatten, machten es zu einem der größten und feierlichsten, die wir seit lange gesehen haben. Reichliche Thränen flossen an dem Sarge des Mannes, welcher schlicht und einfach durchs Leben gegangen, seinen Clienten ein unermüdeter Arzt, den Armen ein stets bereiter Wohlthäter, seinen Berufsgenossen ein wohlwollender und freundlicher College, den Seinigen ein sorgsamer und treuer Vater gewesen war. Er ruhe nach langer Arbeit im Frieden!

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughaz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 3.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 8. Jan.

Das Eigenthum.

Vor einiger Zeit brachte mir ein befreundeter Buchhändler eine Nachdruck-Ausgabe von Lamartine's Histoire de la Révolution de 1848 aus Brüssel mit. Das sind zwei ziemlich starke, enggedruckte Bände. Ganz Deutschland ist mit diesem Buche überschwemmt worden: man kennt es also. Das Buch ist außerordentlich billig, sagte mein Freund zu mir, ich habe noch nicht zwei Francs dafür bezahlt; ich begreife nicht, wie man es zu diesem Preise herstellen kann, das Papier allein kostet fast so viel — und Satz und Druck kosten doch auch Geld; Honorar zahlt man freilich in Brüssel nicht. — Und Lamartine, dieser große Genius, ist nicht reich. Als seine Freunde eine Subscription für ihn eröffnen wollten, hielt er sie davon zurück und sagte: Ich lebe von meiner Feder! — Um wie viel Mal würde sich aber seine Einnahme verdoppeln, wenn Brüssel den Nachdruck nicht für erlaubt hielte und andere Begriffe vom Eigenthum hätte.

Da fällt mir eine alte Geschichte ein, die ich hier wieder erzählen will. Vielleicht werden dadurch auch Andere erinnert, gegen eine Ungerechtigkeit zu Felde zu ziehen, die eigentlich ein Raub ist. Wenn in Deutschland, in Amerika und überall — Niemand diesen Raub kaufte, dann würde das Recht bald wieder hergestellt werden. — Doch ich komme zu meiner Erzählung.

Man hat oft gesagt, daß auf der Schriftsteller-Laufbahn nur das erste Auftreten schwierig und dornenvoll sey, daß aber, wenn man nur einige Schritte vorwärts gethan, man ohne Hindernisse auf blumigen Wegen weiter schreiten könne. Demnach konnte man Herrn Lucien Morand eine glänzende Zukunft vorhersagen. Er war der Sohn eines Arztes, der sehr früh gestorben war und kein Vermögen hinterlassen hatte. In einem Alter von achtzehn Jahren sollte der junge Mann seine Mutter unterstützen, und er selbst bedurfte noch sehr der Hülfe; er hatte so eben die medicinischen Studien begonnen, obgleich er in sich keinen Beruf dazu fühlte. Hätte sein Vater noch gelebt, er würde ihn auf gutem Wege erhalten haben, er hätte ihn ermuthigt, ihm beigestanden und ihm vielleicht einst eine gute Kundschaft hinterlassen; da sich der junge Mann aber selbst überlassen war, sagte er der Medicin Lebewohl und gab sich seiner Neigung hin, die ihn in dichterische Regionen führte.

Es fehlte ihm nicht an Freunden, die es ihm wiederriethen; kluge und erfahrene Leute sagten zu ihm: Bereuen Sie wohl, was Sie thun! Sie bereiten Sich böse Tage; Sie schiffen Sich auf ein Meer ein, das voller Klippen ist, auf dem man oft Schiffbruch leidet! Und außerdem müssen Sie lange am Ufer warten, ehe die öffentliche Meynung die Segel Ihres Fahrzeuges schwellt.

Man hätte ein ganzes Gericht aus diesen seemännischen Vergleichen machen können; aber Lucien war nicht der Mann, der sich dadurch einschüchtern ließ, und seine ersten Versuche hatten einen so außerordentlichen Erfolg, daß er die Rathschläge seiner Freunde, die auf ihre Erfahrungen so stolz waren, aus dem Grunde seiner Seele verachtete. Lucien glich dem jungen Spieler, dem das Glück anfänglich wohl will und der dadurch um so sicherer seiner Neigung folgt. Sobald er nun den Anker gelichtet, trieb ein günstiger Wind sein Schiffchen vorwärts. Er lenkte dem Theater zu, und die Thore öffneten sich vor ihm. Er brauchte sich nicht einmal durch das gewöhnliche Hinderniß der Quarantaine zu langweilen. Ein Zusammentreffen glücklicher Umstände war die Ursache, daß ihm die Vorrede längst bewährter Dichter eingeräumt wurden. Man nahm sein Drama an, man führte es auf, und es hatte einen großen Erfolg.

Aber dieses seltene Glück war nicht von Dauer, und Lucien erging es bald wie allen anderen Menschen. Als er, durch die ersten Erfolge sicher gemacht, zum zweiten Male beim Theater anklopfte, lernte er alle üblichen Hindernisse, alle Ursachen des Aufschubs und die gewöhnlichen Chicanen kennen. Die Beherrscher der Bühne, das heißt die Veteranen, hatten ihren Platz eingenommen, — es fehlte nicht an neuen Stücken. Lucien berief sich auf seinen ersten Erfolg; man bewies ihm, daß erst mehrere seiner Stücke durchgefallen seyn müßten, ehe er sich den Veteranen der Bühne gleich stellen könne.

Gut, lassen Sie mich durchfallen!

Gern, antworteten man, aber nicht hier, beim Nachbar! — Lucien ging von Nachbar zu Nachbar; überall machte man Einwendungen, überall ward seine Geduld auf die Probe gesetzt. Das Glück hatte ihn verhätschelt und hatte ihm durch trügerisches Schmeicheln den Muth genommen, unvermeidliche Unfälle ertragen zu können. Anstatt zum Kampfe gerüstet zu seyn, hatte er sich des Glückes für immer sicher geglaubt und die Waffen aus den Händen gegeben; und als er den Kampf beginnen sollte, hatte er nicht die Kraft, sie wieder zu ergreifen. Schwierigkeiten, die ihn bei seinem ersten Auftreten nicht überrascht haben würden, schienen ihm eine Ungerechtigkeit, da sein Name schon mit Ehren bekannt geworden war.

Indeß das heilige Feuer in ihm war nicht erloschen; sein erster Erfolg hatte ihn sicher gemacht, aber die erste Niederlage raubte ihm den Muth nicht. Die Literatur bot ihm noch andere Hülfe bringende Zweige dar; waren die Bühnen ihm verschlossen, so konnte ihm doch bei Buchhändlern eine freundlichere Aufnahme zu Theil werden, und so kam es in der That. Das alte Glück kehrte auf einem anderen Gebiete wieder, und zwar beim ersten Versuche. Lucien schrieb einen Roman. Der Zufall führte ihn zu einem Verleger, der ihn gut aufnahm, sein Manuscript bezahlte, es mit Luxus ausstattete und mit Pomp ankündigte. Das Buch hatte das Schicksal seines ersten Drama's; man fand es unterhaltend, es fand Gnade vor der Kritik, die Leihbibliotheken stellten es vorn an, und die erste Ausgabe ward bald vergriffen; aber die zweite Ausgabe blieb dem Verleger auf dem Lager, und dieser Umstand, der nur eine Folge einer falschen Spekulation war, schadete natürlich dem Vertrauen, welches der erste Erfolg dem Verleger eingeflößt hatte. Als Lucien ein zweites Manuscript brachte, entschuldigte sich der Verleger mit den schlechten Zeiten, die sich jetzt namentlich im Buchhandel fühlbar machen. Die Geschäfte gehen schlecht, sagte der ehrliche Kaufmann, unser Handel hat keinen Schutz. Die Regierung vernachlässigt uns, und der Nachdruck erdrückt uns. — Der langen Rede kurzer Sinn war: Ich kann Ihren zweiten Roman nicht drucken, ich muß bessere Zeiten abwarten.

Lucien hatte sich von jedem anderen Berufe schon zu weit entfernt, war hingegen auf der Schriftstellerbahn zu weit fortgeschritten, als daß er noch umkehren konnte; außerdem war er, trotz alles Mißgeschicks, das ihm begegnete, noch voller Hoffnung und glaubte nur immer, daß es schon besser gehen würde, wenn er erst noch mehr Ruf sich erworben haben würde. Leicht an Geld, aber schwer an Hoffnungen, setzte er sich getrost an die Arbeit; er hatte ein schwieriges Werk ersonnen, zu welchem er den Stoff aus der Geschichte der Niederlande schöpfte. Als gewissenhafter Schriftsteller, und da er aus den Duellen schöpfen wollte, scheuete er kein Opfer; es hielt ihn nicht ab, daß er so wenig Geld hatte, und er entschloß sich, in Holland und Belgien eine Zeit lang zu bleiben, um die Sitten, die Chroniken

und die Monumente dieser beiden Länder zu studiren. Die Armuth freilich ist eine traurige Reisegesellschaft; aber Lucien war jung, er hatte Muth und Ehrgeiz; Ruhm und Ehre lächelten ihm aus der Ferne entgegen.

Die Arbeit hielt Lucien länger auf, als er bei seiner Abreise von Paris gedacht hatte. Er bemerkte es, als er anfing, sich nach Paris zurückzusehnen, und als sein Geld sehr merklich abnahm. Glücklicher Weise hatte man ihm einige gute Empfehlungsbriefe gegeben, durch deren Hülfe es ihm gelang, eine kleine Summe geliehen zu erhalten. Er erhielt auf Wechsel sechshundert Francs, und zwar auf Bedingungen, die nicht gar zu wucherisch waren. Mit Hülfe dieser Summe konnte er seine literarischen Erkursionen beenden, und nach drei Monaten war er in Brüssel wieder angekommen, mit köstlichen Dokumenten, mit einer reichen Sammlung, wie er sie zu seiner Arbeit brauchte, aber sehr in Verlegenheit, seinen Wechsel, dessen Verfallzeit nahe war, zu bezahlen.

Als er nun eines Abends in trüber Stimmung auf dem Platz der Münze, wo das Theater ist, umherging, las er den Titel seines Drama's mit seinem Namen auf dem Theaterzettel. Anfangs empfand er ein Gefühl der Freude und der Befriedigung, besonders als er die Bemerkung las, daß sein Stück bereits zum zwanzigsten Mal aufgeführt wurde. Mit gerechtem Stolze rief er aus: Ich hatte also in Brüssel nicht weniger Erfolge als in Paris.

Es war ganz natürlich, daß er wünschte, sein Stück zu sehen, und er trat ins Haus — aber ein trauriger Gedanke überfiel ihn plötzlich. Er hatte gerade nur noch Geld genug, den Brief, den er von Paris mit etwas Geld erwartete, zu bezahlen; aber er hatte nicht Geld genug, einen Platz im Theater zu bezahlen. Doch blieb ihm noch eine Hoffnung, er meldete sich an der Kontrole und sagte: Ich heiße Lucien Morand.

Ihr Name steht nicht auf der Liste der Freibillette, antwortete man ihm.

Aber er sieht auf dem Theaterzettel; ich bin der Autor des Drama's, das Sie diesen Abend geben.

Das ist möglich, aber das ist kein Grund, um frei ins Theater zu gehen; wir sind in Brüssel, und haben mit den französischen Autoren nichts zu schaffen.

Dieß ist der Grundsatz dieses unfruchtbaren Volkes, das geistig auf Unkosten Anderer lebt, keine anderen Bücher hat als die, welche es sich nimmt, keine anderen Theaterstücke als die, welche es raubt, keine andere Sprache als die des Nachbarlandes — die es überdieß so schlecht spricht.

Lucien zeigte seinen Paß vor, er bewies aus seinen Papieren, daß er wirklich der Autor des Stückes sey; vergeblich, man wies ihn zurück. Das Theater verweigerte ihm nicht nur seinen Antheil als Autor, man bewieß ihm nicht einmal so viel Rücksichten, eine Pflicht der Höflichkeit gegen ihn zu erfüllen.

Einige Stunden später war Lucien im Theater-Kaffeehause, wo er die Pariser Blätter las, um sich die Langeweile der Verbannung zu vertreiben. Dieses Vergnügen war die einzige Erholung, welche seine Kasse ihm erlaubte. Da traten drei Herren herein und setzten sich an denselben Tisch, an dem er saß; sie ließen sich eine Bowle Punsch geben, und der Eine von ihnen sagte vergnügt zu seinen Gefährten: Dabei werden wir uns wohl gewalten können bis zum Abende. Wir haben noch eine Stunde, bis die Damen bereit seyn können, denn das Ballet hat kaum angefangen. Uebrigens habe ich unser Festmahl erst auf Mitternacht bestellt. Das soll aber wahrhaft ein Festmahl seyn! Ich habe nichts dabei gespart! Alles, was wir essen, kommt aus Paris!

Das ist gewiß, sagte einer der Gäste; wenn wir uns mit dem, was wir in Brüssel finden, begnügen sollten, das wäre eine magere Mahlzeit! Nur in Frankreich findet man, was Essen und Trinken Freude machen kann! — Freilich, sagte ein Anderer; uns hat Gott nur das Bier gegeben; aber zum Glück haben wir gute Nachbarn, die uns liefern, was uns fehlt. Champagner und Bordeaux sollen heute in Strömen bei uns fließen, und ich bitte Euch im Voraus, macht zu spartam damit umzugehen. Ich will's heute ins Große treiben; sich bei großmüthig, wenn die Geschäfte gut gehen, und seit vierzehn Tagen haben wir ganz herrliche Einnahmen, denn das neue Drama bringt viel Geld!

Desto besser! riefen alle drei. Auf die Gesundheit unseres Direktors!

Also Lucien's Drama war die Ursache, daß Champagner und Bordeaux getrunken ward! Es machte den Direktor reich, während der Autor kaum das Nöthigste hatte! — — Mit dem rechtmäßigen Autor-Ertrage, wenn in Brüssel das Eigenthum Anderer geachtet wäre, würde Lucien im Stande gewesen seyn, seinen Verpflichtungen nachzukommen! Und der Versaltag rückte heran; der Schuldner, der vergeblich auf die Hülfe eines Freundes gehofft hatte, mußte es sich gefallen lassen, daß sein Wechsel mit Protest belegt wurde, und wenige Tage darauf mußte der arme französische Autor ins Gefängniß wandern.

Auf Bitten Lucien's führte ihn der Gerichtsdiener zu seinem Gläubiger; er hoffte ihn durch Bitten zur Nachsicht zu bewegen. Wißt ihr, wer dieser Gläubiger war? der Buchhändler Van Claert! Und wißt ihr, was Lucien zuerst auffiel, als er in dessen Laden trat? Ein großes Plakat, auf dem Lucien's Roman angekündigt ward. — Was! rief er aus, Sie haben dieses Buch drucken lassen?

Wie Sie sehen! sagte Herr Van Claert, und ich freue mich darüber. Ein herrlicher Roman, der sich sehr gut verkauft! Wollen Sie ein Exemplar kaufen?

Ich? Ich, mein Herr, ich bin der Verfasser dieses Romans!

In der That, ich erinnere mich: Sie nennen Sich Herr Lucien Morand! Sonderbares Zusammentreffen! Ihr Buch findet guten Absatz; ich habe es in zehntausend Exemplaren abziehen lassen. Ich habe zwei kleine Bände daraus gemacht, die ich zu anderthalb Franc verkaufe, und Ihre große Pariser Auflage, die fünfzehn Francs kostet, kann freilich keinen Absatz finden. Das Geschäft ist gut, und hat mir schon viel Geld eingebracht; nach Frankreich allein habe ich tausend Exemplare zu bringen gewußt!

Darum also, sagte Lucien, konnte meine zweite Auflage nicht verkauft werden! darum also wollen unsere Buchhändler kein Manuscript kaufen! Auf unsere Kosten werden Sie reich, und Sie haben mich um viel mehr Geld gebracht, als ich brauchte, meinen Wechsel zu bezahlen!

Was doch die Franzosen für sonderbare Leute sind! rief der belgische Drucker aus; sie begreifen unseren Handel nicht und wollen ihn nicht begreifen!

Im Gegentheil! rief Lucien entrüstet aus, wir begreifen ihn sehr wohl und bezeichnen ihn ganz richtig mit den Worten: Raub, Plünderung!

Ich sehe, wir verstehen uns nicht! erwiderte Herr Van Claert. Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr! Ich muß noch einige Ballen nach Rußland expediren, und Ihr Roman wird dabei nicht vergessen werden! — Mit diesen Worten trat Herr Van Claert in sein Schreibzimmer, und der Gerichtsdiener führte Lucien ins Gefängniß.

Die Gefangenschaft des armen Schriftstellers dauerte mehrere Monate. Aus fremdem Lande läßt die Hülfe lange auf sich warten, besonders, wenn der Bittende aus Stolz es unterläßt, die Briefe aus dem Gefängnisse zu datiren,

Kaum war er wieder frei, da verlor Lucien seine Mutter. Sie starb im Elende. Entmuthigung überfiel ihn und hielt ihn auf in seiner Schriftsteller-Laufbahn. Der Kampf hatte seine Kräfte geschwächt, sein Geist war vor dem Alter niedergedrückt, seine Phantasie war nicht mehr regsam, er ließ den Kopf hängen, den er sonst stolz empor getragen hatte, und die Feder entfiel seinen zitternden Händen.

So vergingen einige Jahre. Er kämpfte, er litt, er suchte einen anderen Weg zu finden. Er machte allerlei Entwürfe, führte sie nur unvollständig aus und verlor seine Zeit. So handelt fast alle

Leute, welche sich Anfangs getäuscht sahen; sie fürchten stets, in einen neuen Irrthum zu verfallen, und haben deßhalb keine Ausdauer. Endlich, nach vielen Mühen und nutzlosen Anstrengungen, sah sich der enttäuschte Schriftsteller, dreißig Jahre alt, als untergeordneten Beamten eines großen Handlungshauses.

Bei dieser leichten Arbeit fand sein Geist wieder Ruhe. War auch die Zukunft ungewiß, so war doch die Gegenwart friedlich und ruhig, und Lucien würde vielleicht glücklich gewesen seyn, wenn nicht die Liebe sein Herz wieder aufgeregt hätte. Seine Phantasie ward wieder lebendig, die Poesie begeisterte ihn wieder, die Liebe in ihm wurde eine heftige Leidenschaft. Ich heirathe Clemenine, rief er aus, oder ich sterbe!

Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, begab sich Lucien zu dem Vater Clementinens, der ein Buchhändler war. Es war sein böser Genius, der ihn stets zu Buchhändlern führte.

Dieser beschäftigte sich nur mit der Herausgabe gediegener, wissenschaftlicher Werke. Lucien fand ihn in seinem Laden, als er gerade beschäftigt war, die einzelnen Bände eines großen medicinischen Werkes zu ordnen. Lucien nahm unwillkürlich, vielleicht in seiner Befangenheit, einen der Bände in die Hand; aber wie sehr erstaunte er, als er auf dem Titel den Namen seines Vaters fand!

Ja, mein Herr, sagte der alte Buchhändler zu ihm, dieses Werk ist von dem verstorbenen Doktor Morand; das war ein großer Arzt. Er starb, ohne bekannt geworden zu seyn. Erst später ist ihm Gerechtigkeit zu Theil geworden. Sein Werk, das lange Zeit in der Dunkelheit blieb, ist jetzt nach seinem vollen Werthe geschätzt; es ist ein herrliches, berühmtes Werk, das ein Arzt kaum entbehren kann und welches sich sehr gut verkauft. Denken Sie sich, vor ungefähr zwölf Jahren hatte der verstorbene Morand die erste Auflage zu einem Spottpreise verkauft. Jetzt ist der Verfasser todt, der Verleger ist auch gestorben, das Buch gehörte Niemandem, und ich habe mich dessen bemächtigt. Ich habe davon schon elf Auflagen verkauft, und verspende jetzt die zwölfte. Ich habe bereits einen guten Gewinn daran gehabt und hoffe, daß es dabei nicht bleiben wird. Ein herrliches Buch, mein Herr, ich habe mir Vermögen damit erworben.

Und ich, mein Herr, ich heiße Lucien Morand; ich bin der Sohn des Mannes, dem Sie Ihren Reichthum verdanken. Ich bin arm, aber ich liebe Ihre Tochter und flehe jetzt vor Ihnen, um ihre Hand von Ihnen, dem Vater, zu erbitten.

Der Buchhändler gab eine kurze, abschlägige Antwort. — Ich will einen reichen Schwiegersohn, sagte er zu Lucien. Wenn das Werk Ihres Vaters Ihnen gehörte, würde ich Ihnen gern meine Tochter geben, aber dieses Buch gehört Jedem, und mir besonders, weil ich zuerst es zu benutzen verstand. Dank diesem guten Geschäfte, gebe ich meiner Tochter eine Mitgift von vierzigtausend Thalern, und ich verlange, daß mein Schwiegersohn eben so viel besitze. Darum wird meine Tochter den Sohn meines Geschäftsfreundes in Brüssel, des Herrn Van Claert heirathen. — — — —

— — — —

Lucien, der arme Lucien, ging nach Hause und endete sein Leben durch eine Kugel.

Die Laune des Genies.

D'Israeli hat in seinen „Curiosities of literature“ einen interessanten Abschnitt derselben, die Leiden hochbegabter Schriftsteller, umfangreich behandelt; das aber hat er nicht gesagt, daß sie hauptsächlich Folge einer ungewöhnlichen Reizbarkeit, einer nervösen Laune des Genies gewesen sind, und außer allem Verhältniß zu jeder anderen ihnen untergelegten Ursache stehen. Der „göttliche Michel Angelo“ war nie mit seinen Schöpfungen zufrieden, wohl aber oft wüthend darüber; glaubte er eine Unvollkommenheit zu entdecken, warf er die Arbeit mit Abscheu fort, und nahm sie entweder nie wieder auf, oder fing sie neu an. Racine spricht von der Unlust, mit welcher er häufig am Morgen überlesen, was er Abends vorher geschrieben. Was ihm gut gedünkt, meynte er, hätte besser seyn sollen, und der Muth entsank ihm es besser zu machen. In ähnlicher Weise spricht Petrarca von einer „Herzensbeunruhigung“, deren er sich gar nicht erwehren könne, und die ihn dann zu dem Entschlusse dränge, die Literatur gänzlich aufzugeben. „Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung“, heißt es, „durch unablässige Anstrengung ein hohes Ziel zu erreichen. Aber ich weiß nicht, wie es geschieht, wenn ich mich ihm am nächsten glaube, breche ich zusammen und gleite zurück; die Quelle meines Geistes ist verstrocknet; was mich früher leicht dünkte, scheint mir über meine Kräfte zu gehen; ich stolperte bei jedem Schritte, und nur mit öffnet die Verzweiflung ihren Abgrund.“ Rousseau zerfiel dergestalt mit seinem ins „Emile“ aufgestellten Erziehungssysteme, daß er nach dem Erscheinen des Buchs es nie mehr sehen mochte. Newton erklärte sich über den Werth seiner wissenschaftlichen Erfolge in den Worten: „Ich weiß nicht, wie die Welt mich beurtheilt, mir selbst komme ich wie ein Knabe vor, der am Seegestade spielt und seine Freude daran hat, wenn er mitunter einen glattern Kiesel oder eine hübschere Muschel als gewöhnlich findet, während der große Ocean der Wahrheit völlig unerforscht vor mir lag.“ Selbst der mühsame und fleißige Johnson empfand über die Vollendung seines großen Werkes mehr Trauer als Freude. „In düsterer Einsamkeit“, sagte er, „habe ich daran fort und fort gearbeitet, bis Diejenigen, denen es gefallen sollte, ins Grab gesunken, und Lob oder Tadel nur leere Laute für mich sind.“ Ebenso steht die Wirkung, welche manche Bücher auf den Leser machen, im geraden Gegensatze mit der Stimmung, in welcher sie geschrieben worden. Rasselas, Prinz von Abyssinien“, dieses durch seinen eleganten Styl wie durch seine Ruhe und würdevolle Haltung ausgezeichnete Buch, war die unrevidirte Wochenarbeit eines guten Sohnes, der von Versanzen glühte zu seiner sterbenden Mutter zu eilen, um mit dem Ertrage seiner Arbeit sie zu unterstützen und zu begraben. Smollett, gewiß einer der erheiterndsten Schriftsteller, führte ein von Kummer, Sorgen und Täuschungen gedrücktes Leben, und konnte bei aller Bewunderung, die er fand, nicht die Mittel erschwingen, einen zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit ihm verordneten Ausflug zu machen. Der Tod nahm ihm die Tochter, an welcher er mit voller Seele hing, und es schnitt ihm durchs Herz, daß seine Gattin, die er zärtlich liebte, seine Entbehrungen theilen mußte. Von Mangel, Krankheit und Schmerz gebeugt schrieb er „Humphrey Clinker.“ Burton, Verfasser des von Witz und Gelehrsamkeit strotzenden Buchs: Anatomie der Melancholie,“ hatte häufig Anfälle des schwärzesten Trübsinns, und er, die Seele jeder Gesellschaft, der den schlimmsten Hypochonder zum Lachen zwang, war außerhalb der Gesellschaft stumm und verschlossen. Cervantes schrieb seinen „Don Quixote“ im Kerker, und Molière, der heitere Lustspieldichter, hieß mit Recht: Molière hypochondric. Heinrich Carey's leichte, fröhliche Gesellschaftslieder wurden überall gesungen, bei Gastmahlen und im Concerte, auf der Bühne und auf der Straße; er selbst entleibte sich.

Pot-Pourri.

Türkische Gelehrsamkeit.

Im achten Jahrthunderte der Hedschra unternahm Khalil-Ibn-Isshak, ein berühmter Professor zu Kahira, eine Zusammenstellung und Anordnung des „Moutiac'ar“, das heißt der Quintessenz der muselmännischen Gesetzgebung. Fünfundzwanzig Jahre seines Lebens steht er an dieß weitläufige Werk und als der Tod ihm seine fleißige Feder entriß, hatte er kaum den ersten Theil seiner Riesenarbeit ins Reine gebracht. Seine Schüler aber nahmen die Arbeit ihres Lehrers auf und führten sie nach dessen hinterlassenen Papieren zu Ende. Dieser „Moutiac'ar“ ist das arabische Corpus juris. Khalil's Werk umfaßt — man erschrecke nicht! — gegen 100,000 commentirte und ungefähr ebenso viele uncommentirte Rechtsgrundsätze. Diese 200,000 gesetzlichen Normen müssen von den türkischen Studenten der Rechtswissenschaft und Theologie — hört, hört! — auswendig gelernt wer-

den! Eine französische Uebersetzung dieses Gesetzbuches hat Herr Perron im Auftrage der französischen Regierung unternommen und nach fünfzehnjährigem Aufenthalte in Kahira mit Hülfe seiner gründlichen Kenntniß der arabischen Sprache und Literatur zu Stande gebracht. Diese Uebersetzung ist in drei Bänden unter dem Titel: „Précis de jurisprudence Musulmane par Khâlil-Ibn-Ishak, traduit de l'arabe par M. Perron“ erschienen.

In einem alten Buche lesen wir folgende Beispiele von Thierbestrafungen: Im Jahr 1120 exkommunizirte der Bischof von Laon die Feldmäuse und Raupen. 1386 wurde in Folge eines richterlichen Erkenntnisses zu Falaise ein Schwein gehängt, welches ein Kind zerrissen hatte. 1474 wurde durch einen Ausspruch des Basler Magistrats ein Hahn zum Feuertod kondemnirt, weil er — ein Ei gelegt hatte. 1499 verurtheilte das Gericht zu Beauvais einen Ochsen zum Galgen, weil er einen jungen Burschen gespießt hatte. Allein das Beste ist ein 1690 in der Auvergne stattgehabter Prozeß gegen die Raupen. Diese Insekten wurden förmlich wegen Verwüstung fremden Eigenthums vor Gericht citirt, es wurde ihnen ein Kurator gegeben und ihr Prozeß in allen Formen verhandelt. Der Spruch des Gerichts verurtheilte die Raupen, sich in einen bestimmten Ort zurückzuziehen, um daselbst vernichtet zu werden. Wie dieses Erkenntniß ausgeführt wurde, erzählt die Geschichte leider nicht. Noch sey der Exkommunikation gedacht, welche 1554 der Bischof von Lausanne über die Blutegel aussprach, weil sie die Fische vernichten, und jenes Schweins, welches 1394 zu Mertlang gehenkt wurde, weil es eine geweihte Hostie gefressen.

Der älteste Schauspieler war wohl Jean Noel, der am 13. Jan. 1829 in Paris, 118 Jahre alt, starb und noch im hundertsten Jahre auftrat. Er hatte vom achten Jahre an die Bühne betreten, zweihundertundzig Jahre lang auf ihr nicht mit großem Ruhme, aber doch steter Brauchbarkeit gewirkt und 2760 Rollen gespielt; 28,010mal war er aufgetreten, 1040mal gestorben, 130mal König, 920mal ein ehrlicher Mann und 23,500mal ein Schurke und Unglücklicher gewesen, ohne je die heitere Laune und sein gutes Herz zu verlieren. Bei den Römern findet sich ein Seitenstück zu ihm. Die Schauspielerin Lucoja heirat noch in ihrem 112ten Jahre, und Galenia Copiala, Tänzerin und Schauspielerin, neunzig Jahre nach ihrem ersten Beginnen das Theater, um den Pompejus zu bekomplimentiren. Sie erschien sogar noch einmal unter Augustus.

An

Karl Gößmann,

Obrist des k. bayrischen 3ten Infanterieregiments Prinz Karl.

(Gestorben in Kissingen am 13. Dezember 1850.)

Des Lebens reinste Freuden zu empfinden —
Hinsinken sehen seiner Sonne Licht,
Und noch in Worten mächtig das zu künden,
Was aus der Seele zu dem Herzen spricht,
Ist in des Dichters Loose nur zu finden;
D'rum ist zu flechten es auch seine Pflicht
Noch in den Kranz auf eines Helden Grabe
Nur Eine Blume — seine schönste Habe!

An Deiner Gruft erdönen meine Saiten,
Ist auch ihr Spiel von Thränen trüb' umlaubt,
Ob d'rüber auch die Finger zögernd gleiten,
Dieß Lied umschwebt ja Dein gelliebtes Haupt!
Und wenn im raschen Wechsel uns'rer Zeiten
So Manches kam — so Manches ward geraubt,
So fühl' ich mich nur zum Organ erkoren,
Zu sagen Dir, was Alle wir verloren.

Am Tajo, wo die Früchte gold'ner glühen,
Wo heißer weh'n die Lüfte um den Strand,
Wo schön're Blumen ihre Düfte sprühen —
Doch nicht in einem glücklicheren Land;
Dort sollte Dir der erste Lorber blühen
An Deines tapfern Schcnk'rpoinder Hand;
Dort weihtest Du die unbefleckte Wehre,
Sie setzt zu halten stets für Pflicht und Ehre.

Und tief berührt von jenes Kampf's Gebilden
Begrüßte Moskwa Dein Heldenblick.
Kein Sterblicher auf jenen Gletschfelden
Schlug, Tapf're! euch mit Waffenmacht zurück,
Die Elemente, die entfesselten, die wilden,
Nur sie entschieden jenes Krieges Glück!
Vom kalten Grab' der Brüder, die dort ruhten,
Führt' Gott Dich aus der Bereſina Fluthen.

Dein König rief! An Hellas fernen Marken
Erhob sich neu des Lichtes heller Stern;
Dir einen sich auf muthgeschwellten Barken
Die Heldenherzen alle nah' und fern';
Du sah'st des jungen Leuen Macht erstarken,
Im Orient der deutschen Eiche Kern!
Schlug Dir Athen auch nie vergeß'ne Wunden,
In der Erinn'rung durftest Du gesunden.

Und in des Vaterlandes theuern Gauen
Sah'n Alle wir mit Liebe nun auf Dich;
Du konntest stolz auf das Vergang'ne schauen,
Ob still' das Herz auch manches Weh beschlich,
Doch hob Dich jenes hohe Selbstvertrauen,
Das nimmer aus der Brust des Edlen wich!
Was Du gewesen, kann das Wort nicht sagen;
Es lebt nur noch, am unsern Schmerz zu klagen.

Noch einmal sollteſt Du der Heimath Stelle
Noch lange Pilgerfahrt jetzt wiedersch'n,
Noch einmal auf des Vaterhauses Schwelle
Als Mann nach vielen Prüfungstagen steh'n,
Und dieses letzten Augenblickes Helle
Verschwand so rasch, nun nimmer aufzuseh'n! —
Dich rief der Herr! Du folgtest dem Gebote,
Treu Deiner Pflicht im Leben, wie im Tode!

Ob wir nun Dein gedenken noch mit Liebe?
Frag' Deine Jäger, frag' Dein Regiment!
Frag' Jeden, ob er nicht verlassen bliebe —
Ob er nicht Dich als Freund und Vater nennt?
Frag' Jeden, der des Menschenherzens Triebe
Und seiner Tiefe stille Schmerzen kennt!
Im Namen Aller nur hab' ich gesprochen:
Zu früh' hat diesen Baum der Nord gebrochen!

So schlumm're sanft! Auf Deinem Grabe schlingen
Seh' um den Lorber ich das Immergrün;
Begeistert wehen auf belebten Schwingen
Des Sängers Töne weihend d'rüber hin.
Denn kann auf Erden wenig nur gelingen,
Was uns die Stunden eilig nicht entgleh'n,
Lebt doch unsterblich fort in Liedes Bogen,
Was jemals eine Menschenbrust durchzogen!

(Unlieb verspätet.)

Loë.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 4.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 11. Jan.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Das Brühl'sche Palais.

(Aus der „Deutschen allgemeinen Zeitung.")

Die Dresdener Ministerkonferenzen, welche über die nächsten Geschicke Deutschlands zu entscheiden bestimmt sind, werden mit der Ueberlieferung ihres eigenen Verlaufs und ihrer Folgen auch den Namen des Brühl'schen Palais, in dem sie gehalten wurden, auf die Nachwelt kommen lassen. Wenn dieser Palast bis jetzt nur mehr das wesentlich sächsische Interesse anzog, wenn die Aufklärung seiner alten Geheimnisse vorzugsweise den Kulturhistoriker beschäftigen mochte, so wird er sammt seinen neuen Geheimnissen in Zukunft der Weltgeschichte gehören. In dem großen, nach dem Neumarkte zu gelegenen Saale berathen die deutschen Konferenzminister; dieser Saal hat die Stürme eines folgenschweren Jahrhunderts vernommen, er hat die Sünden und die Tugenden, die Lächerlichkeiten und die großen Leidenschaften, die Karikaturen und die Berühmtheiten dieses Jahrhunderts gesehen. Die große Treppe, welche zu ihm hinaufführt, bewachen in etwas kühner Vereinigung Flora und Meleager, zwei kolossale Statuen; dieselbe Künstlerhand, welche mahnend am Eingange des Palastes die Wachsamkeit und die Wissenschaft aufstellte, die Hand Matielli's, hat auch der Haupttreppe ihre Wächter gesetzt. Wachsamkeit und Wissenschaft aber war das letzte, woran die tanz- und weinlustigen Gäste des Grafen Brühl dachten, als sie nach einer fast ununterbrochenen Reihe von Festlichkeiten am 3. August 1741 in ächter Ritterweise den Namenstag ihres Landesherrn, des Königs von Polen", feierten. Und da, wo 1741 die Ordensritter des polnischen weißen Adlers sich mit Stolz als ebenbürtige — Ballritale der französischen Seigneurs aus Ludwig's XIV. Zeit fühlten, hatte noch wenige Jahre vorher eine dürftige Häuserreihe gestanden. Dreizehn Privatgrundstücke wurden niedergerissen und an ihre Stelle trat des Grafen Brühl großartiges Lust- und Ballhaus. Das weitläufige Gebäude imponirt durch seine Einfachheit, die man dem damaligen Geschmacke kaum zutrauen möchte. Die weite zweiundzwanzigfensterige Façade ist nicht durch Schnörkel verunziert; Matielli's Statuen sind ihr einziger und ihr würdiger Schmuck. Aber die Flitterpracht hatte sich in das Innere des Palastes geflüchtet, in welchem damals die Staatsmänner — nicht, wie heute, arbeiten, sondern — genießen und von' nie begonnenen Arbeiten ausruhen sollten. Graf Brühl, der Mann mit dem ewig vollen Säckel, bewohnte diese Räume; wenn man das weiß, so hat man auch eine Beschreibung derselben. Die frühere Geschichte des Palais hat mit der Politik keinen Zusammenhang; der Pamphletund Romanschreiber mag hier nach den Geheimnissen des großen Saales und der kleinen Kabinete und Tapetenthüren spüren. Unter den vielen Festlichkeiten, welche das Palais gesehen, ist die bei der Vermählung der königlichen Prinzessin Josepha mit dem französischen Dauphin am 11. Januar 1747 zu Ehren des Herzogs v. Richelieu veranstaltete Fehde eine der bemerkenswerthesten. Seit aber Friedrich der Große diese sächsischen Lustbarkeiten ernstlich unterbrach, ist das Palais lange Zeit ein Absteigquartier für siegreiche Feinde der sächsischen Politik gewesen. Am 20. Oktober 1757 eilte Graf Brühl nach Polen und am 14. November desselben Jahres schlug Friedrich II. in dem ihm sehr bequemen Ministerpalaste sein Hoflager auf. Am 6. Oktober 1759 hörte ihn der Reichs-Generalfeldmarschall Prinz von Zweibrücken ab und war mit den Einrichtungen des Hauses nicht minder zufrieden als Friedrich der Große. Am 5. Mai 1776 ward im Palais die große Porzellanniederlage eröffnet, welche sich noch heute in demselben befindet, und welche zur gegenwärtigen Konferenz einige vierzig Schreibzeuge geliefert hat. 1779 sah der große Konferenzsaal wieder die alte Pracht in sich aufstehen: Prinz Heinrich von Preußen war es, der am 24. und 27. April hier seine glänzenden Bankette gab. Elf Jahre später sollte die Politik zum erstenmale im Brühl'schen Palais sich niederlassen und Konferenzminister, wenn gleich anderer Art, sollten schon 1790 hier thätig werden. Am 20. Februar war Joseph II. gestorben, der Kurfürst von Sachsen hatte das Reichsvikariat zu übernehmen und am 27. März ward die Reichsvikariatskanzlei im Brühl'schen Palais eröffnet. Im neunzehnten Jahrhundert ist dasselbe nur als Absteigequartier verwendet worden. Am 30. Juni 1809 von Jerome von Westphalen, nach dem 25. April 1813 vom Kaiser Alexander, unter dem russischen Gouvernement vom Fürsten Repnin bewohnt, ging das Palais im Jahre 1826 an den Prinzen Maximilian über. Seit dessen Tode blieb es, soviel ich weiß, unbenutzt. Heute soll es die Geburtsstätte des neuen deutschen Reichs werden; möge der Genius unsers Vaterlandes in seinen Räumen walten!

Aus Californien.

San Francisco, 1. November 1850.

Am 18. Oktober brachte ein Extra-Dampfschiff die amtliche Mittheilung hierher, daß Californien als Bundesstaat in die nordamerikanische Union aufgenommen sey. Die Kanonen von den Kriegsschiffen im Hafen verkündeten zuerst die frohe Botschaft. Auf der Plazza, dem Hauptplatze der Stadt, wehte bald ein mächtiges Sternenbanner, um einen Stern, den von Californien, bereichert. Die Freude der Yankees war groß und lärmend. Auf allen Häusern größere und kleinere Fahnen, die mehr als zweitausend Masten von etwa 800 Schiffen aller Nationen im Hafen mit Flaggen und Wimpeln behangen, der den Hügelkreis von Francisco im Echo entlang rollende Kanonendonner, die bunte, ausgelassene Masse in den Straßen mit Musik und Tanz — alles dieses zusammen gab eine so großartige Uebersicht über das, was mit frischer Regsamkeit in zwei Jahren geschaffen, daß auch der fremde Zuschauer, von dem allgemeinen Taumel fortgerissen, gern in das „Hurrah" der Amerikaner einstimmte. Und doch glauben wir an keine glänzende Zukunft Californiens in den nächsten Jahrhunderten. Die Einwanderer sind nicht die Menschen, die eine dauernde Kultur zu schaffen auch nur gesonnen sind. Auch gibt es noch so viele unkultivirte oder wenig kultivirte Länder, die — den Golfstaub abgerechnet — ihrer geographischen Lage und Bodenbeschaffenheit nach so viele Vortheile vor Californien voraus haben, daß dieser gänzlich abgelegene Landstrich noch in langer Zeit nicht in den Kreis der civilisirten Staaten dauernd eintreten dürfte. Wir erinnern hier nur an die mittelamerikanischen und südamerikanischen Republiken, die nach dem atlantischen Meere zu gelegen sind. Doch darüber ein anderes Mal ausführlicher. Kehren wir zurück zum 18. Oktober in San Francisco. Abends Feuerwerk an allen Punkten der Stadt und der dieselbe umschließenden Berge nebst Illumination, mehrmals Feuerruf, aber glücklicher Weise ohne Feuer. Amerikaner, deren es etwa 100—150 hier geben mag, Spanier, Deutsche schossen sich natürlich bei der Feier nicht aus. Nur die Franzosen, deren es hier sehr viele gibt, nahmen größtentheils keinen Antheil, und ihre Häuser blieben unerleuchtet. Aehnliche Feste

wurden durch das ganze Land in allen größeren und kleineren Orten gefeiert.

Mit diesen Festlichkeiten sey es abgethan, glauben Sie? Nun, dann kennen Sie den Yankee wenig. Aufzüge — er nennt sie Prozession — und etwas, sey es auch nur ein rothes oder buntes Band, zur Schau stellen, liebt seine etwas naive Eitelkeit gar sehr. Es wurde also auf den 29. Oktober die eigentliche offizielle Feier des Bundesfestes angeordnet mit einer großen, großen Prozession. Dichter wurden öffentlich und amtlich aufgefordert, Hymnen zu dichten, Musiker, sie zu komponiren — das Volk sollte sie dann sogleich singen. Ich habe nichts von diesem Gesange gehört. Am Morgen begann die Prozession; von der Plazza aus zog sie durch die Hauptstraßen der Stadt. Die verschiedenen Gewerke und Beschäftigungen bildeten mit ihren Emblemen die verschiedenen Abtheilungen. Das Ganze erinnerte sehr an einen nicht eben glänzenden Kölner Maskenzug. Abends war Concert und dann ein Ball, dessen Entrée 25 Piaster kostete. Zu diesem Balle waren alle anständigen Damen der Stadt eingeladen, versteht sich, ohne von ihnen einen Eintrittspreis zu verlangen. Der Ball war glänzend, denn es waren gegen 300 Damen anwesend, und ein schwarzer Frack und Glanzleder-Stiefel waren keine ganz auffallende Erscheinung. Dreihundert anständige Damen, darüber werden Sie Sich wundern. Sie müssen das Wort „anständig“ nicht im europäischen Sinne verstehen. Das hat hier mit „vornehm“ fast gar keine Beziehung. Unter den „anständigen“ Damen befand sich eine Wäscherin. Sie schien sich gar nicht isolirt in der Damengesellschaft zu fühlen. Nur ungefähr 8 Damen von den 300 würden in Deutschland auf einen ähnlichen Ball kommen. Vielleicht! denn ihre Männer haben offene Läden.

Auch hier war die offizielle Feierlichkeit im Vergleiche zu dem ersten unvorbereiteten Freudenerguß kalt und trocken. Ein Deutscher hatte das der Verstimmung zuschreiben mögen, die ein bedeutender Unglücksfall im Hafen hervorgerufen. Gegen Abend, während die Straßen nach dem Meere nicht mit Menschen angefüllt waren — San Francisco ist zum großen Theil tief in das Meer hineingebaut, — sprengte die Explosion des Dampfkessels den ganzen oberen Theil des Dampfschiffes für Stockton, „Sycamore“, mit den Passagieren, die darauf waren, in die Luft. Die Scene trug sich keine 50 Schritte von der auf- und abwogenden Masse zu. Ueber 60 Todte und viele Verwundete wurden aus den Trümmern und dem Wasser herausgezogen. An einem Festtage macht das einen schlechten Eindruck und unterdrückt die Freude. In Europa mag das richtig seyn; es paßt aber nicht auf die californischen Yankees. In dem Augenblicke, wahrend ein junger Spanier sich durch die Menge nach einer Leiche drängte mit dem Rufe: „Um Jesu und der heil. Jungfrau willen, laßt mich durch, ich glaube, das ist mein Bruder!“ sind die unsterbenden Yankees darüber einig: „Das hat nichts zu bedeuten, die Amerikaner haben genug Dampfschiffe.“ — Einen eigenthümlichen Zug kann ich nicht unerwähnt lassen. Ein Yankee in seinem rothen Hemde hatte die Luftreise eben mitgemacht und fällt, leicht am Kopfe beschädigt, in das Wasser. In demselben Augenblick schwimmt er an das Wrack, erkletterte es, steigt in den unteren Raum, sucht seine Reise-Effekten zusammen, und wie ihm nichts mehr fehlt, steigt er ganz ruhig, als ob nichts vorgefallen, in eines der Boote, die unterdessen herangekommen.

Der größeste Theil der Schwerverwundeten wurde in das Hospital des Dr. Smith gebracht. Oft ohne Beine oder ohne Arme, bot dieser Transport einen schauerlichen Anblick dar. Kaum im Hospital untergebracht, erwartete diese Unglücklichen ein neuer Schlag. In der Nacht, nachdem zwei Feuer in der Stadt gedämpft waren, brach zum dritten Male in dem Nachbarhause, das von Damen bewohnt war, die durch das Erforderniß der Anständigkeit vom Balle ausgeschlossen waren, Feuer aus, das sich sogleich dem hölzernen Lazarethe mittheilte. Die Kranken wurden zwar hinausgeschafft, mußten aber einen großen Theil der fast eiskalten Nacht unter freiem Himmel zubringen. Manche waren in den Gesträuchen, welche das Haus umgaben, schwer zu finden. Dem Dr. Smith war von der Stadt für seine Krankenanstalt 40,000 Piaster geboten. Der Vertrag sollte eben abgeschlossen werden. Außerdem besaß er noch Gegenstände im ungefähren Werthe von 25,000 Piastern. Er war also am Abende noch ein reicher Mann. Am Morgen stand er als Bettler da. Das ist eine Probe californischen Lebens. Freilich ist es nicht immer so. Es gibt hier auch ruhige Tage und ruhige Wochen. Ja, die Kaufleute klagen, daß sogar das Geschäft in letzter Woche sehr still gewesen ist. Aus den Minen kamen viele Goldsucher, theils mit, theils ohne Gold zurück. Andere wandern hin, um die Regenzeit zu benutzen. Während der Regenzeit kann man nämlich an manchen Stellen Gold waschen, wo im Sommer kein Wasser ist. Auch ist der Boden weicher und leichter zu bearbeiten. Die meisten Rückkehrenden haben den Aufenthalt in den Minen mit ihrer Gesundheit und ihrem Vermögen bezahlen müssen, oder haben, wenn sie glücklicher gewesen sind, etwa einige Hundert Piaster verdient. Wenige steigen bis zu acht und zehn Tausend Piaster hinan. Bessere Geschäfte machen die Händler, welche die Goldsucher mit Kleidern und Lebensmitteln versehen. Sie erwerben sich meist in kurzer Zeit ein mäßiges Vermögen.

Das Wetter ist hier anhaltend klar und heiter.

Schrecklich ist hier das Loos des Kranken, der nicht mit bedeutenden Geldmitteln versehen ist. Ein Franzose hat für drei Wochen Fieberzeit über 16,000 Francs bezahlen müssen. Der niedrigste Satz für einen ärztlichen Besuch ist 5 Dollars, ein Krankenwärter berechnet 12 bis 25 Dollars per Tag, und dabei muß man die kalten Nächte in bretternen Häusern, durch die der Wind zieht, auf elendem Lager, ohne alle Bedienung, für 100 Dollars per Monat zubringen; es muß einer viel Kraft und Geld haben, um da durchzukommen. Ein Hospital, in das man unentgeltlich aufgenommen wird, gibt es hier nicht. Es sind deren zwei hier, die den Kranken 4 bis 5 Piaster täglich abnehmen. Von 20 bis 25 Kranken sterben täglich 5 bis 6. Es sind wahre Mördergruben. In Europa würden die Unternehmer längst vor den Assisen stehen.

Krank darf man also hier durchaus nicht werden, sonst geht man fast unfehlbar zu Grunde. Ein Gesunder kann auch ohne Geld schon durchkommen. Ein Arbeiter auf der Straße, den Bauplätzen, dem Felde aber verdient 4 bis 6 Dollars den Tag; der Unterhalt, d. h. Wohnung und Essen, kostet etwa 80 Thlr. den Monat. Wenn man für Wäsche, Licht ꝛc. nichts ausgibt, so kann man in einem Monate etwa 20 Dollars zurücklegen. Ein Domestik erhält neben Schlafstelle und Kost etwa 30 bis 40 Dollars per Monat. Ein Commis im Handel ist am schlechtesten bezahlt. Er bekommt 60 Dollars per Monat ohne Kost, wovon er nicht leben kann.

Ohne Kapital ist es schwer, etwas Anderes anzufangen. Freilich sind 800 bis 1000 Dollars hier schon eine Summe. Damit kann man unter einem Zelte ein Bäckerei anfangen, damit kann man einen kleinen Shop, eine Kneipe eröffnen, damit kann man hausiren, damit Fischerei oder Jagd betreiben. Hat man Glück, so gewinnt man bei diesen kleinen Geschäften in fünf bis sechs Monaten so viel, daß man etwas Größeres anfangen kann. Hat man 4- bis 5000 Dollars, dann wird man Rentier oder, besser gesagt, Wucherer. Das baare Geld ist hier so rar, daß 6 bis 15 Proz. Zinsen per Monat gezahlt werden, wobei man Waaren, Häuser ꝛc. verpfändet. Wenn nach Ablauf des Monats die Zahlung nicht inne gehalten wird, so sind in acht Tagen die verpfändeten Sachen verkauft. Mit gehöriger Vorsicht betrieben, ist bei diesem Geschäft ein ernstlicher Verlust nicht zu befürchten. In einem Jahre ist das Kapital vervierfelt. Es wird immer auf kurze Fristen, hier bis sechs Wochen, geliehen, und der Ausleiher erhält sein Geld stets baar und in kurzer Zeit zurück. Dadurch ist er in den Stand gesetzt, bei Auktionen oder sonstigen Verschleuderungen von ganzen Schiffsladungen, wie sie hier oft vorkommen, die Gelegenheit wahrzunehmen und sehr vortheilhaft einzukaufen. Dann verkauft er wieder so schnell als möglich, wenn auch zu niedrigem Preise, an die Detailhändler. Das ganze Geschäft ist in

acht Tagen abgemacht, und er hat sein Geld wieder dickonibel. Weiß er so die Gelegenheiten gut auszuführen und zu würdigen, so macht er 200 Prog. im Jahre und mehr. Hier ist ein Hamburger, der vor acht Monaten mit 2000 Dollars angefangen hat und jetzt über 50,000 Dollars besitzt.

Wer sich freilich in ein solches Treiben hinein begeben, wer überhaupt nach Californien, ja, selbst nach Nordamerika gehen will, um sein Glück, seine Existenz zu suchen, der muß mit dem europäischen Kulturleben gänzlich abgeschlossen oder von tiefer Frucht des Raffinirens noch nicht gekostet haben. — Mögen die ästhetischen Einrichtungen, die frische Regsamkeit des Unternehmungsgeistes noch so großartig erscheinen, so läßt sich doch nicht leugnen, der Yankee, „der den Ton angibt", steht hinter jedem europäischen Volke, selbst die Russen nicht ausgenommen, an Bildung und Gesittung zurück. — So klebt auch den gebildeten Ständen — Aerzten, Advokaten, Staatssekretarien, — gar viel von dem Schmutze der Verwilderung und der ästhetischen Leerheit an, die durch die schwere Arbeit und Entbehrung einer ersten Ansiedlung hervorgerufen sind. — Selbst den Leuten, die von Philadelphia kommen (dem amerikanischen Athen), merkt man es sehr an. Sie sind halb Wilde, in einer sehr platten Bedeutung. Sogar das Klima, das zehnmal am Tage, besonders in New-York, wechselt, zwingt einen, Tag und Nacht ein grokes wollenes, rothes Hemde auf dem Leibe zu tragen, wenn man nicht durch stete Erkältung zur Lungenschwindsucht gelangen will. People of business! Land of business! Climat of business! Man kann nur singen hören, um zu verdienen, to make money, wie man es jede Minute hört, ganz ohne Genuß außer brandy, schlechtem Philadelphia-Porter und mittelmäßigen Confituren. — Die primitive Rohheit! Das Menschenleben hat auch keinen Werth, nur die Arbeitskraft und der Verdienst werden geschätzt. Gestern siegen die Menschen mit dem Dampfschiffe in die Höhe. Man hat heute über 60 Todte herausgefischt. Heute geht die alte Geschichte eben so fort. Natürlich! Ein Yankee rechnet so: 50 × 5 Stunden an der Arbeit erspart, macht bei 100 Passagieren einen Gewinn von 1,250,000 Arbeitsstunden, die sind mehr werth als 50 Menschen. — Nordamerika mag ein großartiges Gebäude seyn, aber Fenster und Thüren, geschweige denn die Ausfüllmüdung, sind noch nicht fertig. Man muß sehr europamüde seyn, um es dort comfortable zu finden. (Kölner Ztg.)

Eine Schwurgerichts-Verhandlung wegen Elternmord.

Am 21. Dezember v. J. kam das gräßlichste Verbrechen, welches wohl seit dem Bestehen der Schwurgerichte in Deutschland verübt worden ist, vor den Tübinger Assisen zur Verhandlung. Ludwig Kober, der Mörder seiner leiblichen Eltern und Geschwister, stand vor den Schranken. Aus der Anklageakte entnehmen wir Folgendes: Der Angeklagte Ludwig Kober, Sohn des gewesenen Synalwarts Jakob Kober zu Tübingen, ist geboren am 25. Dezember des Jahres 1825. Er hatte nach Beendigung seiner Schulzeit das Bäckerhandwerk erlernt, und als Bäcker einen beträchtlichen Theil Deutschlands durchwandert. Nachdem er aber auf dieser Reise, und zwar in Darmstadt, angeblich aus Lebensüberdruß, einen Versuch gemacht hatte, sich durch Ertränken das Leben zu nehmen, einen Versuch, den er jedoch selbst wieder aufgegeben hatte, wurde er durch die Polizeibehörden in seine Heimath geliefert, und da er hier erklärte, daß er an seinem Handwerk durchaus keine Freude hätte, und da auch der Arzt meynte, die mit vielem Nachtwachen verbundene Bäckerprofession dürfte für seine Gemüthsverfassung nicht zuträglich seyn, wurde er zu einem Steinhauer in die Lehre gethan, wo er nun Sommers auf diesem Handwerk arbeitete, Winters aber theils sich mit architektonischen Zeichnungen beschäftigte, theils zu häuslichen Verrichtungen verwendet wurde. Ein solches häusliches Geschäft wies ihm sein Vater am 5 Jan. v. Js. Nachmittags gleichfalls an, da er aber keine Miene machte, sich demselben zu unterziehen, so griff der Vater, der das Grundübel, an dem sein Sohn litt, nämlich eine unüberwindliche Trägheit, wohl kannte, zum Stocke, um damit seinem Befehle Nachdruck zu verleihen, der Sohn dagegen griff zu einem in seiner Tasche befindlichen scharf geschliffenen Messer. Ob der Vater von seinem Stocke wirklichen Gebrauch machte, das hat sich mit Bestimmtheit nicht erheben lassen, desto erfolgreicheren und blutigeren Gebrauch machte aber der Sohn von seinem Messer. Denn als es den zu Hülfe eilenden Personen, gegen die er sich gleich falls zur Wehr setzte, endlich gelungen war, ihn zu überwältigen, fanden sie den Vater von 23, die Mutter von 8, und die ältere 16jährige Schwester von 2 tödtlichen Wunden durchbohrt am Boden liegen; alle drei hatten bereits ihr Leben ausgehaucht. Zuvor hatte er noch die auf den Hülferuf der Tochter herbeigekommene Krankenwärterin, Mathilde Wandel, die ihn von seinem Vater, mit dem er rang, wegreißen wollte, durch gefährliche Verwundungen verletzen, um kräftigere, männliche Hülfe herbeizurufen; der sofort herbeigekommene Krankenwärter Ludwig Wernwag, der ihn gerade traf, wie er nach seiner jüngeren, 14jährigen Schwester den tödtlichen Stoß führen wollte, mußte sich glücklich preisen, das bereits durch drei Stöße verwundete Mädchen den Händen des Wüthenden entreißen und sich, gleichfalls schwer verletzt, mit demselben durch eilige Flucht weiterer tödtlicher Verwundung entziehen zu können. Der Angeklagte gibt zu, den Tod seines Vaters, sowie den seiner Mutter gewollt zu haben, und zwar, weil er ergrimmt darüber gewesen sey, daß sie ihn hätten schlagen wollen, und weil er sie, wegen des stets wiederkehrenden Streites mit ihm, der Ansicht in nichts Anderem, als in seiner Trägheit seinen Grund hatte, nicht habe leiden mögen. Von der Tödtung seiner Schwester, sowie der Verwundung seiner zweiten Schwester und der beiden weiter genannten Personen will Kober nichts wissen. Allein es kann darüber, daß er auch der Urheber des Todes seiner älteren Schwester ist, so wenig Zweifel seyn, als darüber, daß den Umständen nach, unter denen er seine Mordwaffe auch gegen die drei weiteren Personen gebrauchte, nämlich nach der Stärke der von ihm geführten Stöße und den Körpertheilen, nach denen er mit seinen Stichen zielte, seine Absicht auch auf die Tödtung dieser Personen gerichtet seyn wußte. Was schließlich die bei dieser entsetzlichen That in den Vordergrund tretende Frage betrifft, ob dieselbe denn wirklich von einem seiner Sinne und seines Verstandes mächtigen Menschen herrühren könne, so hat nach der Ausführung des Anklageaktes Alles, was während der Voruntersuchung über das seitherige Leben des Angeklagten hat erhoben werden können, es haben sämmtliche Zeugenaussagen über sein Benehmen bei und nach der That, es haben endlich seine eigenen Angaben über den tragischen Vorfall die Annahme der Verübung in unzurechnungsfähigem Zustande nicht zu begründen vermocht, und es wird daher Kober des Verbrechens des theils vollendeten, theils versuchten Todtschlags angeklagt. — Auf die Frage des Präsidenten, ob sich der Angeklagte der ihm zur Last gelegten That für schuldig bekenne, und hienach auf die Verhandlung vor den Geschworenen verzichte, antwortete derselbe mit „Ja", was den Ersteren veranlaßte, in einem umständlichen Vortrag über Motiv und Zweck der That des Angeklagten eine umständliche Vernehmung einzuleiten, in deren Verlauf er die Absicht, seine Eltern zu todten, unumwunden zugab, dagegen in Abrede zog, die gleiche Absicht gegen seine Schwester gehabt zu haben.

Nach dem Obduktions- und Sektionsberichte der Gerichtsärzte hat der Angeklagte im Ganzen an sieben Personen 43 Stiche ausgetheilt, wovon der Vater 23, eine absolut tödtliche Herzwunde; die Mutter 8, worunter drei absolut tödtliche; die getödtete Schwester zwei tödtliche Wunden, von denen die eine das Herz gänzlich durchbohrte, erhalten haben. Die übrigen Stiche wurden von dem Angeklagten theils auf seine jüngere Schwester Wilhelmine, theils auf die zu Hülfe eilenden Personen geführt. Was die That selbst betrifft, so stimmten sämmtliche Zeugen im Wesentlichen mit dem Anklageakt überein. Wir beschränken uns deßhalb darauf, dasjenige

anzuführen, was zur Charakteristik des Angeklagten dienlich erscheint. Sämtliche Zeugen, welche den Angeklagten schon von früher her kennen, äußern sich dahin, daß derselbe von jeher ein eigensinniger, fauler und arbeitsscheuer Mensch gewesen sey, daß er oft stundenlang vor sich hingebrütet, Grimassen geschnitten und dann ohne äußere Veranlassung laut gelacht habe; daß aber, wenn er sich zu einem Geschäft oder zu einer Unterredung herbeigelassen habe, nichts Verkehrtes an ihm wahrzunehmen gewesen sey. Insbesondere ist hier eine Begebenheit zu erwähnen, welche von mehreren Zeugen übereinstimmend dahin erzählt wird, daß der Angeklagte einmal Abends um sich der ihm wegen seiner Faulheit drohenden Züchtigung von seinem Vater zu entziehen, in das Wirthshaus zum Hirsch sich begeben habe, daselbst, trotz der Vorstellungen des Wirths, in sein elterliches Haus zurückzukehren, über Nacht zu bleiben verlangt und wirklich auch über Nacht geblieben sey, und sodann am andern Tage, ohne etwas zu essen oder zu trinken, von Morgens 9 Uhr bis Abends 4 Uhr, trotz wiederholten Zuspruchs nach Hause zu gehen, mit gesenktem Kopf, die Hände in den Hosentaschen, auf einem Fleck stehen geblieben sey. Nach beendigter Vernehmung der Zeugen wurde der Angeklagte, der während der ganzen Verhandlung beinahe regungslos mit rückwärts gesenktem Kopf, oft halb geschlossenen Augen, dagesessen, von dem Präsidenten nochmals zur Erzählung des Hergangs aufgefordert, wobei sich der Angeklagte jedoch lediglich auf seine bereits erwähnten Angaben beschränkt und namentlich die tödliche Absicht blos in Beziehung auf seine beiden Eltern zugibt; in Beziehung auf seine Schwester aber ebenso bestimmt, wie oben wiederspricht. Auf die nun von dem Präsidenten ergangene Aufforderung geben die als Sachverständigen berufenen Aerzte ihr Gutachten in folgendem ab: Oberamtsarzt Dr. Krauß sprach sich nach $^3/_4$stündiger Ausführung dahin aus, daß der Angeklagte vermöge eines ihm angeborenen Stumpfsinns eine große Anlage zur Tollwuth gehabt, daß der in Frage stehende Vorfall vollkommen das Gepräge eines solchen Tollwuth-Anfalls getragen habe, und daher das Vermögen des Angeklagten, seinen Willen frei zu bestimmen, bei Verübung der That gänzlich aufgehoben gewesen sey. Diesem von der gänzlichen Unzurechnungsfähigkeit des Angeklagten ausgehenden Gutachten gegenüber, gaben die übrigen Sachverständigen, Oberamtswundarzt Dr. Frank, Professor Dr. Rapp und Professor Autenrieth die Erklärung, daß der Angeklagte zwar als ein Mensch von beschränkten Geistekräften erscheine, und daß diesem Zustande namentlich auch bei dem Affekte, in welchem der Angeklagte gehandelt habe, gebührende Rechnung zu tragen sey, daß aber die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten sowohl im Allgemeinen, als im Hinblick auf die in Frage stehende That keineswegs als ganz aufgehoben, sondern nur in größerem oder geringerem Grade vermindert angenommen werden könne. Nachdem sofort der Staatsanwalt mit Scharfsinn und in gewandter Rede die Anklageakte aufrecht zu erhalten gesucht, der Vertheidiger in ansprechendem, sachgemäßem und allgemeinen Beifalls sich erfreuendem Vortrage die zu Gunsten des Angeklagten sprechenden Momente entwickelt, in erster Linie dem Gutachten des Oberamtsarztes, in zweiter Linie aber dem der übrigen Sachverständigen angeschlossen hatte, faßte der Präsident in gedrängter Kürze das Ergebniß der Verhandlungen zusammen, worauf von dem Gerichtshof drei Fragen an die Geschworenen gestellt wurden. — Nach beinahe einstündiger Berathung der Geschworenen wurde von diesen drei Fragen die erste, mit Beschränkung jedoch auf die beiden Eltern bejaht, die beiden übrigen dagegen verneint. Diese Frage lautete: Ist der Angeklagte schuldig, am 5. Januar vorigen Jahres im Hospitalgebäude zu Tübingen ohne Vorbedacht im Affekte die Tödtung seiner beiden Eltern und seiner Schwester Friederike beschlossen und durch Stechen mit einem Messer ausgeführt zu haben? Auf den Grund dieses Wahrspruch ging der Antrag des Staatsanwalts auf 20jähriges Zuchthaus; der Gerichtshof dagegen erkannte auf eine Zuchthausstrafe von 18 Jahren.

Pot-Pourri.

Zur Londoner Industrie-Ausstellung.

Bei der großen Weltindustrieausstellung in London wird sich unter anderem eine aus künstlichen Bumen aus sämmtlichen Blumenfabriken Londons und der Umgegend bestehende, 1851, die Jahrezahl der Ausstellung, Fuß messende Guirlande in einem eigends dazu gefertigten Glaschranke befinden. Die Stadt Rhede und Liverpool werden zwei 40 Fuß lange und 10 Fuß breite Reliefs nach ihrer Beschaffenheit im Jahr 1650 und 1850 darstellen. — Aus Oesterreich ist eine Schreibmaschine angekündigt, welche ein halbes hundert Blätter und mehr gleichzeitig und auf beiden Seiten beschreibt. Eine Birminghamer Glashütte liefert einen Lampenschirm von kolossaler Größe, zu dem vierzig Pfund Glas verwender worden sind. Ein Mechanikus stellt eine Theilungsmaschine aus, welche die Differenz das 70,000stel eines Zolles angibt, so daß nun ganz genaue Wagen hergestellt werden können. Der Fürst von Punjab hat Kashmirshawls nach London abgeschickt, von denen die eine Parie je 112,000, die andere je 150,000 Gulden das Stück kostet. — In der zweiten Dezemberwoche wurde in einer Kohlengrube bei Tipton, Straffordshire, ein sechs Fuß hoher und achtzehn Fuß dicker Steinkohlenklumpen von fünf Tonnen (hundert Centner) Gewicht und besonders guter Qualität herausgehoben — wohl die größte Kohlenmasse, die je an's Tageslicht gekommen — um in der Londoner Industrieausstellung mit ausgestellt zu werden. Die Hebung aus dem zweihundert Ellen tiefen Schacht war besonders schwierig, doch wurde sie binnen drei Minuten bewerkstelligt: bei dem ersten Versuche war der sechs Zoll breite und einen Zoll dicke Eisenring, in welchem das Seil lief, gebrochen.

Der kürzlich verstorbene Romanschriftsteller Balzac besaß das Talent, aus der äußerlichen Erscheinung des Menschen sein innerstes Wesen zu erraten, in einem außerordentlich hohen Grade. Aus dem Zucken der Mimpern, aus den wechselnden Lichtern der Augen, aus dem Gesammtspiel der Mienen vermochte er oft die Gedanken und Empfindungen mit Sicherheit herauszulesen. Einer seiner deutschen Bekannten erzählt über diese Fähigkeit Balzac's folgende interessante Anekdote: Ich war einmal mit ihm bei einem gemeinschaftlichen Bekannten zu Tisch geladen und saß neben einem Franzosen, der mit dem Deutschen ziemlich geläufig umgang. Balzac saß zu weit von uns, um uns zu verstehen, und wenn er auch die materiellen Klänge hätte auffassen können, so war ihm dadurch noch nicht viel geholfen, denn er konnte nicht ein sterbendes Wörtchen Deutsch. Und desungeachtet unterbrach er uns und behauptete, er wolle uns genau sagen, was wir mit einander verhandelt. Wir lachten, wissend, wie weit es Balzac im Deutschen gebracht, über diese Eröffnung. Allein Balzac erklärte, daß er das Ding ganz ernst gemeynt, und fing sogleich an: das und das haben Sie gesagt; und richtig, er hatte, wenn nicht die Worte, doch den Sinn haarscharf erathen. Wir stutzten erst, drückten dann unsere Bewunderung durch konfuse Glückwünsche aus, fragten ihn jedoch zu gleicher Zeit, ob er das Experiment nicht zu wiederholen geneigt sey? Mit dem größten Vergnügen, antwortete er, und machte dabei eine äußerst possirliche Bewegung auf seinem Stuhle, und wir begannen jetzt das verrückteste Zeug; aber er hatte die List auf der Stelle gemerkt und fiel uns, als wir kaum fünf bis sechs Sätze heraus hatten, mit den Worten in die Rede: Unsinn könne er nicht ins Französische übersetzen. So unglaublich diese Geschichte klingt, so wahr ist sie.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 265.

Nro. 5.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 15. Jan.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Europäische Genealogie.

Die Zahl der europäischen Souveraine beläuft sich bei Beginn der zweiten Hälfte des 19ten Jahrhunderts — mit Einrechnung des außereuropäischen, aber einer europäischen Dynastie entsprossenen Kaisers von Brasilien — auf 46, worunter 31 Deutschland angehören und 3 weiblichen Geschlechts sind. Von diesen ist der König von Hannover der älteste, nämlich 79½ Jahre alt, und einer über 70 Jahre alt, nämlich der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz († am 10. Jan. d. J.); außerdem stehen 8 zwischen 60 und 70 Jahren, von denen der König von Würtemberg sein 70stes Jahr bereits angetreten hat, 13 zwischen 50 und 60 Jahren, 7 zwischen 40 und 50 Jahren, 9 zwischen 30 und 40 Jahren, 6 zwischen 20 und 30 Jahren, endlich einer ist noch nicht volle 20 Jahre alt, nämlich der noch unter Vormundschaft stehende Fürst von Waldeck, welcher erst am 14. Januar d. J. sein 20stes Jahr vollenden wird. Als Durchschnittsalter sämtlicher Souveraine ergibt sich 47 Jahre 2¼ Monat. Am längsten regiert der Fürst von Schaumburg-Lippe, nämlich seit fast 64 Jahren, oder, wenn die Jahre seiner Minderjährigkeit abgerechnet werden, seit 43⅔ Jahren; nächstdem regieren 3 Fürsten seit 40—50 Jahren, 4 seit 30—40 Jahren, 7 seit 20—30 Jahren, 15 seit 10—20 Jahren; die übrigen 16 sind erst im letzten Jahrzehend, kein einziger aber erst im verflossenen Jahre zur Regierung gekommen. Unverheirathet und nie verheirathet gewesen sind im Ganzen nur 6 Souveraine, nämlich der Papst, der Kaiser von Oesterreich, der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Reuß-Schleiz und Waldeck und der Landgraf von Hessen-Homburg; von den übrigen sind 5 (der Großherzog von Oldenburg zum dritten, der König der Belgier zum zweiten, der König von Hannover und die Herzoge von Nassau und Anhalt-Dessau zum ersten male) Wittwer, einer (der König von Dänemark) geschieden, zwei (derselbe und der Churfürst von Hessen) leben in morganatischer Ehe, einer (der Großsultan) in Polygamie. Somit ergeben sich nur 29 ebenbürtige Gemahlinnen (und außerdem 3 Gemahle) regierender Souveraine, von denen die Großherzogin von Sachsen-Weimar (fast 65 Jahre alt) die älteste und zugleich am längsten (seit 46½ Jahren) verheirathete, die Königin von Bayern (noch nicht 25¼ Jahre alt) die jüngste ist. Von den 40 verheiratheten und verheirathet gewesenen Souveränen sind 12 kinderlos, einer hat nur Descendenten aus morganatischer Ehe; die übrigen 27 haben Kinder, und zwar, einen (den Kaiser von Brasilien, der nur Töchter hat, ausgenommen, Söhne als präsumtive Regierungsnachfolger. Von diesen 26 Erbprinzen sind 8 vermählt; der älteste ist der von Schaumburg-Lippe, der jüngste der von Parma. Von den 19 Souveränen ohne erbberechtigte Descendenten haben 11 Brüder, 4 aber andere Seitenverwandte (der König von Dänemark und der Herzog von Modena einen Oheim, der Churfürst von Hessen einen Vetter, die Königin von Spanien eine Schwester) zu präsumtiven Nachfolgern; die übrigen 4 Souveraine (der Papst, die Herzoge von Braunschweig und Anhalt-Bernburg und der Landgraf von Hessen-Homburg) haben keinen succeffionsfähigen Nachfolger ihrer eigenen Linie.

Im Personalstande der regierenden Häuser haben, so viel bis jetzt bekannt, im verflossenen Jahre nachstehende Veränderungen stattgefunden. 1) Gestorben sind: Ludwig Philipp, Graf von Neuilly, Exkönig der Franzosen; Louise, Königin der Belgier, des Vorigen Tochter; Friederike, Herzogin von Anhalt-Dessau; Peter Alfons, Kronprinz von Brasilien; Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este; Herzog Adolf von Cambridge, Prinz von Großbritannien; Prinz Moritz der Niederlande (sieben Jahre alt); Erbprinz Moritz von Nassau; Prinz Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, und die Wittwe seines Bruders Wilhelm, Prinzessin Juliana von Dänemark. Hierzu kommen die Kardinäle Serra-Cassano, Cavolini und Giraud. 2) Geboren wurden: Söhne des Großfürsten-Thronfolgers Alexander und des Großfürsten Konstantin von Rußland, der Königinnen von Großbritannien und Spanien (Letztere starb bald nach der Geburt), des Prinzen Peter von Oldenburg, der Prinzen Grafen Gustav von Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld; Töchter des Prinzen Luitpold von Bayern, des Prinzen Adolf von Schwarzburg-Rudolstadt und des Erbprinzen von Schaumburg-Lippe. 3) Vermählt wurden: der Erbprinz von Sachsen-Meiningen mit der Prinzessin Charlotte von Preußen; der Kronprinz von Schweden mit der niederländischen Prinzessin Louise; der neapolitanische Prinz Franz de Paula, Graf von Trapani, Bruder des Königs, mit der Prinzessin Isabella von Toskana; der sardinische Prinz Ferdinand, Herzog von Genua, Bruder des Königs, mit der Prinzessin Elisabeth von Sachsen; der spanische Infant Karl, Graf von Montemolin, mit der neapolitanischen Prinzessin Karoline; hierzu kommen morganatische Heirathen der preußischen Prinzen Albrecht (mit Fräulein v. Rauch) und Adalbert (mit Therese Elster, jetzt Frau von Barnim); des Königs von Dänemark (mit Mlle. Rasmussen, jetzt Gräfin von Danner, und des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen (mit Fräulein Amalia von Schenk-Geyern, jetzt Gräfin v. Rothenburg). Außerdem hat sich der Herzog von Nassau mit der Prinzessin Frierike von Anhalt-Dessau, der Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz mit der Großfürstin Katharina von Rußland verlobt.

Dr. Heinrich Stephani,

der Sohn eines Geistlichen, geboren am 1. April 1761 zu Gemünden an der Kreck, daselbst und in Merzbach stets in frischer Landluft erzogen und zur Universität vorbereitet, studirte von 1778 bis 1783 zu Erlangen vorzugsweise Theologie, blieb dann ein Jahr lang bei seinen Eltern in Merzbach und trat 1785 als Hofmeister in das Haus der verwittweten Reichsgräfin von Cassell. Bis dahin hatten auf seinem frischen, regen und kräftigen Geist und auf sein rein menschlich für alles Wahre, Rechte und Gute empfänglichtes Herz der Vater, einige schlichte und wackere Informatoren, und auf der Hochschule Männer wie Groß, Seller, Rosenmüller, Hufnagel, Rau, Harleß, Breyer, Reinhard und Gelger die erfreulichste Wirkung gehabt. Noch mehr aber als der fleißige Besuch der Hörsäle lichtfreundlicher Lehrer wirkte bei ihm das unablässige Benützen tüchtiger Büchersammlungen. Als Hofmeister sah er sich genöthigt, die pädagogischen Wissenschaften in den Kreis seiner ernsten Studien zu ziehen, und mit welchem Erfolg er auf diesem Felde dann später thätig gewesen ist, das ist von Meistern in dieser Berufssphäre längst anerkannt und gewürdigt. Wurde seine Weltanschauung und seine Einsicht in die Verhältnisse des menschlichen Lebens durch den täglichen Umgang mit den Gebildetsten seiner Zeit, mit Diplomaten und fürstlichen Personen, besonders aber durch ein inniges Freundschaftsverhältniß zu dem scharfblickenden und durchaus rechtlichen damaligen Regierungschef der Reichsgrafschaft von Cassell, zu dem weitklugen Geheimenrath v. Zwanziger, mächtig erweitert, so bekam dabei sein menschenfreundliches Herz zugleich auch täglich mehr Kraft und Lust, für Humanität in engeren und weiteren, in niederen und höheren

Kreisen zu wirken. Mit dem einen seiner Zöglinge ging er zunächst nach Klosterbergen, und hier war es, wo Stephani mit dem berühmten Abt Resewitz, mit Gurlitt und anderen trefflichen Schulmännern in den freundschaftlichsten Verkehr kam und die eigentliche Weihe als Pädagog empfing. Von hier aus machte er öfters Reisen mit seinem Zöglinge und dem ihm anvertrauten Sohne seines Freundes von Zwanziger, und auf allen diesen Reisen forschte er von jetzt an nach nichts so angelegentlich, als nach dem Zustand der Civilisation, des Schul- und Erziehungswesens. Ehe er nach Klosterbergen (1791) verließ, um seine jungen Freunde nach Jena zu begleiten, wo dieselben Rechtskunde und Staatswissenschaften studiren sollten, wurden ihm die Hauptbedingungen des Gedeihens der Staaten klar und es erstarkte der Geist vollkommen, der allen seinen Schriften den ethischen Gehalt verleiht und die Wärme für Menschenwohl einhaucht. Von jetzt an betrachtete er das Erdenleben des Menschen als Schule zur Veredelung der Menschenkraft, fand er die höchste Aufgabe des Staates in der Beförderung dieser Veredelung, sah er Schule und Kirche als die beiden Hauptmittel zur Lösung an, und der volle Rechtszustand im Staate war ihm zu dem Allen die unerläßliche Bedingung. Und was er nur als pädagogischer und theologischer Schriftsteller der Welt übergab, das ging von diesem Standpunkte aus, diesem Ziele zu. Veredelung der Menschenkraft war seiner pädagogischen Fahne, die er nun oft vortrug, goldene Inschrift. Das Stirium der Kant'schen Philosophie, dem er in Jena sich besonders widmete und der geistige Verkehr mit Schiller, Reinhold, Paulus, Schütz, Hufeland, Doderlein, Griesbach, Schaubert und so vielen anderen Geistern des Lichts und der Gesundheitsfreiheit förderte und begeisterte ihn nur noch mehr; und so wurde er gerade durch die Verhältnisse und den Gang seines eigenen Lebens der energische Mann, als der er sich später überall bewies und bewährte, nachdem er in den Staatsdienst getreten war. Vom Jahre 1808, wo er als bayerischer Kreis-, Kirchen- und Schulrath in Augsburg auftrat, bis zum Jahre 1834 war es ihm vergönnt, nicht nur als aufgeklärter Theolog und scharfblickender Pädagog, sondern auch als freimüthiger philosophischer Schriftsteller zu wirken. Damals aber gerade war es, wo die Eulen näher zogen, und Stephani wurde von seinem Amte suspendirt. Später ging er in die Familienkreise seiner Tochter nach Gorkau in Schlesien, und hier winkte ihm der Engel des Todes am Weihnachtsabend 1850 zu dem Vater alles Lichts. Stephani war freimüthig, klar in seinem Denken und Thun, ein deutscher Mann, und wacker, wo es galt, voran. Von seinen, jedem Mystizismus abholden theologischen Schriften sind Jeremiann gewidmet: Meine Gedanken über die Einstehung und Ausbildung von einem Messias (Nürnberg 1787); Das heilige Abendmahl (Landshut 1811); Was soll ich thun, damit ich selig werde? (-Heidelberg 1834). Seine Schrift: Ueber die absolute Einheit der Kirche und des Staats (Erlangen 1834), die seine politischen Ansichten enthält, und jene: Die sieben Weisen (Erlangen 1837), welche wegen ihrer Freimüthigkeit konfiscirt wurde, sollte jeder Freund der Wahrheit und der Menschheit lesen. Auf das Gebiet der Pädagogik begiebt sich sein Grundriß der Staatserziehungswissenschaft (1797), System der öffentlichen Erziehung (1813), Handbuch der Unterrichtskunst nach der bilinearen Methode für Volksschullehrer (Erlangen 1835) u. s. w. Besonderes Verdienst hat Stephani als Pädagog durch die von ihm wesentlich verbesserte und praktisch klar gestellte Lautirmethode zum Lesenlernen. Durch seine ausführliche Beschreibung meiner einfachen Lehrmethode (Erlangen 1823) hat mancher Lehrer das Lesenlernen und durch seine Wandtafeln und Handtafeln haben viele Tausende von Kindern das Lesen ohne Qual und in kurzer Zeit gelernt. Seine Verdienste sind bereuend, sein Andenken ist dauernd.

Aus der Gesellschaft in Nordamerika.

Es ist noch nicht lange her, daß der Glaube in Deutschland verbreitet war, das wissenschaftlich gebildeten Arztes haare in Amerika eine sichere und wohlhabende Existenz. Wir werden durch ein sehr interessantes Werkchen (Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Dr. Otto Zirkel) eines Andern belehrt. Es gibt in Amerika verhältnißmäßig viel mehr Aerzte als in Europa. Die Stadt Columbus zählt auf 16,000 Einwohner: 40 Aerzte. „Dreißig von ihnen würden in Europa verhungern," bemerkt der Verfasser. Er sagt ferner: „Der Arzt, dessen Existenz in Deutschland gesichert ist, oder der die Aussicht hat, daß sie ihm in wenigen Jahren gesichert werde, ist ein Thor, wenn er nach Amerika geht. Kann er in der alten Welt nicht leben, so mag er in Gottes Namen übersiedeln; trotz der Unzahl der Doktoren muß er ein großer Esel sein, wenn er hier sein Brod nicht findet. Die Wissenschaft selbst steht um viele Stufen niedriger als in Europa, Universitäten, die von dem Staate unterstützt werden, existiren nicht. (?) Der junge Mann, der sich diesem Geschäft widmen will, begiebt sich für ein Jahr in das Geschäftszimmer eines praktischen Arztes und fängt hier seine Studien an; nach Verlauf dieses Jahres begiebt er sich auf eine der zahlreichen medizinischen Schulen, wo Vorlesungen über Pathologie, Physiologie, Chirurgie und Anatomie gehalten werden und welche zum Scheren zuweilen auch Körper erhalten, hier verweilt er abermals ein Jahr; will er zum Weltweisen werden, zwei Jahre, und promovirt dann zum Doctor. Das Diplom wird ihm nie verweigert, da die Herren Professoren die Summe Geldes, die sie dafür erhalten und die sich auf 20—50 Dollars beläuft, sich nicht würden entgehen lassen, der junge Mann durch diese Weigerung auch nicht abgehalten werden könnte, zu prakticiren, da die Staatsgesetze auf diese Diplome gar keine Rücksicht nehmen."

Nichts destoweniger hat Amerika eine Anzahl trefflicher Aerzte und kühner Operateure. Bei dem großen Andrange zum Staatsdienste haben Alpenkanonen sich einem Examen zu unterwerfen, das dem besten rigorosum Europa's gleichkommt.

Hinter diesen auf wissenschaftlicher Bildung fußenden Medicinern folgt sofort die große Menge derer, welche von Dilettanten und System seine Idee haben und den eigentlichen Körper der amerikanischen Heilkunst bilden. Die Beschreibung, welche Zirkel von diesen gibt, ist in hohem Grade ergötzlich. Einige furiren durch Zauberei, andere nennen sich Dampfdoktoren (steamdoctors), nach ihrem Stifter Thomson: der sich auf seine Kurart in Washington „ein Patent" geben ließ. Wer aber zwanzig Dollars zahlte, erhielt das Buch (welches auch in ein gräuliches pennsylvanisches Deutsch übersetzt worden ist) und die Erlaubniß „steamdoctor" zu sein. Dieses edle Werk soll eine der besten Unterhaltungsschriften bilden. So heißt es gleich pag. 3: „Eine Klystirung ist stets gut, wenn sie nichts hilft, so schadet sie nichts." Die Medizin dieser Charlatane besteht in einer Tinktur von spanischem Pfeffer, von der es sechs verschiedene Grade gibt: Nr. 6, die letzte Instanz wird als die Panacee gegen alle irdischen Gebrechen betrachtet. Diese Nummer, die dem höllischen Feuer gleichkommt, wird durch Dampfbäder unterstützt. Zirkel sagt: „Dieses Mittel hat nicht verfehlt, manchen in das ewige Leben zu drängen." Bei einer anderen Klasse von Quacksalbern nimmt Calomel die Stelle von Nr. 6 ein.

Eine gewisse Klasse nennt sich „botanische Doktoren", kurirt ohne Mineralmittel und ist wenigstens nicht so gefährlich. Homoeopathen haben nie etwas ausrichten können, da ein Nordamerikaner nicht Diät hält.

Hier und da hat die Wasserheilkunde bereits Anhänger gefunden.

Der Verfasser, früher preußischer Husarenlieutenant, jetzt seit vierzehn Jahren praktischer Arzt bei Columbus, im Staate Ohio, beschreibt dann seine Sattelapotheke; denn er reitet als alter Kavallerist auf Praxis und disseminirt aus dem Pistolenkasten. Hören wir ihn selber.

„Um den europäischen Aerzte ganz in Natura die Waffen zu

Digitized by Google

zeigen, mit welchem ein zu einem Kranken auf das Land gerufener amerikanischer Arzt ausgerüstet ist, will ich ihm einen Blick in meine Satteltaschen thun lassen. In der rechten befindet sich das chirurgische Besteck nebst den Instrumenten zum Zahnausziehen, in der linken ist ein hölzerner Kasten, in welchem in Fächern dreizehn Unzen-Medizinfläschchen nebst einer, einer deutschen Pulverlarung ganz ähnlichen Maschine liegen."

„Die verschiedenen Fläschen enthalten: Flasche Nr. 1. Aus gleichen Theilen Scammonium, Gambogium und Aloe gefertigte 3 Gran schwere Purgirpillen. Ich lasse in gewöhnlichen Fällen 4 derselben und eine halbe Stunde nach der ersten Dosis 3 nehmen, eine Gabe, die genug für ein deutsches Pferd, hier jedoch oft nicht ausreicht. 2. Brechweinstein. Unsere Dosis ist 10 Gran in 10 Eßlöffel Wasser aufgelöst, zu Anfang zwei Löffel auf Ein Mal gegeben, dann alle 10 Minuten einen Eßlöffel. Auch diese Gabe ist grobschmiedartig in den Augen des Europäers, mir sind jedoch häufig Fälle vorgekommen, daß Menschen alle zehn Löffel nahmen und sich nach mehr umsahen. 3. Quinineyillen. 4. Opiumpillen. 5. Ipecacuanha. 6. Schwefelsaures Zink. 11. Jodine. 12. Assa foetida in Pulver. 13. Rhabarber."

Trotz des Lächelns des europäischen Arztes kurirt unser Hufarenarzt alle Krankheiten mit diesen dreizehn Mitteln.

Die Taxe, welche zwar nicht durch ein Gesetz, aber durch die Aerzte selber festgesetzt ist und auch gerichtlichen Entscheidungen unterbreitet wird, ist auch Zirkel Berichten sehr hoch. Der erste Krankenbesuch kostet in New-York 5 Dollars, die folgenden 3 Dollars. Eine Consultation kostet 20—50, eine Entbindung 50 Dollars. Nach den Staaten und dem Renommée der Aerzte modificirt sich diese Taxe. In Columbus rechnet man ¼ Dollar für ein Reerpf, einen halben für einen Besuch. Bei der Landpraxis für einen Besuch unter 2 Meilen 1 Dollar und einen halben Dollar für jede nächste Meile.

Aus Allem ersieht man, daß der europäische Arzt, will er sein Fortkommen jenseits des Oceans finden, sich sofort hergeben muß, den Charlatan zu spielen und im kleinen Maßstabe das zu sein, was ein gewisser Brandreth im allergrößten war, ein Kerl, dessen Laranzpillen in Canada, der Union und Westindien all universalmedizin gelten. Derselbe hat nach seiner Berechnung 27 Millionen Mal seine Pillen wirken sehen und die jährlichen Annoncen derselben kosten 8000 Dollars!

Das muthmaßliche Loos des Geistlichen stellt sich bei weitem ungünstiger, wenn er nicht zur katholischen Kirche gehört. Die protestantische Einwohnerschaft ist in hunderterlei Sekten gespalten, ihre Geistlichen gehören allen Klassen an. Wir finden auch unsere Auswanderer unter ihnen, von dem gelehrten und rechtlichen deutschen Theologen an, der im wahren Glauben an das Wort Gottes, nachdem er endlich eine kleine Gemeinde gefunden hat, beinahe verhungert, bis zu dem versoffenen, reservirten Tambour, der durch einen Antrag nach Deutschland schreiben läßt, daß er wohlbestellter Warrer sey, weil ihm selber das die Angehörigen nicht glauben würden.

In einer ähnlichen Verkommenheit steht der Lehrerstand. Es existiren zwar einige elende Lehreseminare, allein da das Lehrexamt so gut als nichts einbringt, widmen sich demselben nur untaugliche Krüppel. Viele Distrikte begnügen sich jedoch, da ihnen selbst diese Leute, die monatlich 8—10 Dollars (!) erhalten, zu theuer scheinen, mit 18—20jährigen Mädchen, die wöchentlich nur anderthalb Dollar erhalten und das Recht haben, bei den Familien zu wohnen und zu essen, welche Kinder zur Schule schicken.

Staatsgesetz ist, daß, um keine Sekte zu beleidigen, die Religion keinen Unterrichtszweig in den öffentlichen Schulen bilden darf.

Ueber die amerikanisch-deutschen Zeitungen, deren 8—9 täglich erscheinen und an 100 Wochenblätter existiren, sagt Zirkel, daß sie mit Ausnahme von 2—3 im höchsten Grade erbärmlich sind. „Die erste Hälfte der Nummer füllt ein alter deutscher Roman, die anderen, vorgeblich von Deutschland erhaltene Neuigkeiten, in denen die deutschen Fürsten durchgehechelt und nicht gerade Excellenz genannt werden. Die amerikanische politische Gegenpartei wird dann noch vor den Announcen, wenn möglich, mit gröberen Worten bearbeitet."

„Das Redigiren von deutschen Zeitungen ist ohne Zweifel eines der schmutzigsten amerikanischen Geschäfte und ich kann nur jeden Mann, der etwas Ehrgefühl besitzt, davor warnen."

Die Blutpumpe.

Was die Dichter in ihren kühnsten Träumen erfanden, das bringt in unsern Tagen die Wissenschaft zur Ausführung. Das Blut wird seit dem Bestehen des Menschengeschlechtes verehrt; unserm Jahrhundert war es vorbehalten, dasselbe aus einem Menschenkörper in den andern überzutragen, und die Blutpumpe des verschollenen (?) Romanikers Achim von Arnim ist zur Hälfte wenigstens kein Mährchen mehr.

In allem Ernst, ich treibe hier keinen Scherz. Vor wenigen Tagen hat ein währchenhafter Vorfall dieser Art zu Paris sich zugetragen. Französische Blätter enthalten darüber folgenden Bericht, bei welchem sie ausdrücklich bemerken, daß ähnliche Versuche auch früher schon gemacht worden seyen.

Ein junges Weib von 20 Jahren war ohne Unfall bis zum Ende jener Tage gelangt, die so reich sind an Hoffnungen und an banger Erwartung. Die Wehen stellten sich ein und zugleich eine starke Blutung, welche Erschöpfung sich mehrere Male im Verlauf des Tages wiederholte, so daß die Angehörigen ihre Zuflucht mit der Leidenden zum St. Luwigsspital nahmen und sie der Abtheilung des Doktors Nelaton übergaben.

Der Arzt hielte sich, den jungen Weltbürger an das Licht zu befördern, aber die Blutungen wurden darauf so stark und unaufhaltsam, daß die Kranke alle Wärme verlor, und der Blumenlauf jeden Augenblick für immer zu stocken drohte. Der Puls schlug minutenlang gar nicht mehr, um man sah nur noch eine Art von wellenförmigem Erbeben am Körper. Unter solchen Umständen entschloß sich Herr Nelaton eine Umgießung des Blutes zu versuchen.

Ein Angestellter des Spitals, Namens Dufour, erbot sich, von seinem Blut zu diesem Zweck abzulassen.

Man schlug ihm am Arme eine Ader mit weiter Oeffnung, um recht geschwind auf einmal die nöthige Menge Blutes zu erhalten. Das Blut ward in einer flachen Schüssel mit entsprechender Wärme (von ungefähr 35 Grad des hunderttheiligen Wärmemessers) aufgefangen und ohne Zeitverlust in eine kleine Spritze gebracht, welche in derselben Wärme erhalten wurde.

Unterdessen legte Doktor Nelaton vermittelst eines Einschnittes eine Hauptader bloß, um sie vermittelst eines durchgezogenen Bändchens aufzuheben. Dann faßte er mit einer Zange die Ader oberhalb des Bändchens und machte mit einer Scheere einen schrägen Einschnitt, in Form eines lateinischen V, nicht über die Hälfte des Umfanges der Ader hinaus.

Der Gehülfe, welcher das Blut in die Spritze gebracht, entfernte sorgfältig alle Luftbläschen und allen Schaum. Der Vörmige Lappen an der aufgeschnittenen Ader bileete, mit einer Zange gefaßt, eine Art Trichter, wohinein die Spritze gehörig tief gebracht werden konnte, um das Ueberlaufen der eingespritzten Masse zu verhüten.

Die Einspritzung, mit Vorsicht ausgeführt, gelang, so daß 200 Grammen eingelassen wurden, denen fünf Minuten darauf noch 150 Grammen folgten, worauf der Arzt die kleine Oeffnung am Arm zuschloß und verband.

Während des ganzen Verfahrens gab die Kranke kein Zeichen von Empfindung. Nach einer Viertelstunde aber begann der Puls

wieder zu schlagen, und die Lunge sich etwas freier zu regen. Nach sieben Tagen lebte die Frau noch, und man hatte alle Aussicht, sie gänzlich herzustellen.

— — Wenn wir nun auch den schlimmsten Fall annehmen, den baldigen Tod der Kranken, so hat das fremde Blut ihr wenigstens sieben Tage lang das Daseyn gefristet, und der französische Arzt somit zum Theil ausgeführt, was vor vier Jahrzehnten ein deutscher Romantiker erfand, indem er zwei Menschen ihr Blut gegeneinander vertauschen ließ.

Das Buch, in welchem Achim von Arnim (Gemahl der berühmten Bettina) die wunderliche Erfindung vorbringt, heißt die „Kronenwächter“, und ist meines Wissens ein Bruchstück, das vom Verfasser nie ergänzt worden. Der Held, Anton genannt, ist eine von den lebensvollen Gestalten, welchen „die Natur statt Seele doppelt Fleisch gegeben hat.“ Diese Naturburschen waren in der romantischen Schule sehr beliebt, und seiner wußte sie gemüthlicher zu schildern, als Arnim, der eine gewisse wahlverwandtschaftliche Neigung zu allem Bärenhäuterthum fühlte, obschon er selber es nicht übte. So kann der fleißigste Arbeiter das süße Nichtsthun, der höflichste Mensch die göttliche Grobheit verehren.

Der kerngesunde Anton wird bewogen, sein frisches Blut mit dem eines kränklichen Mannes zu tauschen, und das Werk geht vermittelst einer Blutpumpe vor sich. Nun aber ist der Kranke ein Sproß vom kaiserlichen Stamme der Hohenstaufen, — es wäre also gegen alle Grundregeln der Romantik, wenn Anton mit dem edlen Blut nicht auch alle edlen Neigungen und Vorstellungen überkäme.

So geschieht es, und der Dichter führt die Verwandlung des rohen Knaben in einen ritterlichen seinen Edelmann mit so reizender Wahrheit durch, daß der hingerissene Leser um dieses Reizes und um dieser höheren Wahrheit willen die Unwahrscheinlichkeit der ersten Begründung willig verzeiht.

„Verzieh“, muß es heißen, denn wo ist die Unwahrscheinlichkeit geblieben, seit der Oberarzt im St. Ludwigsspital zu Paris fremdes Blut in einen lebendigen Körper überträgt, und diesem dadurch die verlorene Lebensfähigkeit wiedergibt? Gleichviel auf wie lange. Blieben doch auch die ersten Nasen nicht fest sitzen, welche der berühmte Gräfe aus fremdem Fleisch in einem entstellten Gesichte wurzeln ließ. Dennoch bewährte sich die Kunst, und wir kennen einen sehr ausgezeichneten Mann, bei dem erst die dritte künstliche Nase für die abgefabelte natürliche festsitzt, dafür aber auch seit einem Menschenalter nicht mehr wankt noch weicht.

Ein anderes verwandtes Kunststück ist noch in der Kindheit, nämlich die Uebertragung der Kopfhaut mit dem Haarboden von einem Schädel auf den andern. Auch hier wurden kaum die ersten schüchternen Versuche, doch nicht ganz ohne Glück gewagt, und mit der wachsenden Kühnheit wird der Erfolg zunehmen.

So auch muß es mit der Blutübertragung geschehen. Wenn Einer dem Andern etwas von seinem Blute geben kann, so wird sich wohl auch noch der Austausch gegenseitig bewerkstelligen lassen. Was der Deutsche träumte, hat, wie gesagt, der Franzose mit kecker Hand auszuführen begonnen, und dem neuesten Versuche werden zweifelsohne andere bald genug folgen. Ich bin begierig, mehr davon zu vernehmen; wie ich nicht minder auch zu erfahren wünsche, in welcher Art das Verhältniß des Herrn Dufour zu seiner Geretteten sich gestalten wird, falls sie am Leben bleiben sollte. Nicht etwa aus einer Neugier, nicht einmal aus bloß wissenschaftlicher Wißbegierde, sondern weil die Sache eine hohe Bedeutung für das Leben gewinnen könnte, wenn der barmherzige Unterarzt durch die Blutübertragung zum Vater jenes Weibes geworden wäre. (Lloyd.)

Pot-Pourri.

Nekrologie von 1850.

Im Jahre 1850 sind von berühmten oder hochgestellten Personen gestorben: Sir Robert Peel, Louis Philipp, Präsident Taylor, der Herzog von Cambridge, der Kaiser von China, Calhoun, Graf Brandenburg, die Königin der Belgier, der Herzog von Palmella, der Dichter Wordsworth, Lord Jeffrey, der Bildhauer Wyatt, der Historiker Fraser Tyller, Sir Isambert Brunel, Erbauer des Tunels unter der Themse, Waghorn, Begründer der Ueberlandpost, Nikolaus Lenau, August Neander.

Die Repräsentanten Frankreichs.

Französische Blätter enthalten eine Statistik der Nationalversammlung, in Bezug auf Alter und sonstige Verhältnisse ihrer Mitglieder, aus der einige Angaben nicht ohne Interesse für unsere Leser seyn dürften. Unter den 750 Volksrepräsentanten gibt es: 20 zwischen 25 und 30 Jahren, 162 zwischen 30 und 40 Jahren, 316 zwischen 40 und 50 Jahren, 189 zwischen 50 und 60 Jahren, 53 zwischen 60 und 70 Jahren, 9 zwischen 70 und 80 Jahren alt. Der Aelteste unter ihnen ist de Kerany, unter der Julusmonarchie Staatsrath und Verfasser vieler Schriften, darunter auch einiger Romane, der Jüngste heißt Hochstuhl. Ersterer ist 81, Letzterer 27 Jahre alt. Der Präsident der Versammlung, Dupin, ist 1783 geboren; Molé 1781; Broglie 1785; Arago 1786; Odilon Barrot 1791; Changarnier 1796; Cavaignac 1802; de Lamartine 1790; Victor Hugo 1802; Thiers 1797; de Lamennais 1792; de Lamoricière 1806; Montalembert 1810. In der französischen Nationalversammlung sitzen 23 ehemalige Minister und Gesandte; 6 Vizeadmirale und Contreadmirale; 34 Generale; 22 Mitglieder des Nationalinstitutes; 32 ehemalige Pairs von Frankreich und 110 ehemalige Deputirte. Von den 700 Mitgliedern der konstituirenden Nationalversammlung, die im Mai 1848 zusammentrat, sind nur 330 in die gegenwärtige Versammlung wieder gewählt worden.

Launen des Genies.

Zu unserm neulich in einem größern Aufsatz erzählten „Launen des Genies“ folgt hier ein kleinerer Nachtrag: Eine bei Componisten seltene Eigenthümlichkeit von Auber ist es, daß dieser berühmte Tondichter fast niemals der Aufführung seiner Opern beiwohnt. „Wozu ins Theater gehen?“ äußert der originelle Meister. „Ich kenne die Musik schon, und ich würde mich blos ärgern, wenn die Aufführung derselben hinter meinen Intentionen zurückbliebe.“ — Dagegen ist Scribe regelmäßig bei der ersten Darstellung seiner Werke gegenwärtig, bringt aber eben so regelmäßig dabei ein Taschentuch zum Opfer, es in der Erwartung und peinlichen Ungewißheit des Erfolges kurz und klein reißend. Am gleichgültigsten oder wenigstens am kecksten erscheint Dumas bei der ersten Aufführung seiner Stücke. Früher sah man ihn mitten unter den Zuschauern sitzen, Alle überragend durch seinen wolligen Mulattenkopf und stellenweise sogar mit applaudirend. Als seine Freunde dieses Beifalls-Spenden taktlos schalten, sa sagte er: „Eh bien! Hab' ich das Stück nicht gemacht? So werd' ich doch auch am besten wissen, welche Stellen die gelungensten sind.“

Ein feiner Kopf hat berechnet, daß der Mann durchschnittlich in der Minute 100 Worte oder in der Stunde 20 Seiten eines Oktavbandes, und im Tage drei Stunden spreche. Solcherweise lieferte er in der Woche 400 Seiten und im Jahr 52 Bände. Das weibliche Geschlecht und die Frankfurter Nationalversammlung sind übrigens in dieser Berechnung nicht mit inbegriffen.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughplatz Lit. B. Nro. 205.

No. 6.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 18. Jan.

Die geheime Polizei in London.

Nach Boz-Dickens.

I.

Es gibt verschiedene Arten von Dieben und eben so gibt es auch verschiedene Arten von Polizeibeamten. Der plumpe, ungeschickte Anfänger steckt andern Leuten den Arm bis an den Ellbogen in die Tasche, wenn er ein Sacktuch mausen will, oder reißt drei Knöpfe ab, wenn es sich darum handelt, eine Uhr zu stehlen. Da er kein „Künstler“ ist, und nicht zu „arbeiten“ versteht, so wird er, wie billig, abgefaßt und ins Gefängniß geworfen. Solch einen Tölpel kann freilich jeder Polizeidiener festnehmen, er braucht dazu kein Genie zu seyn, deren es in den sieben Abtheilungen der Londoner Sicherheitsbrigade doch manche gibt.

Der Diebstahl ist heut zu Tage bis zum höchsten Grade der Kunstfertigkeit vervollkommnet worden und die Diebspolizei zu einer Wissenschaft; die frühere Routine reicht eben so wenig mehr aus, wie bei den Zollbeamten, welche den Schleichhändlern auflauern. Auch sie müssen im Voraus zu berechnen wissen, welcher Mittel und Wege sich ihr Gegner in einem gegebenen oder möglichen Falle bedienen wird, um sie zu täuschen, sie müssen räsonniren und combiniren können, als wären sie selbst Schmuggler, und der Gerade, Beharrlichkeit und der berechnenden Schlauheit der Letzteren ganz dieselben Eigenschaften entgegensetzen, so wie ein Schachspieler dem andern. Aehnlich beim Polizeibeamten, er muß so katzenbehende und schlangenklug seyn wie der pfiffigste Dieb, nicht minder gewandte Finger und Hände und eben so raschen, sichern Blick haben wie der „Künstler“. Daneben bedarf er auch des Muthes, der Kaltblütigkeit und muß alle Gaunerschliche genau kennen; kann er sich nicht verstellen, hat er keinen klaren Kopf und kein gewandtes Wesen, so wird er, wie schätzbar auch sonst seine Eigenschaften sind, doch in vielen Fällen nichts ausrichten. Vor allen Dingen darf ihm die Geduld nicht ausgehen, und er muß in Grund und Boden ein ehrlicher, rechtschaffener Mann seyn.

Die plumpen Diebe sind, wie gesagt, leicht abzufassen, aber die „Kunst“ hat es weit gebracht. Der Künstler sticht, ohne daß auch nur eine Spur von ihm zurückbleibt, er kommt in ein Haus und Keiner weiß wie, er geht unbemerkt wieder hinaus, leert Kisten, Kasten und Pulte aus, ohne etwas aufzubrechen, und läßt Börsen und kleines Geld unangetastet, denn er treibt die Kunst als Gentleman. Er räumt mit dem Silbergeschirr auf binnen wenigen Minuten, in welchen der Dienstbote auf dem einen Zimmer ins andere geht, um der Herrschaft zu melden, daß der Tisch gedeckt und das Essen zum Auftragen bereit sey; er ist ein Mann, der aus vollem Tuche zu schneiden, und ganze Stücke Seidenzeug über die Seite zu schaffen weiß, wie der Taschenspieler Kügelchen im Zauberbecher.

Solchen Leuten gegenüber reichen die gewöhnlichen Mittel und der gewöhnliche Schlag der Polizeidiener nicht aus. Ohne eine „hohe Polizei“ würden diese Diebe den freiesten Spielraum haben; während diese hohe Diebspolizei dem Gemeinwesen großen Nutzen schafft, nicht bloß dadurch, daß sie Verbrechen entdeckt, sondern hauptsächlich auch weil sie viele Verbrechen im Voraus verhütet. Jeder Polizeiabtheilung in London sind zwei „Entdeckungsbeamte“ beigegeben. Das Hauptquartier dieses Elitenbataillons zählt sechs Sergeanten und zwei Inspectoren. Die Entdeckungspolizei bildet ein Korps von zwei und vierzig Mann, welche keine Uniform tragen. Sie contreminiren ins Geheim gegen die „Arbeiten“ einer Heerschaar von Banditen, überwachen und erspähen Tausende von Gaunern, die nur von Verbrechen leben, und behürten eines sichern Tages und großer Umsicht in dem Verkehr mit vielen rechtschaffenen Familien, welche ein Opfer der Diebe werden.

Eine Frau kommt vom Ball zu Hause. Als sie in ihr Zimmer tritt, schreit sie laut auf, denn ihr Pult oder ihr Secretair ist rein ausgeleert, und ohne den Schmuck, welchen sie eben am Leibe trägt, wäre sie so allen Schmuckes baar wie eine Quäckerin. Was sie irgend Werthvolles hatte, ist fort, Brautgeschenke, Miniaturbilder mit goldenen Rahmen und Diamanten, Erbstücke von der seligen Großmutter, Uhrketten vom Großvater. Alles was nicht von edlem Metall ist, blieb übrigens unberührt, auf dem Kaminsimse stehen die Sachen in bester Ordnung, Stühle, Tische, Teppich und Uhr; die brauche Frau ist außer sich. Wer kann das gethan haben? Man sieht weiter keine Spur von einem Diebe außer in dem, was einmal da war und nicht mehr vorhanden ist. Sollte einer der Dienstboten sich so weit vergessen haben? Man hat Verdacht auf Keinen und auf Alle. Die Stubenmagd weint entsetzlich, die Köchin schluchzt in einem fort. Endlich schickt man nach der Polizei, und nach zehn Minuten erscheint Numero 49.

Numero 49 ist ein wohlbekannter Mann. Er späht mit seinen Augen in allen Winkeln umher, betrachtet sich alle Physiognomien, und wirft selbst auf die Katze einen forschenden Blick. Dann untersucht er Schlösser und Riegel und das Eisenwerk an den Fensterläden. Alles ist im besten Zustande, nichts verletzt. Jetzt erklärt Numero 49, hier sey ein Diebstahl „mit Einbruch“ passirt. Man wendet ein, von einem Einbrechen gewahre man keine Spur, und das gibt er zu, meint aber dennoch, mit dem Einbruche werde es wohl seine Richtigkeit haben. Er ist entsetzlich umständlich in Allem was er sagt, und was die Bestohlenen eben so gut wissen wie er, die Frau vom Hause trippelt wie auf glühenden Kohlen umher, denn ihre Ungeduld steigt immer höher. Endlich winkt er ihr mit wichtiger Miene nach einer Fensterbrüstung, stellt seine Laterne weg und fragt, ob die Frau sich auch auf ihre Dienstboten verlassen könne? Obwol die Antwort lautet, daß die Leute lieber zu keinerlei Verdacht Anlaß gegeben, steigt er doch eine Treppe höher, durchwühlt Betten und Strohsäcke und findet wirklich — einen Ring, der nichts werth ist, und einen alten silbernen Zahnstocher. Wo kamen diese der? Wohalb wurden sie verheimlicht und an einem verrächtigen Orte versteckt? Die Dienstboten betheuern unter Thränen ihre Unschuld und Numero 49 trollt endlich wieder ab, um seinem Inspektor Bericht abzustatten. Folgte der Bestohlene dem Willen und den Ansichten der würdigen Nummero 49, so würden die fälschlich angeschuldigten Dienstboten eine Diffamationsklage gegen den Hausherrn einreichen und wegen Beeinträchtigung ihres guten Rufes auf Schadenersatz dringen, und die Herrschaft würde keine rechtlichen Dienstboten wieder bekommen, weil die unschuldig Verdächtigten, welche auf Lohn und Brod kämen, ihr aller Orten einen schlechten Namen machen würden.

Zum Glück ist der Inspektor ein geschickter Mann. Er sendet auf der Stelle einen andern Beamten ab, eine runde Gestalt mit offenem, durchdringendem Blick, der beim Eintreten sich als Entdeckungsbeamten der Division zehn zu erkennen gibt. Nach Verlauf von zehn Minuten hat er richtig die ganze Sache auseinander gewickelt, und fünf Minuten genügen ihm, um Alles, was vorgegan-

gen war, zu durchschauen. So sicher wie ein geübter Gemäldekenner einem Bilde ansieht, welcher Meister es gemalt hat, so sicher wie ein Mann von rechtschaffener Weinprobe Gewächs und Jahrgang bestimmt, so sicher weiß der Entdeckungsagent, welcher Schlag von Dieben hier thätig gewesen. Er erkennt das aus dem „Styl", und wenn er auch den „Künstler" noch nicht bezeichnen kann, so weiß er doch, welcher Schule derselbe angehört. Und um recht sicher zu gehen, wirft er noch einen forschenden Blick auf den Altan des Hauses und die Mansardenfenster. Nun weiß er Alles, und sein Plan ist fertig.

Beim Fortgehen sagt er dem Hausherrn: „Ich kenne diese Schule genau; hier ist ein Tanzmeister thätig gewesen."

„Wie, ein Tanzmeister?" ruft die Frau ganz erstaunt, „unsere Kinder haben bei Herrn Pellipied Unterricht, und wir kennen ihn als einen rechtschaffenen Mann." „Entschuldigen Sie gefälligst", fällt der Polizeibeamte höflich ein, „in der Gaunersprache wird die Spezialität von Dieben, welche Ihnen Ihre Kostbarkeiten entwandte, mit dem Namen „Tanzmeister" bezeichnet. Jede Diebsgattung bildet eine Schule, und von dieser hat jene eine bezeichnende Benennung. Wollen Sie sich gefälligst erinnern, daß von Nro. 82 der Straße an die Häuser nur erst halb fertig gebaut sind. Die Diebe fanden hier einen Weg wie sie ihn gebrauchen konnten; sie gingen vermittelst der halbvollendeten Häuser bis zu ihrem Speicher." „Aber es liegen doch noch so viele Häuser zwischen dem unserigen und den Neubauten? Wodhalb wählten die Diebe gerade unser Haus?" „Weil sie wußten, daß hier eine reiche Ernte von Gold, Silber und Diamanten zu halten war." „Aber wie können sie wissen, daß dergleichen hier waren?" „Das haben Sie ausgefunden schaftet. In diesen Dingen lassen sie sich keine Mühe verdrießen und warten Monate lang, bis sie sicher sind. Sie haben Ihr Haus ganz bestimmt in aller Stille lange beobachtet, uns sich alle Ihre Gewohnheiten gemerkt, und Zeit und Gelegenheit gut ausgewählt. Vielleicht hat der Tanzmeister erst zehn oder zwanzigmal Probe gemacht, um zu wissen, durch welche Dachluck e am sichersten ins Haus kam. Dann ist er wie ein geschickter Tänzer hineingekommen. Die Sache ist ganz einfach." „Und haben wir noch Hoffnung, wieder zu unsern Sachen zu kommen?" „Ich hoffe allerdings, und habe bereits, ehe ich herkam, einige Leute abgeschickt, um die Fechtmeister überwachen zu lassen." „Aber wad haben die Fechtmeister mit unseren gestohlenen Sachen zu thun?" „Fechtmeister nennen wir die Diebe. Es ist nicht viel Zeit zu verlieren, sonst werden die Diamanten ausgebrochen und die Gold- und Silbersachen eingeschmolzen." Die Frau seufzt und der Entdeckungsagent fährt fort: „Es ist schon spät. Ich will nun sehen, ob unter meinen Dieben nicht etwa außergewöhnliche Bewegung ist, ob ihre Schornsteine nicht absonderlich rauchen, und ihre Ziegel nicht in besonderer Thätigkeit sind. Ich glaube meinen Mann zu kennen, denn die Art und Weise, Ihre Dienstboren dadurch zu „verkaufen", daß Zahnstocher und dergleichen in ihre Betten praktizirt werden, bezeichnen vollkommen seinen Styl." — Am andern Morgen stellt sich heraus, daß der Entdeckungsbeamte die Dinge ganz richtig beurtheilt hat. Während die Familie beim Frühstück sitzt, erscheint er abermals, bringt ein Verzeichniß der gestohlenen Sachen, und hat bereits einige davon in seinen Händen, um sich vergewissern zu lassen, daß es die rechten sind. Drei Monate später sind sie alle wieder herbeigeschafft, und der Tanzmeister, den die Geschworen schuldig fanden, hat 15 Jahre lang Muße genug, in einer Strafkolonie Australiens über seinen Styl nachzudenken.

Mistreß Inchbald und der schöne Lovell.

Zur Zeit, als die literarische Thätigkeit der Mistreß Inchbald, Verfasserin der „Simple Story", in größter Blüthe war, lebte in London ein highwayman, ein Dieb, welcher der schöne Lovell, the charming Lowell, hieß. Er übte sein Gewerbe mit einer Grazie, mit einer Delikatesse, und zugleich mit einer Sicherheit, die ihn von seinen Genossen sehr unterschieden. Lovell wandte sich gewöhnlich an die Frauen; er bestahl vorzüglich die Schauspielerinnen von Drury-Lane und Covent-Garden, die Freundinnen der Lords u. s. w. Er knüpfte Liaisons mit ihn Kammerfrauen an, und mitten in der Nacht erschien er am Bette der Schönheit, deren Schlaf er störte und die er vom Schrecken zu süßeren Gefühlen zu bewegen verstand. Man beschuldigte seine schönen Opfer, daß sie sich von ihm ohne Groll berauben ließen, und wirklich übte Lovell sein gefährliches Gewerbe mehrere Jahre hindurch aus, ohne daß gegen ihn eine direkte Klage erhoben worden wäre. Er war ein liebenswürdiger Mann und gründlicher Philosoph; mit Sorgfalt studirte er die Tugenden und Fehler der menschlichen Natur, überzeugt, daß sich neben jeder guten Eigenschaft auch ein Gebrechen vorfinde. Indem er die Theater besuchte und sich selbst in die reichsten Hotels einzuschleichen wußte, beobachtete er genau die Frauen; die er sehr liebte, und ihre Diamanten, welche er noch mehr liebte. Lovell hörte auch von Mistreß Inchbald sprechen, von ihrem großen Einkommen, von ihrem ärmlichen zurückgezogenen Leben, und obschon sie noch jung und schön war, so dachte er bei ihrem Anblick dennoch, daß seine Verführungskünste bei einer so strengen Persönlichkeit, deren pythagoräisches Leben sie gegen jede sinnliche Ueberraschung schützte, vergebens angewendet würden. Aber Mistreß Inchbald war vielleicht wie jene geizigen Bettler, die ihre Hand um ein Almosen ausstrecken, während ihre Matrazen mit Guineen und Banknoten gefüllt sind. Diese Frau, dachte er, hat vielleicht nur zu sich selbst Vertrauen, sie placirt ihr Geld nicht, sie hat keinen Banquier, kein Freund kommt in ihre kleine Dachstube; sie muß eine geheime Leidenschaft haben, die sie im Schweigen der Nacht befriedigt. Lovell stellte sich vor, wie sie in der Nacht, wenn Alles schläft, ihre Matrazen auftrennt und mit gierigen Fingern in ihren Guineen und Souverainds wühlt. Der Schatz der Mistreß Inchbald, von dem sie doch ohnehin keinen Nutzen zu ziehen wußte, mußte also gehoben werden.

In Covent-Garden sollte eben „der Wunsch der Wittwe", eines der schönsten Stücke der Mistreß Inchbald, zum ersten Mal aufgeführt werden, und Lovell wählte diesen Tag, um sein Vorhaben auszuführen.

„Der Wunsch der Wittwe!" dachte Lovell, den ein Gefühl von Lüsterntheit stets leitete; sie ist Wittwe, und was wünscht sie? Wenn sie mit ihrem Stück reussirt, so wird ihr der Verlust des Geldes minder empfindlich seyn.

Während Mistreß Inchbald mit Aengstlichkeit der Darstellung ihres Stückes folgte, schlich Lovell nach ihrer Dachstube; die schwache Thür wich der Kraft des geschickten Diebes ohne Geräusch. Es blieb nun noch die schwierigere Hälfte des Geschäftes zu vollenden. Er mußte die wohlverborgenen Schätze der geizigen Frau entdecken, die Mauern, den Estrich untersuchen, und ohne Zweifel dabei eben so viel Scharfsinn wie Mistreß Inchbald selber anwenden. Lovell hob die Bretter des Parkets auf, klopfte an die Wände, durchwühlte die Mauslöcher, und nachdem er alle diese Nachforschungen mit minutiösester Genauigkeit vollendet hatte, zog er die Matrazen aus dem Bette, öffnete sie nach ihrer ganzen Länge, und ließ kein Flöckchen darin, ohne es auf's Genaueste untersucht zu haben. Je länger die Arbeit dauerte, desto mehr Geduld verwendete der Dieb daran. Ein Schlüssel wird in die Thüre gesteckt, diese geöffnet, und herein tritt Mistreß Inchbald. Sie kam von Covent-Garden. Sie erfreute sich eines neuen Erfolgs, der „Wunsch der Wittwe" hatte gefallen. Sie sieht ihre Stube in Unordnung, ein junger schöner Mann, mit äußerster Elegang gekleidet, sitzt mitten in den zerstreuten Flaumen der Matrage, etwa wie ein Wolkreiniger, der fleißig seinem Geschäft obliegt.

Erschrecken Sie nicht, sprach Lovell unverschämt; aber wo zum Teufel verbergen Sie denn Ihr Geld?

Der Dieb stand auf, bot der Dame galant seinen Arm und präsentirte ihr einen Stuhl. Sie begriff sogleich, um was es sich

handelte, und indem sie an den Ruf des Geizes dachte, in dem sie stand, lächelte sie bitter.

— Sie sind der famöse Lovell, sagte sie ohne Furcht; in Covent-Garden spricht man nur von Ihnen; vor zwei Tagen haben Sie die Diamanten der Miß Lucy Waterson gestohlen, die heute Abend dennoch wie ein Engel gespielt hat. — Hier werden Sie nichts dergleichen finden.

Lovell wollte einige galante Worte anbringen, und von dem Vergnügen sprechen, das er hatte, sich einer Dame, gleich ausgezeichnet durch Schönheit und Geist, gegenüber zu sehen.

— Hüten Sie sich, Lovell, ich brauche nur einen Schrei zu thun, um meine Nachbarn herbei zu rufen: Groß den Schuster, und Hilfe den Schneider, und Sie wären sogleich in den Händen eines Constablers. Sie wollen wissen, wo mein Geld ist? Gehen Sie in die Grafschaft Lancaster nach Standing-Field, bei Bury; dort finden Sie meinen Vater und meine Mutter in ziemlichem Wohlstand; meine Schwestern, die ebenfalls dort wohnen, und eine kleine Cousine, deren Aussteuer bereit liegt. Dort ist mein Geld und nicht in meinen Matrazen. Sie verstehen Ihr Gewerbe nicht, Lovell; das Wenige, was ich habe, befindet sich hier. Sie zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete eine Kassette und nahm ein Billet zu fünf Pfund Sterling heraus.

— Da haben Sie für Ihre Mühe, charming Lovell, sprach sie, indem sie ihm das Billet in die Hand steckte, und gehen Sie. Hierauf stieß sie ihn aus der Thüre und schloß sich ein.

Einige Jahre später wurde „the charming Lovell", wie man ihn gewöhnlich nannte, bei frischer That ertappt und zum Galgen verurtheilt. Er starb als fashionabler Dieb, und einige Stunden vor seiner Hinrichtung erzählte er die verschiedenen Ereignisse seines Lebens.

— Ich bin nur einmal gedemüthigt worden, sagte er, das war damals, als mich Mistreß Inchbald überraschte, wie ich eben ihre Matrazen zaspelte. Sie steckte mir ein Billet von fünf Livres in die Hände und jagte mich davon, wie einen lumpigen Lakai. Der Teufel hole die Puritanerin.

Mistreß Inchbald starb zu Kensington im Jahre 1831, im Alter von acht und sechzig Jahren. Man sagte von ihr, sie lebe in großer Noth. Aber sie hatte wenig Bedürfnisse, und außer dem Nöthigsten, was sie für sich selbst brauchte, gab sie Alles stets ihren Verwandten.

Die vier Mangelhaften.

Vier alte Kriegskameraden, welche in den letzten Kämpfen gegen Frankreich manchen harten Strauß bestanden und manche Wunde erhalten hatten, waren aus dem Heere geschieden. Drei von ihnen haben eine sogenannte Civilversorgung erhalten; der vierte bezieht Pension.

Die alten Freunde wohnten in einer Stadt und ritzeen sich Tag für Tag, sobald die Sonne sinkt, bei einem Glase Wein oder Bier zu versammeln und von alten Zeiten zu reden. Der Faden reißt ihnen nie ab, und kommt auch nichts Neues, so kommt doch das schon hundert und aber hundert Mal erzählte Alte, vom Moskauer Brande, oder der Einnahme von Paris, von den Tyrolern oder vom alten Marschall Vorwärts, vom Schill oder dem Herzog Braunschweig-Oels, von Lützow's verwegener Schaar, oder von den Bergschotten, die keine Hosen tragen, wenn es auch noch so kalt ist. Damit geht die Zeit hin, und wenn es zehn schlägt, sagt sich das Carré, wie sich die Vier nennen, eine „wohlschlafende" Nacht. Es sind vier Sonderlinge, recht gutmüthig, aber auch etwas ruhmredig, wie alte Soldaten zu seyn pflegen; jeder hat seine Liebhabereien und Grillen. So entsteht jeden Abend zwischen zweien ein Streit über Pferden und Tabak. Der Eine hätte um Alles in der Welt keinen andern Knaster, als ächten abgelagerten Hamburger Fusius geraucht, und zwar aus einer Thonpfeife; der Andere dagegen raucht nur Amsterdamer, mochte aber die irdenen Pfeifen nicht leiden. Die beiden Andern schmupfen, doch während Dieser nur wohlriechenden Marino nahm, versch mähte Jener solch „Präparates." Auch körperlich war es seltsam mit dem Carré bestellt. Der Eine hatte zwei Reihen falscher Zähne; der Zweite ein Glasauge; der Dritte ein Bein von Korkholz; den Vierten wackelte beständig der Kopf. Regelmäßig alle Abend machte jeder seine Anspielung auf die Gebrechlichkeit des Andern und regelmäßig wurde er dafür mit dem herkömmlichen Lachen belohnt. Sie nannten sich harmlos selbst die Mangelhaften. An einem Abend blieb der Vierte länger als gewöhnlich aus. Das war noch nie vorgekommen und die drei fragten sich alle Augenblicke: „Wo nur der Hauptmann bleiben mag?" Sie gingen der Reihe nach immer vom Tische an's Fenster, vom Fenster an den Tisch und schüttelten die Köpfe. Endlich kam er mit leuchtenden Augen. „Kinder", sprach er, „Kinder, rathet, was mir passirt ist! Die Kinder riethen hin und her. Der eine meinte, er wolle vielleicht trotz seines Korkholzes dem Junggesellenstande entsagen; der andere vermuthete, er habe den Wein verschworen; der dritte, welcher nur Amsterdamer rauchte, meynte, der Hauptmann habe sich zu dieser Sorte gewendet. Doch der Kapitän schüttelte den Kopf und begann endlich: „Ich will's nur sagen. Geerbt habe ich; sechzehnhundert und etliche achtzig Thaler habe ich geerbt. Nun hört weiter! Die achtzig und etliche Thaler gebe ich zum Besten, wir machen eine Reise und trinken den edlen Johannisberger an der Quelle." Der Vorschlag fand Beifall, und nach einigen Tagen fuhren die Vier, zur Verwunderung der Nachbarn, die den Luxus her sonst so sparsamen Junggesellen nicht begreifen konnten, zum Thore hinaus.

Es war ein Herrenleben auf der Reise. Eines Abends kehrten sie ein, um Nachtlager zu halten, und beschlossen, hier einen Hauptspaß zu machen. Als der Kellner die Fremden in ihr Zimmer geführt und sich soeben entfernt hatte, wurde er wieder zurückgerufen. „Kellner, nehmen Sie mir meine Zähne weg." — „Ihre Zähne, Herr?" — „Ja, meine Zähne; nun, was zögern Sie? Biegen Sie hier an diesem Drahte und mein Gebiß wird in Ihren Händen seyn." — Der Kellner gehorchte und ging aus dem Zimmer. Er wurde noch einmal zurückgerufen. — „Guter Mann, nehmen Sie mir doch mein Auge aus." — „Wie, Ihr Auge?" — „Nun, was fragen Sie noch? ja, mein Auge. Stieben Sie nicht dies Augenlied in die Höhe und dann den Bettel herausgenommen." — Der Kellner gehorchte und empfahl sich nochmals. Er wurde zum drittenmale zurückgerufen. — „Was, zum Teufel, nehmen Sie denn so schnell Reißaus?" rief der Hauptmann barsch, „rasch nehmen Sie mir mein Bein ab." — „Ihr Bein, Herr?" — „Ja! mein Bein!" — Der Kellner ergab sich in Alles, hatte er Zähne und Augen genommen, weßhalb sollte er sich vor einem Beine fürchten? er nahm es also ab und legte es zu den andern Siebensachen. „Der Spaß wird nun wohl zu Ende seyn", dachte er, wünschte eine gute Nacht und ging. Er wurde aber zum vierten Male hineingerufen, kam auch zurück und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Der vierte Herr hatte gerufen und sprach jetzt mit dumpfer, hohler Stimme: „Hier, Kellner, nehmen Sie mir meinen Kopf ab!" — Der Kellner sah den Mann an: der Kopf wackelte ihm auf den Schultern, wie man es bei den bekannten Porzellanpagoden sieht; er schien kaum noch auf dem Kopfe fest zu sitzen. Das war denn dem riesgewachsenen Kellner doch zu arg: hier mußte Teufelsputk im Spiele seyn. Ohne ein Wort zu sagen, rannte er zur Thüre hinaus, die Treppe hinab, und erzählte von den verwünschten Gästen, die noch eine Stunde lang lachten, dann vortrefflich schliefen und am andern Morgen weiter fuhren, um in Rüdesheim und auf dem Johannisberge Nektar zu trinken. Als die achtzig und etliche Thaler zu Ende gingen und auch die noch zugelegten Paar Goldstücke auf der Neige waren, fuhren die Vier wieder nach Hause.

Das ist der Schwank, den die vier Mangelhaften im Julimonate des Jahres Eintausend achthundert und zweiundvierzig angestellt, und über den sie bis auf den heutigen Tag jeden Abend am runden Tisch lachen, sobald ihr wunderliches Carré beisammen sitzt.

Sage und Wahrheit.

Die Frankfurter „Didaskalia" veröffentlicht nachstehenden Aufsatz mit dem Bemerken, daß ihr derselbe aus Reichelsheim im Odenwalde eingesandt wurde.

„Durch Deutschlands Gauen ist die Sage vom alten Schnellertöhrr bekannt. Sie verkündet, daß, wenn jener Herr von seiner Burg Rodenstein im Odenwalde mit seinem wilden Heere, ausziehet nach der anderthalb Stunden davon entlegenen Burg Schnellert, er stets Krieg und Blutvergießen für die deutschen Völker voraussagt, dagegen aber die frohe Botschaft des Friedens bringt, wenn er geräuschvoll mit seinen Kriegsgenossen heimkehrt zu dem Rodenstein, dem Stammschlosse seiner Väter.

Die letzten Bauernhöfe vor dem Dörfein Eberbach, welches zur Bürgermeisterei Reichelsheim gehört, lehnen sich an die revisionelen Mauern des Wohnsitzes jenes unruhigen Burggeistes an, und gerade jene letzten Bauernhöfe liegen in der Richtung, den der Burggeist nimmt, wenn er unter wildem Getümmel, bei rent sich Geklirr der Waffen und das Gerrappe von Rossen vor Allem bemerklich macht, seinen bedeutungsvollen Auszug hielt oder seine eben so bedeutungsvolle Rückkehr antreten muß.

Bei dem großherz. Bürgermeister zu Reichelsheim wurde am 3. März 1848 von dem Bewohner eines jener gedachten Bauernhöfe, einem höchst glaubhaften Manne, die Anzeige gemacht, der Burggeist habe mit allem Geräusch in der Nacht vom 2. auf den 3. März jenes Jahres seinen Auszug gehalten. Der großh. Bürgermeister erinnche damals einen der Ortsgeistlichen, in das „Frankf. Journal" eine desfallsige Anzeige einrücken zu lassen; solche Anzeige unterblieb jedoch wegen eingetretener Geschäftsüberhäufungen. Bald traten die Bewegungen des Jahres 1848 ein, und als diese Bewegungen im Norden und im Süden Deutschlands in blutigen Krieg sich gestalteten, da ward wiederum jene Sage des alten Rodensteins mit seinen wilden Schaaren zur Wahrheit. Wie bekannt, wurde die Wahrheit dieser Erscheinung in früheren Zeiten wiederholt bei dem Regierungsamt Reichelsheim in einem Protokolle niedergelegt.

Bei dem großherz. Bürgermeister zu Reichelsheim wurde am 1. Januar 1851 wiederum die Anzeige gemacht, daß am 31. Dezember 1850 Morgens zwischen 7 und 8 Uhr der Burggeist zu dem Sitz des Friedens, der Burg Rodenstein, mit dem gewöhnlichen Geräusche zurückgekehrt wäre.

Im Interesse jener Sage wäre die Nachricht von der Heimkehr des Rodensteiner Burggeistes dem Publikum hier mitgetheilt, hoffend, daß der Burggeist mit seiner Friedensbotschaft eben so glaubhaft sich bewähren werde, als er sich zuverlässig erfinden ließ, da er im Jahre 1848 die Unruhen, das Blutvergießen und die kriegerischen Ereignisse jenes Jahres als glaubhafter Herold dem deutschen Volke zuzusen wollte."

Pot-Pourri.

Der polnische General Sznaide,

dessen in Paris erfolgten Tod wir kürzlich gemeldet haben, war der Sohn des Scharfrichters in Lowicz. Noch sehr jung trat er in großherzoglich warschau'sche Militärdienste. Die Revolution von 1830 traf ihn als Stabsoffizier im Regiment der Kaiserin. Aus den Gendarmen, die auch bei der polnischen Revolution aufgelöst wurden, bildete man ein kleines Regiment schwerer Kavallerie, dessen Kommando Sznaide übernahm. In dem darauf folgenden Kriege von 1830 bis 1831 machte er sich mehr durch seine persönliche Theilnahme an den Kämpfen als durch sein Offiziertalent bemerklich! Nach jedem Gefecht war er förmlich mit Blut bedeckt und rühmte sich, daß er viele Russen eigenhändig getödtet habe. Unter den Emigranten galt er als Hauptführer der Demokratie. Im Jahre 1848 hielt er sich mehrere Monate in Breslau auf, da er nach Posen zu gehen, wo schon Mieroslawski als Generalissimus war, mit seinem Range nicht verträglich hielt. Da er später bei Dembinski keine Anstellung fand, indem dieser den extremen Mann nicht mochte, nahm er das „Engagement" in der Pfalz an.

Ueber die chinesische Mauer

gibt Dr. Gützlaff folgende interessante Details: „Das Fundament dieses vor 2000 Jahren erbauten Riesenwerkes besteht aus ungeheuren, mit Mörtel einfach zusammengefügten Steinblöcken: der über der Erde sich erhebende Theil hingegen ist aus Mauersteinen errichtet. Da, wo die Mauer durch Felsen geblödet ist, die man nicht zu Pferd erklimmen kann, mißt sie nicht mehr als 15 — 20 Fuß Höhe; wo sie aber ein Thal oder einen Fluß überschreitet, ist sie 30 Fuß hoch und mit großen viereckigen Thürmen versehen." — Der Schottische Gelehrte Barrow hat berechnet, daß die Mauer 1500 (englische) Meilen lang ist und ihr Material hinreicht, sämtliche Häuser, Paläste u. s. w. des gegenwärtigen Englands und Schottlands damit zu erbauen. Die Zahl dieser Gebäude schätzt Barrow auf 1,800,000, deren jedes auf 2000 Fuß Mauerwerk enthält. Er fügt hinzu, daß in seiner Berechnung die Thürme der großen Mauer noch nicht mit inbegriffen sind, und diese eben ausreichen, eine Stadt, wie London, davon zu erbauen. Das ist noch nicht Alles; denn wenn die Dimensionen dieser enormen Steinmasse, der Chinesische Wall genannt, hat 12 Fuß Höhe und 4 Fuß Dicke zurückgeführt werden könnten, so würde sie lang genug sein, den ganzen Erdball in seinem Mittelkreise zu umfassen. — Der große Kanal ist auf derselben meinemäßigen Basis angelegt und durchkauft, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, gegen 600 Meilen von seiner Mündung an. — Hr. Morison versichert, daß 170,000 Menschen bei seiner Erbauung beschäftigt gewesen sind.

Ein ächtes Volkslied, umkreist den Erdball. Das berühmte „Marlborough s'en va-t-en guerre" ist ins Serail gedrungen und ergötzt, auf dem Leierkasten gedreht, die Odalisken; die Marseiller Hymne spielt jedes Orchester; Weber's „Wir wenden die den Jungfernkranz" drang nach Südamerika's Wäldern, und Johann Georg Nägeli's „Freut euch des Lebens" übertönte Lichtenstein, als er in den Jahren 1803 und 1806 unter den Hottentotten herumreiste, und Herzog Max in Bayern wurde auf seiner Reise in dem Orient beim Laufen in Alexandrien von der Musikbande des ägerischen Militärs mit der Melodie: „Ei, du lieber Augustin ꝛc." empfangen. Lortzing's „Czaarenlied", das man bereits im Jahre 1844 tief in Rußland, Schweden und Norwegen vernahm, erklingt jetzt nach Briefen und Reise-Berichten öfters in Californien und Australien, wohin es wahrscheinlich durch deutsche Auswanderer verpflanzt worden ist.

Eine eigenthümliche Idee, welche mit den Spekulationen in Verbindung steht, die man in England auf den Namen Shakespeare gründet, ist die der Miß Giraud, welche hier unter dem Titel „the flowers of Shakspeare" eine Galleria der Blumen herausgegeben hat, welche in Shakespeare's dramatischen Werken vorkommen (4. mit 30 lithographirten und colorirten Abbildungen). Unter jedem Blatte steht die Stelle, in welcher der Blume gedacht ist, und der Name der Blume selbst, in blauer Farbe abgedruckt. So z. B. ist auf dem ersten Blatte eine Wicke, eine Weizen-, Roggen- und Hafer-Aehre abgebildet, wozu die Stelle aus dem „Sturm" (4. Aufzug 1. Auftritt) abgedruckt ist, worin dieser Blume und dieser Kornarten Erwähnung geschieht. Das fünfte Blatt zeigt Eichenblätter und Myrthe, weil in „Maß für Maß" (2. Aufz. 4. Auftr.) die Rede davon ist ꝛc. Die Blumen sind sehr zierlich gruppirt und sauber colorirt.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 7.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 22. Jan.

Die böse Frau von Fürstenberg.

Eine rheinische Schmuggler-geschichte.

Aus dem „Rheinischen Taschenbuch für 1851".

I.

Das Dörfchen Rheindiebach, zum Unterschiede von dem höher in dem Seitenthale gelegenen Pfarrdorfe Oberdiebach also genannt, bildet in dem Thalkessel des Rheines, welcher Bacharach und Lorch in sich schließt, einen gar schönen Punkt. Wo das gerade Seitenthal des Rheines ausmündet, liegt das Dörfchen, und zwar gerade die Mündung des Thales schließend. So klein auch das von Winzern und Schiffern bewohnte Dörfchen ist, so hat es doch, wie alle rheinischen Dörfer, deren Dasein in das frühe Mittelalter hinabreicht, seine festen Mauern und Thürme gehabt, von denen freilich nur die ungemein dicke Ringmauer gegen die Rheinseite und der runde Thurm am südlichen Ende des Oertchens sich bis in unsere Tage erhalten haben.

Diese Befestigungen sind so alt, wie die der Burg Fürstenberg, die auf der nördlichen Seite des Dörfchens auf steiler Höhe sich erhebt und mit ihren Mauern und ihrer herrlichen Warte recht stolz ins Rheinthal schaut. Sie war eine jener Reichsburgen, die das rheinische Franzien schützten, ging mit dem Gebiete Bacharach's, „dem Reiche der vier Thäler", an Churtrier über, und gelangte später an Churpfalz. Mancherlei Schicksale hatte die Burg; mancherlei bedeutsame Begebenheiten knüpften sich an ihre Mauern, ehe die Franzosen ihrer Zerstörungslust sie zum Opfer fallen ließen. Jetzt ist sie Eigenthum des Prinzen Friedrich der Niederlande. Ihrer glänzenden Umstand trauen die Ereignisse des Jahres 1848 hemmend in den Weg, und noch lange werden ihre Mauern trauernd in die vorüberrauschende Fluth des Rheines blicken, ehe ihr Auferstehungsmorgen kommt, — wenn er je zu tagen bestimmt ist.

Gar schön ist die Lage der Burg und die des Dörfchens.

Die Krümmungen, welche so häufig der Rheinlauf beschreibt, verursachen es auch hier, daß er wie ein See erscheint, den hohe Berge überall einschließen, Berge, deren Fuß des Rheines Welle küßt, deren Seiten die Rebe bekleidet, auf deren abgeplatteten Gipfel Weiler und Dörfer im Obstbaumschatten ruhen, umgeben von wogender Saat. Nur gegen Süden hinauf dort auf dem rechten Ufer hier und da die Kultur auf, und Gebüsche wechseln mit schroffem, kahlem Fels. Die Berge sind oben bewaldet, und aus dem dunkeln Grün schaut hoch herab ins romantische Thal das kleine Schloß des Niederwaldes, und auf dem linken Ufer Sonek, das die Prinzen des preußischen Königshauses aufzubauen begonnen haben. Gerade der Burg und Rheindiebach gegenüber mündet das reizende Wispertha!, an dessen Seite Lorch in langer Häuserreihe sich rheinaufwärts lagert. Nur ein kleiner Theil des Fleckens reicht ins Thal der Wisper. Weiter abwärts auf dem rechten Ufer liegt Lorchhausen und im tiefen Hintergrund auf dem linken Ufer Bacharach mit seinen alten Mauern und Thürmen, seiner herrlichen St. Werners-Ruine und den Resten der Burg Stahleck, wo die kräftigen Hohenstaufen wandelten, und Ludwig der Strenge von der Pfalz den unglückseligen Brief empfing, der ihn zum Mörder der eigenen Gattin, Marien's von Brabant, machte.

Zu der Zeit, in welcher sich die Geschichte zutrug, die wir hier erzählen wollen, nämlich im Jahre 1811, befand sich links vor dem Thore nach Rheindiebach, das nach dem Rheine führte, ein ziemlich hoher und breiter Erdauswurf, von dem aus das Auge den ganzen Thalkessel überschauen konnte, dessen Reize oben gerachr ist. Er hatte die Bestimmung, dem französischen Douanenposten, der die Ueberfahrt von Lorch bewachte, zum Standpunkte zu dienen. Auf seiner ziemlich breiten Fläche stand, mehr rückwärts gegen die Ringmauer, eine Hütte, aus Rasen aufgethürmt, mit einem leichten Dache, worin der Douanier bei ungünstiger Witterung Schutz fand. Zu jeder Seite war eine Lucke und in der Thür ein Schiebefenster. Ein kleiner Heerd in der Ecke gegen Südosten gestattete ein kleines Feuer zum Erwärmen und ein Bänkchen Raum für Zwei zum Sitzen.

Außen aber an der Längenseite der Wachhütte lag ein bei hohem Wasser im Rheine gelandeter, dicker Baumstamm, der in lauen Sommerabenden nach der Felerabendstunde uns bis tief in die Nacht den Winzern und Douanen zum Plauderplätzchen diente, wo Krieg und Frieden Gegenstand der Unterhaltung war, oft aber auch andere Begebenheiten, wie sie der Wechsel des täglichen Lebens und seiner Vorkommenheiten darbot.

Es war schon im Oktober, aber die Tage des gesegneten Jahres waren noch so heiß wie im Juli, und die Nächte noch so lau und mild, daß man gern bis spät in die Nacht gemüthlich zusammensaß und gar oft die Blicke nach dem wunderherrlichen Kometen wandte, der noch in voller Pracht mit seinem langen Schweif am südwestlichen Himmel stand, und gar sehr die Einbildungskraft beschäftigte.

An einem Abende, wo das letzte Viertel eben in den Neumond überging, saß wieder eine sich hier oft versammelnde Gesellschaft. Sie bestand aus dem alten Schiffer und Winzer Molz, dem Douanier Engel, einem derben, aber gemüthlichen Elsasser, und noch einigen anderen, dem Rheine nahe wohnenden Ortseinsassen. Molz war ein siebenzigjähriger Greis, aber noch robust und geistig frisch. Er war der beliebte Erzähler, denn er wußte tausenderlei alte Sagen und Geschichten aus der Gegend, die er aus Chroniken und dem Munde seiner Vorfahren hatte: aber auch sein langes Leben bot Vieles dar, das anzuhören angenehm war. Engel gehörte zu Denen, die gern hören, und am liebsten schauerliche Mähren, etwa von Geistern und Gespenstern, denn er war ungemein abergläubisch. Sein Kollege L'Abime, ein Pariser Kind, windbeutelig und pfiffig, höhnte und spottete oft seiner, ohne ihn aber bekehren zu können.

Molz war sein guter Freund, eben wegen seiner Erzählungen, und weil er am Sonntag, und zeitweise auch sonst, ein Schöpplein mit ihm hob, und gern dabei lange sitzen blieb.

Engel hatte heute den Posten am Thore. L'Abime wanderte zwischen dem alten Kloster Fürstenthal und dem Kreuzbach beim Heimbach, und bewachte das Ufer in diesem Bereiche.

Die Nacht war ziemlich sternenhell, weich, lau und lieblich. In der klaren Rheinfluth glitzerten die Sterne im Wiederschein. Die Fische sprangen in die Höhe und schnappten nach Insekten. Droben am Thurme stand der alte Fischer Gottlieb auf seinem Fischhuhle, wie ein Steinbild, und hob dann und wann sein Netz. Drüben im Lorch waren die Lichter erloschen, und am Ufer war's stille geworden. Dumpf hallte von Bacharach herauf die Zehnuhrglocke, und gerade vor den Plaudernden stand der Komet in seiner strahlenden Pracht am südwestlichen Himmel.

„Es ist doch ein wunderlich Ding mit dem schönen Schwanz-

sterne*, sagte Engel, ihn betrachtend. „Ein gutes Weinjahr bringt er gewiß, — aber was sonst noch, das weiß Gott."

„Ja freilich*, versetzte der alte Molz, „mein Großvater erzählte, zu Zeiten seines Großvaters sey auch so ein Irrstern am Himmel gewesen, der aber dort über Fürstenberg gestanden habe, und damals sey ein gräulicher Krieg, Hungersnoth und arge Pestilenz die Folge gewesen. Der liebe Gott stellt so kein Ding an den Himmel, wenn er nicht damit ein Wahrzeichen geben will, eine Warnung, Vorbedeutung oder dergleichen. Anno 93, als die Franzosen kamen, stand ein Schwert am Himmel, und eine Menge feuriger Kugeln flog am Himmel hin. Wir haben's erfahren, was es bedeutete."

„Nun, Wolgenetter*, sagte Engel, „wenn es kriselig zu Muths wurde, „Ihr seyd ein alter, erfahrener Mann, was meynt Ihr von dem Sterne? — Werdraut mir 'mal Eure Meynung!"

„Was kann unser Einer sagen?" entgegnete Molz. „Man darf auch nicht Alles sagen, was man so in seinem stillen Sinne denkt".

„Mir könnt Ihr's sagen", sprach Engel, „freilich dem L'Abime nicht, denn dem ist nicht zu trauen, er ist ein Stockfranzos ein Pariser".

„Weiß wohl*, bemerkte Molz, und neigte seinen Mund flüsternd zu Engel's Ohr: „Ich glaub', mit dem Napoleon gibt's einen Rumpel!"

Es war laut genug, daß es die beiden Rheinliebacher, für die der alte Molz eben auch ein Orakel war, hören konnten; sie nickten gläubig ihm zu.

„Hört*, sagte Engel, „der Stern mag bedeuten, was er will, aber das glaub' ich nicht. Die ganze Welt gehorcht ihm. Er ist des Kaisers Tochtermann und Alles geht ihm nach Wunsch, selbst das, daß er in dem jungen König von Rom einen Gleichserben hat. Ueberall folgt seinen Adlern der Sieg, seinen Unternehmungen das Glück! Da rumpelt's so leicht noch nicht."

„Ganz gut," versetzte Molz, „aber das Steuerruder führt der liebe Herrgott. Er läßt Manchen recht hoch steigen, dann aber patsch! geht's kopfüber herunter. Wer mit vollem Segel fährt, kann auch umschlagen. Hab's mehr erlebt. Denkt an mich!"

„Wenn das der L'Abime hörte," sagte Engel, „der würde rasend; denn er läßt sich für den Napoleon maustodt schlagen. Ich meines Orts hab' noch, wie Viele im Elsaß, deutsches Blut in den Adern, — und denke darüber anders."

„Dank's Euch ein spitz' Holz", sagte Molz, „Ihr seyd ja auch Deutsche, und die Franzosen (Gott verdamme sie!) haben das schöne Land vom Reiche geraezu gestohlen. Und ebenso haben sie uns das linke Rheinufer auch gestohlen. Was haben wir ihnen zu verdanken? Daß sie unsere Kinder auf die Schlachtbank führen, unsere Gränzen sperren und die Kellerratten *) und über den Hals schicken! Wohin wir blicken, sehen wir die Gedenkzeichen ihrer Bosheit. Blickt 'mal da hinauf, Engel, die Burg Fürstenberg haben sie 1689 auch niedergebrannt, und verrückt hätten sie sie, wenn sie's fertig gebracht hätten; aber die ehrlichen deutschen Mauern waren stärker, als ihre Wuth!"

„O geht!" sagte Engel verwundert. — Es blickte auf die Burg hin, und sagte dann: „Das muß ein schön Gebäu gewesen seyn!"

„Das soll ich meynen," sagte ganz lebendig der Alte; „als die Mauern und die Thürme noch standen, und die Dächer drauf, Himmel, was muß das eine Pracht gewesen seyn!"

„Ihr habt's nicht mehr gesehen? Nein?" fragte Engel.

„Warum nicht gar!" erwiederte Molz; „Ihr meynt auch, ich wäre der Methusalem, von dem die Schrift redet, oder gar der ewige Jude? Gehört hab' ich viel davon, denn das geht so vom Vater aufs Kind über und pflanzt sich fort, aber besinnt's nur, erlebt kann ich's ja nicht haben!"

*) Die Beamten der verhaßten Droits réunis trugen diesen Namen.

„Die Ritter, das müssen Kerle gewesen seyn!" sagte einer der Rheinliebacher, die dabei saßen.

„Das glaub' ich," versetzte Molz. „Denkt Euch einmal, zur Zeit, als der Kaiser Adolph von Nassau gen Aachen ritt, um sich da krönen zu lassen als deutscher Kaiser, saß auf Fürstenberg als Burggraf ein Ritter vom Stein, der hatte viele Teufel im Leibe. Als nämlich der Kaiser hier vorbekam, da hielt ihn der Ritter an und verlangte den Zoll, der hier gehoben wurde. Der Kaiser meynte, er sey frei, und wollte nicht dran. Was thut mein Stein? Er faßte den Kaiser und sein ganzes Gefolge, das doch auch nicht lumpig war, und schleppt sie Alle in seine Burg, und hält sie, — bis sie bezahlten. Da läßt er sie erst los*.")

„Sacre nom de Dieu!" rief Engel, „das war so ein Napoleonchen! Das war Einer, der auf seinen neun Augen stehen blieb!"

„Pius!" sagte Molz, „wenn Ihr fluchen wollt, so flucht deutsch!"

„Geht, Vater Molz," bat Engel, „erzählt uns noch Etwas!"

„Meinetwegen," fuhr Molz fort. „Es ist so schön, daß man noch ein Bischen sitzen kann. Da fällt mir noch etwas von Fürstenberg ein. — Du, Anton Lochner, und du, Peter Wiebelsheimer, Ihr wißt doch auch, daß es auf der Burg nicht fuit ist?" fragte Molz die beiden Männer.

„Freilich wissen wir's," sagten die Zwei, und rückten enger an einander, weil's jetzt etwas gab, das grauelich zu hören war.

„Meine Mutter," sagte Lochner, „war ein Frohnsonntagskind, die hat mehr als einmal die böse, weiße Frau gesehen, wie sie wimmernd auf der Mauer stand, wo die Zugbrücke über dem Graben lag, der in den Felsen gehauen ist so tief."

Engel schüttelte sich leise. „Was ist's denn mit der?" fragte er. „Ich hab' davon noch kein Wort gehört."

„Das wundert mich," sagte Molz. „Sie heißt auch nicht die weiße Frau, obwol man sie in der Regel in einem weißen Gewande sieht, sondern die böse Frau, und das hat seinen Grund, wie Alles, was da ist, und ich will's Euch auslegen, Engel, damit Ihr's auch wißt."

„Es war einmal vor vielen, vielen Jahren ein Ritter auf der Burg, ein junger Kerl noch, hübsch, tapfer und brav, der hatte eine alte Mutter, die Haare auf den Zähnen, Bosheit im Herzen und eine Herrschsucht besaß, wie Eine. Sie war schon lange Herr in der Burg, weil sie ihres Mannes Hosen auch gehabt hatte. Es ist so der Weiber Art. Der Sohn gehorchte ihr auch blindlings, und Niemand wagte, etwas gegen ihren Willen zu thun; ich glaub', der alte Drache hätt ihn' kalt gemacht, — denn sie vergaß nichts. Nun wär's Zeit gewesen, daß der junge Ritter geheirathet hätte, denn er hatte aller Männer Größe, und war alt genug dazu; aber wenn er sagte: „Lieb' Mutter, die gefällt mir!" so sagte sie gewiß etwas Schlimmes von der Jungfrau, daß der Ritter einen Leiden**) an ihr kriegte. Und sagte er von einer Anderen: „Die stände mir an!" so war's wieder so und so mit ihr, daß der Sohn von ihr abstand. Kurz und gut, sie wollte keine Schwiegertochter in die Burg, weil sie die Herrschaft zu verlieren fürchtete. Als nun wieder einmal der Sohn vom Heirathen sagte und sie gegenredete, sagte er: „Soll ich denn ein Klosterbruder in Fürstenthal (das ist das alte Kloster da unten!) werden und meinen Stamm aussterben sehen? Sollen sie mein Schild auf meinem Grabe zerbrechen?" Das machte denn doch die alte Hexe stutzig, und sie suchte ein Fräulein aus, das gar still war und so ein einfältig Gänschen schien. Sie war hübsch und gefiel dem Ritter, und er führte sie heim und war glücklich, wie man's eben nur seyn kann. Alles ging gut; aber bald merkte die Alte, daß ihre Schmerch***) doch so kein Gänschen war, wie sie gemeynt; sondern ein tüchtig Weibsbild, das ihrer Haus-

*) Die Begebenheit ist historisch wahr.
**) Ein Mißfallen.
***) Schwiegertochter.

haltung wohl vorstehen konnte; auch mitunter meynte, so und so sey es besser, und der Ritter meynte das allezeit auch, weil er sein schönes, gutes Weibchen über die Maßen liebte. Das wurmte den alten Drachen. Sie sah ihre Herrschaft zu Grunde gehen; sie sah, wie Knechte und Mägde der jungen Frau in Liebe zugethan waren und ihr Alles zu Lieb' thaten, aber der Alten nicht, die sie Alle wohlfeil gegeben hätten, und hätten ihr auch gern das Geleit ins Grab gegeben. Da warf das alte, böse Weib einen grimmigen Haß auf ihre Schnerch, und in ihrem bösen Herzen kreimte der Gedanke, ihr ein Leids anzuthun, daß sie stürbe."

(Fortsetzung folgt)

Die geheime Polizei in London.

Nach Boz-Dickens.

II.

Was hier erzählt worden, kommt alltäglich vor. Aber der Entdeckungsbeamte hat noch ganz andere Geheimnisse auszuforschen. Manchmal sind die Diebstähle so schlau, fein und versteckt ausgeführt worden, daß es kaum menschenmöglich erscheint, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Es steht an jeglichem Fadem, an welchem man in das Labyrinth gelangen könnte. Nichts desto weniger dringt das Auge des Entdeckungsbeamten durch die Dunkelheit. Vor einigen Wochen wurde einem Reisenden in einem der ersten Gasthöfe Londons der Koffer ausgeplündert. Man hatte gar keine Spur, welche auf den Thäter hinweisen konnte, und alle Nachforschungen führten zu nichts. Der Beamte verließ das Zimmer wieder. Beim Hinausgehen erregt, ein Nichts möchte man sagen, seine Aufmerksamkeit — ein Hemdenknopf. Den nimmt er mit, vergleicht ihn aber vorher stillschweigend mit den Knöpfen an den Hemden, welche noch im Koffer liegen, und findet, daß er mit denselben keine Aehnlichkeit hat. Er gehörte also anders wohin. Aber wohin? Der Beamte treibt sich scheinbar ganz absichtslos den Tag über vor dem Gasthofe umher; er beobachtet nur die Hemden aller Aus- und Eingehenden mit einem wahren Adlerblick. Lange ergab sich nichts Verdächtiges. Aber nach fünf oder sechs Stunden geht einer der im Hotel beschäftigten Dienstboten aus der Thür, und diesem fehlt ein Knopf an der Handmanschette. Der im Zimmer des Beraubten gefundene Knopf entspricht den übrigen am Hemde des Dieners, man untersucht dessen Zimmer, findet die gestohlenen Sachen wohl verwahrt und die Sache geht nun vor den Gerichten ihren Gang. Der Dieb ist überwiesen und hat bereits eingestanden. Neulich wird ein Agent in einen andern Gasthof gerufen, um einen Diebstahl zu constatiren. Er findet, daß im Schlosse des Koffers die Hälfte einer abgebrochenen Klinge steckt. Sogleich untersucht er alle Messer im ganzen Hause, und spürt den Thäter aus.

Die Diebsaristokratie in London besteht aus etwa zweihundert Köpfen. Sie bildet einen „Cercle" für sich, in welchem nur die „Crême", die Raffiniertesten der Kunst, die „Barone und Fürsten der Gaunerei" Zulaß finden. Diese noble Kompagnie wird von der Entdeckungspolizei einer ganz besondern Aufmerksamkeit gewürdigt. Diese „Magister der freien Kunst" trachten vor Allem danach, sich mit dem Gesetz nicht zu überwerfen. Sie sind zum Theil juristisch fest besattelt, und einige können dem gewandtesten Advokaten etwas aufzurathen geben. Diesen Leuten ist sehr schwer beizukommen. Einer von ihnen, Namens Clark, hat seine Kunst länger als zwanzig Jahre ausgeübt, ohne daß man ihm hätte beikommen können. Als der Biedermann älter wurde, sagte er dem Geschäfte Lebewohl, und zog sich nach Boulogne zurück, wo er von seinen „Ersparten" lebte, ein Haus machte und neben seiner Stadtwohnung auch einen elegant eingerichteten Sommersitz besaß. Ein anderer „Veteran", White, hat es bis nahe an achtzig Jahre gebracht, ohne jemals belästigt zu seyn. Er war nicht so haushälterisch wie Clark, sondern lebte von einer Pension, einem „Zehnten", welche die Brüderschaft zahlen mußte. Als aber seine alten Freunde nach und nach abstarben oder nach Australien abgeführt worden waren, erklärte der jüngere Nachwuchs, White solle ferner nichts bekommen. Er wurde Bettler und starb in einem Armenhause. Im Durchschnitt treiben indessen diese Herren Diebe ihr Gaunerhandwerk nur vier oder fünf Jahre lang, sie fallen, beinahe ohne Ausnahme, der Gerechtigkeit in die Hände.

Manchmal wagen sie außerordentlich viel, sie verfügen, wo es nöthig ist, über beträchtliche Summen. Die Brüderschaft erstattet ihnen Reisekosten und zahlt ihnen Repräsentationsgelder. Vor einigen Jahren kamen vier Gauner nach Liverpool, als dort große Thierschau stattfand. Ein Polizeibeamter, der von ihrem Vorhaben wußte, lauerte ihnen hier ganzer Tage am Bahnhofe auf. Endlich stiegen sie in London, äußerst fein gekleidet, aus einem Wagen der ersten Klasse. Der Beamte legte sogleich Beschlag auf ihr Gepäck. Anfangs stellten sie sich im höchsten Grade erstaunt, daß man Gentlemen wie ihnen eine so entwürdigende Behandlung angedeihen lasse. Bald jedoch gaben sie klein bei, und boten dem Beamten fünfzig Pfund Sterling, wenn er reinen Mund halten wolle. Natürlich ging er nicht darauf ein, sondern untersuchte, und fand eine große Menge von Brillantnadeln, Uhren, Ketten, Ringen, Dosen und obendrein noch Banknoten.

Es ist sehr gut, daß man begangene Verbrechen entdeckt und bestraft, aber es ist noch viel besser, wenn man sie verhütet. Und gerade daraus macht die geheime Polizei in London sich ein Hauptgeschäft; sie ist auch zum Theil darauf angewiesen. Von den Agenten sind immer zwei Polizeidiener angewiesen, einen besonders verdächtigen Künstler zu überwachen. Die Künstler wissen das recht wohl, und wagen sich nicht an die Arbeit, sobald sie einen ihrer Schutzengel in der Nähe wissen. — In Oxford fand eine große Erinnerungsfeier der Universität statt. Ich fahre hin und begebe mich in den Gasthof zum Reh, um zu Mittag zu speisen. Auf dem Treppenabsatze begegnet mir ein feingekleideter Mann. Seine Stiefeln sind blank wie ein Spiegel, seine weißen Glanzhandschuhe sitzen prall und ohne Falten an den Händen; sein Frack ist offenbar pariserisch. Der Mann scheint ein Franzose zu seyn, etwa das, was man damals einen russischen Prinzen zu nennen pflegte. Ohne Zweifel will dieser Elegant an dem saßlonabeln Balle theilnehmen. Im Vorbeigehen wirft er einen Blick auf mich; nur einen, aber dieser ist lebendig, durchdringend, bedeutsam. Doch ich darf deßhalb nicht etwa eitel seyn, denn jener Blick galt nicht etwa meinen Gesichtszügen, sondern meiner goldenen Uhr, die ich aber herausgezogen hatte, um zu sehen, ob die Essenzeit schon da sey. Ich mache dem Herrn Platz und er schnarret mit mit echt pariserischem Ausdrucke ein „Parrrron" zu. Dabei grüßt er zierlich und anmuthig, und ich wünsche beinahe die Bekanntschaft eines so liebenswürdigen höflichen Mannes zu machen. Unten an der Treppe wandelt ein anderer Mann auf und ab. Er ist schlicht gekleidet, und sieht ganz behäbig und gemüthlig aus. Aber so wie mein höflicher Pariser ihn erblickt, prallt er zurück, als wenn ihm eine Kugel in den Leib gefahren wäre. Ich sehe, daß sein Gesicht sich verfärbt, seine Lippen zucken, und er murmelt ein kaum hörbares: „Ah, der Schurke!" Gern möchte er entrinnen, aber es geht nicht; der Blick des behäbigen Mannes nagelt den Pariser gleichsam fest. Dann entspinnt sich zwischen Beiden ein Gespräch, das übrigens leise geführt wird. Nur so viel stellt sich am Ende heraus, daß der behäbige Mann unerbittlich darauf dringt, Monsieur solle samt seiner Schule augenblicklich Oxford verlassen. Der Monsieur dauert Einem, man fühlt sich beinahe versucht, für einen so höflichen Gentlemen Bürgschaft zu übernehmen. Aber es ist gerade Zeit zum Essen, der Kellner hat geschellt und ich gehe in den Speisesaal, nachdem ich noch einen Blick auf den Gemächlichen und den Eleganten geworfen habe. Unweit von meinem Sitze steht ein Tisch, auf dem für vier Personen gedeckt ist, ich sehe aber nur drei sitzen, der vierte fehlt. Jene drei sehen aus wie wohlhabende Mittelbürger. „Was Teufel, wo mag denn Monsieur bleiben?" fragt endlich der Eine. „Er weiß doch, daß wir hier sind." „Sel-

len wir noch länger warten?" „Ich denke, nein, wir wollen essen. Kellner, tragen Sie auf." Diese drei Bürgersleute betragen sich, als wären sie noch nie in einem großen Hotel gewesen, man sollte meynen, sie äßen zum ersten Mal mit silbernen Messern und Gabeln, so ünklisch benehmen sie sich. Oder wollen sie vielleicht gar proben, wie schwer Gabel und Löffel ins Gewicht fallen? Denn der Eine thut gerade wie ein Goldschmied oder Pfandleiher. Die Leute sind wohl aus einer kleinen Landstadt, sonst würden sie die getriebene Arbeit am silbernen Brüehnnapfe nicht so anstaunen. Bei alledem stockt übrigens ihre Unterhaltung nicht. Doch bemerke ich, daß der Eine der silbernen Schüssel, auf welcher der Fisch aufgetragen wird, einen sehr liebevollen Blick zuwirft. Als der Kellner den Rücken gewandt hat, klopft er, wie es scheint, nur von ungefähr auf das Silber, und murmelt tragend: „Silber?" „Nein, plattirt," antwortet der Andere, welchem er einen Blick zugeworfen. Dann wird ein ganz gleichgültiges Gespräch fortgesetzt, bis kalter Punsch kommt. Die ehrsamen Bürgersleute werden nun allmälig lebhafter und lachen. Man sollte meynen, sie wären eben keine Trinker, aber ich sehe, daß sie Erfleckliches leisten. Sie trinken Scherry, Punsch und Champagner durch einander, und der Eine hält sich mitunter auch noch an Porter. Der Silberprüfer erzählt jetzt eben wohl eine ergötzliche Schnurre, da die beiden Andern laut auflachen. Aber wie kommt es, daß sie plötzlich verstummen? Ist etwa der Mann schuld daran, welcher eben an den Tisch tritt und sich mit beiden Händen auf denselben stützt? Die drei schweigen und blicken vor sich hin, wagen den vierten Mann gar nicht anzusehen. In der That, diese plötzliche Umwandlung ist überraschend. „Wir werden hier keine Geschäfte machen, und dem Gastwirth hübsch all sein Silber lassen", sagte der vierte Mann mit der größten Gemüthsruhe. Wir erkennen nun in ihm den Behäbigen, welcher vorhin mit dem Monsieur so kurzen Prozeß machte. „Fehlt nichts?" „Es fehlt wirklich nichts." „Auch wahr?" fragt jener und wirft einen bezeichnenden Blick auf das Silbergeschirr. „Gewiß und wahrhaftig." „Und haben wir heute früh überhaupt noch nichts gemacht?" lautet die Frage weiser. „Auf Ehrenwort, noch gar nichts." Nun sprachen sie leise weiter, und ich vernahm nur die Worte: Schule, und Wohnzug um sieben Uhr. Aber diese Leute schienen mir doch zu alt, um Schüler etwa des Monsieur zu seyn, falls dieser etwa Tanzmeister war. Inzwischen war der Gastbofsbesitzer herangetreten; man sah ihm an, daß er der Zeche wegen besorgt war. Der Kellner trägt ab und zählt genau Messer, Gabeln, Löffel, Schüsseln, die Rechnung wird gemacht, nichts fehlt, und die drei ehrsamen Bürgersleute wollen hinab, hinterher wie ihr Schatten der Gewächtliche. Ich will natürlich wissen, was das Alles zu bedeuten hat und folge dieser Gruppe bis auf den Bahnhof, wo ich über meinen Parroxon-Pariser beinahe stolpere. Das Wirthsblatt fliegt ein, und dahin rollt der Wagenzug. Ich mache mich nun an den Behäbigen, der mir ohne viele Umschweife das Räthsel mit den wenigen Worten löst: „Ich bin Sergeant Witchem von der Entdeckungspolizei." „Und jene Herren?" „Jene Herren sind ehrsame Mitglieder der Londoner Schule." „Schule? Was will das sagen?" „Sie gehören zu einer Gaunerbande, deren wir eine ganze Musterkarte haben. Ich will sagen, sie gehören zur Vereinigten Brüderschaft und nennen sich auch wohl Vereinigte Arbeiter. Jene vier, welche absegeln, gehören zur Blume; der Franzose ist aber der Hauptspitzbube." „Aber wie kommt es, daß sie können auf den bloßen Wink Folge leisten?" „Weil sich nur ein Wort zu sagen brauche, um sie als Gauner und Landstreicher bestecken zu lassen. Das wissen sie recht gut." „So wollen sie denn lieber große Unkosten tragen und unverrichteter Dinge abziehen?" „So ist es, mein Herr."

Etwas Aehnliches begab sich, als die Königin nach Dublin reiste. Die Anwesenheit eines einzigen Entdeckungsbeamten war hinreichend, um einer ganzen Schule das Spiel zu verderben. Sie mußte nach England zurückfahren, und auch dieser Sicherheitsbeamte ließ sie nicht eher außer Acht, als bis sie wieder in London waren. Diese Beamten kennen ihr „Wild" so genau, daß sie wissen, ob der Gauner schon etwas „gemacht" hat. Sie sehen es am Gesicht, an den Mienen, an der ganzen Haltung. Vor einigen Wochen gehörem zwei derselben den Staund entlang. Zwei zierlich gekleidete Leute treten in einen Juwelierladen. Aus der Art und Weise, wie jene mit den Augen winkten, vermutheten sie, daß es auf einen Diebstahl abgesehen sey. Sie warten draußen, folgen dann den Beiden und gewahren, daß der Eine dem Andern etwas in die Hand steckt. Jetzt waren sie ihrer Sache gewiß, halten die Diebe fest, und finden bei ihnen ein goldenes Lorgnon und mehrere Ringe. Das Auge verräth viel! Es gibt der „ehrenwerthen" Leute, welche in London lediglich vom Diebstahl leben, etwa sechstausend. Der Generalstab dieser Armee besteht aus etwa zwölfhundert Mann, etwa sechshundert sind Haushiebe und Ladenplünderer, vierzig treiben den Einbruch als Hauptgewerbe, einige Tausend sind Taschendiebe. Diese gewerbsame Brüderschaft zu überwachen und im Zaume zu halten, ist natürlich keine leichte Aufgabe. Die alte Londoner Polizei hatte ohne Zweifel manche Verdienste, aber als Präventivpolizei wollte sie nicht viel bedeuten. Welche wichtigen Dienste dagegen die Entdeckungspolizei leistet, das soll und demnächst der Behäbige, eben der Sergeant Witchem, erzählen.

Ein Weihnachtsfest am Nordpol.

Ein Seemann, der die Südpol-Expedition im Jahre 1841 mitmachte, schildert in Dicken's „Household Word's" den guten Humor, mit welchem seine Reisegefährten die fröhliche Weihnacht in den schauerlichen Regionen des Eismeeres begingen. Unsere Expedition, sagt er, bestand aus dem „Erebus" und dem „Terror" — bezeichnende Namen; — es waren dieselben Schiffe und Schiffsmannschaften, die jetzt so lange vermißt werden, und deren Erwähnung die peinliche Erinnerung an den Namen Franklin in vielen Herzen wachrufen muß. Der Weihnachtstag 1840 begann mit einem jener dichten Nebel, die jenen hohen Breitegraden eigenthümlich sind. Die beiden Fahrzeuge, rings eingeschlossen von dem ungeheuren Eisgürtel, waren die einzigen Gegenstände, die in der tiefen Einsamkeit der weiten Wüste eine Spur des Lebens verriethen. Wir hatten es möglich gemacht, die übliche alleugliche Kost, Roastbeef und Gänsebraten, nebst dem nie zu vergessenden Plumpudding der Heimath auf unseren Mittagstisch zu setzen. Den Ochsen und die Gans hatten wir von der farrenkrautwogenden Hochebene Waimate auf Neuseeland eigens mitgebracht und aufgefvart, um sie in der Nähe des Pols dem Weihnachts-Feste als Opfer darzubringen. Der Morgen-Gottesdienst ging natürlich dem Diner voraus. Am Neujahrstag passirten wir den Polarkreis, und waren gerade 250 englische Meilen vom Rande des kolossalen Eisgürtels, der mit uns gegen Süden zurrieb. Beide Schiffe machten wir mittelst Eisankern und Klüsslochtauen an ein gewaltiges Stück Treibeis fest, welches, dazwischen schwimmend, eine Schiffbrücke zwischen „Terror" und „Erebus" bildete. Den ganzen letzten Tag des Jahres waren wir mit den nöthigen Vorbereitungen beschäftigt, um „das alte Jahr hinaus und das neue hereinzugeleiten." Auf der schwimmenden Eisinsel wurde ein großes Viereck ausgehauen, mit einem hohen Stuhl in der Mitte, ebenfalls aus Eis. Neben diesem krystallenen Ballsaal hieben wir ein zweites Viereck, mit einem Erebengrüsch in der Mitte, aus, auf welchem, zur Erfrischung der Tänzer, Flaschen mit Wein und Grog standen.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 203.

Nro. 8.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 25. Jan.

Die böse Frau von Fürstenberg.

Eine rheinische Schmugglergeschichte.

I.

(Fortsetzung.)

„Eines Tages war der Ritter beim Pfalzgrafen auf Stahleck und das Burggesinde theils draußen, theils in der Burg. Da lockte die Alte das schöne, junge Weib auf die Zugbrücke, um ihr ein Grasmückennestlein zu weisen, das in einem Hundsrosenstocke stand, der aus dem Felsen des tiefen Felsengrabens gewachsen war und in das man von der Brücke, wenn man sich überbog, hineingucken konnte.

„Das junge Blut war noch gar heiter und sah so was gerne. Sie folgte der gleißenden Alten und als sie sich überbog, das Nestlein zu schauen, da faßte sie die Alte bei den Füßen, hob sie in die Höhe und stürzte sie hinunter, daß sie unten an den Felsen zerschmetterte. Nun machte sich die Alte eilig davon, und legte sich in ihr Bett, als sey sie krank, und rief einer Dienerin, daß sie ihre Schnerch suche, damit sie ihr einen guten Heiltrank koche.

„Sie suchen sie überall, aber sie finden sie nicht. Das gibt einen Rumor in der Burg! Als sie nun auf die Brücke kommen, sehen sie unten den zerstückelten, schönen Leib der jungen Frau, und holen ihn mit Leitern herauf und sagen's der Alten. Die heult vor Herzeleid und will sich nicht trösten lassen. Ein Bote eilt nach Stahleck, um dem Ritter die Hiobspost zu bringen, und der verzweifelt schier. Er will sich nicht trösten lassen und trägt bald darauf, da Kaiser Konradus nach dem heiligen Grabe zieht, sein Leid dorthin in den Todeskampf.

„Jetzt war die Alte wieder Herr im Haus' und Hahn im Korbe; aber bald kommt die Nachricht von ihres Sohnes Tod in der Schlacht. Da faßt sie Gottes Arm. Wie Kain, unstät und flüchtig, eilt sie in der Burg herum. Tag und Nacht hat sie keine Ruhe. Am Ende bekennt sie's laut, was sie gethan, und in der Qual des Gewissens stürzt sie sich selber da hinab, wo sie ihre gute, holde Schnerch hinabgestürzt. Niemand will sie holen, Niemand sie begraben. Die Raben hacken ihr Fleisch an den Felsen und ihr Gebein hat da in der Sonne geblei[illegible], bis es zerfiel."

„Huh! huh!" rief zähneklappernd Engel. „Das ist erschrecklich."

„Nun seht, Engel, alle Abend eilt sie im Schloß umher — heute noch, in ein weiß, oft auch in ein blutroth Tuch gehüllt, dann geht sie bis Mitternacht auf der Mauer, wo die Zugbrücke war, und stöhnt und stöhnt — und wie's auf der Oberbiebacher Uhr zwölf schlägt, stürzt sie sich hinab und das Todtengebein rappelt an den Felsen, daß man's weithin hört, — und dann wird's Stille bis zum andern Abend, wo's dann grade wieder so geht." — Molz hatte geendet und schwieg.

„Gott sey mir gnädig!" flüsterte Engel und schlug ein Kreuz, denn er war ein guter katholischer Christ.

In diesem Augenblicke schlug es auf der Kirche zu Lorch elf Uhr. „Nun ist's Zeit, daß ein alter Mann zur Ruhe geht," sagte Molz. „Gute Nacht, Engel!"

Er stand auf.

„Molzenvetter," sprach Engel, dem eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken lief, „Molzenvetter, bleibt noch ein Bischen!"

„Ach nein," sagte er, „meine alten Knochen wollen Ruhe haben. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" sagten die Andern.

„Lochner und Wiebelsheimer," bat Engel, „bleibt ihr bis nach Mitternacht; ich zahle morgen Jedem einen Schoppen! Ich wollt' der Alte hätte was Lustiges erzählt! Das liegt mir noch lange in der Seele!"

Die Beiden ließen sich durch die Aussicht eines Schoppens bewegen, noch zu bleiben, und Engel gewann in ihrer Nähe wieder Muth.

II.

Es war noch ziemlich frühe gewesen, als der alte Molz auf den Donnerhügel am Thore ging. Es ist des Winzers Sitte, noch bei hellem Tage sein Abendbrod zu essen, und dann sich auszuruhen und zu den Nachbarn plaudernd sich zu gesellen. Kaum war er aus der Thüre getreten, so kam eine runde, kleine Frau hinter dem Hause her und ging zu seiner Thür hinein. Sie war etwa vierzig Jahre alt, und alle ihre Bewegungen, wie ihr Gang legten Zeugniß für ihre rasches, beweglices Wesen ab.

Als sie in die enge Flur trat, spähte sie nach der Küche. Dort war kein Feuer mehr und Niemand zu sehen.

„Ich glaub' gar," sagte sie zu sich, „das Bligmädel ist schon mit Spülen und Füttern fertig! das heiß ich fix seyn. Ein Staatsmädel!"

Leise öffnete sie die Stubenthüre uns sagte, als sie ein Mädchen am Fenster sitzen und nähen sah: „Bist du wirklich schon fix und fertig?"

„Warum denn nicht, Gotha?" [1]) fragte eine wohllautende Stimme. „Solli' ich's denn nicht Euch abzeigen haben? Die Goth gibt ja die siebente Aber!"

„Ja, ich," sagte die Frau, „du lieber Gott, ich werde alt, da geht's nicht mehr wie in den jungen Jahren. Da war ich fix, wie Pulver."

„Meiner Treu'," sagte das Mädchen, „wenn Ihr von Alter redet, wird's Einem blau vor den Augen! So eine runde, hübsche und gute Goth hat kein Mädchen im Dorf, als ich, und wenn Ihr Sonntags nach Oberdiebach in die Kirche geht, sollte man meinen, Ihr wäret fünf und zwanzig Jahre alt, so sauber und nett kommt Ihr daher, so rothe Bäckelchen habt Ihr und so fünf feyn Ihr auf den Beinen."

„Ach, du garstiges Ding," sagte lächelnd und von dem Lobe geschmeichelt die Goth, „du brauchst noch eine alte Frau zu uzen!" [2])

„Ihr wundert Euch," fuhr das Mädchen fort, „daß ich schon mit der Haushaltung fertig bin, und Ihr seyd's doch auch, sonst ginget Ihr nicht masen." [3])

„Ei, man hafreli sich herum," sagte die Goth. „Du weißt, daß ich gerne ein Bischen bei dir sitze und schwatze und maje."

„So seht Euch auch," bemerkte das Mädchen. „Ich flicke noch des Vaters Wamms ein wenig für morgen."

„Du bist immer fleißig," sagte die Goth, „aber ich wundre mich, daß du allein bist, Binchen?"

„Wer sollte denn bei mir seyn?" fragte Binchen, des Molz einziges Kind, und eine leise Röthe färbte die blühenden Wangen höher. „Die Mädchen gießen in den Gärten auf dem Grün. [4])

Unsern Garten habe ich heute früh tüchtig gehackt. Die Mutter seitig sagte immer, einmal am Tage ordentlich gegossen, ist besser als alle Abende gespritzt. Uebrigens hat's das eine Jahr auf sich, daß es fast alle Nächte regnet." So plauderte das Mädchen, um die Goth auf andere Dinge zu leiten. Die merkte es.

„Ich merk' schon, daß du mir ausweichen willst, du Schnaffelchen, drum plauderst du in einem Athem so viel. Geht, die Goth ist blind und taub? Ja, war' ein Wielchen! Der schöne L'Alsime, der bei uns wohnt, sagte gestern Abend zu mir: Madame, Sie sehr ein Goth, die is ein Ange, und weißt du, Ange heißt auf französisch Engel. Aha, dacht ich, der ist auch kaum warm im Nest und weiß auch schon, wo der Barthel den Most holt! Sag' ich: Oui Mußje L'Alsime; das Binchen ist das hübschteste Mädchen im ganzen Dorf. Sakmundsdie, sagt er, das ist wahr! Ich abb will hübich Mamsell kesehen — mais, so seine jamais und, weißt du, jamais heißt auf französisch niemals. Ei, was der Kuckuck, sag' ich, ist das wahr? Ma foi, sagt er und legt die Hand aufs Herz, il yin verlibt! ganz verlibt, ick sterb vor Lib! Ach was, sag' ich, sterben vor Lieb', das wär' dumm; dann wär's ja schnell am End'! Man muß leben und lieb haben, das ist besser. Da lacht er laut auf und sagt: Sie abb recht; mais — Mamsel is bös, Sie will nits küssen!"

„Ei, der abscheuliche Franzos!" rief Binchen, die sich recht geärgert hatte über das Gerede der Goth; „meynt der gar, ich ließe mich küssen! Gestern schlicht er mir nach und wollt's probiren, da gab ich ihm eine Dachtel über die Naie, daß er sich davon machte, fluchte und rumort über die „deutsch Bär," wie er sagte. Der soll mir kommen!"

„Eigentlich hast du Recht, Binchen," sagte die Goth. „Ich halte ihn für einen Bruder Leichtsinn. Man muß auch mit dem Douanenpack sich nicht einlassen, am wenigsten mit den Franzosen; aber hör' mal, ich meyne, es schleicht dir noch mehr als Einer nach!"

„Ach, Goth, wenn Ihr nicht stille seyd, so geh' ich fort und laß Euch allein hier!" sagte das Mädchen.

„Guck einmal da!" rief die Goth aus. „Gleich oben draus! Ich war doch auch einmal jung und hörte es gerne, wenn ich den Jungburschen gefiel? Man meynt, du wollt'st ins Kloster gehn!"

„Plaudert von etwas Anderm!" sagte Binchen.

„Gut," versetzte die Goth, „so will ich dir Etwas erzählen. Am Sonntag Nachmittag ging ich in unsern Wingert am Teich, um einmal nach den Trauben zu sehen. Da ist das Holz über die Pfähle herausgewuchert, daß es ordentlich ein Hüttchen ist. Nun war's so heiß und unter dem Laub in der Zeile so kühl; denk' ich, seg' dich ein Bischen, vielleicht kommt dir so ein süß Mittagsnickerchen. Gesagt, gethan. Kaum sitz' ich und die Augen wollen eben die Laden zumachen, da kommen zwei Oberdiebacher Bursche daher und bleiben grad' unter mir stehen und machen sich die Pfeifen an. Da sagt der Eine: Nein, Andres, in ganz Oberdiebach ist kein Mädchen wie des Moizen Binchen zu Rheindiebach. Sackerloth! das ist ein Mädel! Ist's nicht gewachsen wie eine Tanne und geht so leicht, als wär's ein Püppchen! Hat's nicht ein Gesichtchen wie Milch und Blut, und blaue Augen wie Violen im März, und Haare wie Flachs! Und fleißig ist's wie eine Ameise, und die Arbeit geht ihm von der Hand, daß es eine Plaisir ist, ihm zuzusehen, und tanzen kann's wie ein Topf!"

„Schaff' dir's an!" sagte der Andre.

„Ja, du lieber Gott, da liegt der Hase im Pfeffer," sagt da der Erste wieder; „des Fuhrmann's Jakob, weißt du, der Krakeler, der auf der Kerb [2]) allemal Streit anfängt, der falsche Duckmäuser, schleicht drum herum, wie die Katze um den heißen Brei, und des Manteis Fritz ist Hahn im Korb; weißt du, der das Haus hinter der Kapelle hat?"

„Die hätten mir noch allerlei offenbart, aber ihre Pfeifen brannten, und da gingen sie fort. Sieh' mal, so muß ich auf fremdem Mund und aus einer andern Gemeind' hören, was ich nicht von dir höre, und ich bin doch wie deine Mutter! Wer wird meine Sach [6]) erben, als du, da ich kinderlos bin. Ist das recht? Siehst du, das hab' ich dir mal vorhalten wollen, daß du so eine Geheimnißkrämerin bist. Wenn's auch kein Mensch wüßte, so sollt' ich's doch wissen. Und nun wissen sie's in Oberdiebach und ich weiß es nicht!"

Während so die rebselige und neugierige Goth mit großer Zungenfertigkeit arbeitete, stieg eine Gluth über die andere auf des reizenden Mädchens Wangen. Immer tiefer brugte sie sich auf die Näherei und dankte Gott, daß es allmälig im kleinen Zimmer düster wurde. Als die Goth schwieg, hörte sie einen Seufzer über die schönen Lippen des Mädchens gleiten, aber sie schwieg beharrlich.

„Nun," sagte die Goth ärgerlich, daß du stumm?"

„Wie mögt Ihr mich nur so quälen," sagte endlich Binchen. „Es ist ja doch Alles nicht wahr!"

„Nicht wahr?" rief die Goth und setzte beide Arme in die Seite. „So? Wer war denn gestern Abend bei dir?"

„Mein Vater war zu Hause!" sagte Binchen leise.

„Das ist mir einerlei!" fuhr die Goth fort. „Ich will nur wissen, wer bis elf Uhr bei dir war?"

„Nun, wenn Ihr's denn absolut wissen wollt — Mantel's Fritz!" sagte das Mädchen und sie fühlte, wie bei dem Nennen des Namens ihr das Blut mit Macht in die Wangen trat.

„So! so!" sagte die Goth. „Der ist Hahn im Korbe, wie der Oberdiebacher sagte. Nun, gesteh's nur, daß du ihn lieb hast! Er ist ein sauberer [7]) Bursche, das ist wahr und mein Mann sagt, er sey kernbrav. Es ist mir schon ganz recht, aber Eins gefällt mir nicht an ihm."

„Was denn?" fragte mit großer Theilnahme Binchen.

„Daß er ein Schmuggler ist," plagte die Goth heraus; „aber ich glaube, grate darum ist er deinem Aten lieb, der kann's selbst in seinem Alter noch nicht lassen. Ja, das Sprüchwort sagt: „Der Wolf verliert wohl die Haare, aber die Nauyen [8]) nicht." Ja noch mehr, du selbst bietest die Hand dazu, wie ich höre?"

„Hört mich mal an, Goth," sagte Binchen, die ihre Ruhe wieder ziemlich gewonnen hatte; „der Fritz ist brav, das sagt Ihr selbst, und ich will's nicht Hehl haben [9]), daß mir uns lieb haben. Ihr saget ja auch, daß ihr nichts gegen ihn hättet. Er hat noch vierhundert Gulden Schuld auf seinem Haus und Gut. Ehe das bezahlt ist, will er nicht heirathen. Nun ist der Wein von Anno 1810 nichts werth. Er liegt da und Gott weiß, ob er ihn verkauft. Verdienst ist nirgends. Das Schmuggeln wirft aber ein Heidengeld [10]) ab, und der Verdienst ist gerecht und dazu Nachts, und am Tage kann man doch noch ein schönes Stück Arbeit thun. Hätten wir uns so herausthun [11]) können, wenn mein Vater nicht den Verdienst des Schmuggelns gehabt hätte? Daß der Fritz es thut, dazu drängt ihn — die Lieb'. Er möchte die Schuld gern bald bezahlen und hundert Gulden hat er schon verdient. Daß ich auch mal ein Bischen helfe, das macht mir tausend Spaß; denn die verfluchten Franzosen häuseln und an der Nase herum führen, ist mir das Allerplaisirlichste auf der Welt! Ich könnte mich todlachen, wenn's so recht gelingt, sie anzuführen!"

„Bist doch ein gottloser Hasar!" sagte die Goth. „Steuerfreinen Nachen über den Rhein wie ein Mann, selbst mit dem Segel im Sturm!"

„Da ist's am schönsten!" sagte Binchen und kicherte leise.

„Aber höre," fuhr die Goth fort, „es ist das Schmuggeln ein gottlos und verboten Handwerk!"

„Wem schadet's?" fragte Binchen. „Es wird ja Niemand beraubt, Niemand betrogen!"

„Aber das Gesetz!" sagte ernst die Goth.

„Das Franzosengesetz?" fragte Binchen. „Das braucht man nicht zu halten, denn sie haben's uns aufgehalst und aufgezwungen.

Digitized by Google

Der Napoleon soll' den Handel frei geben, wie zu Pfälzer Zeiten, dann dächte Niemand ans Schmuggeln!"

„Da hört man doch den leibhaftigen Vater!" rief die Goth.

„Ich bin ja seine Tochter und er hat recht!" entgegnete das Mädchen.

„Aber, Kind, es ist ein gefährlich Handwerk! Weißt du, daß die Douanen scharf geladen haben?"

„Weiß wohl," fiel ihr Bachen in die Rede, „weiß aber auch, daß nicht alle Kugeln treffen. Und daß es gefährlich ist, das macht's eben erst recht schön! Ich bin ein Schifferkind, Goth, und die Schiffsiechen [12]) haben alle Kurasche. Wie könnten sie sonst in Wind und Sturm auf dem Rheine fahren?"

„Denk' einmal, wenn den Fritz nun eine Kugel träfe?" fragte die Goth.

Das Mädchen schrack zusammen. Alles Blut wich aus ihren Wangen. „Großer Gott!" sagte sie, „das wird ja nicht geschehen!"

„Oder wenn sie ihn erwischen?" warf die Goth hin.

„Dafür ist mir denn gar nicht bange!" rief wieder erheitert das Mädchen, „denn er ist schlau, wie ein Thorschreiber. Suchen sie ihn beim Kreuzbach, so landet er am alten Kloster, und suchen sie ihn da, so landet er an dem Kreuzbach. Den Kriegen sie nicht, darauf verlaßt Euch. Der kennt das elfte Gebot, das für die Schmuggler ist."

„Nun, nun, mir soll's schon recht sein, wenn's nur gut geht!" sagte endlich besiegt die Goth; „aber das versprich mir, daß er, sobald er sein Geld hat, aufhört, und du, daß du dich nicht wieder in Gefahr begibst! Das ist nichts für Mädchen! Thust du's noch einmal, so verrath' ich Alles dem Muße l'Abime, und erwischt der dich, so gnade dir Gott!"

„Es ist schon gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und Gott, sorgt nicht für ungelege Eier! Ich will mich schon hüten!"

„Ich muß fort," sagte die Goth. „Gute Nacht denn!" Und husch war sie fort.

(Fortsetzung folgt)

[1]) So heißt die weibliche Taufpathe. [2]) Necken. [3]) In Gesellschaft gehen. [4]) Eine Wiese am Rheinufer, auf die die Gärten stoßen. [5]) Kirchweih. [6]) Vermögen. [7]) Gebüsche. [8]) Die Lücken. [9]) Wiederheimkehren. [10]) Außerordentlich viel. [11]) Erbeten aus den Stunden. [12]) So bezeichnen sich die Schiffer am Rheine.

Die Schwarzenberge.

Fürst Karl Schwarzenberg, der bisherige Befehlshaber in Mailand, der jetzt nach Ungarn geht, um dort die militärische Organisation durchzuführen, ist der zweite Sohn des verstorbenen Feldmarschalls und Helden von Leipzig. Sein älterer Bruder, Friedrich, in der Literatur als Kapitän Wolf und als Landsknecht bekannt, ist ihm zur Seite gegeben; der jüngste der drei Brüder, Edmund, ist ebenfalls Soldat. Preußische Blätter brachten jüngst bei dem Besuche des Premierministers in Berlin einige Unrichtigkeiten über die verwandtschaftlichen Beziehungen der Familie Schwarzenberg, so daß es der Mühe werth ist, Ihnen diese Mittheilungen über die Mitglieder einer Familie zu machen, welche unter der Metternich'schen Regierung so lange Zeit eine zurückgesetzte war. — Der Premierminister Felix Schwarzenberg, längere Zeit Gesandter in Neapel, der Mann mit den starren, trocknen Zügen im Antlitz und einem festen, eisernen vollischen Willen, bluer welchem man die romantischen Abenteuer seines Gesandtschaftslebens wenig ahnet, ist ein Neffe des in Leipzig verstorbenen Feldmarschalls, ein Sohn von jener Frau, welche bei dem großen Festmahl zu Ehren der Vermählung Napoleon's mit der österreichischen Kaisertochter in Paris ein Opfer der Flammen wurde. Bauthagen erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten" den Tod der unglücklichen Frau, welche ihren Sohn aus dem brennenden Wagen rettete. Der Kardinal-Erzbischof Schwarzenberg ist ein jüngerer zum Besitz Bruder des Premiers; dieser reichern Linie des Hauses gehört unser andern das Herzogthum Krummau in Böhmen. Die Söhne des Feldmarschalls sind wenige dotirt; Friedrich, der älteste, ist als Malteser Ritter unverheirathet. Ihre Mutter, die Frau des Feldmarschalls, war ein einfaches Fräulein aus Franken, eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau, früher eben so sehr an die Strapazen der Feldzüge ihres Mannes gewöhnt, wie später durch ihre religiöse protestantische Aufklärung, durch ihre philosophische Lectüre und ihren fast ausschließlich männlichen Umgang bekannt. Sie besaß so sehr das Vertrauen ihres Gatten, war so sehr eingeweiht in dessen militärische Operationen, daß ihr Briefwechsel mit dem Feldmarschall, der Welt mitgetheilt, über die Napoleonischen Kriege einen wesentlichen Beitrag liefern würde. Oesterreich ist in der That über die Befreiungskriege der damaligen Zeit seine Literatur schuldig geblieben. Die religiöse Aufklärung dieser Frau stand mit dem romantischen Sinn ihres ältesten Sohnes in direktem Widerspruch, während sie mit ihrem Gatten auch in der Bewunderung Napoleon's harmonirte. Diese Bewunderung des militärischen Genies in seinem Gegner stand beim Feldmarschall in einem wunderbaren Widerstreit mit seinem ächt deutschen Patriotismus. Liegt hierin vielleicht ein Grund, weshalb uns die Briefe des großartigen Feldherrn Oesterreichs noch immer entzogen bleiben? Jedenfalls fußte darauf die neidische Eifersucht Metternich's. Was und von schriftlichen Mittheilungen aus der Feder des Feldmarschalls einzeln bekannt wurde, trägt den Siempel einer ungewöhnlichen Denkart. Der Zufall brachte uns vor Jahr und Tag in Mariathal, einer kleinen ungarischen Besitzung des Fürsten Friedrich, das Stammbuchblatt zu Gesichte, welches der Feldmarschall seinem ältesten Sohne ins Album legte. Dieser Spruch, mit welchem der Vater den kaum zwölfjährigen Sohn ins Leben geleitete, schließt mit folgenden Worten, welche im Munde eines österreichischen Aristokraten denkwürdig genug sind: „— Indessen, mein Sohn, fahre fort, deine kostbaren Jugendjahre zu deiner Bildung zu verwenden; übe dich in den Tugenden, die den Menschen im allgemeinen adeln, denn als Soldat benauft du ihrer vorzüglich, wenn du nicht den Vorwurf auf dir willst haften lassen, daß deine Geburt den Mangel an Verdienst zu bemänteln scheine. Die höhere Klasse, die der Zufall dem Menschen am Tage seiner Geburt anweiset, ist eine schwere Schuld, die er vom ersten Momente an, wo er zu seinem vollkommnen Selbstbewußtseyn gelangt, abzuzahlen bedacht seyn muß."

Die gefährlichen Klassen Wiens.

In einer unter diesem Titel erschienenen Schrift wird die Stärke des lasterhaften Theils der Bevölkerung dieser Stadt auf etwa 32,500 Köpfe angeschlagen. Diese Zahl vertheilt sich folgenermaßen: Auf die arbeitende Klasse 20,000 Männer, 10,000 Frauen; auf die wohlhabende Klasse 2350 Männer und nur 150 Frauen. Von der Gesammtzahl wird dann etwa die Hälfte als gefährlich angegeben; nach den Rubriken: öffentliche Mädchen 8000, Vagabunden 600, Bettler 4000, Diebe und Verrüger 4000, Schmuggler 300, Hehler 300. Unter diesen Rubriken sind auch die Kuppler und Kupplerinnen mit begriffen, wie denn überhaupt die Abgrenzung schwierig ist und viele Individuen in mehr als eine Kategorie gehören. Als besonders gefährlich, d. h. verbrecherisch sind 6730 anzusehen, nämlich außer der oben angeführten vollen Zahl der Diebe, Verrüger und Hehler, 1500 öffentliche Mädchen, 300 Vagabunden, 500 Bettler und 150 Schmuggler.

Fragt man nach den Ursachen der Entstehung dieser gefährlichen Klassen, so sind es zwei: Mangel und schlechte Erziehung.

In Bezug auf letztere heißt es:

„Die Eltern wenden oft Alles an, um die lasterhaften Neigungen zu unterdrücken; allein ihre Beschäftigung läßt ihnen nicht die nöthige Zeit dazu; sie sind gezwungen, die Kinder mehr oder weni-

ger sich selbst zu überlassen. Oft sind sie selbst lasterhaft, desto schlimmer für die Kinder. Der Knabe kommt zu einem Lehrherrn. In Folge einer strengen Zuchtzügung entläuft er diesem, und schließt sich an seines Gleichen an. So entstehen Banden von Kindern zwischen 7 und 15 Jahren, welche keine Nahrungsquellen haben, als die Bettelei und den Diebstahl. Die Furchtsamen betteln, die Kühneren stehlen. Alle ergehen sich dem Spiel mit Leidenschaft und zwar auch schon dem Karten- und Würfelspiel".

„Die kleinen Diebe suchen die älteren Gauner auf und werden von diesen wieder gesucht. Die jüngeren lernen von den älteren alle Kunstgriffe des Handwerks. Bisweilen Söhne von Dieben, haben sie schon in der zartesten Jugend außerordentliche Fertigkeit im Taschendiebstahl, ja sogar im Schränken (Diebstahl mit Einbruch); es gibt Kinder von kaum 6 Jahren, welche mit Nachschlüsseln und dem ganzen Diebswerkzeuge umzugehen wissen. Zur Ausführung ihrer Uebelthaten verbinden sie sich wie die großen Spitzbuben; sie sprechen die Kochemer-Sprache so gut, wie die vollendeten Gauner. Die Kinder, welche sich dem Lumpensammeln widmen, leben rein nomadisch und fast wild. Im Sommer schlafen sie meistens im Freien, aber auch im Winter sind nicht selten ausgedehnte Misthaufen vor den Linien Wiens, an den Ufern des Wienflusses, unter den Brücken u. s. w. ihre nächtliche Ruhestätte. Ihre Sitten sind rauh, und sie setzen einen Werth darein, recht keck und unanständig sich zu geberden. Sie sind oft so verwahrlost, daß sie ihre Geschlechtsnamen vergessen, und nicht angugeben im Stande sind, wie alt sie sind, und in welchem elenden Winkel sie das Licht der Welt erblickten. Man darf sich daher nicht wundern, wenn sie von Religion nichts wissen, da sie von Gott keinen Begriff haben."

Pariser Spieler.

Am 3. Januar standen zwei der abgefeimtesten und berüchtigsten Pariser Greeds, Caussonel und Bertoud, genannt Prinz Colibri, vor dem Pariser Correctionshofe unter der doppelten Anklage eine heimliche Bank gehalten und falsch gespielt zu haben. Prinz Colibri gehört zu den Heinsten unter den Feinen; er gilt bei seinen Genossen für den Allgemeinnou der Griechen, den Fürsten der Telegraphie in Sachen des Lansquenet und des Baccarat. Eine Menge solcher Kaufleute, die Schlachtopfer der beiden Associes, hatten ihre Leidenschaft zum zweiten Male zu sühnen durch ihr Erscheinen vor der Justiz, — eine müßige Sache, wenn man die Zeugenbank mit hübschen jungen Rentnerinnen des Quartiers Bréda zu theilen hat. Ihre Aussagen waren naiver, wie immer in solchen Fällen, schüchtern, befangen, unvollständig. — „Haben Sie viel verloren?" — O, nein . . . . ganz und gar nicht. — „Spielte man hoch?" — O nein, ganz und gar nicht. — „Haben Sie bemerkt, daß die Angeklagten sich verständigten um zu betrügen?" — O nein, ganz und gar nicht. Einige gaben jedoch zu, daß Caussonel beim Baccarat die Karten sehr langsam vertheilte, als ob er sie zu erkennen suche. Das Gericht vernahm über die bei den Angeklagten weggenommenen Karten das Gutachten einiger Sachverständigen. Herr Kung, der Verkäufer der Karten, sagte: „Ich finde die Spiele in demselben Zustande, in welchem ich sie verkauft habe, aber man kann mit Karten betrügen ohne sie präparirt zu haben. Eine gewöhnliche Hand unterscheidet durch bloßes Betasten die Bilder von den niedrigen Karten und selbst die niedrigen Karten unter einander. Die Bilder, die Zehnen, die Neunen sind stärker mit Farbe eingirt als die Asse, die Zweien u. s. w. Zur Unterstützung meiner Aussage kann folgendes dienen, was ich selber erlebt habe. Ich war vor einigen Jahren im Café am Platze des Chatelet; zwei Juden spielten dort Piquet, und nach jedem Spiel wechselten sie die Karten und nahmen ein neues Paquet. Ich fragte sie nach dem Grunde und Beide antworteten mir: Wenn die Karten und einmal durch die Hand gegangen sind, so kennen wir sie: bei einem neuen Spiele ist das schwieriger; die Karten gleiten nicht so gut: sie haben eine Rauhheit, welche die Hand täuscht und ein genaues Unterscheiden hindert." — Der zweite Sachverständige, Herr Lacaze, Taschenspieler, sagte: „Ich glaube nicht, daß man gewöhnliche Karten durch bloßes Berühren unterscheiden kann; aber es gibt andere Mittel sie zu erkennen; man gebe mir ein Spiel und ich will sehe nennen. Die hier vorliegenden Paquete sind nicht präparirt oder verändert, aber so wie sie sind, kann man mit ihnen falsch spielen." Und Herr Lacaze schlug zum Beweise dessen nach Belieben die Könige, die Damen, die Asse, die Zehnen mit einer Sicherheit um, welche das Einbrechen der Dunkelheit nicht störte. — Die beiden Angeklagten wurden wegen heimlichen Bankhaltens zu je 6 Monaten Gefängniß und 1000 Francs Buße verurtheilt; die Anklage des falschen Spieles fand das Gericht nicht genügend begründet.

Pot-Pourri.

Die Einquartierungen in Hessen.

Die „Kölner Zeitung" erzählt folgende Einquartierungsscenen aus Hessen: Ein Herr Eggena in Kassel bekam, weil er Bürgerwehr-Offizier und Stabsrath war, 25 Mann; als sie bei ihm einrückten, begrüßte er sie und sagte, er wollte ihnen unter einer Bedingung mehr geben, als ihm vorgeschrieben sei. Es stände für jeden eine neue Pfeife, Tabak und Bier bereit: wenn die Herren nun rauchten, so sollten sie sich in die Fenster legen. Da die Fenster des Hauses aber auf die Königsstraße hinaus gehen, und die Offiziere daran vorwüberreitend vorüber mußten, so wurde dem Hrn. Eggena des andern Tages die ganze Bequartierung wieder genommen. Ein Hr. Dehn-Rothfelser bekam 12 Mann; als diese ankamen, gab er ihnen ein tüchtiges Frühstück, Mittags nahm er sie mit in den „König von Preußen", wo Graf Leiningen an der Table d'Hôte speiste, bestellte dreizehn Couverts, jedem eine Flasche Wein und später sechs Flaschen Champagner zum Dessert, und so viel gute Dinge, bis zuletzt die Herren Soldaten den gastlichen Wirth und Kossuth doch leben ließen. Den andern Tag wurden ihm die Soldaten, weil man lange war, sie würden verführt, abgenommen. Ein anderer Bürger ließ seine Einquartierung mit Extrapost, vierspännig, nach Wilhelmshöhe fahren, wo der Churfürst die Wasser springen ließ; durch Zufall traf es sich, daß der Churfürst gerade hinter den zwei Vierspännern fahren mußte; dieser glaubte nun, es sey ihm zum Aerger gethan. Den andern Tag wurden die Soldaten auch diesem Bürger abgenommen. Dem Ober-Bürgermeister Hartwig wurden 70 Pfund gesalzenes Pökelfleisch aus Hamburg anonym zum Geschenke übersandt.

Mäuse als Fabrikanten.

In Kirkeley verwendet Jemand Mäuse zum Baumwollgarnspinnen. Die Maschine wird nach dem Prinzip der Tretmühle in Bewegung gesetzt und ist so gebaut, daß eine hineingethane Maus täglich 100 — 120 Faden spinnen kann. Um das zu bewerkstelligen, muß das kleine Thier $10\frac{1}{2}$ (engl.) Meilen laufen. Mit Haferwehl gefüttert, verrieht jede Maus 7 Sch. 6 W. jährlich. Zieht man von dieser Summe einen Schilling für Maschinenreparatur und 6 P. für Kost ab (sie verzehrt für einen Halfpenny Mehl in fünf Wochen), so bleibt ein Reingewinn von jährlich 6 P. per Stück. Der Mäusebesitzer hat jetzt ein Haus gemiethet, in dem 10,000 Mäusetretmühlen, die erforderlichen Wächter und noch einige hundert Zuschauer Platz finden sollen. Es würde sich dabei eine Balance von 2500 Pf. St. herausstellen.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 9.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 29. Jan.

Die böse Frau von Fürstenberg.

Eine rheinische Schmuggelgeschichte.

II.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen seufzte tief auf, als sie fort war.

„Das war 'mal ein Examen, wie wenn der Herr Inspektor in die Schule kommt!“ sagte sie für sich. „Nun ist's aber auch herunter, und sie hat nun Ruhe, da sie es weiß. Ich hätt's ihr wohl sagen sollen, das ist richtig; aber ich konnte nicht. Um kein Gut der Welt hätt' ich's so mir nichts dir nichts sagen können. Ich wär' vor Scham in die Erde gesunken!“

Dies Selbstgespräch wurde durch den Eintritt eines jungen Menschen unterbrochen. Er grüßte mit einem herzlichen: „Guten Abend!“ reichte Binchen die Hand und setzte sich bescheiden auf die Ofenbank.

Binchen sagte: „Wart' ein Bischen, Fritz, ich hole ein Licht!“ Sie eilte darauf hinaus und kam bald mit einer brennenden Oellampe zurück. Nun schloß sie die Läden und setzte sich mit ihrem Nähzeug an den Tisch, und es begann ein gemüthliches Gespräch, lebhaft von beiden Seiten geführt, das noch fortdauerte, als der alte Molz lachend in die Stube trat.

„Da!“ sagte er, „dem alten Engel, dem Simpel, hab' ich einen Floh ins Ohr gesetzt. Ich wette Hunderl gegen Eins, der geht allein und bei hellem Tageslicht nicht hinauf auf die Burg. Hab' ihm die Geschichte von der bösen Frau erzählt, das Mährlein, daß sich die Kinder erzählen, und es ist ihm so angst geworden, daß er mich nicht fortlassen wollte. Ich hatte dafür, er wär' nicht auf dem Possen geblieben, wenn nicht der Lochner und der Wiebelsheimer wären bei ihm sitzen geblieben. Könnten wir nur den L'Abime auch so leicht schrecken!“ Er lachte herzlich. Auch Fritz und Binchen stimmten mit ein.

„Ja, der L'Abime“, sagte Fritz, „ist ein schlohhöriger Schelm. Der hat eine morsolene Nase, und fürchtet sich vor dem Teufel nicht, wenn er ihm leibhaftig begegnete. Ich denke aber, der kommt nicht auf den Gedanken. Wir müssen aber einmal etwas zur Sache thun. Denn es liegen Haufen Guter drüben, die in den nächsten Nächten herüber müssen. Nun will ich Euch meinen Plan sagen, Molzenvetter: morgen gibt's Neumond. Wie's nun recht dunkel Abends wird, so laufen wir am Grün drumen, schleichen durch die Gärten, wo uns die Bohnen an ihren langen Stangen noch trefflich schützen und verbergen, und schlagen und dann hinauf nach der Burg. In dem Hauptthurme hab' ich Riebpetten *) in Mannshöhe angebracht und wieder Querhölzer gelegt, so daß man eine Menge Ballen dort verbergen kann. Da es dunkel drinnen ist, so kann man selbst hineingehen, und sieht doch nichts. Dort legen wir unsere Bundel ab und schaffen sie mit der Leiter hinauf, und in der folgenden Nacht tragen wir sie nach Rheinbollen. Haben wir sie dort, so mögen die Simmerer Juden sie weiter schaffen; und geht's nichts mehr an und wir haben unser Geld verdient.“

„Ganz gut und richtig,“ sagte Molz, „aber Einer muß doch bei den Waaren im Schlosse Wacht halten?“

*) Flößenruder, lange tannene Stangen.

„Ei freilich,“ sagte Fritz, „ich denke, das wäre das Leichteste und so eine Arbeit für Euch. Es ist ja noch so warm jetzt.“

„Meinetwegen!“ sagte Molz. „Und sollte, was ich jedoch nicht fürchte, dem L'Abime etwas verrathen werden, so muß Binchen ein Leintuch umhängen und sich auf die Mauer stellen. Dann bist du,“ so wandte er sich zu seiner Tochter, „die böse Frau, und die Kerle laufen vor Entsetzen davon.“

Binchen lachte. Das gefiel ihr herrlich, weil es ein Waghalsstücklein war und sie ihren Muth erproben konnte, auf den sie sich etwas zu gut that.

„Eins ist aber noch nöthig,“ sagte Fritz. „Molzenvetter, Ihr müßt mit dem Bandemer von Heimbach reden, daß er um die Stunde auf die Lanzstraße kommt und mit dem L'Abime sich in ein Gespräch einläßt, damit er dort festgehalten wird. Der Engel geht nicht von der Hütte weg. Es muß auch ausgekundschaftet werden, wann der L'Abime die Wache auf der Straße hat.“

„Das ist übermorgen,“ sagt Molz, „ich weiß es genau; denn sie wechseln damit ab, und heute sitzt Engel am Thor, also übermorgen wieder.“

„Das ist ja wie erwünscht,“ sagte Fritz. „So bleibt's dabei. Ihr geht bei Zeit auf die Burg, und wir kommen. Wohl Ihr aber mit dem Bandemer reden, so geht morgen an den Kreuzbach, dort sischt er.“

„Nun aber geh', Fritz,“ sagte Molz. „Es ist nicht weit von Mitternacht und ich bin schläfrig.“

Fritz sagte: „Gute Nacht!“ gab Binchen mit einem freundlichen Blicke die Hand und ging. Sie sah ihm mit süßem Lächeln nach.

III.

Niemand von den Dreien, die so herzlich lachten und so vertraulich ihren Plan besprachen, hatte ein Arg, daß etwa eines Lauschers böses Ohr nahe seyn könnte. Eifersucht aber läßt nicht ruhen. Droben, nahe dem Horst der ehemaligen Ritel „Grafschaft“, wo der Mühlenteich nach Wiebelsheimer's Mühle führt, lag ein Haus am Berge, das dem Schneider Fuhrmann gehörte, einem braven, stillen Manne, der aber einen Stiefsohn hatte, gewöhnlich Fuhrmann's Jakob genannt, von dem wenig oder nichts Gutes zu sagen war. Auf seiner Wanderschaft kam der junge Mensch auf liederliche Wege und wurde dann fortgerissen zu einem sittenlosen Wandel. In Frankreich, wo er sich lange aufhielt, lernte er, was er noch in Frankfurt nicht gewonnen hatte. Zum Soldaten war er eines Fehlers wegen nicht tauglich.

Im Grunde der Seele verdorben, liederlich, zanksüchtig und falsch, war er von Jedermann gehaßt und gemieden. Er erkannte es, daß er sich durch eine Heirath Kundschaft und Vermögen sichern müsse, wenn er sich in Rheinbelbach setzen wolle. Die Schönheit Binchens zog das Auge des wüsten Menschen auf sich, ihre Reize fesselten ihn völlig. Das Mädchen zu gewinnen, war sein eifrigstes Bestreben, allein obgleich er im blauen Frack und gelben Nankinhosen, wie man sie damals trug, und dem modischen Hut auf dem einen Ohr eine gar stattliche Erscheinung war, gegen die Fritz in seinem blauluchenen Wammö und hellblaubaumwollenen Hosen und seiner roth und weiß gestreiften, gewobenen Wollmütze mit dem dicken Klunker dran gar sehr abstach, so war er doch nicht im Stand, ihre Augen auf sich zu ziehen, mochte er auch alle Künste der Gefallsucht ausbeuten. Fritz, das mußte er sich freilich selber sagen,

war ein hochgewachsener, ebenmäßiger, bildhübscher Bursche, dessen lockiges, blondes Haar schöner fiel, als die Locken, die er sich mit einem eigens dazu geformten Eisen brannte, und dem Mädchen war's nicht zu verargen, daß ihr die blühenden Wangen des hübschen Fritz besser gefielen, als die eingefallenen, erdfahlen des Jakob; aber er warf, weil Fritz ihm das schöne Mädchen weggeschnappt hatte, auf diesen einen heftigen Zorn, und seine glühende Liebe zu Binchen wurde, weil sie verschmäht worden war, zu ihrem Gegentheile.

Schon auf der Rheindiebacher Kerb hatte er Streit mit Fritz gesucht; aber das war ihm so übel bekommen, da Fritz ihn ganz unbarmherzig gedroschen hatte, daß er es nicht vergaß, und bei seiner Feigheit einen andern Racheweg einzuschlagen beschloß.

Daß alle Schiffer schmuggelten, und auch Andere halfen, war kein Geheimniß; allein, wer es eigentlich thue, wann, wie, wo es geschähe, das war in ein so tiefes Dunkel gehüllt, darüber wurde ein so unverbrüchliches Schweigen beobachtet, daß der Nichteingeweihte, trotz aller aufgewandten Schlauheit und Mühe völlig im Dunkeln tappte, und nicht einmal einen Anhaltspunkt gewann, der ihm hätte dienen mögen. Gerade so ging es dem Jakob. Jeder Versuch, in das Geheimnißvolle des Gewerbes einzudringen, blieb ohne Erfolg, und zum Errathen war das weiteste Gebiet, blieb aber so ungewiß und haltlos, daß er am Ende schier vor Zorn und Aerger platzte.

Jede Leidenschaft wächst, wenn sich Hindernisse in ihren Weg werfen. Jakob war eben auch Keiner von der Art, der ein Plänchen leichtlich fallen zu lassen Lust hatte. Sein Plan war möglicherweise ein doppelter. Kam er dahinter, daß Fritz schmuggelte, und fand er seine sichere Fährte, so konnte er seine Rache an ihm kühlen, ihn dem sicheren Verderben in die Arme liefern, und vielleicht dennoch so das Mädchen gewinnen, oder — und sie hatte ja seine Liebe verschmäht — sich rächend an ihr sie mit ins Verderben ziehn. Es war eine schwarze Seele, die solche Gedanken hegte und in sich reifen ließ, und solch' eine Seele läßt nicht leicht ab, wenn sie ein Ziel verfolgt.

Heimliche Kundschaft in Lorch — half nichts; Aufpassen — ebenso wenig; bei Andern auslunken *) — ging auch schief. Da blieb nichts übrig, als einmal an Moizen's Haus zu lauern und zu horchen. Alle Mittel galten bei ihm.

Sobald Binchen die Fensterladen geschlossen, ahnete er, Fritz sey bei ihr. Wie der gierige Marder um den Taubenschlag schleicht, eine Ritze zu finden, durch die er sich durchwinde und sein Opfer erreiche, so schlich Jakob um das Haus. Aber es war an den Laden auch keine Fuge und im Dorfe noch zu viel Bewegung, als daß er geradezu das Ohr hätte wider den Laden legen dürfen. Endlich wurde es stille. Er strengte sein Gehör an, aber verstand nur Einzelnes. Sie plauderten drinnen von ganz gleichgültigen Dingen, scherzten, lachten harmlos, daß seine Eifersucht wuchs, aber dennoch das nicht erzielt wurde, was er erstrebte. Der alte Moiz fehlte noch. Kam der, dann war eher Hoffnung, daß die Rede auf das Schmuggeln und etwa auf einen auszuführenden Plan käme.

Selten war seine Geduld auf eine schwerere Probe gestellt worden, als diesen Abend. Es bedurfte eines so bodenlosen Hasses, wie er ihn nährte, um nicht müde zu werden.

Endlich kündigten schwere Tritte, welche die Straße herauf tönten, und so eigenthümliche Tritte, wie sie dem Schiffischen eigen sind, es an, daß der alte Moizenvetter, wie ihn zutraulich die Meisten im Dorfe nannten, heimkehre.

„Ließe er nur die getheilte Hausthür offen!" dachte der Lauscher; aber der Alte bückte sich, ließ das Obertheil der Thüre zu, und schlüpfte so hinein, warf aber dann den untern Theil der Thüre, der abscheulich gahrte **), heftig ins Schloß. Sie aufzumachen, ohne jenen lauten Ton hervorzurufen, war völlig unmöglich. Fluchend schlich er wieder ans Fenster, und gab sich jetzt der Hoffnung hin, der alte Moiz, dessen kräftige Baßstimme sehr vernehmlich war, werde durch sein etwas schwach gewordenes Gehör den Fritz nöthigen, nun auch lauter und daher für sein Ohr vernehmlicher zu reden. Auch darin täuschte er sich. Die Verhandlungen in der Stube wurden nicht lauter, als früher auch, geführt. So viel aber vernahm er, daß die Burg Fürstenberg und übermorgen Abend genannt wurde. Auch hörte er das Wort: „Waaren", den Namen: „Rheinböllen" und „Simmerer Juden", — und das war ihm genug, ein Gebäude von Muthmaßungen aufzuführen, das der Wahrheit ziemlich nahe kam, wenigstens in den Hauptumständen, und das genügte ihm, seine weiteren Maßregeln zu nehmen.

Jakob wußte, daß der Douanier L'Abime heute den sogenannten wandelnden Dienst zwischen dem Kreuzbach und dem alten Kloster, wie die etwa halbwegs Bacharach in einem kleinen Seitenthälchen unfern der Landstraße liegende Ruine des Wilhelmitenklosters Fürstenthal im Munde des Volkes hieß, versah. Er faßte sich demnach kurz, zündete seine Pfeife an und wanderte zum Dorfe hinaus gegen Heimbach zu.

Unfern des Kreuzbaches rief ihn der Posten an: „Wer da?" — Jakob war des Französischen ziemlich Meister geworden auf seiner Wanderschaft. Er war der Einzige im Dorfe, mit dem der Stockfranzose zurecht kommen konnte, und da Beide im Wirthshaus in der Regel die Ersten und die Letzten waren, da sie in ihrem leicht über Alles, was Religion und Sittlichkeit heiligt, sich hinwegsetzenden Wesen übereinstimmten, so waren sie, was man so am Rheine sagt, breite und dicke Freunde geworden. L'Abime besaß außer Jakob nur noch Einen, mit dem er sich in seiner theuern Muttersprache unterreden konnte, und das war der Invalide Bandemer von Niederheimbach, der ein Jahr, und zwar das denkwürdige von 1809, in Spanien gekämpft und bei Burgos eine spanische Kugel in die Flanke bekommen hatte, wie er sich militärisch auszudrücken pflegte, die ihn des Kriegsdienstes überhob, ihm eine kleine Pension einbrachte, ihn aber trotz des croix d'honneur, das er auf der Brust am Sonntagsrocke trug, nicht abhielt, der schlaueste und gewandteste Schmuggler zu seyn, der mit Moiz und Mantel's Fritz in einer engen, sich gegenseitig ergänzenden und aushelfenden Verbindung stand.

In der Regel besuchte Bandemer, der übrigens für Napoleon schwärmte, aber sein Continentalsystem ausbeutete zu seinem Vortheile, seinen guten Freund L'Abime, wenn er den wandelnden Dienst hatte, am Kreuzbach oder, wie man sprachwidrig am Rheine zu sagen pflegt, an der Kreuzbach, und spazierte dann plaudernd mit ihm auf und nieder, während welcher Unterhaltung regelmäßig einige Kähne mit Kolonialwaaren oder Produkten englischen Kunstfleißes hinter ihnen in aller Gemüthlichkeit landeten und ihre Ladungen lichteten, was freilich Monsieur L'Abime nicht im Entferntesten ahnte. Heute war er ausgeblieben, und der plauderlustige Sohn der Weltstadt Paris war darüber nicht in der rosigsten Laune. Als er darum auf sein: „Qui vive?" die bekannte Stimme Jakob's antworten hörte, klärte sich, in der Hoffnung einer Unterhaltung bei seiner langweiligen Wanderung, sein mürrischer Sinn auf. In wenigen Schritten hatte ihn Jakob erreicht, und bald waren sie tief im Texte. Bei ihnen trat der seltene Fall ein, daß Zwei, die Eine und dieselbe lieben, Freunde sind. Das kam aber daher, daß sie Beide gleiches Loos theilten, nämlich Beide verschmähte Liebhaber waren, und Rache an der Verschmähenden und dem Glücklicheren ihnen ein gemeinsames Ziel steckte.

Jakob setzte nun seinem Spießgesellen das näher auseinander, was er sich kühn aus den einzelnen Aeußerungen, die sein Ohr erhascht, zusammengesetzt hatte, und L'Abime jubelte, weil er sich rächen und — einer Prämie theilhaftig zu werden hoffte; denn ein Theil des Werthes der durch einen Gränzwächter erbeuteten Waaren

*) Heimlich erforschen.
**) Gahren ahmt den Ton nach, den eine in trockenen Angeln gehende Thüre etwa von sich gibt.

fiel demselben zu, und bei dem geringen Solde, den sie empfingen, war ein solcher Einnahmezuschuß für einen solchen Douanier ein höchst erwünschtes Ereigniß.

Die Beiden trennten sich, als schon die Sterne bleicher wurden. Sie schieden in vollkommner Eintracht und in der freudigen Gewißheit, den Verhaßten diesmal sicher ins Unglück zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kew Gardens in London.

Der botanische Garten in Kew bei London hat in den letzten Jahren sowohl an Eleganz, als an Reichhaltigkeit bedeutend gewonnen und übertrifft gegenwärtig in manchen Beziehungen alle vorhandenen Anlagen dieser Art. Das „Athenaeum" gibt über denselben folgende Notizen:

„Was zunächst dem Besucher auffällt, ist das neue Palmenhaus, ein zierliches Gebäude aus Glas und eisernem Balkenwerk, das mit seinen zwei Seitenflügeln eine Fläche von 362 Fuß Länge einnimmt. Dasselbe wird durch Röhren mit heißem Wasser geheizt, die aus einem 400 Fuß entfernten Ofen kommen. Man mußte dem Letzteren diese große Entfernung geben, um durch seine Nachbarschaft das schöne Gebäude nicht zu verunstalten. Die Wasserleitung selbst aber ist so angelegt, daß sie eine Zierde des Gartens bildet. Die in diesem großen Treibhause enthaltenen Pflanzengattungen sind nirgends weder so vollständig, noch in so gut gediehenen Exemplaren wiederzufinden. Die Palmen, die auch dem Hause den Namen gegeben haben, nehmen darunter die erste Stelle ein. Die höchsten und prächtigsten unter ihnen gehören den Spezies: Cocos plumosa, C. coronata und Pleetocomia elongata an, unter deren weit gestrecktem Laube wir die bekannteren Arten der Dattel- und Kokospalme, der Fächer-, Zwerg- und Oelpalme u. a. m. erblicken. Reisende versichern, daß selbst in den tropischen Palmenwäldern diese Bäume kaum in solcher Vollkommenheit gefunden werden, als in dem Treibhause zu Kew.

Ein anderer Gegenstand der Bewunderung sind daselbst die Baumfarren, höchst seltene Pflanzen, die an Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit des Laubes von keiner anderen übertroffen werden. Neben ihrer Schönheit haben sie noch das Interesse, daß sie die Hauptvertreter derjenigen Vegetabilien sind, aus denen sich unsere heutigen Kohlenlager gebildet haben. Nächst den Farren ziehen die Cycadeen die Aufmerksamkeit auf sich, deren Spuren, nach den Geologen, in der auf die Kohlenlager folgenden Formation gefunden werden. Besonders treten hervor die Spezies: Cycas Zamia und Encephalartos.

Ein besseres Lob kann es für die in dem Palmenhause enthaltenen Pflanzen nicht geben, als daß sie fast sämtlich die Früchte, Säfte, Oele und andere Stoffe liefern, die man in den Tropenländern aus ihnen gewinnt. Die Pflanzen tragen Zimmet, Gewürznelken, Pfeffer, Kaffee, Thee, Tamarinden, Brodfrüchte, liefern Gummi, Baumwolle, Gutta-Percha, Indigo, Kampher u. s. w. Von Außen ist das Gebäude mit Schlingpflanzen, Convolvulus, Passionsblumen, Aristolochien u. s. w. umkleidet.

Das Palmhaus, obwol das größte, ist doch nur eines von zwanzig ähnlichen Gebäuden, die zur Pflanzenkultur in dem Garten errichtet sind. Ein anderes unter ihnen führt den Namen Tropical Aquarium und ist der Aufziehung der Viktoria-Wasserlilie gewidmet. Diese Königin der Wasser ist bekanntlich 1837 von Robert Schomburgk in Guiana entdeckt worden; doch trotz vieler Versuche gelang es in England erst dieses Jahr, sie zum Blühen zu bringen. Die Exemplare in Sion und Chatsworth kamen indessen noch besser fort, als die in Kew, wo ihnen das zu ihrer Kultur benutzte Themsewasser zu hart zu seyn und noch zu viel Salztheile zu enthalten scheint.

Von den übrigen Gewächshäusern ist das australische am meisten sehenswerth. Die hier befindliche Sammlung wird von keiner in der Welt übertroffen. Man sieht daselbst vornehmlich die Spezies Acacia und Epacris in allen erdenklichen Variationen. Hierzu sind noch mehrere Arten neuholländischer Bäume zu rechnen, die im Garten selbst angepflanzt sind. Unter anderen zeichnen sich von den freistehenden Gewächsen besonders auch die türkischen Eichen, die Kastanienarten und die Nadelhölzer aus. Endlich enthält der Garten auch eine reiche, nach Familien geordnete britische Flora.

Mit diesen Anlagen hängt ein Museum zusammen, in welchem man diejenigen vegetabilischen Substanzen, die in der Medizin, Industrie oder sonst zu Lebensbedürfnissen verarbeitet werden, im rohen und präparirten Zustande zeigt. Die Sammlung ist besonders dadurch interessant, daß die verschiedenen Stufen der Bearbeitung neben einander ausgestellt sind. So z. B. sieht man die Uebergänge vom Flachs zum Linnen, von der rohen Baumwolle zum Kattun ꝛc. Ganz neuerdings ist das Museum durch eine Sendung von verschiedenen Opium-Arten nebst Proben ihrer Verarbeitung und erläuternden Zeichnungen aus Ostindien bereichert worden. Dieser und ähnliche Gegenstände sind besonders darum von Interesse, weil sie die erste Präparirung wichtiger Medizinalstoffe darlegen und auf bedeutsame Verbesserungen führen können.

Die Abtheilung für die vegetabilischen Nahrungsmittel ist sehr lehrreich. Sie enthält z. B. die verschiedensten Sorten von Thee, Kaffee, Zucker, Chokolade u. s. w. und zeigt die Darstellungs- und Bereitungsweise bis ins Spezielste.

Ferner gibt es in dem Museum eine Abtheilung für Nutzhölzer, die auch eine, so zu sagen, pathologische Sektion hat, in welcher die Krankheiten, denen das Holz unterworfen ist, die Verderbniß, in die es durch schlechte Pflege, durch Insekten u. s. w. kömmt, an Beispielen gezeigt werden. Desgleichen findet man hier eine reichhaltige Sammlung von getrockneten und frischen Früchten, die nur zu oft in sonstigen Herbarien vernachläßigt werden. — Die Wachsmodelle von seltenen Gewächsen, deren das Museum ebenfalls eine Anzahl enthält, stehen sowol an Menge als an Kunstwerth unter denen des Pariser Jardin des Plantes; es wird indessen für ihre Vermehrung und Verbesserung gesorgt.

Dieses Museum ist ganz neuen Ursprunges und in unglaublich kurzer Zeit auf seine gegenwärtige Höhe gebracht worden."

Gustav Albert Lortzing,

dessen plötzlichen Tod wir neulich in unserer „Abendzeitung" mittheilten, war am 23. Okt. 1803 in Berlin geboren und von seinen Eltern, welche Beide dem Theater angehörten, für die Bühne ausgebildet. Seinen ersten musikalischen Unterricht erhielt er in Berlin von dem Direktor der Singakademie, Rungenhagen; nachdem er schon als Knabe in Kinderrollen auf der Bühne sich versucht, war er später für jugendliche Liebhaber- und Tenorpartien an den bedeutendsten Theatern, seit 1833 in Leipzig engagirt. Als Schauspieler hatte er durch sein leichtes, munteres und stets natürliches Spiel bald sich einen Ruf erworben, welchen er als Musiker zu einer Berühmtheit steigern sollte. Nachdem sich seine musikalischen Talente zunächst in Chören, Liedern und Märschen erprobt hatten, trat er zuerst 1824 mit einer Operette „Ali-Pascha von Janina" hervor. Dieser folgte 1832 das vielverbreitete Liederspiel: „Der Pole und sein Kind", und 1837 zunächst in Leipzig und dann auf allen deutschen Bühnen gegeben „Die beiden Schützen". 1838 erschien dann „Czaar und Zimmermann", eine unserer beliebtesten Opern, welche auch in Frankreich, den Niederlanden, England und Schweden eine günstige Aufnahme fand; „Hans Sachs", „Casanova", „Wildschütz", „Waffenschmied", „Undine" ꝛc. sind nicht minder beliebt. Alle seine Opern machen den Verewigten zu einem Vertreter der deutschen komischen Oper. — Gleichwohl hat dieser wahrhaft volksthümliche Komponist ein keineswegs glänzendes Leben geführt. Nachdem er eine Zeitlang als Kapellmeister an dem Pokorny'schen Natio-

naltheater in Wien angestellt war, sah er sich genöthigt, um sich und seine Familie zu erhalten, an kleinen Provinzialtheatern, wie in Halle, Gera, später in Leipzig wiederum als Schauspieler aufzutreten. Im Jahre 1844 gab er seinen Wirkungskreis als Schauspieler und Opernregisseur auf und fungirte dann ein Jahr als Kapellmeister der Leipziger Oper, lebte dann in Leipzig privatisirend und sich ausschließlich der Komposition widmend, bis ihn das neue Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Berlin im vorigen Jahre als Kapellmeister anstellte, eine Stellung, welche ihn wenigstens materiell sicherte, obwol sein Wirkungskreis hier nur ein beschränkter seyn konnte. Er componirte hier mehrere kleine Vaudeville; ein Marschlied vom neunten Regiment war seine letzte Komposition für dieses Theater. Am 20. Januar Vormittags leitete er noch die Probe zu der neuen Zauberposse und überreichte am Abend „Gesetze" für die Mitglieder der Vorballe. Er klagte bei seinem Aufstehen am 21. Januar früh über Brustbeklemmung und verschied bald darauf.

Pot-Pourri.

Der Atleth Karl Rappo.

Die „Deutsche Reform" widmet dem gegenwärtig in Berlin Vorstellungen gebenden (auch in Augsburg bekannten) Atlethen Karl Rappo folgende Worte: Rappo, der berühmteste Atleth der Gegenwart, ist Tyroler von Geburt, und bewahrte in seinem Charakter die ganze derbe Biederkeit und muntere Jovialität dieses Volksstammes. Rappo, als Mensch achtungswerth und liebenswürdig, ist einer von den Künstlern, deren Berufskreis sich vielfach mit dem Privatleben verschlingt. Wie von Philadelphia und Boston auf anderem Gebiet, so kursiren von Rappo unzählige Anekdoten im Volke. Rappo hat viele Proben seiner herkulischen Kraft außerhalb seiner Schaubude gegeben. So hat er bei seiner vorjährigen Anwesenheit in Berlin bekanntlich einen mit Mauersteinen beladenen Wagen mit der Schulter aus der Gosse gehoben, in welche derselbe hineingeglitten war. Rappo produzirte sich nicht nur in allen größeren Städten Deutschlands, sondern auch in Italien, der Türkei (wo ihn der Sultan in Konstantinopel mehrmals besuchte und reichlich beschenkte). Vielen mit jenes merkwürdige Abenteuer unbekannt seyn, daß Rappo in den Wäldern Rußlands zu bestehen hatte. Von Nischnei-Nowogorod mit reichgefüllter Kasse kommend, wurde Rappo von einer zahlreichen Räuberbande überfallen. Zwei Kinder und mehrere Dienstleute wurden ihm erschossen oder mit Kolben erschlagen. Rappo aber, unterstützt von seiner Gesellschaft und von drei St. Bernhards-Hunden, einem Geschenk der dortigen Mönche, tödtete 9 Räuber, nahm 7 gefangen und jagte die übrigen in die Flucht, nachdem er allein 19 Wunden erhalten hatte. Der Kaiser, an den er sich mit einer Klage wendete und bei dem er persönlich Audienz erhielt, ließ nicht nur die Schuldigen ermitteln und hart bestrafen, sondern befahl auch, dem Herrn Rappo 15,000 Rubel Entschädigung aus Staatsfonds zu zahlen.

Ein Grabstein als Empfehlungskarte.

Man liest in einer neuen englischen Reisebeschreibung von folgender eigenthümlicher Anpreisung von Seife und Schuhwichse. Der Verfasser jenes Werkes schreibt: In Baltimore besuchte ich den Friedhof, der an schönen und prunkvollen Monumenten reich ist. Ein Grabmal vor allen anderen fesselte meine Aufmerksamkeit durch den Reichthum seiner Verzierungen. Der hier begraben liegt, dachte ich, muß zu den ersten Männern der Stadt gehören, und ich begann die Grabschrift zu lesen, deren goldene Buchstaben, wie gewöhnlich, nichts als Gutes und Lobenswerthes dem Verstorbenen nachzählten, bis ich an eine auffallende Lücke kam: das Datum seines Todes war nicht ausgefüllt. — Wie ist das? fragte ich meinen Führer. — Ganz einfach, entgegnete dieser: der Mann lebt und ist frisch und gesund; er hat sich den Stein vor fünf Jahren setzen lassen, am Tage seiner Hochzeit und der Eröffnung seines Gewölbes. — Wer ist dieser seltsame Kauz? — Sehen Sie, weiter will der Mann nichts, als daß die Fremden, wenn sie unseren schönen Kirchhof besuchen und sein Denkmal sehen, neugierig werden und fragen: Wer ist dieser seltsame Kauz? Dann antwortet der Cicerone, der Todtengräber, der Küster oder wer sonst bei der Hand ist: Das ist Mr. B., in Buffstreet Nro. so und so, der die beste Schuhwichse und Seife in Baltimore fabricirt. Sehen Sie, der Grabstein hat ein gut Stück Geld gekostet, aber er rentirt sich.

Gesellschaftliche Vergnügen in Spanien.

Die Maskenbälle sind, wie Ampère berichtet, in Spanien an sich sehr langweilig. Man hört nichts als von allen Seiten den Ruf: „Me conoces?" (Kennst du mich? — Was sich auch übersetzen liese: „Bist a da?") „Te conozco" (Ich kenne dich). Das einzige eigenthümliche, was in dieser faden Monotonie dem Fremden auffällt, ist: daß die meisten Tänzerinnen als Nonnen verkleidet erscheinen. Unter den sonstigen Vergnügungen ist vorzüglich die Feier des Sylvesterabends für die jungen Herzen epochemachend. An diesem Tage wirft man nach altem Brauch die Namen der Liebenden aus beiden Geschlechtern in zwei verschiedene Urnen, zieht dann willkürlich auf jeder Urne einen Zettel, so daß immer auf einen männlichen Namen ein weiblicher folgt, und jeder Theilnehmer am Spiel wird dann auf ein ganzes Jahr als offizieller Liebhaber der Sennora protokamirt, die ihm in dieser Lotterie zugefallen ist. Fügt der Zufall dieselben Namen mehrmals zusammen, so ist es dann natürlich, daß der Scherz in ito (mit der gegenseitigen Benennung amigito, Freundchen, also einem Herzensbund) endiget.

Zu Hamburg gehen seit einiger Zeit seltsame Bestellungen von schwarzen Majestäten Afrikas ein, — Bestellungen auf kostbare Särge, von denen schon einige abgeliefert sind, während jetzt einer, und zwar ein kostbarer, für den König von Dahomey an der Westküste von Afrika gearbeitet wird, der 5- bis 6000 Mark Banko zu stehen kommt. Er ist so groß, als sollte er einem Lebenden zur Wohnung dienen, und von Eichenholz, inwendig mit polirtem, ägurblauem Zink ausgeschlagen. Zu Häupten enthält er — zwei Flaschenkeller mit Flaschen und Gläsern, so wie eine rothseidene Matratze. Außen ist er mit reichen Arabesken von verschiedenfarbigen Hölzern verziert, die mit ächter Bronze eingefaßt sind. Das Ganze ruht auf vier aus Zink gegossenen Löwen, die auf einem Piedestal stehen.

Als Kuriosum ist mitzutheilen, daß die Aufführung des „Propheten" zu Gotha in diesen Tagen beinahe durch die Einsprache der dasigen Schlosserinnung verhindert worden wäre. In der Eile hatte nämlich die Theater-Intendanz einen zu dieser Vorstellung nothwendigen Ofen durch einen Blechschmidt anfertigen lassen; die Schlosserinnung erhielt Kunde hiervon, erklärte dieses für eine Beeinträchtigung ihrer Innungsrechte und konfiscirte den Ofen, so, daß es des schleunigen Erkennnisses der obersten Immungsbehörde bedurfte, um diesen Ofen wieder zur Verfügung des „Propheten" zu stellen.

In Boston ist die großartigste Kleider-Fabrik in den vereinigten Staaten, die sogenannte „Oak Hall Rotunda" von George W. Simmons. Er hat 25 sofvionable Zuschneider, 2 Buchhalter, einen Kassier mit einem Assistenten, 1 Zahlmeister, 5 Austräger, 2 Erpresse, 30 Verkäufer und 3000 Arbeiter angestellt. In seinen großartigen Magazinen hat er immer ein Assortiment von 45,000 verschiedenen Kleidungsstücken und Zeug für circa 60,000 Stück im Vorrath.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 10.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 1. Febr.

Die böse Frau von Fürstenberg.

Eine rheinische Schmugglergeschichte.

(Fortsetzung.)

IV.

Das Jahr 1811 zeichnete sich dadurch vor vielen aus, daß es auch in den Herbstmonaten noch Tage hatte, die an sengender Sonnenglut denen des Juli vollkommen gleich waren. So denn auch der dieser Nacht folgende Tag.

Der Himmel hatte ein eigenthümliches, graublaues Ansehen, aber kein Wölkchen schwamm in dem Raume. Die Sonne brannte, daß man's kaum ertragen konnte. Welk hingen die Blätter der Bäume und der hohen Korbweiden, welche die Böschung der Landstraße gegen den Rhein hin bedeckten und zu einem Dickicht verwachsen waren; das Gras senkte matt seine Halme; kein Vogel sang. Der Rhein lag so ruhig da, als fließe er gar nicht, aber die Fluth war trübe, weil am Oberrheine oder in dem Gebiete eines seiner weiter oben einmündenden Nebenflüsse ein Gewitter mußte gewesen seyn. Die Fische sprangen überall empor, Insekten zu haschen. Auch kein Kahn war sichtbar, als einers jener kleinen Fischerdreiborre, in dem der Fischer Bandemer langsam herabtrieb und dann und wann sein weites Wurfgarn, das unten mit Kugeln besetzt war, im weiten Bogen in die Fluth warf. Blickte man in die Luft, so nahm man ein Zittern wahr, welches das Auge kaum anzusehen vermochte. Wer es konnte, suchte den Schatten bei dieser drückenden Gluth.

L'Abime, der bis zwei Uhr die wandelnde Wache gehalten und nur wenig hatte schlafen können, weil seine Hausleute frühe zur Arbeit aufgestanden waren, lag in den Weiden jener Böschung und kämpfte mit dem Schlafe, der mit bleierner Schwere sich auf seine Augenlieder legte. Endlich erlag er doch der überwältigenden Macht und sank aus seiner sitzenden Stellung auf den Rasen, der sich bei seinem Verstecke befand. Sein Schlaf war aber nicht von langer Dauer. Ein vorüberrollender Wagen entriß ihn bald dem süßen Traume, dem sich seine Seele eben hinzugeben begonnen hatte. Sie schwebte daher, und als sie ihn in den Weiden sah und er stehte: „Komm' zu mir", sah sie sich eben schüchtern um, ob keine Zeugen in der Nähe seyen, und bog die Weiden auseinander — da rollte der Wagen und das süße Bild zerrann. Und es war, als ob ein neckischer Geist ihn recht tief kränken wollte, eben blickte er zum Berge hinan, der jenseits der Landstraße sich anstieg und einen Fußpfad überstehen ließ, der unten, neben der Landstraße, zu einer steinernen Ruhebank geleitete — da kam das reizende Mädchen die Höhe herab und trug auf dem Kopfe einer jener schweren Lasten Futterkräuter, wie sie die rheinischen Mädchen die schwindelnsten Höhen herabtragen, und, trotz des Druckes, leichten, schwebenden Tritues, und so sicher, als seys auf der ebensten Fläche, die gefährlichen Pfade herabsteigen.

Man sah es ihr aber an, daß sie müde war. Weit mußte sie das Futter für ihre Milchkühe geholt haben. Als sie die Landstraße erreicht hatte, legte sie die schwere Last auf den, zu diesem Zwecke erhöheten Theil der Ruhebank und setzte sich auf den Sandstein in den Schatten, den ihre Futterlast, höchst willkommen, bereitete. Sie glühte, so war sie erhitzt. Recht behaglich hatte sie sich gesetzt. Das schöne Köpfchen lehnte wieder dem mattgrünen Klee und der jungfräuliche Busen hob sich und senkte sich in rascher Bewegung.

Es war zu viel für den Gamin des Boulevard des Capucins das schöne Bild in plastischer Ruhe so anzuschauen, ohne sich zu rühren. Er sprang auf und war in drei achten Seiltänzersprüngen neben dem lieblichen Mädchen auf der Steinbank.

Sie war so überrascht, daß sie Anfangs kaum einer Aeußerung fähig war. Dies machte ihn kühn. Er legte seinen Arm um ihren schlanken Leib, und plötzlich faßte er sie um den Nacken — um einen Kuß zu haschen; aber er war dem kräftigen, deutschen Mädchen nicht schnell genug. Eine Wendung — und sie stand vor ihm, und — seine Wange brannte wie ein glühendes Feuer!

„Vermaledeiter Franzos!" rief das Mädchen in glühendem Zorne, „bleib' mir von der Seite, oder —"

Dieß Oder hatte eine Bewegung zur Folge, welche die scharfe, blanke Sichel zum Vorschein brachte.

„Deutsch Bär!" brummte L'Abime. „Aben kein Kefühl! Aben ein pierre — Stein — vor die Herz!"

Binchen brach, überwältigt von der komischen Stellung und Aeußerung des Franzosen, in ein brausendes Gelächter aus. Er rieb sich die Backe, die ihn heftig schmerzte, sah das Mädchen ärgerlich an und brummte: „Deutsch Bär!"

„Siehst du," sagte sie endlich, „so geht dir's allemal, wenn du dich patzig machst. Laß die „deutsch Bär" in Ruhe, und wenn du küssen willst, so geh nach Frankreich, dort trägi dir's keine Ohrfeigen ein."

„O, du schön!" sagte zart der Franzose. „Du zu schön! It müssen!" Und weiter näherte er sich ihr; aber wie eine zürnende Heldin schwang das Mädchen seine Sichel über seinem Haupte und rief: „Wag's nur, kann sollst du meine Sichel fühlen!"

Stellung, Haltung, Blicke — Alles war so drohend, so entschieden, daß der Franzose zurückwich.

„C'est un diable!" rief er, drohte zornig und ging gegen Heimbach hin.

Sie sah ihm lachend nach und schlug ein Schnippchen. „So ist's recht!" sagte sie lachend. Und zu seinem Grimme nahte in diesem Augenblicke Fritz. Sie erzählte ihm lachend, wie sie den Muße eben heimgeschickt, und ließ ihm willig ihre kleine Hand, die er freudig hielt. Darauf nahm er ihre Last auf seine Schultern und Beide waren bald den Blicken des grimmigen L'Abime entrückt, da eine vorspringende Bergecke sie verdeckte.

Im höchsten Grad aufgeregt und erbittert, ging L'Abime noch eine Strecke, dann nöthigte ihn die Sonnenglut, in den Weiden Schatten zu suchen.

Noch keine Viertelstunde saß er hier, wo er die Uferstrecke bis Rheindiebach überschauen konnte, als er von ferne den alten Moiz eifrig daherkommen sah. Am Rheinufer lief nämlich unter den Weiden ein schmaler Pfad hin, auf dem Moiz daherschritt.

An der Stelle, wo L'Abime saß, mündete ein kleiner Gießbach in den Rhein, der aus den Felsen herabrieselte. An seiner Mündung hatte er ziemlich weit in den Rhein Land angeschwemmt, und solches bildete unterhalb eine kleine Bucht stehenden Wassers, das die Fischer einen „Waag" nennen. Grad solche „Waage" sind die besten Orte für Fische, weil bei trübem oder bewegtem Wasser der Fisch solche ruhige, sichere Gewässer aufsucht.

Moiz winkte dem Fischer Bandemer von ferne mit seinem rothen Taschentuche. L'Abime sah es und kroch schnell tiefer in das Weidendickicht hinein; denn Bandemer lenkte seinen kleinen Kahn de

Stelle zu, um, ehe er ans Land stieg, in dem „Waage“ noch einmal sein Netz zu werfen, was er mit dem glücklichsten Erfolge that. Als er seine Fische aus dem Netze gelöst und dieses über das Bord des Kahns gelegt hatte, war Molz zur Stelle. Bandemer ließ die Spitze seines Dreibords, in der Schiffersprache auch „Seelenverkäufer“ genannt, aufs grüne Ufer laufen und setzte sich dann auf das Bänkchen im Schnabel, während Molz sich auf das Bord des Kahns setzte. Ueberhängende Weiden bildeten hinlänglichen Schatten.

„Was treibt Euch denn in dieser Hitze he herauf, Molzenvetter,“ sagte Bandemer mit pfiffig lächelnder Miene. „Ich wette, Ihr habt wieder einen Extrastreich auszuführen! Caracho!“ — diesen spanischen Fluch hatte er sich so angewöhnt, daß er ihn fast bei jedem Athemzuge vorbrachte und den Gaumenlaut schnarrte, wie ein Andalusier.

„Ist's auch just hier?“ fragte Molz, sich nach allen Seiten umsehend.

„Ihr könnt ohne Sorgen seyn, Molzenvetter,“ entgegnete der Fischer. „Ich fahre schon den ganzen Mittag da herum und habe keinen Grünrock erspäht, obgleich sie der Kuckuck überall hat, wo man sie nicht brauchen kann. Caracho! Wenn ich die Kerle nur alle hier in meinem Seelenverkäufer hätte. Ich führe dann drüben ins Lorcher Wasser und lüre sie Alle ab. Caracho! das wär' ne Mäsir!“

„Freilich,“ sagte Molz, „so kämen wir von dem Unrath, aber die Contrebandeiren Kellerratten müßten dabei seyn.“

„Caracho! Ihr habt recht!“ sagte Bandemer.

„Doch,“ fuhr Molz fort, „das sind Alles eitle Wünsche. Wir haben sie und behalten sie nun müssen drauf denken, wie wir sie am Narrenseile herumführen und unser Schäfchen ins Trockene bringen. Da hab' ich mit dem Fritz wieder einen Anschlag ausgeheckt —“

„Caracho! das wußt' ich!“ fiel Bandemer ein. „Und ich soll wieder den Parijer Gamin, was auf deutsch so viel heißt, als Gassenbub, Tagedieb, Bengel — auf gut französisch unterhalten, daß er Hören und Sehen vergißt? Gelt, so ist's?“

„Richtig!“ sagte lachend der Alte. „Du verstehst's fa auch meisterlich. Wenn du mit ihm auf den Napoleon zu reden kommst, so seyd ihr alle Beide verrückt, und du bist doch ein Deutscher.“

„Caracho!“ rief Bandemer, „bleibt mir mit Eurem Gerede vom Leibe. Wer unter dem Napoleon gedient hat, der läßt nichts auf ihn kommen. Doch erzählt mir 'mal, wie ihr's anfangen wollt? — und wann?“

L'Abime hatte von dem, was die Beiden sprachen, wohl den Sinn errathen. Jetzt redeten sie leiser. Er mußte sich ungemein anstrengen, daß er sie hörte und verstand. Das aber entnahm er dem eifrigen Zwiegespräche, daß am folgenden Abend der Bandemer ihn durch seine Unterhaltung an dem Kreuzbache fesseln solle, so lange, daß die Schmuggler im Stande seyen, drei Kähne voll Waaren zu entladen. Diese sollten auf die Burg Fürstenberg gebracht werden und dort, bis sie sie weiter bringen konnten, verwahrt werden. Einen Theil dieser Waaren würden sie, und zwar den kostbarsten, noch dieselbe Nacht, und zwar nach Mitternacht, fortschaffen. Die Kolonialwaaren könnten ruhig bis zur folgenden Nacht liegen. Zwischen zehn und zwölf Uhr solle Alles vollbracht werden.

Die Unterredung hatte lange gedauert. Der Abendwind wehte schon kühl über das Wasser. Die Vesperglocke in Lorch hatte geläutet und die Sonne stand am westlichen Rande des Horizontes, der Himmel flammte in dunkler Gluth.

„Also bleibt's dabei?“ sagte Molz.

„Caracho! Ja!“ erwiederte Bandemer, stieß seinen Kahn in die Fluth und sprang hinein, indem er gegen Heimbach zu steuerte. Er war bald aus dem Bereiche der Blicke, da er den Kahn am Ufer hin mit kräftigem Hakenstoße trieb.

Molz ging noch eine Strecke am Ufer hin, dann stieg er durch die Weiden zur Landstraße hinauf. Spähend blickte er nach allen Richtungen hin und ging dann langsam, sein Pfeifchen schmauchend, gegen Rheinblebach zu.

Jetzt kroch L'Abime schnell aus den Weiden heraus, lief in gebückter Haltung, so schnell er konnte, am Ufer hin, wo ihn die Weiden völlig den Blicken Molz's entzogen, und gewann bei seiner jugendlichen Behendigkeit einen so großen Vorsprung, daß er bei dem Thurm auf das hohe Ufer hinaufsteigen konnte, ohne daß ihn Molz sah. Hier lehnte er sich nachlässig mit der rechten Schulter an das alte Mauerwerk des Thurmes, stellte den rechten Fuß auf die Spitze der Zehen und that, indem er ein Liedlein pfiff, als habe er hier, wer weiß wie lange schon, gestanden.

Als Molz nahte, grüßte er freundlich und setzte hinzu: „So lustig?“

„Oui,“ rief L'Abime, „on muß lustik seyn!“

Damit gingen sie an einander vorüber und Jeder glaubte, der Andere sey der Ueberlistete, und Keiner schien dem Andern übel zu wollen.

Als Molz in seine Wohnung getreten war und die Nachtesstengzeit alle Leute aus Haus fesselte, stieg L'Abime wieder zum Ufer hinab und eilte auf die Hütte zu, wo Engel in träumerischer Ruhe saß. Er zog ihn in die Hütte und theilte ihm mit, was Jakob ihm verrathen und was er druchschlichweise dem Gespräche der beiden Schiffer entnommen hatte. Beide gingen nun zu Rathe, wie sie ihren Fang am sichersten vollbringen könnten, und kamen endlich dahin überein: Engel solle, da diese Nacht nichts zu erwarten sey, sogleich aufbrechen und zum Lieutenant Haimann nach Bacharach gehen und diesen bitten, um zehn Uhr morgen Abend unbemerkt zwei Mann zu schicken, von denen Einer die wandelnde Wache übernehmen und wie Bandemer plaudern solle, damit dieser das Zeichen geben könne, und der Andere die Thorwache übernehme. Engel solle noch am Tage bewaffnet und in Uniform nach Bacharach gehen und sagen, er müsse nach Boppard. L'Abime müsse sich krank stellen und sich ins Bett legen, aber sobald seine Hausleute majen seyen, sich heimlich herausmachen und in Engel's Wohnung schleichen, wohin Engel zurückkehren müsse; doch meynte er, das werde sich noch finden.

So weit war Alles gut und Engel vollkommen einverstanden; als er aber hörte, daß er mit L'Abime zwischen zehn und zwölf Uhr zu der Burg Fürstenberg hinauf solle, da stel ihm das Hasenherz in die Schuhe. L'Abime den eigentlichen Grund seines Widerwillens gegen dieses Plan zu enthüllen, nahm er bezeichnenderweise Anstand; er meynte, da die Waaren ja doch dort blieben, so könnten sie ja in aller Ruhe bis Morgens frühe warten, um sie in Beschlag zu nehmen. L'Abime bemerkte ihm aber, daß dann die kostbaren englischen Waaren, die das Espriesflichte bei der zu hoffenden Prise seyen, längst im Rheinhöllner Walde seyn würden und sie nur einige Ballen Kaffee, Zucker, Zimmt, Thee und dergleichen zu finden hätten. Das fuhr ihm wie Blei in die Gebeine. Er sah schon im Geiste die weiße Gestalt der bösen Frau; er hörte ihre Knochen an den Felsen rappeln, und es überlief ihn bei dem Gedanken eiskalt. L'Abime begriff nicht, wie Engel so gegen seine vernünftigen Pläne seyn konnte, und sagte endlich unwillig, wenn Engel durchaus nicht wolle, so solle er daheim bleiben. Er wolle dann die Prise allein machen, aber auch die Prisenvortheile allein haben. Da strich Engel die Segel und ging auf seine Ansicht ein. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß doch L'Abime in der Gefahr bei ihm sey.

(Fortsetzung folgt)

Ein Sonderling erster Sorte.

In der Nähe von Birmingham lebt Lord Santorp, ein sehr reicher Sonderling, der namentlich eine Eintheilung seiner Zeit ge-

troffen hat, durch die er sich vor den zahlreichen Sonderlingen seines Vaterlandes unterscheidet und auszeichnet.

Während der ersten zehn Tage eines jeden Monats sperrt er sich in einen der entlegensten, engsten und düstersten Zimmer seines weitläufigen und altertümlichen Schlosses ein; er lebt während dieser Zeit von nichts als Brod und Wasser; und selbst von diesem frugalsten aller Lebensmittel nimmt er noch so wenig zu sich, daß man fast sagen könnte, er lebe nur von der Luft. Während dieser Zeit verläßt er das Zimmer nie, was auch immer in seinem Hause geschehen möge, und wenn in dem Schlosse Feuer ausbräche, so steht zu erwarten, daß er eher verbrennen, als freiwillig auch nur einen Fuß über die Schwelle seines Zimmers setzen würde. Er meidet diese zehn Tage hindurch jeden Umgang, und selbst seiner Frau und seinen Kindern ist es strenge untersagt, ihn zu besuchen; Niemand darf zu ihm, als ein alter Diener, aber auch mit diesem spricht der Lord nur das unumgänglich Nothwendige.

Doch dieses einförmig langweilige Leben endet wie mit einem Zauberschlage, sobald die Mitternachtsstunde des zehnten Tages ertönt, und es tritt dann ein ganz verändertes Treiben ein, das zwar im Grunde nicht minder einförmig, aber doch nicht ganz so langweilig ist, wie das während der ersten zehn Tage. Sobald nämlich die zwölfte Stunde geschlagen hat, tritt der Lord mit großer Geschäftigkeit die Vorkehrungen zu seiner Jagdtoilette, und mit dem ersten Grauen des Morgens verläßt er seine frische Einsiedlerklause, um die Jagdgesellschaft, die am Abend zuvor bereits eingetroffen ist, in der großen Halle des Erdgeschosses zu begrüßen. Nach einem tüchtigen Morgentrunke wird dann hinausgezogen zur Jagd, wie die Jahreszeit sie eben bietet; um 12 Uhr kehren die Jäger zurück, und verzehren ein tüchtiges Frühstück, welches nicht länger als eine volle Stunde dauert, wobei aber der Lord durch Essen und Trinken reichlich nachzuholen bemüht ist, was er während der ersten zehn Tage des Monats versäumt hat. Nach dem Essen wird der Flasche noch eine halbe Stunde gewidmet, genau nach der Uhr gesehen, und dann geht es wieder hinaus zur Jagd. Um 6 Uhr zurückgekehrt, folgt ein Abendmahl, bei dem der Lord seinen Gästen wieder mit dem besten Beispiele in Vertilgung der Speisen und Getränke vorangeht. Indeß sind die Speisen sowol bei dem Frühstücke als bei der Abendtafel nur derb, und es kommen keine Delikatessen, wie man sie von der Küche eines so reichen Mannes erwarten sollte, auf den Tisch; auch die Weine sind nur gewöhnlicher Art, in ihrer aber die besten, die man nur haben kann.

Nach Ablauf der zweiten zehn Tage eines jeden Monats tritt dann abermals eine nicht minder auffallende Aenderung in der Lebensweise des Lords ein. Mit dem Schlage der Mitternacht nämlich verabschiedet er sich von seinen Jagdgenossen, sie für den 10. des nächsten Monats „so er noch am Leben" wieder einladend, und nachdem er sich nur eine kurze Ruhe gegönnt hat, fährt er am nächsten Morgen in aller Frühe nach Birmingham. Die letzten zehn Tage eines jeden Monats bieten dann die größte Abwechselung, und der Lord überläßt sich allen Verzückungen, allen Zerstreuungen, die der Zufall herbeiführt. Er gibt und besucht Gesellschaften, ist fast beständig auf der Landstraße, wirft das Geld mit vollen Händen umher, und lebt wie ein Verschwender. Beiläufig, die das Glück haben, ihm in diesem dritten Stadium zu begegnen (und da sie ihn kennen, wissen sie ein solches Begegnen schon herbeizuführen) erhalten ein oder mehrere Goldstücke, und diese letzten zehn Tage jeden Monats werden auch durch mancherlei lustige oder tolle Streiche, zu denen der Lord sich gehen läßt, bezeichnet. Mit dem Schlage der Mitternacht bricht der Lord, wo er sich auch immer befinden möge, mit der größten Hast nach seinem Schlosse auf, um sich daselbst wieder einzusperren.

Hat der Monat 31 Tage, so wird jedesmal der 31. durch ein glänzendes Fest ausgefüllt, welches der Lord auf seinem Gute gibt, zu dem er die ganze Nachbarschaft einladet, an welchem er auch die Landleute Theil nehmen läßt, und von dem er mit eben der Regelmäßigkeit, die sein übriges Leben bezeichnet, im bewußtlosen Zustande auf sein Einsiedlerzimmer getragen wird. Hat er hier doch während der nächsten zehn Tage hinlängliche Zeit, seinen Rausch auszuschlafen.

Den Februar theilt der Lord in drei Mal neun, statt drei Mal zehn Tage ein, und verfährt mit diesen neunmägigen Abtheilungen eben so, wie mit den zehntägigen der übrigen Monate: der Schaltag des Februars aber setzt ihn in gewaltige Verlegenheit, denn während er den 28. eben so wie am 31. ein großes Fest gibt, das für ihn mit einem Riesenrausche endigt, weiß er gar nicht, was er mit der Zugabe des 29. anfangen soll; und mehrmals schon hat er geäußert, daß dieser Tag ihn in eine wahre Verzweiflung versetze.

Ein französisches Ministerium zu bilden

ist jetzt eine schwierige Sache. Man hat sich in Paris vorzusehen daß man nicht zum Minister gepreßt und in der Nacht nach dem Elysée entführt wird, wie in Rußland die Verdächtigen nach Sibirien. Etwas dem Aehnliches passirte bei der Bildung des letzten Bonaparte'schen Kabinets. Baroche hatte mit unsäglicher Mühe alle Portefeuilles an den Mann gebracht; nur für einen — Handel und Ackerbau — konnte er durchaus keinen Abnehmer finden. In der Verzweiflung durchblätterte er einen alten Gerichtskalender. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Schnell, Mauroy, rief er seinem Kabinetschef, nehmen Sie meinen Wagen, fahren Sie zu Bonjean und bringen Sie ihn her. Wenn er nicht todt ist, so ist mein Ministerium vollständig. Es war zehn Uhr Abends, als Mauroy an der Hausthür Bonjean's klingelte. Bonjean ist ein solider Mann und in der Regel um 9 Uhr zu Hause. Diesmal aber war er es nicht. Sie werden ihn nicht weit zu suchen haben, sagte die alte Haushälterin. Die Politik hat den Herrn heute sehr beunruhigt und da ist er denn ins Lesekabinet da drüben gegangen, um vor dem Schlafengehen die Zeitungen zu lesen. Mauroy stürmte ins Lesekabinet. Herr Bonjean! rief er beim Eintreten, um unter den Lesern seinen Mann herauszufinden. Das bin ich! antwortete eine Stimme, deren Eigenthümer alsbald in einem abgetragenen Arbeitsrock, eben so altem Pantalon, eine alte Mütze auf dem Kopf und in einem Dampfschaar, deren Pelzwerk die Motten fleißig zugesprochen hatten, sich dem Suchenden präsentirte. — „Hr. Bonjean," sagte Mauroy, „der Hr. Minister des Innern hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Sie ihn durch einen Besuch sehr erfreuen würden." — „Sehr gern. Wollen Sie dem Minister sagen, daß ich morgen 8 Uhr bei ihm sein werde." — „Morgen, Herr Bonjean? Nein, heute, auf der Stelle wünscht Sie der Minister zu sprechen, — er hat Ihnen ein Portefeuille anzuvagen." — „Ah! dann gehen wir; aber lassen Sie mich erst dieses Regligé' . . . . „Durchaus nicht! der Minister hat mich beauftragt, Sie zu ihm zu führen wo und wie ich Sie finde. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren." Und damit stieß Mauroy den künftigen Arbeitsminister aus dem Lesekabinet in den Wagen und fort ginge in Galop nach dem Hotel des Ministers des Innern. — „Wir bedürfen Ihrer, Hr. Bonjean," rief Baroche dem Ankommenden entgegen, bedarf er seiner aus der Ferne ansichtig wurde. „Wollen Sie Minister sein? — Wollen Sie Minister sein?" — Bonjean zögerte mit der Antwort. — „Also Sie willigen ein, nicht wahr, die Sache ist abgemacht." — „Ja . . . Minister . . . Minister . . .," stotterte Bonjean, „aber was für einer?" — „Handel und Ackerbau. Sie werden mir vielleicht sagen, das sey nicht Ihr Fach. Aber mit Ihrem Talent arbeiten Sie sich in acht Tagen hinein. Also, Tausend Dank, mein theurer Kollege," fuhr Baroche fort, ohne auf erwaige Einwendungen zu warten, „und nun fort zum Elysée. Sie müssen heute Abend noch dem Präsidenten vorgestellt seyn." — Vergebens daß Bonjean wenigstens um so viel Zeit, daß er sich mit Frack und Stiefeln versehen könnte. Baroche hielt seinen Mann fest, er hätte ihm ja ent-

wischen können. Zehn Minuten später hielt Herr Bonjean in Arbeitsrock und Pantoffeln als neuer Handels- und Ackerbauminister seinen Einzug in das Kabinet des Präsidenten der Republik. Am nächsten Tage figurirte sein Name in der offiziellen Ministerliste des „Moniteur." Acht Tage später brachte eben derselbe die Entlassung des Ministeriums und Hr. Bonjean mag nun wieder, statt Politik machen zu helfen, sie in aller Gemächlichkeit im Schlafrock und Pantoffeln lesen.

Die größten Bäume

in der Welt besitzt Australien. In Vandiemensland (Tasmania) hat man kürzlich Bäume, eine Eucalypten-Art, gefunden, die gegen 300 Fuß, wenn nicht darüber, hoch sind. Der Inspektor der Gärten der Königin Viktoria, W. Hooker, gibt darüber aus dem Brief eines Freundes in Hobart Town folgende interessante Notizen: „Ich komme so eben von dem Besuch zweier Bäume zurück, die wohl die größten sind, die man bisher gemessen hat. Beide befinden sich jenseits des Wellingtonbergs am Ufer eines Baches, der in den Nordwestbassin fällt, und sind von der Art, die man hier Sumpfgummibäume nennt. Ihren botanischen Namen kenne ich nicht, doch vertienen sie jedenfalls bei weitem eher das Prädikat „riesig", als die so bezeichnete Eucalyptus-Art, deren Rinde der Colonie die Gerberlohe liefert. Der eine der Bäume ist umgestürzt und ließ sich daher genau messen. Wir fanden den Stamm, von der Wurzel bis zum ersten Ast, 220 Fuß (etwa 213 Fuß rh.) lang. Die Krone war abgebrochen und schon in Fäulniß; bis zum Ende des Stammes maßen wir aber noch 64 Fuß und der vollständige Baum muß über 300 Fuß hoch gewesen seyn. An der Wurzel maß der Stamm 30 Fuß im Durchmesser, in der Höhe des ersten Astes noch 12 Fuß. Dieser Theil allein würde mehr Bauholz gegeben haben, als die größte Eiche mit allen ihren Aesten. Sein Totalgewicht ließ sich auf ungefähr 440 Tons (circa 8000 Ctr.) schätzen. Der noch stehende, vollkommen gesunde Baum, der sich wie ein ungeheurer Thurm aus den Sassafras erhob, maß 3 Fuß vom Boden, 102 und ganz unten 130 Fuß im Umfang. Seine Höhe konnte ich wegen der Dichtigkeit des Waldes nicht annähernd schätzen, sie muß aber außerordentlich seyn. Einige hundert Fuß weiter maß ich einen dritten Baum, der 3 Fuß von der Erde 60 Fuß im Umfang hatte und in einer Höhe von 130 Fuß noch etwa 40 Fuß im Umfang haben mußte. Ich bin überzeugt, daß auf einem Flächenraum von einer (engl.) Quadratmeile sich hier wenigstens hundert solcher Bäume mit Stämmen von mindestens 40 Fuß im Umfang finden." Die Eucalypten, von denen einige Arten in unsern botanischen Gärten namentlich durch die Verschiedenheit ihrer Blätter — die einen horizontal und breit, die andern vertikal und säbelförmig — die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, stehen den Myrthen und den Metrosideros nahe, welche letztere das harte und schwere, im Wasser untersinkende, Eisenholz liefern. Ihre Rinde hat einen myrthenähnlichen Geruch, der sich auch dem mit ihr zubereiteten Leder mittheilt. Auch in englischen Gerbereien wird der Extrakt dieser Rinde angewandt, weil der Gerbestoff in den Eucalypten doppelt so kräftig als in der Eiche seyn soll.

Lehrenlese auf dem Felde der Reformation des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Monatschrift für denkende Menschen.

* Wir machen auf ein mit diesem Jahr beginnendes literarisches Unternehmen aufmerksam, welches den Zweck hat, aus den zerstreut erschienenen Schriften, Broschüren ꝛc. in Bezug auf die Reformation eine gedrängte Darstellung des Gediegensten, Wichtigsten und Nützlichsten in gemeinfaßlicher Sprache unter obigem Titel herauszugeben. Jeden Monat erscheint ein Bogen in Lexikonformat und kostet vierteljährlich 27 kr. Am 31. Januar erscheint in Erlangen die erste Nummer und kann auf dieselbe bei Lampart und Comp. in Augsburg, und bei Reichel in Kaufbeuren Bestellung gemacht werden.

Der Berliner „Kladderadatsch" veröffentlicht folgendes diplomatisches Lehrgedicht unter dem Titel:

Ein Gedächtnißreim.

Diese Zeilen schreibt man, um
Unsern deutschen Patriotism
Aufzupäpp'n die Excellenzen
Von den Dreßner Konferenzen.

Schwarzenberg löst Oestreichs Zweifel;
Doch für Preußen thut's **Manteuffel**
Und zum lieberfuß daneben
Noch der Herr von **Alvensleben**;
Bayern sandte **Pfordten** hin
Sammt dem Herrn von **Aretin**;
Ja aus dem **Hannoverland**
Wird **Münchhausen** (denkt!) genannt,
Und daß ihm kein Beistand fehle,
Gab man ihm zur Seite **Scheele**;
Neurath heißt der **Würtemberger**;
Und Herrn Hassenpflug zum Aerger
Schickte man aus **Hessen** zwei,
Dalwigk und **Hallwachs** dabei;
Schleinitz mußt für Braunschweig gehn,
Doktor **Liebe** bei ihm stehn;
Sachsens **Beust**, und dito **Beust**,
Der aus **Altenburg** auch heißt;
Weimars schwere Staatsgeschäfte
Brauchen auch zwei Männerkräfte,
Fritzsch und **Wagdorf** sie gebeißen;
Koburg ließ Herrn **Seebach** reisen;
Einen Bessern kannt' **Meiningen**
Nicht als Herrn von **Wechmar** bringen;
Oertzen kam für Mecklenburg,
Ein Minister durch und durch;
Dessau nahm es als Gesetz
Nur zu schicken Herrn von **Plötz**;
Bernburg ließ Herrn **Krosigk** fahren;
Schwarzburg-Sondershausen waren
Lange nicht gewiß recht, ob
Sie wohl sendeten Herrn **Ehop**;
Doch die Schwarzburg-Rudolstädter
Schickten gleich den Herrn von **Röder**;
Aeltre Linie Reuß war froh,
Noch zu finden Herrn **Otto**;
Herr **Bretschneider** opfert sich
Für die Reuß vom jüngern Strich;
Gott sey Dank, daß zum Beschreiben
Nur noch die vier Städte bleiben:
Banks aus Hamburg, **Smidt** aus Bremen,
Lübeck sandte (s ist zum Schämen!)
Einen **Brehmer**; **Harnier**
Spricht für Frankfurt.

Kyrie!
Geb der Herr dem Parlament
Bald ein recht erfreulich End'.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 11.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 5. Febr.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die böse Frau von Fürstenberg.

Eine rheinische Schmuggelgeschichte.

(Fortsetzung.)

V.

Der entscheidende Tag kam in der vollsten Pracht eines Oktobermorgens, wie ihn nur das Jahr 1811 brachte. Es war wieder jene nur diesem Jahr eigenthümliche Erscheinung dagewesen, daß es in der Nacht, und zwar nach Mitternacht, reichlich geregnet hatte. Alles war erfrischt und neubelebt. Die Luft war feucht und weich. Ein leichter Nebelflor lag auf den sanft vom Hauche des Morgenwindes gekräuselten Wellen des Rheins, aber die siegende Macht der Sonne tauchte ihn in die Fluth, der er entstiegen war; jedoch senkte er sich nur in den Schooß des mütterlichen Elements, um in der folgenden Nacht desto mächtiger sich zu erheben.

Darüber jubelte der alte Molz in seinem Herzen, als er frühe auf den Douanenhügel vor dem Thore trat, um den weiterkundigen Blick nach allen vier Winden schweifen zu lassen. Schon vor Tag waren die Schmuggler theils nach Bacharach, theils nach Trechtlingshausen und Heimbach gegangen, um dort unbemerkt überzusetzen und sich dann vor und nach Mittag in Lorch zu treffen, damit Alles angeordnet werde und vorbereitet, ehe die Nachtstunde kame, die zur Ausführung erkoren war.

Zu Molz's nicht geringem Erstaunen trat Engel in der vollen Uniform mit Ober- und Untergewehr aus der Hütte. Das gelbe Lederwerk stach grell von dem dunkeln Grün der Uniform ab.

„Boz Blitz, was gibts?“ sagte Molz grüßend. „Man meynt ja, der Kaiser käme, so seyd Ihr in Galla!“

„Das nicht,“ sagte Engel gleichgültig; „aber ich muß als Ordonnanz nach Boppard, und da will ich mich gleich auf die Socken machen, damit ich nicht in die Hitze komme.“

„Daran thut Ihr wohl, Herr Engel,“ versetzte Molz, „denn heute wird's hochheiß!“

„Das ist ja für Eure Trauben gut,“ bemerkte der Douanier.

„Gewiß,“ entgegnete Molz. „Es gibt ja auch einen Kometenwein; aber wer wird denn Eure Stelle vertreten?“

„Ein Bacharacher Kamerad,“ entgegnete Engel.

„Warum der L'Abime nicht?“ fragte Molz.

„Ei, das Pariser Kind ist butterweich,“ versetzte Engel. „Sie taugen Alle nichts. Hat sich gestern Abend gebadet und sich verkältet; da liegt er daheim im Bette und hat das Fieber oder der Kuckuck weiß was.“

„Das ist ja schlimm, da fehlt ja Einer für die wandelnde Wache?“

„Dafür wird schon gesorgt werden,“ sagte Engel. „Ich denke, der Brutal in Heimbach, wißt Ihr, der Stockfranzos, der ein so guter Freund von dem Spanjolen, dem Bandemer ist, wird die Stelle versehen.“

„Nun, der kann's ja auch,“ sagte Molz, und war nun schon entschlossen, gleich nach Heimbach zu gehen, um dem Bandemer von dem veränderten Verhältniß Kenntniß zu geben. Obgleich es ihm höchst unangenehm war, daß es so kam, so lag doch eben darin, daß Bandemer mit Brutal sehr gut stand, wieder eine sichere Hoffnung. Indessen machte ihm doch die Sache Bedenken, bis er mit Bandemer selbst geredet hatte.

„Es ist noch besser,“ sagte dieser, „denn der Brutal ist ein Schnapser. Da steck' ich mein Fläschchen ein und Ihr könnt ganz England herübersahren. So lange noch ein Tropfen drinnen ist, wankt und weicht er nicht von der Stelle. Ueberdies ist er aus Boulogne-sur-mer, wo mein Depot war. Komm' ich mit ihm auf dies Kapitel und er ins Erzählen der tausend Lumpenstreiche, die er in seinen jungen Jahren dort getrieben hat oder getrieben haben will, so ist an kein Ende zu denken, denn der Kerl kann lügen, wie ein Armeebulletin, und alle Welt weiß, wie die's so meisterhaft verstehen.“

Mit solchem Troste beruhigt, kehrte Molz wieder heim und ging in seinen Weinberg bei dem Schlosse Fürstenberg, wo er über Mittag blieb und wohin ihm Binchen sein Essen bringen mußte. Gegen Abend sollte Binchen kommen und ein recht weites Leinruch mitbringen.

Für Alle, die bei der heutigen Unternehmung betheiligt waren, ging der Tag schnell herum, nur für Zwei nicht, nämlich für Jakob und L'Abime.

Jakob konnte es gar nicht erwarten, bis der verhaßte Frix gefangen würde, und ihn L'Abime im Triumphe ins Dorf führe, wo er sich dann an dem Schmerze des Mädchens mit teuflischer Lust zu weiden gedachte.

L'Abime mußte den Kranken spielen und zu Hause bleiben. Beides war ihm entsetzlich; allein die Aussicht auf den ungemein reichen Gewinn bei der vollen Süßigkeit der Rache ließ ihn die Noth überwinden. Seit ihm das Mädchen gestern wieder so abscheulich mitgespielt, war er aufs tiefste erbittert. Er war vollkommen überzeugt, daß ihm „die deutsch Bär“ einen Flügel vom Leibe würde gehauen haben, wenn er irgendwie mit neuen Liebesbeweisen ihr genahet wäre. Und wie sie grob und roh, nach seiner Ansicht, gegen ihn war, so hingebend bewies sie sich gegen seinen beglückten Nebenbuhler. Das hatte seine große Eigenliebe, seine Pariser Eitelkeit, die ihm so viel von der Unwiderstehlichkeit seiner liebenswürdigen Person in die Ohren geflüstert, auf eine unheilbare Art verwundet, und diese Kränkung forderte eine Satisfaktion, die sich am besten gerade so finden ließ, wie sie heute in Aussicht stand. L'Abime war übrigens nichts weniger, als ein böser Mensch. Gutmüthig im Grunde seiner Seele, war er bloß leichtsinnig und liederlich. Das schöne Kind des Schiffers Molz liebte er wirklich von Herzen, und er hätte Frankreich und Paris aufgegeben und mit dem armseligen Rheinviehack vertauscht, wenn sie seine heiße Liebe erwiedert hätte.

Für Binchen war der Tag etwas beängstigend. Sie wußte sich davon keine Rechenschaft zu geben, schrieb's aber auf die Rechnung der Goth, die gestern so unvorsichtig gewesen war, die Angst in ihre Seele zu flößen durch die Bemerkung, daß Frix ja einmal von einer Kugel könnte getroffen werden. Recht sei nahm sie sich vor, dahin zu wirken, daß Frix das abscheuliche Schmuggelhandwerk aufgebe, das unbezweifelt mit sehr vielen Gefahren umgeben war.

In Lorch waren die Schmuggler in einer steten Thätigkeit. Die Waaren wurden verpackt, verwahrt, sodann in Bündel zu etwa siebenzig Pfunden abgetheilt. Diese mußten in Packleinwand eingenäht und dann an jedem zwei Träger von Saalband oder starkem Linnen festgemacht werden, daß man den Bündel anhängen und etwa so tragen konnte, wie der wandernde Handwerksbursche sein Felleisen trägt. Dies war um so nöthiger, als die Schmuggler oft schnell den verfolgenden Douaniers zu entfliehen genöthigt waren;

oft lange im Dickicht verborgen liegen und dann schnell aufbrechen mußten, oft aber durch das wildeste Gestrüppe der Hecken und Wälder rasch hindurch mußten. Da war diese Form des Tragens die bequemste und leichteste. Alle diese Vorberechnungen beurtheilen der Zeit und angestrengter Arbeit.

Endlich kam der Abend.

Es war dunkel, der Himmel war umzort. Der Komet leuchtete nur schwach und es schien, als solle wieder diese Nacht ein starker Regen fallen. Ein ziemlich dichter Nebel stieg schon frühzeitig aus dem Rhein auf und füllte bis zur Mitte der Berge das Thal. Man sah matt die Lichter von Lorch herüberleuchten.

Brutal schlenderte, das Gewehr über der Schulter, durch Rheindiebach hinab gegen den Endpunkt seiner nächtlichen Wanderung, gegen das alte Kloster. Hier weilte er etwa bis halb zehn Uhr. Dann, als er sich wieder dem Dorfe genähert haben konnte, wurde am Rheinufer, gerade unter dem alten Kloster, einigemal Feuer geschlagen mit Stahl und Stein. Sogleich wurde dasselbe Zeichen am rechten Rheinufer, gerade gegenüber, erwidert. Dies war das Zeichen, daß hier Alles sicher sey.

Brutal wanderte ruhig und ohne eine Ahnung dessen, was hinter seinem Rücken vorging, durch das Dorf, an dessen Thor ein Anderer saß. Brutal rief ihn an, und als dieser den Ruf erwiderte hatte, ging er ruhig weiter, dem Kreuzbache zu, wo sein anderer Endpunkt war.

Kaum war er etwa hundert Schritte vor dem Dorfe draußen, gegen Heimbach zu, gekommen, als ihm Jemand eiligen Trittes nachkam. Auf sein: „Qui vive?“ erwiderte lachend Bantemer: „Ich bin's ja, du alter Bouloguer! Da, trink' einmal, ich hab' mir's frisch füllen lassen!“

Brutal war nicht verschmählich. Er that einen guten Zug und gab die Korbflasche zurück. Bantemer that, als trunke er, unterließ es aber, damit der Schnaps um so länger für Brutal vorhalte.

Unfern der Mündung des Kreuzbaches war von den Douaniers eine Rasenbank gemacht worden. Als Beide in die Nähe dieses Ortes gekommen waren, setzte sich Bantemer und sagte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, ich mußte heute Abend fast unwillkürlich immer an die schönen Abende von Boulogne-sur-mer denken, als wir dort in dem Lager standen, um die Landung der Engländer abzuwehren, die aber, nach meiner Meynung, dazu so wenig Lust hatten, als wir zu einer Landung in dem weißen England.“

Das war rechtes Wasser auf Brutal's Mühle. Jetzt kam er in Zug und ohne Unterbrechung folgten seine redseligen Schilderungen aus früheren, schöneren Tagen.

Ohne daß es irgend hätte auffallend erscheinen können, sagte Bantemer: „Wollen wir uns nicht ein Pfeifchen anmachen?“

Das sagte dem Kinder der Seefüste zu und rasch wurden die Pfeifen gestopft mit geschmuggeltem Tabak, der auch den Franzosen weit besser schmeckte, als der theure und schlechte Tabak, den die Regie darbot.

Bantemer schlug jetzt Feuer und alsbald geschah dasselbe drüben über dem Rheine, was man trotz des Nebels sehr gut wahrnehmen konnte. Das Feuerschlagen jenseits war das Zeichen, daß man das diesseitige verstanden. Dies war das Signal, daß nun volle Sicherheit am alten Kloster sey. Nun wurden drei Kähne mit den Ballen beladen, und sie fließen zugleich vom Lande.

Leise, wie Geisterkähne, glitten sie über die Fluth. Man hörte keinen Ruderschlag, und doch griffen die Ruder mit furchtbarer Kraft in die Fluth und schoben die Kähne mit Pfeilschnelle vorwärts. Da, wo das sogenannte „Grün“, eine große Uferweide, die zur Weide bestimmt ist, einen Bogen ins Land hinein macht, legten die Kähne an. Alles war so still, als läge die ganze Welt in den Armen des tiefsten Schlafs — oder, als wäre die Welt ein großes Grab.

Nachdem Einer ans Ufer getreten war und die nächste Umgebung untersucht hatte, stiegen auch die übrigen Schmuggler aus. Jeder ergriff einen Bündel, hing ihn an, faßte seinen unten mit Eisen beschlagenen Knotenstock und nun ging es in langer Reihe, eben wieder so leise, als seyen es Geister, durch die Gärten nach der Landstraße, dann über diese hinaus und die Höhe hinan. Bis zu der Hecken ging es gut. Dort aber begann das steinige, unsichere Gebiet. Man mußte sehr vorsichtig gehen, um nicht zu gleiten oder Steine zum Rollen zu bringen. Gegen Bacharach hin war die Burgmauer von Fürstenberg ganz der Erde gleich. Nur ein ganz kleiner Schritt, und man war im Innern. Hier war der ehemalige Burggraben völlig verschwunden. Der Weg von dieser Stelle zum Hauptthurme war ohne irgend welche Gefahr. Bald erreichten sie ihn, legten die Bündel ab und eine süße Stimme flüsterte in Frizen's Ohr: „Nun trinkt doch einmal!“ Ohne eine Silbe zu reden, wurde getrunken, und dann — umfaßten zwei starke Arme das Mädchen, preßten es innig, und ohne daß es widerstrebt hätte, gegen eine männliche Brust, und zwei Lippen fanden im seligen Kusse, dem ersten — eine selige Erwiderung. Und schnell, und unerhörbar, wie sie gekommen waren, verschwanden die Gestalten wieder im Dunkel der Nacht.

(Schluß folgt.)

Loos eines deutschen Dichters.

An der Nordgränze des österreichischen Kaiserthums, unfern von Troppau, liegt der nun verödete Park von Roswalze. Er hatte einst andere und schönere Tage gekannt. Es wuchert das Gras auf den Fußwegen, die Statuen stehen nasen- und armlos an den versiegten Brunnen. Verkrüppelte und entartete Exemplare von Gewächsen des Südens frösteln in den einsamen Alleen, und das Gequäcke zahlreicher Unken aus den in Morästе verwandelten Wasserteichen singt eine wenig anmuthige Elegie auf das, was hier gewesen.

Und dennoch, wie sah es im vorigen Jahrhunderte in diesen Räumen aus! Es bewohnte das jetzt verfallene Schloß ein Graf von Hodiz, ein Sonderling der seltsamsten Art. Alle Ressourcen eines nicht unbedeutenden Vermögens verwendete er auf Schloß und Garten. Kamen Gäste, so wurden sie mit Festlichkeiten empfangen, welche sie Träume von tausend und einer Nacht zu verwirklichen schienen. Alle Bauernbursche und Mädchen der Umgegend wurden in Requisition gesetzt, um ein Arcadien herzuzaubern, wie es der Lieblingstraum jener Epoche war, bis die Pike und Guillotin's Erfindung an die Stelle der klassischen Houlette und der Schalmei trat. Les extrêmes se touchent.

Wandelte Hodiz mit seinen Gästen durch den Park, so saß hier Damon und dies seiner Phyllis auf der Hirtenstoie ein zärtliches Stückchen vor; dort tanzten auf einer grünen Wiese die Nymphen des Waldes, von necklichen Satyren aus dem Gebüsche belauscht; unsichtbare Musikchöre schütteten ihre Harmonien über die geblendeten Sinne, und unter den schattigen Laubdächern entlud sich plötzlich ein Regen üppiger Rosen auf die Perrücken der Besucher.

Alle diese Herrlichkeiten wurden noch überboten durch das Vorhandenseyn einer Kolonie von Zwergen, welche ihren eigenen kleinen Jahrmarkt und die männliche Hälfte derselben auch ihr militärisches Feldlager besaßen.

Was Wunder also, daß sich eine eigene lateinische Abhandlung von einem sichern Dr. Tralle unter dem Titel: „Adumbratio amoenitatum Rosswaldensium“*) vorfindet, welche in's Deutsche übertragen wurde und im Deutschen Museum eine ausführliche Recension erlebte.

Versuchen wir es, uns im Geiste in das Jahr 1770 zurückzuversetzen und worfen wir unbelauscht einen Blick in die Hauptallee jenes Gartens, welche zwischen vorschriftsmäßig beschnittenen Platanen

*) Beleuchtung der Annehmlichkeiten von Roswalde.

bis an jene halbverfallene Gruppe: Diana und Actäon fährt, welche aber damals reichlich Wasser sprudelte, und zwar nicht nur aus den Urnen der Najaden, sondern auch aus den Rachen von Actäon's Hunden, und selbst aus den Zacken der Geweihe, welche als Andeutung des schrecklichen, ihm bevorstehenden Geschickes seiner Stirne entsprießen.

Der Herr des Besitzthums, eine alternde gebeugte Gestalt, wandelt an der Seite eines alten Militärs in blauer Uniform, denn er mit sichtbarer Deferenz begegnet. Dieser schleint jünger zu seyn, als sein Aussehen besagt; er trägt das Antlitz eines Greises, der von seiner Jugend nichts geerntet hat, als ein Paar Augen, deren Blick weltdistorisch geworden ist.

Die Unterhaltung wird in französischer Sprache geführt.

„Eire!" sagte Graf Hodit zu Friedrich dem Großen, denn er war es, „wenn ich glücklich bin, Ew. Majestät auf meinem Territorium so unerwarteter Weise begrüßen zu dürfen, so muß ich doch bedauern, daß das Auge meines königlichen Gastes nicht mehr auf jenem poetischen Schmucke ruhen wird, mit dem ich oft so glücklich war, einige Freude auf Ihrem Antlitze zu erwirken. Meine Herrlichkeiten sind dahin."

„Lassen Sie das, mein lieber Graf," erwiderte der König, dem es wohl bekannt war, daß pecuniäre Verlegenheiten den Grafen drückten, und der instinktmäßig jedes Gespräch über Vermögensverhältnisse eines ihm bekannten Mannes zu vermeiden suchte, „ich bin blos gekommen, um einen alten Freund zu besuchen, ehe wir Beide von dannen gehen und der Erde, Luft, dem Wasser die Atome wieder geben, aus denen wir geworden sind. Man muß Andern Platz machen, lieber Hodit."

„Wem sollen Ew. Majestät Platz machen?" meinte der Graf.

„Niemand bilde sich ein, daß er unentbehrlich sey, und sey er auch der Weise von Fernen!" erwiderte der König, indem er eine kräftige Prise nahm. „Wie gesagt, die Narrenpossens Eures Roßwalde's waren unterhaltend, aber sie sind auch nicht unentbehrlich. Sie waren etwas wenigstens neuweisisch, wie ich oft gegen Euch bemerkte; aber wir können Beide nicht dafür, daß wir Hyperboräer sind."

„Neuweisisch?" sagte der Graf; „ach! ich merke, Eire, Sie lenken unwillkürlich in das Thema ein, welches Sie so oft mit mir zu besprechen die Gnade hatten."

„Allerdings," spöttelte Friedrich, „und ich gestehe, eine Nebenursache meines heutigen Besuches ist: Euch zu fragen, ob seit unserer letzten Zusammenkunft etwa Neuigkeiten im deutschen Dichter-Tannenwalde erschienen sind, die mein Urtheil über die deutsche Literatur zu ändern machen könnten? Ist seit zwei Jahren kein Voltaire, kein Racine, kein Molière erschienen? Ihr müßt mir verzeihen, daß ich mit solcher Frage an Euch komme, denn Ihr seyd dem Süden näher um einige Meilen, als wir armen Märker in unserer kalten Zone." „Nun?" — setzte er hinzu, weil er sah, daß Hodit zögerte zu antworten.

„Was den Voltaire anbetrifft, Eire, so gebe ich gerne zu, daß ein solches Ungeheuer dieses des Besuches nicht geboren werden dürfte. Kein Deutscher, den Ew. Majestät mit Ihrem königlichen Wohlwollen beglücken, wird es Ihnen mit solchem Unhanke lohnen."

„Das gehört nicht hieher, mein Herr!" unterbrach ihn Friedrich, „als Mensch ist er ein Monstre, als Schriftsteller ein Halbgott."

Der Graf schien es nicht gehört zu haben, denn er fuhr fort: „Was Racine betrifft, so wird ein solcher, ich bin dessen gewiß, in Deutschland aufwachsen, sobald die großen Begebenheiten unseres Jahrhundents etwas weiter gerückt sein werden. Homer folgte nicht gleich auf Achilles, und es ist zu alterem noch nicht Mode, Lobreden auf die Bühne zu bringen."

„Sie weichen geschickt aus, mein theurer Hodit, aber es hilft Ihnen nichts; ich erwarte wenigstens, was das beste Muster, ich meine Molière betrifft, eine gerade Antwort."

„Ich werde die Ehre haben, Ew. Majestät diese Antwort zu geben. Wir haben ein Lustspiel, ein neues Lustspiel von einem Deutschen, dessen sich Molière nicht schämen dürfte."

„Und das wäre?" fragte der König.

„Es ist „der Postzug" von dem Herrn von Arvenhoff."

„Wer ist der von Arvenhoff?"

„Ein Soldat, Ew. Majestät!"

„Ich habe keinen von Arvenhoff in meinen Diensten."

„Er diente in der Armee des Kaisers als Oberstlieutenant und Ew. Majestät werden ihn im Lager von Mährisch-Neustadt sehen, wo er sich im Gefolge seines Souverains befindet."

„Ich danke Euch, Graf Hodit, und ich schätze Euer Urtheil und Euren Geschmack zu hoch, als daß ich nicht glauben sollte, es ist etwas Wahres an Eurer Behauptung, wenn ich auch meine, daß Molière unerreichbar bleibt."

An der Schloßtreppe angelangt, wo das Gefolge des Königs stand, rief derselbe zu einem der Offiziere: „Quintus Icilius! Ihr werdet mich am Hoflager des Kaisers an einen von Arvenhoff mahnen, und in Sanssouci noch einmal. — Ich will nämlich das Buch nach meiner Rückkehr lesen," sagte er zu Hodit gewendet. —

Noch bei der Tafel, wo Friedrich wie gewöhnlich das Herz auf der Zunge hatte, neckte er den alten Grafen mit dem zweiten Molière, und meynte auch einmal, der Postzug würde wohl an Raschheit der Handlung an einen ächten deutschen Postzug mahnen, etwa an des heiligen römischen Reichs Geleitskutsche von Nürnberg nach Frankfurt, wo man brütende Hennen mitnahm, und mit den flüggen Küchlein in Frankfurt ankam.

(Schluß folgt.)

Eine Strandung.

Ein von Liverpool kommender Kauffahrer stieß am 11. Januar, als kaum der Tag zu grauen begann, auf ein Felsenriff in der Nähe von Cap Cornwall. Das Schiff ging augenblicklich in Trümmer; 8 darauf befindliche Matrosen, der Eigenthümer des Schiffes und dessen Gattin retteten sich auf das Riff. Bis 9 Uhr hielten sie auf demselben aus, ohne daß man ihnen vom Ufer aus zu Hülfe kommen konnte. Plötzlich rieß eine ungeheure Woge die Schiffbrüchigen vom Riffe herab. Sieben verschwanden augenblicklich in den Wellen. Der Achte, ein Mulatte, wurde einen Stückes der herumtreibenden Schiffstrümmer habhaft, auf welchem er sich mit Hülfe einer Stange, die ihm als Ruder, und eines Stückes Kanevas, das ihm als Segel diente, durch mehrere Stunden mit merkwürdiger Kaltblütigkeit erhielt, bis es einigen kühnen Fischern gelang, ihn fast mitten aus der schäumenden Brandung zu holen. Der Schiffseigenthümer und seine Frau waren von den Wellen an den kleinen Brissonelsen (Bisshon Rock) getrieben worden, der Gatt auf den Fluthen auftreibt und vielen Seevögeln zum Aufenthalte dient. Es gelang dem Manne, Fuß auf demselben zu fassen. Um sich festzuhalten, erblickte er sein mit den Wogen kämpfendes Weib; es gelang ihm, sie zu fassen und auf den Felsen zu ziehen. Ein königlicher Kutter sendete nun ein Boot aus, um die Schiffbrüchigen zu holen, was aber, trotzdem die muthigen Mannschaften mit Todesverachtung gegen die Brandung ankämpften, nicht gelang. Die Nacht brach herein; das Boot mußte unverrichteter Sache zurückkehren, der Kutter hißte seine Flaggen als Signal für die Unglücklichen auf, daß er am nächsten Tage den Rettungsversuch von Neuem beginnen werde. Am folgenden Morgen waren wohl 5—6000 Zuschauer an dem Ufer versammelt, um Zeuge fruchtloser Anstrengungen zu seyn, welche die Mannschaft solch rückkehrender Boote machte, von denen keines den Felsen zu erreichen vermochte, da die See in einem Umkreis von 100 Klaftern zu toch ging, als daß eine Annäherung möglich gewesen wäre. Der Kommandant des Kutters, Kapitän Dabell, beschloß nun, mittelst Raketen, die er in seinem Boote für den äußersten Fall mit sich genommen hatte, einen letzten Versuch zu machen. Er befestigte einen Strick und mehrere Leinen an eine dieser Raketen, die er mit eigener

Hand abfeuerte. Der Strick erreichte den Felsen, wurde aber augenblicklich durch das Anprallen an eine scharfe Ecke zerschnitten. Eine zweite Rakete führte ein glücklicheres Resultat herbei; die angebundenen Leinen fielen zu den Füßen der verzweifelnden Schiffbrüchigen nieder. Während die in unbeschreiblicher Spannung beobachtende Menge in ein Freudengeschrei ausbrach, befestigte der Mann eine der Leinen um den Leib seines Weibes und ermuthigte sie, den furchtbaren Sprung in die 12 Fuß unter ihnen tobende Brandung zu machen. Lange weigerte sie sich; endlich sah man sie Abschied von ihm nehmen und in die Tiefe springen. In diesem Momente brachen sich drei furchtbare Wogenberge an dem Felsen und für einen Augenblick glaubte man nicht nur die Frau, sondern auch sämmliche Boote verloren. Dem war aber nicht so, die Frau wurde noch lebend in eines der sämtlich unbeschädigt gebliebenen Boote gebracht; ihre erschöpfte Lebenskraft hatte jedoch nicht mehr Widerstand leisten können; sie verschied, ehe man das Ufer mit ihr zu erreichen vermochte. Nach ihr war ihr Gatte, der sich ebenfalls eine Leine um den Leib gewunden hatte, in die See gesprungen und glücklich, obwol bis zum Tode erschöpft, gerettet worden.

Die Witterung.

Es giebt keinen Winter dieses Jahr, schreibt das „Siècle". Die Witterung ist fast überall, wie in den ersten Tagen des Frühlings. — In den Tuilerien ist das Gelbblatt in Blüthe. — Dieses Naturwunder erregt eben so sehr Ueberraschung oder Freude, als Unruhe. Man freut sich der Milde der Witterung schon der Armen und Unglücklichen halber, aber man fürchtet auch für die nächste Ernte die Folgen dieser Umwälzung der Jahreszeiten. Einige Personen bedienen ihre Beobachtungen noch weiter aus; sie glauben beobachtet zu haben, daß Krankheiten häufiger sind in Jahrgängen, in welchen die Kälte fehlte und die Luft also durch dieselbe nicht gereinigt und erneuert werden konnte.

Die Beobachtungen über die darauf folgenden Ernten bei Mangel an Kälte in den vorhergehenden Wintern sind verschiedenartig.

Wir lesen, daß es in den Jahren 1540, 1526, 1506 kaum einige Tage fror, und daß man die Ernte schon Anfangs Juni einheimste.

Im Jahre 1607, 1609, 1613, 1657, 1692 hatten wir Ueberfluß und hatten keinen Winter gehabt. — 1781, 1801 und 1822 dieselbe Beobachtung.

Das „Journal de la Meurthe" fügt noch folgende Einzelnheiten zu:

Im Jahre 1805, am Tag vor Weihnachten, sah man an den Miedern der Lothringenschen Bauernmädchen Sträußchen von Veilchen und Primeln.

Im Jahre 1500, den 15. April, hatte man reife Erdbeeren auf dem Markte zu Metz und diese Jahr zählt zu den besten.

1482 und 1421, gleichfalls sehr glückliche Jahre, sah man vom Monate März an die Waizenähren auf allen Feldern am Mosselflusse, und in 99 Ortschaften der Provinz Anjou waren die Trauben im Monat Mai reif.

Endlich waren die Jahre 1400, 1304, 1289, 1236 und 1172 bemerkenswerth durch die Vorzüglichkeit ihres Weines, und vom Monate Februar an waren die Bäume alle mit Blättern bedeckt, die Vögel hatten ihre Brut begonnen.

Es ist jetzt Anfangs Februar; dem Kalender nach sind kaum noch zwei Wintermonate möglich. Aber seit 1709 ist der Winter niemal zurückgeblieben, wie dieses Jahr, und niemal ist er sehr heftig nachgekommen. Vor zwei Jahren waren die Monate Januar und Februar sehr gemäßigt, aber eine sehr heftige Kälte brachte uns noch im Monat April Eis, und starker Schnee legte sich sowol bei und auf den weißen Sonntag, als auch in Lyon und dem ganzen mittäglichen Frankreich.

Das merkwürdigste Beispiel eines verspäteten, aber um so heftigeren Winters ist das, welches und das Jahr 1709 darbietet. Die Kälte fing erst Mitte Januar an, sich fühlen zu lassen. Bis zum 10. des Monats war die Witterung die mildeste gewesen, aber die Monate Februar und März waren so rauh und kalt, daß in den bestverschlossenen Zimmern, sagen die Chronikschreiber jener Zeit, der Hauch der Schlafenden zu Eis verdickt auf das Bett herabfiel. Dieses Jahr war außerordentlich unglücklich. Die Getreide-Ernte war gänzlich zerstört, und es gab eine ungeheure Hungersnoth.

Einige Beobachter denken nicht, daß es dieses Jahr ebenso seyn wird. Für sie ist der Instinkt der Thiere das sicherste Anzeichen dessen, was da kommen wird. Der Ausflug der Ameisen und Bienen aus ihren Stöcken und Körben weissagt, daß der Winter nicht mehr zu fürchten ist.

Beobachter anderer Art theilen diese Zuversicht. Die Gemüsebauer aus der Umgegend von Paris haben bemerkt, daß die Schale der Zwiebeln dieses Jahr sehr dünn ist, und dieser Fall tritt immer in solchen Jahren ein, in welchen es keine Kälte gibt.

Pot-Pourri.

Das Kochbuch aller Nationen ist der Titel eines neuen Werkes für die Hausfrauen, das zu Ostern in Leipzig erscheint, und in welchem sie 40,000 Küchenrezepte finden. Der Verfasser ist ein ehemaliger Koch des Fürsten Metternich. Dieses umfassende Buch erscheint in acht Abtheilungen und beginnt mit der deutschen Küche, welche wieder sechs Unterabtheilungen enthält: österreichische Küche, böhmische Küche, bayerische Küche, preußische Küche, Küche am Rhein und in Schwaben. Während die österreichische Küche 1400 Speisen zu kochen anweiset, ist die preußische nur mit 235 bedacht, also auch auf diesem Gebiete von Oesterreich überwältigt. In der zweiten Abtheilung wird die französische Küche behandelt und enthält 17,000 Küchenrezepte, und dann kommt die englische Küche mit 9000 Arten von Speisen. Hierauf die italienische, die polnische, die russische (wie der Verfasser behauptet, die interessanteste), weil kein Volk der Welt Fische so zuzubereiten verstehe, wie ein russischer Koch. Zuletzt werden auch die Kocharten der Ungarn, der Schweden, der Dänen, der Schweizer, der Amerikaner u. s. w. beschrieben. In einem Hotel in Basel, schreibt der Verfasser, befände sich ein Koch, Berkau ist sein Name, welcher gegenwärtig der erste Koch der Welt sey und seiner Ansicht nach irgendwo bei einem Kaiser oder Könige angestellt zu werden verdiene. In Basel hätte Berkau einen Gehalt von 12,000 Franken; er verdiene jedoch 60,000.

Aus Berlin wird folgendes Quiproquo berichtet: Der Freihandelsverein hielt eine Sitzung; plötzlich erklärt der anwesende Schutzmann die Leute für aufgelöst, ohne daß sich Jemand eine Ursache denken konnte. Später ergab es sich aber, daß er es gethan hatte, weil er das Institut der Schutzmänner für heftig angegriffen glaubte. Der aufgeklärte Berliner hatte nämlich die ihm unverständlichen und darum beleidigenden Worte „Schutzzöllner", „Schutzzöllnänner", auf sich und das ehrenwerthe Institut bezogen, dessen schlaues Mitglied er war.

Die „Hamburger Jahreszeiten" erzählen von einem historischen Drosckenkutscher, welches abgemagert und elend einen kleinen Wagen durch die Straßen von Lyon zieht. Das Roß hat einst einen andern Wagen gezogen, und als es mit diesem durchging, das Geschick einer ganzen Monarchie gewandt: es ist eines der Pferde, die durch ihre rasende Flucht den Tod des Herzogs von Orleans zur Folge hatten, als er aus dem Wagen springen wollte.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 12.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 8. Febr.

Die böse Frau von Fürstenberg.

Eine rheinische Schmuggelgeschichte.

(Schluß.)

Auf demselben Wege kehrten sie zurück. Die Kähne waren vom Ufer tiefer in den Strom hinein gerudert. Auf ein sonst kaum bemerkbares Zeichen legten sie wieder am Ufer an, und wieder nahmen die Gestalten lautlos ihre Bündel und traten ihren Weg von Neuem an, Einer drunter in einem seligen Taumel, seit er den süßen Kuß von der rosigen Lippe empfangen hatte.

Wieder schlugen sie denselben Weg ein und erreichten glücklich die Burg. Sie mußten eilen, denn im Westen hatten sich schon um 8 Uhr dicke Wetterwolken aufgethürmt. Sie hatten sich mehr und mehr gehäuft, waren tiefer in den Gesichtskreis hereingezogen und einzelne Blitze zuckten schon in der Ferne am Himmel hin. Ein scharfer Westwind begann zu wehen, und es war vorauszusehen, daß das Hochgewitter mit großer Schnelligkeit hereinbrechen würde.

Wirklich trieb der Wind, welcher sich immer mehr als Orkan ausbildete, das Gewitter ganz erstaunlich schnell gegen das Rheinthal. Stießen sich, wie der Rheinländer zu sagen pflegt, die Wetterwolken an der bedeutenden Höhe der, Bacharach gegenüber liegenden Wirbellai, so war es zu erwarten, daß sich das Wetter in seiner ganzen Schwere in den Thalkessel entladen würde, den die Burg Fürstenberg beherrschte.

Als die Schmuggler zum dritten Male ihre Bündel umgehängt hatten, waren die Kähne leer. Sie stießen bei vollstem Gelingen gewiß vom Ufer und glitten, wie sie gekommen waren, über die nebelbedeckte Fluth zum jenseitigen Ufer hinüber, während die Schmuggler ihren mühsamen Bergweg zum dritten Mal antraten.

Der alte Molz war heute den ganzen Tag im Weinberg geblieben, wo er sich Arbeit zu machen suchte durch das Entfernen des hoch aufgeschossenen Unkrauts in den Zeilen, das durch das längere Halten der Feuchtigkeit den Trauben durch Förderung der frühen Fäulniß gefährlich werden konnte. Binchen kam und ging, indem sie Basten dieses Unkrautes für die Milchkühe heimtrug. Endlich, als das Abendglöcklein bald zu läuten beginnen sollte, packte sie das Abendbrod und ein weißes, großes Tuch zusammen und schritt fröhlichen Muthes wieder zum Vater. Einen Weinkrug hatte sie unter ihrer Schürze verborgen.

Nachdem sie Beide ihr Abendbrod unter freiem Himmel verzehrt und die Dämmerung endlich ihren dunkeln Flor über das Rheinthal und das Seitenthal breitete, das gegen Oberwesel sich hinzog und man in dessen Hintergrunde dieses Dorf und seine hochliegende Pfarrkirche nicht mehr sehen konnte, sagte der Vater:

„Kind, nun ist es Zeit, daß wir den Weg zur Burg antreten, ehe die Nacht ihn uns völlig verbietet!“

Es galt hier ein schweres Stück Arbeit.

In gebückter Stellung mußten sie durch die Zeilen einen jähen Bergabhang herunter mehr auf Händen und Füßen fortkriechen, denn gehen. Waren sie an der Steile angekommen, so mußten sie durch die Zeilen quer hindurch beugen, um den Burgweg zu erringen. War dieser erreicht, so war keine Schwierigkeit mehr, denn diesen hatte der Besitzer der Burg, der den Fürstenberg in Weinberg umgewandelt, sehr bequem bis zur Burg geführt. Auch hatte er den Raum der kleinen Vorburg geebnet, rings die Mauer gleichmäßig aufführen und mit einem Staketenzaune rings schützen, den gewonnenen Raum aber mit Blumen, Ziersträuchern und Akazien bepflanzen lassen. Von da an führte zwischen Blumenbeeten der Weg zur kleinen Burgpforte, bei der ein Sommerhäuschen, jedoch unvollendet in seinem Baue, sich befand.

Der Grund, warum Molz und Binchen diesen Weg mit so großer Vorsicht antraten, war ein doppelter. Einmal durfte kein Verrätherauge sie entdecken, denn deren gab's ja auch, — weil sonst die Traubendiebstahl zu erwarten stand. Wurden sie schleichend durch die Zeilen der Weinberge erblickt, so war ihre Verhaftung durch die Flurschützen gewiß. Trotz der drohenden Gefahren erreichten Beide unbemerkt und unangefochten den Berg der Burg und nahmen ihren Wachtposten auf der Seite des Dorfes ein.

Als die Schmuggler zurückkamen, gestattete Molz, daß Binchen sie aus dem Weinkrug erquickte, denn Last und Beschwerde mußten sie in eben dem Grade erhitzt und erschöpft haben.

In einer für den alten Molz unerklärlichen Verwirrung und stillem Träumen kam das Mädchen aus dem Burghofe des inneren Raumes zurück. Leuchtende Blitze ließen ihn ihr Angesicht schauen, das den Ausdruck einer träumerischen Seligkeit hatte.

Seine Seele war in einer zu großen, durch das Gewitter noch erhöhten Spannung, als daß er eine Sache von so untergeordneter, wenn gleich für ihn so wichtiger Bedeutung jetzt hätte zum Gegenstand seiner Fragen machen sollen. Hier war die nächste Aufgabe, zu beobachten, was drunten im Dorfe vorgehe, und sich so zu stellen, daß die Gestalt von unten nicht zu sehen war.

Schon zum zweiten Male waren die Schmuggler dagewesen, hatten die Bündel abgelegt und in Sicherheit gebracht. Diesmal hatte er zu Binchen gesagt: „Geh' doch hin, und reiche ihnen Wein!“

Sie hatte leise, aber stotternd erwidert: „Es ist nicht nöthig; ich habe den Krug dort stehen lassen. Sie werden ihn finden.“

Das Gewitter kam näher. Der Donner rollte dumpf und grollend. Die Blitze zuckten voll über das stille Thal hin, und erhellten seinen tiefsten Grund so scharf, daß man jede Bewegung dort gesehen hätte.

„Wenn sie nur fortmachen,“ flüsterte Molz der Tochter zu. „Die Blitze werden heftiger. Wie leicht kann ein unbetrunkenes Auge die Reihe der dunklen Gestalten am Berge sehen! Ich bebe vor Angst!“

„Ich nicht,“ sagte leise das Mädchen. „Wie ein Blitz zuckt, legen sie sich nieder. Da steht sie Niemand.“

Wieder zuckte ein greller Blitz am Himmel hin und ein rasselnder Donnerschlag folgte.

„Gott sey uns gnädig!“ flüsterte Molz, den eine unbezwingliche Angst schüttelte.

Jetzt hörte man in der eintretenden Stille die Schmuggler kommen und die Bündel abwerfen. Molz athmete leichter.

„Sie sind da! Gottlob!“ sagte er. „Nun mögen sie ruhig das Vorüberziehen des Gewitters abwarten, ehe sie ihren Weg über

die Weinberger Höhe antreten, um den Eckwald zu erreichen. Bis dahin ist keine Gefahr mehr."

Abermals schlängelte ein Blitz am blauen, dunkeln Nachthimmel hin. Das Gewittergewölke zog sich mehr an der hohen Spitze des Kanderich, einer der höchsten Kuppen des Soonwaldes gegen das Rheinthal hin, zusammen.

Als der Blitz das Thal erleuchtete, sah das noch ungemein scharfe Auge des Alten unten einige Gestalten. In Lorch schlug es eben Mitternacht.

„Um Gottes Willen!" rief Molz, „ich sehe dort verdächtige Gestalten aus dem Dorfe heraufschleichen. Lege das Leinruch um! Leg' es schnell um!"

Der Donner rollte fürchterlich.

Molz half dem Mädchen, und führte es dann auf die Mauerbrüstung, wo die weiße, hohe Gestalt wirklich schauerlich anzusehen war.

Binchen freute sich innerlich des Erfolgs, und stand in eiserner Ruhe da. Molz eilte zu den Schmugglern, die schnell die Burg wieder verließen, nachdem sie Alles entfernt, was sie hätte verrathen können. Sie stiegen theils zum Rheine hinab, theils durch die Hecken zur Bergshöhe hinan, und waren bald aus dem Bereiche verschwunden.

Molz kannte einen Schlupfwinkel, wo ihn kein menschliches Auge finden konnte. — —

Als der Abend seinen Nebelflor und die Nacht ihren schwarzen Schleier über das Rheinthal breitete, schlich Engel von Bacharach her, am Ufer des Rheines sich haltend.

Bei den letzten Nußbäumen, vor dem völlig baumlosen „Grün" angelangt, dünkte es ihm, er höre Flüstern und dann das leise Rauschen, als ob Menschen durch die Gemüsegärten gingen. Ein dicker Nußbaum bot ihm Schutz und im Widerscheine des Wassers erblickte er die Kähne am Ufer und die Bewegung menschlicher Gestalten. Um genauer zu sehen, streifte er leise das gelbe Lederzeug ab und legte sich flach auf die Erde. Unterstützt von dem schwachen Lichte, welches die fernen Blitze gaben, unterschied er deutlich zwölf bis vierzehn Männer, mit schweren Stöcken bewaffnet.

Hier galt es Vorsicht und Ruhe. Wußte er ja doch, daß die köstlichen Waaren ruhig ihrer auf Fürstenberg harrten, denn noch war's nicht bald zwölf Uhr.

Als endlich zum dritten Male die Schmuggler ihren Weg zum Berg angetreten hatten und die Kähne hinüber gesteuert waren, erhob er sich, legte sein Lederzeug wieder an, hing die Flinte um, zog seine Stiefeln aus, um seine Tritte zu verbergen, und suchte die Landstraße zu gewinnen an deren Bergseite er nun, so eilig er es vermochte, dem Dorfe zulief.

Der Wachtposten vom Thore war schon bei L'Abîme, wohin dieser auch den endlich von dem Kreuzbach zurückkehrenden Brutal berufen hatte. Sie standen, nebst Jakob, der sich die Lust nicht nehmen ließ, bei dem Abenteuer, das seines Feindes Verderben bezweckte, zugegen zu seyn, bereits hinter dem Hause, wo L'Abîme wohnte, in sicherem Versteck, das auch Engel kannte, und wo er sie treffen wollte.

Binchens Goth und ihr Mann lagen schon längst in tiefem Schlafe. Keines von ihnen hatte L'Abîme's Wegschleichen gehört, wie überhaupt sonst Niemand im Dorf eine Ahnung davon hegte, daß die Douanen irgenwole Wind von der sehr wichtigen Schmuggelei dieser Nacht haben könnten, bei der fast alle Männer und Burschen des Dorfes, außer Jakob, betheiligt waren. Mit Sehnsucht erwarteten sie Engel, der die sichere Kunde bringen mußte, daß sie nicht in den April geschickt seyen.

Endlich kam er und sagte frohlockend: „Es ist Alles richtig. Sie sind zu Zwölf oder Vierzehn dreimal mit Bündeln hinauf. Nun ist Alles oben; aber es ist doppelt schauerlich, da hinaufzugehen zur Geisterstunde und bei diesem gräulichen Gewitter, das mit jedem Augenblicke wilder wird. Wenn uns nur der Geist der „bösen Frau von Fürstenberg" nicht erscheint! Ich sterbe sonst vor Entsetzen!" Selbst Jakob, der auch die Sage kannte, überlief es eiskalt; nur L'Abîme und Brutal lachten leise und höhnten den alten Engel mit seinem deutschen Aberglauben. „Die Revolution," sagte L'Abîme, „habe allen Geistern und Gespenstern den Hals gebrochen. Nur Kinder und alte Weiber glaubten heutzutage noch an solche Mährlein. Ihm habe," fuhr er fort zu Engel, „der alte, schlaue Molz wahrscheinlich das Stücklein erzählt, um ihn wohlweislich von der Burg zu entfernen, wo die Waarenniederlage der Schmuggler sey."

Engel schwieg; aber diese Bemerkung seines Kameraden blieb doch nicht ohne Wirkung bei ihm. Er dachte dem nach, und am Ende schien es ihm selber glaublich, daß der schlaue Fuchs ihn dadurch habe einschüchtern wollen.

Auf L'Abîme's Geheiß wurden die Gewehre scharf geladen, und als dies bewerkstelligt war, hörte man die Glocke von Lorch zwölfmal anschlagen.

„Voran!" rief mit unterdrückter Stimme L'Abîme, und trat vor.

„Halt!" sagte Brutal, „die Lampe des Muthes brennt nur hell, wenn sie Oel hat. Hier ist meine Feldflasche. Prosit Engel." Er trank einen derben Schluck, schnalzte mit der Zunge vor Behagen und reichte die Flasche Engel.

Sie machte die Runde und kehrte leer in die Hand des Besitzers zurück, der knurrend meinte, wenn heute Nacht ihr Muth und ihr Glück im rechten Verhältnisse zu ihrem Durste stehe, so seyen sie Helden wie die Grenadiere der alten Garde und Kinder des Glückes wie Wenige auf Erden.

Unter dem lesen Lachen über Brutal's Zorn, daß seine Flasche leer sey, wurde der Weg angetreten. Die Blitze kamen blendend und immer schneller; der Donner rollte fürchterlich in den Bergen des Rheinthals und des Thales von Oberdiebach.

Vorsichtig rückten die Fünfe vorwärts, den bequemen Burgweg durch die Reben hinan.

Zwei Drittheile der Höhe, vielleicht auch drei Viertheile derselben waren erstiegen. Das letzte Dröhnen eines fürchterlichen Donnerschlages war verhallt, da stand L'Abîme, welcher der Vordermann des Zuges war, plötzlich still und horchte. Dann sah er zur Mauerhöhe hinauf und erblickte einen weißen Gegenstand auf der Mauer.

„Was ist das dort?" fragte er leise zurück, auf den Gegenstand deutend. Es lief ihm übrigens über den Rücken ein Grausen.

Engel blickte hin und rief zitternd: „Das ist sie!"

„Narr!" sagte ärgerlich Brutal, „es ist ein weißer Stein!"

Binchen hörte die Redenden, ohne sie aber, da sie französisch redeten, zu verstehen. Sie dachte jedoch, daß man sie entdeckt habe. Um ihre Erscheinung recht furchtbar zu machen, reckte sie drohend den rechten Arm gegen den Herankommenden aus, und wartete nun nur den nächsten Blitz ab, um die Wirkung zu beobachten. Kamen sie doch, — da blieb ihr Zeit genug, ihr Tuch fallen zu lassen und schnell denselben Weg der Flucht zu wählen, den die Schmuggler gewählt, und den sie selber vollkommen kannte. Daß ihr Vater in ihrer Nähe sey, wußte sie sicher; denn der alte Mann war viel zu besorgt, als daß er sie hier allein würde gelassen haben. Molz rechnete auch so sicher auf den Erfolg der Mummerei Binchens, daß er vollkommen ruhig in seinem Verstecke blieb.

Die Douanen standen noch immer an der Stelle und stritten. Engel zitterte wie das Laub einer Espe im Winde. Selbst dem Alles läugnenden L'Abîme zog eine Furcht durch die Seele, die der oft am meisten im entscheidenden Augenblicke fuhlt, der in ruhiger Sicherheit über das, was sie hervorbringt, spotten und höhnen konnte.

„Seht Ihr's jetzt," flüsterte Engel, „Ihr habt mich verspottet, und jetzt steckt Euch selber das Blut in den Adern? — !"

„Wer sagt das?" sprach rauh Brutal. „Ich hoffe, Kamerad

Engel, Ihr habt mich nicht gerufen, als Ihr Euch so allgemein ausdrücket?"

„Nun," sagte Engel, „Ihr werdet wohl auch den Teufel nicht bannen!"

In diesem Augenblicke zuckte ein greller Blitz am Himmel hin. Aller Augen flogen zu dem weißen Gespenstand auf der Mauer, und mit Entsetzen sahen sie die weiße Gestalt mit der drohend erhobenen Rechten.

„Jesus! Maria! Joseph!" schrie Engel, und wandte sich zur Flucht den Berg hinab. Jakob war schon um einige Schritte voraus. L'Abime stöhnte: „Mon Dieu!" und fühlte eine überwiegende Neigung, Engel zu folgen.

Da faßte ihn Brutal an der Schulter und rief: „Seyd Ihr auch so eine feige Elisasser Memme? Wartet einen Augenblick und ich banne den Geist, und wenn's der Teufel selber wäre!" Der rasselnde Donner verschlang alle diese Aeußerungen der verschiedensten Gemüthsstimmungen.

Brutal schüttelte L'Abime an der Schulter, daß er stand. Dann legte er sein Gewehr mitten im Rollen des Donners an die Wange, — zielte — und — ein Blitz, ein Knall, — und der Geist droben sank ohne einen Laut zusammen.

„Seht Ihr's!" rief Brutal, als eben wieder ein Blitz sich am dunkeln Himmel hinschlängelte und die Ruinen der Burg Fürstenberg hell erleuchtete, — seht Ihr's, der Geist ist weg! Es war ein Schmuggler, der uns Schrecken einjagen wollte. Entweder hab' ich ihm das Lebenslichtlein ausgeblasen, — oder er hat sich vor Schrecken davongemacht! He, Engel, hierher, — oder ich melde Euer feiges Fliehen dem Lieutenant in Bacharach!"

Das wirkte. Engel kam zurück, und mit ihm auch Jakob.

„Nun voran", rief Brutal, „der Geist der bösen Frau von Fürstenberg ist gebannt!"

Sie stürmten hinan, und als sie in den engeren Bering der Burg durch das südliche kleine Pförtchen eintreten wollten, da polterte Brutal über etwas. Er fühlte und rief: „Hier liegt der Geist, er ist mausetodt! Nur schnell die Laterne angeblickt!"

Kaltes Entsetzen durchrieselte Alle. Es dauerte ziemlich lange, bis die Laterne entzündet war. Und als nun Brutal dem Todten in das Antlitz leuchtete, schrie L'Abime: „O mein Gott, mein Gott, Binchen!" Alle blickten ihn auf die engelsschönen, im Tod erblichenen Züge des Mädchens. Wie von den Mächten der Vergeltung ergriffen, schrie auch Jakob auf, und rannte aus der Burg, den Weg hinab zum Dorfe.

VI.

Die entsetzliche Kunde lief am andern Morgen durchs Dorf, die Douanen hätten in der letzten Nacht Wolzen's Binchen, das beim Schmuggeln Wache gestanden, erschossen.

Meinend kam die Goth und warf sich über den schönen Leichnam, dem eine Kugel mitten durchs Herz gedrungen war. Lautes Weinen erfüllte die Stube, tiefe Trauer das Dorf, denn sie hatten sie Alle geliebt, und der entsetzliche Tod erschütterte jedes Herz.

Der alte Wolz saß starr, völlig gefühllos neben der Leiche. Er sprach kein Wort; aber ein irrer Geist blickte aus dem trüben Auge. Kein vernünftiges Wort kam mehr über seine Lippe. Er war sinnverwirrt.

Die Douanen hatten den ganzen Waarenvorrath im Thurm entdeckt und in Beschlag genommen. Brutal und der andere Douanier, der die Thorwache gehabt, hielten mit geladenem Gewehre Wache dabei.

Engel und L'Abime hatten die Leiche hinabgetragen.

Das Gericht kam und unternahm den Vorfall. Es nahm Protokolle auf, und der ganze Kram der Gesetze fand seine Anwendung, aber Der, welcher hätte deponiren können, war irre und stumm. Er wich nicht von der Leiche, der alte Mann, und als sie auf dem Kirchhofe von Oberdiebach beigesetzt wurde, wankte er hinter der Leiche her, aber sein Auge war thränenlos. Als sie eingescharrt war, setzte er sich auf den Hügel, und nur mit Gewalt brachten sie ihn zurück nach Rheindiebach in sein leeres Haus. Doch noch in der Nacht eilte er zurück auf seines Kindes Grab, und am andern Morgen fand man ihn todt. Er hatte sich fast die Vorderglieder der Finger weggekratzt, — er hatte sie herausholen wollen, und ein Schlag löste dann das morsche Band, das den irren Geist an die gebrechliche Hülle des Leibes noch fesselte.

Jakob war verschwunden. Noch in der Nacht hatte er sein Felleisen geschnallt und war in die weite Welt gegangen, alle Qualen der Hölle in seinem Herzen. Nie hörte man mehr ein Wort von ihm.

L'Abime war eine schwere Krankheit aufs Siechbette. Als er wieder genesen war und ihm die bedeutenden Prisengelder ausgezahlt wurden, stieß er sie mit Entsetzen zurück und rief: „Ich mag es nicht, es ist Blutgeld!"

Brutal strich sie ruhig ein.

L'Abime wurde nie wieder froh. Kein Roth kehrte mehr in ein todtbleiches Antlitz zurück. Er ließ sich an einen andern Ort versetzen, wie auch Engel, aber er trug einen nagenden Wurm in der Seele.

Und Fritz? — Vierzehn Tage nach dem entsetzlichen Ereignisse trat ein junger Mensch in das Rekrutirungsbureau der Präfektur zu Koblenz, wo gerade Generalmusterung der Rekruten war. Er war bleich, wie eine Leiche, und man sah, daß ein tiefer Schmerz an seiner Seele nage. Er meldete sich als Freiwilliger. Da er ein stattlicher Bursche war, so wurde er mit Freuden in ein Regiment eingereiht. Seinen Namen und seinen Wohnort nannte er auf Verlangen.

Nach der Schlacht von Wilna wurde sein Todtenschein an den Ortsvorstand von Rheindiebach gesandt, und seine entfernten Verwandten traten seine Erbschaft an.

Loos eines deutschen Dichters.

(Schluß.)

Der König war auf der ganzen Reise heiter und liebenswürdig, wie fast nie.

In Mährisch-Neustadt bei Austerlitz angekommen, empfing der edle Joseph den langjährigen Gegner seiner Krone mit der aufrichtigsten Freundschaft; denn seine Bewunderung war dem Preußenkönig bekanntlich schon zugewandt, als die Armeen seiner Mutter ihm noch feindlich gegenüberstanden. Joseph hatte ein Herz für die Größe in jeder Gestalt.

Die politischen Resultate dieser Entrevue blieben wie gewöhnlich dem Auge des Laien verschlossen, desto mehr hängte sich die Neugierde des Publikums an einzelne Anekdoten und zerstreute Züge, welche Friedrichs Bewunderung gegen seine einstigen Gegner bezeugten.

Bekannt ist sein Wort an Loudon: „Herr Feldmarschall, setzen Sie sich neben mich, ich habe Sie nicht gerne mir gegenüber," so wie daß er ihn stets Feldmarschall nannte, obwohl Loudon es erst acht Jahre später wurde.

Bei der großen Militärparade defilirten sämmtliche Truppentheile vor den beiden Monarchen. Man bemerkte, als ein schöner kräftiger Mann an der Spitze eines Kavallerie-Regiments vorüberritt, wie Kaiser Joseph sich zu dem Könige wandte und ihm sagte: „dies ist der Oberstlieutenant von Ayrenhof." Der König lüftete seinen Hut und warf ihm seinen freundschaftlichen Blick zu. — —

„Was wohl der König von Preußen von mir will?" sagte der Oberstlieutenant den Ayrenhof zu seinen Offizieren, als ihm eine Botschaft ward, vor dem Angesichte des Königs zu erscheinen. „Er will mich doch nicht zum zweiten Male gefangen nehmen, wie in Schweidnitz vor dreizehn Jahren?"

Als er in die Wohnung des Königs trat, saß derselbe auf dem Boden und fütterte seine Lieblingshunde, welche auch diese Reise im Gefolge ihres Herrn mitmachen mußten.

„Ew. Majestät haben befohlen,“ sagte der von Ayrenhoff nicht ohne Verwirrung.

Der König erhob sich lachend und sagte: „Nichts vor ungut, mein lieber Oberstlieutenant von Ayrenhoff, es darf Sie nicht wundern, daß sich diese Kreaturen stäuben, denn ich sage es aufrichtig, sie waren oft mein einziges Soulagement, wenn ihr Herrn Oesterreicher mir etwas zu nahe auf den Leib gekommen waren. Mon cher colonel! Sie haben ein Lustspiel geschrieben, der Postzug“ betitelt, ich habe es selbst nicht gelesen, denn ich arbeite mir diese Freude vor bis zur Rückkehr in mein Lustschloß. Aber wie ich höre, soll es eine wahre Bereicherung der deutschen Literatur seyn, die solcher Acquisitionen wohl bedarf.“

„Ew. Majestät urtheilen zu gütig!“

„Da haben sich also nicht ermangeln wollen, Ihnen meine Anerkennung für Ihr Talent persönlich auszusprechen. Nun hätte ich aber noch ein absonderliches Verlangen an Sie. Wie wäre es, wenn Sie Ihre Komödie in's Französische übersetzen ließen, ich ließe sie dann in Potsdam von meinen französischen Komödianten aufführen.“

„Verzeihen Ew. Majestät meine Kühnheit, warum nicht lieber von deutschen Schauspielern, von der Berliner Truppe; ich dächte, deutsche Künstler sollten ein deutsches Lustspiel besser auszufassen vermögen als Franzosen.“

„Das verstehen Sie nicht, mein lieber Ayrenhoff, meine deutsche Berliner-Truppe ist etwas besser als Gesindel, die würde Ihren Feinheiten wenig Ehre machen. Desto besser ist die französische Truppe.“

„Erlauben mir Ew. Majestät, bei meiner ersten Ansicht zu verharren. Es ist traurig (wenn ich in Gegenwart Ew. Majestät diese Bemerkung wagen darf) es ist traurig, wenn der deutsche dramatische Dichter nur die wenig erquickliche Aussicht hat, sein Werk von schlechten Komödianten ausgeleiert zu sehen, während zur Ausführung französischer Mittelmäßigkeiten (denn auch solche finden sich dort neben Meisterwerken) die besten Kräfte jener Nation in Anwendung kommen.“

„Aber für wen sollten Deutsche gute Schauspieler sich heranbilden, etwa für Euren Weiße oder für Gellert, der allerdings ein braver Mann seyn mag, aber soviel wie gar kein élan poétique besitzt?“

„Ich weiß nicht, für wen ein deutscher Schauspieler sich heranbilden soll, Sire, aber ich weiß, daß das deutsche Theater viel darunter gewinnen müßte, wenn ein erhabener Monarch, wie der gegenwärtige erlauchte Gast meines Souveräns, die Gnade haben wollte, einen Theil jener königlichen Gunst auf dasselbe zu verwenden, welche er den Franzosen zuwendet.“

Friedrich stutzte ein wenig, denn es war jene Zeit eine solche, wo ein Vertheidiger deutscher Literatur leicht den Vorwurf der allzugroßen Kühnheit auf sich lud. Er sagte endlich: „Wenn Sie wollen, lieber Oberstlieutenant, daß Ihr Werk gut dargestellt werden soll, so mögen Sie Ihren Willen haben. Ich weiß, daß ich es gut mit Ihnen gemeynt habe.“

„Sollten mir Ew. Majestät ob meiner Kühnheit zürnen, so würde mich solcher Umstand sehr unglücklich machen. Aber ich habe mir sagen lassen, daß König Friedrich die Aufrichtigkeit liebt, und es einem Deutschen zu Gute hält, der sich seiner Sprache annimmt.“

„Er belleicke, Monsieur, sagte Friedrich rasch, indem er den Oberstlieutenant auf die Schulter klopfte, von Uebeinehmen ist keine Rede. Im Gegentheile, mir ist es ganz recht, wenn Jemand so recht von Herzen spricht. Aber — setze er weniger rasch hinzu — wir sind noch etwas jung und voll Glauben und Hoffnung an allerlei, was in den Lüften schreibt; wären Sie in meinen Jahren, so hielten Sie sich mehr an das, was bereits besteht. Im Uebrigen will ich Ihnen wohl vertrauen, daß es mit der deutschen Literatur nicht übel stände, wenn Viele mit so viel Innigkeit an ihr hingen, wie Sie. Leider, mein Herr von Ayrenhoff, ist dies nicht der Fall. Und ein Geist, wie der meinige, der die heitere leichtfüßige Muse liebt, wird sich noch lange Zeit mit den Produkten der Franzosen beschäftigen müssen. Ihr Buch werde ich lesen, und es soll nicht im Franzosischen gegeben werden, aber auch nicht ein Deutschen, denn dazu seyd Ihr mir zu werth geworden. Und somit Gott befohlen, mon cher! Sollten Sie nach Potsdam kommen, so sprechen Sie wohl bei mir einmal ein? Sie sollen meine französischen Komödianten hören, vielleicht ändert sich dann Eure Ansicht. Adieu! Adieu!“

„Das ist ein kurioser Kauz! Euer Herr von Ayrenhoff,“ sagte der König auf der Rückreise zu dem Grafen von Hoditz, bei dem er wieder einsprach; „hatte mich doch abgekanzelt, der Herr Oberstlieutenant, als sey ich sein Lieutenant. Vielleicht bin ich bald auch nur in Apollo's Armee, — worüber ich mich zu trösten weiß.“

„Daür sag Ew. Majestät in der großen Armee des Mars nur Kapitaine mein grand capitaine, sagte der Graf — welches zugleich als ein Muster des damaligen Witzes und des Hoditz'schen Witzes insbesondere gelten mag.

Und Ayrenhoff? — wer gedenkt heute noch sein! Gewiß ist, daß der große König in seinen Oeuvres posthumas und zwar in einer der kuit dissertations des obgenannten Lustspiels: „der Postzug“ mit dem ausdrücklichen Beisatze gedenkt, es sey das einzige deutsche, welches den Schönjungen der Molière'schen Muse an die Seite gesetzt werden könnte. Wer haben dasselbe nicht gelesen, zweifeln auch, daß in dem ausgebreiteten Lesekreise dieses Journals sich Viele finden dürften, die sich desselben aus eigener Lektüre erinnern. Ayrenhoff's, dessen Werke das Glück hatten, durch eine Reihe von großen dramatischen Künstlern Leben und Gewandung zu erhalten — wurde bereits von seinen Zeitgenossen vergessen.

Fast klingt es wunderbar, daß er erst 1819 als k. k. Feldmarschall-Lieutenant von der großen Lebensbühne verschwand — auf der kleineren hat ihn die lebende Generation kaum gesehen.

Pot-Pourri.

Die oberste Polizeibehörde in Paris hat eine genaue Untersuchung über die daselbst seit 34 Jahren stattgefundenen Selbstmorde angestellt. In diesem Zeitraum ist die Zahl derselben auf 9000 gestiegen, ungefähr 300 in jedem Jahr. Aus einer vergleichenden Tabelle hat sich ergeben, daß die Selbstmörder in der Kraft des Alters sich gewöhnlich durch Anwendung von Feuergewehr, Frauen, Kinder und Greise meist durch den Strick oder durch Kohlendampf entleibt haben. Aus 511 mit besonderer Sorgfalt konstatirten Fällen der Art geht hervor, daß 100 Personen ihrem Leben aus Liebeskleben, 148 wegen unheilbarer Krankheiten oder aus Lebensüberdruß, 69 wegen schlechten Wandels, 100 aus Armuth und Nahrungslosigkeit ein Ende gemacht haben; bei 94 waren die Motive unbekannt. Von diesen 511 Selbstmördern haben 65 sich aus Fenstern oder von Dächern hinabgestürzt, 66 sich erhängt, 45 sich mit schneidenden Instrumenten, 48 mit Feuerwaffen umgebracht, 31 haben sich vergiftet, 86 durch Kohlendampf erstickt, 170 sich ertränkt.

Auf den Text der Theaterstücke ist die Censur in Rom wieder sehr aufmerksam. In einer Verdi'schen Oper ruft ein Verliebter, der seine Angebetete hinter den Koulissen eine Romanze singen hört, in seinem Enthusiasmus aus: „Ah! che voce angelica. Ein schönes Mädchen einem Engel zu vergleichen soll hinüro in Rom nicht mehr gestattet werden und die Censur verbesserte: Voce armoniea, welche Veränderung aber das Publikum, das den Text der Oper aus früheren Zeiten auswendig weiß, so übel nahm, daß es das harmonische Epithet ausrief.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. E. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 13.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 13. Febr.

Die Pariser Polizei.

Den neulich von und mitgetheilten Berichten über die geheime Polizei London's (Sammler Nr. 5 u. 6) lassen wir hier einen über die Pariser Polizei vergleichsweise folgen.

Polizei und Polizeistaat sind französischen Ursprungs. Die erstere gilt für ein Muster, ihr dienendes Personal für das pfiffigste und gewandteste. Jedenfalls ist die Einrichtung in Frankreich sinnreicher ausgebildet als anderwärts, und ihre Vollkommenheit wohl das Resultat langer Erfahrungen. Die absolute Monarchie, die erste Republik, Napoleon, die ältereren Bourbons, Ludwig Philipp und die zweite Republik haben allesammt an ihrer weiteren Ausbildung gearbeitet, und ihre Wirksamkeit ist nicht etwa enger, sondern mit jedem Jahre ausgedehnter geworden. Der Franzose ist einmal gewohnt, die Polizei zu haben, welche man schon einmal die fichtbare und unsichtbare treffende Bezeichnung genannt hat! Darin unterscheidet er sich vom Engländer, der den Wirkungskreis der Polizei nur auf das unbedingt Nothwendige beschränkt und sehr streng darüber wacht, daß sie sich keinen, auch nicht den geringsten Eingriff in seine Rechte und Freiheiten erlaube. Der Engländer ist vorzugsweise praktisch, der französische Geist zog dagegen lieber abstrakten Prinzipien nach, und seit sich über Polizei-Blackereien hinweg.

Die Geschichte der Pariser Polizei ist von großem Interesse, und zwar nicht blos für die Franzosen. Die geheimen Verhaltsbefehle spielen in ihr bekanntlich eine große Rolle. Ein eigentliches System nach festen Grundsätzen kam erst 1800 in diese Anstalt, als ein bewährter Polizeipräfekt ernannt wurde. Der erste war Dubois, ein Mann, der seinem Berufe durchaus gewachsen war. Er gab strenge Verordnungen über Päße, Spiele und Gasthäuser, über die Presse. Um öffentliche Verbesserungen hat er sich große Verdienste erworben, und als Napoleon sand er immer einen Rückhalt. Auf seine Veranstaltung wurde der große Straßenkanal unter der Rue St. Denis gebaut, aus welchem eines Tages, zum großen Erstaunen der Pariser, Napoleon in voller Uniform heraustrat. Ihm folgte 1810 Pasquier. Bis dahin hatte sich das Personal der Polizei durch brutale Grobheit und Gewaltthätigkeit hervorgethan; Pasquier wollte seine Anstalt und ihre Wirksamkeit populärer machen, und schärfte seinen Leuten Höflichkeit ein; hin und wieder gelang das Letztere auch. Er schuf einen Gesundheitsrath, sorgte für bessere Beleuchtung, führte eine zweckmäßige Löschordnung ein, und traf auch sonst noch zweckmäßige Einrichtungen.

Aber er war ein blindes Werkzeug in Napoleon's Händen, namentlich verfolgte er die liberalen Schriftsteller und die Satyriker auf's Heftigste. Doch entgingen ihm Viele und trotz aller seiner Späher konnte er den Verfasser des „Roi d'Yvetot“ nicht ausfindig machen. Bekanntlich rührt das berühmt gewordene Gedicht von Beranger her. Auch die Verschwörung Mallet's wurde angezettelt, ohne daß er Kunde erhielt, doch ließ Napoleon ihn auf seinem Posten.

Die Restauration schuf eine Polizeidirektion für das ganze Königreich, verwirrte aber damit die ganze Maschinerie. In der obern Leitung war längere Zeit viel Schwanken. Aber die Periode von 1815 bis 1830 ist die schlimmste in den Annalen der Pariser Polizei. Sie bekümmerte sich damals mehr um politische Angelegenheiten als je zuvor, und war noch strenger, argwöhnischer und inquisitorischer geworden. Im März 1815 hatte sie eine geheime Korrespondenz und ein Spionirsystem begründet, die bis in die geheimsten Familienkreise drangen. Man beschuldigte sie, Meuchelmörder gedungen, Verschwörungen angezettelt und zum Hochverrath aufgestachelt zu haben, und die Zeit hat bewiesen, daß sie sich die ärgsten Verbrechen zu Schulden kommen ließ. Sie hatte einst in ihr Netz verwickelt nicht weniger als 22 Pairs von Frankreich, 18 Generale und 38 Schriftsteller und Künstler. Die persönliche Freiheit war auf's Höchste gefährdet, die Presse auf das Strengste überwacht. Die ganze Leitung der Polizei befand sich in den Händen von Priestern, welche nur nachholen wollten, was sie zwischen 1789 und 1815 hatten versäumen müssen.

Im Jahre 1821, als Delavau Polizeipräfekt war, gab es in Paris drei verschiedene Polizeien, die einander gegenseitig überwachten. Die Palastpolizei, welche blos dem Könige und den Prinzen diente, bestand aus Leuten aller Klassen, die des Pavillon Marsan wurde vorzüglich durch Jesuiten gebildet und hatte viele Geistliche zu Werkzeugen; die dritte war Polizei der Präfektur. Jede wollte hinter die Pläne und Anschläge der andern kommen, und der Präfekt mußte die Polizei des Palastes und der Jesuiten eben so scharf überwachen, wie die „Feinde des Staates.“ In allen Gesellschaftskreisen wimmelte es von Spionen, und es war höchst gefährlich, im eigenen Hause einen freimüthigen oder verfänglichen Ausdruck zu wagen. Eine Madame Monnier hatte einen Salon eröffnet; die Mittel dazu flossen aus der Polizeikasse. Bei der hübschen Frau trafen ausgezeichnete Schriftsteller, Künstler, reiche Kaufleute, Offiziere, Juristen und andere Männer zusammen, welche eine nicht aus einseitigem Bestandtheilen zusammengesetzte Gesellschaft gern haben. Es wurde lebhaft verhandelt, und die Damen nahmen lebhaften Antheil an der Debatte. In dem einen Zimmer wurde Musik gemacht, im andern Karten gespielt, im dritten konversirt. Eines Abends redete sich ein Mann, der selten in der Gesellschaft fehlte, in die Wärme hinein und sprach sich lebhaft für eine Republik aus. Als er später das Haus verließ, gesellte sich ein General aus weiland Napoleon's Kaisergarde zu ihm: „Theuerster Baron, Sie haben sich heute selbst übertroffen; der Tag ist aber nicht fern, an welchem wir die Ratten aus dem Hause treiben. Sparen Sie bis dahin ihre Beredtsamkeit auf, wir werden sie besser nützen können, wenn es erst Zeit ist. Ich will Ihnen weiter nichts sagen; aber nach wenigen Tagen sollen Sie etwas hören, das Ihnen Freude machen wird.“ So der General. Er und der Baron kairschten mit den Zähnen, drückten einander die Hand auf den Schwur: Tod den Bourbons, und schieden. Am andern Morgen erhielt der Polizeipräfekt vom Direktor der geheimen Polizei ein Schreiben, das ihm zur Pflicht machte, sogleich in's Schloß zu gehen, wo ein hochgestellter Vertrauter Ludwig's des Achtzehnten seiner bereits harrte. „Die Dinge gehen so merkwürdig,“ so lautete die Anrede, „in Paris werden Verschwörungen angezettelt, und Sie wissen nichts davon!“

„Nein, Herr Herzog (— wahrscheinlich ist Decazes gemeynt —), ich weiß nichts, aber ich kann Ihnen versprechen ....“

„Versprechen Sie nichts, bevor Sie diesen Bericht hier gelesen,“

Der Präfekt las ihn aufmerksam durch. Dann griff er in seine Tasche, überreichte dem Herzoge gleichfalls einen Bericht, und sagte: „Lesen nun Sie; hier habe ich das Gegenstück zu ihrem Berichte.“ Der Spionibericht, welchen der Herzog erhalten hatte, war von dem „republikanischen“ Baron, jener an den Polizeipräs-

fekten gelangten vom „napoleonischen" General unterzeichnet worden. Beide waren geheime Agenten verschiedener Polizeien einer gegen den andern verrathen. Die Sache wurde bekannt und wurde damals viel — besacht!

Debelleyma trat 1828 an die Spitze der Polizei. Er bekümmerte sich weniger um politische Spionerie, „als um nützliche Verbesserungen. Er gab den Polizeibeamten Uniform, schuf die Stadtsergeanten, und ihm verdankt Paris die Omnibus. Auf ihn folgten Mangin und Delessert. Ihr Amt war sehr schwierig. Paris hat etwa eine Million Einwohner; die Ausgaben für die Polizei betragen zwölf Millionen Franken. Damit unterhielt man 2597 unbezirrte und 647 berittene Polizeidiener, 830 Spritzenleute, 300 Stadtsergeanten, eine Anzahl Polizeibureaux, die Tag und Nacht offen waren und von 300 Leuten bedient wurden. Dazu kommen noch Inspektoren und Agenten aller Art, im Ganzen etwa 2000. Die eine Abtheilung der Polizei war politisch, die andere beschäftigte sich um das Sittliche. Zu der ersten wählte man die pfiffigsten Leute; sie sollte Verschwörungen und Versuche zum Aufstand überwachen. Ihre Agenten kannten einander nicht, meist waren es heruntergekommene Leute aus den gebildeten Ständen, welche sich durch Verschwendung, Laster und Trägheit ruinirt hatten; hübsche, nicht mehr ganz junge und etwas ausschweifende, wenn auch nicht vor der Welt auffällig lebende Frauen. Die Agenten waren überall, in Familienkreisen und an allen öffentlichen Orten.

Die eigentliche sittliche Polizei hatte und hat noch den schwersten Dienst. In einer Stadt, in welcher mehr als 5000 Häuser sind, deren Inhaber davon leben, daß sie möblirte Wohnungen an Fremde vermiethen, und die tagtäglich von der Polizei nachgesehen werden, ist für die letztere viel zu thun. Auf der Präfektur laufen jährlich mehr als eine Million Berichte ein. Und was für Mühe kostet es, zwanzig bis vierzig Tausend Gerüstinge zu überwachen, die von den Galeeren und aus den Gefängnissen entlassen worden sind, und sich nun in Paris zusammendrängen. Die Polizei kennt die Gaunernamen von etwa 30,000 Taugenichtsen, ihre Adressen, ihre Verbrechen, ja ihre Manieren. Ueber Jeden sind Akten vorhanden. Die Polizei ist jetzt im Wesentlichen ganz so geblieben, wie vor der Februar-Revolution. Nur heißen jetzt die Munizipal-Gardisten „Republikanische Garde" und Stadtsergeanten „Schutzleute von Paris." Im Uebrigen besteht die alte Willkür fort.

Elektrotelegraphische Romantik.

Jede neue Erfindung des menschlichen Geistes bringt in ihrer praktischen Ausführung eine neue Poesie mit sich. Wir haben bereits eine ziemlich entwickelte Romanik der Eisenbahnen und schon beginnt sich auch die poetische Seite des elektrischen Telegraphen herauszubilden. Unter der Aufschrift „Ein Abend im elektrischen Bureau" bringt ein englisches Blatt folgende Mittheilungen, welche manches Interessante über diese neue Seite des geheimnißvollen Gedankenboten enthalten.

„Auf der Station von — angekommen, fand ich, daß mein Gepäck, das ich mir aus der Hauptstadt hatte nachschicken lassen, noch nicht eingetroffen war. Ich hatte keine Zeit zu verlieren und ließ durch den elektrischen Telegraphen in London nachfragen. Neugierig über das Schicksal des Ausgebliebenen begab ich mich selbst nach dem Büreau. Der Telegraphist der Station war ein junger Mann von einnehmendem Aeußern und mittheilsamer als die meisten seiner Kollegen. Er lud mich freundlich ein, in sein Zimmer zu treten. Es war ein kleiner behaglicher Raum; der Fußboden mit Teppichen bedeckt, im Kamin brannte ein lustiges Feuer; auf dem Tische lagen Bücher, die dem literarischen Geschmack ihres Besitzers Ehre machten. Bald knüpfte sich ein Gespräch zwischen uns an. „Sie glauben nicht," sagte mein neuer Bekannter, wie sehr eine Beschäftigung wie die meinige, es zur Gewohnheit macht, sich kurz zu fassen, und was man zu sagen hat, in so wenig Worten als möglich zu sagen. Ich schreibe zuweilen kleine Aufsätze und finde, daß ich unwillkührlich allen Worts- und Satzschwulst vermeide, sprechen wie wenn ich eine Nachricht telegraphirte. Sie haben aber noch keinen Begriff, was für weitschweifige Botschaften wir oft zu melden bekommen. Wir kürzen sie um die Hälfte, dann werden sie erst recht verständlich. Um nichts wird der Telegraph mehr in Requisition gesetzt, als um zerwißte Damenbänder: kein Tag vergeht ohne solche Nachfragen. Und was für Beschreibungen! Die ganze Geschichte des Thiers, seine Gewohnheiten und Tugenden. Wir reduziren sie auf ein Paar Zeilen, und das reicht vollkommen aus!" — „Hier," wandte es sich nach dem Zifferblatt des Telegraphen, beobachtete es einen Augenblick und ließ die Augen wieder in das Buch fallen, das er eben in der Hand hatte. — „Sprach Jemand mit Ihnen?" fragte ich. — „Nicht mit mir, sondern mit der — Station." — „Wie wissen Sie das? — warum blicken Sie von ihrem Buche auf?" — „Weil ich die Drähte hörte." — „Ich habe sonst auch ein feines Gehör, aber ich habe nichts gehört." — „Das macht die Gewohnheit. Auch Sie hören vielleicht die Vibration, wußten aber nicht was es war. Mein Ohr ist für dieses Geräusch so empfindlich, daß es mir nie entgeht. Wir haben zwar einen Wecker (hier berührte er einen Draht und augenblicklich schlug ein Hammer an eine Glocke), aber ich unterbreche in der Regel die Verbindung, weil der Lärm zu grell in die Ohren dröhnt." Ich hörte jetzt ein Geräusch, wie wenn man den Finger einer Elektrisirmaschine nähert und ein Funke herausschießt. Ich blickte auf und sah die Nadeln sich hin und her bewegen. Der Telegraphist stand auf und trat an die Maschine. Vorwärts und rückwärts gingen die Nadeln, nach der Rechten, der Linken, dann mit einem Ruck weiter bald zurück und so fort, während der Telegraphist zwei von dem Instrument herabhängende Griffe in den Händen hielt und von Zeit zu Zeit damit telegraphirte. Während der ganzen Zeit war sein Blick unverwandt auf das Zifferblatt gerichtet, ähnlich wie auf das Gesicht einer Person, mit der man spricht und deren Charakter man aus ihren Mienen studirt, möchte. Die Botschaft wurde auf eine Schiefertafel niedergeschrieben und dann auf ein Blatt Papier kopirt, das einem der Boten zur Beförderung gegeben wurde. — „Ich weiß, wer die Depesche telegraphirt hat," — sagte mein junger Freund. „Wie ist das möglich?" — „Ich erkenne es aus der Art und Weise, wie er mit den Nadeln umgeht. Ich weiß das so sicher, wie wenn der Mann vor mir stünde. Sie werden keinen Unterschied in den Vibrationen entdecken, und doch besteht ein sehr großer. Unentschlossenheit, Unsicherheit, Haft oder Fertigkeit, Alles kann man an den Bewegungen erkennen. Der ganze Charakter des Telegraphirenden, seine augenblickliche Stimmung, theilt sich den Nadeln mit; auf dem Zifferblatt sehe ich den inneren Menschen vor mir. Mein Kollega da drüben ist ein braver Mann, aber vorsichtig, unentschlossen, niemals sicher, ob er auch keinen Fehler macht. Die Nadeln gehen nur langsam von einer Seite zur andern, es ist kein resoluter energischer Sprung. So ist der Mann selbst. Das Zifferblatt verräth den Charakter." — „Das ist wirklich interessant, bemerkte ich. Daß man mit einer hundert Meilen entfernten Person reden kann, wie wenn sie Einem gegenüberstünde, ist schon außerordentlich; daß sich aber die Gemüthsstimmungen auf solche Ferne augenblicklich verrathen, das ist vielleicht noch wunderbarer." — „Auch an der Weise, wie Jemand Ihre Botschaften empfängt, können Sie erkennen, mit wem Sie zu thun haben. Einer, der schwer begreift, wird Sie das ganze Wort gehen lassen, während ein anderer schon nach dem ersten Buchstaben das Zeichen geben wird: „Ich verstehe." Selbst dieses Zeichen wird von dem Einen mit einem entschiedenen festen Ruck gegeben, während bei einem andern, langsameren Geistes, auch die Nadeln behächtig sind." — „Ich bemerke, als Sie die Depesche erhielten, daß Sie kann und wann einen ungewöhnlich starken Ruck gaben. Was bedeutete das?" — „O! antwortete er lachend, das war ein unwilliges „Verstanden!" Mein Kollege drüben pausirte um zu sehen, ob ich ihn verstanden, und durch die brüske Weise,

wie ich ihm Ja! sagte, zeigte ich ihm, daß sein Zweifel mich ungebührlig machte. Das ist freilich nicht allzuhöflich." — „Aber hat der Andere auch Ihre Remonstration verstanden?" — „Gewiß, ich erkannte es sogleich daran, daß er seine Manier änderte. Denn mein „Verstanden" bedeutete zugleich: Natürlich verstehe ich's, fahren Sie also rasch fort und halten Sie sich nicht länger mit so langweiligen Fragen auf." — „Sie dürfen den Telegraphen wohl keinen Augenblick verlassen?" fragte ich. — „Nein, ich oder mein Bruder, einer von uns Beiden muß stets anwesend seyn. Wir wechseln. Gegenwärtig ist mein Bruder verreist und so wache ich schon die dritte Nacht." — „Das muß sehr ermüdend seyn, zumal da Sie nicht einnicken dürfen, aus Furcht, daß etwas passirt." — „Ermüdend allerdings. Eine Bewegung der Drähte würde mich aber bestimmt wecken. Wie oder warum, kann ich nicht sagen; aber das leichteste Erzittern erregt mich. Ob ich es fühle oder höre, weiß ich nicht, aber ich weiß, wann die Drähte sich bewegen. Des Nachts haben wir indeß meist Ruhe. Gegen Morgen kommen die auswärtigen Posten an und dann haben wir die Depeschen für die Zeitungen zu telegraphiren. Das erfordert eine unaufgesetzte Arbeit von mehr als zwei Stunden. Eine lange Korrespondenz ist wahrhaft ermüdend. Sobald es vorüber ist, wird Alles in ein Buch eingetragen. Das ist die langweiligste Partie unseres Geschäfts. Jede Depesche, wichtig oder nicht, wird in ein Journal eingetragen; allmonatlich werden die Rechnungen und das Geld eingesandt und die Journale der verschiedenen Bureaux verglichen, ob auch Alles in gehöriger Ordnung ist." — „So erfahren Sie also alle auswärtigen Nachrichten früher als irgend jemand anderes, und was die ersten Morgenausgaben melden, ist für Sie schon etwas Altes. Mich wundert, daß Personen, die sich etwas Wichtiges und Geheimes zu melden haben, ihr Geheimniß Männern anvertrauen, die ihnen gänzlich unbekannt sind." — „O! da ist keine Furcht, daß wir etwas ausplaudern. Von einem Telegraphisten bekommen Sie nichts heraus. Wir sind zum strengsten Geheimniß verpflichtet, müssen auch eine beträchtliche Summe (500 Pfd. St.) als Kaution stellen. Unsere Gewissenhaftigkeit muß in dieser Hinsicht über allen Verdacht erhaben seyn, denn allerdings gehen oft sehr wichtige Dinge durch unsere Hände." — Mein junger Freund zeigte mir hierauf seine Wohnung. Neben dem Bureau befand sich ein Wohnzimmer, gegenüber die Küche, eine Treppe höher das Schlafzimmer, Alles klein, aber äußerst behaglich eingerichtet. — „Haben Sie viel Zeit gebraucht, das Telegraphiren zu erlernen?" fragte ich. „Nein — es ist nicht so schwer, aber die übersandten Mittheilungen rasch und leicht zu lesen, das erfordert doch längere Uebung. Die schnelle Beförderung einer Depesche hängt hauptsächlich von dem Empfänger ab: denn wenn er ein guter Kopf ist, versteht er die Wörter, ehe sie zu Ende buchstabirt sind; so kommt er dem andern auf dem halben Wege entgegen und die Mittheilung erfolgt außerordentlich rasch." Ein gewaltiges Geräusch rief uns wieder in das Bureau. Es war die Alarmglocke, die eine Depesche ankündigte. Die Nadeln bewegten sich hin und her. „Ist das für Sie?" fragte ich. „Ja," war die Antwort, „so viel Mal zur Rechten und so viel Mal zur Linken bedeutet meine Station." — Ich konnte nun recht wahrnehmen, wie rasch mein Gefährte die Bewegungen der Nadeln las. Rasch folgte ein Ruck „Verstanden" dem andern. Einmal bemerkte ich eine ungewöhnliche Bewegung. „Was bedeutet das?" fragte ich nachher. „Das sollte heißen: Sagen Sie das noch einmal. Ich verstand die Zeichen nicht und wie ich richtig vermuthete, hatten die andern Telegraphisten einen Fehler gemacht." — Der Abend war schon weit vorgerückt, und noch immer konnte ich mich nicht von meinem freundlichen Erzähler und dem behaglichen Platze am Kamin trennen. Schon lange waren keine Besuchsstunden mehr angekommen. Da rührten sich die Nadeln wieder. „Ah! das ist von der — Station, rief mein Gefährte. Ein Freund spricht mit mir. Er fragt mich, ob ich allein bin. — „Nein, ein Freund ist bei mir." — „Freut mich, daß Du nicht allein bist, denn das ist entsetzlich langweilig" — kam als Antwort zurück. „Fast alle Abende," sagte mein Gefährte, „halten wir solch ein Zwiegespräch. Er ist nicht gern einsam, und so unterhält er sich mit mir." „Wer ist bei Ihnen?" fragte der einsame Kollege auf der — Station. „Niemand, den Du kennst," war die Antwort. — „Wir wollen ihm ein Räthsel aufgeben. Fragen Sie ihn: Wann brauchte Adam zuerst einen Spatierstock? — „Als Eva ihm einen kleinen Cain präsentirte!" (Cain und cane, Spatierstock, klingen im Englischen gleich) kam auf der Stelle als Antwort zurück. „Der Schelm! rief ich, gewiß hat er das Räthsel schon gekannt!" und wir lachten Beide herzlich. „Der Schelm! gewiß hat er das Räthsel schon gekannt" ließ mein Gefährte die Drähte wiederholen. — „Sehen Sie die Nadeln! wie sie sich bewegen," sagte ich. „Ja er lacht. Das bedeutet Lachen. Er lacht recht herzlich." Ruck! Ruck! Ruck! wir lachten durch den Telegraphen wieder, wie wir es in Wirklichkeit thaten. Ein anderes herzliches Lachen kam zurück, dazu eine „Gute Nacht". Auch wir wünschten „Gute Nacht" und unser Abendgeplauder war beendet.

Ein Beitrag zur deutschen Einigkeit.

Die deutsche Einigkeit scheint nun endlich vollständig gesichert, und zwar wider Erwarten doch noch durch die Dresdener Konferenzen. Freilich wird sie nicht das Werk der Minister seyn, sondern zweier Dresdener Schneider: Gustav Adolph Müller und Heinrich Klemm sind die Schöpfer dieser Einigkeit, aber wenigstens haben sie doch die Mithülfe der politischen Konferenz in Anspruch genommen. Die beiden sächsischen Patrioten haben sich nämlich zur Herausgabe einer „Europäischen Modenzeitung" vereinigt und die erste Nummer mit folgendem Anschreiben an sämmtliche Vertreter deutscher Staaten bei den Dresdener Konferenzen gesandt:

„Ew. Fürstliche Durchlaucht (Ew. Excellenz) wollen huldreichst geruhen, die erste Nummer der „Europäischen Modenzeitung", welche wir hier zu überreichen uns unterthänigst erlauben, einer geneigten Achtung zu würdigen, um daraus Kenntniß zu erlangen von einem Unternehmen, welches den ersten Versuch in Deutschland macht, eine selbstständige deutsche Mode zu begründen und zu repräsentiren. Zum Gelingen dieses nationalen Unternehmens ist hauptsächlich nöthig, daß sich diese Zeitung durch Billigkeit ein großes Publikum verschaffe, weshalb sie alle Unterstützung durch Beiträge, selbst die der tüchtigsten Kräfte, unentgeltlich beanspruchen muß und sie zu einzigen Belohnung nur als patriotischen Tribut für eine nationale Ehrensache bezeichnen kann. Um nun diesem Begriffe auch in der äußern Form eine würdige Bedeutung und dadurch eine höhere Weihe zu geben, hielten wir es für angemessen, dem Verein der ersten Capacitäten dieses Industriezweiges in Deutschland, welcher sich eben die Schöpfung einer nationalen Mode im ästhetisch-praktischen Stile (!!) und die wissenschaftlich-künstlerische Fortbildung der Bekleidungskunst zur Aufgabe gestellt hat, die Benennung „deutsche Bekleidungsakademie" beizulegen, und zwar (wenn auch nicht ebenbürtig) nach dem Vorbilde anderer Akademien, die oft nur von sechs oder acht Gelehrten oder Künstlern zur Erreichung bestimmter wissenschaftlicher oder künstlerischer Zwecke privatim gestiftet wurden, wie z. B. die Akademie française 1629 als Privatverein entstand u. a. m. Würde sich aber dieses nationale Unternehmen noch der Gunst und Beförderung der hohen deutschen Regierungen zu erfreuen haben, so würde auch der Eifer und die Thätigkeit der Mitglieder für diesen Zweck, welcher jedenfalls immer mit Opfern verknüpft ist, um so dauernder gewonnen und erhalten, ja ihnen noch ein besonderer Impuls verliehen werden. Und da und der Zufall begünstigt, daß gerade der Beginn unsers Unternehmens, welches eine Vereinigung Deutschlands auf dem Gebiete der Mode erstrebt, zusammenfällt mit einer für Deutschland so wichtigen Epoche, wo die hohen Vertreter aller deutschen Staaten in Dresden versammelt sind, um Deutschlands politische Einigung zu bewirken, so glauben wir nicht verhehlen zu dürfen, diesen Wink des Zufalls zu benutzen und durch Ew.

Fürstliche Durchlaucht (Ew. Excellenz) die Aufmerksamkeit Höchst (Hoch) Deren Regierung auf unser Unternehmen zu lenken, und für dasselbe um Höchst (Hoch) Deren Begünstigung und huldreichste Beförderung unterthänigst zu bitten."

Merkwürdige Prophezeihung.

Dem zählte in Ungarn manche Verehrerin. Unter diesen war eine in den Annalen der ungarischen Revolutionsgeschichte oftmals genannte Dame, deren auch in englischen Blättern, wie in den „Memoirs of a Hungarian Lady by Theese Pulssky" gedacht wurde. Zarte Rücksichten zwingen uns, diesen Namen zu verschweigen, und bloß nachstehende Scene, deren Wahrheit wir verbürgen können, mitzutheilen, mag sie auch manchen schuldvolle Mann mitleidig beleuchten. Jene Dame ist in Südungarn ansässig, und Bem war in der Zeit seines Glückes und Ruhmes mehrmals bei ihr zu Gast gewesen. Als er nach der verlorenen Schlacht bei Temeswar die beschwerliche Flucht nach Orsova antrat, sprach er zum Abschied, pour prendre congé, wie er bei dem Eintritte wehmüthig lächelnd meynte, noch einmal bei seiner Freundin ein. Der Insurgentenchef Kmety war Tags zuvor mit wenigen Begleitern durch dieselbe Ortschaft gekommen, und blieb bald nach seinem Abzug verschollen. Die Frau vom Hause machte Bem, wie den gleichfalls anwesenden Guyon, der eine kleine Truppe kommandirte, auf diesen räthselhaften Umstand aufmerksam und ermahnte die Krieger, auf ihrem weitern Marsche Erkundigungen nach dem verschwundenen Waffenbruder einzuholen.

Während der bezüglichen Debatten stürzten die jüngsten zwei Söhne der Dame, Knaben von sieben und neun Jahren, in die Stube, und jubelten: „Mutter, die Kartenaufschlägerin kommt!" Es war dieß eine alte Walachin von fast männlicher Statur, schneeweißen Haaren und funkelnden schwarzen Augen. Eine unheimliche Erscheinung! Die Alte schlich hustend herbei, und die Frau vom Hause wollte sie eben höflich, aber entschieden abweisen, als Guyon den Wunsch äußerte, eine Probe ihrer Kunst zu sehen. Die Alte ließ sich nicht lange bitten und rangirte ihre schmutzigen, fast farblos gewordenen Kartenblätter auf dem Tisch. Der Engländer wollte einen Orakelspruch bezüglich seiner fernen Gattin erhalten. Die Walachin zog ab, schlug auf, und meynte bald darauf mit einer Art Jubel: „Ein günstiges Zeichen, hier der Herzkönig, dort die Herzdame, es liegt bloß die Sieben dazwischen. In sieben Monaten sehen sie sich wieder." Der Ausspruch ging bekanntlich fast in der angegebenen Zeitfrist in Erfüllung.

Bem ließ sich nun auch herbei, die Karten um das Schicksal Kmety's zu befragen. Wieder das alte Manöuver. Diesmal schienen die Karten nicht so günstig zu fallen, denn die Alte sprach kopfschüttelnd sinnlosses Zeug, endlich aber kam die alte Art Jubel, und sie rief: „Gerettet, der Tod, das Treffaß, ist hart an ihm, aber der Herzkönig, dieser Herr hier (sie wies auf Guyon) kam zwischen Beide zu liegen. Ich will noch einmal auslegen. Sie (Bem) sind Treffakönig." Eine neue Taille. In der letzten Reihe befanden sich Treffakönig und Pikaneönig (Kmety) nebeneinander, dann kam ein Siebener und ein Zehner, endlich das ominöse Treffeas. „Einer stirbt von Euch Beiden in siebzehn Monaten", sprach die Walachin, „aber welcher es ist, vermag ich nicht zu sagen." — Am andern Tage befreite Guyon seinen Kameraden Kmety in einem benachbarten Orte aus der Dorfhütte, in die ihn die Walachen gesperrt hatten, siebzehn Monate später geleitete Kmety Bem's irrdische Ueberreste zum Grabe.

Die Eisenbahnen zu Ende der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Die nachfolgenden Zahlen machen bei der etwas zu großen Abrundung zwar keinen Anspruch auf vollständige Genauigkeit, dürften aber demungeachtet von der Wahrheit nur wenig abweichen. Für denjenigen, den die Größe der Zahlen zu sehr überraschen sollte, mag nebenbei bemerkt werden, daß sie nach authentischen Daten zusammengestellt und vielleicht eher etwas zu gering, als zu hoch angenommen sind. Am Schlusse des Jahres 1850 oder der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts waren in Europa und Amerika Eisenbahnen im Betriebe und dafür aufgewendet in:

	Deutsche Meilen		M. fl. Gulden.
Großbritannien	1450	für	2900
Deutschland	1000	„	650
Frankreich	400	„	540
Anderen Staaten des Festlandes . .	300	„	250
Nordamerika	1650	„	500
Zusammen	4800	für	4840

Rechnet man hiezu für am Schluß des Jahres 1850 der Vollendung nahe gewesene Strecken nur 200 Meilen mit einem Kostenaufwand von 160,000,000 fl., so ergiebt sich eine Gesammtlänge der Bahnen von 5000 deutschen Meilen und ein Gesammtaufwand für dieselben von 5000 Millionen Gulden. — An der Gesammtlänge der Bahnen participirt Deutschland mit 20 Procent und an dem Gesammtanlagekapital mit 13 Procent. Von den deutschen Bahnen fallen auf

Oesterreich	300	Meilen für	200,000,000 fl.
Preußen	400	„ „	270,000,000 fl.
Andere Staaten	300	„ „	180,000,000 fl.
	1000 Meilen	für	650,000,000 fl.

Man kann annehmen, daß vor dem Jahre 1830 fast gar nichts für Eisenbahnen geschehen war. Es fällt sonach der ganze enorme Aufwand von fünftausend Millionen Gulden; womit eine nahezu dem Erdumfange gleichkommende Länge an Eisenbahnen hergestellt worden ist auf den kurzen Zeitraum von 20 Jahren! Und was ist nebenbei in dem gleichen Zeitabschnitt für die Anlage von Straßen, Kanälen, Telegraphen, für Dampfschifffahrt ꝛc. geschehen.

Pot-Pourri.

Kürzlich wurde dem Senate zu Washington eine Bittschrift von dem bekannten Luftschiffer Douglas vorgelegt, in welcher er um eine Unterstützung von 20,000 Doll. bittet, um einen Luftballon von 100 Fuß Durchmesser mit einer Hebekraft von 16 Tonnen zu bauen. Mit diesem Ballon will er nach Belieben fahren, zunächst aber eine Luftreise um die Welt machen. Er will nämlich bemerkt haben, daß in einer gewissen Höhe eine beständige Luftströmung von Westen nach Osten stattfinde, der man sich nur anvertrauen dürfe, um in dieser Richtung sicher und stetig fortgetrieben zu werden. Am Schlusse seiner Petition erinnert er daran, daß man auch über manche andere große Erfindungen zuerst ungläubig gelächelt habe, und bemerkt, daß er mit dem berühmten Fulton, dem Erfinder der Dampfschifffahrt, in demselben County geboren sey. Der Senat lachte bei der Vorlesung über das Project des Luftschiffers Douglas, hielt es für zu lustiger Natur und legte die Petition bei Seite.

Der Eisenbahn-Expreßist in Roth a/S. hatte einen zahmen Fuchs, den er jedoch, als derselbe dessen Knaben biß, fortjagte. Vier Tage darauf ging der Expreßor mit seiner Familie spazieren, und siehe da, im Walde traf er den Fuchs, der sogleich schwenzelnd auf seinen Herrn zulief und wie der zahmste Hund wieder mit nach Hause ging. Gerührt von diesem seltenen Alt der Anhänglichkeit wurde dem Fuchs das Gnadenbrod für seine Lebenstage zuerkannt.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 14.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 15. Febr.

Nachtgedanken eines deutschen Tabackrauchers bei der Kunde vom Tabakmonopol.

(Aus der „Berl. Const. Zeitung.")

Komm her geliebte Trösterin in traurigen Stunden, theure Tabacksp fe! sey mir gegrüßt und gestopft mit lieblichem Varinasknaster, den des Engländers Schiff von den Küsten des freien Amerika originaliter herüberbrachte nach Hamburg, den ich zerschneide, wie ihn des schwarzen Sklaven Hand zusammendrehte in eine köstliche schwere Rolle, sende du Theure dein blaues Gewölk in die dämmernden Lüfte und bringe in diesen schwülstigen Anfang a la Young ein wenig Klarheit und Lesbarkeit, damit mein Freund, der deutsche Leser, nicht sofort meinen Artikel auffammen läßt — in verächtlichem Fidibus!

Sie brennt, sie ist beseelt — sie hat Luft! Gestern noch fuhr ich ihr mit einem langen Drahte, daran geschmeidige Borsten waren, durch ihr respektables Innere und zog heraus des Rauchers ewigen Haß: den sogenannten Polacken, d. h. ein Pröpfstein die Röhre verstopfenden Tabaks, das man wiederum in Polen: einen „Deutschen" nennt; so gegenseitig ist die Verachtung. O könnte man doch mit einem solchen Borstenbrahte und Pfeifenräumer auch durch die Verfassungsfeinde und Ausländer fahren und die reaktionären Pfropfen und Polacken aus ihrem engegebohrten Innern ziehen; du, meine geliebte Pfeife, wärest nicht in Gefahr, gestopft zu werden mit inländischen Kräutern und pestilenzialischem Wegerich und Lattich.

In den Zeitungen habe ich gelesen und das lange Gesicht meines Tabackhändlers straft sie nicht Lügen, daß die Rede ist von einer Knechtung des fremden Tabacks in Deutschland!

Ich glaube bei Gott, daß sich das lange Gesicht von Tabackhändler einbildet, die Deutschen werden ihr Nationalitätsgefühl geschmeichelt und erhoben fühlen, wenn ihre Einheit dadurch hergestellt wird, daß alle Stämme den einheimischen Stänkertabak zurechen müssen? O mein Tabackhändler, wie wenig kennst du den kosmopolitischen Deutschen!

Kleine Austern aus England, Schinken aus Bajonne, Caviar aus Astrachan, Braune Mouton aus Bordeaux, eine Cigarre aus der Havannah — wann der Deutsche sich daran erfreut hat, dann spricht ihm gemüthlich bei einer Tasse Mokka aus Java, von der deutschen Einheit — stopft ihm aber die Pfeife mit Blätterabrer und er wird euch wie Hiob ins Gesicht segnen!

O ihr wißt nicht, was ihr thut, ihr Männer der Dresdener Konferenzen; ihr werdet den Deutschen in Verzweiflung bringen. Ja, es gibt Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln, traurig ist es, aber wahr; jedoch glaubt mir, sie sind nicht gefährlich, so lange ihr ihnen die Pfeife und den guten Taback laßt; einmal dieses Palladiums beraubt, wird jeder Schlafrock zum Harnisch, jeder Pantoffel zum Sporenstiefel, jede Pfeife zu einer Zündnadelflinte. Rührt den Tabak nicht an, wenn euch die monarchischen Empfindungen Deutschlands lieb sind. Hätte Shakespeare den Tabak gekannt, ich bin überzeugt, er würde den Cäsar bei seiner Beschreibung des gefährlichen hageren Cassius haben hinzufügen lassen: „Cassius raucht nicht — Brutus, laßt Männer um mich seyn mit langen Pfeifen, dieser Cassius sieht den Tabak — Brutus, schafft Männer mit gefüllten Tabackbeuteln, die nicht Böses sinnen!"

Warum blüht die Dedpotie im Orient? weil die Menschheit aus langen Wasserpfeifen mit dicken Bernsteinspitzen Tabak raucht, weil der Mensch mit solch einer Pfeife ruhig sitzen bleiben und Regierung und Schicksal still über sich ergehen lassen muß.

Warum hat man in China kein Parlament und keine freie Presse, wie in Wien und Berlin? weil der Chinese eifriger Opiumraucher ist und das Aroma des Mohnsaftes sein Hirn umnebelt.

Berührt also nicht die Heiligkeit eurer mächtigsten konservativen Verbündeten in Deutschland. Nicht jener große Czar am scythischen Gestade der Neva schützt euch so mächtig, als der blaue Dampf, der an jedem Morgen aus Millionen Pfeifen und Cigarren von Deutschland gen Himmel aufsteigt, als gedeihliche Atmosphäre deutscher Philosophie und Geduld.

O glaubt es, erhabene Conferirende, mit der Pfeife im Munde erträgt der Mensch die schrecklichsten Qualen. Raucht nicht der indianische Häuptling, wenn er an den Marterpfahl gebunden ist und man ihm lebendig die Haut abzieht? raucht ich nicht, wenn mich junge Dichter besuchen und mir stückweise ihre Gedichte vorlesen?

Ohne Pfeife nur Tod und Blutvergießen! Der große General Seidlitz rauchte bis mitten in das Treffen hinein, wenn es aber zur Attaque ging, schleuderte er die Pfeife weg, zog den Säbel, und wehe seinen Feinden!

Und nun denkt eure Pläne ausgeführt, folgt mir am Arm der Phantasie in die Zukunft! ich will mit zur Abwechselung eine La Fama vom guten Gerold anzünden und euch Deutschland ausmalen, wie es unter einer Tabaksmonopolpfeife aussehen wird.

Denkt euch fünf Jahre weiter und alle Cigarrenläden in Berlin geschlossen. Die Stadt wird hiedurch ein so düsteres Aussehen bekommen, als ob man die Leichenfeier des größten Helden Deutschlands beginge. Eine ungeheure Menge von Männern und Knaben zieht stumm die Linden hinunter zum Brandenburger Thor hinaus, wo in dem glänzend wiederhergestellten Krollschen Lokal eine großartige Ausstellung veranstaltet worden ist. Hier steht man mit polizeilicher Bewilligung alles, was auf den Taback der Vorzeit von 1851 Bezug hat.

In einem Käfig links erblickt man einen alten Importeur. Hart daneben steht ausgestopft der letzte Hornbrechsler und Pfeifenfabrikant. Unter Glas, mit einem feinen Gitter darüber, steht man einige halbe und ganze Dutzend ächter Cigarren. Ein viertelhundert Regalia wird gegen ein besonderes Entrée in einem getrennten Zimmer gezeigt und durch ein Glas gesehen. Allgemeine Aufmerksamkeit erregen die Holzpflöcke auf einer Rolle Varinas. Draußen auf dem Exerzierplatz sind zwei Bataillone Tabackschnüffler, welche aus brodlosen ehemaligen Tabackhändlern gebildet sind, mit militärischen Evolutionen beschäftigt.

Das Aussehen der Stadt hat sich sonst noch wesentlich verändert. Eine Menge Wirthshäuser sind eingegangen, weil in ihnen heimlich ächter Taback geraucht worden ist und ihnen die Konzession entzogen werden mußte.

An ihre Stelle sind einige prächtige Gebäude getreten, in denen der Regietabak verkauft wird. Scheu weicht das Volk diesen Bauwerken aus und der Patriot zerdrückt mit seinem Stiefelabsatz heimlich eine Thräne in seinem Auge.

Die Moral hat bereits gelitten. Frauen, die Jahre lang stillschweigend das Rauchen ihrer Männer duldeten, haben sich von ihnen getrennt, seit sie Regietabak zu rauchen angefangen. Braun-

paare, die seit vielen Jahren verlobt, nur einer Anstellung entgegensehen, vereinigten sich auf einer schattenreichen Rendezvous-promenade. „Was rauchst du für eine scheußliche Cigarre, mein Oreste?“ fragt sie — „Es ist ein Houstonisches Havannah, Hollow, das Mille 30 Thlr., meine Alsiphone!“ antwortet er — worauf sich Beide stumm nennen. Sie sehen sich nicht wieder.

In den philosophischen Schriften der Gelehrten vermißt man den norddeutschen Tiefsinn, die Logik darin wird schlotterig, man fängt an, diese Werke für geniessbarer zu halten. In der Lyrik macht sich wieder der Lebensüberdruß und Europamüdigkeit geltend. Von Düsseldorf geht in der Malerei eine neue Richtung, die der trauernden Tabacksraucher aus. Auf der Kunstausstellung von 1836 werden sich 799 Gemälde befinden, auf welchen Alger, Ritter und Engel dargestellt sind, welche wegen Verschlechterung des Tabacks in traurige Betrachtungen verloren, theils ferne Berge, theils nahe Pfeifen anstarren. Unter den Sculpturen befindet sich ein Basrelief von Rauch, darstellend die Apotheose von Prätorius und Brunzlow, bestimmt für das Familienbegräbniß dieser sich zu Tode getrauert habenden Tabak-Fabrikanten.

Auf die Preise der Lebensmittel ist das Monopol nicht ohne Einfluß geblieben. Wirsigkohl, Grünkohl und Spinat sind nur noch von Reichen zu bezahlen, da diese ehemaligen Gemüse zur Anfertigung der besseren Tabacksorten gebraucht werden. Dafür ist die Einfuhr des Seegrases um das Hundertfache gestiegen, und da der Preis des Lebens gesunken ist, raucht man nur noch das vergängliche Thonpfeifen. Man denkt hierin ganz muhamedanisch: daß der Mensch keine Geräthe haben müsse, die länger dauern, als er selber.

Doch warum noch fernere traurige Blicke in die Zukunft? Pindar hatte gut reden, wenn er das Daseyn des Menschen „den Schatten eines Rauches“ nannte; der Preuße der Zukunft wird sich bedanken, der Schatten solch eines Rauches zu seyn, und nur der Selbstmörder wird nicht mehr zu Strick und Pistole greifen, sondern im Lokalbericht wird man in dem bekannten klassischen Conspahler-Deutsch lesen:

„Gestern tödtete sich ein alter Mann aus Lebensüberdrüssigkeit mit seiner Tabackspfeife, indem er das Oleum baraco verschluckte, wovo weiß man nicht. Berlin, 4. Februar 1835.“

Neues über Centralafrika.

Der berühmte Reisende in Centralafrika, Baron Dr. Müller hielt vor einer ausgewählten Gesellschaft in Dresden einen kurzgedrängten, geist- und geschmackvoll eingekleideten Vortrag über seine Forschungen und Beobachtungen in jenen geheimnißvollen Landstrichen, die seit den Römerzeiten her trotz aller kühnen Versuche für uns eine terra incognita geblieben sind. Die Quellen des Nils, des Niger und Senegals, die fabelhaften Mondgebirge und die scheinbar fruchtbaren Binnenstrecken, in denen vielen Hypothesen zufolge die nach Afrika hinüber gedrängten Mauren spurlos verschwunden sind, bleiben der ewige Pol, nach dem der Kompaß aller Gelehrtenschnsucht ruhelos stiebt. Uebrigens scheint eine solche Entdeckung nur derjenigen vielleicht nicht mehr fernen Periode vorbehalten zu seyn, in welcher die Europäer jene mit ihren Regierungen unzufriedenen Völker untersucht haben, denn selbst der männlichen Energie des Barons Müller haben die feindlichen, mißtrauischen Gesinnungen der vielen kleinen Völkerstämme oberhalb des Nils ein beklagenswerthes Ziel gesetzt. Auf dem Punkte, wo er wenden mußte, im 4. Grade nördlicher Breite, sah er noch immer die erwünschten Gebirge nicht, aber nach vieler vorsichtigen Frage an einen Eingeborenen, wo denn der weiße Nil eigentlich herkomme? erzählt ihm dieser mit glaubwürdiger Treuherzigkeit, er sey, nachdem er 16 Milliöserschwemmungen (Jahre) erreicht habe, mit seinem Vater 30 Tagreisen weit von hier aus stromaufwärts gereist. Da endlich hätten sie eines Morgens gewaltige Berge vor sich gesehen, die oben weiß gewesen seyen; von ihnen stürze der weiße Nil herab. Wir müssen dieses „Weiße“ für Schnee erkennen, von dem die Afrikaner keinen Begriff haben, und wenn wir dazu etwa den 2. Grad nördlicher Breite, oder gar wie Andere meynen, den Aequator in's Auge fassen, so läßt diese Schneelinie im heißen Afrika auf eine enorme Megrehöhe schließen.

Eine wesentliche Bemerkung glaubte der Reisende dadurch machen zu müssen, daß er auf die Worte Strabo's: „Aegypten gleiche in Allem dem Himmel,“ zurückwies. Die frühere Fruchtbarkeit, der Anbau, der Luxus und die Macht des Landes konnte dem alten weltkundigen Römer diesen Ausspruch nicht abgezwungen haben. Es schien sich derselbe mehr auf eine wissenschaftliche Allegorie, auf eine mysteriöse Symbolik zu beziehen. Wirklich ist diese Symbolik zum Theil ermittelt worden, denn wenn man in der Wüste vom Sonnentempel aus die Einsenkungen der übrigen Tempel mißt, diese auf einer Karte verzeichnet und durch diese Punkte einen Kreis um den Tempel des Sol beschreibt, so ergibt sich aus diesen Zirkeln und ihren gegenseitigen Differenzen, daß die denkenden Alten den frühern Theil unsers Planetensystems gekannt, genau berechnet und hier bildlich verzeichnet haben. Ebenso findet sich in den gegenseitigen Dimensionen der Pyramiden ein genaues mathematisches Verhältniß, wenn uns auch die Hypothese, die Alten hätten in einer Vorahnung vom Untergange ihrer Wissenschaften hierdurch gewisse Sätze für ewige Zeiten fixiren wollen, etwas gewagt und haltlos erscheint. Läßt sich auch ziemlich bestimmt erweisen, daß diese Gigantenbauten schwerlich allein zu Mausoleen der Könige bestimmt waren, so scheinen sie doch aus dem Triebe, eine gewaltige fetdische Macht zu bekunden, entstanden zu seyn, aus einem Triebe, analog demjenigen, welcher unter den Tyrannen der Urzeit durch den ganzen Osten ging, und die Cyklopenbauten, den babylonischen Thurm, die chinesische Mauer, die indischen Felsenmonumente von Elephantine und andere architektonische Riesen durch Sklavenkräfte und unterjochte Völkerstämme zu Ruhm und Triumph des Siegers oder der allgemeinen Herrschermacht erschaffen hieß.

Sehr charakteristisch sind die Züge, welche und der beschedene liebenswürdige Gelehrte von den Völkern Afrikas erzählte. Wenn ein Reisender, natürlich mit Dienerschaft und Bedeckung, auf den eigenthümlichen Nilkähnen den Strom entlang fährt, so ist es bei den Ortschaften und Dörfern Sitte, daß der Zschech auf das Boot kommt und sich nach den Wünschen und Bedürfnissen des Fremdlings erkundigt. Dr. Müller beantwortete Anfangs nach europäischem Gebrauche diese Frage mit den nöthigsten höflichen Ansichten, aber er hatte den Verdruß, zu sehen, daß man ihn hierauf grob abfertigte und ihn darben ließ, während Andere auf grobe Forderungen sogleich bedient wurden. Wenn beim Weggehen des Zschech Dieser oder Jener denselben fragte: Wer ist dieser Franke? so zuckte er verächtlich die Achseln und sagte: Er wird nicht viel seyn; ein armer Schlucker vielleicht, denn er war sehr höflich gegen mich; für solche Kunden liesen wir keine Produkte. Hr. v. Müller, mit der Sprache wie ein Eingeborener vertraut, merkte sich Dies und ließ beim nächsten Male den Zschech lange vor seinem Zelte warten. Endlich wurde er vorgelassen und der Baron verlangte Lebensmittel von ihm. Der Zschech versuchte die gewöhnlichen Ausflüchte und verneinte die Möglichkeit, etwas herbeizuschaffen. Hierauf nahm Hr. v. Müller den ländlich-sittlichen Ton an und sagte mit Barschheit und türkischer Würde: „Wenn du das Verlangte nicht in einer Stunde herbeischaffst, so werde ich dir hundert Hiebe aufzählen lassen, verschwinde!“ Solche Rede versetzte ihre humanistische Wirkung nicht: der Zschech verneigte sich bis zur Erde und erwiederte mit erbauter Seele: „Fiendi, in einer halben Stunde wird Alles bereit seyn.“ Auf eine Frage der Neugierigen, wer der Fremde sey? pflegte dann in höchster Eil die devote Antwort zu erfolgen: „Ach, bei Allah, ein vortrefflicher Mann; er hätte mir beinahe Hundert aufzählen lassen!“ Nebnliches offenbarte sich bei den Anwohnern des Flusses, die verpflichtet sind, das Schiff zu ziehen.

Aus Mitleid gab ihnen Müller ein Trinkgeld für diese schwere Arbeit, aber er mußte sich diese Barmherzigkeit abgewöhnen, denn er wurde schlecht bedient; sie sagten: „Dieser Franke scheint nichts Rechtes zu sehn; unsere gestrengen Herren, die Türken prügeln uns für unsere Dienste, er gibt uns Geld. Er ist ein Lump und einem Solchen dienen wir nicht.“ So demoralisirend vermag die tyrannische Knechtung und hündische Behandlung auf ein an und für sich braves redliches Volk zu wirken, denn brav und redlich ist dasselbe da allenthalben, wo weder Türken noch Franken mit ihm in Berührung gekommen sind. Aber auch schlau, verschlagen und kaufmännisch klug ist diese Nation, vorzüglich in Nubien, wie Dies der Einkauf von Straußenfedern, der ermüdendste Handel von der Welt, beweist. Nachdem die Eingeborenen den immer in einer Schlangenlinie laufenden Strauß mit einem Reuupfeile etwa nach Verlauf von einer Stunde erreicht haben, betäuben sie ihn mit einem Schlage auf den Kopf und schneiden ihm mit dem menschenfreundlichen Zurufe: „Im Namen Allah's, des Allerbarmers,“ die Kehle ab. Die Federn werden in ihren Hütten heimlich verborgen, da die räuberischen Regierungen sie oft unentgeltlich durch Abgeordnete eintreiben lassen. Kommt nun ein wirklicher Kaufmann und fragt nach Straußfedern, so erhält er stets eine verneinende Antwort. Er läßt sich hierdurch nicht irremachen und nimmt Tag und Nacht die Gastfreundschaft des Wirths in Anspruch. Nachdem ihn das ganze Dorf mit scharfen Augen gemustert, fällt es endlich dem Wirth ein, daß er wirklich Straußfedern besitzt. Sie werden hervorgeholt, das Kameel wird wieder abgepackt und nach etwa drei Tagen des unaufhörlichen Debattirens ist man schon Handels einig. Sehen die übrigen Bewohner nun eine wirkliche Baarzahlung, so besinnen sich beim nächsten Abschied noch Einige, daß auch sie Straußfedern verborgen halten und so gelingt es oft dem Kaufmann nach vielfachem Zwischenzuge in acht bis vierzehn Tagen mehrere Pack dieses vielbegehrten Schmucks zu erringen. Unsere Damen wissen nicht, wie häufig sich zuweilen um ihre Straußfedern das arme Kameel der Wüste hat müssen niederlegen und wieder erheben.

Wenn die früher ausgesprochene Bemerkung, daß die Afrikaner sowol durch die Europäer als durch die Türken in ihrem sittlichen Leben verdorben werden, etwas sehr Niederschmetterndes, historisch Nichtendes für uns hat, so sehen wir auf der andern Seite in jenen Landen wieder einen verschönernden wohlthätigen Sieg europäischer Kultur. Es sind die blühenden Umgebungen Kairos. In frühern Zeiten drang die in Afrika bekanntlich wuchernde Wüste immer mehr und mehr auf diese Stadt ein und der glühende Sand verschlang alle Spuren der Vegetation. So fiel oft in Zeiträumen von fünf bis sieben Jahren kein Tropfen Regen, bis Mohammed-Ali, durch die Erfahrungen und Hypotheien abendländischer Wissenschaft aufmerksam gemacht, mit höchster Energie eine Urbarmachung des dem Boden durchzuführen verstand. Jetzt umgeben stundenweite Dattelhaine und Anpflanzungen die Stadt, die Luft ist auf's neue gesund geworden und der höchste Triumph ist der, daß sich alljährlich eine länger dauernde Regenzeit eingestellt hat. In dieser Gegend errang also die Kultur das segenreiche Gegentheil von Dem, was in dem ehemals so blühenden Spanien und Griechenland durch die unselige Lichtung der Wälder als verderbliches Resultat hervorging.

Eine lustige Geschichte

macht die Runde durch Berlin und erschüttert, wo sie hinkommt, jedes Zwerchfell. Man weiß, und wer's nicht wissen sollte, dem sey's hiemit kund und zu wissen gethan, daß unter anderen Sehenswürdigkeiten in jüngster Zeit auch ein großer Ochse, ein verbesserter, in Berlin für Geld gezeigt wurde. Der Eigenthümer dieses gehörnten Riesen hatte als Schauplatz einen Stall gemiethet, an dessen Schwelle ein Eintrittsgeld von 2½ Sgr. erhoben wurde. Sothaner Stall gehörte zu einem Hause, und sothanes Haus gehörte wiederum einem Grundbesitzer, der von seinen Zinsen lebt und oft in Verlegenheit ist, wie er seine Zeit todtschlagen soll. Wenn er also weiter nichts zu thun hatte, was fast immer der Fall war, so machte er sich die Beschäftigung, in den Stall zu fragieren und sich seinen vierbeinigen Schlafburschen zu besehen, natürlich ohne Entree zu bezahlen. Diese Zurringlichkeit des Hausbeigenthümers ärgert den Ochsenbesitzer; er macht seine Anspielungen, die nicht auf sich zu beziehen Jener so groß ist. Da bringt der Briefträger eines Morgens dem fleißigen Ochsenbesucher einen Brief, einen unfrankirten, — eine Unfreiheit, von welchem der welche Mann kein Freund ist. Doch der Briefträger meynt: unfrankirte Briefe kämen auch vor, wer weiß, was für eine Nachricht darin stünde, ein Silbergroschen sey doch keine Million — kurzum, Adreßat nimmt den Brief und gibt dem Briefträger einen Silbergroschen, da Letzterer auffallender Weise nicht mit sich handeln lassen will, obgleich doch jetzt der Handelsminister zugleich General-Postmeister ist. Der Brief zeigt sich beim Erbrechen ohne Unterschrift des Briefstellers, und der Stallherr schließt daraus, daß dieser Brief am Ende gar ein anonymer sey. Der Inhalt ist eine treu-freundschaftliche Warnung und lautet dahin: „Hüte Dich und den Ochsen, denn der Herr desselben geht damit um, sich und ihn aus dem Staube Berlins zu machen, ohne die Miethe für den Schauplatz zu bezahlen, was Dir als Stallmeister durchaus nicht gleichgültig seyn kann.“ — „Gut, daß ich das weiß!“ denkt der Gewarnte, und hat er bis dahin seinem riesigen Stallkewohner schon häufig die Visite gemacht, so besucht er denselben nun fast stündlich, scheint sich gar nicht fatt sehen zu können an dem Ochsen. Und siehe da, acht Tage darauf will es den immer auf der Hut seyenden Schlaukopf bedünken, als ob der obrigkeitliche Miether wirklich Anstalten zur Abreise treffe. Sagt's ihm auf den Kopf zu und trifft den Nagel richtig auf den Kopf: morgen wollen sie abreisen. „Erst die Miethe bezahlen für den Stall!“ — „Holen sie die Quittung!“ — „Erst holen? (für sich) Was der Ochse sich denkt. (Laut) Die Quittung hab' ich immer bei mir.“ — „Schön! da können wir's gleich abmachen. Vierzig Thaler bin ich ihnen schuldig für Miethe. Dagegen schulden Sie mir“ — „Was?“ schreit der Stallmeister. „Ich Ihnen was schuldig?“ — 30 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf. Eintrittsgeld für 363malige Besichtigung meines Ochsen. Freie Entreen sind ohne Ausnahme nicht gültig!“ — Natürlich soll Inspizient des Ochsen 363 Mal aus den Wolken, rafft sich wüthend empor, rennt zum Kommissarius, verlangt Schutz und Schutzmannschaft. Doch der sagt achselzuckend: „Lieber Mann, in Anbetracht, daß der Ochse laut öffentlicher Anzeige für Geld zu sehen war, müssen sie so gut wie jeder Andere den Eintritt bezahlen.“ — Nicht zufrieden damit, läuft er vom Polizei- zum Justiz-Kommissarius. Dieselbe Antwort. Nur mit dem Unterschiede, daß er hier für die Konsultation des Rechtsanwaltes noch 1 Thlr. 10 Sgr. bezahlen muß. Endlich, der Prinzipal des Ochsen zieht ihm das Eintrittsgeld ab und sagt: „Wissen Sie was, um zu Ihrem Schaden zu kommen, halten Sie Sich an den Stallschreiber jenes anonymen Briefes!“

Pot-Pourri.

Eine Mordgeschichte.

Die „Jahreszeiten“ theilen nach französischen Blättern folgenden halb wunderbaren Kriminalfall mit. — — „Labelle klagt seinen Freund Lacaffagne des Todschlags an.“ Man fand den Ersteren nämlich vor einiger Zeit eines Morgens schwer verwundet in tiefem reißenden Wasser. Er hatte sich an einer Baumwurz [illegible]klammert und seine schon halb erstarrte Hand so fest um dieselben gepreßt, daß man, um ihn aus den Fluthen herauszu nöthigt sah, diese Wurzel abzuhauen. Er genas er blieb stumpfsinnig. Er hatte auf alle Fragen und nichts als die eine Antwort: „Wie geht es? Wie Sein Unfall blieb ein Räthsel; Niemand wußte t

Zuletzt nahm man an, daß Labelle sich in der Trunkenheit selbst beschädigt und aus Versehen ins Wasser gefallen sey. Man forschte nicht weiter nach. Nach langer Zeit besuchte ihn auch sein Freund Lacaſſagne. Es war Abend, als er kam. Lacaſſagne fragte und Labelle antwortete wie immer: „Wie geht es? Wie befinden Sie sich?“ — „Er kennt mich nicht,“ sagte Lacaſſagne. — „Labelle?“ rief ein Dritter, der dabei war, „das ist Lacaſſagne, Dein Freund. Sieh ihn Dir an! Erkennst Du ihn nicht?“ Und bei diesen Worten nahm jener Dritte das Licht und hielt es Lacaſſagne auf's Gesicht. Es sehen, zusammenschrecken und aufschreien, war bei Labelle Eins. „Das ist mein Mörder!“ schrie er — „ich erkenne ihn wieder. So sah er mit auch im Mondschein ins Gesicht, als er mich zu Boden schlug, mich beraubte und ins Wasser stieß. Haltet ihn, fesselt ihn, stellt ihn vor's Gericht. Ich habe meine Besinnung wieder, ich will Alles genau erzählen.“ — Und er hat wirklich erzählt, daß Lacaſſagne ihn überfallen hat. Lacaſſagne wird verurtheilt werden. Die That scheint außer allem Zweifel.

Ein Schauspiel im Schauspiel.

Im Theater Beaumarchais zu Paris ereignete sich vorige Woche eine Scene, welche eine unbeschreibliche Angst bei dem gesammten Publikum hervorrief und leicht mit einer entsetzlichen Katastrophe hätte enden können. Während der Vorstellung in jenem von Zuschauern überfüllten Theater hatte sich einer derselben, auf der obersten Gallerie befindlich, zu einer Draperie unweit der Decke hinaufgearbeitet, in dem Glauben vermuthlich, daß hinter dieser Draperie sich noch eine eiserne Stange befinde. Allein dies war ein Irrthum und das Zeug riß mitten auf einander. Man hatte vom Saale aus die Bewegungen des Menschen bemerkt und eben so hörte man deutlich das Geräusch der zerreißenden Draperie. Alles hielt den Athem an; am ängstlichsten war man unten im Orchester. Der Unglückliche wäre gerade in dasselbe hinabgestürzt, wurde aber während des Falles von kräftigen Armen, die sich von der Gallerie her nach ihm ausstreckten, an den Füßen gepackt. Dann schwebte er noch eine Weile in der Luft, indem es, bei dem nach unten hin drängenden Gewicht seines Körpers, sehr schwer wurde, ihn wieder hinaufzuziehen. Während dieser so peinlichen Minuten hörte man nur die gepreßten Athemzüge des Publikums, sonst wurde kein Laut hörbar, nur fielen verschiedene Damen in Ohnmacht, auch Männer sollen schwach geworden seyn. Als aber endlich die Rettung des Unvorsichtigen gelungen war, kam plötzlich wieder Leben und Bewegung in die bis dahin gleichsam wie unter einem unheimlichen Zauber erstarrte Masse der Zuschauer. Auch die Frauenzimmer erholten sich von ihrer Ohnmacht. — Der Hauptacteur des Schauspiels im Schauspiel aber wurde sogleich von der Gallerie weg zum Polizeikommissär geholt, der ein Verhör mit ihm anstellte. Später wohnte das nervenstarke Individuum der Vorstellung noch ganz gemüthlich bis zu ihrem Schlusse bei.

Gastronomisches Curiosum.

Man erzählt sich folgende Anekdote. Ein sehr reicher Hamburger, nach mehrjähriger Abwesenheit von weiten Reisen hierher zurückgekehrt, wollte seinen Freunden zeigen, daß der alte joviale Geist noch in ihm lebe. Er lud eine Anzahl derselben zu einem ächt englischen Diner ein. Die Freunde sagten ihr Erscheinen mit Vergnügen zu, stellten sich zur bestimmten Zeit pünktlich ein — aber ihr Wirth ließ, zu allgemeinem Erstaunen, auf sich warten. Nach einer geraumen Weile ungeduldigen Harrens erschien er endlich, sich entschuldigend mit den Worten: Das Dampfschiff sey so eben erst angekommen. Niemand wußte den Sinn dieser Rede sogleich zu deuten, aber der originelle Gastgeber erklärte: er habe das von ihm zugesagte ächt englische Diner auch wirklich in England bestellt und man habe auf dem Steamer, der es herübergebracht, Mittel gefunden, das Essen bis Hamburg warm und in einem genießbaren Zustande zu halten. — Das heißt denn doch wirklich buchstäblich sein Wort lösen.

Barnum, jener Amerikaner, welcher Jenny Lind in seinem Vaterlande umherführt, gilt für den größten Puff-Meister, den energischesten und nie versiegenden Spekulanten, der deßhalb auch von seinen Landsleuten als eine Art Wunder angestaunt wird. Er hat, nur in den letzten Jahren, nachelnander folgende Merkwürdigkeiten in der Welt gezeigt: einen außerordentlichen Fisch, einen Dukker-Riesen eine Riesin dazu, welche den Riesen auf seine Veranlassung heirathete, eine alte Negerin, Amme oder Wärterin des Generals Washington, aus dessen Jugend sie dem Publikum Anekdoten erzählte, den Zwerg Tom Thumb, Jenny Lind, eine vornehme chinesische Familie und einen Neger, der ein Verfahren erfunden hat, seine schwarze Haut weiß zu waschen. Da ein Mann wie Barnum die gegenwärtige amerikanische Kunstreise der Jenny Lind leitet, so kann man sich leicht denken, daß er auch durch die Presse in seinem Interesse wirken und Resultate ausposaunen läßt, von denen sich bereits herausgestellt hat, daß sie auf kolossaler Uebertreibung beruhen und zu den in Amerika gewöhnlichen Puffs gezählt werden müssen.

In den letzten drei Jahren, sagt Saphir, sind in Wien fast alle Shakespeare'schen Stücke durchgespielt worden: im März 1848 kam die Freiheit des „Sommernachtstraums“, im Mai kam der „Sturm“, dann führte die so viel nachgebende Regierung das Stück auf: „Was Ihr wollt“, dann kamen die „Mißverständnisse“ oder das Lustspiel: „Die Irrungen“, dann kam der Reichstag als „Viel Lärm um nichts“, dann kam der November und brachte „Der Keiserin Zähmung“ an die Geiße, dann kam der Reichstag in Kremsier als „Wintermährchen“, dann kam der Gerichtstag als „Maß für Maß“ und „Der Liebe Mühe umsonst“.

Den Namen
des
Herrn Abraham Kohn,
Großhändlers dahier,
gefeyrten am 1. Februar 1851,
aus dankbarem Herzen gewidmet.

Ein Saamenkorn ist eines Edlen Walten,
Geräuschlos bringt das Größte er hervor,
Was er gepflanzt, muß herrlich sich entfalten,
Zum Himmel strebt's der Ceder gleich empor,
Er thut das Gute um des Guten willen,
Aus Freude schöne Pflichten zu erfüllen.

Ein solcher Mann warst Du, der eingegangen
Zu früh für mich in Gottes Herrlichkeit,
Doch was Du säe'st reich ist's aufgegangen
Des Wohlthuns schönste Frucht — die Dankbarkeit.
Sie wird den Jüngling, wie den Mann begleiten,
Und selbst vom Grabe nicht am Grabe scheiden.

Ich darf der Welt das Gute nicht verkünden,
Das ich empfing aus Deiner edlen Hand,
Du wirst den Lohn am Sternenthrone finden,
Ihr aller guten Menschen Heimathland.
Gesegnet bleibt mir stets Dein Angedenken,
Du edler Mann, im Wirken wie im Denken.

Augsburg. . . . . .

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 15.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 19. Febr.

Das Schicksal in der Flasche.

Novelle von L. Geslau.
(Aus Kuhne's „Europa".)

I.

Wer je in Antwerpen war, kennt die Meirstraße, eine der imposantesten in der Welt, und den Gasthof zum „goldnen Löwen", der sich in ihr erhebt. Die Straße erinnert an die Monaden, jene großen Fürsten zur Zeit der spanischen Herrschaft und damals Statthalter von Antwerpen; der Gasthof aber erinnert mich an die trefflichsten Salmen, welche je ein Koch zubereitet hat. Man speist im goldenen Löwen vortrefflich, aber diesen Abend sollte ich meine Mahlzeit erst halten. Mein ganzer Tag und ein guter Theil des Abends wurde dem Aufenthalt in einem Gemäldekabinet gewidmet, in welchem man von unten bis oben nichts als „Hemelinge" und „Mierisse" sah. Ich verließ es als ein ausgemachter Flamänder. Es war wohl acht Uhr und im Oktober, und in Antwerpen heißt dies ohne Uebertreibung zehn Uhr. Um aber den Abend noch dunkler zu machen, war es zugleich abscheuliches Wetter; der Schnee suchte den Regen zu verdrängen und dieser kämpfte mit dem Schnee um die Oberherrschaft. Die alte Schelde hustete vor Kälte in den Bassins, in welche Napoleon sie eingezwängt hat. Ein verzweifelter Wind rüttelte an den Giebeln der altväterischen, von Karl V. und dem Herzog von Alba erbauten Häuser. Von Ostade hätte im Vordergrunden die Töne eines herrlichen Grau erhaschen können; für mich waren sie ein wenig zu grau, der ich, fremd in Antwerpen, auf meinem Wege zum goldnen Löwen an allen Ecken der Stadt anrannte. Es kam mir vor, als wandelte ich in einem Gemälde ohne Perspektive; doch dies war ja auch flamändisch und ich beschwerte mich nicht darüber.

Endlich erreichte ich den berühmten Gasthof und setzte mich so nahe als möglich an den riesigen Ofen, mitten im Saale. Nur eine einzige Tafel war noch eigentlich besetzt; die andern befanden sich leer oder entwölkerten sich zusehends. Die Cigarre zeigte sich bald da bald dort, was in Belgien und Holland das Ende der Mahlzeit und den glücklichen Augenblick des Anfangs des Tabakregiments bezeichnet. Dann verwandelt sich ganz Niederland in einen Tabaksklub. Bei den Lateinern waren für die Zuspätgekommenen die Knochen, bei den Flamändern ist es der Rauch.

Ich saß nicht gerade dem Tische gegenüber, den ich als noch eigentlich besetzt bezeichnet habe, sondern ein wenig unterhalb; daher kam es, daß die an ihm geführten Gespräche besser zu meinen Ohren drangen, als die zahlreichen Gesichter durch den Rauch hindurch zu meinen Augen, denn die grauen Verlöhne von Ostade's Hatten, Dank sey es den Schmauchern, den Saal angefüllt. Meine Suppe war etwas havannaartig, und trotz der Gaslichter über meinem Haupte konnte ich nichts sehen. Aus der Unterhaltung mochte ich leicht entnehmen, daß meine Nachbarn Bewohner der Stadt waren; sie schienen sich mit vieler Theilnahme mit den Unfällen zu beschäftigen, welche der Sturm des Abends den in den Bassins ankernden Schiffen verursachen müsse; sie sprachen von gebrochenen Masten, zerrissenen Ankerketten, an den Kaien zerschmetterten Schalupppen. Allen diesen Zerstörungen hatten sie nur ihre Klagen entgegenzusetzen; bei jeder neuen, wahren oder falschen Nachricht leerten sie eine Flasche Champagner. Wie man sieht, verschonte der Sturm auch den Keller nicht, und Macon konnte an die Angst Antwerpens denken.

Gegen zehn Uhr wurde die Thüre der Wirthsstube heftig und wie von einer Sturzwelle aufgerissen. Ein Seemann trat ein und schüttelte sich wie ein begossener Hund; er schloß schnell die Thüre hinter sich.

Nun, Kapitän? rief man ihm zu.

Ich bin vom Wasser geblendet.

So trinken Sie!

Ich trinke.

Nicht wahr, das ist ein Wetter?

Unser Schiffsjunge ist ins Wasser gefallen.

Und ertrunken?

Nicht grade; ich habe ihn wie eine Katze mit dem Bootshaken wieder herausgefischt, er wird mit einer Nitze auf der Brust quitt seyn. Ich mußte ihn irgendwo anstechen, wenn ich ihn an Bord bringen wollte.

Sie können morgen unmöglich absegeln, Kapitän.

Wie unmöglich! Ich werde morgen mit Tagesanbruch absegeln, es müßte denn die „Gemse" in dieser Nacht versinken, und dann noch!....

Der Kapitän der „Gemse" unterstützte seinen Entschluß mit einem großen Glas Borveaux, in welches er eine ziemlich starke Dosis Brannwein gegossen hatte. Und dann noch!... wiederholte er und zündete seine Pfeife an, was die Dichtigkeit der Atmosphäre um den Tisch so vermehrte, daß ich seine Züge nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt hatte ich bei seinem Eintritt nur seine große Gestalt bemerkt. Im Augenblick, wo er und seine Nachbarn in einer Tabakswolke verschwanden, behielt ich nur einen ungewissen Eindruck von dem männlichen Gesicht eines blonden und noch jungen Mannes, neben welchen sich der Kapitän der „Gemse" setzte. Seine offene Stirn, seine blassen Wangen, seine meerblauen Augen, sein gradeaus stehender röthlicher Schnurrbart, sein ruhiges, von einem festen Blick begleitetes Lächeln, sein sanfter und zugleich ernster Kopf, wie ein von einem Verburg gemalter Statholder, hatten länger als die andern Anwesenden Type der Verunruhigung durch den Pfeifen- und Cigarrendampf widerstanden. Aber endlich verschwand auch mein Verburg in der totalen Finsternis.

Wie, Sie wollen absegeln auf die Gefahr hin, in der Schelde unterzugehen?

Sehen Sie, versetzte der Kapitän, im Leben gibt es immer tausend Ursachen, seine Pflicht nicht zu thun; allein man muß nur eines thun, seine Pflicht. Die meinige ist, mich am 10. künftigen Monats in Borveaux zu befinden, und ich werde dort seyn. Uebrigens die Schiffbrüche... die Schiffbrüche... Der Kapitän zuckte die Achseln.

Sie wollen vielleicht dieselben läugnen?

Nein.

Ich, der ich mit Ihnen spreche... sagte ein dritter Redner.

O Sie, Sie sind ein Seidenhändler, sagte ein vierter Gast. Sie haben nur auf der Antwerpener Börse Schiffbruch leiden können.

Und Sie sind nur ein Advokat, Sie haben nur bei einem Assisenhof scheitern können.

Nun aber ich? rief ein Anderer.

Da kommt der rechte! ein Conditor mischt sich darein. Sie haben nur in einem Topfe Johannisbeerensyrup ertrinken können.

Erlauben Sie, meine Herren.

Aber nein!

Aber ja!

Als die Unterhaltung so weit gekommen war, verwirrten der Advokat, der Seidenhändler, der Conditor und fünf oder sechs andere Vertreter nicht minder ehrenwerther Gewerbe das Gespräch dergestalt, daß, als eine Stimme sagte: „Sie erzählten also, Kapitän, daß Sie mit dem Schiff Galathee nach Batavia gegangen seyen, es mir dergethan wurde," daß ich den Kopf einer im Lärm angefangenen Geschichte verloren hatte .... Diese Entdeckung schmerzte mich; warum eine halbe Geschichte anhören! Es blieb mir nichts übrig als fortgehen; aber wohin? Der Sturm wüthete noch; das schöne Theater von Antwerpen war geschlossen wie überhaupt alle schönen Theater. — Nun, rief ich aus, so will ich auch ein ausgemachter Flamänder seyn! Kellner, eine Flasche Borteaux und eine Pfeife!

(Fortsetzung folgt)

Ein Justizmord in Frankreich.

Von der nachgelassenen Familie eines unschuldigen Opfers der Justiz ist die Bitte um Rehabilitation bei der französischen Nationalversammlung angebracht, und von dieser zur Begutachtung an einen Ausschuß verwiesen worden. (Wir haben dies bereits vor einiger Zeit in unserer „Abendzeitung" gemeldet). Es ist eine alte Geschichte, und dieser selbe Schritt war schon unter dem Kaiserthum, der Restauration und der Julimonarchie geschehen. Der Fall ist dieser. Am 8. Floreal des J. IV. (27. April 1795) wurde der Courier der Malleypost von Lyon und der Postillon in einer Vertiefung der Straße, vorwärts von Lieursaint, an einem Orte Entre les deux Auberges genannt, ermordet und der Postwagen geplündert. Am demselben Tag waren vier Männer zu Pferd, jeder mit einem Säbel bewaffnet, auf der Straße von Paris nach Mongeron gekommen, hatten daselbst zu Mittag gespeist, dann ihre Reise nach Melun fortgesetzt und in Lieursaint eingekehrt, und in der Nacht vom 8/9 Floreal wurden von dem Offizier und der Schildwache von Villeneuve-Saint Georges gegen 1 Uhr Morgens fünf Reiter gesehen, welche den Weg gegen Paris einschlugen; es waren die vier Mörder, und ein fünfter, Namens Gueno aus Douai, von Chateautierry nach Paris geführt, aber dort ihn wieder entlassen und nur seine Papiere vorläufig zurückbehalten. Als er diese am andern Tag abholen wollte, war er von einem Landsmann, Lesurques, begleitet, und zwei Frauen aus Mongeron, die unterdessen zur Zeugschaft herbeigeschafft worden waren, wollten in ihnen zwei der Reisenden erkennen, die am Tag des Mordes dort gespeist hatten. So wurden Gueno und Lesurques in die Mordanklage verwickelt und mit Courriol, David Bernard (der die vier Pferde geliefert), Richard (als Hehler) und Bruer am 15/18 Thermidor des Jahrs IV. (2. August) vor die Assisen gestellt. Für Gueno und Lesurques sprachen zahlreiche Zeugnisse, welche das Alibi bewiesen, und ihre Sache schien einen glücklichen Ausgang zu nehmen, als dem Letztern ein Freundschaftsdienst zum Verderben gereichte. Ein Landsmann desselben, ein reicher Pensionär des Palais Royal, Legrand, hab an, er habe am 8. Floreal Lesurques bei sich empfangen, und diese Erinnerung wurde sich an ein mit einem Herrn Mitenof gemachtes Geschäft. Der Gerichtsprotokoll bezahl das Handlungsbuch vorzulegen, und siehe, das Datum war offenbar korrigirt, und aus dem 7 ein 8 gemacht. Legrand wurde als falscher Zeuge verhaftet und stark im Irrenhaus von Charenton, die andern Zeugen Lesurques' wurden sortan nur mit Ungunst vernommen, er selbst mit Courriol und Bernard zum Tod, Richard zu 24 Jahren Eisen verurtheilt, Bruer und Gueno aber freigesprochen. Unsonst betheuerte Lesurques seine Unschuld, umsonst rief Courriol den Richtern zu: „Lesurques und Bernard sind unschuldig. Bernard hat nur die Pferde geliehen. Lesurques hat nie an dem Verbrechen theilgenommen." Am 21. Thermidor, auf sein Verlangen nochmals verhört, erklärte er: die wahren Schuldigen am Mord sind außer mir: Duboße, Vidal, Durochat und Roussin. Courriols Beschklafrin und zwei Bekannte von ihr bestätigen dieses Geständniß. Lesurques, der blond war, sey mit Duboße verwechselt worden, der am Tage des Verbrechens eine blonde Perrücke trug. Da der Cassationshof den Rekurs sämmtlicher Verurtheilten verworfen hatte, so wandte sich Lesurques, nicht mit einem Gnaden-, sondern einem Revisionsgesuch (denn die vollziehende Gewalt hatte das Begnadigungsrecht nicht) an das Direktorium, und dieses in einer Botschaft an den Rath der 500 mit der Anfrage, was in der Sache zu thun sey. Die Einrichtung wurde aufgeschoben, aber die Kommission, welche den Fall zu begutachten hatte, trug auf Uebergang zur Tagesordnung an, was auch in der Sitzung vom 5. Brumaire des Jahrs V. (28. Okt. 1796) geschah. Lesurques hatte nun nichts mehr zu hoffen. Er ordnete seine Geschäfte und benahm sich in diesen letzten Augenblicken mit großer Festigkeit. An seine Frau schrieb er: „Wenn du diesen Brief liesest, werde ich nicht mehr seyn. Ein grausames Eisen wird den Faden meiner Tage durchschnitten haben, die ich mit so großer Liebe Dir gewidmet hatte, aber so ist mein Verhängniß, ich kann ihm nicht entgehen. Ich sollte gerichtlich gemordet werden. Ha! ich habe mich in mein Loos gefchickt mit Standhaftigkeit und einem Muth, der eines Mannes wie ich, würdig ist. Darf ich hoffen, daß Du meinem Beispiel folgen werdest? Dein Leben gehört nicht Dir, Du bist es ganz deinen Kindern und Deinem Gatten schuldig, wenn er Dir theurer war. Das ist mein einziger Wunsch. Man wird Dir meine Haare übermachen, die Du gerne aufbewahren und meinen Kindern, wenn sie erwachsen sind, vertheilen wirst. Es ist das einzige Erbtheil, das ich ihnen hinterlasse. Ich sage Dir ein ewiges Lebewohl. Mein letzter Seufzer wird für Dich und unsere unglücklichen Kinder seyn." An Duboße schrieb er und bat, daß sein Brief in den Zeitungen veröffentlicht werden möchte: „Sie, an deisen Stelle ich sterben muß, begnügen Sie sich mit dem Opfer meines Lebens. Wenn Sie je vor Gericht gestellt werden, so gedenken Sie meiner mit Schmach bedecken drei Kinder, ihrer verzweifelnden Mutter, und verlängern Sie nicht so viel Mißgeschick, das durch die unheilvollste Aehnlichkeit verursacht wurde." Am 30. Oktober fiel sein Haupt unter dem Beil. Der Fiskus bemächtigte sich seines Vermögens. Der Erlsah der geraubten Summen belief sich auf 76,000 Fr., aber obgleich seine Güter einen ungleich höhern Werth hatten, erwurden sie doch alle eingezogen. Nicht lange, so gestanden Durochat, Vidal und Duboße in die Hände der Justiz. Durochat hatte Lesurques nicht gekannt. Er wurde am 22. Thermidor des Jahres V. hingerichtet. Die beiden Andern waren entwichen, aber Vidal bald wieder ergriffen worden. Auch er bekannte Lesurques' Unschuld. Die beiden Frauen erkannten in ihm denjenigen, den sie mit Gueno verwechselt hatten. Er wurde am 22. Fruktidor des Jahres VI. zum Tod verurtheilt und kurz nachher guillotinirt.

Duboße rief sich noch drei Jahre herum, endlich wurde man auch Seiner wieder habhaft, und am 18 Frimaire des Jahres IX. (18. Jan. 1801) begannen die Prozeßverhandlungen in Versailles. Man ließ Duboße in der blonden Perrücke erscheinen, und ließ die Zeugen das Portrait Lesurques' vergleichen, indem man sie fragte, ob sie Duboße als einen der Vier erkennen, die sie in Mongeron oder Lieursaint gesehen, und ob sie sich gestaltet hätten, als sie vor 5 Jahren behaupte, Lesurques zu erkennen? Diese Prüfung gelang

Digitized by Google

nur halb. Alle Zeugen erkannten Dubosc, aber über Lesurques waren ihre Aussagen schüchtern, nur eine Frau nahm ihr Zeugniß gegen Lesurques förmlich zurück. Dubosc, am 1. Pluviose des Jahres IX. zum Tod verurtheilt, starb als ein verhärteter Verbrecher, ohne ein Geständniß abzulegen. Noch war einer der Verbrecher übrig, Rouffy, genannt Ferrary, oder der große Italiener; eigentlich hieß er Beraldy. In Madrid entdeckt, ausgeliefert und in Versailles am 28. Pluviose (18. Febr. 1804) zum Tod verurtheilt, erklärte er zwei Stunden vor der Hinrichtung, am 11. Messidor des Jahres XII. dem Sicherheitsbeamten auf dessen Frage, ob er Lesurques kenne, daß er ihn nie gekannt habe, und den Geistlichen, der ihn auf den Richtplatz begleitete, ermächtigte er, aber erst 6 Monate nach seinem Tod, weil er bis zum letzten Moment die Möglichkeit einer Begnadigung dachte, zu der Erklärung, daß Lesurques unschuldig sey. Es waren nun sieben hingerichtet, Courtol, Lesurques, Bernard, Durochat, genannt Laborde, Wicat, Dubosc, Beraldy, genannt Rouffy, der Mord aber nur von fünf verübt worden, und wenn man den Pferdelieferer hinzurechnet, so findet man sechs Verbrecher — also einen zu viel, einen Unschuldigen darunter. Lesurques' Güter waren zur Senatsdotation geschlagen und der Senatorie des Grafen Jaqueminot zugetheilt worden. Dieser nahm das Skurgeld nicht an, was den Fiskus nicht abhielt, den Theil des Vermögens Lesurques', der aus liegenden Gütern bestand, der Dotation der Ehrenlegion einzuverleiben, das übrige zum Vortheil des Schatzes zu verkaufen. Hr. Daubanton, die unschuldige Ursache dieses Justizmordes, war nun auch der erste, der es für Gewissenssache hielt, zur Rehabilitation das Seinige zu thun. Er richtete nichts aus. Die Familie selbst wartete, in Betracht der unruhigen Zeiten, bis zum Jahr 1821, wo sie eine Petition an die Pairskammer einreichte, und am 14. Dezember erstattete Graf v. Barente im Namen des Ausschusses, zu dessen Mitgliedern Graf Molé, Vicomte v. Montmorency, Graf v. Castellane, Graf Portalis (jetzt erster Präsident des Cassationshofs) und der Herzog von St. Aignan gehörten, seinen Bericht. Die Ueberzeugung von Lesurques' Unschuld ist darin in jeder Zeile ausgesprochen. Die Kammer beschloß die Petition dem Justizministter zu empfehlen. Nicht minder entschieden sprach sich in der Deputirtenkammer Hr. Floirac, als Berichterstatter über eine ähnliche Petition, aus, und auch der königliche Staatsanwalt in Versailles, Hr. Doue b'Aie, der in demselben Jahre beauftragt wurde, über die Sache zu berichten, erkannte die Unschuld Lesurques' an. Der Justizminister holte ein Gutachten des Staatsraths ein, aber der Berichterstatter Baron Zangiacomi war der Ansicht, daß die jetzige Gesetzgebung eine Revision des Lesurques'schen Prozesses nicht erlaube, das dazu ein Gesetz erforderlich wäre, und dieser Entscheidung trat der Staatsrath bei. Zwölf Jahre später kam eine neue Petition bei der Deputirtenkammer ein. Hr. Mestier, als Berichterstatter in der Sitzung vom 25. Mai 1833, unterstützte sie angelegentlich, und sie wurde abermals der Regierung empfohlen, dießmal durch Ueberweisung an die Minister der Justiz und der Finanzen; doch ohne Erfolg sowol damals wie später, als im Jahr 1847 die Deputation des Nord-Departements eine Mahnung an das Ministerium erließ. Der Antrag des Herrn Labouisse ist nun: eine Kommission von 15 zu ernennen, welche die Revision des Prozesses vornehmen und die geeigneten Vergütungsmittel vorschlagen soll. Es muß sich nun zeigen, ob der rechtliche Formalismus noch mehr als 50 Jahren nicht neue Hindernisse sinden wird, um die Reparation eines unzweifelhaften Justizmords zu vereiteln. Schon werden in der Presse Stimmen laut, welche die parlamentarische Dazwischenkunft einen Eingriff in die richterliche Gewalt nennen. Als ob es zum Ansehen derselben beitragen könnte, wenn jener Weg einen Irrthum gut zu machen verschlossen wäre.

Die älteste Frau der Welt.

Wir haben kürzlich, schreibt ein Nordengländer im „Gateshead Observer", eine Damenhaarlocke erhalten. Liebe Leser, lächle nicht zu früh. Einst war sie rabenschwarz, jetzt ist sie weiß wie Schnee, geblecht von 119 Wintern. Mary Benton, von deren Flechten sie geschnitten, ward geboren zu Keverston bei Raby Castle in Durhamshire am 12. Febr. 1731. Am 3. Dec. 1849 sandte sie ihrem alten Freund, Mr. John Hinchliffe, dem achtbaren Kirchspiels-Clerk von Cockfield, wo sie getauft worden, eine Locke ihres Lilienhaares in zarter Anerkennung ihrer fortwährenden Erinnerung und Achtung. Mr. Hinchliffe, während er einem Freund einen Theil des Andenkens verehrte, richtete sich auf, so hoch er ist, und sprach: „Sie ist eben so frisch wie ich bin (er ist 72 Jahre alt), geht noch ganz grad, füttert ihre Hühner und Küchlein, trägt keine Brille, hört gut und half beim Heumachen in Elton im Jahre 1848." Er könnte hinzugefügt haben: und hielt Nachlese im Herbst des folgenden Jahres. Eine Dame besuchte Mary Benton kürzlich und fand sie grade beim Waschen ihrer eigenen Kleider beschäftigt. Ihr Vater hieß Ralph Lodge, der 105 Jahr alt ward, und ihre Mutter starb als alte Frau. Mary begann ihr Leben als Hirtin, hütend ihres Vaters Heerde. Hernach ward sie Magd in dem Gasthause, das ihre Großmutter hielt zu Pierobridge (unweit der Nordgränze von Yorkshire), wo sie sich der Einquartierung in der Rebellion von 1745 noch gut erinnert. Darauf diente sie an verschiedenen Stellen, unter andern auf Raby Castle, wovon der jetzige Eigenthümer, der Herzog von Cleveland, sie einlud, welche Ehre sie aber weislich abgelehnt. Auch der Herzog von Northumberland hat sie besucht. Als sie jung war, hatte sie Freier die Menge („lovers plenty") und nahm endlich den schiechtesten, was sie selbst sagte, manchmal geschieht. Auf die Frage, ob sie sich beständiger Gesundheit erfreue, versetzte sie: „Ich hatte den Arzt nur ein einziges Mal und ward so erschreckt, daß ich in Ohnmacht fiel, als er ins Zimmer trat." Amüsant genug, zu hören, daß die Meroen, welche gegen die Rebellen ausgezogen, dem Doktor nachgaben. Voriges Jahr verheirathete Mr. Berwick ein sehr gerrofenes Weib von der ehrwürdigen Mariarch — wenn man ein solches Wort gebrauchen darf —, welcher Maler gegenwärtig bei ihrem Enkel zu Elton wohnt. Die Volkszählung in Großbritannien und Irland ist eben im Beginnen, und bereits sind auch in Edinburgh ein Stab von 200 Zählern oder Enumeratoren ernannt, um die Volkszahl dieser Stadt für den Census von 1851 zu ermitteln. Sollte Mary Benton so lange leben, daß sie als eine 120gerin von Jahren in denselben eingeschlossen würde, so wird sie ohne Zweifel die älteste Person in diesem urkundlichen Verzeichniß, wenn nicht, wie wir vermuthet haben, die älteste Frau, wohl gar der älteste Mensch auf Erden seyn. — Des Interesses und großen Merkwürdigkeit wegen möge Folgendes den Anhang bilden. Zu Milson bei Cleobury Mortimer lebt noch jetzt (mindestens im Januar 1851 noch am Leben) ein hochbetagtes Frauenzimmer Namens Penny, die bereits 99 Winter gezählt hat und stets in guiem Wohlseyn ist. Sie hat eine Verwandte, eine Mrs. Passey, ebenfalls am Leben und in guter Gesundheit, die 101 Jahr alt ist. Zu Unity in Maine in Neu-England starb (nach dem Bericht der Todtenliste im amerikanischen Almanach) am 21. Juni 1845 Mrs. Hannah, Wittwe von Hon. Stephen Chase, in einem Alter von 106 Jahren und 25 Tagen. Sie war in Swanzey in Massachusetts am 27. Mai 1739 geboren. Sie hinterließ 10 Kinder, 66 Kindeskinder, 160 Kindeskindeskinder und 12 der fünften Generation. Von ihren Abkömmlingen waren 150 bei ihrem Leichenbegängniß zugegen und 130 folgten zu Fuß im Zug der Leichenwage. Die Zahl ihrer nächsten Nachkommen also belief sich noch bei ihren Lebzeiten auf 248.

Ein verirrtes Kind verfällt dem grausamen Hungertod!

Der traurige und erschütternde Vorfall, daß am 11. Jan. l. J. ein 4½ Jahr alter Knabe aus Rosdorf bei Göttingen seiner nach Göttingen gegangenen Mutter nachlaufend, sich verirrt hat, und im

Geismar'schen Walde umgekommen ist, mag zur Warnung nach manchen Seiten hin hier öffentlich und vollständig mitgetheilt werden. Als an dem bezeichneten Sonnabend, wie bemerkt, die Mutter des Kindes zur Stadt gegangen war, hatte sie den noch nicht völlig angekleideten Knaben der Aufsicht eines etwa siebenjährigen Bruders überlassen, während der Vater in seiner Tischlerwerkstatt sich beschäftigte. Die Kinder hatten in Gemeinschaft mit mehreren andern Kindern an einem gelbfließenden Wassergraben gespielt und waren daselbst von etwa um die Frühstückszeit von einem Nachbar vertrieben. Der ältere Bruder kommt nun, sein Frühstück zu fordern, und antwortet dem Vater auf die Frage nach dem Kleinen, dieser sey oben im Hause bei den dort wohnenden Verwandten, welche eben auf den folgenden Tag einen Kindtaufschmaus vorbereiteten. Als nachher um Mittag die Mutter zu Hause kommt und nach dem Kleinen fragt, meynt der Vater, den werde sie heute nicht sehen, der habe es oben besser. Indeß zeigt sich bald, daß er oben gar nicht gewesen ist, und ungeachtet der ältere Bruder versichert, ins Haus sey er mit ihm von dem Wasser zurückgekehrt, glaubt man an und in demselben zunächst nach ihm suchen zu müssen. Gleichzeitig wird das Dorf durchsucht und durchfragt. Endlich am Abend erfährt man, daß das Kind auf dem Wege nach Göttingen gesehen worden ist, und begibt sich dorthin. Bis spät in die Nacht ergeben alle Nachforschungen nur, daß das Kind, kenntlich an dem Anzuge, einem blauen Kittel ohne Aermel, verschiedentlich vor dem Groner Thore gesehen worden ist, aber auf keine Anrede und Frage Antwort gegeben hat. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß nach der Aussage des Vaters das Kind eher gestorben wäre, als daß es außer mit seiner Mutter mit einem Menschen gesprochen oder von ihm etwas angenommen hätte; leider ist dies Wort nur zu wahr geworden! — Als am Sonntag Morgen die Nachforschungen fortgesetzt wurden, ergab sich, daß der unglückliche Knabe den Rückweg nach Rosdorf verfehlt, und bereits am Sonnabend etwa gegen 4 Uhr das Dorf Geismar erreicht hatte. Auf dem ganzen Wege war er Menschen begegnet, mehrfach angeredet, dann aber, da er rasch und unbekümmert vorwärts gegangen, bei Göttingen für ein Geismar'sches Kind und in letzterem Orte für ein dort oft gesehenes Bettelkind eines Nachbarhofes, dem er in Gestalt und Anzug ähnlich gewesen, gehalten worden. Jenseit Geismars verschwand jede Spur, alle Gerüchte, daß er auf dem Wege nach Reinhausen zu oder anderwärts gesehen worden sey, erwiesen sich bei näherer Nachforschung als trügerisch. Eine ganze Woche ward vergeblich gesucht. Endlich, Sonntag, den 19. gegen Abend, fanden zwei nach Groß-Lengden gehende Männer, welche der schlechte Weg genöthigt hatte, sich durch die Büsche einen Pfad zu suchen, die Leiche des unglücklichen Kindes mitten im Geismar'schen Walde, auf dem Gesichte liegend und anscheinend eines ruhigen, sanften Todes verstorben. — Wenn es nicht durch das angetretene Benehmen des Kindes, durch die stattgefundenen Verwechselungen und durch die aus dem hier Landes so oft vorkommenden Umherlaufen von Bettelkindern entspringende Gleichgültigkeit der Menschen einigermaßen erklärlich wäre, so wäre es unbegreiflich, wie in einem civilisirten Lande, unter christlichen Menschen, auf diese Weise ein Kind umkommen konnte.

Ein billiger Gelegenheitsdichter.

Der „Lloyd" veröffentlicht folgenden originellen Brief, für dessen Aechtheit sich genannntes Blatt verbürgt: „Herrn ..... Wohlgeboren in .... In Angelegenheit Ihrer Fräulein Töchter C., J. und L., welche sich gegenwärtig in Pension bei ... am hiesigen Orte befinden, sehe ich mich veranlaßt, Herrn ..... zu ersuchen, mir den schon längst schuldenden Betrag Ihrer Fräulein Töchter an 1 Rthlr. 25 Ngr. ohne Verzug einzusenden, und zwar für ein von denselben bestelltes und von mir gefertigtes Geburtstagsgedicht für Onkel und Tante zugleich, um gleichzeitig deklamatorisch von ihren Fräuleirn Töchtern vorgetragen werden zu können, welches ei Verse in sich faßte, pro Vers 5 Ngr. Bei dem Abholen dieses Gedichtes, welches Ihren Fräulein Töchtern zu ihrer großen Zufriedenheit entsprach, wurde ich gefragt, was ich dafür verlangte, wobei ich eine Ermäßigung einreten ließ, und daher nur 1 Rthlr. 10 Ngr. verlangte, wofür mir von Ihren Fräulein Töchtern auf unverantwortliche Weise nur 10 Ngr. angeboten wurden, und daher dieses Gedicht nicht verabfolgen lassen konnte. Da ich nun bis dato weder meine rechtmäßige Anforderung, noch eine Bereitwilligkeit zur Bezahlung erhalten und gesehen habe, und deßhalb so mancher vergebliche Weg und Zeitversäumniße unbedingt eingetreten sind, welche mich dazu veranlassen, jetzt nun nicht nur 1 Rthlr. 10 Ngr. pflichtmäßig zu fordern, indem ich wegen des Gedichtes für Ihre Fräulein Töchter, von welchen ich um die höchstmöglichste Eile gebeten ward, da selbiges Abends um acht Uhr bestellt und den andern Morgen um neun Uhr fertig seyn sollte, die ganze Nacht hindurch an selbigem gearbeitet habe. Nach mehrfestägigem Forschen gelang es mir, endlich mit Hülfe des Gerichtes Ihren Namen und Aufenthalt zu ermitteln, und ersuche Sie daher, mir schleunigst obgedachten Betrag anher einzusenden, da ich mich sonst genöthigt sehen würde, indem schon dießmal das Gericht selbst an Sie zu requiriren Willens war, auf gerichtlichem Wege zu meiner rechtmäßigen Forderung zu gelangen. In der Erwartung Ihrer reellen Bereitwilligkeit zeichnet sich hochachtungsvoll ..... den 12. Januar 1851. F. D. B. S..., Literat und Privatsekretär. Wohnhaft z.." Die Auszahlung von 1 Rthlr. 25 Ngr. ist sofort erfolgt.

Amerikaner in japanesischer Gefangenschaft.

„New-Yorker Blätter schildern den ersten Besuch, den ein amerikanisches Kriegsschiff dem japanischen Reiche (bisher gegen das Ausland luftdichter abgeschlossen, als China vor 1840) abgestattet hat. Die holländische Regierung in Batavia benachrichtigte den Präsidenten in Washington, daß 16 amerikanische Matrosen, die an der japanischen Küste Schiffbruch gelitten hatten, von den Einwohnern gefangen gehalten wurden. Zu ihrer Befreiung wurde das amerikanische Linienschiff „The Preble" über Hong-Kong und die Lieu-Kheu-Inseln gegen Japan gesendet. Als „The Preble" sich der japanischen Küste näherte, wurden von allen Landspitzen und Vorgebirgen Signal- und Warnungsschüsse abgefeuert, und als das Linienschiff in den Hafen von Nargakafi einlief, begegneten ihm ganze Flotten großer Boote, die mit Soldaten bemannt waren und dem Amerikaner ein geheiertes „Zurück!" zudonnerten. Tag und Nacht dauerte das Herumrudern neuer Boot-Geschwader, welche Truppen auf der hochliegenden Küste landeten, von deren Vorsprüngen schweres Geschütz, etwa 60 Kanonen zählend, auf die Verdecke des „Preble" zielte. Dieser ließ sich aber nicht abschrecken, sondern begann zu unterhandeln. Die Japanesen wußten die schiffbrüchigen Amerikaner keines Verbrechens anzuklagen, sondern beschwerten sich nur, daß sie viele Mühe gehabt hätten, um hinlänglich starke Gefängnisse und Käfige für sie zu bauen." Vor ihrer Einkerkerung, die bald 17 Monate gewährt hatte, wurden sie gezwungen, ein Crucifix, welches sie „den Teufel Japans" nannten, mit Füßen zu treten. Anfangs stellten sich die Japanesen auf die Hinterbeine und wollten von einer Auslieferung der Gefangenen nichts wissen; als Kapitän Glynn dagegen zu drohen begann, wurden die Barbaren gemüthlich, baten, den Vorfall nicht übel zu nehmen, schoben die Schuld auf die untergeordneten Beamten und versprachen, binnen zwei Tagen die Amerikaner an Bord des „Preble" zu bringen; das ungeheure Kriegsschiff flößte ihnen auch derartige Achtung ein, daß sie Wort hielten.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

No. 16.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 22. Febr.

Das Schicksal in der Flasche.

Novelle von L. Gozlan.

I.

(Fortsetzung.)

Fahren Sie fort, sagte man zum Kapitän.

Ich begab mich also nach Batavia. Es ist unmöglich, Ihnen den Reiz der Schifffahrt in den südlichen Meeren zu schildern. Von Madagaskar aus hörten die zauberischen Abende nicht auf. Es ist wahr, ich war noch sehr jung und hatte auch junge Leute zur Gesellschaft, das heißt, wir verstanden uns in allen Punkten, in Geschmack, Meynungen und Gefühlen. Ein einziger unter uns machte eine Ausnahme davon, ein englischer Lieutenant, welcher wieder zu seinem Regiment in einer indischen Stadt zurückkehrte, nachdem er sich in Europa von einer Leberkrankheit hatte heilen lassen. Burton war ein offener Feind alles Idealen, des religiösen und poetischen Gefühls, der Träumerei; er war ein Atheist, aber auch in allem und in einem Grade, der wohl nie übertroffen wird. Die bekanntesten Gottesläugner waren neben ihm wahre Heilige. Dabei spielte er die Flöte meisterhaft, mit einer Anmuth, Milde, mit einem Wort mit einem Gefühl, welches das Herz erhob und bis zu Thränen rührte. Wenn er Gott läugnete, so bezeugte er sein Daseyn durch seine Flöte: seine Flöte glaubte für ihn. Statt die Seele im Herzen zu haben, trug er sie auf den Lippen; sie entfloh mit seinem Hauche.

Wir waren unter der Linie.

An diesem Abend spiegelte das indische Meer die schönsten Dinge: rosige Wolken, Feuergürtel, Heere von Sternen, alle möglichen Blumenschattirungen.

Nun, Burton, sagten wir, fühlst du nichts?

Ich fühle, antwortete er, den Geruch des Theeres und des Meeres, und das ist grade nichts Angenehmes.

Aber die herrliche untergehende Sonne?

Ich möchte an ihrem Platze seyn, um bis morgen schlafen zu können.

Aber die aufgehenden Sterne?

Die Sterne gehen nie auf, sie sind immer an dem gleichen Platze am Himmel.

Aber diese schönen Wolken?

Diese schönen Wolken versprechen uns schlimmes Wetter für heute Nacht, dies ist Alles. Diese schöne weißgelbe Wolke bringt Hagel; diese anmuthige azurirte Wolke eine Wasserhose; diese prächtige grüne Wolke einen Sturm, der uns wie Nußschalen auf den Fluthen tanzen lassen wird.

Du bist ein Troyf! Spiel' uns Flöte.

Burton ließ sich durch seinen Lascar seine Flöte bringen und improvisirte mitten in der schweigenden Nacht ein Stück.

Er kannte uns Alle; er wußte, daß es unter uns irländische Offiziere, deutsche Naturalisten, holländische Maler, Franzosen, Italiener und Spanier gab. Mit einer unglaublichen Geschicklichkeit verschmolz er unsere Nationallieder, deren Andenken nie erlischt, in eine einzige Arie und komponirte sofort eine Melodie, welche uns so entzückte, daß Vergnügen und Enthusiasmus uns beinahe närrisch machten. Wir betrachteten uns zuerst gerührt, eine glückliche Trauer beklemmte unsere Herzen, wir faßten uns bei der Hand und ließen unsern Thränen freien Lauf. Zweitausend Stunden von dem Vaterland, mitten im weiten indischen Ocean sahen wir plötzlich unsere Felder, unsere Häuser, unsere Freunde, unsere Schwestern und diejenigen wieder, welche wir mehr liebten als unsere Schwestern und unsere Felder. Mit dieser Flöte sang und lachte er, sprach spanisch und italienisch, seufzte, weinte, tanzte und enthüllte Vergangenheit und Zukunft; er machte den venetianischen Gondolier, den katalanischen Matrosen, den irischen Schäfer, den deutschen Soldaten, er war mit einem Wort wunderbar. Als er geendigt hatte, war unter uns nur eine Bewegung, nur ein Ruf. Wir näherten uns ihm Alle, und sagten zu ihm:

Nun, Burton, glaubst du an Liebe, an Vaterland, an Gott? Laßt mich doch ruhig, antwortete er, und gebt mir eine Cigarre.

Aber, versammter Bursche, sagte ich, es ist Gott, welcher dir die Töne eingegeben hat, womit du uns bis ins Innerste rührtest.

Ganz und gar nicht, das ist nicht Gott, sondern dies, und damit schraubte er seine Flöte auf und ließ den Speichel, der sich darin gesammelt hatte, auf das Verdeck laufen. An den Speichel glauben!

Burton! Burton! Gott wird dich einst strafen; du wirst in ein Accordeon verwandelt werden.

Meine Herren, sagte der Lieutenant der „Galathee", der Kapitän läßt Sie bitten, der religiösen Ceremonie der Taufe des ihm geborenen Sohnes beizuwohnen.

Die Frau des Kapitän war etwa vor vierzehn Tagen in die Wochen gekommen und der glückliche Vater wollte den Durchgang durch die Linie, die wir eben durchschnitten, durch eine ernstere Taufe als die gewöhnliche feiern, eine gestliose mythologische Haudwurstiere, die immer zur Völlerei Anlaß gibt.

Die Wöchnerin war schon wieder stark genug, um ihr Kind selbst zu tragen; sie hielt es ganz nackt auf ihren runden Armen, wie wenn sie es der doppelten Majestät des Himmels und des Oceans hätte darbringen wollen; der Schiffsgeistliche folgte mit dem Gebetbuch in der Hand. Auf der Dunette stand der Schiffsmeister und warf einen silbernen Eimer in das Meer, um das Wasser zu schöpfen, welches der Priester segnen und damit die Taufe verrichten sollte. Die Flagge wurde aufgezogen, ein Kanonenschuß begrüßte sie und alle Häupter entblößten sich.

Nichts aber läßt sich mit unser Aller Ueberraschung vergleichen, als der Schiffsmeister in dem vollen Wassereimer eine Flasche, eine einfache Glasflasche mit heraufbrachte. Es ist ohne Zweifel nichts Ungewöhnliches, daß man auf offener See eine jener verstegelten Flaschen findet, welche die Seefahrer auswerfen, entweder um vor einer von ihnen entdeckten noch unbekannten Gefahr zu warnen, oder um zu bitten, an ihrem Abfahrtshafen kund zu thun, daß ihnen ein Unglück zugestoßen; aber das außerordentliche war, eine solche zufällig in einem Wassereimer aufzufangen.

Die Flasche wurde beiseite gesetzt, um nach der Taufe enstlegelt zu werden, und die Ceremonie ging vor sich. Ich verhehle es Ihnen nicht, daß die Andacht bei der feierlichen Handlung ein wenig durch die Neugierde beeinträchtigt wurde, den Inhalt der Flasche kennen zu lernen. Die Taufe ging jedoch ungestört vorüber. Kaum aber hatte das salzige gewehte Wasser die Stirne und die Lippen des Täuflings berührt, als wir dem Kapitän die Flasche überreichten.

Oeffnen Sie sie, sagte er zu mir.

Schnell schnitt ich den Bindfaden entzwei, welcher die ge-

überer Leinwand um den Flaschenhals gebunden hielt, zog den langen Pfropfen heraus, kehrte die Flasche um und hob ein dünnes aufgerolltes Blättchen Papier in meine Hand gleiten. Ich gestehe es, meine Hand zitterte, als ich das Papier auffollte, das vielleicht von einem Jahrhundert her datirte, vielleicht aber auch erst von gestern, und auf welchem ich schon einige Zeilen einer zitternden und seinen Handschrift bemerkte... dreimal rollte es sich unter meinen Fingern wieder zusammen, ehe ich es aufbreiten und den Inhalt lesen konnte. Die Frau des Kapitäns und er selbst, alle Umstehenden umringten mich mit gestreckten Hälsen, um zu hören; die Equipage war in das Takelwerk des Besanmastes geklettert, um kein Wort zu verlieren; der Mann am Steuer hielt das Rad nur mit einer Hand und mit der andern horchte er...

Ich las: „Ich, Margaretha Floreff, bin auf offener See umgekommen. Ich bitte die Person, welcher durch göttliche Fügung diese Flasche zukommen und die darin verschlossene Bitte lesen wird, von einem unserer Geistlichen ein Gebet für die Ruhe meiner Seele verrichten zu lassen. Ich bin in der reformirten Kirche geboren und sterbe in ihr. Lebe wohl, Mutter, lebe wohl, lebe wohl, lebe . . .“

Armes Kind, sagte die Frau des Kapitäns.

Die Mannschaft nahm nur schwachen Antheil an dem Ereigniß; die Seefahrer sind der Gefahr umzukommen so oft ausgesetzt, daß ein Tod mehr oder weniger . . . meine jungen Gefährten theilten meine Traurigkeit . . . aber beinahe alle, ich darf sagen alle, hatten in Indien ihr Liebes, das sie am Ufer erwartete, während ich . . .

Du, sagte Burton und schlug mir auf die Schulter — es war außer uns Beiden Niemand mehr auf dem Verdeck — du bist ein Narr, und zwar von der allerschlimmsten Art, ein melancholischer Narr . . du wärest im Stande, Trauer für diese Margareta Floreff anzulegen und Gebete für sie verrichten zu lassen.

Trauer anlegen nicht, aber ganz gewiß bei meiner Ankunft in Batavia . . .

Schweig!

Ich schwöre dir, Burton . . .

Höre, sagte mit Burton mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt, diese Person ist seit achtzig oder hundert Jahren von den Fischen gefressen und du willst . . . wirf diese Flasche ins Wasser und gib mir das Papier zum Pfeifenanzünden.

Ich entriß Flasche und Billet den Händen dieses infernalischen Menschen, der mitleidig den Kopf schüttelte und im Weggehen sagte:

Der Unglückliche! er glaubt nicht allein an Gott, sondern auch an die Weiber! und an die todten Weiber!

Ich blieb allein auf dem Verdeck, und als ich keine andern Zeugen um mich hatte als den Raum und die Stille, drückte ich unwillkürlich dieses Papier an meine Lippen und seufzte: Margareta Floreff! — Ich war jung, meine Herren, fuhr der Kapitän fort, sehr jung; Sie werden sehen, bis zu welchem Punkte. Es ist unglaublich, aber doch . . .

Plötzlich erlosch das Gas im Saale des goldenen Löwen und wir waren in einem Augenblick von der dichtesten Finsterniß umhüllt.

Alle, welche dem Kapitän zuhörten, brachen in ein Gelächter aus und verließen ihre Plätze, um fortzugehen, ohne sich um etwas weiteres zu bekümmern.

Meine Herren, es ist Mitternacht, sagte der Kellner.

Glückliche Reise, Kapitän, wenn wir Sie nicht mehr sehen sollten.

Danke, meine Herren.

Es ist bestimmt, Sie segeln ab, Kapitän?

In einigen Stunden.

Kommen Sie bald wieder!

Aber kein einziger sagte: Kapitän, das Ende Ihrer Geschichte, das Ende!

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Truppen in Brasilien.

Der zwischen Brasilien und Buenos-Ayres drohende Krieg wird zwar aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zum Ausbruch kommen: allein die Werbungen in Hamburg haben nach wie vor ihren Fortgang und es läßt sich kaum mehr bezweifeln, daß die Regierung von Rio Janeiro unter allen Umständen wieder ein deutsches Fruppenkorps in Sold nehmen wird. Ein gewissenloser Abenteurer, der sich Major v. Schäffer nannte und in der Türkei sogar seinen Glauben abgeschworen hatte, war schon in den zwanziger Jahren auf den Einfall gerathen, im Dienste des damaligen Kaisers von Brasilien, Dom Pedro I., deutsche Jünglinge anzuwerben und theils durch Handgeld, theils durch glänzende Versprechungen in den südamerikanischen Kaiserstaat zu verlocken. Hunderte haben den Namen des Majors als eines Seelenverkäufers verflucht noch in dem Augenblick, wo sie sich eine Kugel durch den Kopf jagten, um einem qualvollen Dasein ein Ende zu machen. Auch damals galt es, deutsche Wehrkraft den Gauchos von den Ufern des Plata entgegenzuwerfen. Der kommandirende General, Marquès de Barbacena, war von der Armee abberufen und der Marschall v. Braun, ein Deutscher von großer persönlicher Tapferkeit, an seine Stelle getreten. Das viele erlittene Ungemach, der Hunger, die Entbehrungen und Strapazen, das despotische Benehmen der Oberoffiziere, der stets unglückliche Erfolg so vieler Kraftanstrengung und Aufopferung hatten die kaiserliche Armee gänzlich demoralisirt. So war ein neuer Feldzug keine leichte Aufgabe. Der Marschall setzte inzessen sein einziges Vertrauen auf die deutschen Bataillone, vor denen die Republikaner, in der Regel sehr gut bewaffnet, überall zurückwichen. Aber schon jetzt fing der Mangel an unter der Armee einzureißen: die meisten Transporte wurden weggenommen und die Kaufleute, die mit ihren Ochsenkarren dem Heere gefolgt waren, machten sich aus dem Staube. Endlich bekam der Marschall durch einen Spion die Nachricht, daß sich in der Nähe ein feindliches, 6000 Mann starkes Kavallerielorps gelagert habe. Noch an demselben Abend brach er mit einem Theil seiner Armee, leichter Infanterie und Kavallerie, auf, den Feind zu überfallen. Alles gelang vortrefflich und eben sollte zur entscheidenden Aktion aufgebrochen werden, da erschien ein Adjutant des neuernannten Oberbefehlshabers Lecor, der dem Marschall die strengste Ordre zum unverweilten Rückzug machte. Der 72jährige Feldherr, der unter Wellington und Beresford eine Truppenabtheilung auf der spanischen Halbinsel befehligt hatte, zog in den Ebenen umher, ohne sich mit seinem Gegner zu messen. Dieser, dadurch immer dreister gemacht, nahm nun vollends alle Zufuhr weg. Mit ihren Karabinern, die größtentheils mit gehackten Kugeln geladen waren, schlichen die Spanier hinter den eigens dazu abgerichteten Pferden leise hervor, schossen die brasilianischen Posten nieder und jagten dann in gestrecktem Galop davon. Bald war aller Proviant rein aufgezehrt: die ganze Ration bestand aus 2 Pfund erbärmlichen Fleisches, das ohne Salz und Brod genossen werden mußte. Gingen die Soldaten, von Hunger gequält, nach einer nahe gelegenen Plantage, um zureife Pfirsiche zu pflücken und im Wasser gekocht zu verzehren, wurden sie für dieses Vergehen mit 200 Stockschlägen bestraft. Von Auszahlung des rückständigen Soldes war gleichfalls keine Rede.

Bereits erschossen sich mehrere Deutsche aus Verzweiflung. In der Gegend, wo das Lager stund, war bald kein Grashalm mehr zu finden, so daß das wenige Vieh durch Hunger und eingebrochene Seuche beinahe sämtlich umkam. General Lecor, der in einem eigenen Wagen die feinsten Leckerbissen mit sich führte, kehrte das Elend seiner Truppen wenig zu empfinden. Dagegen beauftragte er plötzlich den Marschall Braun, die 400 Mann starke feindliche Be-

fassung aus Versehen zu verweisen. Da Letzterer glücklicher Weise unter den ihm zur Verfügung gestellten Truppen das deutsche Jägerbataillon hatte, wagte er es, sein Gesuch seinen Vorgesetzten unberücksichtigt zu lassen, in möglichster Eile über den Jaqueao zu gehen und ein starkes Argentinerkorps im Gebiete der Provinz Cisplatina selbst zu überfallen. Ein dichter Nebel begünstigte das kühne Wagstück. Während das Fußvolk leise vorwärts rückte, trieb die Reiterei ganze Schaaren der auf den fetten Triften weidenden Pferde und Ochsen auf das brasilianische Gebiet zurück. Nur noch eine kleine Stunde war man von dem in größter Sorglosigkeit rastenden Feinde entfernt, als plötzlich der brasilianische Kommandeur der Kavallerie erklärte, er gehe nicht einen Schritt vorwärts, bevor die abgemagerten Mähren seiner Reiter mit den erbeuteten remontirt seyen. Alle Vorstellungen dagegen blieben fruchtlos: über dem Absatteln vergingen zwei Stunden, die Spanier hatten Wind bekommen und wie die Kaiserlichen das Lager verließen zu Gesicht kommen, waren die Vögel in aller Eile, zum Theil mit Zurücklassung ihrer Habseligkeiten, davon geflogen.

Marschall Braun wurde deßhalb nach der Hauptstadt berufen und vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn jedoch, wie dies bei einer Menge Generale der Fall war, von aller weitern Verantwortung freisprach.

Die Noth im Lager fing von Neuem an und selten verging ein Tag, wo nicht ein Deutscher sich erschoß, dem Major v. Schäffer Brasilien als ein Eldorado geschildert hatte. Die Brasilianer zogen die Fahnenflucht vor: manchmal folgte der Kommandant eines Miquets, aus Furcht, wegen der Desertion seiner Vorposten zur Rechenschaft gezogen zu werden, mit seiner sämmtlichen Mannschaft und mit Sack und Pack den Ueberläufern nach. Bald kam zu dem Hunger auch noch eine sehr empfindliche Kälte, und allen Anzeichen nach wäre es zu einem Militairaufstande gekommen, wäre nicht durch die Vermittelung Englands ein Friedenstraktat abgeschlossen worden, durch welchen der Kaiser von Brasilien die Provinz Cisplatina, früher Montevideo, für frei und unabhängig erklärte, aber nur damit dieselbe später der Argentinischen Republik einverleibt werden sollte.

Mittlerweile war in Rio Janeiro selbst eine sehr gefährliche Soldatenemeute ausgebrochen und nicht ohne Anstrengung und Blutvergießen unterdrückt worden. Um den unter den Fremdenlegionen herrschenden Excessen zu steuern, hatte Dom Pedro 3000 Irländer anwerben lassen: diese aber weigerten sich, Dienste zu thun, und erklärten, daß sie keineswegs als Soldaten, sondern als Kavonisten engagirt seien. Robert Gordon, der englische Gesandte, ließ natürlich seine Landsleute nicht im Stiche, und nur durch glänzende Versprechungen ließen sich etwa 400 von ihnen anwerben. Allein auch unter den deutschen Truppen herrschte eine bedenkliche Gährung. Ein deutscher Soldat war nach dem Ave Maria vor einem Offizier, Brasilianer von Geburt, vorübergegangen, ohne ihn zu grüßen, was ganz in der Ordnung war, da das Gesetz der rasch einbrechenden Dunkelheit wegen nach Sonnenuntergang davon dispensirt. Der Offizier klagte beim Major, der dem Soldaten, einem ganz ordentlichen Burschen, 25 Stockhiebe zuerkannte. Im Carré gefuhrt, weigerte sich der Delinquent standhaft, die Uniform auszuziehen, indem er mit lauter Stimme erklärte, daß man ihn unschuldig bestrafe und daß er ein Kriegsgericht verlange. Trotz des ausdrücklichen Verbots verstand sich Niemand dazu, dem Soldaten die Jacke herunterzureißen, worauf der Major wüthend rief, daß dem Kerl statt 25 nun 125 Hiebe aufgezählt werden sollten. Der Herr des unschuldigen Grenadiers, ein französischer Ingenieurkapitän, stellte dem Major sein ungerechtes Verfahren vor, und dieser wollte wirklich den Burschen loslassen. Aber zu spät. Schon drängte sich die aufrührerische Menge dicht um ihn, und nur durch schleunige Flucht konnte er sein Leben retten. Seine prächtige Behausung wurde gänzlich zerstört. Das deutsche Grenadierbataillon aber rückte vor das kaiserliche Lustschloß in St. Christoval, und forderte in gebieterischem Ton strenge Bestrafung des Majors, eine ehrenvolle Kapitulation auf 3 Jahre und gleichen Sold mit den Irländern. Obwol sehr aufgebracht, bewilligte der Kaiser die Forderungen, ließ aber zugleich den Ingenieurkapitän auf die Festung schicken. Darüber kam die Revolte zum offenen Ausbruch. Die Soldaten hofften auf Irland, der ihrer Kaserne nahe kam, und wußten zugleich das in dem Fort Praia vermeßne garnisonirende deutsche Bataillon auf ihre Seite zu ziehen. Ein verbannter Major wurde ermordet, die irländischen Kolonisten schlossen sich den Empörern an und noch immer wagte es die Regierung nicht, ernstlich einzuschreiten. In der Hauptstadt selbst empörte sich ein zur Hälfte aus Deutschen, zur Hälfte aus Irländern bestehendes Bataillon und plünderte das Pulvermagazin, samt großen Branntweinvorräthen. Der Skandal dauerte schon in den dritten Tag und die Verwegensten von den Empörern drangen, wie Banditen gekleidet, bis in die belebtesten Straßen der Hauptstadt, um schonungslos Jeden niederzumachen, der ihnen in den Weg kam. Die Offiziere, selbst die beliebtesten, richteten nichts aus: die Deutschen fochten mit einer an Wuth gränzenden Tollkühnheit, als wollten sie sich für all die Unbilden rächen, die ihnen in dem ungastlichen Lande widerfahren. Die Irländer, die mehr des Plünderns wegen Theil genommen, ließen bald die Deutschen im Stiche und gleichwohl konnte man diese nun mit Kartätschen zu Paaren treiben, und zwar nur allein mit Hülfe englischer und französischer Marinesoldaten. Gegen das feierliche Versprechen einer allgemeinen Amnestie streckten die Grenadiere das Gewehr. Die Irländer wurden sofort wieder nach ihrer Heimath eingeschifft.

Das Wachsthum Amerika's.

Die amerikanische Volkszählung, oder der „Census", wie man sie dort nennt, ist noch nicht ganz vollendet, aber die Thatsachen, die sie bisher ans Licht gestellt hat, übertreffen alle Erwartungen und Hoffnungen. Man nehme z. B. New-York. Im Jahre 1820 hatte diese Stadt eine Bevölkerung von 123,000, im Jahre 1830 von 203,000, im Jahre 1840 von 312,000 Seelen. Eine so rasche Zunahme war ohne Beispiel in der Geschichte der Staatsist. Aber jetzt soll die Bevölkerung auf die erstaunenswerthe Anzahl von 750,000 Menschen gestiegen seyn. Es giebt nur zwei größere Städte in Europa, schreibt aber New-York in bemselben Verhältniß fortschreitet, so wird es in zehn Jahren Paris und in dreißig London hinter sich lassen. Wir bemerken dabei, daß die Hauptstadt Amerika's sich nicht, wie einige große Städte in Europa, auf Kosten des Landes vergrößert, sondern daß sein Wachsthum mit dem des ganzen Kontinents Hand in Hand geht. Im Jahre 1810 zählte St. Louis 1600, im Jahre 1830: 6600, im Jahre 1840: 16,400 und im Jahre 1850 nicht weniger als 90,000 Einwohner. Nach den bereits vorliegenden Daten zu schließen, wird die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im Ganzen etwa 25,000,000 Köpfe betragen. Von 1800 an, wo ihre Zahl sich auf etwas über 5,000,000 belief, bis 1840, wo sie auf 17,000,000 gestiegen war, stellte sich der zehnjährige Zuwachs im Durchschnitt auf 33 Prozent, was für 1850 erst 22,000,000 geben würde. In dem letzten Zeitraume hat sich also die Volkszahl noch rascher vermehrt, als früher. Mit gleicher Schnelligkeit haben sich die materiellen Kräfte des Landes entwickelt, deren Neußerungen bald alle Traditionen der europäischen Staatskunst zerrücken dürften. Amerika ist schon jetzt eine Macht ersten Ranges und wird in wenig Jahren, wenn keine Umwälzungen vorfallen, die erste von allen seyn. Sollte es in den nächsten funfzig Jahren im gleichen Maße fortschreiten, wie in dem letzten Dezennium, so wird seine Bevölkerung bis dahin gegen 190,000,000 stark seyn, also beinahe der von ganz Europa gleichkommen. Ja, könnte man sich dieselbe Steigerung während noch funfzig Jahre denken, so würde der Census von 1950 die fabelhafte Zahl von 1,696,000,000 ergeben! Als die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's das Joch Englands abschüttelten, zählte ihre Bevölkerung nicht mehr als 3,000,000 Seelen; als sie zuletzt einen Kampf gegen

eine europäische Macht bestanden; waren sie nur 8,000,000. In zehn Jahren werden sie Frankreich und Oesterreich überflügelt haben. Man kann ihrem Wachsthum keine Gränze stecken. Das Mississippithal hätte allein Raum für alle Bewohner Europa's, und es leben in ihm schon 13,000,000 Menschen, während es zu Anfang des Jahrhunderts kaum so viele Tausende enthielt. So schreitet das angelsächsische Geschlecht von Eroberung zu Eroberung fort, indem es die weniger energischen Volksstämme absorbirt und seine freien Institutionen über den ganzen Kontinent fortpflanzt. Wie der Franzose, der Schwede und der Holländer ihm gewichen sind, so werden auch der Spanier und der Portugiese verschwinden, und in einem oder zwei Jahrhunderten wird die englische Sprache ohne Zweifel vom Kap Horn im Süden bis zum Arktischen Meer im Norden die Alleinherrschaft behaupten.

Das symphonische Bett.

Unter den wunderbaren Gegenständen, welche auf der großen Ausstellung zu London figuriren werden, führt die „Indépendance Belge" ein symphonisches Bett an, dessen Mechanismus die Bewunderung der Kenner erregen soll. Vielleicht sind unsere Leser neugierig, zu erfahren, was für ein Ding ein symphonisches Bett sey? Sie sollen befriedigt werden. Der Erfinder dieses Kuriosums, welcher lange über die physische Wirkung der Musik nachgedacht und die Ansichten der Philosophen und Physiologen gründlich studirt hat, ist dadurch zu der Einsicht gelangt, daß die harmonischen Töne die Eigenschaft haben, unser Nervensystem zu beruhigen, die zu große Spannung unserer Organe herabzustimmen und uns Empfindungen zu verschaffen, die vom Gehörsinn aus auf die Organe reagiren. Es ist ferner nicht unbekannt, daß die Musik bei manchen Menschen den Schlaf hervorruft. Hieron ausgehend, sagte er sich, daß, wenn er die an Schlaflosigkeit Leidenden mit einem nächtlichen Konzert regalirte, er sie von dieser Unbequemlichkeit befreien würde. Aber wie viele Menschen können sich den Luxus eines Konzerts verschaffen, das bereit ist, sich hören zu lassen, wenn Morpheus mit seinen Mohnkörnern sich geizig gegen sie erweist? — Das symphonische Bett hat das Problem gelöst. Du kömmst ermüdet nach Hause und legst Dich schlafen. Kaum hast Du Dich auf Dein Bett ausgestreckt, so wirkt der Druck des Körpers auf eine Feder, und eine köstliche Musik läßt sich hören. Diese Musik ist etwa wie ein Gemisch von Flöten und Hautboen. Sie ist mild und wohlklingend; sie durchbebt Dich sanft und ladet Dich zum Schlummer ein. Und Du schläfst wirklich mit der Ueberzeugung ein, an einem Konzert der Engel theilzunehmen. Hier bietet sich eine Frage dar, und wir wissen nicht, ob sie vom Erfinder gelöst worden ist. Dieselbe Musik, die uns in Schlaf gelullt, könnte uns ja wohl wieder aufwecken, wenn sie während des Schlafes fortdauerte. Wie ergreift die Musik den rechten Augenblick, wo sie aufhören soll? Kann man Federn davon Nachricht geben? — Eine andere Frage liegt nahe. Der Erfinder des symphonischen Bettes kann den Fehler nicht begangen haben, das ganze Repertoir seiner Maschine aus einer einzigen Melodie bestehen zu lassen. Sie besitzt deren gewiß mehrere und von verschiedenem Charakter, denn es wäre unerträglich, jeden Abend nach derselben Weise einzuschlafen. Auch reicht es nicht hin, daß die Tonstücke einander nach den Tagen der Woche, des Monats folgen. Es ist noch viel nothwendiger, daß ihr Charakter sich mit der Beschaffenheit unserer Laune und unseren augenblicklichen Eindrücken in Einklang setze. Die Mechanik muß also Melodieen von allen Gattungen, heitere, traurige, kräftige, weiche u. s. w. zu ihrer Disposition haben. Ferner, und darin liegt die Schwierigkeit, die so groß ist, daß ihre Lösung unsere volle Bewunderung in Anspruch nähme — sie muß ein Vorgefühl von dem moralischen Zustande des Schläfers haben und ihn Töne vernehmen lassen, die mit der jedesmaligen Richtung seiner Gedanken in Beziehung stehen. Findet dieses Alles statt, so können wir allerdings den Urheber des symphonischen Bettes nicht genug bewundern; sind jedoch diese oder ähnliche Bedingungen nicht erfüllt worden, so scheint uns das in Rede stehende Bett das unangenehmste Möbel von der Welt zu seyn. (Die Idee von einem derartigen Bett ist übrigens schon älter und erinnert an „Dr. Graham's Zauberbett", das in der Wirklichkeit besteht und unter andern in „Lewald's Aquarellen" beschrieben wird.)

Pot-Pourri.

Statistik des Elends in Paris.

Französischen Blättern entlehnen wir die nachstehenden statistischen Angaben: „Nach offiziellen Aktenstücken kommen in Paris durchschnittlich an jedem Tage vor: 1) zwei erklärte Bankrote; 2) 315 Versetzungen von Sachen beim städtischen Pfandlehnamte (Mont-de-Piété); 3) 30 gerichtlich angeordnete Versteigerungen; 4) zwei bis drei unnatürliche Todesfälle; 5) 470 Mal[ade]n von Aerzten in öffentlichen Anstalten; 6) 94 Todesfälle; 7) 3000 von 242 Gerichtsdienern vollstreckte Erkenntnisse oder instruirte Vorladungen; 8) 78 Verbrechen und Vergehen; 9) ein bis zwei Unglücksfälle von Personen, die auf den Straßen überfahren, überritten oder sonstwie unverschens beschädigt werden. — Paris verbraucht täglich eine Million Thaler, um seine Ausgaben an Wohnungsmiethe, Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und Steuern zu decken. Die Armuth der Hauptstadt und ihrer Umgebung gewahrt folgendes Bild: 14,625 Haushaltungen bekommen zeitweilige Unterstützungen, 19,583 Haushaltungen ordentliche Unterstützungen während des ganzen Jahres. Diese bedürftigen Haushaltungen bestehen aus 80,102 Personen, worunter 19,895 Männer, 30,754 Frauen, 13,928 Knaben und 18,525 Mädchen. Besondere Unterstützungen erhalten 2205 achtzigjährige und 2997 siebzigjährige Greise, 1151 Blinde und 329 Schlaganfrührige.

Der unlängst verstorbene Droz, Mitglied der französischen Akademie und Verfasser der „Kunst, glücklich zu seyn", war wenige der durch seine Schriften, als durch seine außerordentliche Zerstreutheit bekannt, die sich in einer so excentrischen Weise äußerte, daß seine Kollegen dadurch für die Langeweile entschädigt wurden, welche er ihnen durch seine ökonomischen und philosophischen Vorträge verursachte. Er kam wie in eine Sitzung, ohne etwas vergessen zu haben: bald seine Brille, bald sein Taschentuch, heute seinen Stock, morgen seinen Regenschirm. Als er starb, hieß es, daß dieß nur daher rühre, daß er vergessen habe, zu leben. Eine der berühmtesten Anekdoten, die über ihn erzählt worden, ist die Geschichte von dem Briefe, den er an seinen Kollegen Campenon schickte, bei welchem er den Morgen zugebracht hatte und dem er, als er nach Hause kam, Folgendes schrieb: „Lieber Freund! Ich habe meine Tabatière bei Ihnen vergessen. Haben Sie die Güte, sie mit durch den Ueberbringer zurückzuschicken." Er war eben im Begriff, das Billet zuzusiegeln, als er die Tabatsdose wiederfand und folgendes Postscriptum hinzufügte: „Eben finde ich sie wieder; geben Sie sich also nicht die Mühe, sie zu suchen." Worauf er das Schreiben versiegelte und an seinen Freund abfertigte.

Bei einem in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar in Blaubeuren entstandenen Feuerlärm (es brannte in Gerhausen ein Wohnhaus und eine Scheuer ab), wurde auch ein junger Bursche von seinem Herrn, dem dortigen Traubenwirth, aus dem ersten süßen Schlafe geweckt, um sich als Feuerretter an dem Rathhaus zu stellen. Dort kaum angekommen, wurde ihm von mehreren Seiten hastig zugerufen: reite schnell nach Weiler und sag' es brenne in . . . . Die letzten Worte mag der noch schlaftrunkene Bursche überhört oder gar nicht gehört haben, denn in Weiler angekommen und gefragt, wo es denn brenne? antwortete er: jo, des heb ma mir nich gesegt.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

No. 17.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 26. Febr.

Das Schicksal in der Flasche.

Novelle von L. Gozlan.

(Fortsetzung.)

II.

Es schlug kaum sechs Uhr auf der St. Jakobskirche und ich war schon auf den Beinen. Ich kleidete mich in aller Schnelle an, lief zum Hafen, alle Bassins waren in Bewegung. Nicht nur ein Schiff ging ab: hunderteinfünfzig waren segelfertig nach Stockholm, Kopenhagen, Riga die einen, die andern nach Sumatra, Rio-Janeiro, Neuorleans. Wo unter den vielen Kapitänen meinen Kapitän finden? Glücklicherweise wußte ich den Namen seines Schiffes, „die Gemse“, und er hatte beim Essen gesagt, er segle nach Bordeaux. Ich wandte mich an einen der grünen Zollwächter, die um die Bassins herumwandeln.

Können Sie mir sagen, ob die Schiffe nach Bordeaux . . .

Er ließ mich nicht antworten. Sie sind abgesegelt.

Alle?

Alle . . . doch da ist noch eins, welches die Bassins noch nicht verlassen hat.

Kennen Sie den Kapitän davon?

Meiner Treu, nein.

Ein sehr großer Mann . . .

Der einen langhaarigen Paletot trägt?

Grade dieser.

Nein, sagte der wackere Zollwächter, dieser ist noch nicht gesegelt.

Ich lief nach der Brigg, welche er mir am Ende des Bassins gezeigt hatte. Er rief mich zurück.

Aber wohin laufen Sie?

Dahin, wo Sie mir gesagt haben, antwortete ich, und wandte mich kaum nach ihm um, so beeilt war ich, mein Ziel zu erreichen.

Sie finden den Kapitän nicht.

Warum?

Er ist in das Marinespital gegangen, um zwei seiner Matrosen abzuholen.

Sind Sie dessen gewiß?

Ich habe ihn soeben mit seinem Lieutenant und vier Matrosen, welche Tragbahren trugen, vorbeigehen sehen.

Nun so gehe ich ins Spital. Sagen Sie mir gefälligst, wo ist das Marinespital?

Gehen Sie längs dieser Backsteinmauer bis zu dem Tabakhändler, dessen Laterne Sie von hier aus sehen; dann unter dem Stadtthore durch; folgen Sie der graden Straße bis zur dritten rechts; dort fragen Sie weiter.

Fünf Minuten später schellte ich an der Thür des Spitals. Da ich keinen eigentlichen Beweggrund hatte, keinen Titel, um sofort in die Säle des Spitals eingelassen zu werden, so mußte ich eine halbe Stunde warten, ehe ich mit einem Angestellten sprechen konnte.

Aber, mein Herr, sagte mir dieser mit leiser Stimme, nachdem er von dem Beweggrund meines Besuchs unterrichtet war, der Kapitän, von welchem Sie mir sprechen, ist mit seinen genesenen Matrosen schon vor drei Viertelstunden fortgegangen; Sie werden sich unterwegs gekreuzt oder er einen andern Weg eingeschlagen haben.

In diesem Falle gehe ich geschwind an Bord.

Ich fürchte sehr, Sie kommen zu spät. Ich bedaure, mein Herr . . .

Ich noch mehr als Sie.

Das Marinespital lag schon weit hinter mir. Ich schlug den nämlichen Weg ein wie im Herweg, um die Straße zum Bassin nicht zu verfehlen, wo ich den Kapitän der „Gemse“ noch zu treffen hoffte. Ich ging abermals unter dem Stadtther durch und erblickte eines meiner Gesichter von gestern, den jungen blonden Mann, welcher neben dem Kapitän saß, während er die Geschichte erzählte, deren Schluß ich nun mit so vielem Eifer nachspürte. Er bemerkte mich auch; wir betrachteten uns mit jener unsichern Theilnahme unbekannter Leute, die sich aber nicht gegenseitig anwdern. Er grüßte mich, ich ihn und er nähert sich. Ich war der Höflichkeit einen Augenblick schuldig und suchte ihn zu benützen.

Sie kennen den Kapitän . . .

Welchen Kapitän, mein Herr?

Denjenigen, welcher gestern Abend im „goldnen Löwen“ die interessante Geschichte von der schwimmenden Flasche erzählte.

Der Fremde betrachtete mich mit einem Ausdruck, dessen Bedeutung nicht verstanden zu haben ich später zu bereuen hatte, und sagte:

Ich sah ihn zum erstenmal, wie Sie.

Welch ein Unglück, nicht wahr, mein Herr, daß wir die Folge und die Entwicklung einer so anziehenden Geschichte nicht erfahren konnten . . . welch ein Unglück!

Ein feines und beschleidenes Lächeln lief über die Züge des Fremden. Warum konnte ich nicht in diesem Lächeln lesen!

Ich suche ihn.

Den Kapitän.

Ja, mein Herr, wen kann man sonst in Antwerpen suchen? Ohne Zweifel wegen Handelsangelegenheiten?

Gut, sagte ich schreckenvoll zu mir selbst, da bin ich wieder an einen Handelsmann gerathen. Er spricht mir von Handelsgeschäften, wenn . . .

Sie entschuldigen, mein Herr, sagte ich zu ihm, wenn ich Sie so schnell verlasse. Ich muß mit diesem Kapitän vor seiner Abreise sprechen und diese hat vielleicht schon stattgefunden . . . Leben Sie wohl, mein Herr, auf Wiedersehen!

Ich bin überzeugt, daß mein neuer Bekannter mich für einen Narren hielt, nicht sowol wegen des Unzusammenhängenden meiner Worte als vielmehr wegen der ungleichen Schwingungen meiner Stimme, der Beweglichkeit meiner Blicke und der Art von Weitstanz, welchen nervenschwache Leute ausführen, wenn ihr Gehirn von dem elektrischen Funken einer lebhaften Begierde erregt wird.

Ich komme auf den Kai . . . suche meine Brigg . . . fort . . . nicht mehr da . . . ich suche noch immer, endlich sehe ich sie! Sie zieht schon stromabwärts, ihre Segel entfalten sich an den Masten . . . meine Geschichte wird ins Wasser fallen, aus dem sie entsprungen ist. Im Sommer hätten mich zwanzig kleine Barken mit Forellenköpfen an Bord der „Gemse“ gerudert, aber im Winter verfaulen sie in den Bassins oder schlafen im Sande der Polder. Was thun? was machen? Nichts! Die Segel schwellen . . . alles ist vorüber . . . die Brigg entfernt sich, wird kleiner . . . aber was ist geschehen? die „Gemse“ legt bei, hält . . . man steigt

in die Schaluppe . . . diese entfernt sich von der Brigg . . richtet ihren Lauf gegen Antwerpen . . . nicht wahr? Ich . . . ich erkenne unter ihrer Besatzung meinen riesigen Kapitän! . . . Ja, ja, er ist's!

Hätte ich doch in diesem Augenblick die Telingasprache verstanden! Die Gelehrten behaupten, das Telinga sey die transgangetische Sprache, durch welche man Glück und Freude am besten ausdrücke. Die telingischen Consonanten tangen, die Vokale singen, die Grammatik ist ein Fest und man kann kein telingisches Wörterbuch im Hause behalten.

Da ich aber kein Telinga verstand, so beschränkte ich mich, schweigend am Bord des Bassins zu warten, bis die Schaluppe der „Gemse" ankam. Als Antonius am Ufer des Kydnus Cleopatra erwartete, konnte er nicht ungeduldiger seyn.

Endlich berührten mein elfenbeinernes Schiff und meine purpurnen Segel die Kaien.

Kapitän! sagte ich zum Führer der „Gemse" und reichte ihm die Hand, um ihm beim Aussteigen aus der Schaluppe zu helfen, es ist Ihnen doch kein Unfall begegnet?

Ein ziemlich bedeutender Unfall; unser Hydrograph hat vergessen, uns die Instrumente an Bord zu schicken, so daß wir uns auf offener See ohne Kompaß und Oktanten befunden hätten.

Ja, das ist sehr bedeutend! Diese in meinem Munde unbedeutende Phrase wiederholte ich bis zum Ueberdruß in der Erwartung, endlich den Punkt zu finden, durch welchen ich eine für mich interessantere Unterhaltung anknüpfen konnte.

Ich ging neben dem Kapitän her, der sich zu seinem Hydrographen begab.

Seine Seefahrtsinstrumente nicht haben, ist ohne Zweifel sehr bedenklich, begann ich wieder; allein sie auf einer langen Reise verlieren, auf einer Reise zum Beispiel, wie diejenige, welche Sie nach Indien machten, ist noch weit bedenklicher.

Nach Indien! sagte der Kapitän, nach Indien!

Ja, Kapitän, ich habe gesagt nach Indien.

Ich war nie in Indien.

Sie sind nie . . .

Niemals, sage ich Ihnen.

Liegt Batavia nicht in Indien?

Ja, aber was beweist dies?

Wenn Sie nach Batavia gegangen sind, so sind Sie auch in Indien gewesen.

Wer hat Ihnen aber gesagt, daß ich nach Batavia gegangen sey?

Sie, Kapitän!

Ich? — Gehen Sie doch.

Und der Kapitän der „Gemse" betrachtete mich mit einer Neugierde, die nichts weniger als wohlwollend schien.

Erlauben Sie, Kapitän, und entschuldigen Sie die Freiheit meiner Fragen, sie haben nichts Beleidigendes für Sie, und die Antworten, welche ich erwarte . . .

Sprechen Sie, sagte der Kapitän kurz. Sprechen Sie, was gibt es denn?

Sie waren gestern Abend im goldenen Löwen?

Ja wohl.

Dieser Punkt ist also zugestanden?

Vollkommen zugestanden.

Ich athmete auf.

Sie haben mehreren Ihrer Freunde eine Episode aus Ihren Reisen nach Indien erzählt.

Wieder Indien! — wir kommen darauf zurück, aber ich schwöre Ihnen . . .

Nun, es sey! Sie sind nicht nach Indien gegangen; aber Sie sind es doch, der in einer Nacht auf offener See eine versiegelte Flasche gefunden? . . .

Ich?

Die Sie dann entsiegelten?

Ich?

In welcher sich ein von Frauenhand beschriebenes Papier befand?

Ich, ich?

Diese Frau hieß Margareta Fioreff. Sie hatten einen Freund, einen Artesten, der Flöte spielte? . . .

Ich, ich?

Das Kind Ihres Kapitäns wurde an jenem Abend getauft. Nun, habe ich dies alles geträumt oder bin ich ein Narr?

Sie sind kein Narr, antwortete der Kapitän der „Gemse", und Sie haben nicht geträumt, fügte er bei, nicht wenig erstaunt über das Interesse, das ich an einer Sache zu nehmen schien, welche uns sehr weit von der Hydrographie entfernt hätte, wären wir nicht der Wohnung des Hydrographen bedeutend näher gekommen; allein nicht ich habe dies erzählt . . .

Nicht Sie?

Ich verschwöre Sie auf meine Ehre, und der Beweis ist, daß ich gänzlich außer Stand wäre, auch nur ein Wort zu dieser Seefahrergeschichte beizufügen, welche gestern Abend durch das plötzliche Erlöschen des Gases so brutalerweise unterbrochen wurde.

Nicht Sie! Aber wer hat sie denn erzählt?

Ein holländischer Kapitän, der ehemals in Indien, in Batavia in Garnison stand.

Ein blonder Mann, rief ich, mit langem Schnurrbart und blauen Augen?

Richtig, bestätigte der Kapitän der „Gemse".

O Täuschung! ich begegnete ihm soeben unter jenem Thore, als ich Sie im Spital aufsuchte . . .

Das ist ein sehr schönes Spital, nicht wahr?

Ach, mein Herr, sprechen wir ein andermal vom Spital. — Das war er!

Das war er, wiederholte der Kapitän in einem etwas spöttischen Tone.

(Fortsetzung folgt.)

Bauer's Taucherboot.

Es ist schon früher bekannt geworden, daß in Kiel ein Schiff gebaut wurde, welches, im Stande unter dem Wasser zu fahren, dazu dienen sollte, sich den feindlichen Schiffen zu nähern und dieselben durch Anbringung und Entzünden von Sprengmassen zu vernichten.

Die ingeniöse Erfindung eines bayerischen Unteroffiziers, Namens Bauer, der in die schleswig-holsteinische Armee eingetreten war, kam erst im Winter zur Ausführung, so daß die Versuche über die Bewegungen des Schiffes erst im Anfang dieses Jahres angestellt werden konnten.

Ohne durch eine genaue Beschreibung des Tauscherschiffes (hier vom Volke „Leviathan" getauft) dem Erfinder nahe zu treten, muß zum Verständniß des zu erzählenden Ereignisses Folgendes gesagt werden.

Das Schiff ist rings verschlossen, auf der oberen Seite hat es zwei Fenster, ein großes, welches zur Einbringung von Maschinentheilen dient, ein kleines, durch welches die Arbeiter einsteigen. Beide Fenster werden natürlich, sobald die Taucher eingestiegen sind, von Innen möglichst wasserdicht zugeschraubt. An der vorderen Seite befinden sich ein paar kleine Fenster, durch welche man im Wasser vor sich sehen kann, ferner ein paar Ventile, in denen Handschuhe angebracht sind, um von Innen her außerhalb Arbeiten vornehmen zu können. Endlich sind Ventile und Hähne da, durch welche Wasser einzulassen ist, und Pumpen, durch welche es wieder ausgepumpt werden kann. Das Gewicht des aus starkem Eisenblech vernieteten und mit Stützbalken versprengten Schiffes betrug circa 50,000 Pfund, das Volumen der Luft im Innern zwischen 1600 und 1700 Kubikfuß. Es war also eine beträchtliche Ballastmenge

(eiserne Stücke à 50 bis 150 Pfund schwer) erforderlich, um das Schiff so weit einzusenken, daß durch Einlassen von Wasser das Sinken, durch Auspumpen dasselben das Steigen des Schiffes bequem regulirt werden konnte.

Nachdem einige Probefahrten die Möglichkeit das Schiff zu lenken außer Zweifel gesetzt hatten, wollte Bauer am 1. Februar mit zwei Begleitern, dem Zimmermann Witt und einem Arbeiter Thomsen einen größeren Versuch anstellen, namentlich in größerer Tiefe eine Fahrt unter Wasser machen.

Die drei Leute stiegen ein, ruderten von der Station ab, verschlossen die Lücken und ließen nun, um sich zu senken, Wasser einströmen. Sogleich begann das Sinken, aber auch einen höher nicht aufgeklärten Umstand senkte sich der Schiffshintertheil viel schneller als der Kopf. Eine der Pumpen kam hierauch ganz außerhalb des Wassers zu stehen und konnte nicht wirken, die andere lag unter Wasser und trieb brang in die Stopfbüchse der Pumpe ein, so daß es bald nicht mehr möglich war sie zu regieren. Bauer hatte noch eben Zeit einem neben dem Schiffe haltenden Bootführer zuzurufen: „die Pumpen sind nicht in Ordnung", dann mußte er sich mit aller Kraft gegen den Ballast im Vordertheile des Schiffes stemmen, um die Eisenmassen am Sturze in das Hintertheil zu verhindern. Das war um 10 Uhr Morgens. Da an eine Regulirung der Bewegung durch die Pumpe nicht mehr zu denken war, ging die ganze Anstrengung der drei Leute dahin, den Ballast von hinten nach vorn zu schaffen, eine schon an sich schwere Arbeit, welche durch die Unbequemlichkeit der Stellung schnell eine Erschöpfung der Kräfte bewirkte. So kam es denn bald dahin, daß sie sich ihrem Schicksale überlassen mußten. Das Schiff sank ganz allmälig, indem zwar das Wasserventil geschlossen war, aber durch die Fugen der Wandungen sormwährend Wasser eindrang. Als endlich nach längerer Zeit die Stellung des Schiffes wieder horizontal geworden war, konnte durch die Pumpen nicht mehr so viel Wasser entfernt werden als durch die entstandenen Lecke eindrang.

Der Bootsführer war sogleich zum Lande geeilt und hatte von dem Unglücke Bericht erstattet.

Ein Kanonenboot, Prahme und Boote eilten mit Tauen, Ankerketten und Rettungsmaschinen herbei, aber schon war das Taucherschiff so tief verschwunden, daß man die Stelle, an welcher es sich befand, nicht mehr sicher angeben konnte. Durch Loten wurde diese endlich ermittelt, man versuchte Ketten und Taue um das Schiff zu schlingen, mit Ankern darunter zu fassen und so zu heben, allein alle Anstrengungen waren vergebens, die Anker, Taue und Ketten glitten ab, man beschädigte sogar beim gewaltsamen Aufwinden das Tauchersschiff, ohne dasselbe in die Höhe zu bringen. So vergingen angstvolle Stunden und nur noch die Hoffnung blieb, daß den drei Männern im Wasser die Luft noch nicht ausgegangen sey, weil man nur verhältnißmäßig wenig Luftblasen aufsteigen sah. Um drei Uhr aber kamen plötzlich gewaltige Luftmassen in die Höhe und entmuthigt ließ man die Hände sinken, jeder sagte sich, jetzt ist das Schiff vollgelaufen und sie sind rettungslos verloren.

Den Dreien war es inzwischen so ergangen: Als das Schiff ganz langsam sinkend eine Tiefe von 32 Fuß erreicht hatte, was an einem Manometer zu sehen war, rief Bauer seinen Gefährten ermunternd zu: „wenn es jetzt nicht zusammenbricht, kommen wir glücklich wieder heraus". Kaum sind die Worte gesagt, als ein furchtbares Krachen entsteht, die Eisenplatten der linken Seite nach Innen gebogen werden und durch den furchtbaren Druck Alles zerquetschen, was ihnen entgegensteht. Zollbicke, nur 6 Zoll lange eiserne Handgriffe eines Triebrades, ähnliche Stopfschrauben werden kurz abgeknickt, der eichene Balken von 5 Zoll Seite des quadratischen Querschnittes wird in fußlange Stücke zerspliktert. Durch eine wunderbare Fügung reißt aber die Wand nicht ein, sondern biegt sich nur nach Innen. Bald darauf stellt sich das Schiff in etwa 40 Fuß Tiefe auf dem Grund fest; die drei sind zusammengetreten und haben Abschied von einander genommen.

Eine schreckliche Stunde vergeht. Bauer macht seine Gefährten darauf aufmerksam, daß sie sich wohl noch retten können, wenn die Luft hinlänglich comprimirt worden sey, um ihnen bei der Oeffnung des kleinen Fensters behülflich zu seyn, er ermahnt sie, sich ruhig zu setzen und diesen Zeitpunkt abzuwarten. Witt folgt seinem Rathe, während Thomsen noch immer an der Pumpe arbeitet, bis er nach völliger Erschöpfung seiner Kräfte umsinkt.

Da sieht Bauer eine Leine näher und näher kommen, „sie suchen uns", ruft er, und von neuer Hoffnung belebt erwarten sie, was man von oben her zu ihrer Rettung thun wird. Bald darauf kommt ein Anker an, aber nur, um sie von Neuem in die größte Gefahr zu bringen. Er streift nämlich mit einer Zacke immer neben einem der kleinen Vorderfenster vorbei. Schlägt er eines derselben ein, so füllt das Schiff sich mit Wasser, die Luft entweicht und sie können das obere Fenster nicht öffnen. Glücklicherweise verschwindet nach einigen vergeblichen Versuchen das Schiff zu fassen der Anker, um einem Seile Platz zu machen. Wieder eine neue Gefahr, das Seil reißt eines von den zwei kupfernen Ohren ab, die zur Sicherung der Handschuhe angebracht sind. Sogleich drückt das Wasser den Handschuh in das Schiff, kehrt ihn vollständig um, so daß er wie eine steife dicke Wurst nach Innen steht: platzt der Handschuh, so ist das Unglück geschehen, die Männer müssen ertrinken.

Auch dieser Schrecken geht vorüber.

Nun vergehen qualvolle Stunden. Die Luft wird immer dicker, Seitenstechen und Brustbeschwerden stellen sich ein, das Blut dringt zu den Augen, so daß die Luft bräunlich gefärbt erscheint. Aber die dichter werdende Luft eröffnet auch wieder die Aussicht auf Rettung, schon hören die starken Lecke auf zu laufen, da die Luft durch ihren Gegendruck das Eindringen des Wassers verhindert, schon bereiten sich die Drei, das kleine Fenster aufzubrechen, als plötzlich eine Kette niederrasselt und sich gerade über diesen Rettungsausgang schlingt.

Nun galt es doch wohl verzweifeln? Wie sehr unsere Leute daran dachten, geht daraus hervor, daß Witt in dieser Zeit, als sie auf den Abzug der Kette warteten, zu Bauer sagte: „wenn wir diesmal herauskommen, fahre ich das nächste Mal doch wieder mit!"

Endlich rutscht die Kette ab, und nun stellt sich Witt oben an das Fenster, gleich unter ihm Bauer und Thomsen zu unterst. Witt versucht das Fenster zu erbrechen — es gelingt. Während das Wasser auf der einen Seite einstürzt, entweicht die zusammengepreßte Luft mit großer Gewalt. Das war der Moment um 3 Uhr, als die ausströmende Luft oben die Hülfebringenden entmuthigte, gleich darauf kommt Witt, von der comprimirten Luft in die Höhe geschossen, glücklich an; ihm folgt Bauer und zuletzt Thomsen. Der Jubel, der sie empfing, zeigte ihnen, welche Angst man ihretwegen ausgestanden hatte. Bauer und Witt gingen ein Paar Stunden darauf munter nach Hause. Thomsen war etwas erstarrt und hatte sich beim Aufsteigen unbedeutend an einem Boote verletzt, ist aber gleichfalls wieder wohlauf und will das nächste Mal auch mitfahren.

Das angenehme Gefühl, auf wunderbare Weise einer furchtbaren Todesgefahr entgangen zu seyn, haben alle drei Leute; der Erfinder des Tauchersschiffes hat außerdem die Ueberzeugung von der Brauchbarkeit seiner Erfindung gewonnen, da sich schlagend herausstellt, daß nur die schwache Construktion, die wieder durch die beschränkten Geldmittel bedingt war, das Unglück herbeigeführt hat. Möge ihm in einem andern Staate Gelegenheit werden, seine Erfindung besser ausführen zu können, wir werden ihrer leider so bald nicht bedürfen!

Joseph Mazzini.

Alles was seit dem Untergang, oder richtiger gesagt, seit der

Fäulniß und Verwesung des Carbonarismus vom „jungen Italien“ Kluges und Unsinniges, Hochherziges und Erbärmliches gerathen, gesponnen, versucht und gewagt worden, alle Verschwörungen, Projekte, Unternehmungen, Hoffnungen, Träume und Thorheiten des revolutionären Italiens knüpfen sich an den berühmten Pemagogen und Sifter der „Giovine Italia“. Bei dem Einfall mit Romarino in Piemont, der schon im Beginne ein todtgeborenes Unternehmen war, bei den Bewegungen in der Romagna, die zu keinem Ziele führten, bei dem eben so tollkühnen und unbesonnenen als hochherzigen Versuch der Brüder Bandiera in Calabrien, bei den ungleich stärkeren Revolutionsschwingungen der Jahre 1847 — 48, welche wie die Schallwellen der Posaune oder des Erdbebens durch die ganze Halbinsel von der „glühenden Hölle des Aetna“ bis zum „schwimmenden Paradies“ des Lago Maggiore zuckten und das „Land der Todten“ wirklich zu wecken schienen — überall und immer war Joseph Mazzini entweder als sichtbarer Führer betheiligt oder er zupfte wenigstens an einem der unsichtbaren Fäden. Seine Gegner mögen den Mann hassen und verdammen, immer wird man wenigstens die liebenswerthe Beharrlichkeit, die nimmermüde Thätigkeit, die unerschöpfliche Geduld bewundern müssen, mit welcher Mazzini stets die Hand ausstreckt, um die vom Sturmi umhergeschleuderten Bretter und Balken seines baufälligen Gerüstes wieder zusammenzutragen, seinen mehr als fyrinnenartigen Fleiß, mit dem er die Netze ewiger Verschwörungen gleich wieder zu flicken sucht, so oft sie durch österreichische Dragonerfäbel zerhauen oder durch die unbedachten Dummheiten der eigenen Partei auseinander gerissen werden. — Giuseppe Mazzini ist ein angehender Fünfziger und könnte um einige Jahre jünger gelten. Das tägliche Brod der Verschwörung, welches er seit dreißig Jahren gegessen, scheint er nicht eben schlecht verdaut zu haben. So ein permanentes Wühler- und Demagogenhandwerk würde einen Deutschen, welcher mit Herz und Gemüth sich in die Politik stürzt, in einem so langen Zeitraum voll Täuschungen, geknickter Hoffnungen und mißlungener Pläne unfehlbar verzehrt haben, während dasselbe für den Verschwörer des jungen Italien vielmehr ein Mittel war, sich Lebensfrische und jugendliche Spannkraft zu erhalten. Noch immer charakterisirt ihn der seltsam forschende Blick und die düstere Kohlengluth des schwarzen Doldaugenpaares. — Mazzini ist kein Improvisator. Mit bestechenden rednerischen Eigenschaften hat ihn die Natur nicht sonderlich ausgerüstet. Sein Vortrag ist zuweilen für die Rednerbühne des Saales, aber nie für die des Marktes von hinreißender Wirkung. Er konnte es darin so wenig wie sein Nebenbuhler Gioberti einem Pater Ventura oder selbst einem Ciceruacchio gleich thun, da er nicht wie jener den kunstvollen Wohlklang der Stimme und der Phrase, noch wie dieser die gesunden Naturlaute des Witzes und der populären Rede besitzt. Seine Reden sind gleichwohl sorgfältig studirt, gefeilt und auf Effekt berechnet. — Die Erscheinung des berühmten Revolutionsmannes, der im einfachen schwarzen Rock ohne Schärpe, ohne Band, Kokarde oder sonst einen Fetzen von revolutionärer Charlatanskasche eintrat*), verrunkelte den improvisirenden und beklatschten Heros mit dem rothen Wamms und der grünen Hahnenfeder so gänzlich, daß Letzterer für gut fand, eilfaß von der Rednerbühne zu verschwinden, ohne nur seinen Satz zu Ende zu bringen. Alle Augen waren Mazzini zugewendet, und dem ersten stürmischen Gruß folgte tiefe Stille. Diese so beweglichen, redeligen und ungeduldigen Italiener schienen plötzlich von jenem erstarrenden Zauber befallen, den man an den gemeinen Thieren beobachtet haben will, so oft sie den Löwen, den Basilisken oder die Klapperschlange erblicken. Vielleicht liegen in Mazzinis Charakter gewisse Züge von diesen drei Thierungeheuern zusammengenommen. Vom Löwen hat er nicht das muthige Herz, aber das Gebieterische des erschütternden Tones, den seine Schriften mehr noch als seine Reden athmen. Vom Basilisken hat er Etwas von dem bezaubernden Blick und zum guten Glück auch die Flügel, mit welchen er sich bei dringender Gefahr rechtzeitig aus dem Staube macht und so immer glücklich dem gezückten Schlachtmesser des Jägers und Henkers entgeht. Von der Schlange hat er das Geheimnißvolle der Bewegungen, die unsichtbaren Gänge, die Schlupfwinkel und das Plötzliche der Erscheinung. „Die provisorische Regierung in Mailand, sagte Mazzini, hat das Geheimniß nicht verstanden, Armeen aus dem Boden zu stampfen und so viel Geld herbeizuschaffen, als zur glücklichen Kriegführung nothwendig war. Sie wollte dem Feldbau nicht die Arbeit, den Familien nicht die Söhne entziehen, die reichen Städte und die armen Landleute nicht zwingen, all die Opfer zu bringen, welche die Revolution bedurfte, um zu siegen. Was war die Folge? Die Oesterreicher haben überall, wo sie vorgedrungen, die waffenfähigen Männer ausgeboten und sie entweder in ferne Garnisonen versetzt oder sie gezwungen, gegen ihre Brüder zu fechten“ und ähnliches. Eine Stunde nach Mitternacht zerstreute sich die Versammlung. Als ich Tags darauf nach einer genußvollen Spazierfahrt auf dem See nach Lugano zurückkehrte, war Mazzini abgereist. Wohin? das wußte mir Niemand zu sagen. Der geheimnißvolle Mütler Italiens lebt, wie sein politischer Gegenfüßler an der Newa, rasches Reisen und überraschenden Besuch. Er kommt und geht, erscheint und verschwindet, und nur die Eingeweihten wissen woher und wohin. Ich gestehe, daß auch ich mit allem Grausen vor einem eisigen Fanatismus, welcher der keinem Mittel zurückschreckt, seine Zwecke zu fördern, nicht umhin konnte, wie jener mild liberale Stuttgarter Legationsrath, der beste deutsche Beurtheiler italienischer Verhältnisse (Friedrich Kölle), mit „Blicken der Theilnahme“ einem Manne zu folgen, welcher mit der „Standhaftigkeit eines Märtyrers die Thätigkeit eines Missionärs verbindet,“ in jeder Lage und unter allen Verhältnissen seiner Ueberzeugung standhaft treu geblieben ist, und schon durch seinen Kampf mit dem britischen Generalpostmeister Graham den Beifall aller Briefschreibenden, welche nicht wollen, daß die schwarze Kammer ihre Briefe erbreche, lese, abschreibe und alsdann der hohen Polizei einsende, verdient. Vielleicht ist es dem alternden aber unermüdeten Führer des jungen Italien selbst noch gegönnt, die bessere Zeit zu erleben. Seitdem Gott gewollt hat, daß Dampf- und elektro-magnetische Kräfte Gutenbergs heilige Erfindung unterstützen, werden auch Ideengang, Völkererziehung und Geschichte unendlich rascher und mächtiger als bisher vorwärts schreiten. Dem verbannten Flüchtling Italiens, welchem das europäische Festland nirgends eine Freistätte gönnt, hätte ich Byrons Trostspruch nachrufen mögen: „Sein künftig Schicksal weiß nicht Einer, traun zager nie!“ Verzweifle Keiner!“

*) Der Berichterstatter erzählt hier von einer politischen Versammlung in der Schweiz, der er anwohnte.

Pot-Pourri.

Der „Albany Knickerbocker“ in London rühmt sich, in seinem Bureau einen Hund zu haben, dessen Instinkt bewunderungswürdig ist. Dieses Thier gehört einem Zeitungsausträger und machte alle Morgen mit seinem Gebieter die Runde bei sechshundert Abonnenten des Journals. Als der Zeitungsausträger einmal krank und so gehindert wurde, seinen Dienst zu versehen, tiente der Hund seinem Ersatzmann als Wegweiser; er blieb, wie er gewohnt war, bei der Thüre eines jeden Abonnenten stehen, ohne auch nur einen zu vergessen. Bei jeder solchen Thüre gab er ein Zeichen, indem er mit dem Schweife wedelte, und — das ist schon das beste — bei jenen, die mit dem Abonnementsgelde im Rückstande waren, bellte er. (!)

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nro. 18.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 1. März.

Das Schicksal in der Flasche.

Novelle von L. Gozlan.

II.

(Fortsetzung.)

Ach mein Gott, ja, fuhr ich fort, jetzt verstehe ich es: die gleiche Rauchwolke umhüllte ihn, Sie und alle Andern am Tische, wo Sie gestern speisten. Sie sind Kapitän und ihn nannte man auch so; ich glaubte, es handle sich um einen Schiffskapitän, und ich schrieb die Geschichte der Flasche, die Geschichte der Margareta Floreff auf Ihre Rechnung . . . fatale Verwirrung!

O, das macht nichts, murmelte der Kapitän, das macht nichts. Aber hier wohnt mein Hydrograph, meine Matrosen warten, mein Schiff hat beigelegt . . . wenn Sie etwas nach Bordeaux zu bestellen haben . . . Damit trat er bei Herrn Molinari, dem Hydrographen, ein.

Noch ein Wort, Kapitän.

Aber geschwind, wenn ich bitten darf.

Kennen Sie diesen holländischen Kapitän?

Nein; aber einer meiner Freunde, ein Seidenfabrikant auf dem „grünen Platz", kennt ihn ohne Zweifel, denn er hat ihn und gestern vorgestellt und zum Essen eingeladen.

Der Name dieses Seidenfabrikanten, ich bitte Sie, Kapitän, sein Name?

Hier sein Name und seine Adresse.

Er übergab mir eine Karte, drückte meine dargereichte Hand und ging zu seinem Hydrographen.

Ich lief zu dem Seidenhändler auf dem „grünen Platze". Hier war meine Einführung die leichteste von der Welt. Ich verlangte eine Halsbinde zu kaufen; man zeigte mir fünfzehnhundert.

Der Herr dieses Hauses?

Ich bin es, mein Herr; alles Seide und was für Seide! betrachten Sie, mein Herr.

Sie speisten gestern Abend im goldenen Löwen (lion d'or)?

Ja, mein Herr. Lyoner façon, aber weit besser als Lyon.

Sie sind der Freund eines Holländers, welcher mit Ihnen speiste?

Lyon ist sehr gefallen.

Ja, mein Herr. Dieser Holländer . . . dieser Holländer?

Sein Vater war der Freund des meinigen; er heißt van Ostal . . . auch Seidenhändler . . .

Holländischer Kapitän, mein Herr.

Seidenhändler, mein Herr.

Der Sohn?

Wer spricht vom Sohne?

Ich, mein Herr, und nur von diesem.

Ich sagte Ihnen aber doch, daß Lyon sehr gesunken sey, aber St. Etienne . . .

Ich nehme sechs Halsbinden, sprechen Sie mir vom Sohne.

Nun er heißt van Ostal, wie sein Vater . . .

Wohnt er in Antwerpen?

Nein, sondern in Rotterdam.

Aber diesen Morgen, soeben . . . es ist kaum eine Stunde, bin ich ihm bei den Bassins begegnet.

Er wollte sich auf dem Dampfboot einschiffen, welches jeden Morgen nach Rotterdam abgeht.

Abgereist! Mein Schauder war prophetisch . . . Rotterdam! Ich war in Verzweiflung. Rotterdam!

Nehmen Sie diese sechs Halsbinden?

Ich nehme das Dutzend, aber sagen Sie mir . . .

Wir führen auch englische Flanelle . . . wünschen Sie unsere Flanelle zu sehen?

Sagen Sie, mein Herr, gestern haben Sie vielleicht mit der gleichen Theilnahme wie ich die Erzählung des Herrn van Ostal angehört.

Welche Erzählung?

Die von ihm auf offener See unter der Linie eröffnete Flasche . . .

Welche Linie?

Die Aequinoctiallinie . . . die in der Flasche verschlossene Schrift . . . jene Frau, Margareta Floreff, die so traurig bei einem Schiffbruch umkam . . . Sie erinnern sich . . .

Vergeihen Sie, mein Herr, wir führen diesen Artikel nicht, sagte der Seidenhändler auf dem grünen Platze: wenn Sie aber unsere Flanelle sehen wollen . . .

Immer nur Flanelle! Und die Bildsäule von Rubens steht auf dem grünen Platze!

Ich hatte hundert Francs für Halsbinden ausgegeben, aber ich wußte, daß mein braver holländischer Offizier van Ostal hieß und in Rotterdam wohnte. Am andern Morgen um halb acht Uhr schiffte ich mich ein auf dem „Bringen von Oranien", einem herrlichen Dampfer, der zwischen Antwerpen und Rotterdam geht.

III.

Bei meiner Ankunft in Rotterdam hatte ich kaum den Namen van Ostal ausgesprochen, als zwanzig Personen mir sein Haus zeigten, das im Winkel von zwei Kanälen und mitten in einem jener Gärten lag, wie nur die Holländer, dieses brave und ehrbare Volk, sie anzulegen verstehen. Unglücklicherweise waren wir im Herbst — und dies will für Holland schon beinahe Winter heißen — und ich hatte nicht das Vergnügen, ihn mit seiner Pflanzenpracht geschmückt zu sehen, als ich durchschritt, um den Herrn zu begrüßen. Herr van Ostal bezeichnete, als ich in seinen Salon eintrat, seiner Dienerschaft den Wärmegrad, welcher den herrlichen Treibhäusern gegeben werden solle, deren Mittelpunkt dieser Salon war. In zwei tiefen Gallerien rechts und links, welche durch Fenster geschützt waren, an denen sich weiße und rosenfarbige Lianen hinwanden, entdeckte man Palmbäume, Brodbäume, deren Frucht so schwer ist, daß nur drei Mann sie tragen können, Bananen, Cocosbäume von den Maldiven Mangustanbäume, Cassien, Mongris und die schönsten Gesträuche Polynesiens, ein wunderbarer Bazar, wo man Blumen erblickte, groß wie Sonnenschirme, wo sich Wurzeln schlängelten, welche die Gestalt lebender Wesen hatten, wo sich Blätter ausbreiteten, welche es nicht bemerkten, daß sie aus dem heißesten Klima der Erde in das feuchteste von Europa versetzt waren.

Sobald Herr van Ostal mich erblickte, kam er mir mit der natürlichen Freimüthigkeit und Herzlichkeit seiner edeln Nation entgegen und bewillkommte mich. Wenn er, sagte er, meinen Wunsch gekannt hätte, Holland zu bereisen, so würde er bei unserm Zusammentreffen in Antwerpen nicht ermangelt haben, mir die Gastfreund-

schaft anzubieten, zu welcher ich nun von selbst Zuflucht nehme. Ich führte den Ausdruck Gastfreundschaft schnell auf einen niedrigeren Werth zurück, indem ich ihm meine Ansicht ausdrückte, ihm blos einen Höflichkeitsbesuch zu machen, aber einer interessirten Höflichkeit.

Wollen Sie, daß er auch für mich Interesse habe, sagte er, indem er mich durch ein Zeichen einlud, mit ihm an einem aus getrimstem Rohr, Bambus und Bastfasern von Cocos, einer wahren neuholländischen Pflanzenmosaik, geflochtenen Tisch Platz zu nehmen, so frühstücken Sie mit mir und meiner Familie. Ich nahm die Einladung an und Herr von Oftal goß mir zur Besiegelung die goldenen Tropfen eines Colonialgetränkes in ein langes gerippes Glas, wie es bei seinen gutmüthigen Landsleuten vielleicht der Brauch ist. Weil ich mich auf meinen Nessen nie nach meinem Geschmack richte, ließ ich ihn mein Glas ganz auffüllen und fragte eben so wenig nach dem mehr oder weniger bizarren Namen der Insel, Halbinsel oder des Festlandes, woher die schwarze und riesige Cigarre stammte, die er mir anbot. Ich dachte blos wie Don Cäsar von Bazan: dies kann kein Tabak von einem unehrbaren Manne seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Electro-biologische Versuche.

Nachstehender Bericht über eine Reihe animalisch-magnetischer Versuche, die, weil sie mit der Anwendung der Elektricität beginnen, die Bezeichnung in der Ueberschrift erhalten haben, sind einem der in England weit verbreiteten Edinburgher Wochenblätter entlehnt, die es sich zur Aufgabe machen, in populärem Gewande nützliche Kenntnisse in den weitesten Kreisen zu verbreiten. Der deutsche Leser mag sich seine Ansichten über das unter Mitgetheilte selbst bilden, bemerkt sey hier nur, daß diese schottischen Wochenblätter durchaus ernsthafte Zwecke verfolgen, Mystifikation jeder Art ihnen fern liegt, und daß der Herausgeber des benutzten Blattes ausdrücklich versichert, daß ihm die Erzählung aus einer Quelle kommt, über deren Gewissenhaftigkeit ihm kein Zweifel seyn könne.

„Ich ward unlängst von einem Freunde eingeladen, einigen Versuchen in der Elektrobiologie — wie er es nannte — beizuwohnen, die ein Amerikaner, Dr. Darling, bei ihm anstellen würde. Darling hatte in den letzten Monaten in mehreren Städten Schottlands Vorlesungen über den Gegenstand gehalten und das Gerücht hatte mir manches Außerordentliche darüber zu Ohren kommen lassen. So wurde erzählt, daß er auf dem Landsitz der Grafen von Eglintoun die Hand eines der Herren allein durch seinen Willen in dem Augenblicke angehalten, wo derselbe ein Glas Wein an die Lippen führte; daß er einen andern an den Stuhl festgebannt und dann wieder durch die Erweckung der Vorstellung, der Stuhl brenne, ihn plötzlich habe aufspringen lassen. Ein Glasgower Blatt erzählte, bei verschiedenen Gelegenheiten habe er Personen, die er sich im Kreise die Hände reichen ließ, so festgebannt, daß sie nicht von einander loskommen konnten; er habe ihnen eingebildet, sie befänden sich bei Tische, oder in einem starken Regenschauer, sie wären dem Ertrinken nahe, oder die Zuhörer machten sich über sie lustig u. a. m., und daß sie unter allen diesen Umständen sich äußerlich ganz diesen Vorstellungen entsprechend benommen hätten. Das alles schien mir völlig unglaublich. Irgend eine Täuschung, dachte ich, müsse obwalten, die Berichte müßten übertrieben haben, die Zuschauer wären einfältige Personen gewesen, die dem Experimentirer nicht scharf genug auf die Finger gesehen u. s. w. Ein Freund, der mich begleitete, theilte ganz diese Meynung und beschloß, die Versuche an sich selbst machen zu lassen, um so am leichtesten die Täuschung zu entdecken.

Die Gesellschaft bestand aus Personen beiden Geschlechts und meist aus den höhern Lebenskreisen. Mehrere von ihnen hatten öffentlichen Experimenten Darling's beigewohnt, die jedoch nicht sehr befriedigend gewesen waren. Man hatte geglaubt, daß eine Gesellschaft von lauter Bekannten, deren anerkannte Achtbarkeit sie ohnedieß über allen Verdacht erhob, geeignetere Patienten liefern würde, um die Wahrheit der Behauptungen des Experimentators zu prüfen. Wir begaben uns, etwa dreißig an der Zahl, in einen Saal und acht oder neun Personen, darunter zwei Damen, traten als Subjekte vor. Dr. Darling ließ sie sich in einer Reihe auf Stühle setzen und gab jedem eine kleine Zinkscheibe mit einem Stück Kupfer in der Mitte in die Hand, auf die sie etwa eine Viertelstunde lang fest die Augen zu heften hatten. In dieser Zeit sollte es sich herausstellen, ob sie für die Experimente empfänglich wären oder nicht. Inzwischen ward Stillschweigen geboten. Mein Freund, der sich mit in der Reihe befand, warf, die Metallscheibe in der flachen Hand, mir einen scheinlichen Blick zu, als ob er sagen wollte: nun soll bald zu sehen, wie ich diesen Humbug aufdecke.

Nach Verlauf der Viertelstunde trat der Dr. Darling leise an die Einzelnen hinan und richtete einige Worte an sie, augenscheinlich um zu sehen, ob sie sich in der geeigneten Stimmung befänden. Es zeigte sich bald, daß die beiden Damen in einem günstigen Zustande waren, die sämtlichen Herren jedoch, bis auf einen, unafficirt geblieben waren. Diese zogen sich dann zurück und nahmen unter den übrigen Zuschauern Platz. Wie groß war mein Erstaunen, als von allen Männern allein mein Freund, als der einzige Empfänglichste, sitzen blieb! Darling kannte seinen Unglauben und freute sich um so mehr, daß es bei ihm gelungen sey. Er legte sanft die Hände über die Augen meines Freundes und sagte: „Jetzt können Sie sie nicht öffnen.“ Mein Freund machte vergebliche Anstrengungen, die Augen blieben geschlossen. „Jetzt können Sie sie wieder öffnen“, sagte ihm Darling, und alsbald öffnete er sie. Ich glaube, er hat sie niemals weiter aufgethan. Mit wechselnden Blicke, die unser beiderseitiges Erstaunen ausdrückten: er war auf einmal aus einem Zweifler zu einem Gegenstand des Angwohns geworden und ich sah mich in der Lage, Jemanden beobachten zu müssen, der bisher mein Gespötte in der Gesellschaft gewesen war. Mein Freund mußte jetzt seine Arme ausstrecken und die Hände an einander legen. Nach einigen Strichen drückte Darling ihm die Finger fest zusammen und sagte: „Jetzt können Sie sie nicht trennen.“ In der That versuchte mein Freund vergeblich sie von einander zu bringen; erst auf ein Wort Darling's gelang es ihm. Abermals ein Paar Striche und er war an den Stuhl gebannt. Man sah, wie er die äußersten Muskelanstrengungen machte, umsonst, er konnte nicht aufstehen als bis er die Erlaubniß erhielt. Er sagte mir später, es sey ihm vorgekommen, als ob er mit Stricken an den Stuhl gebunden gewesen wäre. Eine Berührung der Lippen legte ihm hierauf unfreiwilliges Schweigen auf; er konnte kein Wort hervorbringen, als bis es ihm wieder gestattet wurde. Dann sagte ihm Darling, er habe seinen Namen vergessen. Mein Freund sprach ihn aus, aber nach wenigen Manipulationen Darling's konnte er es nicht mehr. Das Wort war ihm abhanden gekommen! Die Verlegenheit und Angst, die ihm das verursachte, läßt sich nicht beschreiben. Zuletzt warf er einen flehenden Blick auf seinen Zauberer, der ruhig lächelte und nickte, als wenn er den Zauber löste, und alsbald, zur großen Hergenserleichterung meines Freundes, fand sich das vermißte Wort wieder ein. Dann wurde er an den Fußboden festgebannt. Er konnte sich mit seinem Oberkörper nach allen Richtungen bewegen, aber keinen Fuß rühren. Darling hielt ihm hierauf seinen Zeigefinger vor und forderte ihn auf, ihn bei Seite zu rücken; es war nicht möglich; dann, nachdem dieser Zauber gelöst, hieß er ihn versuchen, ob er den Finger greifen könne. Mein Freund tappte links, rechts, oberhalb, unterhalb, nach allen Richtungen, nur nicht den rechten. Kurz, er war aus einem stolzen Zweifler und Spötter ein wahres Opfer geworden; seine Niederlage war vollständig. Und doch versicherte er, daß er nie geschlafen, daß er fortwourend sein Bewußtseyn behalten habe. Er hatte alle möglichen Anstrengungen gemacht, den Geboten Darling's zu widerstehen, aber die Kraft hatte ihn verlassen, in allen Fällen hatte er willenlos gehorchen müssen.

Dr. Darling wandte sich nun zu der einen der zwei Damen, und hier hat sich eine Reihe der interessantesten Phänomene dar. Die Dame, beiläufig mit meiner Gattin nahe betreundet, ist eine junge, stattliche Frau, seit zwei Jahren verheirathet und Mutter eines Kindes. Ich bemerkte, daß ihr Gesicht leicht geröthet war und die Augen einen etwas unstäten Ausdruck hatten, sonst war indeß nichts Außerordentliches wahrzunehmen. Nachdem Darling ähnliche Versuche, wie bei meinem Freunde, durchgemacht, ging er zu anderen über. Er sagte der Dame, daß sie traurig sey, und sie war es allem Anscheine nach. Dann befahl er ihr zu lachen und sie lachte herzlich und so lange, bis er Einhalt that. Sie saß in der Mitte des Saals, so daß uns keine ihrer Bewegungen und Geberden entgehen konnte. „Hier ist ein Miniaturbild Ihres Mannes,“ sagte Darling, und that als ob er ihr etwas in die Hand gebe. Die Dame nahm den ideellen Gegenstand, blickte ihn mit Zärtlichkeit an und herzigte ihn an einer Kette, die sie um den Hals trug. Die unschuldsvolle Anmuth, in der sie dies alles that, hatte etwas ungemein Reizendes, es war wie eine der Natur abgelauschte Darstellung eines vollendeten Schauspieleres. Darling wagte sich hierauf an noch bedenklichere Versuche. Er hieß die Dame ihren Mann anblicken, der sie freundlich anlächelte. Darling sagte ihr aber, daß er heftig auf sie erzürnt sey. Kaum war das Wort gesprochen, so war in ihren Zügen auch die bitterste Bekümmernis zu lesen und bald füllten sich ihre Augen mit Thränen. Eine andere peinliche Prüfung war es, als Darling ihr sagte, die Gesellschaft mache sich über sie lustig. Ihre Züge nahmen einen stolzen Ausdruck an, majestätisch erhob sie sich und blickte mit herausfordernem Trotz im Saale umher. Nachdem diese widerwärtige Stimmung entfernt, wies er auf den Fußboden hin und sagte: „Sie lieben die Blumen; — hier ist ein schöner Garten; sehen Sie dieses herrliche Rosenbeet.“ Wirklich schien die Dame überzeugt, daß sie sich mitten unter Blumen befinde, obgleich sie und später versicherte, wie es ihr stets bewußt gewesen, daß sie in einem Zimmer sey. Darling that als ob er Blumen pflückte und ihr in die Hände gebe. Sie nahm sie, roch daran und steckte sie mit derselben anmuthigen Einfachheit, wie bei dem Miniaturporträt, an die Brust. Das ist eine Wasserlilie, sagte Darling, riechen Sie. „Aber die Wasserlilie hat ja keinen Geruch“, sagte sie, führte indeß doch die Blume an die Nase. Die Zimmer des Saales lagen gegen Osten; der Himmel war mit dichtem Gewölk bezogen, gleichwohl sah sie einen prachtvollen Sonnenuntergang, als Darling sie auf einen solchen aufmerksam machte. „Und hier, fuhr er fort, ist ein hübsches Pferd, steigen Sie auf und reiten Sie.“ Die Dame erhob sich und schritt vor in der Weise, wie man sich einem Pferde nähert; sie streichelte den kreellen Zelter und nahm die Zügel aus Darling's Hände. Dieser that, als ob er ihr auf das Pferd hülfe und aus ihren Gesten ließ es sich deutlich erkennen, daß sie wirklich glaube, auf einem Pferde zu reiten. In der raschen Bewegung schien ihr einmal, als ob ihr Hut abfallen könnte, rasch griff sie hin und setzte ihn fest fester. Wie von der Anstrengung erschöpft hielt sie an und ließ sich vom Pferde hinabhelfen. Darling brachte ihr ein Glas Wasser und bat sie, das schöne Bier zu kosten; sie fand wirklich, daß es Bier war. Dann gab er es für Milch aus; dann war es wieder unreines Wasser voller Infusorien. Alles, was Darling sagte, wurte unkritisch geglaubt und mit ensprechenden Geberten begleitet, wie sie der vollendetste Schauspieler nicht wahrer geben kann.

Die andere Dame war jünger und unverheirathet. Dr. Darling hielt ihre Hände einige Minuten in den seinigen und blickte ihr ins Gesicht; dann berührte er ihre Augenlieder, machte einige andere unbedeutende Manipulationen und das Fräulein war so unbedingt wie ihre Vergängerin unter dem Einfluß des Operirenden. Die Experimente waren vielerlei, nur mußten sie zuweilen abgekürzt werden, da die junge Dame noch reizbarer war, und z. B. bei der in ihr erweckten Vorstellung, daß ihr Vater leidend sey, in einen wahren Thränenstrom ausbrach. Indeß habe ich mir sagen lassen, daß Niemand von dieser Operation im mindesten nachtheilige Folgen gehabt hat. Ich ließ mir von meinem Freunde und den beiden Damen nachträglich erzählen, was sie unter dem Einfluß der Operation gefühlt hätten. Alle drei versicherten, daß sie nie ihr Bewußtseyn verloren, daß sie stets gewußt, wo und in welcher Umgebung sie waren. Sie wußten, daß Dr. Darling sie seinem Willen unterwerfen wollte und namentlich sein Freund bot alles auf, seine Absicht zu vereiteln. Aber ihre physische Kraft ließ sie im Stich; sie mußten einem untern Willen als dem ihrigen gehorchen. Als ein letztes Experiment hat ich Dr. Darling, zu versuchen, ob er den Arm der verheiratheten Dame in dem Augenblick, wo sie ein Glas an ihre Lippen bringen wollte, anhalten könnte. Es gelang dies vollkommen; auf dem halben Weg zwischen Tisch und Mund erstarrte der Arm. Dies geschah zwanzig Minuten, nachdem wir den Saal, in dem die Versuche stattfanden, verlassen hatten. — Ich erfuhr später, daß die Dame sich ein oder zwei Tage nach der Sitzung noch schlaffig gefühlt hat. Vielleicht hätte während dieser ganzen Zeit der Operirende seine Gewalt über ihren Willen herstellen können, ohne daß eine vorgängige Anwendung der metallenen Scheibe nöthig gewesen wäre.

Dorvo.

Der Aelteste der französischen dramatischen Schriftsteller ist vor Kurzem im Alter von 87 Jahren gestorben; er hieß Dorvo. Gleich vielen Anderen, die sich für unsterblich halten, hatte er schon seit langer Zeit seinen Ruf überlebt. Wer kennt heutzutage Dorvo? Welche Erinnerung erwacht bei diesem Namen im Publikum? Und dennoch hat dieser Name in allen Theatergazlegen geglänzt, ist von der Menge oftmals begrüßt und beklatscht worden. Ueber die verschiedenen Bühnen von Paris sind mehr als hundert Stücke Dorvo's gegangen; sowol große als kleine, in Prosa und in Versen geschriebene; er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit, einer von denen, welche die verschiedenartigste Aufnahme auf dem Theater fanden; zuweilen vollständig durchfallend, teüssirte er nicht selten in demselben Grade und konnte seine großen Erfolge zählen, welche ohne Zweifel, seiner Meynung nach, sein Andenken für immer verewigen mußten. Aber das Schicksal hat es anders gewollt — von allen Erzeugnissen des Dichters ist nichts übrig geblieben. Das letzte Stück Dorvo's ist vor beinahe vierzig Jahren aufgeführt worden, und seit mehr als dreißig Jahren ist dieser Schriftsteller der Vergessenheit gänzlich anheimgefallen. Sein erstes Werk ward inmitten der ersten Revolution aufgeführt, es war ein Gelegenheitsstück, eine Apologie der Verbrechen jener Epoche. Beim Antritt seiner Laufbahn zeigte sich Dorvo als ein glühender Revolutionär; bald aber kehrte er sich mit einer plötzlichen Wendung gegen sein Idol und griff die Revolution in einem dreiaktigen Lustspiel in Versen ungestümm an. Leicht hätte dies für ihn einen schlimmen Ausgang genommen, denn die Machthaber jener Zeit spaßten nicht mit renen, welche es an Respekt gegen sie mangeln ließen, und so fehlte wenig daran, daß der Autor seine politische Bekehrung theuer bezahlen mußte. Die Undankbaren, welche seine Dienste und dramatische Elogen vergessen hatten, zeigten den meisten Groll gegen seine Angriffe. Man ward den unglücklichen Schriftsteller in ein Gefängniß, und wäre nie Reaktion des Thermidor ihm nicht zu Paß gekommen, er hätte, wie André Chenier, das Schaffot bestiegen. Vielleicht wäre alsdann sein Name berühmt geblieben, zweifelsohne vergicht wie aber Dorvo gern auf den Ruhm um diesen Preis und schätzte sich glücklicher, diese Gefahr fünfzig Jahre zu überleben und in tiefer Verborgenheit aus der Welt zu scheiden. In dem Leben und der an Zufällen reichen Laufbahn dieses Autors kam ein Abenteuer vor, welches wieder einmal die Gefährlichkeit unvorsichtiger Aeußerungen beweist. Dorvo hatte mehreremale hinter einander im Odeon-Theater Unglück gehabt; ein neues Stück, welches er für sein Meisterwerk hielt, ein Lustspiel in 5 Akten und in Versen, unter dem Titel: „l'Enrieux“, sollte auf

diesem Theater zur Aufführung kommen und seinen Ruf rehabilitiren. Die erste Vorstellung fand am 17. März 1799 statt; das Stück, auf das die Theaterverwaltung so wie der Verfasser die größten Hoffnungen gesetzt hatten, fiel jedoch vollständig durch, womit die zahlreichen Schlappen, welche Dorvo auf dieser Bühne erlitten hatte, ihren Gipfel erreichten. Als der Vorhang unter betäubendem Gezische fiel, rief der Schriftsteller wüthend aus: „Verfluchtes Theater! .... daß du doch niederbrennen möchtest!“ Nachdem er in Gegenwart des niedergeschlagenen Direktors und der bestürzten Schauspieler diese Verwünschung ausgestoßen hatte, zog sich Dorvo in Begleitung seiner Freunde zurück, die Menge der sich entfernenden, noch pfeifenden Zuschauer durchschreitend, indem er mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung seine mordbrennerischen Wünsche wiederholte: „Abscheuliches Theater! Mögen die Flammen dich verzehren! Was würde ich drum geben, dich in Asche niederzusehen.“ Wenige Stunden später brach Feuer im Odeon-Theater aus, und am folgenden Tage, den 18. März, war der Fluch des Dichters in Erfüllung gegangen. Als man diese Neuigkeit dem von seinem gestrigen Unglück niedergebeugten Dorvo hinterbrachte, war sein Erstaunen groß. Das ist, dachte er, ein sonderbarer Zufall, eine merkwürdige Fatalität! Seine philosophischen Betrachtungen wurden jedoch durch die Erscheinung eines Polizei-Kommissärs in Amtskleidung, von mehreren seiner Agenten begleitet, unterbrochen: „Was wollen Sie von mir?“ fragte Dorvo, dessen Erstaunen auf peinliche Weise sich vergrößerte. „Ich komme, Sie zu verhaften,“ antwortete der Kommissär, indem er dem unglücklichen Schriftsteller einen gerichtlichen Verhaftsbefehl vorlegte. Das Gericht wollte es nicht glauben, daß hier nur Zufall im Spiel sey; es verfolgte, so viel als möglich, alle Angeichen, welche einen Schuldigen verrathen konnten, und der so laut ausgesprochene und so genau in Erfüllung gegangene Wunsch Dorvo's schien den Verdacht hinreichend zu motiviren. Die Richter vermutheten, daß der Schriftsteller in der Aufregung des Zornes und der Verzweiflung wohl die Katastrophe veranlaßt haben konnte, welche seine Einbildungskraft herbeigewünscht hatte. Dorvo wurde in das Gefängniß abgeführt. So fiel er auf einem Unglück in das andere: am Abend ein Fiasko im Theater, am Morgen Verhaftung, mit der Aussicht auf eine Kriminalanklage. Indeß stellte die Untersuchung die Unschuld Dorvo's, welche seine Freunde keinen Augenblick bezweifelt hatten, vollständig heraus. Man sprach ihn frei, und er verließ das Gefängniß mit dem freilich ein wenig späten Gelübde, keine Verwünschungen mehr auszustoßen oder frevelhafte Gelüste zu äußern. Als Dorvo die literarische Laufbahn verließ, zog er sich nach Fontainebleau zurück, wo er den alten Brunet widerfand, für den er so manche Rolle geschrieben hatte, und der seine sterblichen Ueberreste zur Ruhe begleitet hat. Dieser einst berühmte Komiker, der trotz seines hinfälligen Ansehens noch voller Lebenskraft ist, hat alle seine dramatischen Zeitgenossen überlebt. Die Landschaftsmaler, welche in dem Wald von Fontainebleau jene prächtigen Bäume zeichnen, die der Fiskus jetzt fällen will, sind dort häufig Brunet, mit Dorvo fraternen gehend und über Theater schwatzend, begegnet. Dorvo, lebhaften und heiteren Geistes, hatte nur einen Kummer: daß man ihn nämlich nicht in die Akademie aufgenommen habe, eine Ehre, um die er sich vier- oder fünfmal beworben hatte. „Warum bin ich nicht darin?“ ist es doch Picard!“ pflegte er mit der naiven Eigenliebe eines Schriftstellers zu sagen. Er vergaß, daß Picard nicht, wie er, im Odeon-Theater so glänzend durchgefallen war.

Ein kleines Bild aus dem Reiche Soulouque's.

Jacmel ist ein kleiner Hafen im Kaiserthum Hayti. Die Stadt ist ziemlich erbärmlich an einer Bai erbaut, welche allen Winden ausgesetzt ist, und wird fast nur von Schwarzen bewohnt. Rings um die Stadt erheben sich große holzbedeckte Gebirge, auf denen man nicht die Spur einer Wohnung entdeckt. Einige Hundert Schritte von Jacmel befindet man sich in der größten Wildniß. Die erste Person, welche dem Californiareisenden, dessen Erzählung diese Episode entlehnt ist, als er ans Land stieg, begegnete, war ein Polizeikommissär, der mit großer Würde ein Kostüme trug, welches lebhaft an den „Postillon von Lonjumeau“ erinnerte. Es fehlte ihm nichts als Peitsche und Blumenstrauß; sogar den Donnerbüchsenhut hatte er. Da man diesen häßlichen und unbequemen Hut überall in Hayti auf den Köpfen der Bewohner und Soldaten findet, so scheint er nicht sowol Geschmacksache als eine Art von Patriotismus zu seyn. Der Polizeikommissär führte die Reisenden zuerst in eine Kaserne, wo eine Kompagnie dahier Soldaten exercirte, und darauf in den Palast des Gouverneurs von Jacmel. Ueberall erblickten sie die grotesken Figuren, welche man bis jetzt für bloße Erfindungen des „Charivari“ hielt. Die Infanterie, welche manövrirte, hatte blaue Röcke und weiße Hosen, die jedoch je nach der Angahl der Dienstjahre grau, gelb und schwarz geworden waren. Veteranen und Rekruten waren darauf und in bloßem Halse, Alle aber trugen jenen uniformlichen Hut. Fehlen die Beinkleider, so trägt die Infanterie Unterhosen, und fehlen diese, so trägt sie was sie eben hat. Zwei Infanteristen hatten die Wache am Palaste des Gouverneurs. Aber einer schlief und der andere spielte mit dem Fangbecher. Ein Faustschlag riß den Spieler aus seiner Zerstreuung, und ein Fußtritt weckte den Schläfer. Der Gouverneur, ein General Jonssaint, den der Kaiser zum Herzog von Léogane ernannt hatte, empfing die Reisenden in einem prachtvollen, mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen, goldverzierten und im Geschmack Ludwig's XV. meublirten Zimmer. Vorher mußten sie durch einen sehr geräumigen Vorsaal, wo sich die Adjutanten aufhielten. Ihre Uniform war blau mit rothem Kragen und Vorstößen, und strotzte von Goldstickereien. Den Hut trugen sie weit hinten. An Halsbedeckung und Schuhwerk war kein Gedanke. Nur der Gouverneur war luxuriös genug, um Stiefeln zu tragen. Auf seiner goldgestickten Uniform hatte den Orden des Heiligen Faustin, der mit vielem Glanzerk behängt war. Vier Schritte von sich sahen die Reisenden hinter dem Rücken des Gouverneurs durch eine offene Thür ein großes weißes Schwein und einen Truthahn, die selbander um den Topf gingen, der für ihren Wirth im Nebenzimmer kochte. Im Laufe des Gespräches sprach sich der Herzog mit Bewunern über das Unglück der Franzosen aus, eine Republik zu haben.

Pot-Pourri.

Der Akademie der Wissenschaften zu Paris sind jüngst durch Geoffroy-Saint-Hilaire Vogeleier vorgelegt worden, welche den doppelten Durchmesser von Straußeneiern hatten und seckömal so viel Umfang, wie diese. Sie waren mit Knochen des Vogels, woron diese Rieseneier herrührten, in jüngeren Anschwemmungen auf Madagaskar gefunden worden. Nach dem Vorkommen dieser Reste, nach vorhandenen Traditionen unter den Einwohnern und selbst nach Nachrichten von ältern Reiseschreibern kann dieser Vogel, welcher wegen seiner Größe an den fabelhaften Vogel Roc erinnert, noch nicht sehr lange ausgestorben seyn, und jedenfalls gehörte er der letzten Ausbildungs-Periode unserer Erde an, in welcher auch wir leben. Der Vogel von Madagaskar war aber nach dem Baue seines Skeletts ein Pflanzen- und Körnerfresser und kein Fleischfresser, wie die Poesie den Vogel Roc sich denkt. Die fossilen Rieseneier werden von den Eingebornen auf Madagaskar als große Gefäße zum häuslichen Gebrauche benutzt, sollen indeß selten seyn. Schade, daß wir solche Eier nicht mehr itzlich zum Rothbraten für die nächsten Ostern haben. Die stärkste Familie würde nicht im Stande seyn, Eins in einer Mahlzeit zu verzehren.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 19.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 5. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Das Schicksal in der Flasche.

Novelle von L. Goslan.

III.

(Fortsetzung.)

Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, sagte Herr van Ostal, als unsere Cigarren angezündet waren.

Nachdem ich meine vorbereiteten Phrasen in Schlachtordnung gestellt und alle Zwischenfälle überdacht hatte, sprang ich mit gleichen Füßen über Phrasen, Zwischenfälle und Uebergänge weg.

Sie blieben allein auf dem Verdeck, und als Sie keine andere Zeugen mehr hatten als den Raum und das Schweigen, drückten Sie jenes Papier an die Lippen und seufzten: Margareta Floreff!

Ja, mein Herr, antwortete Herr van Ostal, wie wenn er mich in Holland und in seinem Hause in Rotterdam erwartet hätte, um die Frage zu vernehmen. Die Originalität des gesunden Verstandes reichte ohne Zaudern der untergeordneten Originalität des Neugierden und des Schriftstellers die Hand.

Er nahm seine Erzählung also auf: Bis zur Stunde, wo man mich auf dem Verdecke der „Galathea“ allein gelassen hatte, wurde die Ruhe der Nacht durch keinen bemerkenswerthen Vorfall gestört. Das Vordertheil des Schiffes durchschnitt, wie eine stählerne Schneide den Satin, pfeifend das Gewebe des Wassers. Ich verlangerte nach Herzensluft mein Entzücken und bestrebte mich, mir die Züge, das Alter, den Character dieser anmuthigen und reizenden Margareta Floreff vorzumalen. Ich wollte es so, sie mußte reizend und anmuthig seyn. Ich glaubte sie gekannt zu haben. Von da bis zur Liebe war kein weiter Weg mehr. Bei dem Lichte der an Bord aufgehängten Laternen untersuchte ich die Handschrift des Billets. Nur eine junge und zarte Hand konnte diese Zeilen, diese halbausgebildeten und wie Seidenfaden feinen Buchstaben gezeichnet haben. Diese Handschrift, sagte ich in meiner Träumerei schmeichelnd zu mir selbst, ist nicht vom vorigen Jahrhunderte, sie ist aus meiner Zeit, von gestern; und dieses in Europa verfertigte Papier ist zu weich unter meinen Fingern, um das Gegentheil zu beweisen. Eine Tochter Englands oder Frankreichs hat ihre Hand darauf gelegt. Ich bestieg meinen poetischen Rabinis und begann das süße Fest meiner Einbildungskraft von Neuem. Margareta, Margareta, wärest du nicht todt, wie würde ich dich geliebt haben! Und ich beugte mich über den Vordrand, um in der Tiefe des von dem Mond erhellten Gewässer den Leichnam der Margareta Floreff zu suchen, zu entdecken.

Während ich so das Meer betrachtete, sah ich es plötzlich aufschrecken, wie wenn ein Vulkan es emporheben und gegen den Himmel schleudern wollte. Auch der Himmel erfuhr bald eine unerhörte Aufregung. Der Mond wurde durch einen schwarzen Fleck verschleiert oder vielmehr verdeckt, wie dies bei Finsternissen geschieht. Die Sterne erbleichten, nachdem sie einen blutigen Schein gewesen, und verschwanden endlich ganz. Das Wasser wurde schwarz und der Himmel nahm eine fahle Farbe an; die schlaffen Segel schlugen um die Masten, ein Zeichen, daß der Wind sich legte, und dieß so schnell, daß die Luft uns gänzlich zu fehlen schien. Es war mir heiß, meine Schläfe triefen. Ein malaischer Matrose, der schnell an mir vorüber dem Hintertheil des Schiffes zuging, wo der Kapitän schlief, sagte: Schrecklich, schrecklich! das ist der Mousson! Er wollte damit sagen, daß wir ein Gewitter zu bestehen haben werden, wie sie während des Mousson öfters vorkommen. Mousson, wie Sie wissen, ist der Name, den man einer gewissen Dauer der Winde gibt, welche zu bestimmten Zeiten auf den indischen und chinesischen Meeren regieren. Eine Sekunde war kaum verflossen und ein Wirbel von vielleicht zwölf Winden auf einmal erfüllte die „Galathea“.

Alles war auf dem Verdeck. Dieser erste Anstoß des Sturmes nahm uns die Hälfte unserer Oberfegel weg; die andere Hälfte, welche keine menschliche Gewalt einzureffen vermochte, war durch ihren Widerstand Ursache, daß das Schiff, nachdem es sich so rasch wieder aufgerichtet, daß wir beinahe zu Boden geworfen wurden, sich auf das Vordertheil senkte, wie ein Pferd, dessen Knie zusammenbrechen, und bis an den Bauch im Wasser versenkt blieb. Zehn Mann der Equipage verschwanden und kamen nicht wieder zum Vorschein; man hörte nicht einmal einen Schrei von ihnen. Die andern Matrosen machten sich mit krampfigen Händen an die Manöver, deren einen man das andere riß wie die Saiten einer Violine; sie fahen den Kapitän an und erwarteten seine Befehle.

Kappt den Fockmast! rief er; geschwind Sägen und Aexte herbei; kappt, kappt!

Wenn Sie Seemann sind, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß man dieses Gewaltmittel nur in verzweifelten Fällen anwendet und besonders, wenn ein Schiff halb unter Wasser ist wie das unsrige. Dieses Gewaltmittel hatte aber keinen Erfolg, das Schiff richtete sich nicht mehr auf.

Wir sinken, wir sinken! schrie ein Matrose, der entdeckt hatte, daß der Schiffsraum sich mit Wasser fülle.

An die Pumpen, rief der Kapitän, an die Pumpen! und kappt den großen Mast!

Die Pumpen spielten und der große Mast fiel, aber diese letzte Operation, statt zur Rettung des Schiffes beizutragen, machte seine Lage nur noch kritischer. Von den tausend Manövern, deren Mittelpunkt er war, zurückgehalten, wurde der große Mast von den Wellen hin und her gewälzt und verwandelte sich in einen Widder, der gegen die Vorwände stieß und sie durch unaufhörliches Hinund Herrollen zerschmetterte. Die Pumpen waren von keinem Nutzen; wenn sie einen Eimer Wasser wegschafften, so drangen dafür zwanzig in den Schiffsraum ein.

Der Mousson zeigt oft schreckliche Bilder, so auch diesmal. Der schwarze Fleck, welcher den Mond wie eine Pechmaske bedeckte, zeigte die Hälfte der Scheibe; was einen schauervollen Anblick gewährte; man hätte sagen können, der Himmel schiele. Plötzlich barsten die Wolken; ein alabasterweißer Hagel fiel schief auf uns, er zerschmitt uns und erdrückte uns und war Messer und Keule zugleich. Das Schiff sank immer mehr. In meinem Leben habe ich nichts Schrecklicheres gesehen. Jedermann war gerüstet, sich auf den hintern Theil des Schiffes zu flüchten, den einzigen, der noch nicht unter Wasser war. An dieser Stelle begannen die Scenen der Angst und Verzweiflung, welche den Schiffbruch begleiten. Die Frau des Kapitäns mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm begab sich dann halb bekleidet unter den Schutz ihres Mannes, der leider Niemanden mehr schützen konnte. Er faßte sie bei der Hand, ließ sie zu seinen Füßen niederknien, damit der Wind weniger Gewalt über sie habe, und schenkte von Neuem seine ganze Aufmerksamkeit dem Schiff, der großen Familie der Schiffsmannschaft, deren Beschützer und Vater er ebenfalls war.

Kappt den Besanmast! rief er tiefentrüstet; werft ins Meer

was ihr werfen könnt, und haltet die Schaluppen und das große Boot bereit!

Wir sind verloren, sagte ich zu mir selbst, ohne Rettung verloren!

Das Wasser drang schon durch die Stückpforten; der Schiffsgeistliche kniete auf dem hintersten Schiffstheile und murmelte Todtengebete.

In diesem Augenblicke der Todesangst dachte ich nur an eins, und ich konnte es glücklicherweise ausführen. Ungeachtet der furchtbar schnellen Fortschritte des Wassers eilte ich in meine zu zwei Drittheilen angefüllte Kajüte, nahm ein Blättchen Papier, auf welches ich einige Worte mit Bleistift schrieb, wickelte es um dasjenige, worauf Margarena Florefy ihren rührenden letzten Willen ausgesprochen hatte, und steckte beide mit tausend Pfund Sterling in Banknoten in die Glasflasche, welche ich so gut als es die Umstände erlaubten, verschloß.

Und Sie schrieben auf dieses Blatt . . .

Folgende Worte: „Ich, Ludwig van Oskal, welcher hundertfünfzig Stunden von der Insel Ceylon untergeht, gebe die in dieser Flasche verschlossenen tausend Pfund Sterling demjenigen oder derjenigen, welche, nachdem sie die Flasche gefunden, für mich und meine geliebte unbekannte Margarena Florefy Gebete verrichten und für uns beide ein gemeinschaftliches Grabmal erbauen läßt."

Ich eilte auf das Verdeck, um die Flasche in das Meer zu werfen, das Schiff erspare mir aber diese Mühe; es verschwand unter meinen Füßen und sank grade wie ein Stein, während man nur ein dumpfes Röcheln vernahm, denn diese armen Schiffe scheinen mit Verstand und Leben begabt zu seyn. Plötzlich war ich von den tobenden Fluthen umgeben und unter den tausend Trümmern unsers Schiffbruchs herumgeworfen. Vor mir machte eine mit Menschen beladene große Schaluppe vergebliche Versuche, sich vor den drohenden Wellen zu retten, und ein Boot, in welchem ich den Kapitän und seine Frau erkannte, versank einige Brassen weiter hin unter dem herzzerreißendsten Geschrei. Arme, Köpfe, Haare, Matrosenmützen, Hüte, Hunde, Koffer bedeckten im Augenblick die schäumenden Wogen. Bald sah ich nichts mehr als Schaum. Vom Wasser überdeckt, halberstickt, unter dem Gewicht meiner durchnäßten Kleider beinahe versinkend, fand ich mich, ich weiß nicht wie, gegen ein großes Stück Holz geschleudert, das neben mir schwamm; ich klammere mich daran und gleite aus; ich klammere mich nochmals an und gleite wieder aus, und wäre unfehlbar ertrunken, wenn nicht eine kräftige Faust mich im Rücken ersaßt und auf den Balken gezogen hätte; ich sehe mich um, es ist Burton.

Der Tag brach an und mit seinen ersten Strahlen verschwanden auch die letzten Spuren des Sturms, wie es beinahe immer der Fall ist. Je heftiger ein Sturm beginnt, desto kürzer dauert er, aber desto größer sind auch seine Verwüstungen, man möchte sagen seine Verbrechen, denn diese furchtbaren Stürme scheinen ihre Handlungen zu überlegen. Sie warten, bis sie ihren Streich ausgeführt, Schiff und Mannschaft verschlungen, um unmittelbar der größten Ruhe, der vollkommensten Heiterkeit den Platz einzuräumen.

Die Sonne erhob sich prachtvoll und glühend über den indischen Ocean, um uns, Burton und mich, auf dem großen Stücke Holz zu beleuchten, auf welchem wir so wunderbarerweise unsere Rettung gefunden hatten. Es war ungefähr zwanzig Fuß lang und vier Fuß breit, ein ungewöhnliches Verhältniß, das sich aber durch den Gebrauch erklärt, für welchen es bestimmt war. Im ersten Hafen, wo die „Galathea" anlegen würde, sollte nämlich ein Theil ihres stark beschädigten Kiels ausgebessert werden.

Nun, sagte Burton seine Beine wie ein Orientale kreuzend und mit dem Kopf wie eine chinesische Pagode wackelnd, nun, deine Poesie?

Was willst du damit sagen?

Sage ihr, sie solle uns aus dieser Lage reißen, das will ich sagen. Hier ist eine strahlende Sonne, in einigen Stunden wird sie uns die Haut verbrannt haben; hier ein Meer, wie wir es schöner und ruhiger während unsers ganzen Ueberfahrt nicht gehabt haben; es ist wahrscheinlich, daß es uns bald zum Grab dienen wird, denn wir haben weder Wasser noch Lebensmittel, um dem Hunger und Durst zu widerstehen. Also bedenke ich, daß deine Poesie eine Geistesschwachheit, eine Dummheit ersten Ranges ist, an Gott und andere Albernheiten zu glauben.

Burton! Burton! rief ich aus, daß du es wagst, so von der Poesie zu sprechen, hat wenig zu bedeuten, aber dich so über den Herrn der Welt auszudrücken, dessen Barmherzigkeit anzurufen wir nie so sehr bedurften . . .

Rufe an, mein Freund, rufe an und erwarte seine Antwort durch die Post. Wäge seine Ungerechtigkeit, wenn er anders existirt: ein Kind wird kaum geboren und gelaufe, eine Stunde nachher tödtet er es und läßt leben wen? mich, einen Atheisten, in seinen Augen der abscheulichste Verbrecher.

Ohne Zweifel hat er verborgene Absichten.

Mit solchen Schlußfolgerungen rechtfertigt man alles: Pest, Hungersnoth und Schifferücke.

Wir wollen warten, mein Freund, warten und keine Gotteslästerungen ausstoßen.

Was sollen wir erwarten? Glaubst du vielleicht, daß die Erde sich uns nähern und vom Himmel Rostbeaf, Bier und Rum fallen werde? Sieh um dich, so weit dein Blick reichen kann, was siehst du? die Einsamkeit, die todte Einsamkeit. Diesen Abend sterben wir vor Durst, morgen vor Hunger, übermorgen oder spätestens in vier Tagen erwürgt du mich oder ich dich, um dich zu verzehren.

Ums Himmelswillen, Burton, schweig, schweig!

Sollte Gott ihm recht geben, dachte ich bei mir selbst, als die Nacht heranrückte und wir uns noch beinahe auf dem nämlichen Platz befanden wie am Morgen, denn wir kamen kaum von der Stelle. Am andern Tag stieg eine leichte Prise über das Wasser hin, aber kein Segel zeigte sich am Horizont.

Apropos, sagte Burton gegen Mittag, als Hunger und Durst mir die Eingeweide zerrissen, was hast du mit der Flasche und deinem schönen Roman von Margarena Florefy gemacht?

Ich erzählte ihm ganz naiv, daß ich sie bei dem Schiffbruch ins Meer geworfen, nachdem ich vorher 25,000 Francs in englischen Banknoten und die schriftliche Bitte darein gesteckt, für Margarena und mich Gebete verrichten und ein Grabmal bauen zu lassen.

Trotz des brennenden Durstes, der ihn leichenblaß machte, begann Burton zu lachen, es war aber ein grausames Gelächter. Nun, sagte er, ein Haifisch wird die Flasche verschlingen und ihr und seiner chimärischen Geliebten ein Grabmal in seinem Bauche errichten. Indessen kann ein Wallfisch den Haifisch verschlingen, das kann auch der Fall seyn und, noch der häßlichere, der Wallfisch kann an der holländischen Küste stranden . . . man zerlegt ihn . . . man öffnet ihn . . .

Burton, Burton! rief ich aus, du wirst meinem Herzen ebenso wenig die Liebe und das Ideal rauben, als du ihm den heiligen Glauben an Gott rauben konntest. Floreff wird das letzte Wort seyn vor meinem Tode und ich fühle es, der Augenblick ist nicht mehr fern.

Komm, sagte Burton und drückte mich brüderlich an sich, denn er hatte ein vortreffliches Herz und war der beste, der hingebendste Freund, — komm, ich will dir keinen Kummer machen, glaube an was du willst, ich widerrede mich jetzt nicht mehr, ich will selbst deiner Meynung seyn, wenn du es willst. Er nahm meine Hand und hielt sie am andern Tage noch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spielkarten.

Die historischen und literarischen Data, aus denen sich eine Geschichte der Spielkarten zusammenstellen läßt, sind zahlreicher und mannichfaltiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Im allgemeinen wird herumzuge angenommen, daß die Spielkarten aus dem Orient stammen, und es ist sicher, daß sie dort bereits in sehr früher Zeit in Gebrauch waren. Diese Meynung wird auch durch den Namen bestätigt, den sie ursprünglich in Italien trugen. Man nannte sie naibe, während sie in Spanien und in Portugal naipes hießen, Wörter, die auf dem orientalischen Ausdruck für „Prophezehung, Vorhersagung“ hergeleitet sind. Indem man diese Beziehungen mit dem Gewerbe der Zigeuner in Zusammenhang brachte, wurde man zu der Meynung geführt, daß diesem Volke der frühseste Gebrauch der Karten zuzuschreiben sey. Von den Zigeunern wäre er dann auf die Sarazenen und von diesen auf die Völker des Westens übergegangen.

Sehr wahrscheinlich wird der orientalische Ursprung der Spielkarten durch die Thatsache, daß in den Romanzen des elften bis dreizehnten Jahrhunderts, in denen mit der größten Ausführlichkeit alle Gebräuche und Zeitvertreibe jener Zeit beschrieben werden, ihrer nicht die geringste Erwähnung geschieht. Ferner ist die Aehnlichkeit zwischen den Karten in ihrer einfachsten Gestalt und dem Schachspiel, das anerkanntermaßen im Orient erfunden wurde, unverkennbar. Die ersten Kartenspiele bestanden aus sechshunddreißig Blättern, unter denen der König, der Ritter und der Bube die einzigen Figuren waren; die übrigen hatten nur einen Zahlenwerth und hießen gemeine Soldaten. Im Schachspiel, das heißt in seiner ursprünglichen Form, finden wir ebenfalls einen König, einen Wesir, einen Reiter und die Pions (unsiche Fußsoldaten). Der einzige Unterschied war, daß bei den Karten die Figuren, anstat zwei-, viermal vorhanden waren.

Eine andere Unterstützung findet die Annahme eines orientalischen Ursprungs des Kartenspiels in dem Gange, den dasselbe durch die europäischen Länder genommen hat. Es war nämlich früher im Osten und Süden Europa's bekannt, als im Norden und Westen. Historische Sruren führen darauf, daß man erst in Italien, dann in Deutschland, Frankreich und Spanien Karten spielte. Die italienischen Karten wurden, wie man genau weiß, im Jahre 1299 mit Bildern verziert; man kann also annehmen, daß sie schon vorher daselbst in Gebrauch waren. Eine merkwürdige hierher gehörige Stelle findet sich in Austis' Gesichte des Hosenbandordens.“ Es wird dort eine Wirthschaftsrechnung aus dem sechsten Jahr König Eduard's I. (1278) angeführt, in welcher der Posten vorkommt: „Für das Spiel: die vier Könige VIII. sh. V. d.“ Hieraus schließt der Verfasser, daß das Kartenspiel zu jener Zeit in England in Gebrauch gewesen sey, „eine Voraussetzung, die wohl gerechtfertigt ist, da wir von keinem in Europa gebräuchlichen Spiele wissen, in welchem vier Könige vorkamen, ausgenommen das Kartenspiel.“ Später heißt es dann: „Eduard I. hielt sich fünf Jahre in Syrien auf.“ Dieses Citat stimmt nicht nur mit der Meynung, daß die Karten schon vor 1299 in Italien bekannt waren, sondern läßt auch die Annahme zu, daß Eduard das Kartenspiel im Orient gelernt habe.

Indessen darf nicht unerwähnt bleiben, daß, außer in jener Rechnung König Eduard's, bis nach dem Jahre 1500 diese Beschäftigung von englischen Schriftstellern höchst selten erwähnt wird. Chaucer, der im Jahre 1400 starb, erzählt von den geselligen Unterhaltungen der Engländer, ohne dabei des Kartenspiels zu gedenken. Dagegen muß dasselbe 1464 schon sehr bekannt gewesen seyn, da in den Parlaments-Akten dieses Jahres die Spielkarten als ein verbotener Einfuhr-Artikel aufgeführt werden. Unter der Regierung Heinrich's VII. war ihr Gebrauch wahrscheinlich allgemein, denn es wird von öfteren Verlusten dieses Königs im Kartenspiel berichtet.

Die Untersuchung alter Gewohnheiten und gesellschaftlicher Belustigungen, die von entfernten Völkern entlehnt sind, wird sehr durch die mannichfachen Abänderungen erschwert, welche dieselben bei ihrem Durchgang durch verschiedene Länder erfahren haben. Der ursprüngliche Charakter läßt sich dann kaum mehr wieder herauserkennen. Douce in seiner Abhandlung über den alt-englischen Mohrentanz macht dieselbe Bemerkung in Bezug auf seinen Stoff und führt als ein anderes Beispiel das Schach- und Kartenspiel an, deren beider Ursprung er nach Indien oder China verlegt, von wo sie die Araber entlehnt hätten, die sie dann wieder den Europäern übertrugen.

Wie bei Meßbüchern, so wurde ehemals bei Spielkarten von Zeichnern und Malern auf die Verschönerung viel Kunst und Geschmack verwendet. Die Charakter-Karten, die, wie oben bereits gesagt wurde, der König, der Ritter und der Bube waren, prangten in Purpur und Karmoisin und waren nicht selten auf Goldgrund gemalt. Der Preis war natürlich solcher Arbeit angemessen, und der Gebrauch stand demnach nur dem Adel und den reichen Bürgern zu. Als jedoch die Deutschen, denen Literatur, Kunst und Wissenschaft so viel verdanken, den Holzdruck auf die Karten anwendeten (zwischen 1351 und 1360), wurde das Kartenspiel auch für die mittleren und unteren Klassen zugänglich. Die Einführung der Metallplatten machte die Fabrikation noch einfacher, denn da man für jede Farbe eine besondere Platte benutzte, so sparte man auch die Arbeit des Koloristen, wenn nicht etwa eine besondere Verschönerung angebracht werden sollte. Man schreibt die Erfindung dieses Verfahrens den Italienern zu, von denen es die deutschen Kartenfabrikanten angenommen hätten.

Von den Deutschen wurden vielfache Veränderungen an den Figuren angebracht und manche Spiele erfunden. Hier ist besonders das „Lanzknecht“ zu erwähnen, das einer außerordentlichen Popularität genoß und z. B. in Frankreich bis zu den Zeiten Molière's und Regnard's und wohl noch länger, als an dreihundert Jahre, mit Leidenschaft gespielt wurde.

Die erste Erwähnung der Karten in Frankreich findet sich in den Annales de Provence um 1361. Der Bube wurde, scheint es, damals Tuchim genannt, welcher Name einer Räuberbande entlehnt war, die zur Zeit die Grafschaft Venaissin verheerte. Nach einem sängst entdeckten romanischen Manuscript indessen müssen die Karten schon zwanzig Jahre früher (also wenigstens 1340) in Frankreich bekannt gewesen seyn. Der Hauptgrund, warum man den Franzosen die Erfindung der Spielkarten zuschrieb, war das Vorhandenseyn einer Lilie auf jedem Bilde. Inzessen fällt dieses Argument zusammen, wenn man sich erinnert, daß dasselbe Emblem in früher Zeit schon auf römischen Zierdilbern vorkömmt und an den Scepterm und Kronen der spätern deutschen Kaiser im Mittelalter, so wie an denen der englischen Könige vor dem Einfall der Normannen gefunden wird. Nicht allein sprechen diese Thatsachen gegen die Meynung von dem französischen Ursprung des Kartenspiels, sondern es läßt sich sogar nachweisen, daß gerade die ältesten französischen Karten, von denen noch Proben vorhanden sind, keine Lilien auf ihren Bildern haben. Die Karten, die Jacques Gringonneur im Jahre 1399 für den schwachsinnigen Karl VI. erfunden haben soll, werden von gelehrten Autoren in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verlegt. Sie empfahlen sich übrigens zum königlichen Gebrauch durch ihre impsante Größe (sie waren dreimal umfangreicher, als unsere heutigen Karten) und ihre schönen Illustrationen.

Sehr interessante Proben von Karten finden sich unter den historischen Merkwürdigkeiten im British-Museum. Sie sollen aus dem Jahre 1440 stammen. Zu dieser Sammlung gehören auch vier Karten, die wahrscheinlich 1480 angefertigt sind und zufällig in dem Deckel eines alten Buches, das man 1842 gekauft hatte, gefunden wurden.

Die Einführung der Spielkarten in Spanien wird hinter 1332 gesetzt; indessen giebt es hierür keine evirente Beweise, und man kömmt wahrscheinlich der Wahrheit näher, wenn man diesen Zeit-

punkt um fünfzig Jahre vorrückt. Die erste authentische Anzeige von dem Umsichgreifen des Kartenspiels in Spanien ist das Verbot desselben durch den König Juan I. von Castilien (1387).

Der Umstand, daß alle Gewinnspiele als eine Art von Kriegführung angesehen werden können, tritt besonders an dem Schach- und Kartenspiel hervor und unterstützt die Annahme, daß das eine nur eine Modifikation des andern ist. Einige Schriftsteller meynen, die Karten hätten ursprünglich den Zweck gehabt, die vier Klassen der Gesellschaft darzustellen, den Adel, die Geistlichkeit, die Kaufleute und die Bauern, so daß Pique eine Lanze und folglich den Ritterstand bedeute, Coeur den Klerus (d. h. mit Hülfe eines Wortspiels, indem man sich unter den Geistlichen die gens de choeur, den geistlichen Chor, denkt), Carreau (das so viel ist, wie Diamant, und auch im Englischen diamond heißt) den Handelsstand, und Trefle (trifolium, das Kleeblatt) die Landleute. Für Trefle sagte man, ohne daß die angedeutete Beziehung darunter litte, im Englischen auch club und im Spanischen basto (Knüttel).

Spätere Veränderungen werden den galanten Franzosen verdankt. Sie verwandelten das zweite Bild, den Ritter, in eine Königin. Die Pique-Dame, die in den früheren Zeiten des Kartenspiels Pallas hieß, wurde zur Jungfrau von Orleans, welche die „Weisheit“ vertreten sollte, während die anderen Königinen die Namen Argine, Esther und Judith erhielten und Geburt, Frömmigkeit und Tapferkeit bedeuteten. In manchen Spielen jedoch sagte man statt Esther Rachel. — Die Könige wurden dargestellt als David (Pique), Alexander (Trefle), Karl der Große (Coeur) und Cäsar (Carreau). Wer sich für diese Herren interessirt, der wird ihre Namen unter denen der nine worthies wiedererkennen, die so oft in den alten englischen Schauspielen und auch bei Shakespeare (, Verlorne Liebesmühe“ A. 5., Sc. 2.) erwähnt werden.

Von den Buben, die ursprünglich als Diener (valets) der Ritter auftraten, wurde der von Pique Oger, von Coeur La Hire, von Carreau Hektor, von Trefle Lancelot genannt. Oger war ein Paladin Karl's des Großen und La Hire ein berühmter französischer Ritter aus der Zeit Karl's VII., als sich das Kartenspiel vergleichungsweise noch in der Kindheit befand.

Die spanischen und die italienischen Spiele bestanden, wie die deutschen, nur aus 48 Karten, indem bei den einen die Asse, bei den anderen die Zehnen fehlten. Mawe, ein Spiel, das in einem Epigramm John Harrington's erwähnt wird, wurde mit 36 Karten gespielt, noch andere gab es, bei denen alle Karten von Eins bis Sechs weggeworfen wurden und also nur achtundzwanzig übrig blieben.

Die Figuren auf unseren jetzigen Karten werden von einigen Schriftstellern auf chinesische Vorbilder zurückgeführt, sie tragen aber wahrscheinlich nur die Spuren der alten rohen Holzschnitte aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.

Die zahlreichen Anspielungen auf das Kartenspiel, die sich bei allen Schriftstellern der Shakespeareschen Zeit vorfinden, beweisen die große Verbreitung dieses Zeitvertreibs in England. Selbst in Kanzelreden war dieses Verweigen der Karten, als gesellschaftliche Unterhaltung, bemerkbar, wie das Beispiel des Bischofs Latimer zeigt, der die technischen Ausdrücke des Spiels in seinen Predigten benutzte und z. B. von sich sagte, er gebe das Christenthum herum“ (dealing out Christianity). Der Anachronismus Shakespeare's, wenn er im „König Johann“ Jemanden vom Kartenspiel reden läßt, mag wohl damit entschuldigt werden, daß Johann's Regierung der von Eduard I. so nahe voranging. Wenn aber die Karten als eine Zerstreuung in „Titus Andronicus“ und „Antonius und Kleopatra“ erwähnt werden, so ist das sehr spaßhaft. — Unter der Regierung Jakob's I., berichten wir schließlich, war es ganz gewöhnlich, daß sich die Zuschauer im Theater an einem „gemüthlichen Rubber“ vergnügten, während die Darstellung vor sich ging.

Pot-Pourri.

Die Erscheinung des Meerweibes in Schottland im Januar 1831.

In dem „hyperboreischen“ Dorf Schieldag, in den nördlichen Hochlanden an der Westküste Schottlands in Roßshire, in jener höchst wilden und großartig schönen Berggegend umweit des Weltmeers, drei teutsche Meilen südwestlich von dem großen sagenvollen See Loch Mori, erschien vor Kurzem eines Morgens früh eine Dame, die man auf Erden nur noch selten sieht, und deren nach langer Zeit erneuerter Besuch wahrscheinlich die Seeschlange, die der phantasiereiche Paddy unlängst an seinen Südwestküsten sah, in Schatten stellen wird. Einige Frauenzimmer von Schieldag am Loch Schieldag, der in den Ocean hinaustritt, waren aufgestanden in aller Frühe, wie es ihre Gewohnheit ist im Lande der Galen, und gingen nach dem Gakan, um sich Feuerung zu holen. Da gewahrte eine von ihnen eine Menge Möwen, die in der Nähe der Klippe umherschwebten und melancholisch schilleerten. Und als sie weiter schaut, siehe, da saß eine Dame auf der Klippe im Wasser mit einem Kamm und Spiegel in der Hand und sang eines ihrer Lieder mit klagender Stimme. Und die Galin von Schieldag zeigte die Dame auf dem Seefelß, welche in englischer Sprache die Meermaid (mermaid) heißt, den Andern, und die Andern alle sahen sie und wurden wundervoll ergriffen, und Alle behaupten, daß sie die seltsame Erscheinung gesehen. Aber die presbyterianischen Menschen der Lowlands, denen Aberglaube so verhaßt geworden ist, wie nur irgend etwas in der Welt, glauben nicht an das Gesicht am Loch Schieldag, sondern wähnen auf eine etwas beleidigende Weise, es sey ein weißer Seehund gewesen von der Raza-Art, wie man an den Küsten der westlich von Schieldag liegenden Mac Leod of Raza-Inseln findet, und welche häufig bei Nachtzeit auf Seeklippen liegen und klagende Laute ausstoßen. Doch dies mag seyn, wie es wolle, die Fischer von Schieldag glauben so fest an ihre Frauen und das Wort, das aus ihrem Munde kommt, daß seit jener Begebenheit kein einziges Boot auf die See gegangen ist. Denn die Nähe des Meerweibes verkündet Unglück.

Die marktschreierischen Anzeigen von Haarwuchsöl, welche in den Berliner Zeitungen oft figuriren, haben neulich Veranlassung zu einer nicht uninteressanten Gerichtage gegeben. Ein noch junger Mann mit kahlem Kopfe hegab sich zu einem Berliner Friseur, der derzgleichen Haarwuchsöl zum Kauf ausgeboten und zugleich demjenigen eine Belohnung von 50 Thalern zugesichert hatte, der ihm den Beweis liefere, daß sein Mittel nicht hilft. Er kaufte daselbst solches Haaröl nebst Gebrauchsanweisung und benutzte es eine Zeit lang ohne Erfolg. Er begab sich zu dem Friseur, stellte diesem dies vor, worauf dieser erwiderte, daß er das Oel nicht richtig benutzen müsse. Nachdem der Käufer das Oel noch eine Zeit lang ohne Erfolg benutzt hatte, reichte er beim königlichen Stadtgericht hierselbst eine Klage gegen den Friseur auf Grund der öffentlichen Zusicherung ein und verlangte die Vertheilung desselben zur Zahlung der 50 Thaler, da das Oel nicht geholfen habe. Der Friseur machte auch vor Gericht den Einwand, daß der Käufer das Oel nicht richtig angewendet habe, und erfolgte demnächst auch die Abweisung des Klägers, jedoch nicht aus diesem Grunde, sondern weil das Gericht annahm, daß die öffentliche Erklärung des Friseurs, die 50 Thaler zahlen zu wollen, keine ernstliche gewesen sey und der §. 52. Th. I. Tit. 4. des allgemeinen Landrechts verlange, daß eine solche Willenserklärung eine ernstliche seyn müsse.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. E. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 20.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 8. März.

Das Schicksal in der Flasche.

Novelle von L. Goslar.

III.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage, Abends gegen fünf Uhr, glaubte ich, meine Todesstunde sey gekommen . . . meine Augen schlossen sich . . . mein Herz erblaßte, um mich so auszudrücken . . . Welcher Zauber erweckt mich plötzlich? War ich schon todt oder lebte ich noch? Harmonische Töne stiegen in meine Seele hinab und schienen sie in den Himmel führen zu wollen. Ich öffnete die erloschenen Augen und erblickte Burton, welcher, dem Tode weniger nahe als ich, jener Flöte, von der ich Ihnen schon gesagt, jene süßen Töne entlockte. Ich war von dieser Güte für mich so gerührt, daß ich ihm seine Gotteslästerungen vom Herzen verzieh, denn sie mich entlockte er diesem herrlichen Instrumente die letzten Noten, die letzten Seufzer. Der Uebergang in die andere Welt schien mir ein Einschlafen zu seyn.

Freund, sagte er plötzlich, richtete mich auf und hielt meinen Kopf, Freund, sieh, sieh vor dich hin!

Ein Schiff! rief ich, — ein Schiff, antwortete er, ein Schiff!

Ein Schiff! aber mein Gott, fügte ich bei, brennt es nicht?

Ich fürchte, sagte Burton . . . aber sieh doch, mit welcher Schnelle, mit welcher Wuth der Wind es auf uns zutreibt. Muth! Hoffnung! Sonderbares und geheimnißvolles Schiff, es hat keine Segel, nicht ein einziges! Es ist vielleicht ein Dampfschiff, sagte ich . . . ich glaubte es einen Augenblick . . . aber nein . . . o möchte es doch geschwind kommen, sagte ich noch, sonst habe ich nicht mehr Zeit . . . Da ist es! Nun noch eine Anstrengung über dich selbst, klammere dich an das Leben an, rief mir Burton zu.

Ich weiß nicht, wie viele Zeit zwischen diesen letzten Worten Burtons und dem Augenblick verfloß, wo ich aus einer neuen Ohnmacht erwachte; aber als ich meine Augen wieder öffnete, schwamm eine Barke auf uns zu, wie ich sie auf meinen früheren Reisen auf den maldivischen Inseln gesehen; deren lachenden Archipel wir vor acht Tagen durchsegelt hatten. Sie war nicht in Flammen, wie wir geglaubt hatten, sondern in der Mitte brannte auf einer Art von Altar langsam und wie von Jemand unterhalten ein Feuer von Aloe und Sandelholz, das pyramidenförmig aufgeschichtet war. Die Barke war ziemlich hoch; da aber der mittlere Theil nur drei Fuß über den Wasserspiegel hervorragte, so konnte Burton leicht in dieselbe kommen und sie einige Minuten an unserem Floße anhalten, bis auch ich hinüber gekrochen war, denn ich war so schwach! . . .

Ich erkannte diese Barke sogleich an ihrer verlängerten Form und an ihrem Baumaterial. Diese Barke ohne Segel und ohne Bemannung war eine von denjenigen, welche die halb hindu'schen und halb muselmännischen Bewohner der maldivischen Inseln in die See lassen, wenn sie den Sturmesgott besänftigen wollen. Nachdem sie dieselbe mit Wohlgerüchen aller Art beladen und angezündet und mit Lebensmitteln für die unsichtbaren Priester des verborgenen aber mächtigen Gottes überladen haben, überlassen sie dieselben dem Toben des Mousson. Der Sturm, welcher unsern Schiffbruch herbeiführte, war ohne Zweifel die Ursache dieses Opfers der Maldivier, die wohl nicht daran dachten, daß wir Nutzen daraus ziehen würden. Die Barke enthielt eine Menge süßen Wassers, Cocosmilch in Gefäßen, Früchte und an der Sonne gedörrtes Fleisch. Das Leben war uns wieder geschenkt, geschenkt durch ein Wunder. Als wir wieder zu Kräften gekommen waren, ergriffen wir die Ruder, mit denen das Schiff versehen war, denn nicht selbst dem Opfer, das unter dieser Form dem Gott der Stürme dargebracht wird, und wir fuhren in der Richtung des Windes hin. Waren wir der Insel Ceylon nahe oder fern? Diese Frage war schwer zu beantworten, da wir aller erforderlichen Instrumente beraubt waren. In allen Fällen konnten wir die Antwort auf diese Frage abwarten, es fehlte uns nicht an Lebensmitteln noch an Wasser.

Nun, sagte ich zu Burton, wenn es nicht Leute gäbe, welche an Gott glauben, hätten wir jetzt diese Barke, diese Früchte? wären wir gerettet worden?

Sprechen wir nicht davon, antwortete Burton, laß uns schlafen.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch schwammen bei unserm Erwachen tausend Barken — und diese Zahl ist nicht übertrieben, ehrfurchtsvoll um die unsrige, die sie als eine heilige erkannten. Wir waren vor Colombo, der Hauptstadt der Insel Ceylon, und wurden im Triumph dahin geführt, sobald man wußte, auf welche Weise wir zu dem Versöhnungsschiff gekommen. Augenscheinlich beschützte uns der Gott der Stürme und wen die Götter beschützen . . .

Herr Ludwig van Ostal wollte eben seinen Satz endigen, als eine junge Frau eintrat, aber sogleich auf der Schwelle stehen blieb. — Ich bitte um Entschuldigung, sagte sie, ich wußte nicht, daß der Herr . . .

Der Herr ist unser Gast und folglich unser Freund, sagte Herr van Ostal und stellte mich seiner Frau vor. — Meine Frau hat uns das Frühstück angemeldet, fuhr van Ostal fort, gehen wir frühstücken. — Nun gehen wir doch frühstücken, sagte er nochmals und stieß mich leicht am Arme an, indem er über meine Unentschlossenheit lächelte. Ich war stehen geblieben und betrachtete Frau van Ostal mit einer Neugierde, einer Aufmerksamkeit, einer Theilnahme, die ihm nicht entging, — zum Frühstück.

Unser Aufenthalt zu Colombo, fuhr Herr van Ostal während des Frühstücks fort, dauerte nicht lange. Wir blieben nur so lange, als wir bedurften, um uns von den furchtbaren Erschütterungen des Schiffbruchs zu erholen. Durch den Verkauf eines prachtvollen Diamantringes, den er bei unserem Unglück trug, erlangte Burton die erforderliche Summe und noch darüber für unsere Reise nach Madras. Einmal in dieser Hauptstadt des englischen Indiens, war es mir leicht, meine Freunde und Waffengefährten in Batavia von meinem Schicksal zu unterrichten. In Erwartung ihrer Antwort durchstrich ich täglich diese reiche Hauptstadt der britischen Herrschaft, diesen ehemaligen Regierungssitz der hindostanischen Könige. Seit zwei Monaten studirte ich ihre merkwürdigen Sitten und Denkmäler, welche in nichts an das alte Europa erinnern, als der Zufall, dieser Gott der Müssiggänger und der Reisenden, mich auf den geräumigen Friedhof führte, wo die Engländer und die Tausende von Fremden ruhen, welche unter diesen so milden und doch so mörderischen Himmel dem Tode frühzeitig ihren Tribut entrichten.

Wie viele hohe und mächtige Lords, wie viele reizende Ladys ruhen unter diesen prunkenden Marmorn, beladen mit Inschriften, welche ihre Tugenden preisen, und mit Zierrathen versehen, die nicht

immer den Verkauf des Künstlers bedauern lassen. Es fehlte zu der ernsten Genugthuung, welche ich bei meinen Speisergängen auf diesem Todtenfelde empfand, nur ein wirklicher Schmerz. Kam mir mit dieser Gedanke beigefallen, so hob ich die Zweige einer Kalalpa, die den Boden berührten und mir den Weg versperrten, auf und bemerkte den Marmor eines Grabes. Ich hatte schon so viele Grabschriften gelesen und ich konnte auch diese noch lesen, deren goldene Buchstaben meine Augen zu suchen schienen. Ich las . . . aber wer malt mein Erstaunen . . . meinen Schreck . . . meinen Schmerz . . . der Zweig der Kalalpa entgleitet mir und bedeckt mich und den Stein, auf welchem ich las und was las? die Vögel entflohen bei dem Geräusche des losgelassenen Zweiges und ich bin allein, mein Gesicht auf folgende Zeilen gedrückt:

Hier ruhet für die Ewigkeit und in den Armen
des Herrn
Margareta Floreff.
27. August 1836.
Weinet!

Hier also ist sie, sprach ich zu mir selbst, sie ist da . . . unter diesem Baume, der ihr Grab verhüllt, in diesem Grabe, das sie meinen Blicken verbirgt. Es stand also im schwarzen Buche der schmerzlichen Sympathien geschrieben, daß wir uns begegnen sollten? . . . Das Ideal ist also keine Lüge, kein Traum, aber beinahe immer ein Unglück! Der süße Name Margareta Floreff hatte mich die Liebe kennen gelehrt, eine unmögliche Liebe, und ich fand diesen Namen wieder! ich fand sie selbst! Ich drückte diesen Marmor an mein Herz, ich sah ihn an, wie wenn ich ihn durchschauen könnte . . . ich preßte ihn zwischen mein schlagendes Herz und jenes Herz, das seit zehn Jahren nicht mehr schlug; meine Lippen murmelten: Margareta! Margareta! — Ach, mein Herr, rief Herr von Oftal, wie wenn er sich wegen der Aufregung entschuldigen wollte, die ihn ergriffen hatte, ich hatte nicht das Glück, diesen Namen auszusprechen in der Freude einer erwiderten Liebe, in dem heiligen und geweihten Rausche einer durch die Ehe geheiligten Liebe, in dem Vollgenuß des Lebens; es war mir wohl erlaubt, ihn in der Bitterkeit der Verzweiflung auszusprechen . . . Alles, was andere an Jugend und Begeisterung in die Seele einer Frau übertragen, welche sie sieht, hört, ihnen zulächelt, verschwendete ich an die Asche eines Weibes, das mich nie gehört, mir nie gelächelt hatte.

Bei diesen Worten reichte Herr von Oftal mit thränendem Augen seiner Frau die Hand über den Tisch und diese überließ ihm die ihrige und betrachtete ihn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, der sie wegen einer Leidenschaft um Verzeihung zu bitten schien, wovon ihr eine aufrichtige Erzählung zu geben er sich nicht scheute. Wenigstens legte ich die Aufregung und die Absicht meines Wirthes so aus. Meine Bewunderung theilte sich zwischen der muthigen Freimüthigkeit des Bekenntnisses und der edeln, nachsichtsvollen Verzeihung. In meinen Augen erhoben sich Mann und Frau in diesem Augenblick zu gleicher Höhe des Charakters, der eine, indem er seine ganze Schwäche zeigte, die andere, indem sie solche ohne Stolz aufnahm. Es lag in diesem Geständnisse etwas von dem reuigen Sohne, welcher der Verzeihung seines Vaters gewiß ist, und etwas von der Mutter, welche sich in dieser Unterwürfigkeit so glücklich fühlt, daß sie den Schuldigen nur noch mehr liebt. Hätte ich aber das Geheimniß dieser beiden Herzen wohl errathen?

Van Oftal fuhr fort: Diese Thorheit hätte mich getödtet, wenn ich länger in der verzehrenden Extase verharrt hätte. Ich stand auf, schöpfte aus einem nahe vorbeifließenden Bache in zwei großen Tulpenbaumblättern Wasser und begoß damit die kleinen orangefarbigen Glockenblumen, welche auf dem Grabe der Margareta Floreff blühten. Werden Sie es mir wohl glauben, daß ich von Zeit zu Zeit umwendete, um zu sehen, ob sie nicht hinter einem Baumstamm versteckt sey und meinem Werke der Frömmigkeit zu chaue? Wenn man einmal aus dem engen Kreise der Möglichkeit herausgetreten ist, so gibt es keine Verirrung, welche das Herz, diese Welt, welche nie unsinnig werden wird, nicht zu erzeugen vermöchte. Betrachten Sie meine Träumereien! Ich liebte eine Todte . . . ich war eifersüchtig auf sie . . . o ja, und so eifersüchtig, daß ich sogar untersuchte, ob nicht in der Nähe ihres Grabes ein anderes die sterblichen Ueberreste eines jungen Lords verschließe. Ich beruhigte mich, als ich nur die prunkenden Grabmäler aller, seit Typho-Saib verstorbener Nabals vorfand. Nur die Nacht konnte mich dem Friedhof von Madras entreißen, und wie oft hob ich vor meinem Weggehen noch den Kalalpazweig, um bis zum letzten Scheine des Tages die Buchstaben, den Namen Margareta Floreff zu sehen.

Ich kehrte traurig nach der Stadt zurück und überdachte die Reihenfolge der Ereignisse, die Verkettung der Umstände, welche den Körper des armen Mädchens hatten aus der Tiefe des Meeres von Welle zu Welle hierher führen können. Mein Gott! nichts war einfacher; der Mausson erhebt das Meer, die Strömungen reißen fort; Margareta wurde auf den Strand geworfen; man fand ihren Namen auf ihr; die englische Frömmigkeit, obgleich sie nicht die ausgezeichnetste gegen diejenigen ist, welche nicht mehr leben, weiß sie ihr nicht immer vorgestellt worden sind, hat Margareta Floreff begraben lassen; eine, edle, poetische Seele hat die Kosten des Grabmals bestritten; Gott hat das übrige gethan, er hat eine Thränenweide dahin gepflanzt und herrliche Vögel mit azurnem Gefieder und rosenfarbigen Schnäbeln in die Blätter derselben gesetzt. Also während die Flasche von den Reisenden auf dem Ocean Gebete für die Schiffbrüchige begehrte, ruhte diese seit zehn Jahren auf dem Friedhofe zu Madras. Sie bedurfte keiner Gebete mehr von andern Personen; es hätte mir Schmerzen gemacht, wenn ein anderer als ich diesen Namen gekannt hätte, auch wenn er ihm den ehrfurchtsvollsten Cultus erwiese . . . Ich allein sollte für sie beten, wie ich allein sie liebte!

Dies entscheidet über mein Leben, murmelte ich auf dem Rückwege nach der Stadt; ich werde mich nie verheirathen und Madras nie verlassen. Wie sollte ich mich von diesem Grabe trennen!

(Fortsetzung folgt.)

Der Heringsfang.

Mögen Sie immerhin lächeln, mein freundlicher Leser! vielleicht sogar ungläubig den Kopf schütteln über meine kühne Hypothese, dennoch wage ich zu behaupten: „Der Hering ist der Begründer der holländischen Seemacht! ihm allein verdanken die stolzen Mynheers ihre prächtigen Colonien, die Stützen ihres Reichthums, der Hering allein ist Schuld, wenn die Niederländer als Nation im 16. Jahrhundert eine so glänzende Rolle gespielt haben!“ Und sollte der freundliche Leser nicht geneigt sein auf Treu und Glauben die historische Wichtigkeit des Herings anzuerkennen, sollte er noch Zweifel hegen über die Möglichkeit, daß jener kleine schmackhafte Fisch, den ein unbankbares Spitzbuben als das Symbol der Magerkeit zu bezeichnen wagt, ähnliche Wunderdinge zu verrichten im Stande war, daß er auf so grandiose Weise an der Weltgeschichte mitgearbeitet habe, so laden wir ihn ein, das unlängst in Paris erschienene Buch des Naturforschers M. de Quatrefages, welches den Titel trägt: „des animaux utiles“, oder auch die „Naturgeschichte des Herings“ von Hrn. Valenciennes zu Rathe zu ziehen. Er wird dort ein stattstisches Verzeichniß aller Schiffe und der Unzahl Matrosen finden, welcher Holland ehemals nicht bloß zum Heringsfang, sondern auch zum Schutz der Fischer und seines nach allen der Welttheilen ausgebreiteten Heringshandels bedurfte, er kann dort die aus authentischen Quellen geschöpfte Berechnung der unglaublichen Summen nachsehen, welche der Fang, die Bereitung, und der Vertrieb des Herings den Niederlanden eingebracht, und sich so leicht die Ueberzeugung von dem außerordentlichen Einfluß verschaffen, welchen das obgedachte Fischlein auf die Größe einer Nation durch drei Jahrhunderte ausgeübt. Daher

rührt auch die Ehrerbietung, welche noch heut zu Tage in Holland dem ersten Hering gezollt wird, denn bekanntlich wird alljährlich ein Tönnchen der ersten Heringe als Geschenk dem Könige überreicht, der dafür auch niemals versäumt, eine angemessene Belohnung zu gewähren. Ein anderer ehrwürdiger Gebrauch bei den Mynheers erheischt ebenfalls, daß bei der Ankunft der ersten Heringe Hoch und Niedrig, Arm und Reich sich festlich vereinen, die neuen Ankömmlinge zu Ehren Wilhelm Beuckeling's zu verspeisen. Ja, wir entsinnen uns bei einem frühern Aufenthalte in Holland ein auffallendes Beispiel dieser Sitte erlebt zu haben. Ein fröhliches Fest hatte in einem der angesehensten Häuser Rotterdams sämmtliche Notabilitäten der reichen Rhederstadt und viele ausgezeichnete Fremden versammelt; tüchtige Spielleute ließen lustige Tanzweisen erklingen, nach denen die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft ganz wacker im Kreise sich drehten, während die betagteren Herren und Frauen an den Spieltischen, andere an dem von köstlichen Früchten und Delikatessen aus allen Himmelsgegenden strotzenden Büffet ihre Zeit zu tödten bestissen waren. Da plötzlich, kurz nach Mitternacht, unterbrach ein schmetternder Tusch die jauchzende Melodie eines Wiener Walzers, die Flügelthüren wurden weit aufgerissen und herein stürzten die reichgalonirten Diener des Hauses, mit mächtigen Silberschüsseln in der Hand, auf denen ganze Schichten der neueingesalzenen Heringe ihre perlenmutterartig glänzenden schlanken Leiber zur Schau trugen. Bei diesem Anblick flogen die traulich sich umschlingenden Tänzerpaare auseinander wie von der Tarantel gestochen, ein Aufstand, wie er selbst in den Niederlanden früher nicht erlebt worden, erfolgte an den Spieltischen, wo die Könige (des Kartenspiels nämlich) mit einer in der Weltgeschichte unerhörten Hast beseitigt wurden; sogar jene Gourmands, welche die Leckerbissen aus allen Weltheilen durchzukosten sich mühten, wurden den gewürzhaften indischen Schwalbennestern, die inmitten der saftreichsten Früchte des Orients aufgehäuft zu schauen waren, mit einem Male abtrünnig. — kurz Alles folgte dem von der fröhlichen Jugend gegebenen Beispiel, um an den frischen Ankömmlingen einen durch die altenthümliche Sitte geheiligten Hochzug zu stillen. Wir machen, um jeglicher Verwechselung und dem Argwohn vorzubeugen, als hätten wir uns in einer Versammlung von Caraiben befunden, ausdrücklich darauf aufmerksam, daß hier von den Heringen die Rede ist. Es war fast komisch anzusehen, mit welchem feierlichen Ernst die gesalzenen Fische, deren sich die zarteste Jungfrau gleich der ehrwürdigsten Matrone und dem stattlichen Ritter der Eichenkrone bemächtigt hatte, im Rundkreise verschlungen wurden, und in Aller Augen, ja selbst auf dem ernsten Antlitz des sonst so fleißen holländischen Kaufherrn war ein Anflug von Rührung bemerkbar, als dem mitternächtigen Stegreifmahle eine Champagnerlibation auf das Andenken jenes verdienstvollen Niederländers folgte, der, indem er zu Anfang des 15. Jahrhunderts seine Landsleute in der Kunst, die Heringe gehörig einzusalzen, unterrichtete, damit zweifelsohne den Grund zu der lange Zeit unbestrittenen Präponderanz der holländischen Seemacht gelegt hatte. Das reich und mächtig gewordene Vaterland errichtete dankbar jenem Wohlthäter, den Einige Wilhelm Böckel, Andere Bückelings nennen, und der ein armer Fischer aus Biervliet war, zu Enkhuyzen ein würdiges Denkmal, auf welchem, wie die Chronik des Städtchens nicht ohne Stolz berichtet, der deutsche Kaiser Karl V., als er im Jahre 1556 eine Rundreise durch die flandrischen Provinzen machte, mit seiner Schwester der Königin von Ungarn, einen gesalzenen Hering theilte und jenem Gründer des jetzt noch üblichen vorrefflichen Conservations-Verfahrens zu Ehren „mit unleugbarem Appetit“ verzehrte, so drückt sich nämlich unser naiver Gewährsmann dieser Anekdote aus, die den Beweis liefert, daß der große Diplomat und schlaue Gegner des ritterlichen Königs Franz I. es zu mindesten in Holland der Mühe werth erachtete, sich populär zu machen, eine Kunst, die der strenge Monarch bekanntlich in seinem deutschen Wahrheite auffallend vernachlässigte.

Schließlich wollen wir noch eines wunderlichen Vorschlags des oben erwähnten Mitgliedes der französischen Akademie der Wissenschaften, des Hrn. v. Quatrefages gedenken, der sich an eine von uns in diesen Blättern früher gemachte Mittheilung über die am Fuße der Vogesen, wie auch in Großbritannien bereits mit Erfolg versuchte künstliche Fortpflanzung der Fische folgerichtig anlehnt. In Folge der Wanderungen und anderer auf seine Vernichtung hinwirkenden Ursachen hat sich nämlich der Heringsfang an manchen Küsten, wo er früher sehr schwungreich betrieben wurde, auffallend vermindert, so daß er hier und da gänzlich aufzuhören droht. Hierüber besorgt und auf die beglaubigte Thatsache sich stützend, daß es Franklin seiner Zeit vollkommen gelungen sey, durch sorgfältige Uebertragung von natürlich befruchteten Eiern, die er auf den breiten Blättern üppigwachsender Seepflanzen gesammelt hatte, in einer nordamerikanischen Bucht die besten Rorfolkheringe einzubürgern, proponirt nun Hr. v. O. alles Ernstes, dies Experiment im größten Maßstabe zu wiederholen, und hauptsächlich die europäischen Meeresküsten mit Myriaden künstlich fortgepflanzter Heringe in derselben Weise zu bevölkern, wie dies bereits mit den Forellen an den Moselbächen, mit den Lachsen in den brittischen Teichen geschieht. Dadurch hofft der genannte Autor dem mehr und mehr in Verfall gerathenen Heringsfange unter den französischen Küstenbewohnern, deren bisher etwa 5000 dabei eine lohnende Beschäftigung fanden, für die Zukunft wieder aufzuhelfen. Es ist nicht zu leugnen, daß wenn Quatrefages' Riesenprojekt zur Ausführung käme, er sich dadurch besonders um die Normandie ein beinahe eben so großes Verdienst erwerben würde, als dies vor bereits 500 Jahren für den gesalzenen Beuckeling bei den Holländern der Fall gewesen war.

Ein Brand in China.

Die Missionsberichte aus China erzählen von den schrecklichen Verheerungen eines Brandes, der am 1. Januar 1848 dort zu Huquantz zur Zeit einer Ueberschwemmung Statt fand. In der Nacht vom 1. Januar brach auf den Schiffen ein Brand aus, desgleichen man nie gesehen. Um sich davon einen Begriff machen zu können, muß man sich den Ort vorstellen, wo das Feuer wüthete. Längs dem Kiang, auf einer Strecke von zwanzig Lys (zwanzig Lys machen zwei Stunden aus) liegen gewöhnlich so viele Schiffe vor Anker, daß, wenn man dieselben vom entgegengesetzten Ufer des Flusses, nämlich von Han-han-su und Hankeu aus betrachtet, sie einem dichten Walde, von Nahem aber einer unermeßlichen, vollreichen, auf dem Wasser schwebenden Stadt gleichen. Von dort aus liegen noch weithin, bis auf eine Strecke von vierzig Lys, viele andere Schiffe, jedoch nicht mehr so nicht bei einander, als auf dem eben erwähnten Ankerplatze. Das Ganze bildet einen sechzig Lys langen Hafen, worin unzählige Schiffe ankern, und bietet einen Anblick dar, wovon sich nur Der einen Begriff machen kann, welcher es mit eigenen Augen gesehen hat. Nun aber brach während der Nacht des 1. Januars ein wüthender Sturmwind über diese unermeßliche Flotte aus, und in der Verwirrung ergriff das Feuer eines der Schiffe. Vom Winde alsbald angefachtet und vom Theer und den anderen brennbaren Stoffen, womit eine große Anzahl der Schiffe beladen sind, genährt, verbreitet sich die Feuersbrunst mit Blitesschnelle über die umliegenden Fahrzeuge. Die Gewalt des Sturmes und des Feuers zerriß die Taue, welche die brennenden Schiffe noch festhielten; und diese vom wüthenden Orcane nach allen Richtungen hin zerstreut, verbreiten überall Verderben und Verheerung, indem sie alles, was sie berühren, in Brand stecken, und in einem Augenblicke lodert auf allen Fahrzeugen die verzehrende Flamme. Und mitten in diesem ungeheuren Feuermeere zappelt und heult, der Verzweiflung Preis gegeben, eine zahllose Menge von Menschen, die, vom Sturmwinde getrieben, von den Flammen verfolgt und von den tobenden Fluthen allenthalben umgeben, endlich von der Sturb verzehrt, oder von den Trümmern zerrissen werden. Augenzeugen davon haben mir gesagt, daß der Kiang

auf eine Strecke von sechzig Lys einem Flammenmeere glich, und daß binnen drei Stunden alle jene Schiffe sammt den Unglücklichen, die sich darauf befanden, ziemlichlich zu Grunde gingen. Man glaubt einmüthig, daß die Zahl der Fahrzeuge nach den mäßigsten Berechnungen sich auf mehr als drei Tausend belief. Es ist Jedermann bekannt, daß in den chinesischen Nachen, ja, sogar in den kleinsten, sich nebst den Schiffsleuten die ganze Familie des Capitäns aufhält; denn dort gibt es ganze Haushaltungen, deren Glieder in einem Schiffe geboren werden, darauf leben und sterben, ohne je zu wissen, von welchem Lande sie sind; sie kommen zur Welt dort, wo sich die wandernde Wohnung ihrer Eltern befindet. Ueberdies behauptet man noch, daß unter den verbrannten Fahrzeugen mehrere große Schiffe waren; daß viele davon vierzig, fünfzig bis sechzig Personen enthielten. Dem sey nun wie ihm da wolle, so bleibt es doch immer gewiß, daß die Gesammtzahl der Opfer erschrecklich groß ist. Die durch das Feuer furchtbar entstellten und verstümmelten Leichen, welche man aus dem Flusse ziehen konnte, belaufen sich schon auf sechzigtausend. Man muß endlich noch bemerken, daß diese Fahrzeuge Waaren enthielten und Chinesen aus allen Provinzen zugehörten. Daraus läßt sich leicht schließen, welch großen Verlust und allgemeine Trauer diese Feuersbrunst verursacht haben mag. Einen so großen und so schrecklichen Brand hat man vielleicht, ich will nicht bloß sagen in China, sondern in der ganzen Welt noch nie gesehen. Als ein Heide vom Nam-yam-fu obdemeterte Schauder-Scene mit ansah, ließ er, seß überzeugt von der Menge der unglücklichen Opfer, auf eigene Kosten zehntausend Quam-zais oder Särge machen, die er zur Beerdigung eben so vieler Leichname bestimmte und wovon jeder auf fünf bis sechs Franken zu stehen kam. Diese Summe bezahlen Arme für ihre Särge, sonst kostet ein gewöhnlicher Sarg dreißig bis vierzig, und bei den Reichen sogar mehrere tausend Franken: denn diese armen Gößendiener bilden sich ein, daß, je mehr für den Körper gethan wird, desto glücklicher müsse dann die Seele seyn. Daher mag es wohl auch kommen, daß die Familienväter sich schon im Leben einen schönen Quam-zai zu verschaffen pflegen und so mit einem Dinge groß thun, das doch den Menschen so sehr erniedrigt. Es ist ihnen an diesen Särgen so viel gelegen, daß, wenn ein Vater bei Lebzeiten vergessen hat, sich einen anzuschaffen, und es ihn allzu hart ankommt, diese Welt zu verlassen, er sich unverzüglich herabläßt, sobald ihm sein Sohn einen schönen, bequemen und theuren Quam-zai verspricht. Aus dem bereits Gesagten ergibt sich deutlich, daß, wenn die Handlung des oben erwähnten Chinesen schon in den Augen eines Europäers großes Lob verdient, dieselbe unendlich höher von seinen abergläubischen Landsleuten geschätzt werden mußte; auch hört man während mehrerer Monate von nichts als von den zehntausend Quam-zais reden.

Für Ehemänner!

Im Londoner „Punch“ wird den Ehemännern der Spiegel vorgehalten von „einer Frau, die sie nur zu wohl kennt“. Die Dame klagt zunächst nur über Folgendes: „Daß die Frauen nur geboren sind, um die Sclaven der Männer zu seyn — daß das Mittagessen in derselben Minute fertig seyn und auf dem Tisch stehen soll, wenn sie nach Hause kommen — daß eine Hande nicht so rasch aufzusehen ist, als ein Herrenhut — daß eine Dame sich nicht in einer Minute ankleiden kann, und daß der Mann diese Operation durch heftiges und wiederholtes Klingeln glaubt beschleunigen zu können — daß die Männer Alles besser machen wollen, vom Füttern der kleinen Kinder bis zum Feuerschüren — daß jene die Herren der Schöpfung sind (schöne Herren fürwahr!) — daß ihnen nichts gut genug ist, und daß sie, wenn sie täglich frischen Braten vorgesetzt erhielten, sich wieder beklagen würden, daß nie kalte Küche auf den Tisch komme — daß sie das Alter der Damen viel genauer kennen, als diese selbst — daß Musik nicht ohne Uebung zu lernen ist, und daß sie aus dem Zimmer stürzen und die Thür heftig zuschlagen müssen, sobald man einmal eine schwierige Colaraturr oder eine neue Polka probirt — daß Mitagschläfchen die Unterhaltung befördern sollen — daß eine arme Frau zum Weinen gebracht werden muß, wenn es einmal einem dummen Hemdeknopf einfällt, nicht auf seinem Posten zu seyn; — ick, die Schreiberin, erkläre, daß es Männer geben muß, welche der festen Ueberzeugung sind, daß die Frau nichts eifriger zu thun hat, als absichtlich jene unseligen Knöpfe abzuschneiden oder ganz locker anzunähen, weil die Männer sonst nicht ein so teuflisches Vergnügen daran finden könnten, unablässig über diesen Punkt zu schreien — daß wir nie in Ohnmacht fallen oder einen hysterischen Anfall haben dürfen, ohne Vorwürfe hören zu müssen, wie das wir uns selbst etwas weis machten, die Possen lassen möchten u. s. w. — daß der Haushalt nicht ohne Geld zu führen ist, und wenn wir uns unterstehen, etwas zu verlangen, mürrischen Mienen begegnen — „Was macht Du nur mit all dem Gelde?“ oder „Du wirst mich noch zu Grunde richten!“ — daß nie gescheuert werden darf, oder geputzt, ausgestäubt, polirt, die Sopha's frisch überzogen, oder daß Alles ein Recht hat, zerbrochen und verdorben zu werden, und doch ewig dauern soll — daß eine arme verlassene Frau nie, nie ein Vergnügen haben und immer, immer zu Hause bleiben soll und die Kinder hüten — daß der Wunsch, einmal die Oper zu besuchen, stets der sichere Vorläufer eines Zankes ist — daß die Töchter Musik, Malerei, Tanzen und Alles lernen können ohne einen Lehrer — daß zehn Kinder nicht mehr kosten sollen, als Eines — daß kein Mann leben kann, ohne täglich seinen Club zu besuchen, und daß die Frau ihn, je weniger sie ihn sieht, um so mehr lieben soll, und daß es ein Vergnügen für uns seyn soll, „aufzubleiben“ ihretwegen“. Unsere schöne Korrespondentin, sagt „Punch“, hält dies vorläufig für hinreichend, und wir auch, behält sich jedoch vor, den Männern noch mehr „abzugeben“, wenn es nöthig werden sollte.

Pot-Pourri.

Man kann für ganz Deutschland an 60,000 Mitglieder landwirthschaftlicher Vereine annehmen. Besonders große Förderer landwirthschaftlicher Interessen, und darum auch fast durchwegs populäre Namen hat Deutschland reichlich: in Oesterreich Erzherzog Johann, Ritter v. Klebe und v. Schreibers, in Preußen v. Beckedorff, v. Schwerin, v. Vincke, am Rheine H. von Gagern, in Baden v. Babo, in Bayern v. Beisler, von Welden und v. Closen, in Sachsen v. Cruſius u. s. w.

Als das Dampfschiff „Delphin“ das letzte Mal von Wallenstadt abfuhr, wollte ein armer Handwerksgeselle mit nach Zürich fahren; da er aber zwei Kreuzer zu wenig Geld hatte, nahm ihn der Kapitän nicht mit. Hätte nun der Handwerksgeselle zwei Kreuzer mehr Geld bei sich gehabt, so wäre er in jener unglücklichen Nacht ebenfalls ums Leben gekommen. Von zwei Kreuzern hing also hier ein Menschenleben ab.

Der Londoner „Punch“ ist auch an Späßen über die Ausstellung unerschöpflich. So gibt er ein Verzeichniß von Gegenständen, die nicht vom Continent zu erwarten sind, als: Adelkaroß Baß von Frankreich — die Zahlung der spanischen oder peninsylvanischen Schuld — die Emanzipation eines Sclaven von den Vereinigten Staaten — ein Exemplar eines nicht nachgedruckten Buches aus Belgien u. s. w. Die größte Merkwürdigkeit von allen ist aber nach „Punch“, daß, wie man sagt, eine von Hudsond Eisenbahnen eine — Dividende liefern wird.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughlatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 21.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 12. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Dr. Ludwig Friedrich Krauß,

Kirchenrath und erster Pfarrer bei St. Ulrich in Augsburg.

entschlummerte am 5. März Abends 9 Uhr im hohen Alter von 93 Jahren und 4 Monaten. Die Theilnahme, die sich bei diesem Todesfalle und bei dem Begräbnisse des Verewigten auf die rührendste Weise aussprach, hat den Verlust, der unserer Stadt dadurch ward, in seinem ganzen Umfange gezeigt. Es werden daher die nachfolgenden Notizen aus dem Leben des Verstorbenen nicht nur für hiesige, sondern auch für Auswärtige von Interesse seyn.

Herr Ludwig Friedrich Krauß wurde zu Augsburg den 5. November 1757 geboren. Er besuchte das hiesige evangelische Gymnasium und kam, 12 Jahre alt, als Alumnus in das Kollegium zu St. Anna. Im Jahre 1776 bezog er die Universität Tübingen und zwei Jahre darauf die Universität Leipzig. Im Jahre 1780 kehrte er hierher zurück und hielt den 7. Juni in der Kirche zu St. Anna seine Gastpredigt. Am 3. Nov. 1780 empfing er das Anstellungs-Dekret als Katechet an dem damaligen Zucht- und Arbeitshause; anderthalb Jahre darauf wurde er zum Pestilenzlarius, und im Jahre 1784 zum vierten Diakonus bei den Barfüßern ernannt, an welcher Gemeinde er 13 Jahre lang sein Amt führte. Am 6. Februar 1786 verheirathete er sich mit Jungfrau Marie Karoline Rich, einer Predigerstochter aus dem Colonie-Orte Neuholland, unfern Berlin, und feierte mit derselben am 6. Februar 1836 das 50jährige Ehejubiläum. Im Jahre 1790 wurde er Vorsteher des evangelischen Armenkinderhauses, als welcher er 1840 sein Jubiläum feierte. Am 1. Februar 1797 wurde er zur Diakonats-Stelle bei St. Anna berufen. Im Jahre 1805 den 5. December zum Pfarrer bei St. Ulrich ernannt, hielt er in dieser Kirche am vierten Adventsonntage seine Antrittspredigt, mußte aber gleich darauf seine neue Pfarrkirche missen, weil sie in der damaligen kriegerischen Zeit zu militärischen Zwecken verwendet, und erst auf das Pfingstfest des darauf folgenden Jahres zum gottesdienstlichen Gebrauche wieder zurückgegeben wurde. — Wenige Wochen nach seiner Beförderung zum Pfarrer bei St. Ulrich wurde er zum Senior Ministerii ernannt. Das Maß seiner Amtsarbeiten vergrößerte sich noch, da er im Jahre 1811, bei Gelegenheit der Organisation des hiesigen Volksschulwesens, königl. Schulkommissär wurde, wozu dann noch im Jahre 1813 seine Ernennung zum Dekan und die bald darauf folgende Organisation des hiesigen evangelischen Kirchenwesens kam. — Das Vertrauen seiner Amtsbrüder in und außer seiner Vaterstadt berief ihn bei der zweiten Versammlung der Landstände im Jahre 1822 als Deputirten der protestantischen Geistlichkeit nach München, und im darauf folgenden Jahre 1823 als Abgeordneten zu der Generalsynode nach Ansbach. Nach einem fünfzigjährigen unermüdlichen Amts-Wirken wurde er durch allerhöchstes Rescript vom 15. Oktober 1830 zum Kirchenrathe ernannt und ihm das Ehrenkreuz des Ludwigs-Ordens verliehen. — Seine getreue Lebensgefährtin entriß ihm der Tod im Jahre 1838 und leider traf ihn auch das Unglück das Augenlicht zu verlieren. Er unterzog sich im Juli 1844 der schmerzlichen Operation des Staarstichs, welche indeß erfolglos war. Der Vielgeprüfte ertrug auch dieses Leiden mit seltener Geduld bis ein neuer Schmerz die nächste Veranlassung zu seinem Tode herbeiführte, denn in der Nacht vom 14. auf den 15. Februar d. J. erlitt derselbe beim Aufstehen aus dem Bette einen Beinbruch, in Folge dessen der hohe Greis seiner Auflösung rasch entgegen ging.

Das Schicksal in der Flasche.

Novelle von L. Goslar.

(Fortsetzung.)

Wir reisen morgen ab, sagte Burton zu mir, als ich in unsern Gasthof zurückkehrte.

Niemals, antwortete ich.

Und ich sage dir, wir reisen morgen ab. Man hat dir von Batavia dieses mit Gold gefüllte Kistchen gebracht, um die Kosten des hiesigen Aufenthalts zu bezahlen, und da du nicht zurückkamst, so habe ich für uns Beide Plätze auf der Dampfgoeletta „Coromandel“ genommen, welche in grader Linie nach Batavia fährt.

Du kannst allein nach Batavia.

Nun, wir wollen Scherze treiben, so lange wir unsere Koffer schnüren, aber nicht die kostbare Zeit mit ihnen vergeuden.

Du kannst allein nach Batavia.

Aber zum Henker, ich gehe nur wegen dir dahin.

Du gehst für dich und mich.

Ich weiß, die Sonne erzeugt hier Milz- und Leberkrankheiten, aber das wußte ich nicht, daß sie auch bis zu einem solchen Grade närrisch macht. Geh doch! warum solltest du nicht nach Batavia, wo dein Regiment, deine Freunde, vielleicht auch deine Vermuthung ist? . . . Woher kommst du? Du bist blaß, abgemattet, du erschreckst mich.

Ich habe sie wiedergefunden.

Wen hast du wiedergefunden?

Sie

Sie?

Margareta Floreff.

Ach mein Gott! meine Besorgnisse vermehren sich. Du hast die Erinnerung wiedergefunden?

Ja.

Wo denn?

Da, wo man die Todten wiederfindet.

Noch einmal, wo denn?

Auf dem Friedhofe von Madras.

Ach, das ist wenigstens möglich. Nun, was macht dir das?

Was mir das macht?

Man begegnet an diesem Ort wohl noch andern, man begegnet allen. Aber wie kann dich dies hindern, dich nach Batavia zu begeben? ich sehe es nicht ein und errathe es nicht.

Ich muß da bleiben, wo sie ruht, und den Tag erwarten, der mich . . .

Das ist wieder eine andere Narrheit, rief Burton und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; gewöhnlich endet alles mit dem Tode, bei dir ist es das Gegentheil, alles fängt an. Nie, wir sollten in Madras bleiben; wir sollten nicht nach Batavia gehen — weil . . . Seh doch vernünftig . . . Bete, weine, seufze, wenn dir das ansteht, dann aber laß' uns abreisen.

Niemals!

So nimm doch deine Tobie mit dir und mach' ein Ende damit

Du gibst mir da einen Gedanken ein, einen furchtbaren Ge-

danken, aber ich werde ihn befolgen; ja, ich nehme Margareta Fioreff mit und . . . du hast es gesagt.

Was denkst du?

Warum nicht? entreißen wir sie diesem brennenden Boden, der schon seit Jahren ein Gerippe aus ihr gemacht hat.

Aber die englischen Gesetze, die Regierung? Teufel!

Niemand wird etwas von dieser Proklamation erfahren. Hast du Furcht?

Ich Furcht? Aber es fehlt uns an Zeit, wir reisen noch in dieser Nacht ab . . .

So graben wir sie in dieser Nacht aus.

Teufel! das ist nicht leicht . . .

Burton, mein Freund!

Und dann schließt du mir nicht mehr von dieser Frau? . . . verdammte Flasche!

Ich werde dir nichts mehr sagen.

Nun das ist schon den Dienst werth, den du von mir verlangst. Er blickte um sich. — Nimm, sagte er dann, diesen seidenen Sack, ich hatte ihn zu einem andern Zweck gekauft; ich will diesen alten Marattenfäbel unter meinen Rock verbergen . . . ganz Indien schläft . . . Fort! . . . Unter der Zimmerthür bleit er mich an. Du schwörst mir bei deiner Ehre, daß wenn einmal dieser traurige Dienst geleistet ist, du nicht mehr zauderst, dich mit mir nach Amerika einzuschiffen?

Ich schwöre es.

Burton schellte; ein gelber Diener kam.

Hier ist unsere Rechnung, sagte Burton zu ihm. Laßt unser Gepäck an Bord der Gesellschaft „Coromandel" bringen.

Ja, Mylord.

Und erwartet uns nicht mehr im Gasthof, wir kommen nicht mehr hierher. Bittet den Kapitän der „Coromandel", seine Schaluppe an die Spitze des Landungsplatzes zu schicken, wo die Matrosen uns nöthigenfalls bis zu Tagesanbruch erwarten sollen. Hier ist eine Guinee für Euch.

Der Diener verneigte sich und verschloß die Zimmerthüre hinter uns.

Vorwärts, sagte mein treuer Kamerad.

V.

Das namenlose Werk, würde eine von Shakespeare's Hexen gesagt haben, das namenlose Werk, das wir beginnen wollten, machte, daß Burton und ich schwiegen. Wir gingen durch die schwarze, im Schlafe liegende Stadt; wir erreichten das Land, wo aus der Ferne das Geschrei von Thieren erschallte, die bei Sternenlicht und im Thau der Nacht herumstreifen; durch die herrliche Nacht Indiens, die ich noch je erlebt, reich an Glanz und Klarheit, an Wohlgerüchen und Harmonien, und gelangten zum Friedhofe von Madras. Die Mauer war niedrig; wäre sie aber auch viezig Fuß hoch gewesen, wir hätten nicht daran gedacht umzukehren. Wir überstiegen sie leicht.

Führe mich, sagte Burton und machte die breite Klinge los, mit welcher er sich für unsere nächtliche Expedition versehen hatte.

Täusche dich nicht, fuhr er fort und hob die Vorhänge von Lianen und breiten Blättern von Schraubenpflanzen weg, die uns ins Gesicht schlugen; mache nicht, daß ich einen alten Gouverneur stehle, der schon vor fünfzig Jahren an einer Unverdaulichkeit starb . . . Wir haben keine Laterne . . . und es ist einfältig, daß wir keine mitnahmen . . . Zwar ist die Nacht hell . . .

Hier ist es, rief ich.

Nur leise, leise, sagte Burton.

Wir standen still. Mit der Hülfe Burton's schaffte ich den großen Kalabazweig bei Seite und wir stiegen in die kleine Blasenerfriedung, in deren Mitte der Grabstein lag, welcher die Gebeine der Margareta Fioreff deckte.

Ich habe soeben zwei Augen gesehen, sagte Burton bestürzt und leise.

Zwei Augen! wo denn?

Da, da, sieh!

Sie sind schrecklich, erwiderte ich.

Furchtbar, versetzte Burton.

Sollte dies eine Strafe für die Entweihung seyn, die wir begehen wollen?

Hast du Furcht?

Ich war zurückgetreten, trat aber entschlossen vor. Burton war mir zuvorgekommen.

Ein Säbelhieb fiel zwischen beiden Augen nieder, sie verrechteten uns nicht mehr. Ein dumpfes Geräusch lief sich in dem Laube der Kalalpa vernehmen, ein Körper fiel von Zweig zu Zweig und endlich auf das Grab. Da Lämpfer er noch einen Augenblick mit dem Tode, streckte seine haarigen Flügel, und verschied.

Es war eine riesenhafte Fledermaus, zwei und einen halben Fuß hoch und zwischen den beiden Flügelspitzen fünf Fuß breit, eine jener ornithologischen Fantasien, deren Daseyn man vielleicht nach einigen Jahrhunderten leugnet, wie gegenwärtig das der Greife und Chimären. Die Naturforscher nennen dies reizende Geschöpf „Capfledermaus."

Platz da, sagte Burton, nahm die Fledermaus an den Flügeln und schleuderte sie über meinen Kopf weg. Platz!

Er stieß seinen ungeheuern Säbel zwischen den Grabstein und die Erde und hob den Deckel, wobei er keinen großen Widerstand fand. Ich hatte nichts zu thun als den Deckel in eine senkrechte Lage zu bringen und dann rückwärts umzuwerfen, und nun begannen wir Beide zu graben, Burton mit seiner Klinge, ich mit meinen Händen, mit welchen ich die Erde an der Seite aufhäufte; nach Verlauf einer halben Stunde waren wir noch nicht weit vorgerückt. Immer nichts als Erde, Wurzeln, Muscheln, Sand.

Nun, sagte Burton, müde von der Anstrengung, man begräbt in diesem Lande sehr tief; es scheint, sie fürchten sich, es zu verlassen.

Muth, mein Freund, Muth! setzt gehen wir nicht mehr nach. Ein kalter Schweiß triefte von der Stirne auf meine mit so traurige Arbeit beschäftigten Hände.

Ich sehe, du willst nicht darauf verzichten, sagte Burton und setzte die furchtbar wahren Worte bei: Ich begreife es, es ist dein erstes Liebesstellbichein.

Ich fühle etwas, rief ich, ich fühle etwas.

Laß sehen, sagte Burton und stieß seine Klinge an dem Orte ein, wo ich Widerstand gefunden hatte. In der That . . . warte . . . das ist kein Holz . . . es ist Metall . . . In welchem Gehäuse begräbt man euch hier?

Die Anstrengung Burton's, um den Gegenstand zu heben, unter welchen er seine Klinge geschoben hatte, war so wenig mit der Schwierigkeit es zu Tage zu fördern im Verhältniß, daß er selbst zu Boden stürzte und ganz benäßt von seinem Falle war. Ich ging zu ihm und hob die blecherne Büchse auf, welche er dem Grabe entboben hatte.

Ganz bestimmt, sagte Burton und rieb sich den Hinterkopf, diese Friedhofsabenteuer nehmen immer eine schlimme Wendung. Ich glaube weder an Gott, noch an den Teufel, dennoch aber . . . was hast du denn da?

Eine blecherne Büchse, welche du herausgehoben hast.

Was will das heißen? Sollte man nach indischem Gebrauch den Körper verbrannt haben und hierin die Asche sich befinden?

Deine Scherze in einem solchen Augenblicke . . .

Gib mir die Büchse . . . sie muß etwas enthalten . . . Wir wollen sehen, was es ist, ehe wir weiter darüber sprechen.

Aber ohne Zweifel . . .

Der Säbel Burton's half und abermals bei dieser zweiten Operation, die weniger bäster war als die erste. Mit der Spitze boben wir die Ränder auf drei Seiten, die Büchse war offen und wir fanden ein Papier.

Was ist darauf geschrieben? fragte Burton.

Warte!

Stelle dich daher, es ist heller. Siehst du?

Ein wenig, indessen . . .

Hier wirst du mehr sehen.

Burton beseitigte einige Zweige der Kataipa, die eine grüne Mauer bildeten, und der bereits anbrechende Tag drang durch die Oeffnung ein. Ich las auf dem Papier, das wie auch der blechernen Büchse nahmen, folgende mit großen Buchstaben geschriebene Worte:

„Nachdem der Körper der Margareta Fioreff in diesem Grabe fünfzehn Monate geruht, wurde derselbe nach Amsterdam, in ihr Vaterland, gebracht und dort ihrem Wunsch gemäß beerdigt. Ihr Wille ist vollzogen, der Wille Gottes geschehe!"

Burton und ich betrachteten uns mit leicht begreiflichem Erstaunen. In dem Grabe, das wir geöffnet hatten, war nichts; Margareta Fioreff war in Holland, von wo ich kam und wohin ich erst nach mehreren Jahren wieder zurückkehren sollte. Was die anscheinend so sonderbare Thatsache betrifft, daß wir in dem Grabe statt eines Todtengerippes eine Nachweisung fanden, so waren wir weit weniger darüber erstaunt gewesen, wenn wir von Kindheit an in Indien gelebt hätten. Wir hätten alsdann wie Jedermann gewußt, daß die reichen Europäer auch nach ihrem Tode nicht von ihrem Vaterlande getrennt bleiben wollen und sich hier zwar Gräber errichten lassen, in welchen sie aber nur so lange bleiben, bis ein Schiff ihre Gebeine in ihr Geburtsland zurückführt.

Wir haben hier nichts mehr zu thun, sagte Burton und half mir den Stein wieder auf das Grab legen.

Nein.

Die Schaluppe des „Coromandel" erwartet uns an der Spitze des Landungsplatzes. Laß uns eilen! Die Seeleute sind nicht besonders geduldig, du weißt es . . .

Ich folge dir, sagte ich zu Burton und nahm die Büchse mit, in welcher ich eine Nachweisung entdeckt hatte, die vielleicht einst . . . und zugleich auch Blumen, Blätter der Kataipa, drei kleine Muscheln, die ich in der Graberde gefunden . . . Sie war zwar nicht mehr in dem Grabe, aber sie hatte doch darin geruht; war das nicht genug?

Es war schon heller Tag, als wir an der Spitze des Landungsplatzes ankamen und hohe Zeit! Schon hatte der Kapitän des „Coromandel" seinen Matrosen durch ein Signal den Befehl gegeben, auch ohne uns an Bord zurückzukehren; man war auf dem Punkte abzufahren.

Die Ueberfahrt von Madras nach Batavia war lang, beschwerlich, aber sie zeichnete sich durch kein bemerkenswerthes Ereigniß aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Feilenhauer.

Im Jahre 1848 vereinigten sich 14 Arbeiter zu gemeinschaftlicher Arbeit und Theilung der Erfolge. Sie brachten 2280 Francs an Werkzeugen und 300 Francs an baarem Gelde zusammen und fingen an gemeinschaftliche Geschäfte zu machen. Auf der Ausstellung im Jahre 1849 wurde ihnen für ihre gute Arbeit die Ehrenmedaille zuerkannt. Dieß begründete ihren guten Ruf am Platz und bald auch in den Landbezirken. Die französische Regierung ermunterte die Gesellschaft durch ein Darlehen von 10,000 Francs, das in zwei Raten ausgezahlt wurde, und zu einer großmüthigen Entfaltung des Geschäfts Veranlassung gab. Es meldeten sich in Folge dieser günstigen Entwicklung viel neue Theilnahmslustige; aber man verfuhr bei der Aufnahme neuer Mitglieder sehr vorsichtig. Am Ende des Jahres 1849 hatte sich die Zahl der Letzteren auf 17 vergrößert, außerdem waren 13 Hülfsarbeiter (Supplementairs) angestellt; seitdem sind bis etwa vor 2 Monaten 6 neue Mitglieder aufgenommen, so daß die Gesammtzahl derselben sich auf 23 beläuft, denen 16 Hülfsarbeiter beigestellt sind. Nur unbescholtenen Arbeitern ist der Zutritt möglich gemacht; die Vorschriften für die Aufnahme sind außerordentlich streng. Das Einlagekapital jedes Einzelnen beträgt 300 Francs in baarem Gelde oder an Werkzeugen. Die Hülfsarbeiter erhalten außer ihrem Lohn, der etwas höher ist als in den gewöhnlichen Werkstätten, einen tarifmäßigen Theil vom Gesammtgewinn im Verhältniß zu ihrer Dienstzeit. Die wirklichen Mitglieder erhalten aus der Gesellschaftskasse nicht mehr als je 45 Francs im Lauf von 2 Wochen ausgezahlt; der Ueberschuß ihres Verdienstes gehört zur Masse. Manche ziehen das Verhältniß der Hülfsarbeiter dem der wirklichen Mitglieder vor. Die Stückarbeit ist Regel, jedoch festgesetzt, daß auf 2 Wochen 13 Arbeitstage oder 99 Arbeitsstunden kommen; die kleinste tägliche Arbeitszeit ist auf 8, die größte auf 11 Stunden festgesetzt. In der Werkstatt hängt eine schwarze Tafel mit sämmtlichen Namen der Arbeiter. Jeder Eingelne bemerkt auf derselben täglich die Stunde, um welche er an die Arbeit gegangen, so wie die, um welche er zu arbeiten aufgehört hat. Abwesenheit von weniger als 1 Stunde dauer wird nicht gerechnet. Der Buchhalter trägt auf Grund dieser Tafelbemerkungen alle Abend das Guthaben jedes Einzelnen ein. Einige Mitglieder sind mit der Aufsicht des Geschäfts beauftragt. Der Chef hat das Recht, unvollkommene Arbeiten verfassen zu lassen oder ganz auszuschließen; der Name des Verfertigers bleibt verschwiegen. Alle Abend nimmt der Gerant die fertigen Stücke in Empfang, und stattet über das Ergebniß der Thätigkeit der Gesellschaft alle 8 Tage Bericht ab. Das Direktorium der Gesellschaft besteht aus sieben von der Generalversammlung gewählten Mitgliedern, die von Jahr zu Jahr zur Hälfte ausscheiden und ergänzt werden. Das Direktorium beschließt über An- und Verkauf, Uebernahme von Aufträgen, Miethe, Anstellung des Buchhalters, des Kassiers und der Hülfsarbeiter; es schlägt der Versammlung den Gerant vor, der die Handelsabschlüsse unterzeichnet und überhaupt die eigentliche Exekutive vertritt. Er wird auf unbestimmte Zeit erwählt, ist also zu jeder Zeit absetzbar; bis jetzt aber hat in diesem Amte kein Personenwechsel stattgefunden. Die Gesellschaft nimmt auch junge Arbeiter in die Lehre, läßt sich aber kein Lehrgeld zahlen. Der Lehrling erhält hingegen schon im zweiten Jahre den halben, im dritten ⅔ Arbeitslohn, und es wird außerdem für sein Guthaben ein Theil zur Masse geschlagen. Kranke erhalten täglich 1 Fr. 50 Cent. Krankengeld. Das sind die Grundzüge der Gesellschaft der Pariser Feilenhauer, die außer einem Haupt-Comptoir noch ein Filial-Comptoir errichtet hat, und sich nächstens auf vier große Werkstätten ausbreiten wird. Sie zahlt gegenwärtig 1800 Fr. Miethe, 200 Fr. Steuern und über 40,000 Fr. Löhne jährlich, der Umsatz in diesem Geschäft beträgt in diesem Jahre 60,000 Francs, der Reingewinn 14 — 15 Prozent. Einen neuen Aufschwung scheint das Geschäft durch das unlängst von Amerika eingeführte Gebrechen nehmen zu sollen, der der Gesellschaft eine in England und Frankreich patentirte wichtige Erfindung mitgetheilt hat. Zur Ausbeutung derselben haben die Arbeiter ein neues Anlehen von 50,000 Francs zu 5 Prozent erhalten. — „Was uns — sagt ein Pariser Tagblatt — an dieser arbeitsamen Familie besonders überrascht hat, ist ihre scharfsinnige kaufmännische Verwaltung." Nicht minder rühmlich ist wohl die strenge Mannszucht, welche sich diese Arbeiter selbst auferlegt haben. Es herrscht die beste Ordnung in ihren Werkstätten, wo Schlägerei und Unmäßigkeit unerhörte Dinge, aber mit schweren Strafen bedroht sind. Darum stellt sich auch diejenige Macht, welcher nur der verblendete Arbeiter den Krieg erklären zu müssen meint, das Kapital, solchen Bestrebungen mit Vertrauen zur Verfügung. Das ist eine erquickliche und bedeutungsvolle Erscheinung in unserer unerquicklichen Zeit. Da ist die geistige und bürgerliche Befreiung des Arbeiters (das affranchissement intellectuel et civique des travailleurs, wie der Franzose sagt) thatsächlich eingetreten, und der Grund zu einem neuen Bündniß gelegt,

das über die sozialen Gesichtspunkte den Sieg davon tragen wird.

Pot-Pourri.

Bevölkerung und gewerbliche Etablissements von New-York.

Jetzt ist auch endlich der Census des Staates und der Stadt New-York vollendet und das Ergebniß offiziell bekannt gemacht worden. Hienach beträgt die Bevölkerung des Staates jetzt 3,093,249 und hat sich in zehn Jahren um 668,699 oder um 26 pCt. vermehrt. Die Bevölkerung der Stadt New-York beträgt in 37,730 Wohnhäusern 515,394, die der Nachbarstadt Brooklyn in 10,197 Häusern 96,850 und die von Williamsburgh in 3836 Häusern 30,786. Es giebt hier 3387 gewerbliche Etablissements mit einem Betriebs-Kapital von 34,232,822 Dollars, 53,708 männlichen, 29,917 weiblichen Arbeitern und einem Werthe der jährlich produzirten Arbeit von 105,218,308 Dollars. Man ersieht aus diesen interessanten Daten, wie reißend schnell die amerikanische Industrie sich hebt, und wie man immer mehr bestrebt ist, sich von der fremden Einfuhr zu emanzipiren. Einen sehr bedeutenden Rang unter den großartigen Etablissements nehmen die immensen Schiffsbau-Werkstätten ein, wo die prachtvollsten Dampfer und Segelschiffe gebaut werden. Während die Amerikaner in der Construction der Letzteren wirklich sehr weit vorangeschritten sind, scheint doch der Jubel über die glänzenden Sommerfahrten der prächtigen Dampfschiffe der Collins-Linie (zwischen New-York und Liverpool) etwas zu voreilig gewesen zu seyn.

Blei in Californien.

Californien scheint nicht blos Goldreichthum zu haben. Jeder Tag giebt seine verborgenen Schätze mehr ans Licht. So hat man auf glaubwürdiger Quelle erfahren, daß mehrere Meilen nordöstlich von der Emigrantenstraße, etwa elf Meilen von Johnson's Rancho, eine ansehnliche Mine von Blei in fast reinem Zustande vorhanden ist. Sie wurde von zwei Irländern entdeckt, welche nach diesem Lande auswanderten und sich, um sich Lebensmittel zu verschaffen, mehrere Meilen von der Straße entfernt hatten. Sie vermutheten sogleich eine Silbergrube und dachten, daß ihr Glück gemacht sey. Sie brachten eine große Menge zu Herrn Johnson's Rancho; es ward untersucht, und man fand, daß es sehr reiches Bleierz sey, das zu mehr muthlich 95 pCt. Blei enthalte. Bedeutende Quantitäten ließen sich leicht ohne allen bergmännischen Betrieb gewinnen, da das Erz in großen Massen an der Oberfläche der Erde liegen soll. Höchst wahrscheinlich wird im Laufe der Zeit die Mine bearbeitet werden, und obwol noch keine wissenschaftliche Untersuchung stattgefunden hat, so läßt sich doch annehmen, daß das Erz eine gute Portion Silber enthalte, da sich letzteres mehr oder weniger in allen Bleiminen findet.

Ende eines Romans.

Im Sommer des verflossenen Jahres erregte die in allen Zeitungen verbreitete Nachricht, daß die Köchin eines Wiener Buchhändlers von einem in Amerika verstorbenen reichen Anverwandten drei Millionen Pfund Sterling geerbt hätte, ein ungewöhnliches Aufsehen. Die Köchin hatte allen Grund, der ihr gewordenen frohen Kunde Glauben zu schenken, und fand keinen Augenblick an, ihren neuen Vermögensverhältnissen gemäß sich einzurichten, um so mehr, als Gelegenheit sich darbot, ihr auf die zu hoffende Erbschaft Vorschüsse zu geben. Freier und Bewerber um die Gunst der Millionairin fanden, wie sich leicht erwarten läßt, in nicht unbedeutender Zahl sich ein. Nachdem aber zur Hebung der Erbschaft alle Schritte gethan worden, ergab es sich, daß dieselbe keineswegs so bedeutend und statt der Millionen nur etwa so viele hundert Gulden umfaßt, und daß selbst diese paar hundert Gulden nicht ihr, sondern ihren Anverwandten zukamen. Die aus ihrem Himmel gefallene Erbin mußte daher wieder in ihren vorigen Verhältnissen zurücktreten, in welchen sie auch schon als Köchin in einem Wiener Hause wirkt, während den vielen Freiern und Millionären in spe das leere Nachsehen geblieben ist und der Verdruß, Monate lang vergebens sich um die Liebe einer eingebildeten Millionairin bemorben zu haben.

Bibliographisches.

Das „Journal de la Librairie“ enthält eine Uebersicht der Bücher, Flugschriften und Werke aller Art, die im Laufe des Jahres 1850 in Frankreich veröffentlicht worden. Diese belaufen sich im Ganzen auf 7208, wovon 4711 in Paris, 2460 in den Provinzen und 37 in Algerien gedruckt sind; 5848 sind neue Werke, 1360 Abdrücke oder neue Auflagen älterer Schriften; 6661 sind in französischer Sprache abgefaßt, 68 in verschiedenen Provinzialdialekten Frankreichs, 53 in deutscher, 61 in englischer, 21 in arabischer, 51 in spanischer, 83 in griechischer, 165 in lateinischer, 9 in hebräischer, 14 in polnischer, 16 in italienischer, 16 in portugiesischer, 1 in russischer, 2 in türkischer Sprache, 4 im romanischen Dialekt, und 2 sind polyglottische Werke. Unter den 7208 Schriften befinden sich 281 Zeitungen, wovon 79 in den Departements erschienen; 73 Werke sind durch lithographische Vervielfältigung gedruckt. Ferner sind 2697 Kupferstiche und Lithographieen, 122 Karten und Plane, 579 Vokal- und 625 Instrumentalmusikstücke aus den Kupferstechereien und lithographischen Pressen der Hauptstadt und der Departements hervorgegangen.

Zur Erinnerung

an meinen frühverblichenen Jugendfreund

Herrn David Feust aus Kriegshaber,

gestorben nach kurzem Krankenlager am 1. März 1851 im 18ten Lebensjahre.

So jung, im hoffnungsreichen Lebenslenze,
Eh' noch die Knospe entfaltet ihre Pracht,
Wardst hingemäht Du von des Todes Sense,
Schloß sich das Auge Dir zur Grabesnacht.
Nichts bleibt dem Freund als Kränze Dir zu winden,
Bis wir auf ewig einst uns wiederfinden.

Das ist der Trost in leidenschweren Stunden,
Das ist der Balsam für des Daseyns Schmerz,
Was hier verloren, drüben wird's gefunden,
Dort sinkt der Freund als Neu' an Freudesherz.
Drum lebst Du mir, wenn auch im Grabesfrieden,
In der Erinnerung freundlichen Gebieten!

Ihr, die den Freund zum Grabe habt geleitet,
So brüderlich, nehmt meinen Dank dafür!
Ihr habt ein Denkmal ihm und Euch bereitet
Der Toleranz, der Menschheit schönste Zier!
Sind wir doch gleich im Mutter-Erdenschooße
Und allen Guten blühen gleiche Loose!

L. . . . . r.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

No. 22.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 16. März.

Das Schicksal in der Flasche.

Novelle von L. Goslan.

(Fortsetzung.)

V.

Mein Freund, unterbrach hier Frau van Ostal ihren Gatten, es wäre dem Herrn vielleicht angenehm, den Thee in dem Pavillon des Treibhauses zu trinken, wo du ihn empfangen hast?

Es sey, im Treibhause, erwiederte Herr van Ostal, stand auf und lenkte seine Schritte nach dem Pavillon durch eine botanische Gallerie, durch welche wir bei dem Gange nach dem Speisesaal nicht gekommen waren und die ich folglich noch nicht gesehen hatte. Ich bot Frau van Ostal meinen Arm; er folgte uns nicht unmittelbar.

Jedesmal, sagte meine reizende Wirthin, daß mein Mann auf diese Jahre seiner etwas abenteuerlichen Jugend zu sprechen kommt, so befällt ihn eine Melancholie, die ihn oft einige Tage nicht verläßt.

Das thut mir sehr leid, versetzte ich; wenn ich vorausgesehen hätte, daß ich durch die Zudringlichkeit meines Besuchs und besonders meiner Fragen . . .

Warum? glauben Sie mir, er ist darum nicht weniger glücklich, und ich meinestheils wünschte nicht, daß er sich geweigert hätte, Sie von dieser romanhaiten Begebenheit zu unterrichten . . .

Welche beweist, Madame, wie erhaben sein Gemüth ist und, fügte ich etwas leiser bei, wie gütig das Ihrige.

Ein Lächeln, welches mich den Umfang der Gedanken der Frau van Ostal nicht errathen ließ, machte unserm Gespräche und der Thätigkeit meiner Einbildungskraft ein Ende, wie manchmal ein unerwarteter Lichtstrahl in der Werkstätte den Pinsel des Malers überrascht, den diese Helle erleuchtet und ablenkt. Was bedeutete dies geheimnißvolle Lächeln?

Bemerken Sie nichts am Fuße jenes Baumes, welchen die Indianer den „Baum des Reisenden" nennen? fragte mich Frau van Ostal und gab so der Unterredung eine andere Richtung; sie rief: James, Colombo! und zwei Kinder, welche geräuschlos am Fuße jenes Baumes spielten, sprangen herbei und warfen sich in ihre Arme. Dies sind meine Söhne, sagte sie; im Winter wird diese Gallerie mäßiger geheizt als die andern, und dann haben sie ihre Erholungsstunden hier. Diese beiden runden, rosenwangigen, blondköpfigen Jungen, welche den Bildern Rubens' glichen, der sie ebenso wohl als seine Kinder hätte ansprechen können wie ihr Vater, betrachteten mich mit naiver Neugierde und fragten sich vielleicht, indem sie mich so mit der Weise ihrer Eltern verglichen, ob ich nicht vielleicht auch ein wildes Produkt sey, mit dem man ihr Treibhaus bereichern wolle. Sie lächelten mir, ich umarmte sie und sie bergaßen. Spielet, herrliche Kinder, unter dem „Baume des Reisenten".

Mein Mann, fuhr Frau van Ostal fort, wollte dem ältesten den Namen Colombo geben, zum Andenken an die Stadt, wo er nach seinem Schiffbruch ans Land stieg, und dem zweiten den Namen James, welches derjenige des Herrn Burton ist, des Gefährten, dessen Geschichte so innig mit der seinigen verflochten ist. Aber hier kommt Herr van Ostal mit seinen guten Cigarren.

Erlauben Sie mir zu bleiben, fragte sie Herrn van Ostal und mich, nachdem sie den Thee in Tassen von Java gegossen; auch ich bin begierig, das Ende der Geschichte der Margareta Floreff zu vernehmen. Wir setzen uns alle drei vor die ewige holländische Theekanne und das Gebäcke von geröstetem Brod. Herr van Ostal fuhr fort:

Seit drei Monaten hatte ich meinen Militärdienst in Batavia wieder angetreten und das unordentliche, verschwenderische Garnisonsleben begonnen. Wenig Exercieren, wenig Musterungen, kein Studiren, viele Gastereien, viele Bälle, viele Festlichkeiten und für die meisten Offiziere eine fortwährende Trunkenheit in Wein, Rum und Tabak.

Eines Tages war es an mir, dem Gottesdienste beizuwohnen, welchen man jeden Sonntag in dem schönsten Tempel von Java und folglich von Batavia feiert. Meine Kameraden und ich begaben uns in großer Uniform dahin und nahmen Platz unter der Kanzel. Der Gottesdienst ging wie gewöhnlich im tiefsten Schweigen vorüber; der Predyger erbaute uns durch seine kräftige, eigens für uns bestimmte Rede. Wir erhoben uns, um draußen über die ernsten Lehren seines religiösen Unterrichtes lieser nachzuwenken, als er uns bat, wieder niederzusitzen. Ich darf nicht vergessen, daß Burton anwesend war.

„Meine Brüder und Schwestern," sagte der Prediger, „ein französischer Kapitän hat mir diesen Morgen die Summe von tausend Pfund Sterling zu Almosen, zu Gebeten und zu Errichtung eines Grabmals für zwei Personen übergeben, deren Namen ich euch sogleich bekannt machen werde. Die göttliche Vorsehung hat ihn mit der Sendung beauftragt, deren er sich gegen mich entledigte, und deren ich mich nun meines Theils gegen euch entledige. Folgendes ist der Hergang in seiner frommen Einfachheit: Auf offener See fand er eine Flasche, in welcher sich tausend Pfund Sterling in Banknoten befanden, die er mir übergab und dieses Papier — der Prediger zeigte dasselbe — auf welchem ich las, was ihr hören werdet: „Ich, Ludwig van Ostal, auf dem Punkte, 150 Meilen von Ceylon umzukommen, gebe die in dieser Flasche enthaltenen tausend Pfund Sterling demjenigen oder derjenigen, welche, nachdem sie dieselben gefunden, für mich und meine unbekannte Geliebte, Margareta Floreff, Gebete verrichten und uns ein gemeinschaftliches Grab errichten läßt."

Betet also, meine Brüder und Schwestern, für Ludwig van Ostal . . .

Halt! rief ich und stürzte gegen die Kanzel, ich bin Ludwig van Ostal, der diese Zeilen geschrieben hat, und ich bin sicher, daß ich noch nicht todt bin! Es ist unmöglich, Ihnen die Unordnung und Verwirrung zu beschreiben, welche durch dieses Ereignis in dem von den angesehensten holländischen adeligen Herren und den vornehmsten Damen der batavischen Aristokratie angefüllten Tempel entstand. Nur von dem hölischen Gelächter, das Burton diesen Lärm übertönend erschallen ließ, kann ich Ihnen sprechen, als ich um einige Aufklärung zu geben am Fuß der Kanzel ankam und mich einer Frau gegenüber trat, welche zugleich mit mir gerufen hatte; ich bin Margareta Floreff!

Was, sie war es, rief ich aus, der ich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit der Erzählung des Herrn van Ostal zuhörte . . . Sie war es . . . aber wie? . . . jenes der Margareta Floreff in Madras errichtete Grabmal? . . . die nach Europa verbrachten Gebeine der Margareta Floreff? . . .

Sie war es und war es auch nicht, antwortete Herr van Ostal.

Und war diese Frau jung, schön, war sie, wie Sie sich dieselbe gedacht hatten?

Abscheulich, antwortete Herr van Ostal abermals, abscheulich! und dies war die Ursache der teuflischen Heiterkeit von diesem Satan Burton. Mein Traumbild war ein Ungeheuer.

Ich, der nur ein entfernter Zeuge von dieser häßlichen Entwickelung war, war vernichtet.

Beruhigen Sie sich, mein Herr, sagte Frau van Ostal zu mir, beruhigen Sie sich, die Geschichte ist noch nicht aus. Und Herr van Ostal setzte seine Erzählung fort:

Es ist nunmehr vollkommen ausgemacht, sagte Burton zu mir, daß diejenigen, welche wie du den Adler eines Traumbilds verfolgen, am Ende die Gans der Mystification ertappen. Du bist der bedauerliche Beweis dafür. Ueber die Meere, ja selbst über den Tod hinaus eine geträumte Frau verfolgen und endlich finden was? — ein altes, zahnloses, gelbes Weib finden, die zu allem Unstern nicht einmal todt ist! — Ich antwortete nicht. Siehst du, fuhr Burton fort, es ist dein dummer religiöser Glauben, der dich von Narrheit zu Narrheit dahin geführt hat, das heißt, in den Dingen anderes zu sehen als darin liegt; Gefühle zu sehen, wo nur Bedürfnisse sind; Sympathien, wo nur Begierde ist; Engel, wo nur Weiber sich finden, die den nämlichen Schwachheiten unterworfen sind wie die andern Geschöpfe; den Himmel, wo nur Wolken sind, und einen Gott, wo gar nichts ist. — Ich antwortete nicht. — Glaube mir, heirathe eine reiche Kreolin, welche dir viel Pfeffer, viel Zimmt, viel Thee und in der Folge viel Kinder bringt, und lasse dein Gehirn ruhen, das nur eine weiche Masse, und dein Herz, das nur eine Muskel ist.

Diesmal antwortete ich: Folge mir, wir wollen diese Frau besuchen.

Was, du bist nicht überzeugt?

Nein, es ist so viel Unwahrscheinlichkeit . . .

Aber da sie es sagt?

Es ist nicht zu viel, sie es zweimal erklären zu lassen; überdies habe ich sie nicht persönlich befragt.

Aber dies öffentliche Bekenntniß?

Thut nichts!

Warum sollte sie es abgelegt haben?

Ich weiß es nicht, aber ich habe ein Vorgefühl . . .

Du bist unheilbar mit deinen Vorgefühlen; ich bin überzeugt, daß du glaubst, du habest mit einer Fee zu thun, welche dich auf die Probe stellen will, mit der Fee Citron, und daß sie, wenn du ihr ihrer häßlichen Füße ungeachtet zu Füßen fielest und sie bei ihren Händen nähmest ungeachtet ihrer Abscheulichkeit, sich plötzlich in eine junge, prächtige Prinzessin verwandelte, die sich glücklich fühlte, deine Standhaftigkeit durch eine der deinigen gleiche Liebe zu belohnen. Mein Freund, die Ammen selbst glauben nicht mehr an solche Mährchen, und die Kinder wollen bei solchen Alberuheiten nicht mehr einschlafen.

Laß' uns zu dieser Frau gehen, sag' ich dir.

Nun denn, weißt du, wo sie wohnt?

Ja, ich habe mich erkundigt.

Ich folge dir.

(Schluß folgt.)

Der Buddhistische Götzendienst in China.

(Aus Fortune's Reisebriefen.)

Vor einigen Monaten theilte ich eine Beschreibung des berühmten buddhistischen Tempels von Kuh-Schang, nahe bei der Stadt Fuh-Tschau-fuh, mit. In den Provinzen Fokien und Tschekiang scheinen die Buddhisten ihre zahlreichsten Sitze zu haben. Man sieht Tempel an jedem Bergabhange, auch sind große Klöster nicht selten. Da ich neulich Gelegenheit hatte, in einem dieser Klöster meinen Wohnsitz aufzuschlagen, kamen mir die Ceremonien der buddhistischen Religion so merkwürdig vor, daß ich die verschiedenen Formen des täglichen Hauptdienstes genau aufzeichnete und nun meine Notizen einsende, die, wenn auch nicht zur Unterhaltung, doch zur Belehrung der Leser dienen werden.

Um keine von den gottesdienstlichen Verrichtungen zu versäumen, beschloß ich, mich bei guter Zeit einzustellen, und nahm meinen Stand in einem der Gänge, die nach dem großen Tempel führen, einige Minuten ehe die Priester sich versammelten. Ich hatte noch nicht lange meinen Platz eingenommen, als ein alter Priester an einen ungeheuren Holzblock herantrat, der in der Form eines Fisches geschnitzt war und in einer Schlinge von dem Plafond herabhing. Hieran schlug er mehreremale mit einem hölzernen Hebebaum, und ein lauter hohler Klang erscholl, den man über das ganze Kloster hören konnte. Die große Metallglocke wurde nun in dem Glockenthurm dreimal angezogen, und die Priester eilten von allen Seiten herbei, ein jeder mit einem gelben Gewande über die rechte Achsel geworfen. Zu gleicher Zeit ging ein alter Mann im Kloster umher und schlug gegen ein viereckiges Brett, um die etwa noch schlafenden Priester zu wecken und die Trägen zum Gebet zu rufen.

Der Tempel, nach welchem sich die Priester begaben, war ein großes Gebäude, volle hundert Fuß im Gevierk. Das Dach hatte eine Höhe von ungefähr sechzig Fuß und ward von zahlreichen starken hölzernen Pfeilern getragen. Drei große Götzenbilder — die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft darstellend — ein jedes wenigstens dreißig Fuß hoch, standen in der Mitte des Tempels. Vor ihnen befand sich ein Altar, und auf dem Fußboden vor dem Altar waren mehr als hundert Kissen ausgebreitet, auf welchen die Priester während des Götzendienstes knien konnten. An jeder Seite dieser weiten Halle waren zahlreiche kleinere Götzenbilder zu sehen, die, wie man sagte, Könige und andere Großen darstellten, die sich während ihrer Lebenszeit durch Frömmigkeit ausgezeichnet hatten und dafür unter die Götter versetzt wurden.

Ich trat mit den Priestern zugleich in den Tempel und bemerkte einen Mann, der die auf dem Altar stehenden Lichte anzündete und Weihrauch brannte. Der emporsteigende Rauch fullte den Ort mit einem drückenden, aber doch angenehmen Wohlgeruch. Eine feierliche Stille herrschte in dem Gebäude. Die Priester näherten sich einer nach dem anderen in andächtiger Stellung mit zu Boden gesenkten Augen und nahmen ihre Plätze rechts und links vom Altar, knieten auf den Kissen nieder und verbeugten sich mehreremale tief vor den Götzen. Nun ertönte abermals die große Glocke, erst langsam und feierlich, nach und nach aber schneller, und dann versank wieder Alles in lautloses Schweigen.

Die Priester hatten sich jetzt sämmtlich, ungefähr achtzig an der Zahl, eingestellt, und der Tempeldienst begann. Ich nahm einen Sitz an der Thür ein, und damit mir kein Theil der Ceremonie entgehen möchte, zog ich mein Notizbuch aus der Tasche, um Alles, was ich sah, aufzuzeichnen. Der Priester, welcher dem Altare am nächsten stand, läutete nun mit einer kleinen Glocke — ein anderer schlug eine Trommel, und alle achtzig fielen dann zu wiederholtenmalen auf die Knie. Einer von ihnen schlug hierauf abwechselnd an ein rundes Stück Holz, etwas größer als der Kopf eines Menschen, welches inwendig hohl war, und an eine große Glocke von Erz. Als die Feierlichkeit so weit gediehen war, trat ein junger Priester aus den Reihen der anderen hervor und stellte sich unmittelbar vor den Altar, indem er sich tief und wiederholt verneigte. Nunmehr fieng der Lobgesang an. Einer von den Priestern, wie es schien, der Anführer, schlug den Takt auf den oben erwähnten hölzernen Kopf und die übrigen stimmten einen psalmartigen Gesang in sehr trauriger Tonart an. Zu Anfang des Gottesdienstes waren die Reihen der Priester der Vorderseite des Altars zugewandt, die

eine Hälfte zur Rechten und die andere zur Linken, die Augen auf die Hauptzögen gerichtet. Nun aber machten sie plötzlich eine Schwenkung und standen einander gegenüber, das Singen, welches in einem langsamen Tempo begonnen hatte, ward immer schneller, und als es bis zum Prestissimo gestiegen war, hörte es plötzlich auf. Alles war dann ein paar Sekunden lang still. Endlich wurden von einer Solostimme einige Noten gesungen, dann fiel die ganze Versammlung ein, und es wurde wie vorher fortgefahren.

Der junge Priester, der aus den Uebrigen vorgetreten war, nahm nun eine Stellung gerade vor dem Altar, aber nahe an der Thür des Tempels, und verbeugte sich tief auf ein zu diesem Endzweck hingelegtes Kissen. Er ging demnächst mit feierlichen Schritten zum Altar, ergriff ein darauf stehendes Gefäß und füllte es mit Wasser. Nachdem er mehrere Kreuze geschlagen und Kreisbewegungen mit der Hand gemacht hatte, sprengte er etwas Wasser über den Tisch. Als dies vorbei war, goß er ein wenig aus dem Gefäß in eine Schale und zog sich langsam von dem Altar nach der Thür des Tempels zurück. Indem er hinausging, tauchte er seine Finger in das Wasser und besprengte eine steinerne Saule, welche an der Thür stand. Dieser Theil der Ceremonie fiel mir besonders auf. Es brachte mir folgende Stelle aus dem Exodus (2. Buch Mose 12. V. 22. 24.) in Erinnerung: „Und nehmet ein Buschel Ysop, und tunket in das Blut in dem Becken, und berühret damit die Ueberschwelle, und die zween Pfosten..... Darum so halte diese Weise für Dich und Deine Kinder ewiglich."

Während dies vor sich ging, sangen die anderen Priester noch ihre Kanzkel fort. Der Takt der Musik anderte sich öfters: bald war er rasch und lebhaft, bald langsam und feierlich, aber immer im klagenden Ton gehalten. Als dieser Abschnitt des Gottesdienstes beendigt war, knieten sie Alle vor dem Altar nieder, und nachdem sie sich von den Knieen erhoben, fing die Prozession an. Die Priester, die auf der rechten Seite des Altars standen, zogen rechts, und die auf der linken Seite links ab, einer hinter dem anderen, die beiden Flügel der geräumigen Halle hinauf, unter fortgesetztem leisen Singen nach einer feierlichen Melodie, wobei das Klingeln einer kleinen Glocke den Takt hielt. Als die beiden Prozessionen sich am entfernetsten Ende der Halle begegneten, schwenkte jede um und ging in derselben Ordnung zurück, in der sie gekommen war. Der Umzug währte etwa fünf Minuten, dann nahmen die Priester ihre Stellung vor dem Altar wieder ein, und das Singen ward wie vorher fortgesetzt. Eine oder zwei Minuten später fiel die ganze Versammlung auf die Knie und sang eine Zeit lang in dieser Stellung. Als sie aufstanden, sangen die auf der linken Seite eine Weile allein und knieten dann nochmals nieder. Nun setzte die Rechte den Gesang fort, und nachdem sie ihren Theil gesungen, warf sie sich ebenfalls auf die Knie. Die linke Seite erhob sich nun wieder, und so ging es zehn Minuten lang fort, indem man sich wechselseitig vor dem Altar niederwarf. Der übrige Theil des Gottesdienstes war beinahe derselbe, wie der im Anfang beschriebene.

Diese imposante(?) Ceremonie hatte nun ungefähr eine Stunde gedauert. Während der ganzen Zeit hing ein dichter Vorhang vor der Hauptthür des Tempels, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Kurz vor dem Schlusse des Gottesdienstes zog man den Vorhang zurück, und ein äußerst überraschender Effekt wurde dadurch hervorgebracht. Ströme eines röthlichen Lichts schossen durch den Tempel, die Lichte auf dem Altare brannten dunkel, und die ungeheuren Götzenbilder hoben einen noch schwerfälligeren und seltsameren Anblick dar, als zuvor. Einer nach dem anderen verließen die Priester langsam und feierlich den Tempel, wie sie gekommen waren, und schienen den Ceremonien durchdrungen, an denen sie betheiligt gewesen.

Nach Beendigung der Gebete begaben sich beinahe alle Priester nach dem Refektorium, wo das Mittagsmahl sorgleich aufgetragen wurde. Der Speisesaal ist ein großes Gemach, mit vielen kreuzförmigen Tischen und Banken versehen, an denen wenigstens zweihundert Personen Platz finden. Die Buddhisten genießen keine Fleischspeisen, aber sie verzehren dafür eine Unmasse Reis und Gemüse. Ich war ganz erstaunt, als ich die Quantität Reis sah, welche einer von diesen Priestern auf einmal zu sich nahm, und dennoch sehen sie im Allgemeinen höchst mager und abgezehrt aus, — waran wahrscheinlich die sitzende Lebensweise sowohl, als die Art ihrer Nahrung schuld ist.

Der norwegische Bärenjäger.

Aus „Christianiaposten".

Ein junger Mann, etwa 25 bis 26 Jahre alt, Namens Peter Mathiesen, aus dem Kirchspiele Alten in Ostfinnmarken, der sich vor nicht langer Zeit verheirathet hatte, bekam im Herbste 1849 die Nachricht, daß die Bären in Kvänangen, einem Orte, dessen Gruben zu dem Kaafjordver Bergwerke gehören, arg bausten. Mathiesen, der eine leidenschaftliche Vorliebe für gefährliche Abenteuer hegte, wurde bald von einer unüberwindlichen Begierde nach der näheren Bekanntschaft mit jenen Herren des Waldes ergriffen und machte sich, von seiner guten Büchse begleitet, auf den Weg dahin. Es dauerte nicht lange, so hatte Peter ein Bärenlager ausgespürt. Um sicherer zu gehen, beredete er einen anderen Mann, ihm Gesellschaft bei Untersuchung des Lagers zu leisten, dieser aber, dem es an Peter's Muth gebrach, hielt es fürs rathlichste, in passender Entfernung zu bleiben, während Peter das Werk vollführte. Ganz sich selbst überlassen, näherte sich Peter der Höhle, mit der Büchse in der einen und der Pechfackel in der anderen Hand. Beim Scheine der Fackel steckte bald ein Bär den Kopf aus dem Eingang, aber in wenigen Augenblicken lag er, von einer Kugel, mit der ihn Peter's sichere Hand in den Kopf getroffen hatte, daniedergestreckt auf dem Boden. Dieser merkte bald, daß die Höhle noch mehrere Bewohner habe, und, um nun auch diese zu bewältigen, bestieg er das Dach der Höhle, bricht ein großes Loch in dasselbe und erlegt noch zwei Bären. Doch hiemit war die Sache nicht abgemacht — es war noch ein Faulthierglied im Lager, und zwar eines, bei dem er auf den größten Widerstand rechnen konnte, nämlich die Mutter der getödteten Bären. Da ihr nun unser Jäger auf keine andere Weise zu Leibe gehen konnte, so entschließt er sich kurz, in die Höhle einzudringen und sie in ihrer Wohnung zu begrüßen. Nachdem er, die Büchse in der einen, die Fackel in der anderen Hand, einige Schritte in die Höhle hinein mehr gekrochen, als gegangen war, kömmt er plötzlich in einen größeren Raum, wo er mehr aufrecht stehen kann, und wird alsbald von der Frau Bärin mit zwei Reihen weißer Zähne und wiederholtem Brummen begrüßt. Peter verlor den Muth nicht, hielt es aber auch nicht für gerathen, den Angriff abzuwarten. Er stellte daher ganz kaltblütig die Fackel in die aufgewühlte Erde, so daß sie gerade stand, legte an, und, von einem Schusse hinter das Ohr getroffen, sank das letzte Glied der Bärenfamilie zu Boden. — Nachdem er die Haut abgezogen, verkaufte er das Fleisch theils in dortiger Gegend, theils in seiner Heimath. — Dabei ist noch zu bemerken, daß dieser kühne Jäger im letzten Sommer zwei Bären in Kaafjordsalen erlegt hat, von denen der eine sehr groß war, also sechs Bären in weniger als einem Jahre. — Ein solcher Muth, fügt der Berichterstatter hinzu, verdient von Seiten des Staats eine ganz andere Belohnung, als die ist, welche dem Bärenschützen gesetzlich ertheilt wird, nämlich drei Species-Thaler für jeden getödteten Bären.

Mutter Malaga.

Wenige Christenen sind an Abenteuern so reich gewesen, wie die der Frau Franziska Dary Salvini, Wittwe Bonneseon in Paris. Zu Saragossa geboren, wurde sie im zartesten Alter von Zigeunern entführt, denen ihre außerordentliche Schönheit zu reichen Einnahmen verhalf. Ein spanischer Edelmann bemerkte eines Tages die niedliche Ghana, zahlte für sie das Lösegeld, brachte sie nach

Madrid und ließ sie dort im Theater auftreten. Französische Sabini erlangte Anfangs als Tänzerin, später als Primadonna assoluta die glänzendsten Erfolge; unter ihren Bewunderern zählte sie die Elite der Geburts- und Geldaristokratie von Madrid. Auf dem Prado, an der Puerta del Sol, an allen Orten, wo die elegante Welt zusammenkam, sprach man von den Pferden und den Equipagen der Sabini. An einem Tage jedoch erlosch all dieser Glanz; eine Krankheit ergriff die gefeierte Sängerin, löschte das Feuer ihrer schwarzen Augen und zerstörte ihr prächtiges Organ. Zwar erlangte sie nach einem leidensvollen Jahre ihre Sehkraft und ihre Schönheit wieder, aber die Stimme hatte sie auf immer verloren. Rüger, als Béranger's Schauspielerin, hatte sie einige Ersparnisse gemacht und zur Zeit des Einfalls der französischen Armee in Spanien unter Napoleon besaß sie ein Luxuspferd, welches sie auslieh, um einem Obersten der großen Armee zu folgen, in den sie sich verliebt hatte. Während des unglücklichen Rückzugs, mit dem jener Krieg endigte, leistete die Salvini den französischen Truppen, die sie nur „Mutter Malaga" nannten, zahlreiche Dienste. Sie blieb stets die Letzte auf dem Schlachtfelde, um die Verwundeten zu verbinden und deren Lage zu verbessern. Als der Krieg zu Ende war, begleitete Mutter Malaga ihre neuen Freunde nach Frankreich und ließ sich in Paris nieder, wo sie von einer kleinen Pension lebte, welche der Oberst ihr hinterlassen hatte. Dann heirathete sie einen alten Feldwebel, Namens Bonnefond, durch dessen Tod sie nach kurzem zur Wittwe wurde. Die in Spanien erduldeten Leiden und Entbehrungen hatten die Gesundheit der Mutter Malaga so zerrüttet, daß sich eine Wassersucht entwickelte. Ihr Leib nahm eine ungeheuere Ausdehnung an, und man ergänzte sich von ihr, daß sie bei ihren Lebzeiten von der Academie de Médecine eine Unterstützung empfing, wofür sie dieser gestattete, nach ihrem Tode ihren Körper wissenschaftlich zu untersuchen. Ungeachtet ihrer Krankheit erreichte Mutter Malaga ein Alter von zweiundneunzig Jahren. Als sie vor einigen Wochen nach ihrer Wohnung zurückkehrte, empfand sie eine Schwäche und war genöthigt, sich auf einen vor dem Laden eines Möbelhändlers stehenden Sessel niederzulassen. Eine Person, die sie kannte, glaubte sie eingeschlafen, wollte sie erwecken und sah, daß sie todt war. Mutter Malaga wird von den Bewohnern des Stadttheils, in dem sie wohnte, tief betrauert, denn Alle kannten sie und hörten gern den pittoresken Erzählungen ihrer zahlreichen Abenteuer zu.

Pot-Pourri.

Mierolawsky schloß seine neulich am Grabe Spaite's auf dem Kirchhofe Montmartre zu Paris gehaltene Trauerrede folgendermaßen: „Mögest Du, unser Gesandter an Gott, diesem unsere Klagen vortragen über unsere Qualen, Martern und Seufzer. Schon wieder bist Du auf dem Vorposten, hart, wo der Streit über unser Vaterland in letzter Instanz entschieden wird. Trete vor den Richter der Völker als Parlamentair, mit dem Schwert, das mit Deiner Heldenfaust zusammen gewachsen ist; laß ihn hören, wie viel Leiden uns die Ausführung seiner Befehle bringt; sag' ihm, wie seine Pitaus' uns kein Gehör schenken. Du glaubtest ja an Gott, als Du bei Waghäusel, das Gebrüll der preußischen Kanonen vernehmend, die Division auf die Kniee fallen ließest, um Gottes Beistand für mich zu erflehen. Auch er wird an Dich glauben. Zeige ihm die Narben aus den Napoleonischen Kriegen; laß ihn mit dem Finger berühren die Lanzenstiche von Dembe; zeige ihm die Wunden, die Dir die Jäger bei Wrokrzewica geschossen, die Runzeln, die Dir die Qualen der Verbannung gefaltet, auch die durch deutsche Treulosigkeit zerbrochenen Rippen, decke ihm die Brust auf, die wie eine Granate zerplatzt ist, von den Schlägen eines polnischen Herzens. Wie ein Weiser die Hieroglyphen eines Obelisken, so möge der Herr der Gerechtigkeit Deinen Körper antasten, um auf ihm Deine Legende, die unseres Elends, die unzerbrechliche Ausdauer der Polen zu lesen. Führer der Carabiniers, die den Engpaß von Dembe mitten unter dem Hagel der Kartätschen durchbrachen, erbitte vom Allmächtigen eine letzte Charge auf unsere Unterdrücker; denn wir stehen abermals umbällig wie Kleiderei dem Feuer gegenüber. Sollen wir bis zum letzten Mann sterben, ohne das Feuer erwiedert zu haben? Mit diesem Auftrage nehmen wir Abschied von Dir."

An dem Eingange der Weltausstellungshalle in London hängt jetzt als interessantes Beispiel politischer Polyglottie das — Rauchverbot für alle Völker. Da die Deutschen die ärgsten Raucher sind und zugleich auch an vorliegende Warnungstafeln am meisten gewöhnt, fängt das Verbot in deutscher Sprache, wie billig, den Reigen an:

Das Rauchen wird nicht erlaubt.
Il n'est pas permis de fumer.
Non i permesso di fumare.
No es permittido fumar.
Nao he permittido fumar.

und so geht es fort. Ganz zuletzt kommt schüchtern das englische: No smoking allowed. Uebrigens ist das Rauchen nicht das geschmackloseste. Die englischen Damen haben hauptsächlich vor dem Speien der Amerikaner Furcht, die bis in die höheren Stände hinauf Tabak kauen.

Für Gartenfreunde.

Bei Beginn des Frühlings wird es den vielen Garten- und Blumen-Freunden erwünscht seyn, auf zwei Bücher in ihrem Fache aufmerksam gemacht zu werden, die mit Recht eine Empfehlung verdienen. Es sind:

1) **Der unterweisende Zier- und Nutzgärtner.** Vollständiges Lehr- und Handbuch des Gartenbaues in allen seinen einzelnen Zweigen und Verrichtungen. Enthaltend praktische, auf langjährige Erfahrung begründete Anleitung, alles Erforderliche bei den Anlagen, Kulturen und Treibereien in der Zierpflanzen-, Baum-, Obst-, Wein- und Gemüsezucht auf die zweckmäßigste und vereinfachteste Weise so zu besorgen, daß bei dem größten Vergnügen der höchste Nutzen erzielt wird. Für Gärtner und Gartenfreunde, so wie als Leitfaden für Gärtnerlehranstalten bearbeitet von C. F. Förster. Mit Abbildungen. Gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte dritte Auflage. Leipzig bei Jm. Tr. Wöller.

2) **Der praktische Blumengärtner.** Vollständig alphabetisch geordnetes Handbuch der Blumenzucht in ihrem ganzen Umfange. Für Gärtner, Gartenfreunde und überhaupt alle diejenigen, welche die älteren und neuesten schönsten und beliebtesten Zierpflanzen im Freien, in Gewächshäusern und in Zimmern auf die beste und leichteste Weise cultiviren wollen. Mit einem Blumengarten-Kalender und Register über die lateinischen Synonymen und deutschen Eigennamen. Von Heinrich Gruner. Mit Berücksichtigung der neuesten erprobten Erfahrungen aus Neue gänzlich umgearbeitet von C. F. Förster. Sechste, vielfach vermehrte Auflage. Leipzig bei J. T. Wöller.

Schon die Titel beider Bücher lassen auf den reichen Inhalt schließen; daß dieser aber wirklich eben so reichhaltig als vortrefflich ist, zeigen die den Büchern vorangedruckten Empfehlungen der bedeutendsten landwirthschaftlichen Zeitschriften. Ein weiterer Beweis für die große Vortrefflichkeit beider Werke ist, daß Herrn Förster, dem Verfasser und Bearbeiter derselben, von mehreren landwirthschaftlichen Vereinen und Gartenbaugesellschaften Ehrendiplome dafür ertheilt wurden. Die äußere Ausstattung ist elegant und zweckmäßig; der Preis bei der bedeutenden Bogen-Anzahl ungemein billig.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughaus Lit. B. Nro. 203.

Nro. 23.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 19. März.

Das Schicksal in der Flasche.

Novelle von L. Goslar.

(Schluß.)

VI.

Wir gingen also zu der Frau oder vielmehr zu der Herr, welche am vergangenen Sonntag bei dem Gottesdienst die lächerliche Scene mit mir gespielt hatte.

Ihre Wohnung war mehr als bescheiden; es bedurfte einer großen Genügsamkeit, um sie nicht erbärmlich zu finden. Madame, sagte ich zu ihr, ich bin van Ostal, derjenige, dessen Namen sich neulich bei der Predigt mit dem Ihrigen vermischt fand, welcher vor Beide die Ehre hatten beizuwohnen. Es hat Ihnen ganz besonders auffallend seyn müssen, daß ich an einem Tage des Irrthums mir die nicht ganz zu entschuldigende Freiheit genommen habe zu verlangen, daß man für Sie und mich Gebete verrichte und für uns Beide ein einziges Grabmal herstelle.

In der That, mein Herr, stotterte mühsam diejenige, mit welcher ich sprach . . .

Allein, versetzte ich, wenn meine Handlung etwas Außergewöhnliches hat, so werden Sie zugeben, daß Ihre Lage es nicht weniger ist. Sie leiden Schiffbruch . . . denn Sie haben Schiffbruch gelitten?

Ja, mein Herr, in dem indischen Meere, zweihundert Meilen nördlich von Madagaskar.

Diese Bestimmtheit in ihrer Antwort schmetterte mich nieder, ich gestehe es. Wenn sie nicht Schiffbruch gelitten hätte, so würde sie diese topographische Gewißheit nicht besessen haben.

Sie leiden Schiffbruch, fuhr ich fort, und im Augenblick des Untergangs schreiben Sie Ihren letzten Wunsch auf ein Blatt Papier, welches Sie dann in eine sorgfältig verpichte Flasche verschließen; ich füge demselben unter ganz ähnlichen Umständen das meinige später bei; was geschah nachher? Ich warte auf Antwort.

Es geschah, versetzte sie, daß die Flasche, in welche Sie das von mir und das von Ihnen beschriebene Blatt Papier stecken, einem französischen Kapitän in die Hände kam . . .

Um Vergebung, Madame, vor diesem geschah noch etwas anderes.

Und was denn, mein Herr?

Ihr Körper wurde auf den Strand geworfen . . .

Da Madame todt war, fiel Burton ein, so war es möglich, daß sie von diesem Umstand nichts wußte . . .

Es konnte ihr auch unbekannt seyn, sagte ich, je länger je mehr überzeugt, daß wir es mit einer Abenteurerin zu thun hatten, daß sie begraben wurde . . .

Burton brach in ein lautes Gelächter aus.

Die Frau schloß meinen Satz: Ja, begraben in Madras.

Wir lachten nicht mehr, weder Burton noch ich. — Sie war es also!

Ach, Sie wissen, Madame, daß Sie in Madras begraben worden sind; dann werden Sie auch wissen, fiel Burton ein, wo sich gegenwärtig Ihr Skelett befindet; ich spreche nicht von demjenigen, mit welchem wir jetzt zu sprechen die Ehre haben, sondern von dem Original.

Die Frau betrachtete Einen von uns um den Andern prüfend und mit vollkommener Sicherheit, dann antwortete sie: Ich ruhe auf dem Friedhof zu Amsterdam.

Der Gotteslegner Burton schauderte bis in das letzte Haar seines Schnurrbartes.

Hören Sie, Madame, fuhr ich dann fort, Niemand ist mehr zum Wunderbaren geneigt als ich; aber wenn Sie todt sind . . .

Mein Gott, es ist mir nicht halb so sehr daran gelegen, es zu seyn, versetzte sie; allein Sie bringen mich mit solcher Gewalt auf diesen Irrweg, daß ich ihn wohl gehen muß . . . Diese Margareta Floreff, sagte die Frau, welche allen an Ansehen über uns gewann, was wir verloren, ist niemals im indischen Meere umgekommen. Tochter eines holländischen Handelsmanns starb sie ganz ruhig in ihrem Bette in Madras. Ihr Vater, welchen sie sehr liebte, war auf dem Friedhof zu Amsterdam beerdigt, deshalb wollte sie auch dort ruhen.

Allein wer sind denn Sie, die Sie den gleichen Namen führen?

Ich bin ihre Pathe und Nichte.

Wie alles sich aufklärt, sagten mir die Blicke Burtons. Wir haben, mein armer Freund, unwidersprechlich Margareta Floreff vor uns!

Als ihre Nichte und Pathe habe ich auch das Recht, den gleichen Namen zu führen wie sie, und mit vollem Recht darf ich auch die in der Flasche befindlichen tausend Pfund Sterling beziehen.

O weh! rief Burton, o weh!

Mein Winken konnte ihm nicht Einhalt thun.

Ja, Sie haben dieses Recht, sagte er zu ihr, die tausend Pfund Sterling zu beziehen, aber unter einer Bedingung, daß man Sie nämlich in das Grab legt, das für Sie von den tausend Pfund errichtet werden soll.

Mich begraben!

Seyen Sie unbesorgt, sagte ich, mein Freund scherzt. Lassen Sie Feder und Papier bringen und schreiben Sie eine Quittung für die tausend Pfund Sterling, ich habe die Summe bei mir.

Die Frau schrieb; bei der zweiten Zeile hielt ich sie an.

Dies ist also Ihre Handschrift, rief ich aus, dies ist Ihre Handschrift?

Ja doch, mein Herr.

Aber diese hier — ich zog das Papier aus der Tasche, welches sich in der Flasche befunden hatte, diese ist nicht die Ihrige?

Ich hielt Beide neben einander.

Die Lüge war entdeckt, die Ursache derselben wurde es ebenfalls. Die Augen der unglücklichen Frau füllten sich mit Thränen, sie ließ den Kopf sinken und sprach nur ein Wort aus: das Elend! Sie hieß wirklich Floreff, allein sie war nur eine entfernte Verwandte und keineswegs die Pathe derjenigen, deren Grab den Namen Margareta Floreff trug. Als der Prediger gesagt hatte, daß tausend Pfund Sterling bestimmt seyen, derjenigen ein Grabmal zu errichten, welche umgekommen sey, habe sie sich mit dem habsüchtigen Instinkte der Armuth gesagt: wenn man eine so große Summe für eine todte Floreff gibt, so gibt man gewiß auch die Hälfte der Summe für eine lebende. Ich hätte mich, fuhr sie fort, als dem Schiffbruch entgangen angegeben; ich hatte den Namen einer andern Person

nicht gehört, die da war, um mich Lügen zu strafen; ich hatte nicht vorausgesehen, daß sie eben so wenig todt seyen als ich.

Nehmen Sie immerhin die tausend Pfund Sterling, sagte ich zu ihr, aber sagen Sie mir bei dem heiligen Namen Gottes und bei dem Heil Ihrer Seele, ob es eine Margareta Floreff gegeben hat; ob diejenige, deren Hand diese Zeilen, welche das Meer mir zugeführt, geschrieben hat, jemals gelebt hat, denn jetzt . . .

Sie hat gelebt.

Und ist auf offener See umgekommen?

Ich weiß von keinem Unglück, das ihr auf offener See zugestoßen wäre. Bei ihrer Ankunft in Batavia, wo sie nicht lange verweilte, vertraute Sie mir kein trauriges Ereigniß, das ihr unterwegs begegnet wäre.

Dann sprechen wir nicht von der nämlichen Person, denn einmal . . .

Ich verstehe es in der That ebenso wenig, mein Herr . . . Ah, rief sie, ich habe da einige Briefe von Margareta und ihr Porträt. Sie können die Briefe mit dem Blatt Papier vergleichen, das Sie in der Hand haben, und wenn beide Handschriften . . .

Geben Sie die Briefe . . . geben Sie das Porträt, geben Sie, geben Sie!

Bei der ersten Vergleichung der beiden Handschriften sprang die Aehnlichkeit in die Augen.

Das Porträt, rief ich, das Porträt!

Es wurde mir zugestellt. Sie ist es! war der Ruf, der sich meiner Brust entwand.

Sie kennen sie also? Sie haben sie gesehen?

Niemals!

Burton neigte sich über das Porträt.

Nun, sagte er, da wäre etwas, das mich lehren könnte an Gott zu glauben, wenn er nicht so viele Buckelige, Kropfige und andere Krüppel geschaffen und in die Welt gesetzt hätte, deren Gattung zu verewigen ihm in seiner bewunderungswürdigen Gerechtigkeit gefällt. Ja, diese englischen blonden Haare, diese Augen, die er mit ein wenig Himmel gefärbt; diese Zähne, die er Even nach dem Sündenfall wieder genommen; diese Hände, diese göttlichen Hände! — Burton verehrte wie Byron und Voltaire schöne Hände — alles dies könnte machen, daß ich an Gott glaubte.

Ich umarmte Burton. Die Frau, deren Unverschämtheit ich entschleiert, hatte einen Anfall von Güte, die mir zu Herzen ging; sie gab mir die tausend Pfund Sterling zurück, welche ich ihr gegeben, und stellte mir das Porträt von Margareta Floreff zu. Ich nahm dieses und nöthigte sie das andere zu behalten.

Sie sagten also, Madame, daß Margareta Floreff nach Batavia gekommen sey?

Ja, mein Herr.

Wer begleitete sie? wer war bei ihr?

Ihr Vater, der General-Douaneninspektor der Kolonien.

Und wie lange ist es, daß sie Batavia verlassen?

Ungefähr achtzehn Monate.

Achtzehn Monate! aber dann kann dieser Schiffbruch, von dem Sie nichts wissen, von dem Sie keine Kenntniß haben, auf ihrer Rückreise stattgefunden haben . . . er hat stattgefunden . . . Sie finden . . . Sie verlieren . . . und wohin reiste sie? nach Europa?

Nein, mein Herr, nach Amerika, nach Surinam.

Dein Roman entzigt hier, sagte Burton, nahm mich beim Arm und zog mich aus dem Hause fort; du hast ihn weit genug getrieben. Du wirst machen, daß ich an die Propheten glaube . . . sie wirkten Wunder einzig, weil sie einen starken Willen besaßen.

Ein trauriges Wunder, das ich bewirkt habe!

Hoffteft du, daß die Fische des Oceans, welche sie gefressen, sie dir wieder lebend, jung, schön wie sie auf ihrem Porträt ist, zurückgeben werden? Und bei den Fischen, die sie gefressen, habe ich noch ein Wort über deinen sogenannten guten Gott zu sagen, der die Welt so wohl eingerichtet hat, daß seine Welt nicht bestehen kann ohne die unerläßliche Bedingung, sich ohne Unterlaß aufzufressen. Der Wallfisch, wenn er leben will, muß mittlere Fische fressen, die mittleren Fische verschlingen kleinere, und die kleinen noch kleinere; jeder Vogel in seiner Reihe wird von einem andern Vogel verzehrt; jedes Insekt von einem andern Insekte; und in eine allgemeine Metzelei auf der Erde, in den Lüften und in den Wassern. Und du wolltest mich glauben machen, das sey in der Ordnung, das sey gerecht, schön, menschlich. Und wir! rein Gott gibt mir ein gefühlvolles Herz, legt in alle meine Nerven Gefühl und zwingt mich — abscheulicher Widerspruch — zwingt mich, wenn ich anders essen will, jenes arme Schaaf zu ermürgen, das so glücklich im Grünen ist; jenen armen Vogel, der so fröhlich in den Zweigen sich bewegt, herabzuschießen; jenen glänzenden Fisch auszuweiden, der so leicht zwischen Alge und Koralle durchschlüpft. Ich finde euch lächerlich, daß ihr die Anthropophagen verabscheut, weil sie Menschen fressen, was eine ziemlich unbedeutende Nahrung ist, während ihr aus der Arche Noa's euer großes Speisemagazin gemacht habt, während ihr alles esset: Haut und Haar, Hörner und Federn. Wenn euer Gott beschäftigt, so wäre er ein Gott der Schlächter und der Wurstmacher.

Die Gottesleugnung, mein lieber Burton . . .

Will dir heute einen Dienst erweisen, erwiderte Burton.

Mach, mit mir, was du willst.

Burton führte mich in eines der schönsten Quartiere von Batavia, in den Marinepalast, wo die hier ankommenden Schiffe ihre Patente abgeben und die abgehenden sie nehmen. Burton wandte sich an einen Freund, von welchem er mir schon einigemal gesprochen hatte. Könnten Sie mir vielleicht sagen, fragte er, ob einem vor etwa achtzehn Monaten von hier nach Surinam abgegangenen Schiffe während seiner Reise ein Unfall zugestoßen ist?

Der Freund Burton's blätterte in einem jener atlantischen Register, in welchen die Archive des Meeres enthalten sind . . . er suchte . . . suchte! — Surinam, rief er, Surinam! da! ein Kreuz auf dem Blatte . . . ja, es ist untergegangen.

Burton drückte mir seit die Hand; ich erblickte Thränen in seinen Augen.

Und wie ist es untergegangen? fragte er weiter.

Das kann man unmöglich wissen, da Niemand gerettet wurde.

Aber nein, mein Herr, das ist nicht unmöglich, sagte der Generalsekretär, der uns hinter dem Gitter zugehört hatte, welches sein Kabinet von dem Saale trennte, in welchem wir unsere Nachforschungen hielten. In den correspondirenden Colonnen, sagte er, sehen Sie nach, ob kein seit achtzehn Monaten in Batavia eingelaufenes Schiff unterwegs Zeuge eines Unglücks gewesen, welches das Schiff betroffen, das nach Surinam ging.

Der Freund Burton's las:

Albatros, Kapitän Bornell, nichts. kein Rapport, — der Pfeil, Kapitän Verhagen, keine Bemerkung, nichts, — die Dorade, Kapitän Izel, nichts, nichts.

Aber hier, mein Herr, rief ich, hier: Sumatra, Capitän Sutzers, lesen Sie, oder vielmehr erlauben Sie, daß ich lese:

„Bericht.

Gestern bei Sonnenuntergang, während der Durchfahrt durch den Archipel der maldivischen Inseln, bemerkten wir auf fünf Meilen Entfernung von uns im Nebel und ungefähr sechzig Meilen von der Gruppe der „sieben Brüder" eine ausgebreitete Helle, welche unzweifelhaft eine große Feuersbrunst anzeigte. Obschon uns der Wind von dem brennenden Schiffe abtrieb, so manövrirten wir doch mit solcher Entschlossenheit und Schnelligkeit, daß wir nach zwei Stunden in seinem Fahrwasser waren. Wir versuchten es nicht einmal hasselbe zu retten, es wäre vergebliche Mühe und ein gefährliches Unternehmen gewesen. Wir beschäftigten uns, und dies war

das Wesentliche, die Mannschaft und die Passagiere zu retten. Sie wurden alle an Bord der „Sumatra" aufgenommen. Wir ließen das unglückliche Schiff brennen, es hieß „Nicobar", Kapitän von Kessel, und ging nach Surinam. Wir behielten die Bemannung und schifften die Passagiere auf den Inseln Goma aus, wo ein Schiff der Kompagnie es übernahm, sie nach Surinam zu führen. Bei dieser Feuersbrunst kamen nur zwei Personen um, der Equipagemeister und eine junge Reisende, die beim Herabsteigen in eine Schaluppe ins Meer fiel."

Wenn diese junge Person es wäre!

Mein Patent nach Paramaribo, ist es fertig? sagte ein holländischer Kapitän, der plötzlich meine Betrachtungen durchkreuzte.

Hier ist es, sagte ein Commis und stellte ihm dasselbe zu.

Paramaribo ist nicht weit von Surinam? fragte ich den Kapitän.

Ganz nahe, antwortete er mir; nur von hier ist es weit nach Surinam.

Nehmen Sie Passagiere?

Viele nicht.

Zwei, diesen Herrn und mich.

Ich segle in zwei Stunden ab.

Wir werden in zwei Stunden an Bord seyn.

In einer halben Stunde hatte ich dem General der Kolonialtruppen meine Entlassung zugesandt und schiffte mich mit Burton nach holländisch Guyana ein. Was ist die Zeit? was ist das Meer mit seinen Gefahren, was ist der Raum, wenn man jung ist: wenn zwei junge Leute beisammen sind, wie Burton und ich? Burton, der endlich angefangen hatte, an meiner treu Ihee, an meiner eigensinnigen Beharrlichkeit den Antheil zu nehmen, welchen die Freunde des Columbus nehmen mußten, als er die Entdeckung seines Amerika verfolgte. Ich verfolgte auch meine theure Entdeckung, mein Amerika. Vier Monate nach meiner Abreise von Batavia stieg ich in Guyana auf Land. Ich eilte nach Surinam; ich wollte allein hin; Burton erwartete mich in Paramaribo. Allein ging ich nach einem Landhause, wo, wie man mir sagte, der Vater der Margareta Floreff, welcher seine Entlassung erhalten hatte, lebte. Der alte Neger, welcher mir diese Nachricht gab, wußte nicht mehr . . . Ich komme an ein Dorf, ganz denen unsers lieben Hollands ähnlich; man zeigt mir ein Besitzthum, ich trete in eine Allee von Citronenbäumen . . . O, wie schlug mir das Herz . . . diese Wohlgerüche, diese Blumen, dieser sanfte Wind, dieses Jugendlicht! . . . Ich hatte ein Portrait in der Hand . . . am Ende der Allee erwartete mich ein junges Mädchen . . . es war . . .

Herr und Frau von Ostal hatten den Tisch verlassen und waren sich in die Arme gefallen.

Ich hatte Margareta Floreff vor mir!

Sobald Herr von Ostal seiner Bewegung Herr geworden, läutete er; ein Diener kam, dem er auf holländisch einen Befehl gab.

Und Burton? wagte ich zu fragen.

O, der ist sehr glücklich, antwortete Herr von Ostal; seit meinem Glücke glaubt er an Gott.

Die Thüre im Hintergrund öffnete sich und der Diener brachte auf einem Kissen von rothem Sammet eine Büchse von indischem Schildblatt mit Gold und Perlen ausgelegt; Herr von Ostal öffnete sie.

Mitten zwischen mehren seidenen Kissen lag wie eine kostbare Reliquie eine Flasche.

An dir, meine liebe Freundin, sagte Herr von Ostal zu seiner Frau!

Frau von Ostal ließ ihre beiden Kinder rufen, zog den Pfropfen aus der Flasche, stürzte sie um und ein kleines Papier glitt auf den Tisch. Sie nahm und las es; aber ihr sanftes und schönes Gesicht war blaß und von Thränen feucht. Es war das Billet, welches Herr von Ostal in der Flasche ins Meer geworfen hatte. Nachdem Frau von Ostal dasselbe gelesen, umarmte sie ihre beiden Kinder mit einem einzigen Kusse; so kann nur eine Mutter umarmen.

Alles Silberzeug, das heute auf dem Tisch ist, soll den Armen gegeben werden, sagte Herr von Ostal.

Ein närrischer Kauz.

Die Zeitungen haben viel von den sonderbaren Einsendungen erzählt, die bei Gelegenheit der Preisluftspiel-Konkurrenz in Wien erfolgten. Unter Anderen berichteten sie von einem Trauerspiele, ein Autor mit dem Bemerken einschickte, man habe ihn überall mit seinem Stücke abgewiesen, nun komme er damit vor die Prüfungskommission der Lustspiele, von welcher er freilich keinen Preis, aber doch ein unparteiisches Gutachten und damit die Vergütigung zu erhalten hoffe, daß seine Arbeit keineswegs schlecht, sondern nur gehässiger Anfeindung und Gegnerschaft bis dahin erlegen sey. Sollte diese Geschichte wirklich wahr seyn, so glauben wir den Helden derselben zu erkennen. Wir machten nämlich vor einigen Jahren die Bekanntschaft eines Autors, dem sie vollständig ähnlich sieht, und welchem wir einen solchen literarischen Schwabenstreich ganz und gar zutrauen dürfen. Seine Name und die Stadt, in welcher er lebt, thun nichts zur Sache; aber die seltsamen Käuze werden jetzt so selten, daß eine nähere Mittheilung über ihn wohl unterbalten dürfte. Wir wollen ihn Lukas nennen, Lukas, den Tragödienlichter. Er ist nicht immer und von jeher Autor gewesen. Er war früher Schauspieler. Doch, was sagen wir da? Er war Künstler. Man muß ihn erzählen hören, wie schön er gespielt hat. Er spielte im großen Genre, im Style Iffland's, Fleck's, im Style Eßlair's. Beinahe wäre er berühmt geworden. Aber die Kabale seiner Kollegen hat ihn gestürzt, gerade im Moment, wo er im Begriff stand, den Lorbeer zu erringen. Es konnte ihm nicht fehlen. Er wollte den Hamlet spielen nach der Auffassung Göthe's. Aber er kam nicht dazu. Seine Kollegen zettelten eine furchtbare Intrigue gegen ihn an. Sie sagten, er sey taub, stocktaub. Und Lukas hörte doch nur etwas schwer, etwas sehr schwer, etwas ganz außerordentlich schwer. Aber taub war er wahrhaftig nicht. Diese Taubheit konnten ihm nur der Neid und die Scheelsucht andichten. Daß er die Stichworte nicht hörte und die Mitspielenden immer an der unrechten Stelle unterbrach, das geschah freilich, das leugnete er auch nicht. Aber das Alles war nur Kabale. O, die Welt ist so schlecht! Und nun gar die Theaterwitze! Lukas weiß von ihr gar seltsame Dinge zu erzählen. Seine Geschichten sind das Tausend und eine Nacht der Theaterintriguen. Und diesen erlag er. Er wurde pensionirt, gerade in dem Momente, in dem er den Hamlet nach der Göthe'schen Auffassung spielen wollte, in dem Momente, da er den Lorbeer erringen konnte. Lukas, als er nicht als Künstler berühmt werden konnte, wollte es als Schriftsteller werden. Er begann zu schreiben. Es sind vielleicht zehn Jahre vergangen, seit er dies thut. Und zehn Jahre sind eine lange Zeit; darin kann man außerordentlich viel geschrieben haben. Gutzkow schrieb seinen neunbändigen Roman „Die Ritter vom Geist" in beinahe einem Jahre. Lamartine hat zu seiner achtbändigen „Geschichte der Girondisten" kaum mehr Zeit gebraucht. Man denke sich also, was Lukas schrieb! Lukas schrieb beinahe an hundert fünfaktige Tragödien. — Und diese hat er alle den Bühnenvorständen ringereicht und alle unaufgeführt zurückbekommen. Man fand sie nicht darstellbar, sagte man . . . Aber Lukas kennt das. Lukas weiß, daß das Alles nur Neid, nur Kabale, nur Scheelsucht ist. Die Schriftsteller wollen ihn nicht berühmt werden lassen, wie es die Schauspieler nicht gescheben lassen wollten. Die Schauspieler behaupteten, er sey taub, und die Schriftsteller gehen noch weiter und behaupten: Lukas sey nicht recht gescheut. Nicht recht gescheut, ein Mann, welcher fünfaktige Trauerspiele schreibt? Welch' eine Verleumdung! Muß ein Mensch denn von Sinnen seyn, der einen Thurmbau zu Babel schreibt, in welchem Stück Gott selbst aus den Wolken spricht? Hat Lord Byron nicht „Himmel und Erde", „Kain und Abel" geschrieben? Lord Byron nennt man groß und genial, und Lukas soll von Sinnen seyn? Aber Lukas weiß Bescheid

und tröstet sich mit der Nachwelt. Sie muß ihn anerkennen, schätzen und rühmen lernen. Was geschrieben steht, steht geschrieben. Bücher kann man nicht verhindern, wie man eine Darstellung des Hamlet, nach der Goethe'schen Auffassung verhinderte. Aber man kann sie allerdings stehlen, verbrennen oder sonst vernichten. Das hat Lukas bedacht. Man höre, was er für Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Er wohnt draußen vor einem Thore der Stadt in einem großen Hause, vier Treppen hoch. Er besitzt zwei kleine, hübsch eingerichtete, freundliche Zimmer. Das eine ist das Zimmer der Schaulspielkunst; da hängen die Portraitè großer Künstler an den Wänden, sein eigenes darunter, geziert mit einem Lorbeerkranze. Diesen hat er nicht zugeworfen oder zugefandt erhalten. Er erhielt ihn aus dem Nachlasse einer seiner Voreltern, wir glauben seines Großvaters, der ein berühmter Künstler war. Ist der Lorbeerkranz auch nicht sein eigener, so ist er doch aus der Familie. Lukas wollte mit ihm nur auf das Spruchwort hinweisen, das da besagt: der Apfel falle nicht weit vom Stamm. Unter seinem Portrait mit dem großväterlichen Lorbeerkranze steht ein Tisch, und auf diesem befindet sich eine sauber in Maroquin gebundene Mappe, welche alle Recensionen enthält, die über ihn geschrieben worden sind. Und diese sind alle lobend. Man lobt ihn als Hans, Peter, Friedrich und Karl. Man lobt ihn in allen Rollen und an allen Orten. Wenn man aber die Jahreszahlen verfolgt, gewahrt man einige Lücken. Manche Jahre scheint Lukas gar nicht recenziert worden zu sein. Er sagt: während dieser Zeit sey er krank gewesen. Es gibt aber böse Zungen, die behaupten, das sey er getadelt worden, und diesen Tadel habe er in seine Sammlung nicht aufgenommen. Aber Dieß ist auch gewiß nur wieder Verleumdung. Wahrscheinlich sind ihm diese tadelnden Kritiken nicht zu Gesicht gekommen. Man weiß, es ist ein eigenes Schicksal, daß getadelte Künstler zufällig diesen Tadel niemals lesen. Sein zweites Zimmer ist das Autorenzimmer. Darin richtet und bewahrt er seine Trauerdien auf, auf denen seine Unsterblichkeit ruht und welche natürlich zu diesem Zwecke auf die Nachwelt gebracht werden müssen, die ihnen mehr Recht als die Gegenwart angedeihen lassen wird. Es ist Dieß kein seltener Fall. Selbst Homer's Werke wurden erst nach seinem Tode gesammelt und in der Nachwelt berühmt. Nichts ist seltsamer als sein Schreibtisch. Auf diesem ist ein Bäckerschrank und in diesem Bäckerschranke stehen seine Stücke, der Thurmbau zu Babel obenan, alle dunkel eingekunten, nummerirt, mit dem Titel auf dem Rücken. Das aber sind gewöhnliche Dinge. Das Außergewöhnliche daran ist, daß alle diese Stücke in blechernen Kasten an einer eisernen Kette befestigt sind, denn, wenn man berühmt werden will, muß man vorsichtig seyn. Vorsicht ist zu Allem gut; auch zum Ruhme. Und um diesen will sich Lukas nicht weiter bringen lassen. Er hat bedacht, daß leicht einmal Feuer ausbrechen und die Flamme seine Stücke verzehren könnte. Auch den Thurm zu Babel! Entstünde Feuer bei ihm, so ließ er seine Stücke an der eisernen Kette zum Fenster hinaus. Möchte dann brennen, was wollte: sein Ruhm, der Thurmbau zu Babel, wäre gerettet! . . .

Die Londoner Industrie-Ausstellung.

Alle Hände sind jetzt vollauf beschäftigt mit dem Auspacken und Vertheilen der bereits eingetroffenen Industrie-Erzeugnisse aus den verschiedenen Ländern. Sehr löblig sind jedoch dabei die Schwierigkeiten, welche den Ausstellern aus den Durchsuchungen der Zollbeamten erwachsen. Den Ausstellern ist es natürlich nicht lieb, daß sie ihre Erzeugnisse schon jetzt öffnen müssen, wo noch so geraume Zeit bis zur wirklichen Eröffnung der Ausstellung ist. Allein sie müssen sich nun einmal wohl oder übel der unangenehmen Nothwendigkeit fügen, und anderseits kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß man ihnen von Seite der Zollbehörde wieder die Sache möglichst zu erleichtern sucht, indem diese die Waaren am Platze selbst, wo sie ausgestellt werden sollen, untersucht. Am weitesten sind die Zollbeamten damit schon bei den Schweizer Erzeugnissen gekommen; die am frühesten hier eintrafen. Unter denselben befinden sich Gegenstände von ausgezeichneter Schönheit. So wird unter andern besonders ein goldener Federhalter gerühmt, auf dessen Spitze sich eine kleine Uhr befindet, welche die Stunden, Minuten, Sekunden, Monate und Tage anzeigt. Fast alle Aussteller aus dem Auslande haben sich mit Glasfürzen und Glaskugeln versehen, um ihre Artikel damit zu bedecken, und so vor dem unvermeidlichen Staub zu schützen. In dem für Oesterreich vorbehaltenen Theil des Gebäudes sah man gestern dürftige Männer mit Aufstellung ihrer Erzeugnisse beschäftigt, die sie bis nach England begleitet hatten. Ihre eleganten Stände und blank polirten Werkzeuge stäteten einen für sie sehr vortheilhaften Kontrast zu den rohen und fast groben Werkzeugen der englischen Arbeiter. Im östlichen Theile des Transept ist man noch nicht so weit. Die von der Kommission abgegränzten Plätze haben im Aussehen eine gewisse Aehnlichkeit mit den abgesperrten Logen eines englischen Kaffeehauses; vor jedem solchen Platze am Eingang liegen Päcke, die wie das Gepäcke einer Masse von Reisenden aussehen, das eben aus einem Eisenbahnzug ausgeladen worden ist. Der für die Produkte aus dem Zollverein vorbehaltene Platz ist besonders merkwürdig durch die Masse seiner Collis, ihr verschiedenes Kaliber, und die Engländer können nicht genug die unermüdliche Gewalt bewundern, mit welcher die Spediteure die Kisten mit Aufschriften und Abzeichen aller Art versehen haben. Rußland hat seine Produkte eingepackt, als ob es die Käse der Ostsee gefürchtet hätte. Bis jetzt sind im Ganzen eingetroffen 1800 Collis, darunter 33 aus China, 289 aus Belgien, 659 aus Preußen, 135 aus Sachsen, 45 aus Bayern, 195 aus Holland, 70 aus Sardinien, 4 aus Mexiko, 19 aus Schweden und Norwegen, 39 aus Spanien, 118 aus der Schweiz und 1 aus Peru. Der weite Raum, der für Frankreich vorbehalten ist, hat erst 18 Nummern aufgenommen, und jener für Oesterreich eine einzige. Die Vereinigten Staaten sind noch am weitesten zurück, und bis jetzt hat sich noch kein Agent ihrer Industrie in London sehen lassen. Im Westen des Transeptes bemerkt man eine größere Thätigkeit besonders in der Abtheilung für die Kolonien. Hier sind eingetroffen 15 Collis aus Australien, 314 aus Kanada, 32 vom Kap der guten Hoffnung, 23 aus Neuschottland, 2 von Bahama, 10 von Guernsey, 19 aus Hongkong, im Ganzen 417 Collis. Aus dem Innern von England sind bis jetzt eingetroffen 1505 Collis. In der für die Maschinen bestimmten Abtheilung sind Arbeiter-Truppe beschäftigt mit dem Aufschlagen der Postamente, auf welchen die Maschinen ihren Platz finden sollen. Einige sind bereits aufgestellt. Um eine Idee zu geben von der in dem Gebäude herrschenden Thätigkeit, genügt es zu sagen, daß die Unternehmer H.H. Fox und Henderson sich durch Kontrakte verbindlich gemacht haben, in vierzehn Tagen die Ausmauung des Innern zu vollenden, wovon noch nicht der achte Theil bis jetzt fertig ist. Sie werden dazu nöthigenfalls 1000 Arbeiter verwenden. Nur zwei Gemälde werden sich in der Ausstellung befinden, und selbst diese werden nur zugelassen, weil sie vermittelst neuer Verfahrungsarten in Bereitung der Farben gefertigt sind. Im Centrum des Gebäudes wird eine kolossale Reiterstatue von Marochetti, Richard Löwenherz darstellend, ihren Platz finden. (Neue Münchener Zeitung.)

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 24.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 22. März.

Eine Wanderung durch den Londoner Industrie-Palast.

„Natürlich haben Sie den Krystallpalast schon gesehen?“ Unzählige Male war diese Frage an mich gerichtet, und jedesmal hatte ich sie mit einem Nein beantworten müssen, das immer kürzer, unhöflicher zu werden drohte. Ich schämte mich meines Mangels an Neugier. Da forderte mich in den letzten Tagen des Februars eine befreundete Londoner Familie auf, sie zu dem Wundergebäude zu begleiten. Ein Mitglied des Executivcomités für die Ausstellung hatte sich ihr freundlich zum Führer erboten. Das war ein zweifacher Vortheil. Ich schlug ein und eines Nachmittags brachen wir zusammen nach dem Hydepark auf. Wir fuhren durch das Thor bei Apsley House, der Residenz des Herzogs von Wellington, wandten uns dann links und erreichten bald Kensington Gore. Gegenüber, in einer ziemlich geschützten Lage, erhebt sich der Krystallpalast. Schon damals glich die ganze Nachbarschaft einem Markte. Kutschen und Fuhrwerk aller Art drängten sich vor dem Haupteingange; eine Menge Zuschauer nahmen, trotz des regnichten Wetters, das Gebäude von Außen in Augenschein, auch einige Katalogverkäufer waren schon sichtbar. Wir kauften eine dieser Beschreibungen — ein dürftiges Machwerk.

Der Eingang ist am südlichen Ende des Querschiffs. Hier wurden wir eingelassen. Mit einem einzigen Blick empfingen wir den ganzen Eindruck der Großartigkeit des Gebäudes und zugleich seiner wunderbaren Helligkeit. Denn da die ganze Decke und der größte Theil der Seiten transparent ist, so ist kein Schatten vorhanden. Man glaubt sich in freier Luft. Gerade vor uns in dem Querschiff standen einige jener großen Bäume, welche der Architekt, obgleich sie die Symmetrie des Gebäudes störend unterbrechen, dem Londonern zu Liebe hat stehen lassen. Sie harren dort des Frühlings, und daß er sie mit neuem Grün kleide. Durch den ganzen Raum hin herrschte das regste Leben. Ueberall sah man Zimmerleute beschäftigt. Schmieden mit ihren Blasebälgen waren in voller Thätigkeit und Wagen mit Brettern fuhren den noch ungetheilten Hauptgang entlang. „Nun, da Sie genug bewundert haben, sagte unser freundlicher Cicerone, will ich mit meinen Erklärungen beginnen. Zuerst der Fußboden. Sie sehen, er ist drei Fuß über der Erde und hat Zwischenräume zwischen den Brettern, theils zum Zweck der Ventilation, theils damit der Staub hindurchgefegt werden kann: denken Sie, wie viel Staub unsere Millionen Gäste von ihren Füßen schütteln werden! Mich sollte es nicht wundern, wenn er die drei Fuß Raum ausfüllte. Sodann die eisernen Pfeiler; sie sind sämtlich hohl. Jeder Regentropfen, der auf unsere Glasdecke fällt, wird sogleich durch sie hindurch den Abzugskanälen unter dem Fußboden zugeführt.“ „Aber wenn im Sommer ein tüchtiger Hagelschlag käme?“ fragten wir mit einem Blick auf die unermeßliche Glasfläche, die augenscheinlich ohne allen Schutz der Wuth der Elemente ausgesetzt war. „Hagelstürme were, wie wir glauben, das Gebäude nicht gefährden. Das Glas ist stark und die Glasdecke steht unter einem solchen Winkel, daß die Kraft des Stoßes dadurch bereutend gebrochen wird. Eher würde ich einen starken Sturm fürchten; wenn er mit seiner ganzen Gewalt auf die volle Breite drückt, möchte er argen Schaden anrichten. Zum Glück liegt das Gebäude an einer ziemlich geschützten Stelle. Doch kommen Sie und sehen wir uns auf den Flügeln um.“

Wir gingen und kamen bei einer Menge Arbeiter und Besucher vorüber. Es müssen mehrere Tausend Personen in dem Gebäude gewesen seyn, allein in den riesigen Räumen waren die einzelnen Gruppen nur wie Atome. Die Arbeiter waren alle auf das Eifrigste beschäftigt; kaum einer von ihnen ließ einen Blick auf uns fallen, als wir vorübergingen. „Sie arbeiten in vollkommenem Schweigen, sagte Herr —, sie dürfen auf keine Frage antworten. Dafür erhalten sie aber auch reichlichen Lohn, und da es die tüchtigsten und geschicktesten Leute sind, so schreitet das Werk rasch vorwärts. Es sind etwa dreitausend täglich beschäftigt, das wirft eine bedeutende Summe für unsere arbeitende Bevölkerung ab und sicherlich werden wir in diesem Jahre keinen chartistischen 10. April haben. Unsre Ausstellung von 1851 ist besser als eine Revolution.“ „Und wie spät arbeiten sie?“ In der Dämmerung muß das einen malerischen Anblick gewähren.“ „Früher wurde Tag und Nacht hindurch gearbeitet. Ich habe hier oft gegen 2500 Handwerker gesehen, die sämtlich bei Fackellicht oder Feuer arbeiteten. Das machte in der That einen großartigen Effect.“ „Aber hatten Sie keine Vorkehrungen gegen Feuersgefahr getroffen?“ „Eine Feuersbrunst wäre allerdings etwas Entsetzliches. Natürlich ist die größte Vorsicht beobachtet und später werden zu diesem Zwecke ausreichende Einrichtungen getroffen werden. Das Wasser liefert der Serpentinefluß hier ganz in der Nähe.“

Wir hatten jetzt die Treppe zu einer der Galerien erreicht. „Diese Galerien verdecken einigermaßen den Totaleffekt, auch sagen sie anfänglich nicht im Plane, bis die außerordentlich gesteigerten Raumforderungen der Aussteller sie nöthig machten. So errichteten wir diese beiden Galerien, die auf beiden Seiten die ganze Länge der Flügel hinablaufen. Wenn Sie bis ans äußerste Ende gehen, so werden Sie sehen, wie die Perspective sich fast in nichts verliert.“ So war es in der That. So weit das Auge reichen konnte, schien man eine unermeßliche Straße hinabzusehen.

„Sehen Sie, wie zärtlich wir überall mit unseren großen Bäumen umgehen, sagte unser Führer und wies auf einen hohen Stamm hin, der durch die Galerie ging und zum Schutz mit einem kleinen Gitter umgeben war. Diese kleinen Wärter sind nicht das am wenigsten Originelle in dem Palast. Sehen Sie, sind sie wieder zwei, an jedem Ende der Flügel einer. Sie sollen mit Zelten umgeben werden, unter denen die Damen ausruhen und Erfrischungen einnehmen können.“ „Herrlich, aber wer wird die Erfrischungen liefern? die Kommission?“ „Nein, die Regierung kann nicht gut den Konditor für die Nation spielen. Wir werden die Sache einem Privatkondritor in Unternehmung geben, natürlich unter strengen Bedingungen. Es sind und schon viele Offerten gemacht — eine bis zum Belange von 10,000 Pf. St., wir haben uns aber noch nicht entschieden.“ „Welch ein köstlicher Platz für einen großen Pic-nic, bemerkte einer von der Gesellschaft. Eine ganze Familienpartie könnte hier den Tag zubringen und in dem Erfrischungszelt unter den Bäumen speisen. Wie herrlich!“ „Doch nicht so ganz. Denken Sie sich an einem Julitage unter dieser Glasdecke. Hitze und Licht müssen dann so so gewaltig seyn, daß wir geblendet und dann lebendig gebraten werden. — Wie gedenken Sie dem abzuhelfen, Herr —?“ „Das Dach wird mit Matten überdeckt. Und dann betrachten Sie einmal die Vorrichtungen für die Lüftung.“

Es waren große Zinkplatten, ähnlich wie die in den Fenstern oder oben in den Eisenbahnwaggons üblichen Ventilatoren eingerichtet.

Eine Reihe ließ fortwährend frische Luft ein, während eine andere die verdorbene entfernte. Nichts konnte vollkommener seyn. — Wir gingen weiter zu dem Ende der Galerie und bewunderten die außerordentliche Regelmäßigkeit aller Theile bis zu dem zierlichen eisernen Gitterwerk, das den Rand beschützte. So auch die Dielen und das Täfelwerk auf dem Boden und den Galerien. Um das herzustellen, welche Fichtenwälder haben da fallen müssen, wie viele Schiffe waren erforderlich, das Material heranzuschaffen! „Wir haben aus allen Theilen der Welt Material erhalten. Der größte und werthvollste Theil des Holzes ist von der Ostsee gekommen. Das Bemerkenswertheste aber ist, daß alle Planken und Platten genau einander an Größe entsprechen. Sie sind alle von Maschinen geschnitten, so daß sie bis auf Haaresbreite, bis auf das Bohrloch für einen Nagel einander ähneln. Unsere besten Maschinen sind nicht mehr in Thätigkeit, einige kann ich Ihnen indeß noch zeigen." Hr. — führte uns nach einer Stelle, wo sich eine Dampfmaschine, oder richtiger eine stillstehende Locomotive befand, die mehrere sehr sinnreiche Maschinen in Bewegung setzte. Die eine schnitt die kleinen Latten für den innern Theil der Decke. Vier Circulärsägen waren, je eine an jeder Ecke eines Gestells angebracht und theilten die langen Latten, wenn sie über sie eingeführt wurden, genau in gleiche Theile. Diese wurden dann zu einer Maschine gebracht, um sie anzustreichen, oder sie strichen sich vielmehr selbst an, indem sie einfach unter einem Gerüst fortgingen, an dem verschiedene Pinsel angebracht waren. Die ganze Operation dauerte 2 Sekunden. Ganze Haufen solcher neuangestrichener Latten waren umher aufgeschichtet. „Eine der sinnreichsten Erfindungen ist auch diese da. Sehen Sie die lange Abzugsröhre? Sie hat gewiß keine unschöne Form. Sie ruht auf einer Tragleiste und die Nagellöcher sind alle gebohrt. Nun, sie ging als ein roher Holzblock in einen Cylinder, wurde langsam hindurchgezogen und kam als das heraus, was Sie sehen. Nicht wahr, wir sind ein gescheidtes Volk. John Bull braucht sich unserer nicht zu schämen!"

Unsre Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblick auf Hrn. Paxton gelenkt, den Zauberer dieses Aladin-Palastes, von dem bekanntlich der Plan des Gebäudes herrührt. Er war im Gespräch mit Owen Jones, dem die Ausstellungskommission die Ausmalung und Decorirung des Innern übertragen. Man sprach über den den Pfeilern und dem Eisenwerk im Dach zu gebenden Anstrich. Mehrere Partien waren zur Probe verschiedenartig gemalt. Eine Combination von hellgelb, hellblau und weiß schien uns Allen die glücklichste und sie ist denn auch adoptirt.

„Und jetzt haben sie Alles gesehen, was ich Ihnen zeigen kann", sagte unser Begleiter, als wir, nicht wenig ermüdet, an dem Eingang des Querschiffs wieder angekommen waren. Und doch hatten wir nur eine Galerie durchwandert und waren nie bis zum Ende des Gebäudes gelangt. „Das wird eine fürchterliche Ausstellung für die Besucher seyn", rief eine unserer Damen. „Wir Frauen werden nie zu Ende kommen, wenn Sie uns zu Liebe nicht für bequeme Locomotivmittel sorgen. Was meynen Sie zu einer Eisenbahn durch die Hauptgänge?" Hr. — lächelte. „Gewiß, wer die ganze Schau in Einem Tage abthun wollte, würde eine tüchtige Reise zu machen haben. Neben dem Hauptgange werden hier unten noch acht Nebengänge durch die ganze Länge des Palastes hinlaufen und rechnen Sie dazu die Seitengänge und die Galerien, so wird das zusammen wohl nicht viel unter 10 (engl.) Meilen betragen. Aber mit den Locomotiven ist es nichts. Wir werden es Alle abgehen müssen. Also täglich etwas — dabei steht sich auch die Ausstellung am besten. Natürlich geben wir auch einen Plan heraus, der den Besucher durch das Labyrinth zu dem Theil leiten wird, den er vorzugsweise in Augenschein nehmen will. Wunderliche Vorschläge sind uns übrigens auch in jener Hinsicht zugegangen, wie denn unsere Bücher voller excentrischen Data sind. Wir führen Buch über die größte Zahl der einzelnen eingegangenen Gegenstände. Welcher Artikel, meynen Sie wohl, stand eine Zeit lang an der Spitze der Liste? Buntkarrirte Steppdecken!" „Ehre den englischen Fingern. Wir können auf unser Geschlecht stolz seyn", riefen die Damen. — Wir erkundigten uns nach der fremden Correspondenz der Kommission. „Natürlich ist sie enorm und es laufen, besonders von außerhalb, oft die abenteuerlichsten Fragen und Wünsche, und in allen möglichen Sprachen der Welt ein. Unsere Uebersetzer und Secretaire haben vollauf zu thun. Damit die Herren sich nicht zerstreuen, haben wir sie dort eingesperrt." Damit wies Hr. — auf eine Reihe hölzerner, schilderhausförmiger Verschläge, die, nach allen Seiten geschlossen, nur von oben Licht erhielten. „Da arbeiten sie und können nichts sehen, was vor sich geht. Ein capitaler Plan, nicht wahr?" „Und dort, fuhr Hr. — fort, als wir wieder in die Halle traten, dort sind die Bureaux der k. Commission und unserer eigenen. Sie müssen sich aber mit einem Blicke von Außen begnügen, den hier hört mein Einfluß auf." Er hatte ihn auf die liebenswürdigste weise für uns ausgeübt, nocheinmal wanden wir uns um und sahen die prachtvolle Vista hinab. Welch einen Wunderanblick dachten wir Alle, wird der erste Mai eröffnen!

Zur Londoner Industrie-Ausstellung.

Von den Meisterwerken der Technik, welche neuerdings eingesandt worden sind, führen wir an: Zunächst die Schlacht von Trafalgar, mit 73 Schiffen dargestellt, aus Holz gearbeitet bis in das kleinste Detail der inneren Schiffbewaffnung und Einrichtung. Alles mechanisch beweglich und selbst in der Art, wie Nelson die Schlachtordnung entwickeln ließ, täuschend nachgeahmt; sie bietet einen überraschenden Anblick. Ein anderes Meisterstück ist ein großer kupferner Adler, dessen Fittige ganz genau nach der Natur gearbeitet sind. Noch ein anderes ist eine kleine Uhr, ungefähr von der Größe eines Sechskreuzerstückes. Die prachtvollsten Gewehre, kostbare Säbel, Shawls und Schleier kommen aus dem Orient, namentlich aus der Türkei. Naturalienprodukte, wie Salz, Soda, Kohlen, Zink u. s. w., findet man in Vollendung dargestellt; sie dürften aber das große Publikum wohl weniger interessiren, als die mehr in das Auge fallenden Gegenstände. In diesen findet man wieder das Großartigste neben dem fast Kleinsten ausgestellt; so z. B. ein Bündel Nägel, so klein, daß man sie kaum sieht, und ein Stoff aus Holzrinde, so dünn gefertigt, daß er kaum auf der Hand fühlbar ist. Diese beiden Gegenstände wurden von Hindu's gefertigt. Der Schwarzwälder Uhrmacher Haller aus Schwenningen hat ein humoristisches Kunstwerk eingesandt, das in einer Tableauuhr mit Wecker besteht, neben welcher eine Kaffeemaschine mit Spirituslampe und ein Licht angebracht ist. Hat sich der Eigenthümer Abends Kaffeemaschine und Licht zurecht gemacht und den Wecker auf die Zeit gestellt, zu welcher er geweckt seyn will, so zündet ihm die Uhr nicht nur, während er noch schläft, die Spirituslampe, deren Flamme den Kaffee kocht, und später, wenn dieser fertig ist, das Licht an, sondern weckt ihn auch, wenn es Zeit ist, das Frühstück einzunehmen, mit einer Glocke. Aus der Schweiz, welche durch die unverhältnißmäßig große Zahl ihrer Aussteller, die sich auf nicht weniger als 320 beläuft, das rege, fabrikthätige Leben hinlänglich bekundet, ist ein beträchtlicher Theil der Gesamtzufuhr angekommen. Das bewährte Erfindungstalent der Schweizer in allen künstlichen Mechanismen erregt bei den Beamten, welche die Zollrevision im Gebäude leiten, einen Grad der Verwunderung, der fast an Grauen gränzt. Die Mehrzahl dieser Gegenstände sind durchaus nicht tarifsfähig, da sie sich in keine Kategorie bringen lassen. Vom zollamtlichen Standpunkte aus wären viele dieser Produkte eigentlich Kontrebande. Aufsehen erregt ein Schachspiel, welches unter den Gütern des Zollvereins ausgepackt wurde. Das Brett zeigt abwechselnd Quadrate aus Perlmutter und Schildpatt. Die Figuren sind aus Gold und Silber. Das Ganze wird auf 1200 Guineen geschätzt. In Nancy wurde seit neun Monaten eine Bettdecke, 2,40 Metres lang und 2 Metres breit, von acht der geschicktesten Stickerinnen ge-

ficke, um eine Probe der alten solfringischen Stickerei nach London zu liefern. An Arbeit wurde daran allein 10,000 Francs bezahlt, und das Stück selbst soll 12,000 kosten. Die Königin Pomare von Tahiti hat, ohne vorher um eine Audienzanweisung im Glaspalast angesucht zu haben, unerwartet eine verschlossene Kiste an das Ausstellungscomité gesandt. Man hofft, daß die Sendung noch ein Plätzchen in Sydenham finden werde. Was die geheimnißvolle Kiste enthält, darüber lassen die Zeitungen nichts verlauten; jedenfalls mehr Naturprodukte als Fabrikate. Am 11. März wurde wiederholt die Tragfähigkeit der Gallerien untersucht, und zu diesem Zwecke ein aus Balken gezimmerter, mit Kanonenkugeln gefüllter Apparat über den Fußboden der Gallerien geschleift. Das Gewicht des Ganzen betrug 17,136 Pfund. Der Versuch fiel vollkommen befriedigend aus. Bis zum 9. März waren 2808 Verpackungen eingetroffen, darunter aus Bayern 57. Die nordamerikanische Fregatte „St. Lawrence" mit sämtlichen Beiträgen der Vereinigten Staaten für die Ausstellung ist am 14. März in Southampton eingetroffen. Sie bringt eine größere Anzahl Artikel, als man erwartet hatte. Es hatten sich nämlich im Ganzen nur 500 Aussteller angemeldet und nun sind beinahe 2000 Verpackungen angelangt. Das Verzeichniß derselben nimmt drei enggedruckte Spalten des „Newyork-Herald" ein. Merkwürdig ist ein Stück Zinkerz von 16,400 Pfund, wahrscheinlich der größte Zinkblock, der bis auf den heutigen Tag produzirt wurde. Die ursprüngliche Idee, die „Pennsylvania" das größte Linienschiff der Welt, mit dem Transport zu betrauen, wurde deshalb aufgegeben, weil es vier Monate Zeit und eine halbe Million Dollars erfordert hätte, das Fahrzeug in See zu bringen. — Professor Playfair erhielt von der Centralkommission den Auftrag, sämmtliche Ausstellungsartikel in Kategorien zu bringen. Dieser Kategorien sind 30; für jede wird eine Jury von Preisrichtern ernannt. Die Jury ist je nach der Zahl der zu begutachtenden Gegenstände mehr oder minder zahlreich. Sachkundige Aussteller, die auf die Preiskrönung selbst verzichten, können allein in die Jury aufgenommen werden. Die Preismedaillen sind aus Bronze und bestehen aus drei Klassen (nicht Graden): 1) Medaille für die völlige Neuheit eines Erzeugnisses, 2) für die neue Anwendung eines schon früher verwendeten Stoffes, 3) für die Vollkommenheit des Stoffes. Die Jurys beginnen ihre Funktionen am 15. Mai. In Betreff der Einlaßkarten werden wohl die Erwartungen der meisten Aussteller des Kontinents getäuscht werden, da nicht eine einzige freie Eintrittskarte ausgegeben werden soll; man ergänzt, daß selbst die Königin und Prinz Albert sich Karten für die ganze Ausstellung gekauft haben. Diese kosten 3 Pf. 2 Sh. (37 fl. 48 kr.) für Herren, 2 Pf. 2 Sh. (25 fl. 12 kr.) für Frauen, und gewähren den Vortheil, zu jeder Zeit während der ganzen Dauer der Ausstellung selbige zu besuchen, auch ist nur diesen Abonnenten der Zutritt am ersten Tage gestattet. Am zweiten und dritten Tage sollen Billets 1 Pfund (12 fl.), am vierten Tage (5. Mai) 5 Sh. (3 fl.) kosten, welche am 22sten Tage (26. Mai) auf 1 Sh. (36 kr.) herabgesetzt werden sollen; vom 26. Mai an sollen die Preise seyn: Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag 1 Sh. (36 kr.), Freitag 2 Sh. 6 Pc. (1 fl. 30 kr.), Samstag 5 Sh. (3 fl.). Die Abonnementsbillete sind auf den Namen des Besitzers ausgestellt und können nur von ihm benützt werden. Selbst Agenten und offizielle Berichterstatter sollen Entrée bezahlen. Das Leben und Treiben in der ungeheuren Halle, in welche nur durch besondere Karten, die lediglich nothwendig darin Beschäftigten gegeben werden, Zutritt zu haben ist, bietet viel Interesse. Tischler, Glaser, Zimmerleute, Schlosser, Maler (über 500). Alle in großen Massen, sind mit der Vollendung der inneren Einrichtung beschäftigt; mächtige Wagen mit Holz und anderem Material kommen und gehen, lebensgefährlich scheinende Rüstungen werden in schwindelnder Höhe vorgenommen, um das Malen zu vollenden, und rücken nach kurzer Zeit mit vieler Sicherheit weiter, während die daran Beschäftigten sich 50 bis 60 Ellen hoch an Seilen herunterlassen und hinaufklimmen. Auch wird jetzt ein Schienenweg angelegt, um Locomotive und andere Maschinen gemächlich bewegen und besichtigen zu können. Noch vor Kurzem arbeiteten über 2500 Handwerker Tag und Nacht im Ausstellungsgebäude, das eine Länge von 1851 Fuß (eine Erinnerung an das Jahr) hat. Ueberall herrscht militärische Ordnung, genaue Abtheilung der Beamten und Arbeiter, sehen es Werkleute, Zollbeamte oder Polizei, und dabei verhältnißmäßig eine solche Ruhe, wie man sie bei uns, wenn so viele Menschen an einem Platze arbeiten würden, kaum erreichen könnte, eine Erscheinung, die sich dadurch wohl erklärt, daß der gewöhnliche englische Arbeiter über sein Fach hinaus kein weiteres Interesse hat. Durch energisches Zusammengreifen wird der Termin der Eröffnung gewiß innegehalten werden. Ein Kontikor hat 10,000 Pfund (120,000 fl.) Macht für das Recht gehoben, während der Dauer der Ausstellung Erfrischungen bieten zu dürfen, die Regierung hat aber die Offerte noch nicht genehmigt. Bezüglich einer Reise zur Londoner Industrie-Ausstellung für 100 Thlr., welche die HH. Koepp und Schütte in Berlin zu unternehmen beabsichtigen, geben der „National-Zeitung" folgende nähere Daten zu: „Die Reise soll vom 1. Mai bis 1. Oktbr. zu jeder Zeit angetreten werden können, so daß der Reisende weder an einen bestimmten Tag noch an eine bestimmte Gesellschaft gebunden sein würde. Auch kann der Reisende über Ostende hin und über Hamburg zurück, oder über Hamburg hin und zurück, oder endlich über Ostende hin und zurückreisen. Wer länger als eine Woche in London verweilen will, soll für jede folgende Woche für Logis, Licht, Bedienung und Frühstück 25 Thaler bezahlen. Was die Garantie betrifft, so wollen die Unternehmer sowol in Berlin als in den Provinzialstädten angesehene Bankhäuser zur Zeit mit der Entgegennahme der Bezahlung und der Uebergabe der Billets und Ehecks beauftragen und dann Firmen nächstens veröffentlichen. Auch soll noch eine wohlbestellte Fahrt für ärmere Geschäftsleute eingerichtet werden. — Abhalich hat eine hiesige eigens gebildete Gesellschaft der ersten Handelshäuser Antwerpens zwei prachtvolle Dampfschiffe acquirirt, die während der fünfmonatlichen Dauer dieser Ausstellung wöchentlich viermal zwischen London und Antwerpen fahren werden, und zwar in genauer Verbindung mit den Dampfschiffen und Eisenbahnzügen am Rhein. Mitiest einer zu ziehenden Aktie von 50 Francs erhält man nicht nur freie Fahrt nach London und zurück, sondern es werden sogar nach beendeter Ausstellung beide Dampfer unter die Aktionäre verloost werden, so daß mittelst der gedachten Summe außer der freien Fahrt noch die schöne Aussicht geboten wird, Miteigenthümer eines sehr werthvollen Dampfschiffes zu werden.

Eine schreckliche That.

Man schreibt aus Posen: „Aus Warschau wird uns ein schreckliches Ereigniß mitgetheilt, das wir, ohne Bürgschaft für dessen Wahrheit zu haben, kaum nacherzählen möchten: Ein junger Mann, einziger Sohn einer reichen Dame zu Warschau, studirte vor ungefähr 6 Jahren auf der Universität zu Krakau, wo er sich in die Verschwörung von 1846 einließ. Als er fliehen mußte, trat er nach Preußen über, wurde hier jedoch wegen Mangels an Legitimationen arretirt, zunächst nach Küstrin abgeführt und von hier später als russischer Unterthan seiner Behörde ausgeliefert. Das Kriegsgericht zu Warschau verurtheilte ihn zu 20jähriger Verbannung nach Sibirien. So kam er nach Irkust. Hier wollte es das Glück, daß ihn ein russischer Oberst sah, der früher als Freund sein ehemaliges Haus besucht hatte; er erkannte sich zu Jünglings und nahm ihn als Sekretär in seine Kanzlei. Anfangs dieses Jahres sollte der Oberst eine Dienstreise nach Warschau machen, und bei dieser Gelegenheit verwendete er sich nach Petersburg um die Erlaubniß, sich auf dieser Reise von seinem Sekretär begleiten zu lassen. Er erhielt auch diese Erlaubniß unter der Bedingung, daß er persönlich für die Rückkehr des jungen Mannes nach Sibirien hafte, um raschest seine Strafzeit auszuhalten. Die Freude des armen Gefangenen war gränzenlos; als ihm sein Wohlthäter diese Nachricht

mittheilte. Kaum kürzlich in Warschau angekommen, erhielt ihm der menschenfreundliche Oberst die Erlaubniß, seine Mutter aufzusuchen mit der Weisung, nach fünf Stunden zurückzukehren; er stiegt nach der Wohnung seiner Mutter, auf der Schwelle tritt ihn jedoch ein alter Diener in Trauerkleidern mit der Schreckensnachricht entgegen, daß seine Mutter am Tage vorher auf dem Kirchhofe von Powonski beerdigt worden sey, und er eilte nun dorthin, glücklicherweise trifft er noch den Todtengräber, den er bittet, ihm das Grab seiner Mutter zu zeigen, und beschwört ihn endlich, von der Sehnsucht, seine Mutter wenigstens im Tode noch einmal zu umarmen, da er es im Leben nicht mehr gekonnt, ihm das Grab und den Sarg zu öffnen. Als dieser sich weigert, nimmt er seine reichgefüllte Brieftasche aus dem Busen und reicht ihm daraus einen Zehn-Rubelschein. Mit gierigen Augen blickt der Todtengräber auf den reichen Inhalt der Tasche und gibt nun zögernd nach. Kaum erblickt der junge Mann die Ueberreste seiner Mutter, so stürzt er auf dieselbe hin. Doch diesen Augenblick benutzt der Todtengräber; er versetzt ihm mit seinem eisernen Spaten mehrere Streiche auf den Kopf, beraubt ihm seiner Brieftasche und füllt das Grab wieder über ihm zu. Hierüber war indeß die Zeit verflossen, in welcher der Jüngling zum Obersten zurückkehren sollte; dieser läßt sich daher, wegen seiner Verantwortlichkeit besorgt, nach der Wohnung der Mutter und, als er hier gleichfalls die Trauerbotschaft hört, nach dem Kirchhofe von Powonski fahren. Hier ist Alles öde und still; der bleiche Mond scheint auf die einsamen Gräber, und nur ein Todtengräber ist noch beschäftigt, einen frischen Todtenhügel aufzuwerfen. Der Oberst wendet sich an ihn mit Fragen nach dem jungen Manne, erhält aber unbestimmte und ausweichende Antworten; gereizt geht er zu Drohungen über und schöpft endlich einen unbestimmten Verdacht, in Folge dessen er den Todtengräber durch seinen Ordonanz-Kosacken binden läßt. Jetzt endlich gesteht der Verbrecher die Wahrheit; das Grab wird sofort wieder geöffnet, und man findet den Unglücklichen auf dem Leichname seiner Mutter noch mit Spuren von Leben, in das ihn zurückzurufen auch gelingt.

Ostindische Reisegelegenheiten.

Das Publikum — schreibt ein Korrespondent des Athenaeum — ist während der letzten drei oder vier Jahre recht oft von der Eisenbahn-Angelegenheit in Ostindien unterhalten worden, indeß dünkt und, daß Wenige, die nicht genau mit jenem Lande bekannt sind, eine richtige Vorstellung haben von der höchst primitiven Beschaffenheit der Beförderungsmittel selbst zwischen den bedeutendsten Städten Bengalens oder irgend eines anderen Theiles in den Gebieten der ostindischen Compagnie. Die große Poststraße z. B. zwischen Agra und Bombay, über welche die ganze Korrespondenz für die Ueberland-Bombaypost von den gesammten nördlichen Provinzen ihren Weg nimmt, ist nicht viel besser als ein bloßer Strich über das Gesicht des Landes und wird fast immer an einigen Stellen während mehrerer Tage zur Zeit des Monsoons, vom Mai bis August, unfahrbar. Als liegt der Prospekt einer Gesellschaft, die sich so eben zu Kalkutta gebildet hat und sich „Kalkutta- und Benares-Passagier- und Packetbeförderungs-Gesellschaft“ nennt, vor, dem wir nun einige Thatsachen entnehmen wollen, um unseren Lesern zum Verständniß der ostindischen Lebensverhältnisse zu verhelfen. Benares, bekanntlich eine der größten und wichtigsten Städte Oberindiens, ist etwa 400 (engl.) Meilen von Kalkutta entfernt, und die Landstraße zwischen beiden Orten ist vielleicht die beste in Indien, weshalb man annehmen darf, daß es sich auf anderen Straßen etwa nur halb so schnell reisen läßt. Die erwähnte Gesellschaft macht nun bekannt, daß sie vom 1. November 1850 an einen Wagen zwischen Kalkutta und Benares gehen lassen würde. „Dieser Wagen ist dazu eingerichtet, zwei Passagiere inwendig, in stehender oder liegender Stellung, und zwei Passagiere auswendig (im Ganzen also vier) aufzunehmen, und wird von Trägern (d. h. eingebornen Boten zu Fuß) oder mittelst Pferde befördert werden. Täglich sollen vier Stunden Ruhe bewilligt werden, und am sechsten Tage wird der Reisende gewiß seinen Bestimmungsort erreichen.“ Die Kosten betragen „sechs Annas (etwa neun Pence) auf die Meile für einen inwendigen Sitz nebst zwanzig Seers (etwa vierzig Pfund) Gepäck.“ Unter solchen Verhältnissen würden die Kosten einer Fahrt von Benares nach Kalkutta etwa fünfzehn Pfund Sterl. für eine einzelne Person betragen, wozu natürlich die Zehrungskosten für die sechs Tage gerechnet werden müssen. Die Gesellschaft macht auch bekannt, daß sie ein Ochsengespann zur Beförderung von schweren Gütern habe, das in zwölf Tagen denselben Weg zurücklege. Auch giebt es noch dabei folgendes Notabene: „Estraposten (express dawks) werden bei Vorherbestellung von einer Stunde zu acht Annas (etwa 1 Schill.) die Meile für zwölf Mann gestellt.“ Dies will sagen, daß die Gesellschaft für Jeden, der auf der Benares-straße extra reisen will, zwölf tüchtige einheimische Träger stellen will, und für diese soll 1 Penny pro Mann auf jede Meile bezahlt werden. Gewiß dürften wenige Thatsachen so deutlich wie diese beweisen, wie wohlfeil die körperliche freie Arbeit in Ostindien ist, und wie gerechtfertigt die inbrünstigen Wünsche der Ostindier nach einer Eisenbahn sind.

Londoner Beefsteak-Klub.

Ueber diesen berühmten Eß- und Trink-Klub finden wir in einer englischen Zeitschrift folgende Notizen: „Der Beefsteak-Klub, der seit 120 Jahren eine große Anzahl der ausgezeichnetsten Erelleute und Gentlemen von England zu seinen Mitgliedern zählt und der auch heutzutage noch ein aristokratischer Centralpunkt ist, obwohl seine Reunionen ihren alten erklusiven Charakter fast ganz und gar verloren haben, nimmt an jedem Sonnabend vom November bis gegen Ende Juni um 5 Uhr Nachmittags ein Beefsteak-Diner in dem großen Saale hinter dem Lyceum-Theater ein, welches Theater im Jahre 1730 von dem Gründer des Beefsteak-Klubs, dem berühmten Rich, geleitet wurde. Die Gesellschaft selbst nennt sich offizel immer nur die „Steaks“ und will von dem Beinamen „Klub“ nichts wissen. Das Motto der Gesellschaft ist „Beef and Liberty“, und ihren höchsten Genuß findet sie in einem herzlichen englischen Mahle, gewürzt durch englischen Appetit. Ihr Speisesaal ist in altenthümlichem Geschmacke mit passenden Emblemen geschmückt, indem überall an Thüren, Wänden und Decke, die von zuem englischem Eichenholz getäfelt sind, das Bild des Bratenrostes (gridiron) angebracht ist. Durch das Gluter eines ungeheuren Rostes erblickt man den saueren Koch, die Beefsteaks bereitend. In der Mitte der Wanderzierungen ist der ursprüngliche Bratenrost der Gesellschaft aufgehängt, der zwei große Feuerobrünste glücklich überlebt hat. Der Präsident ist mit einem goldenen Roste geschmückt. Jedes Mitglied hat das Recht, einen Freund mitzubringen. Die Annalen der Gesellschaft wissen nur von Einer Frau, der berühmten Peg Woffington, die ebenfalls ein Mitglied des Beefsteak-Klubs war. Zu den Statuten des Klubs gehört, daß Niemand dem Anderen während des Essens eine Höflichkeit sagen darf. Auch wird kein anderer Rang dort anerkannt, als derjenige, den die Gesellschaft selbst ertheilt.“

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughplatz Lit. B. Nro. 205.

No. 25.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 26. März.

Eine Löwenjagd.

Der bekannte afrikanische Löwenjäger Gérard, ein französischer Offizier, der bereits ungefähr zwanzig Löwen erlegt hat, erzählt folgendes Abenteuer auf einer Löwenjagd.

Es war im Februar 1845. Ich hatte die Ehre gehabt, einige Monate vorher ein ausgezeichnetes Gewehr aus den Händen des Herzogs von Aumale zum Geschenk zu erhalten. Meine Ungeduld mit dieser Waffe, die durch ereignen Siege berühmt war, und die bis diesen Augenblick mir theurer und werth ist, meinen dritten Löwen zu tödten, war unbeschreiblich groß. Das Fieber, welches ich während meiner ersten Ausflüge bekommen hatte, verhinderte mich, zur Armee abzugehen. In der Hoffnung, daß die Seeluft einen heilsamen Einfluß auf mich ausüben würde, begab ich mich Ende Februars nach Bona. Hier erfuhr ich, daß ein alter Löwe in der Umgegend des Drean-Beites großen Schaden anrichtete. Ich ließ meine Waffen von Ghelma kommen und verließ Bona am 26. Februar. Den 27., Abends um fünf Uhr, kam ich in dem Douar Ouled-Ben-Aglil, etwa eine halbe Meile von der Höhle des Löwen, an, der, nach der Aussage der ältesten Männer, seit dreißig Jahren seinen Aufenthalt in dem Zebel-Krounega hatte. Bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß der Löwe in der Regel beim Sonnenuntergange seine Höhle verließe und brüllend in die Ebene herabstäme. Das Zusammentreffen mit ihm schon an demselben Abend schien mir unwahrscheinlich; ich breitte mich deßhalb, meine beiden Gewehre, die ich hatte, sorgfältig zu laden. Kaum hatte ich dieses Geschäft beendet, so hörte ich auch schon den Löwen im Gebirge. Mein Wirth erbot sich, mich bis an die Furth zu begleiten, welche der Löwe überschreiten mußte, wenn er in die Ebene hinab wollte; ich gab meinem Begleiter mein zweites Gewehr, und wir gingen.

Es war so dunkel, daß man nicht zwei Schritte weit sehen konnte. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde durch den Wald gegangen waren, kamen wir an das Ufer eines Baches, der am Fuße des Zebel-Krounega entspringt. Mein Führer, vor Angst am ganzen Leibe zitternd, zeigte mir die Furth. Ich konnte nichts erkennen. Alles um mich her war dunkel; selbst der Araber, der doch dicht neben mir stand, war nicht zu sehen. Da ich mit den Augen nichts zu unterscheiden vermochte, fing ich an, am Ufer des Baches hinaufzusteigen, um durchs Gesträuch die Fährte eines Pferdes oder einer Heerde zu entdecken. Es war eine sehr enge Furth mit äußerst schwierigen Zugängen.

Nachdem ich einen Stein gefunden hatte, der mir als bequemer Sitz dienen konnte, schickte ich meinen Führer beiseite; er kauerte sich hinter einem dicken Mastixbaum nieder, der etwa fünfzig Schritte von mir entfernt war. Der Löwe brüllte unablässig und kam allmälig näher. Ich hatte die Augen einige Minuten lang geschlossen, und als ich sie wieder öffnete, bemerkte ich, daß ich an dem mehrere Fuß hohen Ufer des Baches saß. Zu meiner Linken, etwa einen Flintenlauf weit, befand sich die Furth. Mein Plan war bald gemacht; wenn es mir glückte, den Löwen im Bette des Baches zu bemerken, so mußte ich ihn zu schießen. Das hohe Ufer konnte mich retten, wenn ich glücklich genug war, das Thier schwer zu verwunden.

Es konnte wohl neun Uhr seyn, als sich etwa hundert Mètres jenseits des Baches ein Brüllen hören ließ. Ich ergriff mein Gewehr, und den Ellenbogen auf dem Knie, die Kolbe an der Schultee, die Augen auf das Wasser gerichtet, horchte ich. Schon wurde mir die Zeit lang, als von dem entgegengesetzten Ufer des Baches, gerade mir gegenüber, ein langer Schweif herkam, ein Kehlhaut, der etwas Aehnliches mit dem Torerschlein eines Menschen hatte. Indem ich meine Augen nach dieser Richtung hinwandte, gewahrte ich, wie die Augen des Löwen, gleich zwei glühenden Kohlen, mich anstarrten. Die Feuerbeständigkeit dieses Blicks ließ mein Blut beinahe erstarren; erst klapperte ich vor Frost mit den Zähnen, dann rieselte der Schweiß in großen Tropfen von meiner Stirn. Nur wer noch keinen ausgewachsenen Löwen im Zustande der Wildheit, todt oder lebendig, gesehen hat, kann an die Möglichkeit eines Kampfes Mann gegen Mann mit diesem Thiere glauben; wer aber den Löwen aus eigener Anschauung kennt, der weiß auch, daß der Mensch im Kampfe mit ihm die Maus in den Krallen der Katze ist. Ich bemerke, daß, als ich darauf ausging, den jetzt in Rede stehenden Löwen zu erlegen, ich schon zwei dieser Thiere geschossen hatte, von welchen der kleinste fünfhundert Pfund wog. Dieser hatte mit einem einzigen Schlage seiner Tatze ein galoppirendes Pferd erhascht, und Pferd und Reiter waren auf dem Platze geblieben. Seit dieser Zeit kannte ich die Waffen des Löwen hinreichend, um zu wissen, woran ich mich zu halten hatte. Der Dolch ist zwar nach meiner Meynung nie ein ordentliches Mittel des Schutzes, in gewissen Fällen jedoch muß man sich seiner bedienen. Wenn eine oder zwei Kugeln den Löwen nicht tödten, was eine sehr mögliche Sache ist, so werde ich versuchen, wenn er auf mich einspringt und ich dem Stoße zu widerstehen vermag, ihm meine Klinge bis an die Kolbe in den Rachen zu stoßen; dann werde ich, wenn seine Krallen mich weder zur Erde geworfen, noch mich gewissermaßen harpunirt haben, ihm den Dolch in die Augen oder ins Herz stoßen, je nachdem ich der Freiheit meiner Bewegungen zu folgen im Stande bin. Hat mich hingegen der heftige Stoß niedergeworfen, so werde ich, falls meine beiden Hände frei sind, mit der linken das Herz des Löwen suchen und mit der rechten den tödtlichen Stoß führen.

Ich hatte so eben meinen Dolch aus der Scheide gezogen und ihn neben mir in die Erde gesteckt, so daß er mir zur Hand war, als die Augen des Löwen sich zum Bache hinunterbewegten. Ich nahm im Stillen Abschied von der Welt, und als mein Finger leise den Abzug suchte, war ich weniger aufgeregt, als der Löwe, der im Begriffe war, ins Wasser zu gehen.

Ich hörte seinen ersten Schritt in dem schnell und geräuschvoll fließenden Bache; dann — nichts mehr. Stand er still? Kam er auf mich zu? Das fragte ich mich, indem ich den schwarzen Schleier, der Alles um mich her bedeckte, zu durchdringen suchte. Da war es mir, als hörte ich seinen Schritt ganz nahe zu meiner Linken. Er war wirklich aus dem Bache zur Furth hinaufgestiegen; bei der Bewegung, die ich machte, stand er still, er war nur vier oder fünf Schritte von mir entfernt und konnte mich mit einem Satze erreichen. Es ist unnöthig, das Korn zu suchen, wenn man nicht einmal den Lauf seines Gewehres sehen kann, deßhalb hielt ich den Kopf in die Höhe, machte die Augen weit auf und drückte nach Gutdünken los. Bei dem Lichtscheine sah ich nur eine formlose ungeheure Masse. Ein fürchterliches Brüllen erfüllte die Luft; der Löwe war getroffen.

Dem ersten Schmerzensschrei folgten dumpfe, drohende Klagetöne. Ich hörte den Löwen im Schlamme an dem Ufer des Baches zappeln; dann war er still. Ich hielt ihn für todt oder doch wenig-

stens für unsähig, sich von da fortzuschleppen, und kehrte mit meinem Führer, der Alles mit angesehen hatte und von dem Tode des Löwen überzeugt war, nach dem Douar zurück. Die ganze Nacht schlief ich kein Auge. Bei Tagesanbruch kamen wir wieder bei der Fuhrt an; kein Löwe war zu finden. Unter dem Blute, welches das Thier reichlich verloren hatte, fand ich einen fingerlangen Knochensplitter, wovon ich vermuthete, daß ihm eine Schulter zerschmettert worden wäre. Eine ungefähre Wurzel, nahe dem Abhange der Fuhrt, etwa einen halben Mètre von dem Orte, wo ich gesessen hatte, war von dem Löwen durchgebissen worden. Der Schmerz, den er bei der angreifenden Bewegung empfand, war ohne Zweifel die Ursache der Klagetöne gewesen, die ich gehört hatte. Vergeblich folgten wir der Blutspur, sie verlor sich in den Bach und war jenseits desselben nicht wieder aufzufinden. Die Araber, welche am Morgen herbeikamen, erboten sich, mit mir den Löwen aufzusuchen; ihrer Ueberzeugung nach mußte er todt seyn und in den nahen Gebüschen verendet haben. Wir waren unser sechzig, die Einen zu Fuß, die Anderen zu Pferde. Nach einigen Stunden umsonsten Umherstreifens kehrte ich nach dem Douar zurück mit dem Vorsatze, sogleich abzureisen, als ich mehrere Schüsse und Hurrahs von der Gebirgsseite her hörte. Das mußte meinem Löwen gelten. Ich sprengte im Galop nach der Gegend hin und fand, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Die Araber flohen nach allen Richtungen und, schrieen wie Rasende. Zehn Mann etwa, die zu Pferde waren und von dem Scheich befehligt wurden, verfolgten den Löwen, weil sie sahen, daß er sich mühsam fortschleppte. Eben wollte ich vom Pferde steigen, als die Reiter, der Scheich an der Spitze, die Flucht ergriffen. Der Löwe verfolgte sie trotz seiner Schmerzen mit einer solchen Schnelligkeit, daß er, wenn er den Lauf hätte länger aushalten können, sie sicherlich erreicht haben würde. Die Pferde liefen wie toll; das Gebrüll des Löwen hatte sie in einen so aufgeregten Zustand versetzt, daß ihre Herren sie nicht zu bändigen vermochten. In einer Lichtung blieb der Verfolger stehen; stolz und drohend sah er den Flüchtenden nach. Wie schön war er mit seinem weit offnen Rachen, der Allen Tod und Verderben drohte! Wie schön war er mit seiner sich sträubenden schwarzen Mähne, als er zornig mit dem Schweife seine Seiten schlug!

Er konnte von mir etwa dreihundert Schritte entfernt seyn; ich stieg vom Pferde und rief einem Araber zu, es mir zu halten. Mehrere kamen herbei und versuchten mich beinahe mit Gewalt von meinem Vorhaben abzuhalten. Ich entwand mich ihren Händen. Einige faßten Muth, mir zu folgen; aber in dem Maße ich dem Löwen näher kam, verringerte sich ihre Zahl. Nur Einer blieb; es war mein Führer vom vorigen Tage. „Du hast unter meinem Dache geschlafen," sagte er, „ich muß für Dich fasten vor Gott und Menschen."

Das Thier hatte die Lichtung verlassen und war ins Dickicht hineingegangen. Ich ging mit großer Vorsicht, immer bereit, Feuer zu geben, konnte jedoch keine Spur auffinden. So eben hatte ich erst angefangen, das Dickicht zu durchsuchen, als mein Führer, der eine Strecke zurückgeblieben war, mit zurief: „Der Tod will nichts mit Dir zu schaffen haben; Du bist dicht an dem Löwen vorübergegangen! Wenn Deine Augen den seinigen begegnet wären, so hätte er Dich gepackt, ehe Du hättest Feuer geben können." Ich befahl ihm, Steine in das Lager des Löwen zu werfen. Bei dem ersten Wurfe öffnete sich das Gebüsch, der Löwe trat heraus und that, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen hatte, einen Sprung nach mir. Da lag er zehn Schritte weit vor mir, den Schweif aufrecht, die Mähne über die Augen, den Hals emporgestreckt, zu einem neuen Sprunge bereit. Kaum hatte ich mein Gewehr an der Schulter, als er sich durch einen kleinen Satz, dem sicherlich ein anderer gefolgt wäre, um vier bis fünf Schritte näherte — da wurde er von einer Kugel über dem rechten Auge getroffen und fiel.

Mein Begleiter dankte schon Gott für den glücklichen Schuß, als der Löwe sich auf seinen Hinterbeinen wie ein sich bäumendes Pferd erhob. Eine andere Kugel traf das Herz, und das Thier stürzte diesmal todt zu Boden. Als wir diesen Löwen zu Dona in Augenschein nahmen, entdeckte ich, daß die zweite Kugel das Stirnbein verletzt hatte, ohne es zu zerbrechen. Sie war auf dem Knochen platt gedrückt wie die Fläche der Hand und so dünn wie zehn Blätter Papier.

Ueber die Ausrottung der Bäume.

Am 1. Februar d. J. hielt Herr Dr. Häring (Willibald Alexis) einen Vortrag „über die Ausrottung der Bäume" im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Wir theilen daraus folgendes allgemein Interessante mit:

Werfen wir einen Blick auf die Oberfläche des festen Landes, so finden wir zwar bei uns in der Heimath noch bedeutende Strecken mit Wäldern bedeckt; andere Länder dagegen sind dieses Schmuckes bereits völlig beraubt und in baumlose Steppen verwandelt — und mancher einsichtige Forstwirth verschiert, daß auch bei uns die Zeit nicht allzufern seyn dürfte, wo, falls mit dem gegenwärtigen System der Waldverthigung fortgefahren wird, es, wie schon jetzt in England, für eine unerlaubte Verschwendung gelten dürfte, sich des Holzes als Brennmaterial zu bedienen, da der vorhandene Vorrath kaum zu technischen und industriellen Zwecken hinreichen wird. Vor Zeiten freilich sah es anders aus, und wenn wir tausend Sagen nicht Glauben schenken wollten; riesige Wurzeln und Stücke von Baumstämmen, die sich, mit Dammerde bedeckt, ungemein zahlreich in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche vorfinden, führen den Beweis, daß einst der Urwald wie ein sachliches Kleid die Erde bedeckte, und daß dessen Wurzeln gleich einem Panzergeflecht das Erdreich zusammenhielten.

Vor drei Jahren, in dem ewig denkwürdigen Jahre 1848 sahen wir einen Riesenprozeß, den die Söhne der germanischen Erde führten — gegen die Thiere des Waldes. Schien doch ihr Unterjang eine ausgemachte Sache, als ob nicht unsre Wälder noch Kräuter genug böten, den edlen Hirsch, das scheue Reh zu nähren. Damals blieb jener Prozeß unerledigt, wie so vieles Andere. Man mochte sich fragen, wird die den Bewohnern des Waldes gedrohte Vernichtung auch auf die Bäume desselben ausgedehnt werden, wie jenseits des Oceans der Urwald unter den Aexten der Holzschläger sinkt, nicht minder schnell, als das Geschlecht der Rothhäute unter der Kugel der unerschütterlichen Weißen? Aber merkwürdig! Auch die Vertheidiger der äußersten Konsequenzen der Freiheit und Vereckelung des Individuums den Ansprüchen der Gesammtheit gegenüber schienen in dieser Frage von ihrem System abweichen zu wollen. Es leitete sie ein richtiges Gefühl. Die Bäume sind unentbehrlich, selbst wenn wir davon absehen, daß sein Baumaterial dem Holz an Elasticität gleich kommt, daß sie ein vortreffliches Brennmaterial abgeben, uns endlich die natürlichen, nothwendigen Schutzwände und Einfassungen der Quellen bilden. Wir geben denen Recht, die da meynen, wenn auch die alten hölzernen Gebäude unserer ehemaligen Reichsstädte mit ihren schiefen Wänden, Erkern und Thürmchen ein interessantes Studium für Maler und Alterthümler seyen, so müsse die Vorliebe dieser doch der Bequemlichkeit weichen, die gerade, ebenmäßige Häuser gewähren. Auch wohnt man (z B. in Gaisfornien) in eisernen Häusern. Wir werden sogar einen Augenblick zugeben, es könne gelingen, das Holz als Brennmaterial völlig überflüssig zu machen, es könne wirklich einst der Chemie gelingen, das Wasser zum Brennstoff zu bereiten, des Ersatzes, den für die nächste Zukunft doch noch die Kohleniager gewähren, nicht zu gedenken — wir gehen noch weiter, wir nehmen an, es gelänge dem Menschen, die Natur so weit zu bezwingen, daß selbst die Quellen und der Regen entbehrlich gemacht würden, indem Cisternen auf Pyramiden unmittelbar unter den Wolken das Wasser sammelten, und unge-

heure Schöpfräder es über die Felder verbreiten. Und wenn das Alles gelänge, doch wären die Bäume unentbehrlich, so lange es Menschen giebt; es müßten anders organisirte Wesen seyn, die ohne sie gedeihen könnten.

Diese Betrachtungen führten den Redner zu den Einwirkungen der Bäume auf die gesamte Gestaltung und Haltung der Völker. Herr Dr. Häring bezeichnete seine historischen Betrachtungen mit der uralten Völkerfeindschaft mit Ästen. „Aus dem Urwald traten die ersten Menschen; die Sonne brannte auf ihre Scheitel, und im Schweiße ihres Angesichts mußten sie das Land hacken: da sehnten sie sich zurück in die Kühle des Paradieses, die Schatten des Urwalds. Früh gelangten die Orientalen zu hoher Blüthe der Kultur, sie schlugen die Wälder nieder und bauten das Land; aber die Fruchtbarkeit desselben schwand, die Quellen versiegten und auch die zarten Blüthen geistiger Kultur welkten dahin. Der Orient ist herabgesitigen von der hohen Stufe, die er in der ältesten Völkergeschichte einnahm. Die Sonne senkte glühend die Felder, und der Mensch fand nicht mehr Kühle im ausgedörrten Land. In ihrer Angst vor der allverzehrenden Gluth beteten die Bewohner jener Länder erst die Gestirne an, dann das Feuer selbst; aber auch das Lichtreich der Perser hat keine bleibenden weltshistorischen Nachwirkungen gehabt, ebenso wenig als der feurige Aufschwung der Orientalen durch Mohamedds Lehre. Freilich nicht überall in Asien war die Ausrottung der Wälder so weit getrieben. Im nördlichen Indien stehen noch heute die Riesenbäume; und unter dem Schatten der Platanen erhielt sich die uralte Poesie der Hindu, leben die heiligen Ahnungen der Brahma-Religion fort. In andern Gegenden Indiens, wo man die Bäume ausgerottet, war die Sehnsucht nach ihnen so groß, daß man in jenen unwirthlichen Gegenden sowohle Bäume aus dem harten Gestein meißelte, denen freilich Niemand Lebenskraft einzuhauchen vermochte.

Der Vortragende warf dann einen Blick auf ein anderes Kulturland der alten Welt, auf Syrien. Ausgedraunt liegt es da, voll unfruchtbaren, nackten Gesteins. Es ist ausgestrichen und der Geschichte, dieses Land, an das sich die heiligen Erinnerungen dreier mächtiger Religionen knüpfen. Und wie konnte das geschehen? Die Antwort gibt der Libanon. Sechs bis sieben verkrüppelte Stämme sind die letzte wehmüthige Erinnerung an die hochberühmten Cedern des Libanon. Und Muhamedaner, Christ und Jude betrachten sie mit gleicher Pietät, sie fühlen, daß dieses Land nicht die Wiege der heiligsten erhabensten Ideen gewesen wäre, wenn es immer diesen Anblick geboten hätte. Aehnliche Erscheinungen, wie in Syrien ließen sich in Aegypten und Kleinasien nachweisen. Auch sie zeichnete ihr Alterthum Waldpracht aus, auch sie waren süß zur herrlichsten Blüthe emporgestiegen, ihre Bäume sind gefällt, ihre Städte zerfallen, ihre Quellen versiegt. Die herrlichen Inseln des Archipelagus sind nicht mehr die Sitze tiefsinniger Philosophie, gottbegeisterter Dichtkunst, seit die rauhe Hand der Barbaren ihren Waldschmuck verbrannte. Und nun Griechenland selbst! Wie lag die zarte Entwicklung des hellenischen Geistes mit der Natur ihres geeigneten Landes zusammen! Wer sventete diesen Segen, wenn nicht des Waldes schützendes Laubdach? Die Wurzeln der Bäume kitteten eine sichere Schutzwand der Quellen, als selbst die marmornen Einfassungen mit denen die Kunst sie umgab. Und wer wüßte nicht, wie groß der Einfluß jener Quellen, jener Haine auf die geistige Entwicklung jenes herrlichen Volkes war, wie innig sie mit dem ganzen Glauben, Fühlen und Denken desselben verflochten wurden. Hatte doch jeder Baum seine Dryade, und aus den Urnen lieblicher Najaden

„Sprang der Ströme Silberschaum".

Aus dem Rauschen der Eichen von Dodona vernahm man den Willen des wolkensammelnden Zeus. Wie aber hat sich dies Land verändert, seit die stumpfsinnigen Barbaren auch hier die Bäume ausgerottet, und die Einfassungen der Quellen haben herkommen lassen! Seitdem ist Griechenland eine ausgebrannte Ruine. Nur ein Rest unwegsamen Waldgebirgs entzog sich der Vernichtung. Dort hausen die Malnoten, die den Türken ihre Unabhängigkeit blutig abgerungen. Aber nicht nur die Zartheit der alten Hellenen sucht man vergebens bei den heutigen Bewohnern dieses Landes, so tapfer sie sich auch gegen die Angriffe der Türken in ihren Gebirgen gewehrt: wie die Helden von Marathon in die Ebene herabgestiegen und sich dort mit den Barbaren zu messen, wagten sie nicht. Das thut ein anderes Volk, die heldenmüthigen Söhne der Wälder des Kaukasus. Jahrzehnte lang kämpften sie schon, unbesiegt, für die heiligsten Güter gegen den sarmatischen Koloß, vor dessen Uebermacht Europa ohne Kampf den Nacken gebeugt. Und die Russen erkennen gar scharf, was die Tscherkessen unbesiegbar macht. Sie führen Krieg nicht mit den Bewohnern, sondern mit den Wäldern des Kaukasus! Wenn diese einst fallen, dann wird auch die Freiheit der Tscherkessen ihr Grab gefunden haben.

(Schluß folgt.)

Ein Gaunerstreich.

Ein Pariser Bankierhaus erhielt Anfangs März folgendes Schreiben von einem betreundeten Hause aus Amiens: „Ein großes Unglück ist uns begegnet. Der Sohn unseres würdigen Kassiers hat die Flucht ergriffen und eine bedeutende Summe in Wechseln mit sich genommen. Wir wissen, daß er den Weg nach Paris eingeschlagen hat, wo er ohne Zweifel versuchen wird, die Papiere bei den ersten Bankierd umzusetzen. Wenn Sie ihn entdecken können, ehe er über die Wechsel disponirt hat, so würden Sie uns einen wahrhaften Dienst erweisen. Um seines ehrbaren Vaters willen, dessen Redlichkeit wir seit so vielen Jahren erprobt haben, wünschen wir, wenn es möglich ist, daß diese unangenehme Geschichte mit einem tiefen Schweigen bedeckt werde. Gelingt es Ihnen, den Flüchtling zu ergassen und ihm die Wechsel abzunehmen, so werden Sie gefälligst darauf hin, daß er sofort nach London abreise. Sie werden uns seine Abreise, wenn sie glücklich zu Stande kommt, anzeigen, damit einer von uns ihn einholen und die Maßregeln treffen könne, welche wir für nöthig erachten. Zu dem Zwecke übergeben Sie ihm 3000 Francs, welche Sie auf uns auf Sicht ziehen können. Dies ist das Signalement des jungen Manns: Größe 1 Metre 646 Millimetres, Gesicht blaß, Adernase, blonde Haare, Augen blau. Bei seiner Abreise war er in Trauerkleidung, da er vor Kurzem seine Mutter verloren hat. In der Hoffnung, daß Sie uns diesen Dienst erweisen wollen, bitten wir Sie, die Versicherung anzunehmen ꝛc." — Der Bankier ließ mehrere seiner Kommis kommen und las ihnen das erhaltene Schreiben vor. Einer von ihnen blieb wie von einem plötzlichen Gedanken betroffen. Er hatte am Tage vorher einen jungen Mann in Trauer aus dem Rothschild'schen Hause kommen sehen. Dieser junge Mann, auf den das angegebene Signalement vollständig paßte, lieferte verdrießlich Papiere in seiner Haud und sagte laut: „Das Bureau sch on geschlossen! Erst morgen um 9 Uhr!" Der Kommis begab sich um 8½ Uhr nach der Rue Laffitte und postirte sich bei dem Rothschild'schen Hause. Gegen 9 Uhr sah er den jungen Mann in Trauer erscheinen. Das Haus war noch nicht geöffnet. Der Kommis näherte sich dem Fremden und sagte: „Sie scheinen ärgerlich, Ihre Papiere nicht sofort umsetzen zu können. Wenn Sie mit mir zu meinem Herrn kommen wollen, so wird er Sie aus der Verlegenheit ziehen können, indem er Interesse an Ihnen nimmt." — „Gern", erwiederte der Fremde, „doch nur schnell, denn ich muß Paris noch heute verlassen." Sobald der Fremde in das Kabinet des Kassierd getreten war, zeigte ihm dieser ohne weitere Erklärungen das Schreiben aus Amiens. Kaum hatte der unglückliche junge Mann die ersten Zeilen gelesen, als er sich zerschmettert zu den Füßen des Bankiers warf und ausdief: „Ich bin verloren! Mein armer Vater! Haben Sie Mitleid mit ihm! O, meine Mutter, wie glücklich bist du, in

das Grab gegangen zu seyn, ohne die Schmach seines Sohnes erlebt zu haben, den du so liebtest. Mein Gott! mein Gott!" Und sein Gesicht mit den Händen bedeckend, fing er an, bitterlich zu weinen. Gerührt von diesem lebhaften Schmerz, nahm der Bankier schnell das Wort: „Hören Sie mich, junger Mann. Haben Sie die Wechsel noch?" — „Ja, hier sind sie. Wie glücklich bin ich, sie nicht umgesetzt zu haben!" Bei diesen Worten zog er ein Portefeuille hervor und übergab es dem Bankier, der sich überzeugte, daß nichts an dem Werthe fehlte. „Wohlan, es ist nicht Alles verloren," sagte der Bankier. „Lesen Sie den Brief nur zu Ende." Nachdem er dies gethan, vergoß der junge Mann Thränen der Dankbarkeit. Der Bankier richtete eine väterliche Ermahnung an ihn, ließ ihn mit sich frühstücken und begleitete ihn selbst zur Eisenbahn, nachdem er ihm 3000 Francs einhändigt. Entrent über den dem bekrenzbeten Hause in Amiens erwiesenen Dienst, schrieb der Bankier sofort auch dahin und theilte den Vorgang mit. Sofort erhielt er folgende Antwort durch den Telegraphen: „Es ist uns keinerlei Wechsel entwendet worden. Die Papiere, die Sie uns eingeschickt haben, sind falsch. Unser Kassier hat keinen Sohn und hat auch seine Frau nicht verlieren können, denn er ist nie verheirathet gewesen. Sie sind das Opfer eines Spitzbuben."

Californische Aerzte.

Aerzten ohne aller oder mit geringer Praxis rathen wir nach Californien zu gehen; dagegen mögen alle übrigen, die dahin anzuwandern, vor dem Krankwerden sich in acht nehmen. Nichts ist kostspieliger dort als das. Man lese den folgenden von den amerikanischen Blättern berichteten Fall und überzeuge sich. Ein Herr Slaxton in Sacramentorinp erkrankte heftig. Er ist ein sehr geiziger Mann und so viele Aerzte auch zu ihm gerufen wurden, keiner folgte diesem Rufe, die Krankheit nahm immer mehr überhand. Da hörte Frau Starton, daß in demselben Hause, in welchem sie wohnte, ein Arzt zu einem Kranken gerufen wurde. Sie beschloß daher dieses nicht aus dem Hause zu lassen, bis er ihren Gatten gesehen. Sie vertrat ihm, als er die Treppe herab kam, den Weg. Herr Doktor, sprach sie, mein Mann stirbt, wenn Sie ihm nicht beistehen, — keiner Ihrer Kollegen will kommen. — Ich weiß es, entgegnete der. Arzt, ich komme ebenfalls nicht. — Aber weshalb? Mein Gatte ist reich, er wird Sie bezahlen. — Ja sowie im vorigen Sommer! Madame, Ihr Mann mit noch ein Nervenfieber schuldig, auch dem ich Sie gerufen. — Er bezahlte ja! — Ja er gab mir so viel wie für einen Schnupfen! Ein Nervenfieber kostet zweitausend Dollars, er gab mir zwanzig Dollars, das erhalte ich von jedem Packträger für einen Schnupfen. — Sie sollen haben, was Sie fordern. Sehen Sie meinen Mann nur an und erklären Sie, was ihm fehlt. — Für eine Consultation allein über mit andern Aerzten erhalte ich dreihundert Dollars in vorhinein. Ist die Krankheit sehr bedrohlich, erhalte ich bei dem Ende meiner Visite noch zweihundert Dollars. — Sie sollen Sie haben, nur kommen Sie! — Der Doktor ging an das Krankenbett des Herrn Starton. Hm, sprach er, das sieht schlimm aus! — Madame Starton händigte dem Doktor fünfhundert Dollars ein. — Madame, sprach er, das ist die bösartigste Grippe, die noch je ein Mensch gehabt hat. Wenn Sie hier einen ungeschickten Arzt rufen lassen, so sind Sie in vierundzwanzig Stunden Wittwe. — Mein Gott, sprach die Frau, ich will keinen ungeschickten Arzt, ich will Sie — ich wünsche, daß Sie meinen Mann behandeln. — Eine bösartige Grippe kostet dreitausend Dollars. Wollen Sie dirs daran wenden? — Mit Freuden, ich will dieses Geld auch sogleich bezahlen. — Dann helfe ich! — Madame Starton brachte sogleich mehrere Päckchen mit Gold. — Jetzt werde ich etwas verschreiben und eine Wärterin senden, die bei ihm bleiben wird; die Wärterin erhält für eine bösartige Grippe hundert Dollars, ebenfalls in vorhinein. — Es ist mir recht! — Der Doktor schrieb etwas auf und sagte, die Wärterin werde das Medicament selbst bereiten, aber es koste zehn Dollars. Frau Starton bezahlte auch diese u. s. w. — Der Mann genas in einigen Wochen, ließ aber die ganze Geschichte in die Zeitung setzen; darüber kümmerte sich aber der Doktor wenig.

Pot-Pourri.

Leihbibliotheken in London.

Wie Alles in dieser Weltstadt großartig, so sind es auch ihre Leihbibliotheken (circulating libraries). Diese liefern nicht blos in London selbst, sondern auch im ganzen übrigen England ihre Bücher aus. Beständig sind auf den Eisenbahnen kleine Büchersammlungen in besonderen, dazu eingerichteten Kisten in Bewegung, die entweder an die Leser in den Wagen oder zurück an die Leihbibliothekare in London adressirt sind. Um nun ihre Abonnenten, die sämmtlich auf die erschienenen Neuigkeiten sehr begierig sind, gleichzeitig befriedigen zu können, begnügen sich die Herren Otley, Mudie und andere Unternehmer solcher circulating libraries nicht, einige Exemplare jedes bei den Herren Longman, Murrad, Bentley, Colburn ꝛc. erscheinenden Buches anzuschaffen, sondern sie kaufen deren gleich zu hundert und mehr Exemplaren. Um einen Begriff von dem Umfange dieses Geschäftes zu geben, theilen wir hier auf dem Katalog der Mudie'schen Leihbibliothek einen kleinen Auszug mit. Dieselbe hat angeschafft: Macaulay's „Geschichte von England" in 200 Exemplaren; Layard's „Ausgrabung von Ninive", 100 Exempl.; Cumming's „Löwenjagden", 100 Exempl.; Miß Strickland's „Lebensbeschreibungen der Königinnen von England", 70 Exempl.; „Lebensbeschreibung des Dr. Chalmers", 80 Exempl.; „Alton Locke, Schneider und Dichter" 80 Exempl.; „Nathalie", Roman von Miß Kavanagh, 100 Exempl.; „Leben des Bischofs Stanley", 50 Exempl.; „Southey's Leben und Briefwechsel", (6 Bände). 50 Exempl.; „Leigh. Hunt's Selbstbiographie", 50 Exempl.; „Memoiren der Frau von Beck", 50 Exempl.; Lord Ellesmere's „Krieg in Italien", 60 Exempl.; „Labengro", von George Borrow, 250 Exempl. ꝛc. ꝛc. Es läßt sich denken, daß die Leihbibliothekare beim Ankaufe einer so großen Anzahl von Exemplaren desselben Buches einen ansehnlichen Rabatt genießen. Nach einigen Monaten, wenn das Buch aufgehört hat, eine Novität zu seyn, ist natürlich die Nachfrage nach demselben nicht mehr so groß, und es genügt dann, wenn der Leihbibliothekar höchstens zehn Exemplare in seiner Sammlung zurückbehalt. Die übrigen Exemplare werden zu wohlfeilen Preisen verkauft, und da sie durch neue Einbände äußerlich ganz renovirt werden, so gehen sie dann auch oft erst in's Ausland als neue Waare.

Die neu erfundenen Patent-Omnibus

von J. A. Franklin in London versprechen kleine Weltwunder zu werden: jeder Passagier erhält in denselben einen bequemen Sitz, jeder Sitz hat einen Spiegel und eine Glockenschnur, um den Kondukteur zu rufen, mit welchem man übrigens auch durch ein Sprachrohr von Gutta-Percha conferiren kann. Um die Aussenseite des Wagens läuft eine Galerie, und längs dieser sind Thüren angebracht, so daß jeder Passagier durch eine besondere Thür zu seinem Sitze gelangen kann. Und alles das für 5 Pence auf einer Strecke von drei englischen Meilen!

In einem Gerichtshofe zu New-York kam es vor einigen Wochen vor, daß ein Angeklagter eine Vertheidigungsschrift einreichte, welche nicht weniger als 6000 Folio-Seiten füllte. Der Gerichts-Präsident sah sich dies Wunderwerk der Prozeß-Literatur an und bemerkte dann mit ernster Miene: es werde wohl am besten seyn, dasselbe als Probe amerikanischer Industrie zur großen Ausstellung nach London zu senden.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 26.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 29. März.

Ueber die Ausrottung der Bäume.

(Schluß.)

Von der Wiege der Völker wandte sich der Redner zu den romanischen Völkern. Nirgends sey die Ausrottung der Wälder so systematisch erfolgt, als in Spanien. Unerträglich brenne die Sonne auf die Felder der Mancha, auf die Umgebungen von Madrid, das die traurigste Lage aller europäischen Hauptstädte habe. Wenn der Redner es auch für anmaßend und vorschnell erklärte, den romanischen Völkern ohne Weiteres jede Zukunft absprechen, so müsse doch jeder, der die Natur des heutigen Spaniens kenne, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie wenigstens keine Camoens, keine Cervantes, keine Calderon mehr hervorzubringen vermöge. Gefällt sind auch die Wälder Asturiens, in die sich die christlichen Gothen nach ihrer Besiegung durch die Araber zurückgezogen, und von wo aus sie die Wiedereroberung des Landes begannen hätten. Gefällt sind auch die Wälder von Südfrankreich. Der Redner wandte sich zu Italien; er wies nach, wie es zwar stets waldlos, nie aber baumarm gewesen. Jene kahlstaken Apenninenrücken, die sich fast durch die ganze Halbinsel zogen, diese Tausende zum Denkmälern und Erdbegräbnissen bauen, da hier ein Handwerker mehr Raum für die Ruhestätte seiner Gebeine in Anspruch nahm, als mancher norddeutsche Fürst, für eigentliche Wälder keinen Raum gelassen. Aber ganz Italien ist von den herrlichsten Gebüschen und Baumgruppen durchzogen, die alle Felder schmücken, Minien, im Süden Orangen u. s. w. Wo aber die Baumverpflanzung systematisch betrieben worden, in der nächsten Umgebung von Rom, da rächte die Pestluft der pontinischen Sümpfe bald genug den Frevel, der das angebaute und volkreiche Latium in eine Einöde verwandelt hatte.

Nun wandte sich der Blick zu den germanischen Völkern. In der Waldeinsamkeit bargen die alten Deutschen das Heiligthum ihrer Religion. In den Eichenwäldern wohnte die Freiheit, sie hatten den Deutschen die kriegsgewohnten römischen Legionen vernichten. Die heiligen Eichen sanken in großer Zahl unter der Art der christlichen Bekehrer. Aber so willig die Deutschen das neue Licht aufnahmen, so innig die teutsche Natur mit dem Christenthum sich vermählte, kein Kirchenverbot vermochte die Geisterwelt der Deutschen aus dem Wald zu verbannen, und auch der christliche Deutsche eilte zuweilen, am Waldquell aus dem schaurigen Gesäusel der windbewegten Eichenwipfel die Eingebungen der Geister zu vernehmen. Der Vortragende berührt darauf den innigen Zusammenhang deutscher Romantik mit der Liebe zur Waldeinsamkeit. Wie bezeichnend ist der häufig vorkommende Name „Vogelfang" für deutsche Ansiedlungen in den fernsten Gegenden. Wo im Gezweig der Bäume der liebliche Gesang der Vögel erschallte, da wählte der Deutsche seine Wohnstätte. Welche von den Tausenden amerikanischen Kolonien hat einen so sinnigen Namen? Aus Aegypten over dem Reiche des Pyrrhus, aber wer weiß sonst woher holen diese Namen ohne Beziehung! Wie groß jene Ehrfurcht vor den Sängern des Waldes bei den Deutschen gewesen, beweise auch der Beiname des ersten wahrhaft deutschen Kaisers, Heinrichs des Vogelers. Im ganzen germanischen Norden sind die Waldverheerungen verhältnißmäßig viel geringer gewesen, als im romanischen Süden. Eine Ausnahme machen nur England, das Land der barbarischen Jagdgesetze eines Wilhelms I., und die Niederlande. Aber beide sind nicht baumarm; England besonders reich an Parks, beide durch lebendige Hecken vielfach durchschnitten. Der Vortrag führte dann zu den Küstenländern des baltischen Meeres. Die Waldverwüstungen, denen die herrlichen Buchen Pommerns erlagen, entstanden theils durch Abholzungen, theils durch die Verheerungen der Stürme in den gelichteten Wäldern, theils durch Herabrutschen des Erdreichs von den Dünen. An Ostpreußen und Pommerellen ward dann nachgewiesen, wie solche Waldverwüstungen die Küsten eines sicheren Schutzdammes beraubten, wie das Erdreich, nicht mehr durch den Panzer der Wurzeln zusammengehalten, seine Festigkeit verliert, der Schutz gegen die verheerenden Nordstürme abnimmt, und leicht eine Sanddecke über blühende Fluren gestürzt wird. Verwüstet sind auch die Wälder des alten Samlandes, die eine unbezwingliche Schutzwehr und den letzten Zufluchtsort der alten heidnischen Preußen gegen die deutschen Ritter bildeten. Ein schlagendes Beispiel von der Schädlichkeit unbesonnener Waldverwüstung giebt die Finanzspeculation jenes Herrn v. Korff unter Friedrich Wilhelm I. Der König brauchte Geld. Herr v. Korff versprach 300,000 Thaler zu schaffen, wenn man ihm erlaube „Unnützes" wegzuräumen. Er schlug den herrlichen Wald der Nehrung nieder, und der Schaden, der daraus dem preußischen Staate erwuchs, war so groß, daß man jetzt gern Millionen gäbe, ließe sich jener Wald herstellen.

Noch ein Blick ward auf Rußland geworfen, nachdem auch das wenig geschätzte und darum arme, unfruchtbare Schweden, und das wegen des mächtigen Schutzes der Klöster weit gesegnetere Norwegen einer kurzen Betrachtung unterworfen. Auf Südrußland scheint seit unvordenklichen Zeiten der Fluch der Baumlosigkeit zu ruhen. Kleinrußland wurde sonst eine ganz andere Rolle in der Weltgeschichte gespielt haben, als nun seine Scythen und Kosaken, die auf ihren Steppenpferden wohl Weltbesen durchreiten, aber nicht die Kraft höherer Gestitung anzunehmen vermochten. Erwähnt wurden auch die mißglückten Versuche der Baumanpflanzung in jenen Gegenden, namentlich durch den Fürsten Woronzow. Endlich wurde unsere Aufmerksamkeit noch einmal auf einen Theil Asiens, nämlich die Steppenländer Nordostens gelenkt. Der Vortragende wies nach, wie geistige Kultur und staatliche Ordnung mit der Zeltenwirthschaft der flüchtigen Nomaden unvereinbar seyen. Was für ein Schicksal Europa unter der Zeltenwirthschaft gedroht, lehren die verheerenden Einfälle eines Attila oder Batu-Chan!

Nach Beendigung dieser Weltschau wurde an die Gestalt unserer engsten Heimath die Beantwortung wichtiger Fragen geschlossen. — Berlins Feldmark war nicht immer so wüst und leer, die Mark ist nicht immer eine Sandscholle gewesen. In den Chroniken des Mittelalters wird über alle möglichen anderen Naturhindernisse und Schwierigkeiten geklagt, des Sandes, der doch den schwer gepanzerten Rittern hätte sehr beschwerlich seyn müssen, geschieht keiner Erwähnung. Die Wurzeln der mächtigen Eichenwälder hielten das lockere Erdreich zusammen.

Es wurde erwiesen, wie schädlich die Winde, die jetzt ohne Widerstand über das Land stürmen könnten, der Fruchtbarkeit seyen. Noch unter Friedrich Wilhelm I. waren die Aecker der Mark, der Bedürfniß mit gutem Holz bedeckt. Als man dieses herumtergeschlagen, entstand eine hellose Sandwüste im Norden unserer Thore, die beträgt, die Umgebung unserer Stadt der Madrids so ähnlich zu machen. Ein spanischer Landwirth meynte einst: Die Schlage ich die Bäume um; dagegen behauptete ein einsichtiger Landwirth

aus unserer Gegend: die Vögel fressen die Würmer, die die Saaten verderben, darum pflege ich die Bäume, auf denen die Vögel sitzen. Gering für den Verlust der Laubholzwälder ist der Ersatz durch Kiefern, aber er ist doch nicht ganz zu verachten. Hat man gesagt: der Charakter der Märker sey zäh, wie ihre Kiefern, und spitz wie die Nadeln ihrer Bäume, so glaubt der Vortragende hinzufügen zu müssen, daß selbst in jenen Kiefern ein wenig Poesie wohne. Freilich, unsere herrlichen Eichenwälder werden sich nicht wieder erheben, die Sünde unserer Väter ließ sie fallen, und die geschändete Natur verlagt den Dienst, auch wenn nicht die ewigen Utilitätsrücksichten unseres Zeitalters sich für Kiefernanpflanzungen erklärten. Der Vortrag schloß mit einer Ermahnung, wenigstens zu retten, was noch zu retten sey, und in der Sünde der Waldverwüstung nicht fortzufahren.

Zur Londoner Gewerbe-Ausstellung.

Entstehung des Unternehmens. — Der Glaspalast. — Die Frequenz.

Der Gedanke einer Weltausstellung keimte zuerst in Frankreich, wo vor zwei Jahren in der Nationalversammlung von der Linken der Antrag gestellt wurde, bei der Pariser Ausstellung auch auswärtige Mitbewerber zuzulassen. Die Engherzigkeit der Ordnungsmehrheit erstickte ihn, und es ist vielleicht ein Glück, da er in dem mit seinen inneren politischen Kämpfen zu sehr beschäftigten Frankreich schwerlich die großartige Entwicklung gefunden, wie auf dem fruchtbaren Boden des in seinem gewerblichen Geiste fortgeschrittneren Englands. Hier erhob sich der Prinz Albert selbst als Träger dieser bedeutungsvollsten Erscheinung der Neuzeit; sobald die politische Ebbe im Herbst 1849 das Interesse für materielle Bestrebungen wieder hoslegte, trat er mit dem Antrag einer Industrie-Ausstellung aller Völker in London in der Gesellschaft der Künste hervor, die seinem Gedanken unterwelt einen ungetheilten Beifall zollte. Boten, die der genannte Verein auch seiner Mitte in die Manufakturdistrikte abordnete, fanden überall begeisterten Anklang. Während der Gedanke, „alle Vasallen von Frankreich bis China zu Einem Gewerbe-Examen an die Themse zusammenrufen zu können," die Eitelkeit des englischen Volkes immer tiefer durchdrang, konstituirte sich indeß am 4. Januar 1850 nach eingeholter königlicher Genehmigung das Londoner Centralcomité, Prinz Albert an seiner Spitze, die berühmtesten Namen, wie Peel, Russell, Cobden, der Ingenieur Stephenson ꝛc., in seiner Mitte. Bis zum Frühjahr waren so viel Privatgelübderäge gezeichnet, daß man den Aufruf an die Architekten aller Länder ergehen lassen konnte, Pläne für das Ausstellungsgebäude einzusenden. Von 245 Entwürfen wurden bis 19 empfehlenswerth, keiner als annehmenswerth befunden. Schon war das Comité in raschem Zug, sich für einen von ihm selbst gefertigten zu entscheiden und ein ungeheures Ziegelsteingebäude mit formloser Kuppel im Hyveark hinzustellen, als es noch gerade zu rechter Zeit durch das Genie eines Mannes von dieser Sünde gegen allen Geschmack gerettet wurde. Paxton, wir kennen schon den Namen des erleuchteten Baumeisters, war bis dahin schlichter Kunstgärtner und Botaniker in den königlichen Treibhäusern zu Chatsworth gewesen. Hier verpflegte er seine 1837 in Demerara entdeckte Sumpfpflanze Victoria regia, für die er bei ihrem riesigen Wachsthume ein eigenes Treibhaus nach eigener Konstruktion erbaute, das sich gegen Sturm und Wetter als vortrefflich erwies. Wer hätte darin das Modell zum Glaspalast vermuthet? Als nämlich die Ausstellungskommission alle Pläne verwarfen, war dafür in Paxtons Seele ein Entwurf, der Konstruktion seines Gewächshauses entsprechend, aufgestiegen; aber seine launenden Geschäfte erlaubten ihm nicht, dem Gedanken weiter und schnell nachzuspüren. Endlich mußte er einem Schiedsgericht in Derby wässhren, und war hier die rohen Umrisse seines Planes während der Verhandlungen wie von ungefähr auf Papier; vom Gerichtssaal eilte er schnell nach Hause und bestieg kaum mit einem genauer gezeichneten Plan die Eisenbahn, um damit nach London vor die Kommission zu fahren. Im Wagen traf er durch einen glücklichen Zufall mit dem berühmten Ingenieur Stephenson zusammen, dem er von seinem Plane erzählte und ihn ihm zeigte. Dieser nahm es Anfangs für Scherz, — er wird ernster, bei aufmerksamem Blick in die Papiere rauchte er indeß ohne eine Miene zu verziehen lange fort; schon fiel der Muth Paxton's; endlich legte der Ingenieur die Cigarre aus dem Munde, Paxton begann zu hoffen, und bald gab ihm Stephenson seinen Entwurf mit dem Worte: „Wundervoll!" und dem Versprechen, ihn im Comité zu unterstützen, zurück. Paxton ließ seinen Plan in den „Illustrirten Londoner Neuigkeiten" abdrucken, und die gesamte englische Presse ergriff alsbald so entschieden Partei dafür, daß er am 26. Juni, acht Tage nach seiner Vorlage und nachdem er mit den großen Glas- und Eisenwerthesitzern der nördlichen Grafschaften in acht Tagen den Kostenüberschlag gemacht hatte, angenommen wurde. Daß weniger der Maurer als der Schlosser und Glaser an dem Bau zu arbeiten gehabt hat, ist bekannt. Ueber das Schaffen und Treiben bei diesem Bauwerk giebt das „Morgenblatt" folgende anschauliche Schilderung: „In einem Nu war der Boden von tausend Spaten umgewühlt, der Grund mit überraschender Geschwindigkeit gelegt und mit zauberhafter Schnelle stiegen die Säulen empor. Das Material wurde verwendet, sobald es aus den Fabriken kam, das Eisen frisch aus dem Schmelzofen in die Erde gesügt und das Glas kaum erkaltet in seine Rahmen gefügt. So bot der Hydepark, bisher bloß die Rennbahn englischen Vollbluts und der Spaziergang der vornehmen Welt, ein Bild des emsigsten Lebens dar. Das rastlose Hin- und Hertreiben dieser Tausende von Männern, die mit der dem Engländer eigenthümlichen Ruhe arbeiten, das sichtliche Voranschreiten des ungeheuren Werks, das Pochen der Hämmer, das Tosen und Summen der Maschinen, die Hunderte von Wagen, die ab- und zufahren, die unzähligen Zuschauer, welche sich neugierig um die Bretterwand drängen, wer das Alles gesehen, wird es nimmer vergessen." — Durch diese Anstrengungen ist das Gebäude jetzt in der Hauptsache vollendet. Das Gebäude ist 1851' lang (englische Fuß), 408' breit und ist von einem Transept (gewölbter Durchgang) von 106' Höhe durchschnitten, das eine Reihe Ulmen umschließt; das Ganze besteht aus drei Stockwerken, treppenartig über einander gesetzt, so daß die hohere Gallerie immer gegen die niedrigere zurücktritt; 3300 Eisensäulen, jede 15 — 20' doch, tragen das Gange, sind innen hohl, um mittelst besonderer Einsetzung der Glasscheiben die an diesen herabrinnende Feuchtigkeit abzuleiten. Der ganze Kubikinhalt beläuft sich auf 33 Millionen Kubikfuß, der Quadratinhalt der verwendeten Glasscheiben 900,000 Quadratschuh, das Mittelschiff ist 72, die Seitenschiffe 48, die Parterre- und Gallerieganze 24 Fuß breit. Den Bau haben die Uebernehmer Fox und Herbertson zu 77,500 Pfund Sterling (das Pfund = 12 fl.) übernommen, wenn sie nach Beendigung der Ausstellung das Material behalten dürfen. Da aber das Gebäude schon als schmeichelhafter Denkstein der großen Nationalunternehmung nicht niedergerissen, sondern wohl zu irgend einem Vereins- und Versammlungslokal beibehalten werden wird, so haben sie für diesen Fall 150,000 Pfund oder 1,900,000 fl. verlangt. Man wird sich an diesen einen Begriff von der Größe des Baues machen können, wenn man erwägt, daß die Ausstellungsräume des Tschraums 8 englische Meilen (3 englische Meilen gehen etwa auf eine deutsche, oder 2 Stunden) einnimmt, und daß es eine hübsche Tagreise ist, an diesem ganzen Tischraum herumzukommen. Die Fürsorge für die Lüftung ist ausnehmen gut gewesen. Man hat sorgfältigen Proben angewandt, das ganze Gebäude ist mit Ventilationsbrettern ausgerüstet, die in solchen Winkel gestellt sind, daß aller Regen ausgeschlossen ist, der Wind aber frei durchstreicht. Dach und Südseite des Baues werden mit Kanneras gedeckt, das man bei heißem Wetter naß erhalten und so eine angenehme Kühle sichern kann. Dieß die Hauptreigenschaften des viel-

besprochenen Baues, dessen vollständiges architektonisches Verständniß ohne Anschauung im Modell, oder wenigstens in der Zeichnung nicht wohl möglich ist. Wenn vielfach behauptet worden ist, der Glospalast sey gegen Wetter und Menschenmasse nicht stark genug gebaut, so ist darauf zu erwidern, daß nach den sorgfältigst angestellten Proben die Widerstandsfähigkeit des Glasmaterials und die Tragfähigkeit der Gallerien bei weitem das Doppelte von der je möglicherweise nöthig werdenden übersteigt.

Der Strom der Besucher in London wird natürlich außerordentlich seyn, und man wird kaum zu hoch gegriffen haben, wenn man die Anzahl derselben während des kommenden Sommers auf 2 Millionen Ausländer und 7 Millionen Inländer anschlägt. Mit einem Blick scheinbar gerechten Mitleids und Bangens wird dabei allerdings mancher Besucher auf seine Geldbörse sehen, die er der englischen Spekulation unrettbar verfallen glaubt. Und es ist wahr, daß die ganze Sippschaft der Beutelschneider, vom spekulativen Gasthirth herab zum gemeinen Taschendieb sich eine reiche Ernte verspricht. Die berüchtigsten Diebe der drei Königreiche Englands haben sich dort Rendezvous gegeben, wo sie glänzende Geschäfte zu machen hoffen. Gauner von Edinburg und Dublin haben freche Briefe an den Londoner Polizeichef geschrieben, und einer von ihnen rühmte sich, eine Einnahme von 20,000 Pfund Sterling während der Ausstellung zu machen. Die Gauner Großbritanniens sind in der That vollendet in ihrer Art und die französischen Spitzbuben blos Lehrjungen im Vergleich mit solchen Meistern. Die Londoner Polizei wird ihrerseits Maßregeln treffen gegen die sträflichen Versuche des Diebstahls und des Betrugs von, wie man annimmt, etliche 20,000 vereinten Dieben. Der Lord-Maire läßt gegenwärtig 50 Register verfertigen, in welchen die vorzüglichsten Leutenschneider nebst ihrem Alter und Signalement aufgeführt sind. Man rechnet, daß 5 Millionen Reisende zur Ausstellung kommen werden. Wenn von den 20,000 Dieben blos 5000 sich ein kleines Vermögen zu machen hoffen, so läßt sich voraussehen, daß die Hälfte der Reisenden werde bestohlen werden. Ein Haus von London wird, wie man sagt, eine Versicherungsanstalt gegen die Diebe, zu 1 Schilling für jeden Reisenden, errichten. Mehrere frühere Polizeibeamte und Konstabler sind, wie man sagt, an der Spitze dieser Anstalt, die mehr als drei Millionen Gewinnst eintragen wird. Diese Kompagnie hat die Genehmigung der Regierung erhalten, um so mehr, da die meisten Polizeibeamten alle Diebe und ihr Verfahren kennen.

Auch die Furcht vor bedeutender Steigerung der Unterhalts- und Wohnungspreise ist, näher beim Lichte betrachtet, grundlos. Nimmt man an, daß von den 9 Millionen Besuchern jeder 14 Tage bleibt, was bei der überwiegenden Anzahl von Inländern gewiß nicht zu wenig ist, so beläuft sich die Zahl der an jedem Tag in London anwesenden Besucher auf höchstens eine halbe Million, was also ein Fünftheil der Einwohner ist, und dieß kann die Stadt, bei der ungeheuren Anzahl von Privatmiethwohnungen, die hergerichtet werden, unschwer fassen; der Zuwachs im Verbrauch der Lebensmittel wird ohnedem bei der großen auswärtigen Zufuhr, die sich in London fürs ganze Land aufstapelt, fast verschwinden. Die Spekulationen, die anfänglich von Wirthen und Hausbesitzern versucht werden dürften, werden an der eignen gegenseitigen Konkurrenz am ehesten sich brechen. An Quartieren und Lebensmitteln wird es also in London nicht fehlen; wer immer kann, der soll es sich nicht gereuen lassen, London in diesem Sommer zu besuchen.

Schon wieder sind neue Spekulationen in Bezug auf möglichst billige Reise und Aufenthalt in London aufgetaucht. In Amerika hat man eine Lotterie zu diesem Zwecke entrirt. Derselben sind 4000 Subscribenten beigetreten. Jeder bezahlt 5 Dollars und empfängt dafür einen Stahlstich, der das Innere des Krystallpalastes in Hyde-Park darstellt. Diese 4000 Stahlstiche sollen 4000 Dollars kosten. Außerdem giebt es 25 Gewinne erster und 25 Gewinne zweiter Klasse. Die ersten bestehen in einem Reisebillet erster Klasse für's Dampfschiff, um kostenfrei nach London zur Ausstellung hin- und zurückreisen zu können. Außerdem werden noch 100 Dollars für die Kosten des Aufenthalts angewiesen. Die Gewinne der zweiten Klasse geben nur Freifarten zur Hinfahrt. — Von Bremen aus soll, wenn sich bis zum 8. April eine hinlängliche Anzahl Passagiere meldet, ein dreimaliges Segelschiff in den ersten Tagen des Monats Mai nach London expedirt werden, daselbst 14 Tage zur Logirung und Bewirthung der Passagiere möglichst nahe des Hyeparks verweilen und dann nach Bremen zurückkehren. Die Passage hin und zurück, einschließlich der Beköstigung auf der Reise, sowie für Logis und Kost am Bord während des vierzehntägigen Aufenthalts in London ist im Ganzen auf 120 Thaler Gold für die Person festgesetzt.

Russische Skizzen.

Es ist bekannt, daß kein Mensch in Rußland es wagen darf, den Kaiser auf öffentlicher Straße weder schriftlich noch mündlich anzureden. Das ist ein altes, schrecklich Gesetz und wer es übertritt, der hat keine geringe Strafe zu erwarten. Der Kaiser erscheint öffentlich, wie bekannt ist, stets in Generalsuniform; er geht oder fährt durch die Straßen von St. Petersburg wie Jedermann und großentheils ohne irgend einen Begleiter; wer ihn nicht kennt, glaubt einen General, deren es in der Residenzstadt so viele giebt, zu sehen. Erblickt man ihn in einer Straße, die sehr belebt ist, wie z. B. auf dem Newskischen Prospekte, so kann man ihn leicht daran erkennen, daß Jeder ehrfurchtsvoll den Hut vor ihm zieht. Möge aber der Kaiser fahren, gehen oder stehen, wo er wolle; die Polizeileute sind immer in seiner Nähe, theils sichtbar, theils unsichtbar. Wer Rußland kennt, muß manchmal erstaunen über das plötzliche Erscheinen der Polizei, so weiß sie überall die Nähe des Kaisers zu errathen. Es traf sich einige Mal, daß ich sah, wie der Czar in einer einsamen Straße von Jemandem angeredet wurde, den er aber jedes Mal kurz abfertigte. Kaum war er 10—20 Schritte weiter gegangen, so erschien auch schon die Polizei, plötzlich, als wäre sie vom Himmel oder aus der Erde gestiegen, und schleppte den Verbrecher (!) fort. Es trifft sich auch, wenngleich selten, daß der Kaiser selber Jemanden, der ihm entgegen kommt, anredet; aber auch solch Einer wird ohne Gnade von der Polizei fortgeschleppt und vor allen Dingen will sie dann wissen, was der Czar gesagt hat.

Es ist bekannt, daß die Polizei in Rußland gegen den Adel, zu welchem jeder Beamte ohne Ausnahme gehört, keine Gewalt hat, es sey denn, daß er sich eines Diebstahls oder ähnlichen Verbrechens schuldig machte. Nur gegen den Bürger, wie überhaupt gegen jenen Nichtadeligen verfährt sie mit äußerster Willkür! Jeder Beamte ist an seinem Frack (Vice-Montur) zu erkennen, und diese Vice-Montur oder auch die Staats-Uniform ist der Schild, der ihn gegen die dreiste Willkür der Polizei schützt. Einmal sah ich, wie Kaiser Nikolai einen Beamten anredete, der mit den Orden des heil. Wladomir IV. und der heil. Anna III. Klasse geschmückt, aber ziemlich betrunken war und die Straße entlang schlenderte. „Wie heißen Sie und wo dienen Sie?“ fragte ihn der Kaiser. Der Trunkenbold schien plötzlich nüchtern geworden, er verbeugte sich mit vieler Grazie vor dem Czaren und sagte mit großer Geistesgegenwart: „Kaiserliche Majestät! wir haben heute das Namensfest eines tapfern Offiziers gefeiert, der sich das Georgenkreuz bei der Erstürmung von Erzwan verdiente, und ich habe mich bei dieser Feier ein wenig vergessen. Ich appellire an die Gnade Ew. kaiserlichen Majestät.“ — „Sie begeben sich auf der Stelle nach Hause!“ sagte der Kaiser, und sagte ihm noch Etwas, worvon wir unten erzählen werden. Der Kaiser ging seines Weges; er war kaum 20 Schritte weit gegangen, so hatten die Polizeileute den Beamten auch schon nach üblicher Weise in Behandlung. „Was hat Se. Majestät der Kaiser zu Ihnen gesagt?“ fragten sie ihn. „Das geht Euch nichts an!“ entgegnete dieser. „Sie müssen mit zum Oberpolizeimeister, der wird Sie schon zum Gestehnniß bringen!“ „Seht Ihr nicht, daß ich Beamter und Ritter bin? wie unterfteht Ihr Euch,

mich wie einen Bürgerlichen anzufallen? Ich bin der und der und nun rathe ich Euch, mich ungehindert gehen zu lassen, sonst werte ich Euch das Gesetz lehren!" Es entstand ein heftiger Wortewechsel, die Polizeimänner, die dem Offizierstande angehörten, wollten durchaus wissen, was der Kaiser gesagt hatte; allein der Beamte, ein schlauer Kopf, machte ihnen nach einige Bemerkungen, darauf ließen sie ihn ungehindert seines Weges gehen; sie aber begaben sich sogleich zum Generalpolizeimeister und erzählten ihm den Vorfall. „Aber was hat Se. Majestät zu ihm gesagt?" fragte dieser. „Excellenz, er will es nicht gestehen!" „Nicht gestehen? Auf der Stelle einen schriftlichen Befehl gegeben und ihn hierher beschleppt!" entschied der Polizeichef. Es geschah sogleich. Der Beamte gehorchte aber auch dieser Aufforderung nicht. Der aufgebrachte Polizeichef schickte sogleich einen andern Offizier an ihn ab, aber auch dieser kam mit dem Bescheid zurück, daß der Beamte dem Befehle Sr. Excellenz nicht Folge leisten könne. Jetzt beschloß der Polizeichef, sich selbst zu dem widerspenstigen Chevalier zu begeben; er hatte aber noch Geschäfte bei seinem Vorgesetzten, dem General-Gouverneur, daher ging er vorher zu diesem, dem er auch den Vorfall mittheilte. „Aber was hat Se. Majestät der Kaiser zu ihm gesagt?" fragt auch dieser. „Hohe Excellenz, er will es durchaus nicht gestehen! Ich habe ihn zweimal zu mir beschieden und er verweigert zu erscheinen, so daß ich entschlossen bin, selbst zu ihm zu fahren." „Lassen Sie das sein, ich werde ihn zu mir beschelten," sagte der General-Gouverneur. Der Cavalier aber ließ auch ihm melden, daß er dem Befehle Sr. hohen Excellenz nicht Folge leisten könnte. Nun fuhr der General selber zu ihm. „Warum kommen Sie meinem hohen Befehle nicht nach?" fragte er „Hohe Excellenz, der Befehl Sr. Maj. des Kaisers ist noch höher!" versetzte der Beamte. „Was soll das heißen? wollen Sie Scherz mit mir treiben? Ich frage Sie, warum Sie bei mir nicht erschienen sind, da ich, der General-Gouverneur, es befohlen?" „Hohe Excellenz, seine Majestät der Kaiser haben mir befohlen, die ganze Woche nicht aus dem Hause zu gehen." „So, aber was hat Se. Majestät sonst mit Ihnen gesprochen?" „Weiter nichts, als daß ich sieben Tage Hausarrest hätte!" Der General lächelte befriedigt und zog ab. Damit war die Neugierde der Polizei, die ihr das Gesetz auferlegt, befriedigt.

Es ist eine europäische Maßregel des despotischen Staates, daß Niemand den Czaren anreden, noch ihm eine Bittschrift überreichen darf. Alle Bittschriften müssen erst durch die Hände seiner Generalen gehen, die sie dann durchsehen oder auf die lange Bank schieben. Und so erfährt der Kaiser von dem Druck und Elend seines Volks sehr wenig oder nichts. Er will aber auch nichts davon erfahren, was wir unten aus einem späteren Zuge ersehen können.

Kaiser Alexander machte einmal eine Ausnahme von dieser despotischen Regel. Vor einer Reise nach Moskau ließ er bekannt machen, daß er auf dieser Reise und auch am zweiten Tage seiner Ankunft in Moskau alle Bittschriften in eigener Person in Empfang nehmen werde. Es war zu erwarten, daß bei dieser goldenen Gelegenheit viele Bittende und Klagende sich einfinden würden; allein ein solche Menge von Bittschriften, als überreicht wurden, hatte man denn doch nicht erwartet! Es mußte ein eigends hiezu bestimmtes Comité, ich weiß nicht aus wie viel Mann, eingesetzt werden, welches zehn Jahre ununterbrochen an diesen Bittschriften gearbeitet hat. Seitdem war dem Kaiser die Lust vergangen, seinem Volke solche Gnade zu erweisen, und Nikolai nahm sich auch ein Beispiel daran. Wehe dem, der sich unterfängt, dem Czaren eigenhändig eine Bittschrift überreichen zu wollen.

Eines Tages ging ich zu St. Petersburg über den Isaakplatz; der Kaiser Nikolai kam, wie wir sahen, aus dem Staatsgebäude, er war ohne irgend einen Begleiter und ging raschen Schrittes an mir vorüber. Ich grüßte und drehte mich um, um ihm nachzusehen. Da bemerkte ich in einiger Entfernung am Wege des Kaisers einen armen Bauern. Im Schalspelze lag er auf beiden Knien, die Stirn auf die Erde gedrückt. Auf seinem Hinterkopf hatte er ein Packet, wahrscheinlich eine Bittschrift, gelegt. In dieser Lage harrte er der Annäherung seines Czaren, seines Gottes auf Erden! Der Kaiser aber ging an dem vor ihm im Staube liegenden Menschen vorüber, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. Ein Schauer durchrieselte mein Gebein, als ich diese eiskalte Theilnahmlosigkeit gewahrte. Kaum aber hatte ich mir in einem Seufzer Luft gemacht, so hatte auch schon die Polizei den unglücklichen Menschen ergriffen und unter Faustschlägen ins Gesicht und unzähligen Rippenstößen wurde er fortgeschleppt. Gott weiß, was sie mit ihm angefangen hat.

Pot-Pourri.

Der Londoner „Hundeclub".

In London gibt es einen „Hundeclub". In demselben versammeln sich jeden Dienstag Abends alle Hundefreunde. Jedes Mitglied soll nach der vorgeschriebenen Regel einen Hund mitbringen. In dieser Weise findet man eine große Anzahl von Hunden, englisch, französisch, dänisch, italienisch rc. versammelt. Im Hintergrunde des Saales befindet sich ein ungeheurer Käfig mit eisernen Stäben, in welchen die Hunde während der Soirée eingeschlossen werden. In der Mitte des Saales ist eine Art von Arena gebaut, in welcher die Thiere ihre Kämpfe aufführen. In dieselbe werden abwechselnd die vorzüglichsten Hunde hineingelassen nebst einer großen Anzahl von Ratten, und nun werden unter den Clubmitgliedern Wetten gemacht. Sie wetten auf diesen oder den andern Hund, wie viel Ratten er binnen fünf Minuten zu tödten im Stande ist. Ein Hund, der zehn Pfund wiegt, muß fünfzehn Ratten in fünf Minuten tödten. Ein Hund im Gewicht von zwanzig Pfund tödtet fünfundzwanzig Ratten in fünf Minuten. Der berühmteste Hund dieses Clubs ist gegenwärtig Billy, der große Rattenfänger; er hat keinen Rivalen. Billy ist im Stande, in fünf Minuten hundert Ratten zu tödten. Er wiegt nur achtzehn Pfund. Die Fantasiehunde (Fanci pets) sind bei dieser Versammlung ausgeschlossen. Es sind dies die bei den Damen so beliebten Kinder King Charles'; sie taugen zu nichts. Ein guter Rattenfänger, der schwarzes, einfarbiges Fell besitzen muß, weiße Krausen an den Zehen und ein weißes Jabot und weißen Punkt auf der Nase, kostet zwanzig Pfund Sterling. Die schönste Race, vollkommen einfarbige, wird nur um den Preis von vierzig Pfund Sterling verkauft. Ein Mitglied des Clubs besitzt einen Hund von spanischer Race mit Namen Prinz; für diesen warten ihm bereits zweihundertfünfzig Pfund Sterling geboten und er hat sie ausgeschlagen.

Der Präsident Napoleon träumt den Kaiserraum und sein uralter Onkel Hieronymus, Exkönig von Westphalen, den alten Königstraum von Kassel. Er läßt sich immer noch Majestät anreden und schwärmt in der Erinnerung an seine Residenz Kassel. „Lieber Neffe, aus dem Kaiserthum wird doch nichts, schäfele er neulich wehmüthig; wenn ich sterbe, trete ich Dir meine Ansprüche und Erinnerungen an Kassel ab."

In London werden Haishüter für Herren und Damen angestellt, die sehr elegant aussehen und vorn mit einem sogenannten Respirator (einem feinen biegsamen Drahtgeflechte) versehen sind, welches über Mund und Nase gelegt wird, damit bei rauher Witterung diese nur erwärmt eindringen kann. Bei milder Luft kann man den Respirator in die Cravate hineinlegen, so daß er nicht gesehen wird. Die Aerzte empfehlen diese Haishüter sehr.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung 1849.

Das Auffliegen des dänischen Linienschiffes Christian VIII. im Eckernförder Hafen am 5. April 1849.

Nro. 27.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 2. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

London mit seinen Merkwürdigkeiten.

Seit mehr als dreißig Jahren ist der korsische Welterschütterer gefallen; längst ruht seine Asche im Lande seiner Wünsche; sein Name ist auferstanden, aber sein Geist dahin; noch immer aber lebt der glückliche General, dem es beschieden war, ihm den Todesstoß zu versetzen. — Der Herzog v. Wellington ist noch immer in England der gefeierte Held; die Presse nennt ihn „the hero“ (der Held), das Volk „the duke“ (der Herzog). Ueber diesen Ruhm und dieses Heldenthum wird dereinst die Geschichte entscheiden und alsdann die Parallele zwischen ihm und dem großen Besiegten ziehen. — Was aber wird erst sein Volk thun, wenn er zu seinen Vätern eingegangen seyn wird, da es ihm bei Lebzeiten schon in der Hauptstadt allein drei Monumente setzte? — Vielleicht nichts mehr, denn wer zu lange lebt, überlebt sich! — Auch im Herzen der City finden wir Albions Gefeierten; vor der Börse steht seine aus Kupfer gegossene Reiterstatue auf granitenem Piedestal. — Man setzte dieses Denkmal, als er noch im Ministerium war. Es scheint, als ob dieses Monument seiner staatsmännischen und die beiden im Westend errichteten seiner kriegerischen Carrière zum Gerüchtniß dienen sollen.

Fast in allen Hallen in London findet sich auch sein Porträt; so auch in Guildhall, dem Rathhause, das nicht weit nördlich von Cheapside, Kingstreet gegenüber, gelegen ist.

Wilhelm der Eroberer gab der Stadt London die ersten Privilegien (Charter). — König Johann, der durch die Magna Charta den Grund zur jetzigen Constitution legen mußte, gewährte auch der Stadt manche Vorrechte und Freiheiten, darunter die, „daß die Barone der City berechtigt seyn sollten, jährlich einen „Mayor“ zu wählen und dieselbe Person in ihrem Amte fortfahren zu lassen nach ihrem Wohlgefallen“. Andere Rechte sind seit jener Zeit bewilligt; die Municipalität hat aber im Wesentlichen die alte Einrichtung beibehalten. — Die City ist in 26 Wards (Kirchsprengel oder Bezirke) getheilt. Obgleich in England vollkommene Gewerbefreiheit herrscht, so ist die Civil-Verwaltung doch noch auf die Institutionen der Zünfte und Innungen begründet. Das freie Bürgerthum bildete sich früh aus in den britischen Städten; eifersüchtig wahrten sie ihre Rechte, und oft sah der Herrscher die trainbands (die Schaaren der Bürger und Gewerke) gegen sich in den Waffen. Und noch bis auf den heutigen Tag hat der Londoner Bürger sich seine mittelalterlichen Einrichtungen zu erhalten gewußt, und ängstlich werden die Privilegien der City bewacht und gehütet. — Als 1835 die Municipalitäten anderer englischer Städte modifizirt wurden, da wagte man sich doch nicht daran, die alten Einrichtungen der City umzugestalten, sondern mußte sie unangetastet lassen.

Wer seine Lehrzeit bei einem Meister als Lehrling durchgemacht hat, ist „freeman of the city“. Er kann als solcher in die Company (Innung) seines Gewerbes eintreten. — Da aber Jeder, ob Ausländer oder Inländer und ohne Unterschied der Religion, jedes erlaubte kaufmännische Geschäft beginnen und betreiben kann, ohne einmal irgend einer Behörde Anzeige davon machen zu müssen, wenn er sich nicht etwa mit accisepflichtigen Artikeln befaßt, so steht es auch jedem Gewerbtreibenden frei, sich in seine betreffende Company aufnehmen zu lassen, ohne daß er jemals eine Lehrlingszeit durchgemacht hat. Die Mitglieder der zwölf Haupt-Innungen (livery companies) erwählen die Sheriffs und andere Municipalbeamten; außerdem die Common-Councilmen oder Stadtverordneten. Aus Letzteren wird für jede Ward ein Alderman (Rathsherr) gewählt, und aus diesen wiederum alljährlich der Lord-Mayor.

London allein genießt das Vorrecht unter den englischen Städten, daß sein Lord-Mayor und seine Aldermen als Magistratspersonen fungiren und außerdem auf Lebenszeit einen rechtsgelehrten Richter für die City, den Recorder, ernennen. In allen anderen Orten ernennt die Regierung Richter und Justizbeamte. Letzteres ist auch in den Theilen Londons der Fall, die nicht zur City gehören. Ueber Lokalangelegenheiten und Lokalsteuern entscheiden dort alle Steuerpflichtigen in vestry meetings (Kirchspielsversammlungen) und meetings of ratepayers, doch sind die außerhalb der City fungirenden Magistratspersonen Regierungsbeamte.

So wie in Mansion House der Lord-Mayor, so sitzt in Guildhall täglich ein Alderman oder Rathsherr zu Gericht, um in Polizeisachen zu entscheiden. Sie besitzen eine willkürliche Gewalt bei kleineren Vergehen und können zu Geldstrafen und kürzerem Gefängniß verurtheilen. Bei Anschuldigungen größerer Verbrechen aber kömmt es ihnen nur zu, zu entscheiden, ob Grund vorhanden, daß der Angeklagte vor die Schranken der Geschwornen gestellt werde; ist Letzteres der Fall, so wird er nach Old-Bailey oder Newgate (dem City-Gefängnisse) geschickt, um vor die Schranken gestellt zu werden, wo der Recorder zu Gericht sitzt. Außer zur Gerichtshalle dient Guildhall zu allen Zwecken eines Rathhauses und allen Versammlungen der Stadtkollegien. Zu letzteren wird die große, 153 Fuß lange und 48 Fuß breite Halle benutzt. In ihr finden sich Statuen Chatham's, Pitt's, Nelson's und Wellington's, und die zwei kolossalen hölzernen Figuren „Gog“ und „Magog“, einen alten Briten und einen Angelsachsen darstellend. In nebenanstoßenden Rathszimmer ist eine Anzahl sehenswerther Gemälde und eine Statue Georg's III.

In der Guildhall bewirthete 1814 der Lord-Mayor die Alliirten mit dem Prinz-Regenten, und als Victoria 1837 zum erstenmal die City besuchte, wurde auch ihr hier ein glänzendes Bankett gegeben. Nach altem Brauch geht der erste Beamte bei solchen Gelegenheiten dem königlichen Besucher bis Temple-Bar entgegen und überreicht ihm das Schwert der City, um es sofort aus seinen Händen zurückzuempfangen. Auch die jetzige Königin mußte das große, schwere Staatsschwert einige Sekunden in der zierlichen Hand halten und machte den beglückten Lord-Mayor für die Mühe, es ihr wieder abzunehmen, zum Knight oder Ritter. Ein Ball zur Unterstützung hilfsbedürftiger Polenflüchtlinge wird auch noch alljährlich in Guildhall gegeben und bringt gewöhnlich 1000 bis 1500 Pfund Sterling ein.

Neben Guildhall (Halle der Gilden) verdienen die Hallen der Innungen oder Companies unsere Beachtung. Es giebt einundneunzig Companies. Die zwölf bedeutendsten livery companies führen den Titel honorable; fünfzig von ihnen besitzen eigene Halls, wo sie ihre Versammlungen halten, und manche dieser Hallen sind Gebäude, deren Aeußeres nicht nur imponirend, sondern deren Inneres auch durch entfaltete Pracht oder Antiquität bemerkenswerth ist. Viele dieser Innungen besitzen beträchtliche Fonds durch Vermächtnisse, Schenkungen und Beiträge. Wie der Werth aller Immobilien sich verhundertfacht hat, so ist auch solches Eigenthum, was ursprünglich unbedeutend war, jetzt zu einer enormen Höhe gestiegen. Der Einfluß der Innungen aber, mit einem Worte, der

Bourgeoisie, als Grundeigenthümer und bei Parlamentswahlen, ist ein ganz bedeutender; ihre Revenüen wachsen von Jahr zu Jahr, sie bilden Gesellschaften, mit großen Mitteln ausgestattet, und sind dadurch souveraine Gebieter in Fragen der Arbeit und des Lohns gegenüber den Arbeiterklassen. Sie personifiziren das Kapital gegenüber der Arbeit, und, wie überall, mästet sich ersteres vom Schweiße der letzteren. So kärglich und herabgedrückt der Lohn derjenigen ist, die für die großen Boutiquiers und Fabrikanten arbeiten, so wohl ist dagegen für Alles gesorgt, was letzterer Klasse angehört. Selbst verarmte, alte oder kranke Mitglieder der Innungen werden aus obigen Fonds unterstützt, und es erhalten einige außer freier Wohnung nicht weniger als 50 — 60 Pfd. Sterl. jährlich. Dies geschieht nicht allein um der Barmherzigkeit willen, sondern damit, was einmal der Gesellschaft angehört hat, „respectable" bleibt. — Unter den Hallen ist wohl Fishmongers-Hall, am Ufer der Themse neben der Londonbrücke, die größte und eleganteste und nächst ihr Merchant-Tailors-Hall, in Threadneedle-Street, Ironmongers, in Fenchurch-Street, Barber's, in Monkwell-Street, Armourers, in Coleman-Street, und Salter's Hall, in St. Swithins-Lane, gehören zu den älteren und besitzen mehr oder minder sehenswerthe Gemälde und Antiquitäten. Das nobelste Gebäude von allen aber ist Goldsmiths-Hall, hinter dem Postgebäude gelegen und im italienischen Genre erbaut. — Die Innung der Goldschmiede hat das Privilegium, daß alle in London verfertigte Gold- und Silberwaaren hierher gebracht werden müssen, um probirt und gestempelt zu werden. Das Gold muß achtzehnkarätig seyn, und Contraventionen gegen diese Anordnung werden als Kriminalsachen bestraft. Aus demselben Grunde ist die Einfuhr auswärts angefertigter Gold- und Silbersachen in England verboten. — Kömmt dergleichen bei der Douane vor, so wird es zwar nicht konfiszirt, aber in einen Klumpen geschlagen und dem Eigenthümer zurückgegeben.

Obgleich von den City-Companies jene zahlreichen Actien-Gesellschaften, die auch mit dem Namen „Company" bezeichnet werden und deren Zahl in England Legion ist, wohl zu unterscheiden sind, so gehören doch Handelsgesellschaften zu ersteren, und darunter die ostindische Compagnie. Alle große merkantilische oder industrielle Unternehmungen sind von Privatgesellschaften ausgegangen, die Regierung übernimmt nur äußerst selten solche Etablissements, und fast alles derart in England ist in Privathänden: Eisenbahnen, Docks, Chausseen, ja, theilweise selbst Brücken. — Doch kann ein Actien-Unternehmen nur zur Ausführung gebracht werden, wenn es durch einen Parlamentsakt sanctionirt ist.

Die Devise des jüngsten europäischen Staates, des Königreichs Belgien, „l'union fait la force" (die Einigkeit macht die Stärke), wäre wohl angebracht als Wahlspruch für jene Gesellschaft, deren vereinigte Mittel und Kräfte die höchste bis jetzt bekannte Macht und Größe eines Actien-Unternehmens erlangten und deren kommerzieller Geist einen in der Geschichte unerhörten Erfolg errang. An der Ecke von Leadenhall- und Lime-Street liegt ein großes, finsteres, schwarz berauchtes Gebäude, das East-India House. Sechs jonische Säulen tragen einen massiven Portikus, auf dessen Frontespice in Basreliefs Britannia und die Göttin der Freiheit nebst anderen Emblemen erscheinen. Ein eisernes Gitter umgiebt das weite Gebäude; an der Thür steht ein bescheidener Portier, der dem Fremdling gegen billige Vergütung die zahlreichen Bureaux-, Auctions-, Comité-, Levante- und andere Zimmer zeigt, und an jedem Sonnabend ist die Bibliothek mit dem Museum unentgeldlich geöffnet, das viele Kuriositäten und Trophäen aus Hindostan und China enthält.

Dieses Haus bildet den Sitz der Regenten eines der größten Reiche des Ostens. Hier versammeln sich die Direktoren der East-India Company; hier werden die Geschäfte dieser großartigen Oligarchie betrieben. Vor zweihundert Jahren siedelten sich wenige englische Kaufleute und Abenteurer auf der bengalischen Küste an, und heutzutage beherrschen die Actionaire der Compagnie eine Völkermasse von 120 Mill. Seelen; doch ist es nicht der Zweck dieser Blätter, die außerordentlichen Eroberungen von Kalkutta bis an Afghanistan zu schildern, oder die Mittel, die zur Unterwerfung des indischen Reichs angewandt, noch die Thaten der Clives, Baillies, Cornwallis oder Hastings zu beurtheilen.

Der Court of proprietors besteht aus Besitzern von Actien. In dieser Versammlung hat jeder Actionair, der für 1000 Pfd. Sterl. Actien besitzt, eine Stimme: wer nur die Hälfte hat, darf, ohne stimmberechtigt zu seyn, sie besuchen; 3000 Pfd. Sterl. geben dem Eigenthümer zwei, 6000 Pfd. Sterl. drei und 10,000 Pfd. Sterl. vier Stimmen. Sowol Männer, als Frauen, Engländer oder Ausländer, sind als Actien-Inhaber gleich berechtigt. Die Actionaire erwählen die Direction oder Court of Directors, bestimmen die Dividenden und kontroliren Geldbewilligungen über 600 Pf. Sterl. und Gehaltszulagen über 200 Pfd. Sterl. Durch Parlamentsakt wurde im Jahre 1833 das Handels-Monopol der Gesellschaft aufgehoben. Das Direktorium besteht aus vierundzwanzig Mitgliedern, wovon jedes für 2000 Pfd. Sterl. Actien besitzen muß, die sich unter einem Präsidenten versammeln. Alle Verwaltungsmaßregeln des indischen Reichs werden von ihnen berathen und bestimmt, die Gouverneure der Provinzen und sämtliche Beamte ernannt. Doch übt die Regierung über ihre Entschlüsse eine Kontrole aus, und die Regierungskommission (Board of Commissioners), in der mehrere Minister sitzen, ernennt auch auf ihren Vorschlag den Oberbefehlshaber der indischen Armeen und den General-Gouverneur. Ein geheimes Comité des Direktoriums, aus drei Mitgliedern bestehend, beräth mit den gedachten Regierungsbeamten alle diplomatische Maßregeln und Kriegs- oder Friedensfragen, die Ostindien betreffen. Dieser Court of Directors ist gewissermaßen die Legislative, und The board of Commissioners, dessen Mitglieder von der Königin ernannt sind, die Exekutive. Letzterer steht auch das Veto zu, und obgleich gewöhnlich beide Organe in Uebereinstimmung handeln, so bleibt bei Meynungsverschiedenheiten doch die Entscheidung der Regierungskommission anheimgestellt. Dieser Fall kömmt übrigens nur bei besonders wichtigen Maßregeln vor, und im gewöhnlichen Lauf der Dinge richtet sich das Organ des Gouvernements gewöhnlich nach der Meynung der Direktoren. Man kann also mit hinlänglichem Rechte letztere als die indische Regierung bezeichnen. — Das Budget der Compagnie übersteigt in beiden, Einnahme und Ausgabe, jährlich hundert Millionen Thaler, worunter an siebzig Millionen für die Besoldung aller Beamten und Angestellten in Europa und Asien, so wie einer Militärmacht von mehr als dreihunderttausend indischer und vierzig- bis fünfzigtausend europäischer Krieger figuriren. Zu Haileybury hat sie ein Seminar zur Ausbildung ihrer Civilbeamten und zu Addiscombe ein gleiches für ihre Offiziere errichtet, wo in beiden sowol auf das Studium orientalischer Sprachen, als auf allgemeine wissenschaftliche und militärische Ausbildung die größte Sorgfalt verwendet wird. — Alle ihre Beamten empfangen nach der Rückkehr in die Heimat eine angemessene Pension, und in Poplar ist ein Wittwenstift für die hinterlassenen Frauen ihrer Offiziere und Employés errichtet.

Diese wenigen Worte reichen hin, um den enormen Umfang und die große Macht eines Unternehmens zu bezeichnen, das sich von kleinen Anfängen zu einer so beispiellosen Höhe emporgeschwungen hat. Dagegen sinken die Thaten der Kaufleute von Venedig und Genua in winzige Unbedeutendheit.

Eine andere, im Vergleich zwar kleinliche, aber an sich doch genug bedeutende Handelsgesellschaft ist die Hudsons-Bay-Company, die den Handel in Pelzwerken und Fellen mit dem nördlichen und westlichen Amerika ausbeutet, und deren Auctionen halbjährlich zahlreiche Käufer von nahe und fern heranziehen.

Das europäische England besitzt fast 30,000 Kauffahrtei-, Segel- und Dampfschiffe, seine Kolonieen deren 8000; — aber nicht nur Rumpf und Mast, Schornstein und Segel, von Britannia's Händen erbaut oder von ihrem Reichthum erworben, mischen sich in

langer Reihe, gehen, kommen, laden, löschen — auch die Seekraft aller anderer maritimen Nationen breitet sich aus im Hafen von London. Der Union-Jack weht hier mit den französischen, beigischen, holländischen Trikoloren, mit dem doppelten kaiserlichen Adler von Rußland und Oesterreich und mit dem einköpfigen preußischen; vom alten Danebrog bis zum türkischen Halbmond, von dem hanseatischen Drei-Thürmen-Wappen bis zu den Drachen der chinesischen Dschonke sind alle Flaggen zu schauen in diesem Hafen, d. h. in der Themse, denn meilenweit, von Londonbrücke bis Blackwall und von da bis ans Meer, bildet der Fluß den Hafen. Man gehe hinaus an einem Sonntage im Sommer, wenn der gewöhnlich London überhängende Nebel und Rauch durch die Strahlen des Tagesgestirns und durch die Sabbathruhe der Essen etwas gelichtet ist: dann bietet die Themse ein Panorama, das keine Feder wiederzeben und dessen Eindruck nur eigene Anschauung dem Geiste vergegenwärtigen kann. Man setze sich auf ein Dampfboot bei Londonbrücke und fahre nach Blackwall oder Woolwich; die Fahrt geht schnell; die Entfernung von sechs bis sieben Meilen wird in dreiviertel Stunden zurückgelegt. Vorbei an dem Zollhause und dem alten Tower an Limehouse, Deptford, Rotherhithe, The Isle of Doks; über den Tunnel, längs der Reihe der Docks, vorüber an Greenwich — nicht als Schiffe, Böte, Barken, Segel und Schornsteln, Ruder und Schiebstangen; das Ende der Fahrt wird erreicht, aber nicht das Ende des Mastenwalds und der hölzernen Mauern. Sechzig englische Meilen von London fließt die Themse ins Meer; aber bis an das North Foreland der Insel Thanet, bis an die Nage an Essers Küste reicht auch in Wirklichkeit der Hafen von London. Bis nach Blackwall ist nur der eigentliche, engere Port.

(Fortsetzung folgt.)

Der Jägerzauber unter den Zigeunern und den Indianern in Guiana.

Auf einem meiner Ausflüge machte ich die Bekanntschaft von Don Felipe Z., dessen Hato sich inmitten einer von Urwald umgebenen Wiesenfläche erhob, an denen die Provinz Seybo so reich ist. Don Felipe war ein geborner Catalonier, und auf seine Abstammung sehr stolz; erst als ich ihn zweimal versichert hatte, daß ich ein jenseits des Oceans geborner Europäer sey, sahen sich sein Herz gegen mich zu öffnen, und er erzählte mir manche Abenteuer aus seiner Jugend, die zum mindesten bewiesen, daß er weit umher gewandert sey. Man hätte glauben sollen, er habe einen Theil seines Lebens unter den Gitanos zugebracht, so genau schien er mit ihren Sitten und Gewohnheiten bekannt. In seinen Gesprächen erwähnte er der merkwürdigen Gabe einiger Zigeunerjäger, das unbändigste Wild seiner Heimatprovinz durch Zauber zu fesseln, selbst der Wolf werde durch die Augen des kundigen Jägers bezwungen, Rehe und anderes Wild wüßten sie bis vor die Gewehrmündung zu bringen, und sie besäßen einige Kräuter, mit denen sie die wilden Thiere aus ihrem Versteck hervorlocken, oder ihre Hunde durch Einreiben mit dem Saft in den Stand setzten, ihre Spur zu finden.

Diese Erzählungen erinnerten mich an die Jägerkunst der Indianer von Guiana. Ich befand mich im Jahre 1835 mit einem mir befreundeten Offizier auf einer der großen Savannen am Rupununy in der Nähe des schönen Kataraktis von Cutatarua. Die Grasebene erstreckte sich fuerwärts bis zu den hohen Bergen von Pinaua und Ussari, gegen Westen verlor sie sich am Horizont, aber etwa zwei Meilen von unserm Lager stieg ein vereinzelter Hügel empor, von dessen Spitze wir eine schöne Aussicht zu erhalten hofften. Besonders wünschten wir dort den Sonnenuntergang zu sehen. Mein Freund nahm sein doppelläufiges Gewehr, ich selbst versah mich mit Compaß und Notizenbuch, und bald genossen wir das prachtvolle Schauspiel, wie der Feuerball in sein Grabbett hinabsank.

Eine kräftige Stimme weckte uns aus unsern Träumereien; es war ein schlanker Macusi mit einem ziemlich starken Büschel Haar unter dem Kinn, eine bei den Indianern so seltene Erscheinung, daß wir nicht wenig erstaunten. Er war auf der entgegengesetzten Seite herausgekommen und richtete unsere Aufmerksamkeit gegen Norden, wo er uns in der Entfernung von etwa vierhundert Schritten ein Reh mit seinem Kalbe zeigte und uns zu verstehen gab, wir möchten ihm die Flinte leihen und er wolle das Thier zu unserm Abendessen schießen. Obwohl wir ihn nicht kannten, nahm doch mein Freund keinen Anstand, ihm das Gewehr zu überlassen, unterrichtete ihn im Gebrauch der Zündhütchen, die damals bei den Indianern noch wenig bekannt waren, und er verließ uns mit dem Ausdruck der Zuversicht auf den Erfolg in seinem Gesicht. Wir folgten seinen Bewegungen mit großem Interesse. Vorsichtig schlich er heran, dem Wind entgegen, der das hohe Gras Wellen gleich in Bewegung setzte, bis er dem Thiere auf etwa 50 Fuß nahe gekommen war. Dieß begann nun Zeichen von Unruhe von sich zu geben, hörte zuweilen auf zu fressen, hob den Kopf, stampfte mit den Füßen, und schnüffelte die Luft ein. Beim ersten Zeichen dieser Unruhe warf sich unser Macusi auf den Boden und blieb regungslos liegen, bis der Verdacht des Thieres eingeschläfert war, und es wieder zu fressen begann. Das Kalb hatte die Furcht der Alten in keiner Weise getheilt.

Sobald der Macusi auf zwanzig Fuß von dem Reh herangekommen war, stand er keck auf und blieb regungslos stehen, wie eine Bronzestatue. Das Reh um sein Kalb, erschreckt durch die Erscheinung, schauten eine Weile hin, wandten sich dann plötzlich um, als wollten sie in der entgegengesetzten Richtung davon fliehen, aber zu unserm großen Erstaunen hielten sie an, schauen nochmals hin, näherten sich dann dem Indianer in leichtem Trabe, und umkreisten ihn immer enger. Als sie noch zehn Fuß von dem Macusi entfernt waren, sahen wir ihn das Gewehr an die Schulter heben und zielen. Wir erwarteten in großer Aufregung, daß er endlich abdrücke, das Reh lief wie bezaubert um den Indianer herum, der das Gewehr wieder an die Schulter nahm, endlich es aber absetzte und auf den Boden stellte. Das Reh mit dem Jungen sprang fort, wie von dem Zauber befreit, pfeilschnell über die Savannen davon.

Jetzt erst fiel meinem Freunde ein, daß er dem Indianer nicht gezeigt hatte, wie er die zur Verhütung von Unfällen angebrachte Feder, um den Hahn halb gespannt zu halten, zurückschieben müsse. Der Macusi kam und sagte mit verdrießlichem Gesicht, daß des weißen Mannes Gewehr nichts tauge. Als wir ihm die Ursache seines Unsterns gezeigt hatten, lächelte er und sagte, bis wir unser Lager erreichten, würde er auch mit einem Reh vor seyn. Er hielt Wort, denn wir wir unser Zelt betraten, sahen wir ihn auch auf der andern Seite mit einem Reh auf seinem Rücken kommen.

Dieser Erfolg und was wir gesehen hatten, fiel uns als sehr merkwürdig auf, und auf nähere Nachfragen erfuhren wir, daß der Macusi unter seinem Stamm wegen seiner Kenntniß aller Arten von Zauber, um das Wild herbeizulocken, berühmt sey. Man verstecke uns, er könne das Wild bis vor die Mündung seines Gewehres oder die Spitze seines Pfeiles bringen, was uns freilich sehr zweifelhaft vorkam. Wir waren bei dem Falle, den wir selbst mit angesehen hatten, zu serne gewesen, um zu hören, ob er irgend einen Ruf, ähnlich dem des Thieres, ausgestoßen habe, ich bemerkte aber deutlich, daß das Kalb zwar dem Lauf der Mutter rund um den Indianer herum folgte, doch aber immer etwas weiter davon entfernt blieb. Der Macusi wollte natürlich uns seinen Zauber nicht mittheilen; auch fand ich in der Folge andere, die in dieser Kunst eben so geschickt als er waren, aber eben so wenig ihr Geheimniß mittheilen wollten.

Die großen Jäger unter den Indianern ziehen in der Nähe ihrer Häuser gewisse Kräuter, mit deren Saft sie sich einreiben, nachdem sie an ihren Armen und an ihrem Körper mit einem Bergkrystall

oder einem Rasirmesser verschiedene Einschnitte gemacht haben. Die Hunde werden ähnlichen Operationen unterworfen. Die zu diesem Zwecke hauptsächlich verwendeten Kräuter gehörten zu Ordnung der Aradeen (Aralien?) und Orontiaceen. Man nennt die Pflanzen, die den Zauber mittheilen, Murani, und setzt davor das Thier, welches durch die Pflanze angezogen wird; das wilde Schwein heißt Paira, und die Pflanze, womit man es anlockt, Paira Murani. Einige Jäger brauchen ein schmerzhafteres Mittel, um sich für die Jagd stark zu machen: statt der Kreuzaxte, um Einschnitte zu machen, nehmen sie lebende Scorpionen, und lassen sich an Arm und Brust stechen.

Die Aehnlichkeit der Zauberkünste unter den Zigeunerjägern und den Indianern Guiana's ist eine höchst auffallende Erscheinung.

Pot-Pourri.

Zur Geschichte der Orden.

Unter den mannichfachen Orden, die in früheren Zeiten im deutschen Reiche gestiftet wurden, gab es einige, die in unsern Tagen seltsam erscheinen dürften, für die Charakteristik der Perioden, indessen, in welchen sie entstanden, bedeutsam und bemerkenswerth sind. So errichtete um das Jahr 1590 Herzog Friedrich Wilhelm I. von Sachsen-Weimar einen Orden „wider das damals sowol in Frankreich und Italien, als auch in Deutschland gleichsam in die Mode gebrachte Fluchen". Die Originalakten dieser Stiftung bestinden sich in der fürstlichen Bibliothek zu Gotha, und der bekannte sächsische Geschichtsschreiber W. G. Tenzel druckte sie in seinen „monatlichen Unterredungen" (1697) ab. Die Einleitungsrede zu den Statuten enthält den Zweck des Ordens, die Moralität und Gottesfurcht zu erhöhen, schildert die Verderblichkeit des Mißbrauchs geheiligter Namen und fordert zum Beitritt in die neue Brüderschaft auf. Jeder in den Orden Aufgenommene erhielt ein einfaches Denkzeichen, das in einem besonders dazu verfertigten Groschen bestand: er mußte dasselbe bei Tage an einem Bande befestigt am Halse tragen; wer das nicht that, bezahlte eine Strafe von zwei Thalern, wovon die eine Hälfte der Armenbüchse verfiel, die andere aber derjenige erhielt, welcher das Ordenszeichen an seinem Kollegen vermißt und den Lässigen angezeigt hatte. Das Fluchen und Schwören selbst war bei weitem billiger: die Strafe dafür bestand in sechs Groschen, die der Armenbüchse ebenfalls zugute kamen. Wer sein Denkzeichen muthwillig verlor, es verschenkte oder sonst ablegte, ward mit zwanzig Gulden gestraft. Jedes Mitglied mußte, so oft es ausging, die Summe von einem Thaler bei sich führen: das Zuwiderhandeln kostete einen halben Thaler. So wohlmeynend der Zweck dieses Ordens auch war, so fand er doch nur geringen Beifall. Eine angenommene Gewohnheit läßt sich nicht so schnell ablegen und es würde, wenn der Orden mehr Ausbreitung gefunden, wohl bald keine Armen mehr gegeben haben. Die von Lenzel mit der Jahreszahl des Eintritts beigefügten Unterschriften der Ordensmitglieder gehen nur bis zum Jahre 1591: es läßt sich also wohl vermuthen, daß der Orden entweder zu dieser Zeit schon oder doch bald nachher sich wieder auflöste.

Bei einer der jährlichen Kunstausstellungen in Paris war Ludwig Philipp ein mit einem unbekannten Namen unterzeichnetes Aquarellbild aufgefallen, welches ein Zusammentreffen französischer Soldaten mit Arabern darstellte. Die Ausführung war leicht und elegant. Die Scene war mit so großer Wahrheit wiedergegeben, daß der Maler dabei gewesen seyn mußte. Das Bild gefiel dem König; die Idee eines Malers mitten im Kampf, den er darstellt, ging ihm zu Herzen und er trug die Aquarelle in sein Notizbuch. Er hatte sich auch nicht getäuscht: es war wirklich das Werk eines der braufen Offiziere in der Armee, und dieser Offizier war — einer seiner Söhne, der Herzog von Nemours, Soldat in dem glorreichen Feldzug von Constantine und Maler einer der glänzendsten Episoden desselben. Der bewegte Vater stellte das anonyme Bild in dem Kabinet auf, wo er die ersten Stunden des Tages verlebte; verbrecherische Hände am 24. Februar 1848 aber haben dieses rührende Andenken an die Besuche Ludwig Philipp's im Museum des Louvre vernichtet.

Am Grabe

unsers theuern Freundes

Joseph Gröber.

Gestorben 22. März 1851.

Auch Du, auch Du verließest uns! — wir sammeln
Bestürzt, erschüttert, starren Schmerzes voll
Uns um ein — Grab! Kein Mund wagt es zu stammeln,
Die Thräne zaudert, ob sie fließen soll;
Denn ist's kein Traum, was sich erkühnt, uns bang zu machen? —
Wir träumten gerne fort, denn — Tod ist das Erwachen!

Umsonst! Des Glöckleins Ton, das Grab, die Scholle,
Die aus der Tiefe mahnend ruft hervor,
Ach, Alles, Alles ringsum schreckt in volle,
In herbe Wirklichkeit uns jetzt empor.
Das süße Freundschaftsband, die Kette unserer Glieder,
Um Eines, um ein theures brach es wieder!

So schützt nicht Manneskraft, nicht Jugendfülle,
Nicht Geist und Wissen vor dem ernsten Loos?
Zerbrechlich ach ist dieses Leibes Hülle
Und unerfättlich uns'rer Mutter Schooß.
Ein Herz, das kurz noch eine Welt in sich getragen,
Ach, wie so bald hat's doch für immer ausgeschlagen!

Und war dieß Herz nicht treu, das wir begraben,
Und war's nicht gut, nicht werth, daß man's geliebt?
Ihr habt es kennen lernen wackre Schwaben,
Die treu ihr ihm auch noch im Tode bliebt.
In eurem Schmerz, in euern Thränen mag man's lesen:
Wie euch unendlich theu'r dieß starre Herz gewesen!

Und nun, eh' ihr den Schritt vom Grabe wendet,
Das einer alten Mutter Hoffnung deckt,
Noch einen Blick zum Himmelslicht gesendet,
Das einst die müden Schläfer wieder weckt.
Dort mag's am Ende aller Zeit sich offenbaren,
Daß wir der treu'sten Freundschaft treue Träger waren!

Verantwortlicher Redakteur und Verleger: J. C. Wirth, wohnhaft am Zeughplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 28.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 5. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

London mit seinen Merkwürdigkeiten.

(Fortsetzung.)

Am Sonntage haben die meisten Fahrzeuge ihre Flaggen aufgezogen; bunt und fröhlich flattern die Wimpel. Dampfboot auf Dampfboot, vollgepfropft Kopf an Kopf vom Steuerruder bis an den Bugspriet, trägt die Cockneys zu Tausenden, begierig nach Luft und Land, nach Greenwich, Blackwall, Woolwich, Rotherhille, Gravesend u. s. w. Hunderte schaukeln sich auf den erfahrbaren Fluthen in Böten, Kähnen und Segelbarken. Das freie Element emancipirt sich vom strengen Sabbath-Gesetz; fröhliche Musik schallt von den Dampfern; kreuz und quer, rückwärts und vorwärts durchpflügen sie mit ihrer sonntäglich geputzten Menge den Strom; mit der Lenksamkeit lebender Wesen gehorchen sie der Handbewegung des Kapitäns auf der Schiffsbrücke, der Stimme des Maschinenjungen bei der Maschine. An Wochentagen ist das Getreide auf dem Flusse noch mannigfaltiger, aber der Anblick weniger freundlich.

Zehn bis zwölftausend Watermen — Bootführer — treiben ihr Wesen und rudern hin und her; an dreihundert Kohlenschiffe löschen täglich ihre Ladungen; fünf- bis sechshundert tief beladene breite Kohlenbarken schieben sich mühselig und langsam hin und her und ringen den unendehrlichen Brennstoff nach allen Richtungen. Zwölf- bis fünfzehnhundert Zollbreamk sind täglich auf ihren Posten in den verschiedenen Docks und Landungsplätzen; viele Tausend Arbeiter täglich beim Laden und Löschen auf den Schiffen beschäftigt fünfzig- bis sechzigtausend Wagen werden täglich am Ufer der Themse beladen oder abgeladen. Und wo die Natur den mächtigen Strom wirft den weiten Hafen schuf, da bildete die Kunst noch Landseen ähnliche Bassins, wo, von keinem Sturm bewegt, in langen Reihen die schwimmende Stadt sich ausdehnt. Was immer die Namen der Waaren sind, die die zahllosen Fahrzeuge in ihrem Bauche beherbergen, hier finden sie ihren Platz, in den Docks.

Eine Einfassung gigantischer Speicher und hoher Mauern umgiebt den Maſtenwald; aller Völker und Länder Erzeugnisse, Producte aller Zonen finden in diesen Magazinen ihren angewiesenen Ort. Weingewölbe und Tabakböden, Kaffeelager und Zuckerräume, Kornspeicher und Butterkeller, und Vorräthe von Allem, was die Menschheit sonst noch der ergiebigen Muttererde abzuringen vermag — sie haben jedes ihren Buchstaben und ihre Nummer, und jede Waare in ihnen ist so gemarkt und gelegt, daß der Arbeiter sie ohn langes Suchen finden kann.

Viele dieser Waaren machen nur einen Besuch in England; der Importeur führt sie ein aus Oſt und West, vom Nord und Süd; sie werden gelagert in den Docks, verkauft und wechseln vielleicht mehrmals den Herrn, zu seinem Gewinn oder Verlust, ohne ihren Platz zu ändern; endlich kauft sie der Exporteur; sie werden wieder eingeschifft, um in einem entfernten Hafen der Speculation neue Nahrung zu geben. Nur ein Theil wird verzollt und geht in die Consumtion über. Oft ereignet es sich auch, daß solche Artikel so lange Jahre liegen bleiben, bis die darauf zu zahlenden Lagerkosten ihren Werth überstreffen. Dann findet sich natürlich kein Eigner, und denselben aufzusuchen ist nicht leicht, denn die Lagerscheine sind au porteur; und gehen von Hand zu Hand wie Banknoten. Nach einem gewissen Zeitraume — bei mehreren Artikeln ist er sechs Jahr — werden solche Waaren zum Besten der Dock-Compagnie verkauft. Diese Auktionen nennt man rummage sales, — andere Waaren, die zu schlecht sind, um den Zoll tragen zu können, also nicht die Aussicht haben, in diesen rummage sales Käufer zu finden, werden vernichtet. — So z. B. erhielte vor kurzem die Regierung den Befehl, 20,000 Pfund Thee, die von solcher Beschaffenheit waren, den Wellen zu übergeben. Sie wurden in ein Schiff geladen und eine Stunde von der Mündung der Themse in der Nordsee lose verstreut, damit sie auch nicht einmal als Strandgut irgend Jemanden zugutekommen sollten. Man möchte fragen, warum solche Waaren nicht zollfrei verkauft werden? — Es geschieht nicht, um gegen den Besitzer gleicher Waaren, worauf Zoll bezahlt ist, nicht ungerecht zu seyn. Aber warum könnten solche Artikel, wenn sie zur Consumtion gehören, nicht wohlthätigen Anstalten zur Vertheilung an Nothleidende übergeben werden? — Es giebt Hunderte von Arbeitshäusern in London, wo Tausende von Menschen Nahrung oder geringen Lohn für Arbeit erhalten; weder die Nahrung, noch der spärliche Lohn läßt den Luxus zu, Thee zu trinken, dieses zweite Lebensbedürfniß in England. Wäre es nicht besser, an solche arbeitende Armen so etwas zu vertheilen, als es zu vernichten? — Da sie sonst keinen Thee verbrauchen, so scheint uns, daß auch Niemanden ihre Kundschaft durch ein solches Geschenk entzogen werden würde.

Die Londoner Docks sind gebaut von Actien-Gesellschaften, denen ihre Verwaltung zusteht; erst zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden die ersten Docks dem Geschäftsbetrieb eröffnet. — Man mußte in London die Docks in der Stadt graben, und Häuser und Werfte mußten ihnen Platz machen. In Liverpool dagegen baute man die Docks und die sie umgebenden Stadttheile zusammen und konnte somit ersteren eine regelmäßigere Lage geben und uneingeschränkt über das Terrain verfügen. Deshalb werden die Liverpooler Bassins an Schönheit und Geräumigkeit über die in der Metropolis gesetzt, nichts destoweniger sind letztere an Geschäftsbetrieb die großartigeren.

Zunächst dem Tower liegen St. Katharine's Docks, erst zweiundzwanzig Jahre alt, aber die nächsten und bequemsten; schon drei Stunden vor der hohen Fluth können Schiffe von sechshundert Tons in sie einlaufen. Die Speicher ruhen auf massiven Pfeilern und überdachen die Quais, so daß Waaren aus den Schiffen gleich auf die Speicher gewunden werden, ohne die Quais zu berühren; und in dem Fluß ist ein Landungsplatz für Dampfböte, St. Katharina's Wharf, gebildet.

Größer als diese kommen zunächst die Londoner Docks, eröffnet 1805; sie bilden mehrere Bassins. Tabak und Wein gehören zu den in größter Anzahl hier gelagerten Artikeln. Der Tabakspeicher ist eines der schönsten derartigen Gebäude; er bedeckt einen Raum von vier englischen Acres, und 24,000 Oxhofte Tabak können hier gelagert werden. — Tausend und aber Tausende von Wein- und Spirituosen-Fässern liegen in den Gewölben und Kellern. — Diese Räume befinden sich nicht nur unter den Speichern selbst; sie erstrecken sich in langer Reihe unter dem Wasser der Bassins. Gewöhnlich versieht sich der Londoner, wenn er fremde Besucher zum Beschauen der Docks führt, mit tasting orders (Erlaubniß zum Probiren) von einigen Fässern guten alten Porto- oder Xeresweins, um seine Freunde zu regaliren. Ein pikanter Lunch, vor dem Besuche eingenommen, giebt Durst, und oft verlassen Gast und Fremder, süßen Weines voll, in seligerer Uebereinstimmung der Gefühle die Gewölbe, als sie sie betraten. Auch das schöne Geschlecht beehrt

diese Räume mit seinem Besuche, wird aber nur bis ein Uhr Mittags zugelassen, wahrscheinlich weil später nicht mehr für vollkommenes Beachten des Anstandes von den anderweitigen Schau- und Schmecklustigen zu garantiren ist. Beim Eintreten in die finsteren Gewölbe übergiebt der Führer Jedem ein brennendes Licht; lang sind die Räume, die man durchwandert, wohin der Schein der Kerze fällt, Fässer und Fässer endlos, in langen Reihen. An 70,000 Pipen Spirituosen finden Platz unter den Speichern der Londoner Docks!

Die größten und ältesten sind die West-India-Docks; ihre Erbauung kostete 1,380,000 Pfe. Sterl., und 1802 wurden sie dem Publikum übergeben. Mehr als 600 Schiffe von 2 — 300 Tons finden Platz in ihnen, und sie bedecken einen Flächenraum von fast dreihundert englischen Acres. Sie sind getheilt in Import- und Export-Docks, und eine besondere Abtheilung ist Holzlagern gewidmet.

Endlich in Blackwall, vierthalb englische Meilen von der City mit der Eisenbahn, sind die East-India-Docks, deren Bau im Jahre 1806 beendigt wurde. Sie sind die tiefsten und nehmen die größten Fahrzeuge auf. Neben ihnen ist der siebentausend Fuß lange schöne Quai; allein der Eingang von der Themse hat eine Fläche von drei Acres. — Erwähnen wir noch an der Südseite des Flusses die Commercial-Docks, in denen vorzüglich Korn Platz findet, die aber verhältnißmäßig klein und unbedeutend sind.

Längs den Ufern sind außerdem noch zahlreiche Landungsplätze oder Werften, wo Waaren gelandet und verladen werden. Dazu gehören der Customhouse-Quai, Barbers-Quai, Wool-Quai, Fresh-Wharf u. s. w. An ersterem landet und lagert man gewöhnlich feinere Artikel, Kunstprodukte, auswärtige Manufakturen u. s. w. — Wenn Waaren gelandet werden, zu denen sich kein Empfänger meldet, so werden sie ins Queens Warehouse gebracht und dort aufbewahrt, bis der Eigenthümer sich eingefunden hat.

Man kennt die Korn- und Kohlenbörsen als Verkehrorte des Londoner Handels neben der eigentlichen Börse; es giebt aber noch verschiedene andere Tempel Merkur's, nicht minder wichtig für andere Branchen; nennen wir die bedeutendsten: In den Commercial-Sale-Rooms in Mincing-Lane konzentrirt sich der Handel in kolonialen Produkten, Droguen und Farbestoffen, Tabaken, Weinen, Häuten u. s. w. Der größte Umsatz wird durch öffentliche Auctionen gemacht, die fast täglich stattfinden, und um sich eine richtige Idee von dem Geschäfte zu machen, das in dieser Riesenstadt betrieben wird, muß man alle diese Thee-, Kaffee-, Zucker-, Reis-, Tabak-, Indigo-, Droguerie- und dergleichen Vertiefungen beobachten. Die Auctionsräume sind im ersten Stock; parterre ist ein Lesezimmer mit Büffet. Die Zulassung von Subscribenten ist uneingeschränkt; der Preis der Subscription zwei Guineen per Jahr. — Da ein großer Theil der mit den obengenannten Waaren-Gattungen sich beschäftigenden Kaufleute Ausländer und namentlich Deutsche sind, so sind auch letztere gewöhnlich in bedeutender Anzahl in Mincing-Lane-Sale-Rooms anzutreffen.

The Baltic Coffee-House ist ein Club-Etablissement, zu dem die Zulassung nur durch Ballot der Mitglieder entschieden wird. Wie der Name angiebt, bilden das Hauptgeschäft hier die Erzeugnisse der Ostseeländer und was mit ihnen verwandt ist — Hanf und Flachs, Holz und Getreide, Talg und Metalle.

Eine ähnliche Anstalt für Schifffahrer und mit Ost- und West-Indien handelnde Kaufleute ist das Jerusalem Coffee-House; auch seine Besucher bestehen aus Subscribenen.

Garraway's Coffee-House und die Halle of Commerce sind ähnliche Institute wie die Commercial-Sale-Rooms, wo verschiedene Artikel verkauft und versteigert werden. Bei allem Handel in Produkten oder Fabrikaten ist immer England selbst und London selbst die vielköpfige Hydra, der hauptsächlichste Kunde. Nennen wir hier nur einige Hauptartikel. Vom 1. Januar bis zum 16. Nov. letzten Jahres wurden im Londoner Hafen 38,290,000 Pfund Thee eingeführt; davon gingen ins Ausland 3,850,000 Pfe.; nach anderen englischen Häfen 9,100,000 Pfd., den Rest, 25,340,000 Pfr., behielt London selbst! Vom 1. Juni bis 30. Dezember trafen 83,670 Fässer Talg ein, wovon am letzteren Tage noch 52,924 Fässer übrig waren. Folglich hatte die Unersättliche, obgleich sie sich zum bei weitem größeren Theile, drinnen und draußen, mit Gas, Wachs und Oel beleuchtet, in weniger als sechs Monaten 30,746 Fässer Talg zu sich genommen.

Eben so wie mit Rohstoffen, ist es mit den in England erzeugten Produkten; es ist immer selbst sein bester größter Kunde; und mögen die Werthe der ausgeführten englischen Fabrikate noch so viele Millionen betragen, ein viel größerer Theil ist immer zurückgeblieben und im Lande selbst verbraucht worden.

(Schluß folgt.)

Drei Bilder.

Herrlich thront auf einer Anhöhe an den Ufern der mächtigen Donau das prachtvolle Schloß des österreichischen Grafen R**. Weit schaut es über die Lande, zwar nicht bis an's graue Meer, aber bis dahin, wo graue Berge die Gränze gegen ein großes Nachbarland bezeichnen. Und wenn auch jene fernen Bande gelöst sind, die den Zugehörigen an die Gutsherrschaft fesselten, so spricht es doch deutlicher als alle Pergamente die dominirende Lage des Hauses aus: hier sey der Wohnsitz des Gebieters.

Aber so herrlich die Lage des Schlosses, so anziehend und schön ist die innere Ausschmückung desselben. Umgeben ist es zunächst von einem Hage reichblühender Gewächse, die ihre Epheuvorposten entsenden bis an die Mauern des Gebäudes, und wie die freundliche Kunst der Gärtnerei im Aeußern, so schmückt jede andere ihrer herrlichen Schwestern die innern Räume. Vor allem sind es die Säle der Beletage, welche eine Sammlung werthvoller Kunstwerke enthalten, von den Ahnen des gegenwärtigen Besitzers angelegt, von ihm selbst vermehrt.

Und jetzt, wo er seit ganz Kurzem den Kriegsdienst verlassen, widmet er sich allein dem Genusse der Wissenschaft und Kunst, welche neben Werken thätiger Menschenliebe den — wohl nur erst beginnenden — Abend seines Lebens verschönern.

Wenige Freunde sind ihm geblieben; die Gattin entriß ihm vor mehreren Jahren der Eine, der unerbittlich ist. Desto größer war seine Freude, als ein alter Jugendfreund ihn endlich heimsuchte auf dem prachtvollen Edelsitze, ein Mann, der Sinn hatte für all' das Edle und Große, womit sein Freund sich umgab.

Beneidenswerther, sagte dieser, als sie den Gang durch die Galerie-Säle vollendet, und im Kabinet des Grafen Platz genommen hatten, wie schön hast Du es verstanden, aus dem widerwärtigen Getreibe der Gegenwart Dein besseres Selbst zu retten in die Vergangenheit, und an diesen großen Resten zu zehren. Die Hälfte von denen, die es könnten, thun es nicht, und diesen Wenigen mangelt wohl nicht die Lust, aber das Verständniß eines beschaulichen Daseyns.

Ich habe dieses Verständniß theuer bezahlt, sagte der Graf ernst, man hat mich einen Glücklichen gescholten, und ich war es in den Augen der bethörten Menge. Ich war reich, jung, nicht häßlich und nicht der kenntnißlosesten Einer. Meine Geburt ließ meinen Ehrgeiz Hindernisse überhüpfen, welche Anderen unüberwindlich bleiben. Und dennoch bin ich in kräftigen Jahren schon an jene Gränze gelangt, wo der Geist von der Peripherie seines Lebenskreises nach dem Mittelpunkte drängt.

Und den hast Du hier gefunden, rief der Freund aus, in diesem schönen Wohnsitze, und in diesem Kabinete, welches wieder der Mittelpunkt dieses Mittelpunktes zu seyn scheint.

Durch die großen Scheiben drang der Glanz der Abendsonne, und einige Zeit betrachteten Beide das wundervolle Naturschauspiel, welches manchmal an gewissen Tagen unserm nordischen Auge den Zauber des Südens entschleiert.

Und auch hier herein, fuhr der Freund nach einer Pause fort, hat Dich die Kunst mit ihren Gaben begleitet. Laß sehen, welche Herrlichkeit Du für dieses Heiligthum zurückbehalten hast.

An der Wand hingen in einfachen Rahmen zwei Kupferstiche; das dritte über dem Bette war mit einer grünseidenen Hülle verhängt. Ein Kupferstich stellte vor, wie Abraham auf Sara's Geheiß die Hagar verstößt, das andere stellte eine barmherzige Schwester dar, wie sie einem Kranken die Labung reicht. Beide Erzeugnisse von nicht bezeichnendem Kunstwerthe.

Du bist enttäuscht, Alfred! sagte der Graf. Ich habe dies erwartet. Ich bin allerdings etwas verwundert, nichts Ausgezeichnetes hier zu finden; nebenbei wundert mich auch die Wahl des Gegenstandes. Meines Wissens warst Du nie ein Mann der Bibel, und auch der andere Stich schlägt in ein verwandtes Fach.

So manches, sagte der Graf, sein lächelnd, endet da, wo er angefangen hat, und auch die Hölle muß einen Punkt haben, wo sie an den Himmel gränzt. Triffe Dich, mein Freund, ich bin noch nicht in jenen Kreis der Orthodoxie getreten, wo man die Verantwortung für seine Vergangenheit, wie man selbst nicht übernehmen kann, gerne lieber der Kirche aufbürden möchte. Diese unschuldigen Darstellungen sind eine Erinnerung an eine wichtige Epoche meines innern Daseyns, und finden ihre Vollendung in jenem verschleierten Bilde zu Sais, welches ich Dich bitte, nicht zu enthüllen, bis ich Dir mitgetheilt habe, was ich Die erzählen werde. Der Abend ist schön, und sein elegischer Charakter paßt für den Inhalt meiner Rede. Bist Du bereit, mich anzuhören?

Statt aller Antwort drückte ihm Alfred die Hand, und der Graf begann:

Jahre sind entschwunden, seitdem unser täglicher Umgang aufgehört hat, und unsere Wege sich trennten. Aber, wenn Du es je hast hören wollen, so mußtest Du unser mancherlei Gestalt die Geschichte meiner Verheirathung vernommen haben. Ist's nicht so?

Ich hörte, daß Du auf Deiner Cavallerie-Station ein Verhältniß mit einem, dem niedern Stande angehörigen Mädchen begonnen, und nur mit Mühe von Deinen Verwandten bewogen worden seyest, eine standesmäßige Ehe einzugehen.

In diesen wenigen Worten, wie sie Dir die fühllose Welt hinterbrachte, liegt ein Meer von Schmerz und Entsagung, und ein Menschenleben war der Preis, um den die große Welt — um ein Tagesgespräch reicher wurde. Aber was die Welt nicht wußte, sollst Du erfahren. Ja, sie war ein Mädchen aus niederem Stande, ohne Bildung und ohne Schliff für die Welt. Wie konnte es anders seyn? Die Bauern jenes Dorfes auf dem bekannten Haidboden haben die Verpflichtung, wechselweise ein Mitglied ihres Hausstandes zur Bedienung des bei ihnen stationirenden Offiziers zu entsenden. Und so kam sie zu mir.

Es liebt der Fluch des Lächerlichen an Allem, was an's verpönte Gebiet der Sentimentalität streift, zumal wenn ein Reiter-Offizier der Held der Idylle ist. Unser Verhältniß war keine Idylle. Durch das Thor des Verstandes kam die Liebe in mein Herz. Ich fand in Ilka ein Wesen mit gesundem Menschenverstand, neugierig wie ein Kind und von einer unergründlichen Gutmüthigkeit. Abgeschnitten von jedweder gebildeten Gesellschaft, und aufgefordert durch die Mißbegierde des jungen Geschöpfes kam mir die Idee, — demselben den Elementar-Unterricht im Lesen und Schreiben zum Zeitvertreib zu geben. Ich staunte über ihre leichte Auffassung, über die wahrhaft räthselhaften Fortschritte, die Ilka machte, und endlich erriethich, wer ihr eigentlicher Lehrmeister gewesen. Das war der Anfang unseres Verhältnisses — der Verlauf war wie überall gleich — also rasch an die Katastrophe, welche einen tragischen Charakter annehmen sollte.

Aus meinem träumerischen Dahinleben weckte mich ein Schreiben meines Vaters, der von meiner Verheirathung sprach. Der letzte Sprosse des Geschlechtes sollte dafür Sorge tragen, daß ein neues Reis am alten Stammbaume treibe. Denn der Kleine, den ich auf meinem Schooße schaukelte, war nicht berechtigt, den Namen seines Vaters zu tragen.

Ich nahm Urlaub und ging in die Residenz, mitnehmend das Andenken an Ilka's stummen Schmerz, und des Versprechens eingedenk, welches ich dem armen Wesen gegeben hatte, binnen kurzer Zeit von mir hören zu lassen.

Mein Vater war ein praktischer Verstandesmensch; meinen Einwendungen setzte er ruhigen Ernst entgegen, und als dies keinen Eindruck machte, kam er mit jenem Fluch des Lächerlichen, vor dem wir alle schwach sind. Genug, ich war bereit, mich standesmäßig zu vermählen, unter zwei Bedingungen, daß für Ilka und ihr Kind gesorgt werde, dann, daß meine Frau über das frühere Verhältniß von mir unterrichtet werde. Zugleich wurde meine Versetzung nach der Residenz bewerkstelligt.

Ich war jung, bezaubert von den lang entbehrten Genüssen der großen Welt; ich ließ mich vom Vater, von dessen Menschenkenntniß ich überzeugt war, gern bereden, daß Ilka mich vergessen habe oder vergessen würde. Sie hatte auch mich geschrieben, obwohl sie es versprochen hatte. Ich ahnte nicht, daß sie bald nach meiner Abreise in eine schwere Krankheit verfallen war, und nach ihrer endlichen Genesung, trostlos darüber, daß keine Nachricht von mir kam, den Wanderstab zur Hand nahm.

Mit ruhigem Stolze nahm Comtesse H** meine Hand und meine Geständnisse an. Die Hochzeit fand Statt und wir bezogen unsere Wohnung.

Da war es, freund! wo während meiner Abwesenheit auf einer Jagd Ilka mit ihrem Kinde an meine Pforte klopfte. Diese Hagar fand ihre Sarah!

Der Graf schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er gefaßter fort: Am folgenden Morgen fand ich auf meinem Nachttische Ilka's Zeilen. Sie lauteten: „Die arme Ilka ist verstoßen und aufgewiesen worden von derjenigen, die sich die Gattin ihres Heinrichs nannte. Dieser Augenblick hat sie um zehn Jahre älter, um zehn Jahre klüger gemacht. Heinrich! Deine Dir angetraute Gattin ist in ihrem vollen Rechte, sie wahrt die Würde ihres Hauses, ich flucht ihr nicht. Ich verschwinde mit meinem Sohne, und verschmähe die Gaben, die Deine Angehörigen mir für ihn bestimmten, denn meiner Hände Arbeit wird genügen, ihn und mich vor Mangel zu schützen. Ich verschwinde dahin, wo Du mich nimmer finden wirst, aber ich werde leben! — Gott segne Dich und verzeihe mir, ich wußte ja nicht, daß Du vermählt seyst!"

Diese Worte gaben mir das ganze Unrecht meines Handelns zu erkennen. Ich sah ein, daß das Herz dieses verstoßenen Weibes groß und herrlich war, wie jenes Menschenherz, das eine wahre Liebe fühlt. Aber alle Nachforschungen waren vergebens, Ilka's Wohnort war nicht zu finden. Das einzige, was ich erlangte, war, daß mein Ehe fortan wirklich eine Scheinehe wurde, bis an der Gräfin Tod.

Einige Jahre darauf bekam ich durch die Stadtpost den Todtenschein meines Kindes. Ich erneuerte meine Nachforschungen — abermals vergebens.

Da entbrannte die Flamme des Aufruhrs in unseren Provinzen. Eine willkommene Gelegenheit, ein ödes Daseyn zu ertödten. Von den Gefilden Custozza's führte mich mein Geschick nach der untern Donau. Das Soldatenleben sagte mir zu, ich begann wieder zu leben. Ich stürzte mich in die Gefahr mit Lust und Freude, und entrann ihr jedes Mal unversehrt.

In E. erkrankte ich plötzlich am Typhus, und es erfolgte eine Zeit, wo ich lange Zeit völlig bewußtlos lag, den Geist beschäftigt mit wüsten Träumen, die sich meistens auf die Vergangenheit bezogen. Ilka's Bild trat gar oft vor mir in ihrer Jugend prangenden Schönheit.

Endlich besserte sich meine Krankheit. Ich sah mich, in lichten Augenblicken, gepflegt von einem Weibe, welches nonnenartige Kleidung trug. Ich begriff, daß es eine graue Schwester sey. Traumartig vermengte sich ihr Bild mit dem Ilka's und ein Mal sogar, als die Vorhänge des Gemachs durch einen Zufall sich verschoben, und ihr Antlitz im Profil sich von der weißen Hinterwand loslöste, glaubte ich sogar Aehnlichkeit zu entdecken. Doch wie konnte es seyn?

Als Reconvalescent sollte ich schweren Kranken Platz machen. Ich ergriff die Gelegenheit, am letzten Abend, da ich mit der Novize allein war, sie um ihren Namen zu fragen. Sie schien von meinem Worten sichtbar bewegt, und da man das Geräusch nahender Personen auf dem Gange vernahm, so hatte sie nur so viel Zeit, mir ihren Namen Rosalie zuzuflüstern.

Am andern Morgen ward ich in einer Sänfte aus dem Hospital transportirt; als man mich durch den Gang trug, drang bleicher Glanz der Kerzen aus einem halb offenen Zimmer. Ich hörte meine Begleiter sprechen, daß dort die graue Schwester aufgebahrt läge, die in der vergangenen Nacht gestorben war, man nannte sie Schwester Rosalie.

Da kehrte mein Leben wieder, ich hob das Haupt, blickte nach der Thüre und erkannte meiner Ilka Züge. Mein Bewußtseyn schwand.

Als langsam die Genesung nahte, war ich schon manche Meile von dem Ort getrennt. Eingezogene Erkundigungen ließen mich erfahren, daß wirklich Schwester Rosalie in jener Nacht gestorben sey.

So hatte ich denn die kaum Gefundene auf ewig verloren. Noch zur Stunde ist mir das Bild der Entschlafenen gegenwärtig, wie ich sie auf jener Bahre sah. Ich habe dies Bild zu fesseln gesucht und (hier hob der Graf die grüne Hülle von dem dritten Bilde), hier hast Du es, wie es in meiner Erinnerung lebt.

Der Graf schwieg. Alfred ehrte die Bewegung in der Seele seines Freundes durch gleiches Schweigen. Endlich hub der Graf wieder an:

Ich quittirte den Dienst und gedenke den Abend meines Lebens, wie Du es siehst, zu verleben. Schöner, herrlicher, versöhnender hätte sich das Mährchen meines Lebens gelöst, wenn es mir gestattet gewesen wäre, das größte, ich darf wohl sagen, einzige Unrecht meines Lebens zu tilgen. So kann ich aber nur mit dem großen Dichter ausrufen: „Ein freundliches Erinnern ist alles, was wir für geliebte Todte haben.“

Also Du wärest bereit, allen Schranken der Convenienz zum Trotze Ilka zu Deinem Weibe zu machen, wenn sie noch lebte?

Ja!

In diesem Augenblicke zeigte sich unter der Thüre des Kabinetes eine Frauengestalt, gehüllt in der Dämmerung magisches Dunkel.

Wie? schrie der Graf, stehen die Todten wieder auf? und er sank zusammen.

Warum liegt er nicht im Beete, wenn er so schwer erkrankt ist? fragte die weibliche Gestalt.

Unglückliche, was hast Du gethan? sagte Alfred, welcher Schreck für den Grafen, der Dich für todt hält. Er ist nicht krank und ich habe diese List blos erdacht, weil Du den Gefundenen wieder sehen wolltest. Ach, ich hatte mir alles so schön gedacht.

Sie ließen mich zu lange warten, sagte tonlos Ilka, als Sie mir sagten, Sie wollten voranseyen, um zu sehen, ob in diesem Augenblicke es thunlich wäre, mich an sein Bette zu führen, da dachten Sie nicht, auf welche Folter Sie mein Herz spannten; ich wähnte ihn bereits im Sterben, da Sie nicht wiederkamen.

Heinrich war in Alfred's Armen wieder zu sich gekommen.

Erkenne Dich, Heinrich! sagte Alfred, Ilka lebt, die Schwester Rosalie, welche starb, war schon eingekleidet, Ilka war blos Novize.

Aber ich sah sie liegen auf der Bahre.

Täuschung in der Fieberhitze. Ermanne Dich Heinrich, Du kannst, Du kannst, Du darfst noch glücklich seyn.

Glücklich? seufzte Ilka, wer spricht von Glück? Gibt es für den Mann ein Glück, der eine Vergangenheit hat, die er nicht mehr ungeschehen machen kann?

Der Graf sprang auf und zu ihren Füßen. Dieser Mann bietet Dir sein Herz und alles, was sonst frei ist, und weißt den Jugendbund durch das Jawort am Altare?

Und damit, Heinrich, meynst Du alles auszugleichen, was Du mir angethan hast? O ihr Männer, wie leichtsinnig urtheilt ihr über die Gefühle eines Weibes. Vernimm denn, was ich Dir über Deinen Antrag zu sagen habe. Ich suche Dir nicht, denn ich habe Dir längst vergeben.

Du pflegtest mich, noch mehr, Du retetest mich vom Tode.

Ich übte ein Werk der Barmherzigkeit, wie gegen jeden Anderen und ich war heute gekommen, in der Absicht, ein Gleiches zu üben. Aber eine Verbindung mit Dir, der mich in unseliger Schwäche Preis gegeben — würde nur dann möglich gewesen seyn, wenn ein drittes holdes Wesen noch lebte. Der Kleine ist todt, dem ich das schwerste Opfer gebracht hätte. Also nimmermehr!

Du bist unerbittlich, Ilka, und glaubst doch einem Gotte zu dienen, der für alle Sünden ein Vergeben hat.

Vergeben und vergessen, so heißen die zwei Begriffe, die Du verwechselst. Ich müßte falsch gegen Dich seyn, wenn ich jetzt Ja! sagte, denn der Wermuth der Erinnerung würde jedes süße heilige Gefühl der Gegenwart verbittern. Lebe wohl! Mit diesen Worten schritt die Gestalt zur Thüre und entschwand, beide Männer zurücklassend in sprachlosem Erstaunen.

* * *

Ob sie wohl beharren wird in ihrer Weigerung Heinrich's Gattin zu werden? Allerdings steckt in Ilka eine moderne Griseldis, und was sie sprach, zeigte von Verstand. Aber wehe dem Weibe, bei dem nicht zur Zeit das Herz dem Verstand den Rang abläuft. Ilka ist zu sehr Weib im edelsten Sinne des Wortes, und die Liebe eines solchen Weibes ist zu unendlich groß, als daß wir nicht hoffen sollten, daß Heinrich noch glücklich werden kann.

Pot-Pourri.

Der „Grazer Zeitg.“ schreibt man: Am 18. März ist die Nachricht von einem großartigen Goldfunde in der preußischen Festung Kosel eingelaufen. Bei der letzten preußischen Kriegsrüstung wurde die Festung Kosel verproviantirt und bei dieser Gelegenheit wurden über tausend lebendige Schweine in den Kellern des dortigen viele Jahrhunderte alten Schlosses untergebracht. Der Pächter der Gastkaslokalität in dem Schlosse hatte die Fütterung der Schweine übernommen. Diese durchwühlten bald den ganzen Kellerboden und bei dieser Gelegenheit kamen mehrere ausgemauerte Löcher zum Vorschein, in denen der Pächter nachsuchte und mehrere Häfchen mit Gold- und Silbermünzen aus dem Jahre 1300 fand. Zu jener Zeit sollen Raubritter in diesem Schlosse gehaust haben. Die Münzen circuliren bereits in jener Gegend. Die preußische Regierung hat nun bereits Nachgrabungen in diesem Keller veranlaßt und es sind neuerdings mehrere Fässer mit Gold und Silber gefunden. Der Pächter, welcher in dem Verdachte ist, den größten Theil seines Fundes verläugnet zu haben, ist in Untersuchung gezogen worden. Das Schloß selbst ist seit mehreren Jahrhunderten unbewohnt. Die meisten Münzen haben Bildnisse von Rittern mit langen Bärten und die Unterschriften sind sehr verwittert.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 29. Zwanzigster Jahrgang. 1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 9. April.

Zur Erinnerung an Hans v. Raumer.

Professor Rudolph Wagner in Göttingen, früher in Erlangen, schreibt in der „Allg. Ztg." ein schönes Gedenkblatt, aus dem wir das Wesentlichste wiedergeben: „Als ich die schmerzliche Kunde erhielt, daß unser junger Freund, Hans v. Raumer, bald nach vollendetem dreißigsten Jahr, umgeben von seinen Eltern, Geschwistern und zweien seiner nächsten Freunde und Waffengenossen in Erlangen am 27. März verschieden war, nahm ich die drei Briefe zur Hand, die mir derselbe im letzten halben Jahr aus Schleswig-Holstein geschrieben. Diese Briefe sind so schön und warm, so durchdrungen von den edelsten vaterländischen Gedanken, daß ich nicht bloß den zahlreich in Deutschland zerstreuten Freunden Hans v. Raumer's, sondern dem gesammten Vaterland einen Dienst zu erweisen hoffe, wenn ich diese Briefe druckschriftwerte mittheile. Mitten in der großen Erschlaffung, in welche wir nach der gewaltigen Erregung der letzten Jahre gerathen sind, mag es allen Parteien zum Heil gereichen, wenn wir ihnen die letzten Aeußerungen eines Mannes vorführen, der in der Blüthe der Jahre am gebrochenen Herzen über die Lage des Vaterlands gestorben ist, und dessen Worte uns mit dem frischen Hauch, als käme er aus der Zeit der Freiheitskriege, anwehen. Nur wenige Nachrichten aus den äußern Lebensereignissen unseres früh entschlafenen Freundes sollen seine eigenen Mittheilungen verknüpfen.

Betrauert mit Raumer's Eltern, sah ich denselben während seiner Knabenjahre häufig im elterlichen Hause, damals dem Mittelpunkt vieler jungen Männer von gleicher Gesinnung. Nicht mehr sah ich ihn in den letzten zehn Jahren, wo er, zuerst als Student, dann als junger praktischer Jurist in Regensburg, zuletzt als Rechtsrath in Dinkelsbühl, einer kleinen Stadt in Bayerisch-Schwaben, überall die größte Liebe und Achtung genoß. Es war eine frische, treue, reine Natur. Wir finden seinen Namen zuerst öffentlich bei einer Sache genannt, der er später seine letzten Kräfte widmete. Die Leser werden sich erinnern, daß an ihn jener deutschgesinnte Brief des Königs Ludwig von Bayern gerichtet war. Das Jahr 1848 rief ihn nach Frankfurt, wo er als eines der jüngsten Mitglieder in das Parlament trat, auch zum Schriftführer gewählt wurde. Er gehörte stets zur vaterländischen, aber zur gemäßigten Partei. Die Brustbilder aus der Paulskirche sagen von ihm: „Ein anderer Bayer, Hans v. Raumer aus Dinkelsbühl, bringt ebenfalls den Eindruck eines frischen und freien Menschen hervor, dem die Bildung ihre Vorzüge verliehen hat, ohne darum die Züge unbefangener Eigenthümlichkeit aus seinem Wesen zu verwischen. Er ist jung (erst im Jahr 1820 geboren), fröhlich, der Sache des Vaterlandes mit Leib und Seele ergeben und bei allen Parteien beliebt, so daß er oft zu einem glücklichen Mittelglied zwischen den Fraktionen dient und zwischen feindselig abgewandten Persönlichkeiten."

Damals war es bekanntlich, wo man viele Mitglieder scherzweise mit Benennungen des Kreises u. s. w. belegte. Ich hörte aus dem Munde eines der würdigsten deutschen Erelleute in Franken, in dessen Schloß ich im vorigen Herbst einige Stunden auf meiner Reise einsprach, der ein konservatives Mitglied des Parlaments war und in und außer Bayern einen hochgeachteten Namen hat, daß seine Gattin, eine edle deutsche Frau, unserm Hans v. Raumer damals in Frankfurt den Namen des „Reichslieblings" beigelegt habe. Als es mit dem Parlament vorbei war, trat Raumer im Frühjahr 1849 als Gemeiner in das erste schleswig-holsteinische Jägerbataillon, welches lange in Altona stand. Die Stelle eines rechtskundigen Bürgermeisters, wozu ihn die Stadt Dinkelsbühl gewählt hatte, lehnte er ab. Zu dem Schmerz über die vergliimmenden Hoffnungen des Vaterlands war noch eine häusliche Trauer gekommen. Sein einziges Kind war ihm genommen worden; seine junge Frau starb ihm während er in Frankfurt war. Da wendete er all' die reiche Liebe, deren er fähig war, der einen Sache zu. Er kämpfte 1849 in Jütland und bei Friedericia. Im Frühjahr 1850 ward er Lieutenant und Adjutant des Generals Willisen. Er hatte die Freude, daß die zwei besten Freunde seiner Jugend, der eine als Jäger, der andere als Arzt, ihm aus Bayern nachzogen und in dasselbe Jägerkorps eintraten, in dem er seine ersten Felddienste gemacht hatte. Auf diese Freunde, die auch dem Schreiber dieser Zeilen als theure Verwandte nahe stehen, beziehen sich die Stellen in den folgenden Briefen. Der erste dieser Briefe ist ganz kurz nach der Schlacht bei Idstedt geschrieben und vom 30. Juli 1850 aus Rendsburg datirt.

„Auf Ihren Brief, den ich so eben erhielt, beeile ich mich sofort zu antworten. Wohl ist wohlbehalten, Wilhelm hat eine Kugel durch den Nacken bekommen; sie ist herausgeschnitten, und der Generalarzt N., welcher ihn gestern im Lazareth in Kiel besuchte, versichert mich, daß kein gefährlicher Theil verletzt sei. Es waren heiße große Tage dieser 24 und 25 Julius; das Wimmern der Sterbenden, die starren Leichen, die blutbefleckten Verwundeten, die brennenden Dörfer stürmen ein auf die Gefühle des Herzens, die sich bei dem Knallen des Gewehrfeuers, dem Brüllen der Kanonen, dem Hurrah der Stürmenden wieder begeistert erhoben und in dem Gedanken an das Vaterland und seine letzte Ehre, die hier tapfer vertheidigt wurde, reichen Trost fanden für all den Jammer, der sich über die Fluren verbreitete. Ich hatte früh um 4 Uhr schon mein eines Pferd durch eine Kanonenkugel verloren, und trabte um 7 Uhr etwa nach Gammelund, um dem General Baudissin einen Befehl zu überbringen. Es war eine eigenthümliche Fügung, daß ich dort ankam als eben Wilhelm blessirt worden war. Er rief mir ein „Bhüt Dich Gott" zu, und mein Geschick war wenigstens besser als das des Ulanenschen guten Kameraden; ich konnte ihm die Hand zum Abschied noch reichen, und mußte dann ueberhitzten Sinns, in der Meynung meinen treuesten Freund verloren zu haben, von dannen reiten. Gegen Abend traf ich zu meiner großen Freude einen Bauernwagen bei Schleswig, auf welchem ich bald den Freund erkannte, der sich von Schleswig nach Eckernförde fahren ließ. Ich ritt über halbwegs nebenher, und gab ihm noch eine Empfehlung mit, welche ihm resp. andern Tags einen bessern und bequemeren Transport nach Kiel verschaffen sollte. Wie weh es mir that, ihn nicht begleiten und pflegen zu können, wie es mir am Herzen nagte als ich hier erfuhr, daß er am Tage nach der Ankunft in Kiel sich sehr schlecht befand und nach mir verlangt habe, ohne das es mir möglich war diesem Verlangen entgegenzukommen — das kann sich Ihnen gar nicht sagen. Nun hat es sich ja gebessert, und wir dürfen gottlob seiner Genesung mit Zuversicht entgegensehen. Unsere Sache ist nicht verloren, wie Sie das den letzten authentischen Berichten ersehen haben werden, wir stehen fest und muthig, und der Gedanke, die letzte Burg deutscher Ehre zu vertheidigen, muß den, welchem diese Ehre auf dieser Welt das höchste ist, aufrechthalten bis zum letzten Moment. Ich presse mich glücklich auf der letzten Scholle deutschen Landes zu stehen, wo das edelste Nationalgefühl sich noch lebendig erweist, und mit festem Herzen sehe ich den nächsten Wochen entgegen, welche darüber entscheiden werden, ob die Recht, welche vom Himmel bestimmt schien den

letzten Rest deutscher Ehre durch die große Sündfluth hindurch zu retten, und in welche sich so mancher deutsche Mann geflüchtet hat, von den Wellen des Unglücks verschlungen werden soll. Ich bin auf alles gefaßt und werde den Kopf stets oben behalten, wie es einem honorigen Soldaten ziemt — er müßte mir denn abgeschossen oder abgeschlagen werden; dafür hört die Verantwortlichkeit in jetzigen Zeiten auf."

Bei der Belagerung von Friedrichstadt wurden die beiden Freunde Raumer's schwer verwundet. Sie logen im Lazareth in Deive, wosin der treue Mensch so oft von Rendsburg aus fuhr oder ritt als es seine Geschäfte im Hauptquartier erlaubten. Aus dieser Zeit ist der Brief vom 27. Oct. 1850, der von der klaren und besonnenen Einsicht des Verfassers in die vorigen Verhältnisse zeugt, worin er die Verhältnisse der Armee schildert und dann fortfährt: „Es steht natürlich auch bei uns an Uebelständen nicht; einzelne von früher mit dem Hof in Kopenhagen vielfach verknüpfte aristokratische Familien, manche Wefferſäcke auf den Handelsplätzen murren über eine Sache, deren Heiligkeit und historische Bedeutung sie nicht erkennen, oder nicht erkennen wollen. Manches Bäuerlein seufzt über die große Steuerlast und arge Verwüstung des Landes. Diese Beschwerden sind aber denn großen Gangen gegenüber nur vereinzelt; viele Familien gibt es, die Tausende, ja einzelne die 20,000, 30,000 Mark an Steuern auf einen Wurf bezahlen mußten. Wie viele Familien gibt es, wo der Vater und die Söhne auf den Schlachtfeldern erschlagen liegen, oder an Krücken in den Häusern herumhinken! Wie manche Mutter, wie manche Schwester lebt im Lande, deren Augen seit Jahren nicht trocken wurden! Wie viele irren in Holstein umher, die aus Schleswig vor dänischer Gewaltthat fliehen mußten, und nirgends habe ich einen von diesen sagen hören: „wir wollen auf unser Recht verzichten, wir wollen unsere Ehre preisgeben, wir wollen vom treulosen verworfenen Deutschland lassen, denn es hat ja von uns gelassen!" Meynen Sie wirklich, verehrtester Herr, daß eine Nation dem jähen Untergang geweiht sey, die noch einen Volksstamm zu den übrigen zählt, welcher so sich bewährt im Feuerofen der härtesten Prüfung, dem kein Opfer zu schwer, kein Leiden zu drückend ist? Ist es nicht seit Jahrhunderten zum Erstenmal, daß ein deutscher Volksstamm, den deutsche Fürstenräthe dem Ausland preisgeben wollen, in die Kampfesschranken tritt, um sein Recht, einer großen, wenn auch arg zerrissenen Nation anzugehören, mit dem Herzblut zu besiegeln? Könnte man in solchen Symptomen nicht auch den Anfang und die Spuren einer bessern, ehrenhaftern Zukunft unserer Nation erblicken? Sie dürfen glauben, daß es einem hier am Kampfe betheiligten Deutschen schwer wird, den Pessimismus nicht in sich aufkommen zu lassen; ich weiß es wol, daß alle, auch die großartigsten, erfreulichen Erscheinungen in der Geschichte, so wie man sie in Atome zerlegt und en detail betrachtet, auch immer reich sind an Misere und Jämmerlichkeiten. Nur im großen Gangen, und der Vogelperspektive betrachtet, sind Unternehmungen der Menschen preiswürdig und erregen die Bewunderung; in einzelnen sündigen Individuen treten sie sofort mit Macht behaftet in die Erscheinung. Dieß kann nicht anders seyn, und macht mich ebendeßhalb auch nicht irre in der Ueberzeugung am Kampf für das Recht des Landes und seiner Ehre der Nation. Hier ist noch der heutsche Fleck, auf welchem es gilt den heiligen Funken des Gefühls für Vaterlandsliebe und Nationalehre zu pflegen und zu erhalten, während im übrigen Deutschland Bubenspott und Fürstenknechtsinn allen unterjocht und verrottet. Irren wir und in unserer Hoffnung, pflegen wir den Funken vergebens — nun so wollen wir wenigstens als treue Priester am Altar sterben, und das heilige Feuer nichts anders auslöschen als mit unserm Blute."

Weihnachten 1850 hatten wir die Freude, Hans Raumer auf einige Tage bei uns zu sehen. Er hatte den einen seiner verwundeten Freunde und Waffengefährten begleitet. Wir erfreuten uns an dem ernsten, frischen, dabei gemüthlichen Wesen des jungen Helden. Er war saß immer am liebsten im engen Familienkreise, und saß stundenlang am Clavier um deutsche Lieder zu begleiten. Nur wenige Freunde, vorzüglich solche, die ihm von Frankfurt her lieb geworden waren, sah er. Ich konnte ihn nicht ohne Wehmuth betrachten, und eine bange Ahnung erfüllte mich, wenn ich ihn sprechen hörte. Eine chronische Heiserkeit war sein Friedrichstadt nicht von ihm gewichen. Um so leider that es mir jetzt in der Erinnerung, daß ich bei seiner Anwesenheit immer und immer wieder polemisch auf die Verirrungen der Gothaer Partei zurückkam, zu der auch er sich rechnete, und ihn zu bekehren versuchte. Gern aber mag man anerkennen, daß unter dieser Partei viele der edelsten und besten Männer der Nation stehen. Und Hans v. Raumer war einer von diesen Besten; stand er ja bei seinem Alter noch mitten in den Idealen der Jugend! und vor so Vielen hatte er eines voraus — eine reine, schuldlose Vergangenheit.

Als Hans v. Raumer ans Ende des vorigen Jahrs verließ, nahmen sich die Dinge in Schleswig-Holstein bereits ihrem Ende. Er schrieb mir zuletzt aus Rendsburg unter dem 14. Jan. d. J.: „Unsere Sache hat zu vorläufig ihr Ende erreicht, und man muß zugestehen, daß bei der Lage der Dinge kaum ein anderes Abkommen als das getroffene möglich war, so schmerzlich es auch das Herz berührt. Der Einschluß Preußens, mit Oesterreich gemeinschaftlich gegen und zu operiren, hatte die Energie des Widerstandes in der Armee und im Land gebrochen. . . . Er blieb den braven Männern, welche an der Spitze der Regierung stehen, nichts übrig als sich mit schwerem Herzen in das Unvermeidliche zu fügen, dem Land den Einmarsch der Exekutionstruppen zu ersparen, und aus dem Schiffbruch zu retten, was zu retten war. Ich bin nicht in der Stimmung, um mich ausführlich über die Lage der Dinge bei uns zu äußern; ich fürchte, daß das wenige, welches für jetzt noch dem Lande gelassen ist, ihm auch bald genommen werden wird — daß die Nachgiebigkeit des Landes ihm kein Leiden dänischer Tyrannei ersparen wird. Wollte Gott, ich sähe zu schwarz! Aber ich meyne eben, wie fast allenthalben in Deutschland, so wird auch hier zu Land der Verlauf der Dinge zum . . . Absolutismus führen, bis die Schale des Zorns voll ist. . . . So wie wir den Urlaub haben, reisen wir nach Süden; sie dürfen mir aber glauben, daß noch selten ein Urlaub im Leben mir so unendlich schwer und sauer geworden ist wie dieser. Nach Verfassung der letzten vaterländischen Hoffnung ein Land zu verlassen, das einem so lieb geworden ist, in dem man so viele liebe Freunde und Kameraden gefunden, und mit ihnen Leid und Freud, Furcht und Hoffnung, Noth und Tod gesehen und empfunden hat — das drückt einem schwer darnieder! Das Bewußtseyn, bis zuletzt nach seinen schwachen Kräften seine Pflicht gegen das Vaterland erfüllt zu haben, der Gedanke, mit gleichgesinnten Freunden auch durch die finstere Nacht des vaterländischen Elendes hindurch sich Muth und Thatkraft für spätere Zeit entschlossen zu retten, hält noch aufrecht. Und was erwartet einen in der Heimath? Trostlose Zustände, rathlose in Indifferentismus oder Pessimismus versunkene Menschen . . ., Ich bitte Gott, daß er Ihnen inmitten der grausigen Verderbenung des Vaterlandes Ihr häusliches Glück ungetrübt erhalten wolle."

Raumer ging nach Erlangen, wo er still und eingezogen lebte und sich ernsten Studien widmete. Er kränkelte. Einige Wochen vor seinem Tode ward er aufs Lager geworfen. Die letzten Tage war er bewußtlos. Sein Tod war sanft. Am letzten März ward sein Leib der Erde heimgegeben. Auf seinem Grabhügel setze man den Spruch 2 Tim. 4, 18.

Die Nacht vom 24. Februar 1848.

(Erzählt von Marschall Bugeaud.)

In Paris circulirt seit dem Erscheinen des auch von uns angezeigten Buches „L'Abdication de Louis Philippe" die Absicht eines höchst interessanten Briefes aus der Feder des Marschall Bugeaud über die Februarereignisse. Derselbe ward nur in vertrauten Kreisen von Hand zu Hand gegeben, ist aber kürzlich von einem belgischen Blatte gedruckt worden, und somit Gemeingut des Publikums geworden. Nur einige Stellen, welche sich auf das Betragen gewisser

angesehener Männer bezeichnen, sind unterdrückt und durch Sternchen angedeutet worden. Der Brief selbst lautet folgendermaßen:

Mein lieber College!

Es war 2 Uhr Morgens, am 24., als ein Adjutant des Königs zu mir kam und mich mit Schloß entführ. Ich eilte ihm und man bot mir den Oberbefehl über die Truppen und die Nationalgarde an. Ich begriff vollständig, daß es zu spät sey, aber ich hielt es für meiner unwürdig abzulehnen. Man ließ die ehemaligen Minister Guizot und Duchatel holen, um meine Ernennung zu unterzeichnen. Alles dieß raubte viel Zeit, und erst um 3 oder 3½ Uhr konnte ich mich mit den Truppen in Berührung setzen, welche sich auf den Carouselplatze oder im Tuilerienhofe befanden. Ich versammelte rasch die Officiere und Unterofficiere, hielt eine Anrede an sie, die gewiß energisch war und die von einigen Blättern wenig genau berichtet worden ist.

Die Truppen waren sehr demoralisirt; seit mehr als 60 Stunden hatte man sie in einer schlechten und selbst schimpflichen Stellung vor der Emeute gehalten, die Füße in Koth, den Tornister auf dem Rücken, ruhig zusehend wie der Aufruhr die Municipalgarden angriff, die Wachthäuser verbrannte, die Bäume fällte, die Lampen zerschlug und die Soldaten harangurirte. Die Letzteren hatten keine anderen Lebensmittel erhalten als drei Rationen Commißbrod, die bereits vollständig verzehrt waren; sie hatten durchgängig nur 10 Patronen per Mann, in den am besten ausgerüsteten Bataillonen nur 20. Auf dem Carouselplatze befanden sich nur 3 Kisten mit Patronen; in der Militärschule waren gar keine. Der einzige Vorrath war zu Vincennes und er bestand aus nur 13 Kisten. Um diese Reserve kommen zu lassen mußte man die ganze Insurrection und Tausende von Barrikaden passiren. Die Pferde der Kavallerie waren lenzenklam und hatten keinen Hafer. Die Mannschaften waren fast fortwährend zu Pferde gehalten worden.

Alle nach dem Wasserplatze, nach dem Stadthause, nach den Boulevards, nach dem Pantheon detachirten Truppen hatten Befehl erhalten, bei Tagesanbruch sich auf die Tuilerien zurückzuziehen. Ich berief mich ihnen zu befehlen, seß auf ihren Posten zu bleiben und sie zu versichern, daß mit dem Grauen des Morgens Colonnen nach ihrer Seite vorrücken würden und daß man dann eine entschiedene Offensive ergreifen werde. Den Rest der Nacht benutzte ich, unsere Colonnen zu organisiren, und ich nahm jede Gelegenheit wahr, den Muth meiner Umgebungen aufzurichten. Es geschah nicht ohne Erfolg. Ich sah die anfänglich so niedergeschlagenen Gesichter allmählich beim Anblick meiner Maßregeln, meiner Weisungen und Befehle sich wieder beleben. Ich hatte indeß mindestens 150 Stabsofficiere der Armee und der Nationalgarde um mich. Eine Menge von Generalen boten mir ihre Dienste an, es waren ihrer zu viele; jeder wollte meine Aufmerksamkeit fesseln und mir Betheuerungen machen; man raubte mir eine kostbare Zeit. Dazu nehmen Sie, daß man auf einmal mit hundert Nachrichten brachte und hundert Befehle von mir forderte. * * * *

Endlich, bei Tagesanbruch, um 3½ Uhr Morgens, marschirten vier Colonnen, vom besten Geiste beseelt, aber für einen langen Kampf nur schlecht mit Munition versehen, vom Carouselplatze ab. Die Chefs dieser Colonnen und viele der sie begleitenden Officiere hatten Weisung erhalten wie sie rasch die Barrikaden und größere Volkswaffen angreifen, in die Häuser dringen sollten, u. s. w. Auf allen Gesichtern las man Vertrauen, und da ich den Krieg als förmlich eröffnet betrachtete, so bezweifelte ich nicht, daß der Kampf sich augenblicklich entspinnen werde.

Eine der Colonnen marschirte über das Palais Royal, die Bank, die Straßen Monmartre, Poissonniere, St. Denis, St Martin u. s. w. nach dem Stadthause zu.

Die zweite begab sich durch die Rue Richelieu, die Börse und die Boulevards nach dem Bastillenplatze.

Die dritte sollte rechts um links im Rücken der beiden ersten manövriren, um zu verhindern, daß hinter ihnen Barrikaden aufgeworfen würden.

Die dritte begab sich nach dem Pantheon, um General Renaud zu verstärken, welcher den Befehl über das ganze Corps übernehmen sollte und welcher meine Instruktionen hatte. Verschiedene Gendarmen begleiteten diese Colonnen, um mir ihre Berichte zu überbringen. Die Reserve-Ordonnanzen wurden auf dem Carouselplatze unter den Befehlen des Generals Wathrerd organisirt.

Um 7 Uhr erfuhr ich amtlich, daß unsere Colonnen ohne Widerstand auf den bezeichneten Punkten angekommen seyen. Die Barrikaden waren gar nicht vertheidigt worden, und man hatte sie hinreichend beseitigt, um der Artillerie einen Weg zu öffnen. . . . .

Um sieben Uhr kam eine Menge anständig gekleideter Bürger von verschiedenen Punkten, wo die Insurgenten sich befanden, zu mir geeilt und stehten mich mit Thränen in den Augen an, die Truppen zurückzuziehen, die das Volk nur aufreizten, und die Beschwichtigung der Emeute der Nationalgarde zu überlassen. Ich suchte ihnen die ganze Gehässlichkeit ihrer Rathschläge begreiflich zu machen, als die Herren Thiers und Barrot von Seiten des Königs mir den Befehl brachten, die sämmtlichen Truppen zurückzuziehen und nur die Nationalgarde anzuwenden, von der ich bis jetzt erst zwei bis drei kleine Peletons, die sich auf dem Carouselplatze befanden, gesehen hatte. Ich widersetzte mich den Ministern wie den Bürgern; als aber der Herzog von Nemours kam und mir den Befehl des Königs wiederholte, glaubte ich eine solche Verantwortlichkeit nicht länger auf meinen Kopf nehmen zu können. Ich versammelte ein Dutzend Stabsofficiere um einen Tisch und dictirte den Rückzugsbefehl etwa in diesen Worten:

„Auf Befehl des Königs und der Minister haben Sie sich auf die Tuilerien zurückzuziehen; bewerkstelligen Sie Ihren Rückzug in achtungsgebietender Haltung, und wenn Sie angegriffen werden, so machen Sie Kehrt, ergreifen Sie die Offensive und handeln in Gemäßheit meiner Instruktionen von diesem Morgen."

Dieser Befehl ward nach den verschiedenen Punkten gebracht von Stabsofficieren der Nationalgarde und von Bürgern, die sich dem Geschäfte mit einem Dienstfeifer unterzogen, welcher mich nichts Gutes ahnen ließ. Dieser unselige Schritt ist es, durch den Alles verloren ging, und Sie sehen, wovon die großen Dinge dieser Welt abhangen! Wären am Morgen die Barrikaden vertheidigt worden, so hätte der Kampf sich entsponnen und alles wäre ganz anders gekommen.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß, nachdem ich alle meine militärischen Anordnungen getroffen hatte, ich nichts verabsäumte, um die Bevölkerung durch alle Mittel von dem Eintritte der Herren Thiers und Barrot in Kenntniß zu setzen. Mehr als 200 geschriebene Maueranschläge mit einer kurzen Proklamation waren von Polizeiagenten, Bürgern, verkleideten Militärs durch die Straßen verbreitet worden. Auf einigen Punkten wurde die Anfündigung gut aufgenommen; auf anderen zerriß man die Anschläge und trat sie unter die Füße.

Gegen 9 Uhr suchten die Herren Thiers und Barrot mich von Neuem auf und stellten mir Herrn de Lamoricière vor, der so eben zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt worden war. Ich empfing ihn herzlich, meine früheren Beschwerden vergessend; er hatte die Uniform eines Bürgergenerals aufgestrieben. Ich berilte mich ihn in die Straßen zu schicken. „Da wir ja nicht kämpfen sollen," sagte ich ihm, „so wenden Sie Ihre Popularität an, um wo möglich diese wüthenden Massen wieder zur Vernunft zu bringen." Ich muß sagen, daß er diese Sendung mit vieler Aufopferung erfüllte, auf einigen Punkten hatte er Erfolg; auf anderen ward er schlecht empfangen und lief Gefahren.

Die Herren Thiers und Barrot schickten sich an zu Pferde zu steigen, am die Menge anzureden, als der Maler Vernet zu mir kam und mir sagte: „Halten Sie Thiers zurück; ich habe so eben die Insurrection passirt; sie ist wüthend gegen ihn, und ich bin überzeugt, daß sie ihm ein kleines Stücke zerhauen würde." Ich hielt Herrn Thiers seines Sträubens ungeachtet zurück, und Herr Barrot ging allein sich dem Volke zu zeigen. Es erging ihm beinah ebenso wie Herrn de Lamoricière; er kam nach einer halben Stunde zu mir zurück und sagte: „Herr Thiers ist nicht mehr möglich, und ich auch nicht recht." Dann eilte er ins Schloß. Lamoricière kam etwas später wieder; er war nicht ohne Hoffnung, daß die Emeute sich beruhigen werde. Es war

damals etwa 10 Morgens. Zwei Bataillone der 10. Legion, unter dem Befehle des Oberſten Lemercier, debouchirten auf den Carouſelplatz. Das war ein glücklicher Zufall. Ich eilte ihnen entgegen. Ich redete ſie an; man applaudirte mir, aber dagwiſchen hörte man die Rufe: „Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot!“ Der König kam heraus und ließ die beiden Bataillone Revue paſſiren. Er ward recht gut von ihnen empfangen.

Darauf ſtellte ich mich an die Spitze der beiden Bataillone und ließ ſie an die Ausgänge aller Straßen vertheilen welche in die Rue Rivoli münden. Man baute dort Barrikaden; ich räumte ſie durch die bloße Waffe der Ueberredung und durch die Anweſenheit der Nationalgarde.

Mehrere Bürger kamen um mir dienſtfertigſt anzuzeigen, daß ich große Gefahr laufe getödtet zu werden. Ich achtete nicht auf ſie, ſondern ſetzte mein Werk fort, ſo lange ich noch ein Peloton Nationalgarde aufzuſtellen hatte. Ich kehrte auf den Carouſelplatz zurück, mit einem gewiſſen Vertrauen, geſtehe ich, daß, wenn wir rings um das Schloß her feſt blieben, und wenn ſich eine gewiſſe Anzahl Nationalgarde vereinigte, die Emeute ſich beruhigen könnte, ſobald die Maſſen den die Reform verbürgenden Miniſterwechſel erführen. Später iſt mir eingefallen, daß dieß Vertrauen auf meiner Seite eine große Einfältigkeit des Augenblicks (simplicité de circonstance) war; denn ich wußte längſt, daß man einen Feind nicht durch Retraiten, und unruhige Maſſen nicht durch Zugeſtändniſſe einſchüchtert.

(Schluß folgt.)

Eine wichtige Erfindung.

Wieder iſt eine Erfindung in das Leben getreten, ſagt die „Deutſche Reichs-Zeitung“, die, wenn ſie ſich bewährt, woran kaum zu zweifeln, eine der folgenreichſten der neuen Zeit ſeyn dürfte. Sie ſcheint bis jetzt kaum aber doch nur unvollſtändig bekannt zu ſeyn, und es iſt ihr Zweck dieſer Zeilen, auf ihre hohe Wichtigkeit aufmerkſam zu machen. Man erinnert ſich des Aufſehens, welches die Auffindung der Mittel verurſachte, wodurch beim Einathmen vorübergehend Empfindung und Bewußtſeyn hinweggenommen und ſomit manche ſonſt ſo ſchmerzhafte chirurgiſche Operation leicht ausführbar gemacht wird.

Wenngleich die Anwendung des Schwefeläthers und Chloroforms ſich vielfach wohlthätig erwieſen hat, ſo ſind doch auch manche unglückliche Fälle vorgekommen und ihr Gebrauch iſt nur den Händen umſichtiger und erfahrener Wundärzte anzuvertrauen. Es fehlte bisher ein Mittel, welches, nicht das Bewußtſeyn, ſondern die Schmerzen in der großen Zahl der gewöhnlich vorkommenden Leidensfälle raſch hinwegnimmt und welches von Jedermann leicht und gefahrlos angewandt werden kann. Ein ſolches aufzufinden, iſt dem franzöſiſchen Arzte Aran gelungen, nachdem er unermüdlich eine Menge chemiſcher Stoffe in dieſer Beziehung der Prüfung unterworfen hatte. Es iſt dieſes eine angenehm riechende Flüſſigkeit, von der 10 — 20 Tropfen entweder unmittelbar auf den ſchmerzhaften Theil oder auf ein ſchwach mit Waſſer befeuchtetes Leinwandläppchen getröpfelt und dieſes auf die leidende Stelle gelegt, dann mit Wachstaffet bedeckt und allenfalls noch mit einer Binde umwickelt wird. Nach 2 — 10 Minuten wird die Haut in einem Umkreis von einigen Zollen und bis zu einer beträchtlichen Tiefe hinab ganz unempfindlich. Die heftigſten rheumatiſchen, gichtiſchen ſowie rein nervöſen Schmerzen verlieren ſich wie durch ein Wunder!

In kurzer Zeit kehrt die Empfindung der Haut zurück, manchmal auch der Schmerz, jedoch gewöhnlich ſchwächer und ſehr oft wird er durch wiederholte Anwendung des Verfahrens ganz entfernt.

Aus dem Aufſatz von Aran, den er der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vorgelegt, erhellt Folgendes: Aran hatte unter den Stoffen, mit denen er operirte, auch zwei Sorten der ſogenannten holländiſchen Flüſſigkeit (die aus der Einwirkung des Chlors auf das ſchwere Leuchtgas hervorgeht) verſucht, wovon die eine ſich ſehr wirkſam, die andere nur unbedeutende ſchmerzſtillend erwies. Der Chemiker Mialhe, der ſie weiter prüfte, fand nun, daß jene erſtere nicht die gewöhnliche Flüſſigkeit dieſes Namens, ſondern eine ſolche ſey, die mehr Chlor in ihrer Miſchung enthielte. Darauf hin weiter arbeitend, ſtellte er eine ähnliche, aber leichter und wohlfeiler zu gewinnende dar, indem er das Chlor auf den Salzäther einwirken ließ. Dieſe Flüſſigkeit, welche die ſchmerzſtillende Wirkung in hohem Grade beſitzt, nennt er äther chlorhydrique chloré; ich glaube der paſſendſte deutſche Name dafür iſt Chloräther. Sie iſt farblos, ſehr flüſſig, von aromatiſchem Geruch, ſchmeckt erſt ſüß, dann ſcharf, iſt kaum mit Waſſer löslich, aber löſt ſich leicht in Alkohol, Schwefeläther und in den meiſten fixen und flüchtigen Oelen. Sie iſt nicht entzündlich und ihr Siedepunkt ſchwankt zwiſchen 110 und 130° C.

Pot-Pourri.

Die abenteuerlichſten Petitionen

werden manchmal an die National-Verſammlung gerichtet. Die jüngſt vertheilte Liſte enthält u. A. folgende. Ein Pariſer wünſcht, daß der Präſident der Republik in den Tuilerien wohnen und monatlich 200,000 Fr. für Repräſentationskoſten erhalten möge. Ein Anderer, daß die Münzen das Bildniß des Präſidenten tragen ſollen. Ein Dritter, daß man überall das Wort „Republik“ ſtreiche und dafür „Frankreich“ ſetze, z. B. Präſident von Frankreich u. ſ. w. Ein Straßburger verlangt, daß man verbiete, die Geſchichte Napoleon's in Karrikaturen nachzubilden. Eine Petition bittet vorzuſchreiben, daß die Franzoſen ſich weder „Citoyen“ noch „Monsieur“ ſondern „Monsire“ anreden. Ein Jurabewohner will, daß in allen Departements, in denen der Belagerungszuſtand proclamirt wird, die direkten Steuern um 50 pCt. erhöht werden ſollen. Ein Mann aus Orleans endlich empfiehlt dringend eine — Katzenſteuer.

Seltſames Gefecht.

Ein irang. Linien-Bataillon hat neulich bei dem Einmarſch in Saiſſons ein hartes, nicht unblutiges Gefecht zu beſtehen gehabt mit einer Heerde voll gewordener Ochſen. Während nämlich mit großer Janitſcharenwuth das Bataillon zum Thore hereinrückt, iſt ein Viehhändler im Begriff, ſeine gehörnten Zöglinge der Natur aus dem beengenden Mauern der Stadt hinauszutreiben. Die rauſchende Muſik und — die rothen Beinkleider der Soldaten erregen die Wuth des Rindviehes bis zum hohem Grade. Der Leit-Ochſe ſetzt die Hörner zum Angriffe ein — ſeine Getreuen folgen dem erboſten Führer, mit Gebrüll ſtürzt das ſpießige Heer auf die Truppen der Republik. Der Träger der großen Trommel rettet ſein Leben nur dadurch, daß er ſein Inſtrument dem Feinde über den Kopf ſchlägt und dieſer geblendet von dem Muſikbus abläßt. Der Poſauniſt, den Rücken an eine ſchützende Straßen-Ecke gelehnt, bläſ't in der Todesangſt einen andern Ochſen Töne entgegen, die dieſer nicht ertragen kann und Kehrt macht. Die Soldaten beruhigen ſich überhaupt nach beſten Kräften. Dennoch werden ihre Reihen durchbrochen und die Gehörnten ſtürmen in das Feld hinaus. Der Anblick des Schlachtfeldes bot einen ſonderbaren Anblick dar. Geknickte Klarinetten, zerbrochene Flöten, zerbogene Trompeten, Kalbfell beraubte Trommeln bedeckten die Stätte. Glücklicherweiſe iſt ein Verluſt an Menſchenleben nicht zu beklagen.

Fortſetzung und Schluß des Aufſatzes „London mit ſeinen Merkwürdigkeiten“ in den nächſten Nummern des „Sammlers“.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'ſchen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 295.

No. 30.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 12. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

London mit seinen Merkwürdigkeiten.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu leugnen, daß Father Thames in einer etwaigen Versammlung der Flußgötter neben seinen bevorzugteren Gefährten, dem „freien deutschen" Rhein, der lachenden Garonne und der durchsichtigen Donau, nur in unscheinbarem Gewande und wahrscheinlich trübe und unrein auftreten würde. In anderer Beziehung wird er jedoch einigen gerechten Stolz, der seinen Nebenbuhlern imponirt, zur Schau tragen können. Sein Rücken trägt die stolzesten Barken; 298 Dampfröhre peitschen täglich seine Gewässer; seine Brücken suchen ihres Gleichen und da, wo sie seine Beschiffung hindern, hat der erfinderische Menschengeist sich einen Weg unter seinem Bette gegraben.

Die Engländer nennen den von dem Architekten Sir J. Brunel entworfenen Tunnel ein Denkmal nationaler Thorheit (a monument of national folly), und das mit Recht. Dies Werk, das so viele Menschenleben, Zeit, Geld und Arbeit kostete, hat seinen Zweck gänzlich verfehlt. Als Verkehrstraße wenig benutzt, macht der Tunnel einen unheimlichen, oden Eindruck. Wenn nicht wenige vereinzelte Fußgänger und einige Hökerweiber sich blicken lassen, Letztere wahrscheinlich „um den Schein zu retten", so könnte man sich in leere Katakomben versetzt glauben, bei denen die Athmellungen der Wieller die Mienen abgeben. Die Structur zeigt daß der Durchgang für Wagenpassage bestimmt war. In zwei gewölbten Bögen neben einander hinlaufend, deren jeder sechzehn Fuß breit ist, sind Fahrstraßen und Fußweg getheilt. Letzterer nimmt drei Fuß Breite ein und ist etwas erhöht. Die Länge der Tunnels beläuft sich auf 1200 Fuß; an beiden Enden führt eine runde, thurmartige Oeffnung an's Tageslicht, an deren Wänden enge Wendeltreppen hinlaufen. Das Auf- und Absteigen dieser Wendeltreppen, ihre Unzweckmäßigkeit für das Tragen von Lasten, und schließlich der zu entrichtende Tunnelzoll von einem Penny, machen, daß dieser Weg wenig benutzt wird. Um Fuhrwerke hindurch gelangen zu lassen, würde man genöthigt sehn, schräge Eingänge zu graben, die jedenfalls nur in ziemlich weiter Entfernung vom Wasser ausmünden könnten. Hierdurch würde die Länge des Weges und die Mühe des Bergab- und Bergaufsahrens so beschwerlich werden, daß die Rosselenker immer den Umweg über die Londonbrücke vorziehen würden. Wenn man nicht etwa noch die Einrichtung trifft, Pferde, Wagen und Menschen durch eine Maschine, wie sie die Postbedienten im Postgebäude benutzen, auf- und niederfallen zu lassen, so wird der Tunnel wohl den Fußgängern bleiben. Der Eingang ist am nördlichen Ufer in Wapping, unfern der London-Docks, und an der Südseite bei Swanlane in Rotherhithe. Das Gewölbe ist Tag und Nacht mit Gas erleuchtet, was die Beklommenheit der darin herrschenden Kellerluft noch erhöht.

Man könnte das Princip: „Nicht ist Leben", nicht besser vergegenwärtigen, als wenn man zwischen dem Tunnel und der Londonbrücke einen Vergleich anstellte. So einsam und wenig benutzt die Passage in jenem, so gedrängt und unaufhaltsam ist sie auf dieser. Die wallenden Menschenwogen und Hunderte von Fuhrwerken aller Art streben, drängen und schieben sich von früh bis spät unaufhaltsam vor- und rückwärts. Dem Ende von King-William und Gracechurch-Street gegenüber spannt sich in fünf weiten Bögen diese prächtige, aus Granit aufgeführte Brücke über den Fluß; ein besonderer Bogen an jedem Ende verlängert sie noch über die an beiden Ufern hinlaufenden Straßen. Auf dem breiten Fahrwege können bequem vier bis fünf Wagen, und auf dem Trottoir an jeder Seite gemächlich sieben bis acht Fußgänger neben einander sich fortbewegen. In verschiedenen Zwischenräumen sind in dem massiv granitnen, fast mannshohen Geländer Ausbiegungen angebracht (Recesse), wo steinerne Bänke dem müden Wanderer einen Ruheplatz, und dem ermatteten Lastträger ein Niedersetzen seiner Bürde gestatten. Aber so leicht das Ausruhen, so schwer ist das Ueberschreiten von einer Seite zur andern; nur selten läßt die beständig im Knäuel fortrollende Wagenkette für einen durchschlüpfenden Fußgänger die spärliche Lücke. Man sieht oft eilige Wanderer ängstlich auf einen lichten Augenblick warten und, wenn der ersehnte freie Durchgang sich endlich darbietet, im vollen Laufe hinüberstürzen, um dem schon wieder heraneilenden Rosschufen und Wagenrädern zu entgehen.

Die jetzige Brücke, nach siebenjährigem Bau im Jahr 1832 eröffnet, ist die Nachfolgerin von Old-London-Bridge, die Jahrhunderte lang ohne Nebenbuhler die beiden Ufer verband. Sie war, ähnlich dem Pont-neuf in Paris, an beiden Seiten mit Häusern und Buden bebaut, die eine Straße auf der Brücke bildeten, und lag etwas seitwärts von der gegenwärtigen. Beim Bau der Letzteren wurden zugleich die Zugänge erweitert, und großartige Gebäude, unter diesen Fishmongers-Hall, bilden an der Norostite Adelaide- und an der Südseite Wellington-Street.

Auf der Südseite führt gleich links eine mit Droschken und Omnibus angefüllte Auffahrt zum Bahnhof der South-Eastern und der Greenwich-Eisenbahn. In der Mitte der Kreuzstraßen steht ein Laternenpfahl auf einer Erhöhung, mit kleinen eisernen Pfeilern umgeben, als Asyl der von Fuhrwerken bedrängten Wanderer. Auch diese Oase bebenbergt oft ein Häuflein schüchternen Dämchen oder podagrischer Herren, die mit stummem Ingrimm over lauten Verwünschungen abwarten, ob denn nicht endlich das Gewühl einen Augenblick innehalten wird und sie hinüber schlüpfen läßt.

The borough of Southwark, gewöhnlich „the borough" genannt, mit den daran gewachsenen Stadttheilen und Ortschaften, die sich Meile auf Meile in's Land erstrecken, bildet die Theile der Metropolis, die südlich von der Themse liegen. Zum borough gehören Bermondsey und Rotherhithe, östlich von Londonbrücke zunächst dem Ufer gelegen. Oestlich von ihr erstreckt sich der eigentliche Distrikt der boroughs bis nahe an die Waterlooobrücke, wo die Themse eine südliche Krümmung macht, und dahinter bis an die Vauxhallbrücke liegt jener schmutzige Stadttheil, Lambeth genannt, der nichtsdestoweniger seinen erzbischöflichen Palast aufzuweisen hat. Südlich sind zunächst Kennington, Newington und Walworth angewachsen und die weiteren Ausläufer der „nach einem endlosen Reich von Stein und Mörtel strebenden" Weststadt erstrecken sich im Süden bis Wandsworth, Clapham, Camberwell und Peckham, östlich bis nach Greenwich und Woolwich. Der „Flecken" bildet einen eigenen Wahlbezirk und sendet zwei Mitglieder in's Parlament, wie auch Lambeth. Das Uebrige gehört theils zur Grafschaft Surrey, theils zu Kent, und ist mit diesen gemeinschaftlich vertreten.

Gleich links von der Londonbrücke läuft Tooley-Street nach Osten durch Bermondsey und führt, bald das Themseufer gewinnend, als Rotherhithe-Wall zwischen diesem und Rotherhithe entlang. Schiffswerften und Holzlager, so wie Fabriken verschiedener Art, mit kleinen Arbeiterwohnungen untermischt, erstrecken sich auch hier über mehrere Quadratmeilen. Zunächst der Londonbrücke liegt eine Anzahl von

Speichern, hauptsächlich für Korn benutzt, und mehrere Quais, auf denen besonders Getreide, Früchte u. s. w. gelöscht werden. In Tooley-Street wohnen eine Anzahl von Kornpfeffer- und Fruchthändlern. Diese Salesmen sind eigentlich Makler, die zwischen dem Importeur und dem Detaillisten als Zwischenhändler dastehen; meistentheils führen sie aber auch Produkte für ihre alleinige Rechnung ein. Sie sind auf allen Märkten des Festlandes anzutreffen, wo Kartoffeln, Früchte, Eier, Schinken u. dgl. für England aufgekauft werden. Welcher Reisende wäre nicht diesen Londoner Auftäufern begegnet in den französischen, belgischen, holländischen, dänischen oder deutschen Hafenplätzen, welche alle dem großen Babylon den Tribut ihrer Erzeugnisse — freilich gegen gutes Geld — zollen? Bis tief in die germanischen Gauen unternehmen sie ihre Excursionen, Köln und Frankfurt sind schon nicht zu entlegen. Aber immer bleiben die eingeführten Produkte nur zweiten Ranges. England selbst liefert das Beste und Theuerste. Schinken und Kartoffeln von Yorkshire, Eier von englischgearteten Hennen sind durchschnittlich gewandig Procent theurer als die nämlichen Erzeugnisse, die vom Festland anlangen. Fleisch von englischen Rindern und Hammeln ist immer allem andern vorzuziehen. Das liefert nur den wiederholten Beweis, daß England in der Agrikultur voraus ist. Namentlich ist die Viehmästung vollkommner; es ist bekannt, daß man keine solche Hammel auf dem Continent kennt, wie sie in England vorkommen, daß englische Hammelkeulen als die delicatessen zu uns versandt werden. Die vorzügliche Mästung erstreckt sich sogar auch auf das Federvieh; die englischen Hühner sind größer und legen größere Eier, daher der höhere Preis. Die Consumtion dieser letztern Artikels in London ist erstaunlich. Freilich darf man sich nicht darüber wundern, wenn man die Eingebornen nicht selten oder bis fünf gekochte oder auf Schinken geschmorte Eier, natürlich nebst Thee und andern Kleinigkeiten, als da sind Beefsteaks, zum Frühstück verzehren sieht. Ein ganz mäßiger Mann nimmt sein couple of eggs ein, und wenn ich mitunter einen Bächter aus Kent mit seinem ländlichen Appetit in einem Londoner Gasthause unter dem Frühstück aufstehen sah, nicht ohne stille Bewunderung seiner Thaten, so dachte ich mir jedesmal, daß das Wort der Weisen: „Am wenigsten bedürfen kommt der Gottheit am Nächsten“, von ihm wohl stets für edel Thorheit und Selbstqualerei gehalten werde. Dies gibt denn einen lebhaften Begriff, wo die vielen Millionen von Eiern bleiben, die eingeführt werden.

Vor dreißig Jahren, ehe der Dampf der mächtige Vermittler für Alles war, bezog London noch seinen ganzen Bedarf aus dem Inland. Die von dort kommenden Quantitäten werden natürlich jetzt wie damals auf den Londoner Markt gebracht und außerdem gegenwärtig noch jährlich ungefähr 150 Millionen aus Frankreich, Belgien, Irland und Schottland. Hiezu lieferten 1849 die ersten beiden Länder 98 Millionen, wofür an Zoll im Ganzen allein 35,694 Pfd. St. entrichtet wurden. — Welch ein summarisches Geräusch das Gekakel aller Hennen, welche die für London erforderlichen Eier legen, abgeben würde, können wir leider nicht statistisch bestimmen, indessen möchte solch Concert den Lärm der Weltstadt vielleicht übertönen, obgleich dieser Lärm unbedeutend ist, wenn wir unsern Weg von der Londonbrücke gerade südlich, durch Blackmann-Street und Newington-Road fortsetzen. Wir befinden uns auf der großen Heerstraße gen Mitag, die fast so belebt ist wie Cheapside und Whitechapel-Road, jedoch in ihrer Physiognomie der Letztern mehr ähnelt. Seinen Höhepunkt erreicht der Verkehr, wenn wir beim „Elephant and Castle“ angekommen sind. Dies ist ein als Omnibusstation benennter Wirthshaus, wo sechs Hauptstraßen zusammentreffen. Indem wir uns dem Orte nähern, sind wir schon so glücklich, die Aufmerksamkeit von sechs bis acht Omnibuskondukteuren auf uns zu lenken. „Bank, Sir, Bank?“ — „Clapham, Sir, Clapham?“ — „Blackfriars-Bridge, Sir?“ — Wir nicken zu Letzterem bejahend. — Mit der Leichtfüßigkeit eines Satzes hüpft der Kondukteur vom Stehbrett. „Draußen oder drinnen, Sir?“ — „Platz draußen.“ — Wir besteigen das Fuhrwerk und erwarten sogleich daran zu rollen. Statt dessen wendet sich der rosenwangige Kutscher um, ersucht unsern Nebenmann, die Zügel für einen Augenblick zu nehmen, und steigt ab. Verwundert folgen wir seinem Beispiel und richten eine Frage über diesen unerwarteten Aufenthalt an einen dicken kurzen Kerl, der auf dem Trottoir im Vordergrund steht und durch sein glühend rothes Antlitz besonders in die Augen fällt. Es ist der Timekeeper (Zeitwächter). „Die Zeit ist noch nicht um, Sir; — der Kutscher nimmt nur ein paar Tropfen zu sich; — es sind noch drei Minuten“ ist die Antwort, und dabei steht er bedächtig auf eine silberne Taschenuhr von der Größe eines Brummkreisels. Wir haben also drei Minuten vor uns und folgen Herrn Jem, der nur einen drop nimmt. Der „Elephant and Castle“ besteht aus dem Gin-Palast und dem Publichouse. Im ziehet aber das respectablere Buffet in letzterem vor, wo er sich mit etwas gin and water erquickt. Mehrere seiner Kollegen thun desgleichen und es entspinnt sich sogleich eine lebhafte Unterhaltung über des Kutschers braune Stute, die neulich stürzte. Die Stute erregt natürlich auch unser Interesse, während wir unser Bier zu uns nehmen. Plötzlich aber zeigt sich die dicke Figur des Timekeeper in der Thür: Now then Blackfriars! der Kutscher stürzt den Rest seines Glases hinunter und wiederholt gegen uns: Vorwärts, meine Herren! Die fünf Minuten Rastzeit sind abgelaufen und wir besteigen wieder unsern erhabenen Sitz neben dem Kutscher, der mit einem Danke seine Zügel zu sich nimmt. „All right!“ ertönt des Kondukteurs Stimme und wir rollen rechts ab durch London-Road nach Blackfriarsbrücke.

Diese ist die dritte über die Themse vom Tower aus, und erstreckt sich in hoher Wölbung in neun Bogen über den Fluß; sie ist nächst Westminsterbrücke die älteste, jetzt-existirende und stammt aus dem Jahre 1769. Der über sie hindrängende Verkehr ist fast so groß, wie auf Londonbrücke; Menschen an Menschen, Wagen an Wagen, und dazwischen eine unglückliche Heerde Schafe, von Smithfield kommend, die von den daher rollenden Fuhrwerken in Unordnung gebracht, und von zwei intelligenten Schäferhunden wieder in Kielne und Glieder gebellt, gänzlich alle Fassung verliert. Wir treten einen Augenblick aus dem Getränge auf die Seite. Vor uns erhebt sich die mosesähnliche Kuppel St. Pauls, für die dieser Standpunkt den imposantesten Anblick gewährt. Beinahe 400 Fuß hoch steht der ehrwürdige Koloß wie ein Held in den Häuserwogen, die sich unverschämt nahe an seinen Fuß gedrängt haben. Nur vom Fluß aus gesehen macht die Kirche einen wahrhaft großartigen Eindruck; sie ist zu nahe mit Häusern bebaut, als daß man auf der Landseite ihre Verhältnisse gehörig auffassen könnte. Wenn nicht das Lärmen und Drängen so störend wäre, und wenn nicht gerade unter und ein Dampfbootschornstein seinen Rauch mit unangenehmer Vehemenz zu uns hinaufbliese, so könnte man eine lebensvolle Reihe von Bildern der Vorzeit bei Deiner Betrachtung anstellen, derjungen und doch alter St. Paul, der Du den Platz eines römischen Tempels eingenommen, dreimal durch Feuer zerstört worden und nun doch schon wieder seit zweihundert Jahren in neuer Herrlichkeit erstanden bist! — Aber wir haben doch nicht viel zu durchwandern und wollen ein anderes Mal zur Dir zurückkehren. Wir haben noch nicht dem Borough Beschied genommen, und wenn wir uns auch in seinen kleinen, engen Quergassen nicht lange aufhalten wollen, so müssen wir doch einen Blick darauf werfen. Beschauen wir zuerst noch die zwischen Blackfriars- und Londonbrücke gelegene Southwarkbrücke.

Diese Brücke, aus drei gußeisernen Bögen geformt, verbindet, wo der Fluß am engsten ist, die beiden Ufer zwischen Queen-Street, Cheapside und Bankside. Da hier ein Brückenzoll von einem Penny entrichtet werden muß, so ist der Verkehr auf ihr im Verhältniß zu dem ihrer Nachbarinnen nur gering; Abends sieht man sie oft ganz menschenleer, und es ist vorgekommen, daß einzelne Fußgänger alsdann angefallen und beraubt worden sind. Dieses eiserne Werk ist ein großartiges Denkmal des Triumphes der Nutzbaukunst im neunzehnten Jahrhundert. Das Metall wiegt mehr als 5300 Tonns

(rechtlich 100,000 Centner), und die Bogen ruhen auf steinernen Pfeilern, deren Fundament achtundzwölfig Fuß tief im Bette des Flusses in die Erde getrieben sind. Der mittlere Bogen, 240 Fuß breit, ist besonders kühn geschwungen. Die beiden Seitenbogen messen jeder 200 Fuß, die ganze Brücke nur 780 Fuß. Sie ist die kleinste von allen und 4 bis 500 Fuß kürzer als ihre beiden Nachbarinnen. Am nördlichen Pfeiler im Flusse ist ein Landungsplatz für Dampfboote angebracht, und wer diese hier benutzen will, ist vom Zahlen des Brückenzolls befreit.

(Schluß folgt.)

Die Nacht vom 24. Februar 1848.

(Erzählt von Marschall Bugeaud.)

(Schluß.)

Ein anderer Umstand beförderte diese Selbsttäuschung. Man zeigte mir an, daß eine ziemlich starke Colonne vom Palais Royal herankomme, um dem Könige eine Petition zu überbringen. General Lamoriciere war bei mir, ich schickte ihn ab, um zu versuchen die Colonne aufzuhalten und ihr zu sagen, sie möge die Petition durch drei Delegirte überreichen lassen.

Er eilte sehr bereitwillig hin, kam aber bald wieder und sagte, man habe nicht auf ihn gehört und rücke vor; ich lief dem Haufen entgegen, traf ihn aber erst in dem Augenblicke, wo er dem bekannten einsam stehenden Hause gegenüber auf den Carouselplatz debouchirte. Die Colonne machte auf meinen Ruf Halt. Ich harangurirte sie zugleich energisch und pathetisch, und dabei es mit Erfolg geschah beweist, daß man auf mich zueilte und mir die Hand reichte. Ein einziger als Nationalgardist gekleideter Mann sagte mir: „Sind sie Marschall Bugeaud?“ — Ja, der bin ich. — „Sie haben unsere Brüder in der Rue Trasnonain morden lassen!“ — Du lügst, antwortete ich; denn ich war nicht dabei. — Er machte darauf eine Bewegung mit der Flinte; ich drängte auf ihn ein, um seine Waffe zu ergreifen; aber seine Nachbarn legten ihm Stillschweigen auf und riefen: „Es lebe Marschall Bugeaud! Ehre dem kriegerischen Ruhme!“ Ich hatte damals den Rittmeister Trochu, den Oberst Sermy und den Artillerie-Kapitän Tabar bei mir. Nachdem ich tausend Händedrücke ausgetheilt hatte, bestimmte ich die Colonne Kehrt zu machen; sehr viele von den Leuten versprachen mir, sie wollten in ihre Quartiere gehen und versuchen die Ordnung herzustellen.

Wenige Augenblicke später ernahm ich Flintenschüsse vom Palais Royal und vom Louvre her. Ich wußte nicht, daß wir dort ein Detachement hatten; es mag damals 11 oder 11½ Uhr gewesen seyn; ich hatte keine Zeit nach der Uhr zu sehen. Ich eilte zu einem Bataillon vom 5. leichten Regiment und sagte: „Da sie den Krieg anfangen, so nehmen wir ihn an; ich stelle mich an eure Spitze.“ In diesem Augenblicke kamen zwei Adjutanten des Königs und zeigten mir an, daß Se. Majestät zu Gunsten des Grafen von Paris abdanke, daß man die Regentschaft proklamiren wolle und daß Marschall Gérard mit dem Oberbefehl über die Truppen beliedet sey. Nun befahl ich dem Bataillon allein in der Richtung des Louvre vorzurücken, und da ich eine so außerordentliche Nachricht nicht glauben wollte, so eilte ich ins Schloß, um mich selber zu übergeugen.

Ich fand den König seine Abdankung schreibend, umgeben von einer zahlreichen Menge, welche ihn drängte diesen Akt zu vollziehen. Ich wiederspreche mich nachdrücklich; ich sagte, dazu sey es zu spät; das werde keine andere Wirkung haben als die Demoralisation der Truppen vollständig zu machen; es werde wieder geschossen, und es bleibe nichts übrig als zu kämpfen. Die Königin unterstützte mich energisch; der König erhob sich, ehe er seine Schrift fertig hatte. . . . . aber . . . . . mehrere Personen riefen: er habe es versprochen und müsse sein Wort halten. Zahlreiche Rufe unterstützten diese Stimme; meine Stimme wurde übertönt; der König setzte sich wieder zum Schreiben. Ich hörte inzwischen fortwährend Flintenschüsse und stürzte hinunter in den Hof, um mit der ersten zuverlässigen Truppe in den Kampf zu gehen. Mein Pferd stand an der Thür; ich stieg auf und forderte alle Umstehende auf, mir zu folgen. In diesem Augenblicke kam Herr Crémieux aus dem Schlosse, ergriff mich beim Beine, und rief: „Gehen Sie nicht, Marschall! Sie würden sich nutzloser Weise tödten lassen; alles ist beendet!“ Ich machte mich los und eilte auf den Carouselplatz, fest entschlossen die Offensive zu ergreifen. . . . . Aber, o Schmerz! o Erstarren! ich sah alle Truppen aufgelöst, in Pelotons nach rechts und links durch alle Ausgänge den Platz räumen!

Vermuthlich hatte, während ich im Schlosse war, Marschall Gérard ihnen den Befehl ertheilt, sich in ihre Kasernen zu begeben. Es war unmöglich diese vielfeitige Bewegung aufzuhalten; die Spitzen der Colonnen waren schon auf dem Quai oder in den benachbarten Straßen. Ich hob die Hände gegen Himmel und ritt fort, begleitet von einem einzigen Offizier, dem Artillerie-Kapitän Tabar. Ich ritt über den Quai das Wasser entlang. Vor dem Palaste der Deputirtenkammer angelangt, fand ich die Umgebungen verdört, die Gitter geschlossen, ohne eine einzige Schildwache, ohne Hüter, ohne eine Seele. Ich glaubte um so eher, daß die Deputirten nicht beisammen seyen, als ich eine Menge von ihnen in und bei den Tuillerien bemerkt hatte. Ich wollte mich indeß vergewissern, als eine Bande von Meuterern, die über den Quai d'Orsay kam, zu rufen anfing: „Nieder mit Marschall Bugeaud!“ Ich ritt auf sie zu und sagte: „Wißt ihr was ihr ruft? Ihr ruft: Nieder mit dem Besieger Abdelkaders! Nieder mit dem Bezwinger der Araber und dem Eroberer Afrika's! nieder mit dem Manne, der euch gegen Russen und Deutsche zum Siege führen will! Ehe ein Monat vergeht, werdet ihr vielleicht meiner Erfahrung und meines Muthes bedürfen.“ Diese Worte gewannen alles für mich, man rief: „Es lebe Marschall Bugeaud!“ und jedermann wollte mir die Hand drücken.

Beim Eintritt in die Universitätsstraße fand ich eine andere Bande, und derselbe Auftritt wiederholte sich. Diese beiden Diversionen machten, daß ich die Deputirtenkammer aus den Augen verlor. Ich überlegte mir wohl, daß der Palast von Niemanden bewacht sey, aber ich dachte, Marschall Gérard, der den Oberbefehl und über die 5 bis 6000 Mann auf dem Eintrachtsplatze zu verfügen hatte, werde wohl dafür sorgen. Ich ritt also zu Hause, um möglichst rasch meine Uniform abzulegen und nach der Kammer zu eilen. Einige Generale, welche eintraten, raubten mir eine halbe Stunde.

Als ich auf dem Platze des Palais-Bourbon anlangte, sah ich mehrere Deputirte ganz derstört herumkommen. Ihre Physiognomien waren unglaublich. Diejenigen, welche sprechen konnten, sagten: „Alles ist vorbei; man wird die Republik proklamiren.“ Ich eilte zu einer Abtheilung der 10. Legion, welche ihre Gewehre auf dem Platze zusammengestellt hatte und die von dem, was vorging, nichts zu ahnen schien. „Wollt ihr die Republik?“ redete ich sie an. Nein zum Teufel, die wollen wir nicht! — „Nun wohl, so wollen wir in die Kammer eindringen, um die Regentin zu schützen und die Regentschaft proklamiren zu lassen.“ — Es waren etwa 150 Mann, befehligt von einem jungen Bataillonschef. In dem Augenblicke kam Dudinot auf dem Hofe, um dieselben Nationalgarden aufzusuchen. Sie griffen lästig zum Gewehr. Dudinot redete sie mit einer Wärme und einem Schwunge an, welche ihm meine ganze Achtung erwarben. Ich drückte ihm die Hand; wir traten in den Hof; ich nahm die Flinte eines Invaliden. Es war zu spät! Ein Dutzend Deputirte stürzte heraus und rief uns zu: „Alles ist vorbei! Die Herzogin geht durch den Präsidentschaftsgarten nach dem Invalidenhotel! Die Republik ist proklamirt!“

Die Nationalgarden machten Halt; es war nichts mehr zu thun. Wir waren nicht stark genug, um die Dinge wieder ins Geleise zu bringen.

So fiel die Monarchie, welche dem Lande siebenzehn Jahre des Friedens und der Wohlfahrt gegeben hatte!!... Die Geschichte kennt nichts Schimpflicheres, Jämmerlicheres!

. . . . . .

Ich habe nicht die ganze Wahrheit gesagt, aber auch nichts, was nicht buchstäblich genau und durch Tausende von Zeugen zu erhärten ist.

Ich weiß auf das Bestimmteste durch mehrere Briefe von Offizieren der Armee und der Nationalgarde, daß ich unter diesen grausamen Umständen in ihrer Achtung nicht gesunken, sondern gestiegen bin.

Ein unerhörtes Zusammenwirken von Umständen hat mich gelähmt; ich habe keinen Gebrauch von meiner Erfahrung und den kriegerischen Fähigkeiten machen können, welche die Natur mir gegeben hat. Ich hatte nur den Schatten des Oberbefehls. Die Minister, der König, die Prinzen, die Bürger, alles hinderte mich. Wie sehr hätte ich gewünscht, daß der Hof und die Regierung in Vincennes gewesen wären! Vor allen Dingen aber hätt' ich den Oberbefehl vierzehn Tage eher haben müssen, um die Truppen vorzubereiten, sie mit meiner Art und Weise zu identificiren, sie mit allen Erfordernissen zu einem solchen Kampf auszustatten. In dieser Beziehung war alles vergessen worden, ungeachtet meiner öffiziös wiederholten Mahnungen.

Keine Pläne für die mannigfaltigen Eventualitäten, weder für den Kampf, noch für den Rückzug der Regierung; keine Instruktion für die Truppen über die Art und Weise, wie sie agiren sollten; keine Niederlagen von Lebensmitteln auf den vornehmsten Punkten im Innern; keine Werkzeuge zum Erbrechen der Thüren, zum Durchlöchern der Häuser, mit einem Worte Nichts, was die geringste Voraussicht bekundete!.

. . . . . .

Marschall Bugeaud d'Isly.*)

Pot-Pourri.

Die am 28. Juli dieses Jahres eintretende Sonnenfinsterniß

wird wie die im Jahr 1702 eine totale seyn. Das ist nur möglich, wenn sich die Sonne gerade in der Sonnenferne und der Mond in der Erdnähe befindet, so daß der scheinbare Durchmesser des Mondes größer als der der Sonne ist. So wird denn um die Mitte vollständige Finsterniß eintreten. Interessant wird es seyn, diese Erscheinung von hohen Bergen zu betrachten, weil man da einen größern Ueberblick hat. Die noch erleuchteten Stellen der Erde treten um so klarer und schärfer hervor, je dunkler der Standpunkt ist, auf dem man sich befindet. Sieht man, ehe die Sonne ganz verdeckt wird, auf einen noch beleuchteten Gegenstand, etwa auf einen grünen Schirm, so bemerkt man durch die reflektirenden Strahlen eine eigenthümliche wellenförmige Bewegung auf der Oberfläche des Gegenstandes. Bei einer ähnlichen Sonnenfinsterniß im Jahr 1702 soll man die merkwürdigen Erscheinungen beobachtet haben, daß im Zuge sich besinnende Pferde plötzlich stille standen, die Sterne am Himmel sichtbar wurden, die Vögel durch plötzlich eintretende Nacht in Verwirrung gesetzt ängstlich umherflatterten und ihre Nester aufsuchten, die übrigen Thiere wie beim Erdbeben eine außerordentliche Bangigkeit zeigten, die Ameisen mit ihrer Last in ihren geschäftigen Laufe gehemmt wurden und dergleichen mehr.

Ein Sklave für einen Tag.

Als reiche Leute sind kürzlich zwei Brüder aus Jamaica nach England zurückgekehrt, wohin sie vor einer Reihe von Jahren als zwei arme Schmiedegesellen ausgewandert waren. Originell ist die Art und Weise, wie sie den ersten Grund zu ihrem Reichthum legten. — Als sie nämlich auf Jamaica angekommen waren und sich mit den dortigen Verhältnissen etwas bekannt gemacht hatten, sahen sie sogleich ein, daß sie, ganz ohne Mittel, wie sie waren, ein kümmerliches Leben würden führen müssen, daß sie dagegen alle Aussicht zum Glücke haben würden, sobald sie nur ihr Geschäft, das Schmiedehandwerk, mit einem kleinen Kapital beginnen könnten. Wie aber dieses erlangen? List half aus! Der eine Bruder schor dem andern den Kopf glatt ab, strich ihn über und über schwarz an, kurz, machte ihn zum Neger, führte ihn zu einem Sklavenhändler, und dieser glaubte einen sehr guten Handel gemacht zu haben, daß er den jungen, wohlgebauten und kräftigen Sklaven für 80 Pfd. Sterling bekam. Aber schon in der nächsten Nacht verwandelte der Schwarze sich wieder in einen Weißen, kehrte zu seinem Bruder zurück, und alle Nachforschungen nach dem entflohenen Sklaven blieben natürlich erfolglos. — Mit dem auf diese Weise erworbenen Gelde begannen dann die Brüder ihr Handwerk und, von ihrer Thätigkeit unterstützt, vom Glücke begünstigt, erwarben sie bald ein ansehnliches Vermögen. Gewissenhaft zahlten sie übrigens dem Sklavenhändler, von dem sie ein gezwungenes Darlehen empfangen hatten, Kapital und Zinsen zurück.

In Paris ist dieser Tage einer der überspanntesten Menschen unserer Zeit gestorben, ein gewisser Herr Ganneau, der sich als Gründer einer neuen Religion den Namen Mapah beigelegt hatte. Seine Lehre nannte er den Erdeleimus, ein aus dem Namen Adam und Eva gebildetes Wort; sie war ein merkwürdiges Gemisch der verschiedensten philosophischen Lehren und religiösen Dogmen. Ganneau war in Paris wohlbekannt: er trug einen grossen Bart und war gewöhnlich mit einem weiten grünen Leinwandkittel bekleidet. Von Zeit zu Zeit wandte er sich in Maueranschlägen an das Volk, um dasselbe mit seiner Lehre bekannt zu machen. In denselben verkündete er, die Welt habe bereits drei Zeitalter durchlebt: das mineralische, das animalische und das menschliche; in wenigen Tagen werde sie in das höchste, in das evadeische Zeitalter eintreten. Unglücklicherweise konnte der Prophet dieses glückliche Zeitalter nicht abwarten, da er vor dessen Eintritt im fünfundvierzigsten Jahre seines Lebens und in äußerst dürftigen Umständen gestorben ist.

Als der berühmte Royer Collard Professor an der Pariser Universität wurde, kam ihm von Seiten der Studirenden entschiedene Ungunst entgegen, aus Ursach einer seiner kleinen Ursachen, die bei jungen Leuten Gewicht haben. Angebich, weil er stets gelbe Handschuhe trug. Als er seine Vorlesungen über Geschichtsphilosophie eröffnete, ward er mit Mißfallsbezeugungen und Tumult begrüßt. Nach dem Schluß der ersten Vorlesung sammelten sich etwa hundert Studenten und zogen unter Geschrei, Singen und andern möglichen Demonstrationen hinter ihm her bis zu der Seinebrücke Pont des arts. Dort mußte Brückengeld bezahlt werden. Die Bande hielt einen Augenblick still. Sobald der Professor dieses sah, zog er ein Fünffrankenstück aus der Tasche, warf es dem Brückeneinnehmer hin und sagte: „Für mich und mein Gefolge!“ Dies änderte die ganze Scene. Die Studenten brachten ihm ein Hoch aus und begleiteten ihn im Triumph nach Hause.

. . . . . .

*) Obiges Schreiben hat zu vielfachen Einwürfen und Redekämpfen in den französischen Zeitungen Anlaß gegeben; namentlich erschien von General Bedeau eine längere Widerlegung, und Mehrere erklärten das ganze Schreiben für unächt. Das ist jedoch nicht der Fall; der Marschall hat es wirklich an einen Herrn Leon von Lavergne gerichtet zu der Zeit, als die Freunde des Marschalls darauf hinarbeiten, ihm die Präsidentschaft der Republik zu verschaffen. Dies Schreiben sollte nach der Absicht des Marschalls seinen Freunden als Leitfaden dienen, keineswegs aber ein durchdachtes geschichtliches Aktenstück seyn. Daraus lassen sich denn auch die in demselben enthaltenen materiellen Irrthümer erklären. Um der Polemik ein Ende zu machen, erklärt nun Herr v. Lavergne öffentlich: der an ihn gerichtete Brief sey bis zum 28. Februar d. J. ausschließlich in seinen Händen gewesen; erst da habe ihn die Familie des Marschalls Bugeaud um eine Abschrift gebeten. Der Brief sey ganz vertraulich und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt: nur ein Vertrauensmißbruch habe ihn derselben überliefert.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 31.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 16. April.

London mit seinen Merkwürdigkeiten.

(Schluß.)

Nicht weit von der Southwarkbrücke machten wir noch der Brauerei der Herren Barkley, Perkins und Co. einen Besuch. Diese Herberge der riesigen Biertonnen und Malzsäcke ist durch die von den Bauernknechten an dem „autrichian butcher“ ausgeübten Thätlichkeiten noch bekannter geworden, als sie es durch die Großartigkeit ihrer Verhältnisse schon vordem war. Nachdem wir unser Einführungsschreiben abgegeben und unsern Namen als visitors in das Buch geschrieben, nahm uns mit brauerlicher Höflichkeit ein foreman (Aufseher) in seine Obhut und zeigte uns alle Einzelnheiten dieses merkwürdigen Baues. Die Großartigkeit der Vorkehrungen, die enormen Malzbehälter, Trockenböden, Kühlbassins und Ställe mit gigantischen Brauerpferden sind oft beschrieben. Mit vieler Selbstgefälligkeit zeigte uns unser Cicerone mehrere enorme, fast 40 Fuß hohe Bierfässer, auf denen der französische Exminister Guizot mit Sir Robert Peel ein Frühstück einzunehmen geruht, und bemerkte dabei: „Es war, ehe die Franzosen den armen, alten König forschichten.“ Es steht also Ludwig Philipp dort in besserm Andenken als der österreichische Feldzeugmeister; wir entfernten uns in dem sehr egoistischen Gefühl der heimlichen Freude, daß es uns selbst besser als der Stütze des Kaiserthrons unter den Brauerknechten ergangen war. Bekanntlich hat diese Verletzung des Gastrechts keinerlei gerichtliche Ahndung erfahren. Nach den englischen Gesetzen muß bei jeder Injuriensache der Hauptkläger selbst vor Gericht erscheinen und seine Sache führen, welches Hrn. v. Haynau nicht zugesagt haben muß, so daß die englischen Richter „ihm zu Liebe“ keineswegs eine Ausnahme machen wollten und konnten.

Diese Brauerei ist eine kleine Stadt für sich; in ihrer Nachbarschaft wohnen hunderte von Dabei angestellten Arbeitern, alle kenntlich durch ihre kurzen Beinkleider, ledernen Schürzen, kurzen, geschnürten Stiefeln, weißen Jacken und ledernen Schiffermützen. Unter den zahlreichen Brauereien in London wird das Fabrikat von Barkley mit zu den besten gezählt. Alle Brauer miethen gewöhnlich eine Anzahl Publichäuser (Wirthshäuser), versehen sie mit den nöthigen Geräthen und vermiethen sie alsdann an einen Wirth, mit der Bedingung, nur ihr Gebräu ausschließlich zu verkaufen. Es wird dann in großen Buchstaben die Firma der Brauerei über die Thür gesetzt, und so kommt es, daß der Fremde vielleicht fünfzigmal dieselben Namen auf Wirthshausschildern in allen Stadttheilen prangen sieht.

Im Borough in der Nähe von Mint-Street, Troley-Street u. s. w. sowie in Lambeth sind Stadttheile, die jetzt wegen der Verworfenheit ihrer Bewohner für die berüchtigsten in ganz London gelten. Wir setzen heute unsern Weg am Ufer der Themse fort, wo wir zunächst auf die Waterloobrücke stoßen, die mittlere und schönste der sieben Londoner Brücken.

Fünfzig Fuß hoch über dem Flusse streckt sich der prächtige Bau in gerader Linie in neun gleichen, elliptischen Bogen vom Ufer nahe dem Strand zum Waterloo-Road. Um sie auf gleiche Höhe mit ersterer Straße zu bringen, wurde der nördliche Zugang, Wellingten-Street benannt, 310 Fuß lang vom Strand bis zum Ufer gebaut; dann mißt die eigentliche Brücke, aus Granit aufgeführt, 1300 Fuß und die Fortsetzung ihrer Bogen auf der südlichen Landseite, wo sie sich allmälig abdacht, 766 Fuß, so daß der ganze Bau eine Länge von 2456 Fuß hat, während die Breite des Flusses bei hohem Wasser hier nur 1326 Fuß beträgt. Jeder der neun Bogen spannt sich 120 Fuß breit und die Balustrade ist, einem Gitterwerk ähnlich, aus rund behauenen Granitsäulen aufgeführt.

Auch dieses ist ein Privatunternehmen und soll sich ebenfalls schlecht bezahlen. Fußgänger haben einen hohen Pfennig, Wagen zwei Pence Brückengeld zu entrichten. An jedem Ende sind zwei Wachthäuser zur Erhebung des Brückenzolls angebracht, in denen die praktische Einrichtung besteht, daß eiserne Drehpforten, welche nur eine Person zur Zeit durchlassen, vermittelst eines Mechanismus im Innern der Wachthäuse mit einem Zifferblatt in Verbindung stehen, auf welchem der Zeiger jedesmal eine Zahl weiterrückt, wenn sich die Pforte zum Durchlassen eines Menschen dreht. Auf diese Weise werden die Zolleinnehmer kontrolirt.

Ganz nahe dieser Brücke, welche 1817 am Jahrestage der Schlacht bei Waterloo eröffnet und danach getauft wurde, ist ihre jüngste Schwester, Hungerfordbrücke, welche, in Ketten hängend, Hungerford-Market im Strand mit Lambeth verbindet. Zwei kolossale Pfeiler halten die Ketten, von denen das Bauwerk getragen wird, das übrigens nur für Fußgänger bestimmt ist, und in zwei Theile getheilt, die kommenden und gehenden Menschenströme scheidet. Zwischen beiden Brücken befindet sich ein thurmartiges Gebäude, eine jetzt leer stehende Fabrik, in der ehemals eine Kugelgießerei betrieben wurde. Der nicht unansehnlich hohe Thurm war bestimmt, um von seiner Höhe die Bleikümpchen hinabfallen zu lassen, die sich auf diese Weise während des Fallens durch die Schwingung rund gestalteten und als fertige Kugeln und im untern Wasserbehälter anlangten. — Nicht weit davon thront ein mächtiger Löwe als Emblem auf einer Brauerei, an Größe der Barkleyschen in Bankside ähnlich; und am Ufer erstrecken sich Holz- Kohlen- und Eisenwerften, vor denen bei der Ebbe sich das breite, sumpfige Vorufer ausdehnt, auf welchem der zurücktretende Fluß massenweise seine Bestandtheile aus der organischen Welt zurückläßt. — Und dahet liegen die Lambeth-Water-Works und schöpfen ihren Bedarf für Hunderttausende hier aus dem Flusse! Welch Schicksal müßte es seyn, in Lambeth zu wohnen, dem Mäßigkeitsverein Treue gelobt zu haben, und auf solches Wasser angewiesen zu seyn!

Kümmerlich und altersschwach liegt weiter südlich die Westminsterbrücke, an verschiedenen Stellen mit Pfahlwerk gestützt. Sie ist die älteste, aber doch kaum hundert Jahre alt, hat schon verschiedene Reparaturen erfahren, und, bei dem bedeutenden Verkehr, den sie trägt, hat man sich bewogen gefunden, die schweren steinernen Gelänver der bedeckten Recesse herabzunehmen und sie durch eine hölzerne Balustrade zu ersetzen. Der Neubau ist schon oftmals in Anregung gebracht und wird wohl nach Vollendung der Parlamentsbäuser vor sich gehen.

Westminster- und St. Georges Road, zwei der volkreichsten Gassen, führen uns, an verschiedenen Hospitälern vorbei, unter denen das berühmte Bethlam, weiter zum Elephant und Castle zu, von dem wir unsere Wanderung begonnen. Wir setzen von dort, an den Armenhäusern vorüber, unsern Weg durch Kennington nach Vauxhall fort. Die berühmten Gärten dieses Namens sind als Vergnügungsorte nur Abends sichtbar; wir müssen also unsere Neugierde bis auf ein ander Mal vertrösten, aber ehe wir zur Brücke kommen, werfen wir noch einen Blick auf den erzbischöflichen Palast. Der Lambeth-Palast ist die Stadtresidenz des Erzbischofs von Canterbury, Primas von England. Es ist ein altes unregelmäßiges

Gebäude mit der daneben gelegenen Kapelle aus den Zeiten des achten Heinrichs flammend. Im Osten ist ein neuer Theil angebaut, wo „Se. Gnaden von Canterbury" beim Aufenthalt in der Hauptstadt zu logiren pflegen. Die Gärten sind groß, die an dreißig Acker Land einnehmen, machen in ihrer Anlage und der auf sie verwandten Pflege dem erzbischöflichen Geschmack alle mögliche Ehre.

Die sieben Brücken, welche die Themse bei London überwölben, ist die Vauxhallbrücke. Auch sie ist Privatunternehmen, und die Einrichtung des zu erlegenden Zolls auf ihr eben so wie auf der Southwarkbrücke. Gleich dieser sind ihre Bogen aus Gußeisen geformt und ruhen auf steinernen Pfeilern. Es ist ein schlanker Bau, ist in neun Bogen, zu dem der Grundstein im Jahre 1813 von dem damals in London anwesenden Herzog von Braunschweig gelegt wurde. Nichts weiß davon ist der frühere Bahnhof der South-Western-Eisenbahn, wie jetzt blos eine Zwischenstation heißt, Nine Elms Station genannt, indem die Bahn bis nach Waterloo-Road verlängert ist und dort jetzt ihren Bahnhof hat. Weiter südlich am Ufer erstang erstrecken sich nun die Felder von Battersea, beliebte Beerstigungsplätze der niederen Klassen; daneben führt Wandsworth-Road, eine zum Theil mit freundlichen Landhäusern eingefaßte Chaussee, nach dem Südlichen Wandsworth. Nichten wir unsern Weg von Vauxhall wieder östlich, so gelangen wir an einen großen freien Platz, welcher ein Feld bildet, theilt von ansehnlichen Häusern, theilt von Fabriken eingeschlossen. Es ist Kennington-Common, ein frequentirter Sammelplatz für Zusammenkünfte, Meetings und Beerstigungen. Hier versammelten sich auch die Chartisten im April 1848, als einige Erbsköpfe des mächtigen Revolutionsterbens sich ebenfalls in England fühlbar machten. Die zierliche Kennington-Kirche theilt zwei Chausseen, die beide mit Häuserreihen eingefaßt, gerade südlich nach Clapham und Bitron führen. Die Umgebungen ähneln ihre den denen Islingtons, nur sind vielleicht die südlichen Vorstädte etwas aristokratischer und namentlich hier mehr die reichern Mittelklassen wohnhaft. Weiter südöstlich sind Camberwell, Denmark-Hill und Peckham-Rye mit Tausenden von Landhäusern besäet, von denen manche sich durch Eleganz und Freundlichkeit auszeichnen, und deren lange Reihen sich östlich bis nach Greenwich erstrecken.

Der Mörder seiner selbst.

Eine kleine Meile von Dünkirchen, vor dem Thore, welches von dort nach Paris führt, liegt ein kleines Schloß, dessen geschlossene Fensterläden und halb verfaulte Thore nebst dem Grase, was an den Eingängen wucherte, ankündigte, daß hier lange Niemand gewohnt habe. Der Anblick, den das Gebäude darbot, war unausdrücklich melancholisch.

Im Jahre 1809 gehörte dieses Schloß Hrn. Victor v. Montbeson, dessen Urgroßmutter eine Gräfin und dessen Großonkel General gewesen war. Trotzdem mußte Victor, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, sich dem Handel widmen, was er Anfangs in kleinem, dann, Dank sey es einigen Glücksfällen, in größerm Maßstabe that. In einem Alter von 52 Jahren aber hatte er sich aus seinem Geschäfte zurückgezogen, das in Rede stehende Schloß gekauft und lebte von da an dort seiner Muse. Seine größte Schwäche bestand in seiner Vorliebe für Titel und Auszeichnungen und in seiner Verachtung für denjenigen Stand, dem er seine glückliche Lage verdankte. Außerdem glaubte er, obwohl sein Haar zu ergrauen begann, noch in der Blüthe seiner Jahre zu stehen. Ueberfah man diese Fehler, so konnte Victor v. Montbeson für einen in Anstand und Benehmen ausgezeichneten Mann gelten.

In der Nachbarschaft lebte ein alter Baron in der größten Eingezogenheit, zu der ihn der zerrüttete Zustand seines Vermögens nöthigte. Fast erdrückt von Schulden, hatte der arme Herr v. Vereil — so hieß der Baron — dazu noch das Unglück, vier wackere Töchter zu besitzen, denen er aber keinen Heller zur Aussteuer zu geben vermochte.

Man kann sich vorstellen, daß unter solchen Verhältnissen die beiden Nachbarn bald Bekanntschaft mit einander anknüpften. Der Eine sah sich nach einem Schwiegersohn, der Andere nach vornehmem Umgang um. Eine Einladung von Seiten des Barons war die Folge eines Besuches, den ihm Victor gemacht, und da der Wirth bald die Schwäche seines Gastes heraus gefunden, so unterhielt er diesen von Stammbäumen, Wappenschildern ꝛc.

Bald erfuhr Victor, daß die Altere der Töchter des Barons nicht allein für sich selber den Titel einer Baronin führte, sondern auch das Recht besaß, ihrem künftigen Gemahl den entsprechenden Titel mitzutheilen. Schon hatte er mehrere Besuche abgestattet und dennoch wollte es das böse Schicksal, daß er Clorinde, wie die älteste Tochter des Barons hieß, noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Des Tag zum Theil an ihrem Vater, denn Clorinde war entsetzlich durch die Blattern entstellt. Indessen hatte sich unser Kaufmann für die schöne Unbekannte begeistert und er begab sich endlich eines Tages zu dem Baron, den er allein „zu sprechen wünschte; kurze Zeit darauf erfuhr man, daß Victor von Montbeson und Clorinde verlobt seyen.

Die Trauung sollte in einem Monat vollzogen werden und während dieser Zeit hatte der Baron beschlossen, das Bad Spaa zu besuchen. Nach Verlauf dieser Zeit stieg Victor in die Postkutsche, um einen Verwandten abzuholen. Um seiner Zukünftigen nicht als ein von d.r Reise Ermüdeter beschwerlich zu fallen, hatte er beschlossen, die Nacht in Verviers zuzubringen und dies seinem Schwiegervater mitgetheilt!

Er wollte, dort angelangt, aus der Postkutsche steigen, als er in's Stolpern gerieth und im Begriff war, einen lebensgefährlichen Fall auf das Straßenpflaster zu thun, wenn sich ihm nicht ein hülfreicher Arm zur Stütze dargeboten hätte. Wie groß war sein Erstaunen, als er in seinem Retter den Baron erkannte, der ihm entgegengekommen war, um ihn andern Tages nach Spaa zu bringen. Der Baron künftige ihm an, daß er ihm im Gasthofe ein Zimmer bestellt habe und entfernte sich dann, weil er, wie er sagte, noch einige Gänge zu machen habe.

Die beiden Freunde trennten sich. Victor fühlte ein wenige Kopfschmerzen und zog sich nach einem leichten Abendessen in sein Zimmer zurück, wo er sich durch Schlaf zu erquicken gedachte. Allein das Schicksal hat es anders beschlossen.

Da er am andern Morgen frühzeitig abreisen wollte, so beschloß er sogleich einen Theil seiner Toilette zu machen, er rasirte sich also, schnitt seinen Backenbart, um zugenblicher zu erscheinen und rieb seine Haare mit einem Oel ein, das nach seiner Etiquette die Kraft hatte, in sechs Stunden den vollkommensten Graukopf mit Haaren, so schwarz wie Ebenholz, auszustatten.

Er hatte seine Vorbereitungen beendigt und wollte sich niederlegen, als etwas Glänzendes seine Blicke auf sich zog; er sah näher hin und starrte vor Schrecken, als er zwei flammende Augen gewahrte, die sich von unter dem Bette her auf ihn richteten. Victor war kein Held, er war vor Furcht beinahe des Todes, sein Auge blieb stier auf das Gespenst oder den Mörder gerichtet, bis der Gegenstand anfing sich zu bewegen, und Victor sah, daß er nur eine Katze vor sich hatte. Ohne weiter viel zu überlegen, ergriff er das Thier und warf es zum Fenster hinaus.

Allein das konnte ohne einigen Widerstand der Katze nicht geschehen, Victor trug einige Schrammen von ihren Klauen und einen zerrissenen Hemdsärmel von seinem Feldzuge davon. Nachdem er das Blut von seiner Hand gewaschen, legte er sich endlich zu Bette und schlief bald ein.

Allein er schlief nicht ruhig, sondern wurde von ängstlichen Träumen gejagt. Nach mehreren widerwärtigen Bildern, die ihm der Traum vorgegaukelt, fühlte er sich endlich wie gefesselt und ein Ungeheuer schien auf ihm zu liegen, welches ihn erdrosseln wollte.

Das Gewicht wurde immer unerträglicher, das Blut drang ihm aus den Poren und er glaubte schon, sein Stündlein sey gekommen, als er eine verzweifelte Anstrengung machte und dadurch erwachte.

Er sprang aus dem Bette und glaubte schon, daß er nicht blos eine Vision gehabt, als er etwas Flüssiges und Warmes sein Gesicht herabrinnen fühlte. Er betastete sich und sah zu seinem Schrecken, daß es Blut war. Wahrscheinlich hatte er in der Aufregung seines Traumes Nasenbluten bekommen. Er nahm sein Schnupftuch, netzte mit er seine Hand verbunden, ab, wusch sich sein Gesicht mit kaltem Wasser und sein Nasenbluten hörte bald auf. Aber das war nicht Alles; Victor fühlte auf der einen Seite des Gesichts eine sehr starke Spannung der Haut, er ergriff einen Spiegel und sah mit dem größten Entsetzen, daß die eine seiner Wangen so voll Runzeln war, wie ein versengtes Stück Pergament und sein einer Nasenflügel sich ganz verzogen hatte: Die Veränderung war so groß, daß er sich kaum selbst erkannte. Er erinnerte sich mit Schaudern, daß sein Vater am Schlage gestorben sey und bei diesem Gedanken entfiel ihm der Spiegel, der in tausend Stücken zerbrach.

Um sich einigermaßen von seiner Angst zu erholen, lief er ans Fenster und öffnete es hastig. Da sein Zimmer im ersten Stockwerk und nach dem Garten hinaus lag, so erquickte ihn die frische Luft, die ihm den Duft der Blumen zuführte, einigermaßen.

Unterdessen hatte der Lärm in seinem Zimmer und der Fall des Spiegels einen Diener im Haus aus dem Schlaf geweckt. Er klopfte leise an die Thüre und erkundigte sich, was vorgehe.

Victor wollte sich um keinen Preis in seinem jetzigen Zustande sehen lassen, und er nährte die Hoffnung, daß er sich in zwei oder drei Stunden dem Baron werde vorstellen können, ohne so entstellt, wie in dem gegenwärtigen Augenblick zu seyn. Hätte ihm der Bediente zu Gesicht bekommen, dachte er, gewiß würde er nichts Eiligeres zu thun haben, als das, was er gesehen, weiter zu erzählen, und Gott mochte dann wissen, ob seine Verlobte, wenn ein solches Gerücht bis zu ihr drang, seine Hand nicht zurückgewiesen hätte.

Er antwortete also, es sey nichts; aber auch der Ton seiner Stimme hatte sich verwandelt. Himmel! dachte Victor, wie werde ich vor meiner Braut erscheinen können? Welches Schicksal, das mich betrifft! Sollte vielleicht die Angst, die Anstrengung der Reise oder das verwünschte Haaröl Schuld an meinem Unfalle seyn? denn ein Schlagfluß ist es nicht gewesen, dazu fühle ich mich zu wohl. Die Luft hat mir etwas geholfen, ich will es mit einem Spaziergang im Garten versuchen. Gewiß ist noch Niemand auf, der mich bemerken könnte. Mit diesen Worten stieg er zum Fenster hinaus und begann langsam im Garten umherzuwandeln, indem er sich in traurige Gedanken verliefe.

Kaum waren einige Augenblicke verstrichen, als er ein Gesumme von Stimmen zu vernehmen glaubte, die immer näher kamen.

Er zog sich nach seinem Zimmer zurück, allein vier bis fünf Personen hatten das Fenster besetzt und schrien, als sie ihn zu sehen bekamen, alle zu gleicher Zeit: der ist es! der ist es! Er kann uns nicht entwischen! Und ehe Victor Zeit hatte, aus seiner Bestürzung wieder zu sich zu kommen, der sich den Grund dieser seltsamen Ausrufungen mich erklären konnte, saßen ihm zwei große starke Burschen, die durch das Fenster in den Garten gesprungen waren, und ihn — jeder mit einem Küchenmesser bewaffnet — beim Kragen ergriffen.

„Elender! was hast Du begangen!“ rief ihm der Eine zu, ihn derbe schüttelnd. „Bluthund! Mörder!“ schrie der Andere, „wo hast Du den Leichnam Deines Schlachtopfers versteckt? Rede oder wir werden Dich zum Sprechen zu bringen wissen.“

(Schluß folgt.)

Ein Besuch bei Abd-el-Kader.

Mehrere englische Zeitungen veröffentlichen einen „Besuch des Marquis of Londonderry bei Abd-el-Kader in dessen Gefängniß in Frankreich“ und einen kurzen Briefwechsel des Marquis mit Ludwig Napoleon über das Schicksal des unglücklichen Emirs, für den sich der britische Magnat von jeher lebhaft interessirt hat. (Vergleiche Abendzeitung Nr. 104.) Die Schilderung ist einem Schreiben des Marquis an seinen Freund Lord Glengall entnommen. Das Chateau d'Amboise bei Tours, welches dem afrikanischen Löwen als Käfig dient, scheint nach der kurzen Beschreibung Londonderry's ziemlich romantisch gelegen, aber nicht eben sehr wohnlich und comfortabel eingerichtet zu seyn. Der Besucher wurde mit Lady Eliza Londonderry und seiner Tochter Adelaide durch eine Reihe „sehr schmuziger und enger Wartezimmer“ auf dem höchsten Thurme des Schlosses in den Salon des Emirs geführt. „Sein Turnus ist weiß wie frisch gefallener Schnee, sein Bart schwarz wie Gagat, seine vorspringenden starken Brauen sind von derselben Farbe; seine Zähne wie Elfenbein, seine Augen dunkel und ausdrucksvoll, seine Gestalt hoch und gebieterisch, sein ganzes Wesen von einer fast unerklärlichen Sanftmuth und Liebenswürdigkeit; er streckte mir eine sehr große, knochige und sleischrune Hand entgegen“ ꝛc. In der nun folgenden Unterredung, während welcher einige Täßchen Thee herumgereicht wurden, brachte Abd-el-Kader seinen Wunsch nach einer Zusammenkunft mit Ludwig Napoleon aus, und hoffte, der edle Lord, der mit dem Präsidenten intim sey, werde ihm dazu verhelfen. Während der ganzen Audienz hielt Abd-el-Kader die Hand des Lords zwischen seinen zwei großen knochigen Händen und beim Abschied gab er ihm zwei so herzliche Umarmungen, daß ihm Nacken und Schultern eine Weile weh thaten. Auch den Damen machte der afrikanische Held einige angemessene Complimente und vor dem Scheiden stellte er ihnen zwei seiner Kinder, „hübsche kleine Mumien en habillement“, vor. Kaum in Tours angekommen, schrieb der Marquis an den Präsidenten der Französischen Republik und begleitete seine flehentlichen Bitten um eine großmüthigere Behandlung und möglichst baldige Freilassung des greisen Helden mit der Erinnerung, daß der Blitzstrahl sich einst mit nicht geringerer Wärme bei Ludwig Philipp für den Gefangenen von Ham verwendet hätte. Dieser Brief ist vom 8 März 1851 datirt. Am 29. März antwortete Ludwig Napoleon darauf, er erkenne in dem Schreiben dasselbe edelmüthige Herz, das vor Jahren für den Gefangenen von Ham sich verwendete; er habe seit dem Tage seiner Erwählung nicht aufgehört, sich mit dem Schicksale Abd-el-Kader's zu beschäftigen und auf ein Mittel zu sinnen, die Sicherheit Algeriens mit der Freiheit des Emirs zu vereinbaren. „Der neue Gesandte, der sich heute nach Konstantinopel begibt, hat den Auftrag, diese Frage zu studiren, und Niemand wird glücklicher seyn als ich, wenn es mir vergönnt seyn wird, Abd-el-Kader seine Freiheit wiederzugeben.“ Am 1. April antwortete der Marquis, um sich für die schönen Worte Ludwig Napoleon's zu bedanken, und erinnert ihn noch einmal in seiner Weise an den Sibyllenspruch: Thue Andern, wie du wünschst, daß sie dir thun.

Eine heitere Gerichtsscene in Tyrol.

Die „Gerichtszeitung“ theilt folgendes prozessualisches Curiosum heiterer Art aus Südtyrol mit, welches beweisen kann, wie weit oft die Prozessucht getrieben wird. Die nachfolgend erzählten drei Civilprozesse sind in Wirklichkeit durch alle drei Instanzen durchgeführt worden. A. trieb seinen Esel mit Butter und Käse beladen von der Alpe herab, als ihm auf dem Wege B. begegnete. A. sprach den B. um eine Prise Tabak an, die ihm jedoch mit dem Bemerken verweigert wurde, daß er für ihn keine Prise habe. A. fragte darauf, ob er wohl dann eine Prieke erhalten würde, wenn er dem Andern dafür seinen Esel sammt der darauf befindlichen Waare geben würde. B. nahm diesen Vorschlag an, gab dem A. die Prise Tabak und dieser übergab ihm den beladenen Esel. Es gingen sie in bester Eintracht, B. seinen beladenen Esel weidend, über den Berg herab bei der Wohnung des A. vorbei, bis in das Dorf, wo B. ansässig war. Bei seinem Hause angekommen, sagte B.: „Da nimm Deinen

Esel wieder, ich sehe die Sache nur als Scherz an, da so eine Prise des besten Tabaks mit dem Werthe des Esels und der Waare in keinem Verhältniß steht." Darauf erwiederte A., daß er den Esel hier nicht annehme, B. hätte ihm denselben bei seinem (des A.) Hause, wo sie vorbeigingen, übergeben sollen; da er dieß aber nicht gethan, sey er verpflichtet, ihm den Esel hinaufzutreiben. Darüber geriethen sie in einen Wortwechsel, und da keiner den Esel nehmen wollte, begaben sich Beide zum Gemeindevorstande, um dort ihren Streit auszumachen. Der Gemeindevorstand versuchte, sie zu vergleichen; allein umsonst, Beide verließen mit Zurücklassung des beladenen Esels das Haus. Der Gemeindevorstand, in der Meynung, so in seiner Amtspflicht zu handeln, ließ nun den Esel entlasten und Butter und Käse in einem Verkaufsgewölbe deponiren, den Esel aber gab er in das dortige Gasthaus zur einstweiligen Verpflegung. Nun klagte der A. den B., und stellte das Begehren, der Letztere sey schuldig, ihm den Esel in das Haus zu stellen und alle Kosten zu vergüten. Dieser Prozeß dauerte beinahe ein volles Jahr, bis er in erster Instanz nach dem Klagebegehren entschieden wurde. Ueber Appellation des B. wurde dieß Urtheil in zweiter Instanz abgeändert; in dritter Instanz wurde das appellatorische Urtheil bestätigt. Nun holte A. seine Waare ab und wollte auch seinen Esel nach Hause treiben, allein dieß wurde ihm verweigert, weil er nur gegen Bezahlung der Verpflegskosten ausgeliefer werde. A. verweigerte die Vergütung und meynte, der Wirth möchte sich von demjenigen bezahlen lassen, der ihm den Esel in Verpflegung gegeben habe. Wirklich klagte der Wirth den Gemeindevorstand auf Zahlung der Verpflegungskosten, und obgleich dieser einwendete, daß er nicht im Privatwege, sondern nur in seiner Amtsthätigkeit ihm (Kläger) den Esel in Verpflegung gegeben habe, so wurde er doch zur Zahlung verurtheilt. Dieß war der zweite Prozeß. Nun aber belangte der Gemeindevorstand den Eigenthümer des Esels im Regresswege auf den Ersatz der an den Wirth bezahlten Verpflegungskosten, welche er endlich auch wirklich erstritt. Dieß war denn der dritte Eselsprozeß.

Witterungs-Prophezeiung für den Sommer 1851.

Unter der Ueberschrift: „Naturhistorisches für das Jahr 1851", und mit dem Motto: „Die Natur ist immer wahr", bringt ein norddeutsches Blatt über die vermuthliche Witterung des Sommers 1851 einen Artikel, in dem der Verfasser sich nicht zu den gewöhnlichen Wetter- und Klimamachern gesellt, sondern seinen Witterungsglauben aus einer Quelle geschöpft zu haben behauptet, die „klar und lebendig an der Hand der Natur, Vernunft, Erfahrung und Geschichte sprudele". Der Verfasser des Aufsatzes, ein alter praktischer Forstmann, also eine mit Luft und Wetter vertraute beachtenswerthe Autorität, glaubt, daß der Sommer von 1851 in Deutschland ebenso heiß werde wie der von 1811, und die trockenen Jahreszeiten von 1822, 1834 und 1842 an durchschnittlicher Wärme im Vaterland übertreffen wird. Er basirt dies darauf, daß die Jahre 1849 und 1850 denen von 1809 und 1810, von 1820 und 1821, von 1832 und 1833 denen von 1840 und 1841 rücksichtlich der Nässe und des hohen Wasserstandes entsprechen, — dann darauf, daß der Winter 1850 bis 1851 in Bezug auf die gelinde Temperatur und anderweitige Eigenthümlichkeiten denen von 1810 bis 1811, 1821 bis 1822, 1833 bis 1834 und 1841 bis 1842 gleichkomme, — so wie er endlich als Argument anführt, daß den genannten heißen Sommern stets im Anfang des Jahres, wie es auch jetzt der Fall ist, Erdstöße und zwar zuerst in der Nähe der Alpen vorhergingen. — Weitere Anzeichen für die Richtigkeit seiner Behauptung findet er in den sogenannten „Absprüngen", — d. h. in den letztjährigen Zweigspitzen der Bäume — aller Pappeln, insbesondere aber der Rothtannen, die in diesem Jahre oft handbreit bei einzelnen Stämmen sich zeigen und die ähnlichen Vorkommnisse früherer Jahre bei weitem übertreffen. Diese „wunderbare Naturerscheinung" mache sich gegenwärtig besonders in dem Garten bei Sandhoek bemerkbar. Sowie aus dem Pflanzenreich, so schöpft er auch aus dem Thierreich seine Wahrnehmungen. So z. B. versammelten sich bereits am 21. Februar 1851 kurz nach Sonnenaufgang unter großem Spectakel zwischen dem Fahrländer- und Krampnitzsee unsern von Potsdam die wilden Ganter mit den Gänsen auf dem Havelthal und zogen mittelst Westwind um viele Wochen früher als sonst in Ketten, dann einzelnen Gruppen, doch ununterbrochen zu tausenden gen Osten. — Der Westwind hatte hier und weiter östlich Tags zuvor die Eisdecke von den Seen nebst Gewässern zu Grund gejagt und verkündete dem anbrechenden frühling durch seine gefiederten Bewohner in der lautesten vielstimmigsten Weltsprache ein baldiges Kommen. — Auch der Kater miaute bereits um vier Wochen früher als gewöhnlich; die Füchsin ging länast zu Bau; die Schnepfen nisten bei weitem früher als sonst. Man könnte also, sollte der von Potsdam her verkündete heiße Sommer wirklich eintreten, auf ein gutes Weinjahr rechnen.

Pot-Pourri.

Nordamerikanische Münzen.

Eine Sammlung von Münzen der nordamerikanischen Freistaaten bietet ein eigenthümliches Interesse dar. Die ersten nach der Unabhängigkeits-Erklärung geprägten Münzen tragen nämlich das Bildniß Washington's. Dieser eben so bescheidene, als große Mann wollte jedoch nicht zugeben, daß man ihm ähnliche Huldigungen wie den regierenden Fürsten erweise, und verbat sich daher die Ehre, seinen Kopf fernerhin ausgeprägt zu sehen. Die junge Republik beschließt nun, ihr eigenes Bild auf die Münzen zu setzen, und wählte dazu die schönen Züge der Gattin Washington's, welche nun zehn Jahre lang auf allen amerikanischen Münzen zu sehen ist. Daß diese Huldigung der Republik lediglich der Schönheit und nicht dem Ansehen der Person galt, wurde nach Ablauf jener zehn Jahre dadurch dokumentirt, daß nunmehr der Kopf der als gewortenen Präsidentin von den Münzen verschwand und an dessen Stelle der Kopf der zu ihrer Zeit weltberühmten, schönen Indianerin Pocahontas trat. Nach Pocahontas kam die Reihe an Mrs. Jefferson, und endlich wählte man das Bild Mrs. Patterson, Gattin des Bank-Direktors, welche noch bis in die neueste Zeit die Republik auf ihren Münzen repräsentirte.

Eine amerikanische Volks-Versammlung.

Der amerikanische Staatsmann Van Buren wurde bei einem Meeting vom souverainen Volke sehr ungnädig aufgenommen; man ließ ihn nicht zu Worte kommen und bombardirte ihn mit einer Salve von „Groans" nach der anderen. Ohne die Miene zu verziehen, ließ Van Buren die Leute zischen, pfeifen und grunzen; als endlich der letzte „Groan" verhallt war, knöpfte er seinen Rock zu und entfernte sich mit den Worten: Ihr seyd jedenfalls um eine famose Rede gekommen.

Ein Schiff der Vorzeit.

In englischen Blättern liest man: Zu Jaffa in Syrien ist kürzlich an der Nordseite des Hafens das Wrack eines Fahrzeuges ausgegraben worden, das dem höchsten Alterthum anzugehören scheint. Ein englischer Gelehrter, Dr. Johnston, der es gesehen und näher untersucht hat, ist der Meynung, daß das Schiff aus der Zeit des Königs David oder Salomon stamme. In Folge einer von der türkischen Regierung gegebenen Erlaubniß wird diese antiquarische Reliquie nach England gebracht werden, wo sie wahrscheinlich im British Museum in London aufgestellt werden wird.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

No. 32. Zwanzigster Jahrgang. 1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 19. April.

Die Indianer in Californien. *)

Nach den Höhen der mächtigen Sierra Nevada von Californien hin wohnen die Ureinwohner, die Indianer, in einer Anzahl von einander geschiedener Stämme. Bekanntlich erhebt sich jene Gebirgskette auf 10,000 bis 11,000 par. Fuß über das Meer, und selbst ihre Päße sind 8000 bis 9000 par. Fuß hoch. Zwischen der Sierra Nevada und dem Litorale der Südsee liegen die Gold-Reviere, welche erst in den letzten Jahren von civilisirten Menschen besucht worden sind. Die Breite von den Gebirgskämme, welcher eine Länge von sieben Breitengraden hat, bis zur Küste beträgt 30 bis 40 deutsche Meilen. Der westliche Abhang der Sierra Nevada ist vorzüglich der Wohnsitz jener Indianer-Stämme, welche zwischen den pittoresken Felsen und in den tiefen Schluchten leben, die von zahlreichen, dem Sacramento und San-Joaquin zuströmenten Bächen bewässert werden.

Der Pariser Derbec, von welchem manche Mittheilungen über die californischen Goldwäschen in den Zeitungen bereits erfolgt sind, hatte vielfache Gelegenheit, mit jenen Indianern zu verkehren und unter ihnen zu leben. Seine neuesten Nachrichten aus Californien vom 27. Oktober 1850, welche in der frischen Anschauung während seines Aufenthalts unter jenen Indianern geschrieben sind, verbreiten sich über deren Lebensweise und Sitten. Sie sind die Quelle, aus welcher vorzugsweise Gegenwärtiges geschöpft ist, da sich in der sehr einfachen und anspruchlosen Erzählung der Charakter der Wahrhaftigkeit deutlich genug zu erkennen gibt. Die große Abgeschlossenheit von civilisirten Menschen, in welcher jene Ureinwohner so lange in ihren Bergen gelebt haben, ist allein im Stande, den tiefen Grad ihrer Cultur, man möchte sagen: ihrer Menschlichkeit, zu erklären.

In Europa glaubt man, daß die Sitten der californischen Indianer schon gemildert seyen, und daß sie den Boden kultiviren und einige Handwerke treiben. Das ist aber unrichtig; sie sind Wilde im eigentlichen Sinne, mit einer Lebensweise, welche der Civilisation ganz entfernt steht. Einige Indianer, Ausreißer von ihrem Stammvolke, dienen zwar als Knechte bei den Ackerbautreibenden, wodurch ihre Ernährung gesichert ist. Dieses hat man mit Unrecht als einen Grad der Civilisation angesehen. Mit Ausnahme derjenigen Indianer, welche unter einem weißen Häuptling stehen, Savage genannt, und seit einiger Zeit farbige Hemden oder Pantalons tragen, sind sie nur im Costüme des Menschengeschlechts nach der ersten Schöpfung. Derbec erzählt, daß sie oft, wenn sie, im hohen Grase liegend, die Annäherung von Europäern bemerkt hätten, wie eine aufgejagte Viehherde mit einem fürchterlichen Geschrei davon gelaufen wären. Seitdem sie mit den Weißen in näheren Verkehr gekommen, wählten sie gewöhnlich zu ihrem nächsten Chef einen Indianer, der Spanisch spricht; sie nennen ihn Capitano. Dieser Capitano pflegt ein alter Ausreißer des Stammes zu seyn, den sie früher zum Tode verurtheilt haben würden, welchem aber unter den gegenwärtigen Umständen die Ehre zu Theil wird, sie zu befehligen. Diese Hauptleute parlamentiren mit den Europäern. Unser Autor sagt, daß sie dabei zunächst die Versicherung eines guten Benehmens ihres Stammes gegen die Europäer aussprächen, und dann Galletas (Kuchen) und Aquardiente (Branntwein) verlangten. Ungeachtet ihrer friedlichen Versicherung muß der Europäer doch unausgesetzt auf seiner Hut seyn; ohne dieses bleibt er dem Schlimmsten ausgesetzt.

Eine sehr dunkle, fast schwarze Hautfarbe ist bei den Indianern vorwaltend; die Kinder sind nur bronzefarben und werden mit vorrückendem Alter dunkler. Die Sonne, der sie stets ausgesetzt sind, versteht ihren Einfluß auf den Teint nicht. Manche haben sehr regelmäßige Gesichtszüge, vollkommen dem schönen mexicanischen Typus entsprechend, während Andere wahrhaft zurückstoßende Gesichter besitzen. Letztere suchen sich durch Mittel zu verschönern, welche sie nur noch häßlicher machen. Das Tätowiren ist bei ihnen wenig gebräuchlich; man sieht nur Wenige mit Spuren davon. Sie bohren sich Löcher durch die Scheidewand der Nase und stecken ein drei dies er Zoll langes Holz oder einen Knochen hinein. Dieser Knochen wird in der Gestalt eines Stäbchens künstlich gearbeitet und glänzend schwarz gefärbt. Die Ohren werden derselben Operation unterworfen; sie erhalten ein eingeschnittenes Loch, nicht etwa, um durch bewegliche Ohrringe verziert zu werden, sondern ein hohler Knochen wird durchgesteckt und die Höhlung an beiden Seiten mit fächerförmig hervorstehenden Federn gefüllt. Ihre Haare sind ungewöhnlich dick und schwarz. Einige lassen sie lang über die Schultern herunter hangen, Andere binden sie auf dem Kopfe, einem Helme ähnlich, mit rothen Bändern zusammen, was einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Die langen Haare sind ein Zeichen des Mannes; die Kinder und die Frauen tragen nur kurze Haare.

Das erste und wesentlichste Nahrungsmittel der Indianer besteht in Eicheln, welche sie in verschiedener Zubereitung genießen: bald nur grün und roh, und dann werden sie von den Bäumen genommen, ehe sie noch abfallen; bald blos am Feuer gebraten oder gekocht, wie man bei uns die zahmen Castanien aufsitzt; oder auch in Wasser zu Brühe zerkocht oder zu Brod gebacken. Die Weiber müssen für die Nahrung des ganzen Stammes sorgen. Von der Jagd leben die Indianer nicht, dazu sind sie zu faul; die Weiber müssen allein arbeiten, und ihren sehr nützsamen Beschäftigungen sehen die Männer nichtsthuend zu. Ueberall findet man die unglücklichen Weiber mit einem Tragkorbe auf dem Rücken umherziehen, um Eicheln von den Bäumen einzusammeln. Wenn sie den Korb voll haben, so kehren sie, gebückt von der Last und auf einen Stock sich stützend, zu dem Lager des Stammes zurück. Die Tragkörbe haben keine Schulterriemen, wie die unserer Bauern; nur am Kopfe der Trägerin sind sie befestigt, wodurch das Fortbringen sehr beschwerlich wird. So beladen müssen die Weiber oft mehrere Stunden Wegs zurücklegen; sie sind wahre Packesel. So oft der Stamm seinen Lagerplatz verändert, müssen sie die Vorräthe und die gesammten Habseligkeiten fortschleppen. Die Männer tragen nur ihren Bogen in der rechten Hand und ihren Pfeilköcher von Tigerkatzen-Haut an der linken Seite.

Die armen Weiber haben niemals Ruhe. Wenn die Eicheln reif sind, müssen sie solche für das ganze Jahr einsammeln, trocknen und zu Mehl bereiten. Letzteres ist gerade ihre mühsamste Arbeit. Ohne eine Mühle oder irgend eine derartige Vorrichtung verrichten sie jene Arbeit, welche viel Kraft erfordert. Sie graben in den Felsen cylindrische Löcher ein; ein eisenförmiger Kieselstein dient dazu und kann auch zum Mahlen des Getreides in den ausgehöhlten Löchern. Die Arbeit dauert drei Monate. Sie arbeiten in Gesellschaft, ohne

*) In unserer Abdlg. Nr. 107 wurde mitgetheilt, daß die Indianer mit den dortigen Ansiedlern einen erbitterten Kampf führen; obige der „Kölner Ztg." entnommene Beschreibung dieser den Goldsuchern so gefährlichen Nachbarn wird daher unsern Lesern erwünscht seyn.

Schutz vor der brennenden Sonnenhitze und ganz nackt, so daß ihr Körper von dicken Schweißtropfen trieft. Die Gichsen sind sehr nahrhaft, von einer vorzüglichen Qualität und schmecken gar nicht oder nur sehr wenig bitter, je nach den verschiedenen Arten, deren es sehr mannigfaltige gibt. Die einen sind länglich, aber dick, während andere nur die Größe von Wallnüssen haben.

Das Küchengeschirr der Indianer ist ganz von Stroh gemacht, sowol die Kessel, Casseroles und Schüsseln, wie alle Geräthe, die zum Kochen gebraucht werden. Die Art und Weise, wie diese Kochgeschirre gebraucht werden, gibt allein die Erklärung, wie dies möglich. Die Kochgeschirre werden ebenfalls, so wie auch die Tragkörbe, nur von den Weibern verfertigt. Um siedendes Wasser zu erhalten, stellen die indianischen Weiber etwas entfernt vom Feuer ein tiefes Gefäß mit kaltem Wasser; im Feuer machen sie Kieselsteine rothglühend und werfen solche in das kalte Wasser. Die glühenden Kiesel steigern natürlich sehr bald die Temperatur des Wassers in dem Strohgefäße auf den Siedepunkt. Dann gießen sie das heiße Wasser auf Eichelmehl, welches sich in einem ebenfalls aus Stroh gemachten Kessel befindet, und erzeugen durch fortwährendes Rühren darin einen kleisterartigen Brei. Wenn das Mehl zergangen ist, so werfen sie von Neuem glühende Kiesel hinein, um das Sieden zu unterhalten, nachdem sie zuvor die erkalteten Kiesel mit gabelförmigen Hölzern herausgezogen haben. Ihr Eichelbrod wird auf dieselbe Weise zubereitet. Wenn der Brei steif geworden ist, so schlagen ihn die Weiber plan zusammen und werfen die so erhaltenen Kuchen wieder ins Wasser, welches auch durch hineingeworfene glühende Kiesel zur Siedehitze gebracht ist. Das Brod schmeckt fade und ist schwer. Die Eicheln sind nicht die einzige Ernte, welche die indianischen Weiber in sehr mühsamer Weise zu machen haben; sie sammeln nämlich auch die Samen einer in diesen Gebirgen sehr häufigen Grasart, welche unserm Hafer ähnlich sind und bereiten daraus Brei und Brod.

Dieses sind die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Indianer, aber keineswegs die einzigen. Sie sind nämlich auch Carnivoren in einem sehr ausgedehnten Sinne des Wortes. Es ist ein großes Fest für sie, wenn sie Esel, Maulthiere, Pferde und Ochsen stehlen können. Diese Thiere werden dann auf die unbarmherzigste Weise durch Schüsse mit Pfeilen getödtet; der erste Pfeil dringt gewöhnlich bis ins Herz, und wenn er fehlt, doch der zweite; sehr selten erfolgt ein dritter Schuß. So wie das Thier getödtet ist, wird es an einem Baumaste mittels gedrehter Stricke in die Höhe gezogen. Alle Indianer treten an das todte Thier heran und stechen mit einem scharfen und spitzen Holze ein Loch in seine Haut, reißen damit das Fleisch auf, und sobald die Oeffnung groß genug ist, beißen sie Stücke mit ihren schönen Zähnen unmittelbar aus dem blutenden Fleische. Die Mahlzeit dieser Art dauert bis zur Sättigung. Alles wird verschlungen mit einer großen Hast und in unglaublicher Geschwindigkeit: Haut, Muskelfleisch und Eingeweide. Ob das Thier an einer Krankheit, vom Alter, durch Verwundungen oder durch abscheuliche Erlegung gefallen ist, das Alles macht keinen Unterschied: es gibt stets eine kostbare Mahlzeit für die Indianer ab. Wie die hungrigen Wölfe verlassen sie niemals eher die Beute, als bis nur noch die Knochen übrig sind. Die ehemaligen Lagerplätze der Indianer sind daher auch immer mit Knochen übersäet. Die Indianer nähren sich auch von Salmen.

Alles, was lebt und athmet, sagt dem Magen der Indianer zu: Kröten, Frösche, Heuschrecken, Maulwürfe, Mäuse, Klapperund andere Schlangen. Die Natur hat kein lebendes Wesen verschont für seinen Bauch unwürdig wäre. Alle Thiere werden stets roh gegessen. Schlangen, und besonders Klapperschlangen, sind in Californien sehr häufig. Die Klapperschlangen sind gar nicht furchtsam, sie strecken sich im Staube der Fußpfade der Länge nach aus und bewegen sich nicht, wenn ein Mensch in ihre Nähe kommt. Wer sie aber berührt, empfängt den tödtlichen Biß. Die Indianer nähern sich ihnen ohne alle Furcht, als wenn diese Schlangen keine Zähne und kein Gift hätten; sie schleichen von hinten an sie heran und zertreten ihnen mit dem Fuße den Kopf. Dieser wird dann mit einem Kieselsteine vom Rumpfe abgeschnitten und letzterer sogleich verzehrt. Uebrigens kennen sie auch verschiedene Kräuter, welche den gefährlichen Schlangenbiß heilen.

Das kostbarste und gesuchteste Gericht der Indianer ist ein Wespennest, und um ein solches auszukundschaften, lassen sie sich einige Mühe gefallen. In Californien gibt es keine Bienen, aber die Wespen sind sehr häufig und vermehren sich schnell, ungeachtet die Indianer ihnen gewaltig nachstellen. Die Wespen sammeln täglich auf dem Boden ihrer cylinderförmigen Gebäude eine Art Honig, welcher ihren Jungen zur Nahrung dient. Dieser Honig ist von Bienen-Honig sehr verschieden, aber doch sehr gut und ernährt die jungen Wespen so lange, bis sie ausgewachsen sind und das Gebäude verlassen können.

Die Wespen schwärmen, wie die Bienen, immer fort und fliegen oft mehrere Stunden weit zum Sammeln ihrer Nahrung. Seltsam ist die Art, wie die Indianer die Wespen-Nester ausfindig machen. Sie kennen ein süßes Fruchtkorn, welches diese Insekten sehr lieben; sie spalten einen dieser Körner und stecken eine leichte weiße Blume hinein. Dieses Korn mit dem Blümchen wird einer Wespe dargereicht, welche augenblicklich damit fortfliegt. Der Indianer verfolgt die Wespe mit seinem scharfen Auge und läuft ihr nach, bis das betregene Thierchen seine Beute in das Wespen-Nest bringt. Dann entgeht dem Indianer weder der Honig, noch der Vater, die Mutter und die Kinder der verrathenen Wespe. Er setzt sich zur Erde nieder und beobachtet die himmelbrennenden Schlachtopfer. Er bleibt die ganze Nacht vor dem Wespen-Neste nackt und unbedeckt auf der Erde liegen. Vor dem Anbruche der Morgenröthe bereitet er sich aber zur Ausbehung des Nestes vor. Er steckt dazu ein Bündel Stroh in die Oeffnung des Nestes, macht dann Feuer mit einem ausgesuchten weichen Holze, welches er immer in seinem Pfeilköcher mit sich führt. Es ist Holz von der sudäischen Kastanie, welches in abgesterbenen Zweigen lange in der Sonne getrocknet ist. In einen solchen Zweig macht er einen Einschnitt, stemmt den Zweig gegen die Erde und dreht schnell einen andern Zweig in diesem Einschnitte herum. Ist dieses mit der erforderlichen Schnelligkeit geschehen, so fängt das Holz Feuer. Er steckt damit sehr trockenes Pferdemist an, den er auch zu diesem Gebrauche stets mit sich führt. Mit dem brennenden Pferdemist entzündet er das aus dem Wespen-Neste hervorragende Strohbüschel und läßt den Rauch und die Flamme des Nestes so lange in das Wespen-Nest, bis dessen Bewohner erstickt sind. Alsdann öffnet er das Nest und verzehrt mit großem Genuß sein Leibgericht.

(Schluß folgt.)

Der Mörder seiner selbst.

(Schluß.)

Der arme Victor, ganz versteinert, vermochte nicht zu begreifen, was diese Leute von ihm wollten. „Meine Herren," sagte er endlich zu ihnen, „Sie sind ohne Zweifel in einem Irrthum; erklären Sie mir, warum Sie mich auf eine solche Weise mißhandeln!"

„Wie wollen wissen," erwiderten sie, „was Du mit dem armen Herrn von Montefon, dem zukünftigen Schwiegersohn des Herrn von Verrell, der gestern bei uns abgeflogen und ermordet ist, gemacht hast."

„So sey mich doch an!" antwortete Victor, „der, nach dem Ihr Euch so eifrig erkundigt, steht vor Euch." Die Leute, die ihn gefaßt hatten, zuckten die Achseln. „Glaubst Du, Elender, uns mit einer so plumpen Ausflucht entwischen zu können? Wir werden Dich zum Polizei-Commissarius führen, der wird Die das Nöthige schon beibringen."

In der Zeit von zwei Minuten ward Victor gebunden und geknebelt. Man brachte ihn vor den Polizei-Kommissarius des Orts,

nicht ohne daß er auf dem Wege mehr als einen Faustschlag, so wie eine Unzahl von Schimpfwörtern zu erdulden gehabt hatte.

Der arme Mann behielt kaum Geistesgegenwart genug, um den Versuch anzustellen, sich über alles das, was vorging, Rechenschaft zu geben, allein alle seine Vermuthungen fielen zu Boden vor der bizarren Frage, die sich seinem Geiste immer wieder von Neuem aufdrang: Wie könnte es, daß man behauptet, ich sey ermordet und daß man mich selber darum befragt, was aus mir geworden sey.

Es war sieben Uhr Morgens, als man Victor in einen Saal des Polizeigebäudes brachte, in dem bald darauf der Kommissarius in Begleitung des Barons von Verceil erschien. Beim Anblick des Letztern fühlte der Angeklagte sich erleichtert und seine erste Bewegung war, sich seinem Freunde entgegen zu stürzen. Allein zehn Hände ergriffen ihn zu gleicher Zeit und man band ihn fester unter dem Vorwande, daß er habe entweichen wollen.

Seinerseits hatte der Baron eine Gebärde des Abscheues blicken lassen, als der Gefangene sich ihm nähern wollte, er sah ihn an, ohne im Mindesten verwundert zu lassen, daß er ihn jemals gekannt. Victors Verwirrung war auf ihrem Gipfel. Er glaubte beinahe daß er seyn und wußte kaum, ob er wache oder träume.

Der Polizei-Kommissarius ließ die Zeugen eintreten. Ein Diener aus dem Gasthofe bekundete zuvörderst, daß am vorigen Abend ein Herr mit der Post angekommen und von Herrn von Verceil empfangen worden sey. Auf den Befehl des Letztern hatte man dem Ankömmlinge ein Abendessen servirt, der sich darauf, ohne es eben zu berühren, in sein Zimmer zurückgezogen, dessen Thür er ihn hatte verschließen hören. Um elf Uhr habe sein Kamerad Peter Lärm in demselben vernommen, als wenn man an Möbel stoße und als wenn ein Fenster heftig aufgerissen werde. Um drei Uhr des Morgens endlich habe sie das Geräusch eines fallenden und zerbrechenden Spiegels nach der Thür von Nr. 23 gelockt; sie haben leise angeklopft, um sich zu erkundigen, was vorgehe und eine rauhe Stimme habe geantwortet: Nichts. Darüber seyen Peter und er einigermaßen in Furcht gerathen, sie hätten Alles ihrem Herrn erzählt, der nach der Polizei geschickt habe. Man habe nun nochmals in Nr. 23 angeklopft, aber keine Anwort bekommen. Nun habe man das Schloß mit Gewalt geöffnet und eine Bluttpur gefunden, die sich vom Bette bis ans Fenster gezogen, wie auch im Bette eine blutbefleckte Serviette. Die Möbel hätten unordentlich umhergestanden, der Spiegel sey zerbrochen und der Herr verschwunden gewesen.

Während dieser Aussagen hatten der Kommissarius und die Anwesenden den Angeklagten mehrmals mit Blicken des Entsetzens betrachtet. Dieser, nachdem er seinerseits die Erlaubniß erhalten zu sprechen, sagte, was wir bereits wissen. Man ließ nun die Leute des Gasthofes den Fremden aus Nr. 23 beschreiben. Die Beschreibung stimmte zwar vollkommen mit dem von dem Baron gegebenen Signalement, allein keineswegs mit dem Aussehen des Mannes, der des Mordes bezüchtigt wurde.

Mithin wurden alle Erklärungen in Betreff der Katze, des Nasenblutens, des plötzlichen Unwohlseyns als Fabeln betrachtet und zwar als sehr ungeschickt erfundene Fabeln.

Es wurden noch mehrere andere Zeugen vernommen, allein die Aussagen Aller bestätigten mehr und mehr die Ermordung des Hrn. v. Montbefon durch das unter dieser Anklage stehende Individuum.

Der einzige Umstand, der einigermaßen für den Angeklagten sprach war, daß man das corpus delicti, den Leichnam des Ermordeten, nicht finden konnte.

Allein ein Gendarme, der an der Verhaftung Theil genommen, zerstreute die deßfalls entstandenen Zweifel, indem er meynte, daß der Mörder den Leichnam wahrscheinlich in den am Garten des Hotels vorbeifließenden Bach geworfen, der eine rasche Strömung habe. Es werden also wohl einige Tage vergehen, ehe die Leiche zum Vorschein komme.

Die Beweise gegen den Angeklagten waren niederschmetternd. Nachdem ein ausführliches Protokoll aufgenommen worden, wurde Victor ins Gefängniß gebracht und vor ein Geschwornengericht gestellt; seine Verhöre fanden statt; die Geschwornen halten sich für überzeugt und in Folge ihres Ausspruches wurde der Angeklagte zum Tode verurtheilt.

Das war zu viel für einen Kopf, wie Victor Montbefon! Während er in seinem Gefängniß, die Vollziehung seines Urtheils vor Augen, saß, befiel ihn zum zweitenmal jenes Uebel, das sein Unglück herbeigeführt hatte. Seine Nerven zucken, er fühlte sich dem Ersticken nahe, er bekam Nasenbluten und fiel darauf, in einem Anfall von Epilepsie, der Länge nach auf den Fußboden. Seine Glieder verzogen sich, der Schmerz entstellte seine Züge und so blieb er nach einem heftigen Kampf gegen den Krankheitsanfall endlich fühllos gleich einer Leiche liegen.

Während dessen war ihm vom Magistrat das Urtheil zugesendet worden; denn er sollte am nächsten Tage hingerichtet werden. Gegen Abend kam der Kerkermeister mit dem Gehilfen ins Gefängniß und wie groß war ihr Erstaunen, als sie in einer Ecke auf einem Strohsack einen ganz anderen Menschen, als den Verurtheilten sitzen sahen. In der That hatte der erneute Krankheitsanfall Victors Gesichtszügen ihren alten Ausdruck wieder gegeben, so daß alle die, welche ihn kannten, sich nicht in ihm irren konnten. Wenn nicht unwiderrufliche Dokumente die Wahrheit des Erzählten bestätigten, so dürfte man es, bei seiner Außerordentlichkeit, bezweifeln, allein es ist, wie gesagt, über jeden Zweifel erhaben.

Der Kerkermeister beeilte sich zu berichten, daß der Teufel den Schuldigen entführt habe. Nachdem man diese Angabe verificirt und sich auf die Aussage des Barons von Verceil und der Leute aus dem Gasthofe gehörig überzeugt hatte, daß Victor Montbefon, den man ermordet wähnte, wirklich und wahrhaftig sich im Gefängnisse befinde, wurden die frühern Geschwornen wiederum versammelt, das ergangene Urtheil wurde umgestoßen und der Angeklagte ehrenvoll freigesprochen.

Einige Monate später kündigten die öffentlichen Blätter die erfolgte Vermählung des Herrn Baron von Montbefon mit dem Fräulein von Verceil an.

Der Riesenglobus des Herrn Wyld.

In wenigen Wochen wird London um ein so großartiges Mittel zur Veranschaulichung unseres Erdballes bereichert seyn, wie es bisher noch nie gegeben hat. Herr Wyld, von dem Gedanken ausgehend, daß sich bei einem gewöhnlichen Globus immer nur ein Theil der Erdoberfläche dem Beschauer auf einmal darbiete, kam auf den Gedanken, die Erdoberfläche an der inneren, statt an der äußeren Seite einer Kugel abzubilden und so gleichsam einen verkehrten Globus zu geben, wodurch auf einmal die physische Physiognomie der von uns bewohnten Welt überschaut werden kann. Man erlangt dadurch eine Kenntniß von der Vertheilung von Land und Wasser über den ganzen Planeten, wie sie in anderer Weise nicht gegeben werden kann, und übersieht auf einmal die mannigfachen großen physikalischen Erscheinungen, sowohl an sich betrachtet, als in ihren gegenseitigen Verhältnissen, während sie in allen anderen geographischen Hülfsmitteln nur von einander getrennt studirt werden konnten.

Die Kugel, an welcher die Erde modellirt ist — und welche jetzt in der Mitte von Leicester-Square errichtet wird — hat 65 Fuß im Durchmesser.

Die Besuchenden werden in das Innere dieses ungeheuren Balls gelangen und mittelst einer Wendeltreppe oder Galerie rings herum kommen, während sie jeden Theil des Modells in einer Entfernung von vier Fuß erblicken. Dabei sind die Anstalten so getroffen, daß sie die allgemeine Ansicht der ganzen Oberfläche nicht stören werden. Der Maßstab beträgt einen Zoll auf zehn Meilen in horizontaler und einen Zoll auf eine Meile in vertikaler Richtung, wodurch der Erbauer in den Stand gesetzt ist, alle Details von Hügel und Thal, See und Fluß mit Leichtigkeit darzustellen und

eine effektvolle Veranschaulichung der Erde hervorzubringen, während dies nicht geschehen könnte, wenn die Maßstäbe für vertikale und horizontale Dimensionen einander gleich wären.

Bei der Betrachtung dieses ungeheuren Modells wird der Beobachter sogleich durch die Vertheilung von Land und Wasser überrascht. Er sieht, wie die großen Oceane beinahe 150 Mill. (engl.) Quadratmeilen einnehmen, während die Kontinente der alten und neuen Welt und alle Inseln nur auf sechzig Mill. Quadratmeilen geschätzt werden. Die ungeheure Ausdrehung des Wassers in der südlichen Hemisphäre ist in einem scharfen Gegensatz zu den weit ausgedehnten Ländern der nördlichen gebracht, und die großen Bergketten, welche zu den charakteristischen Zügen der Erdoberfläche gehören, erscheinen kreisförmig um den Ocean und das Indische Meer gestellt, die Wasserscheide eines jeden Landes ist angegeben, und die großen Flußgebiete sind dargestellt. Wie sich von selbst versteht, ist dies mit Erhebungen und Senkungen des Landes in Verbindung gebracht, und dieses Alles ist mit relativer Wahrheit und mit merkwürdiger Genauigkeit veranschaulicht. Durch keine andere Mittel als dieses könnten wir mit einem Blicke eine genaue und lebendige Kenntniß über diese Punkte erlangen. Ein Reliefmodell spricht zum Auge in einer Weise, welche für eine Karte oder für einen Globus mit flacher Oberfläche unmöglich ist.

Außer den Punkten der physikalischen Geographie, welche mit dieser Ihre nothwendig verbunden sind, werden noch andere von nicht geringerer Wichtigkeit Berücksichtigung erfahren. Die Gränzen des ewigen Schnees werden gezeigt werden. Der Montblanc, „der Monarch der Berge", mit seinem „Diadem von Schnee" — die bereisten Pics der Anden und der Himalayakette — nebst den niedrigeren Hügeln, wie sie bei ihrer Annäherung an den Pol ihre beständig Schnee tragenden Spitzen zeigen — werden gleichfalls treu dargestellt werden. Man wird die großen Waldgürtel erblicken, und die Wüsten mit ihren Sandmassen werden nicht vergessen werden. Es werden auch viele geologische Ansichten des Erdballs zur Darstellung kommen, nicht blos in der Gestalt der Oberfläche, sondern auch in den Farben der Felsen. In der That, so vollkommen ein Gemälde von der Oberfläche unserer Erde möglich ist, wird es sich in diesem gigantischen Modell in einem Blicke darstellen. Dabei wird es kein bloßes Schaustück seyn, sondern darum, Anlaß zu speziellerer Belehrung über die Welt, in der wir leben, für jeden Stand und jedes Alter gegeben werden.

Dieser große Globus ist aus einigen Tausend Gypsstücken in Gyps nach den ursprünglichen Thonmodellen gemacht worden. Der erste Gypsguß, welcher natürlich verkehrt ist, wird zurückbehalten werden, und von demselben ließe sich eine beliebige Anzahl korrekter Modelle herstellen. Nichts könnte belehrender seyn, als solche Sektionen von der Erde. Diese erhabenen Karten, welche die vertikalen und horizontalen Raumverhältnisse anschaulich machen, würden den Schulen ein Bildungsmittel darbieten, wie es durch eine andere Methode nicht gewährt werden könnte.

Friedrich der Große und Joseph II.

Gustav Kühne's neueste Schrift: Deutsche Männer und Frauen, enthält eine Schilderung der ersten Begegnung Friedrich's II. und Joseph's II., worin die bereits bekannten Schilderungen von dieser Zusammenkunft aus einer mündlichen Ueberlieferung ergänzt sind. Es war sechs Jahre nach dem Hubertusburger Frieden — so erzählt er —, als Joseph den König von Preußen zum ersten Male sah; er machte ihm im schlesischen Lager bei Neiße seinen Besuch. Die Vertreter zweier Nationen, die sich auf den Tod haßten, reichten sich einfach und schlicht die Hand, und der Jüngere, obschon er Oberhaupt des Reiches hieß und dem gedemüthigten Oesterreich angehörte, that dazu den ersten Schritt. Auch Friedrich hatte von Joseph viel gehört, und es mochte ihn reizen, den Mann von Person kennen zu lernen, der ihn von Jugend auf im feindlichen Lager verehrte. Es war also auf beiden Seiten Anziehungskraft genug vorhanden, Bewunderung und Neugier war in Beiden gleich stark. Sie waren sich in ihrem Naturel so fremd wie Nord und Süd, niederdeutscher Verstand und oberdeutsches Gemüth. Beide aber waren in verschiedener Aeußerung ihrer Geisteskräfte geniale Köpfe, Beide gleich sehr herausgewachsen aus einer vorurtheilsvollen, aber glaubensschwachen, finchtisch gebundenen Welt, Beide Söhne der Aufklärung, Beide im Vollgefühl dieses Bewußtseyns voll scharfer Geistesgegenwart, nur verschieden je nachdem sich der Geist der Ueberlegenheit bei dem Einen als Witz, bei dem Anderen als Humor entwickelt hatte. Der schon früher gealterte Friedrich — er zählte damals 57 Jahre — empfing ten achundzwanzigjährigen Kaiser und nahm dessen Huldigungen nicht ohne Selbstgefühl, aber doch auch wohl nicht ohne geschmeichelt zu seyn, entgegen. Joseph war entzückt, ein Heerlager der Preußen zu sehen und den Uebungen der sieggekrönten Truppen beizuwohnen. Friedrich zeigte dem Kaiser auch einige Kunstgegenstände, unter anderen die Büsten mehrerer Fürsten aus dem Hause Habsburg. Joseph fand darunter die wohlgetroffenen Marmorbilder seines Vaters und seiner Mutter. Kalt und ohne Gemüth, wie Friedrich war, benutzte er den Moment der Rührung, die seinen Gast überfiel, sich. Nicht war, sagte er, meine Leute wissen ziemlich gut zu treffen? gleichviel, ob sie die Muskete oder den Greffel zur Hand nehmen! Joseph faßte sich rasch. Er sagte: „Es fehlt auch in Wien nicht an Künstlern und an Talenten, die gut treffen, und was mich angeht, so ist mein sehnlichster Wunsch, Sire, die Ehre zu haben, Sie einmal in ganzer Manneslänge zu treffen." Der König erwiderte lächelnd, er sey vielleicht schon zu alt, um noch still zu halten, habe schon Falten im Gesicht, und es sey nicht so leicht, ihn zu treffen. Oder will man mich vielleicht nicht blos treffen, sondern übertreffen? „Sire, sagte Joseph, ich bin zu jung dazu." Nun lenkte Friedrich ein, es wäre nicht das erste Mal, daß ein Meister von seinem Schüler übertroffen wäre! „Ich würde mir Mühe geben, sagte Joseph, meinem Meister Ehre zu machen!"

Pot-Pourri.

Ein eben erschienenes französisches Werk bringt interessante Belege über die Spielwuth am Hofe Ludwig's XIV. Das Spiel der Frau v. Montespan war so übermäßig ausgeartet, daß Verluste von 100,000 Thalern etwas gewöhnliches waren. An einem Weihnachtstag verlor sie 700,000 Thaler; sie setzte auf drei Karten 150,000 Pistolen (à 10 Livres) und gewann sie. Der berühmte Hofmann Dangeau hatte ein solches Verständniß der Algebra, daß er im Fluge die Wechselfälle der Karten zu berechnen vermochte und in Folge dessen ungeheuer gewann. Uebrigens waren die Spieler eben nicht sehr gewissenhaft.

Als einmal Friedrich der Große bemerkte, daß die zeitweise Witterung von der, welche im Kalender stand, sehr auffallend abwich, stellte derselbe fragend den Akademiker Bode über diese Unrichtigkeiten zur Rede. — Der Aechtere entgegnete darauf mit eigenthümlicher Ruhe: daß er an der Sache ganz schuldlos, denn die seinerseits in der Columne für Planetenconstellationen leer gelassenen Stellen im Kalender fülle seine achtjährige Tochter mit Wetter aus und sey dabei blos angewiesen: in den Hundstagen nicht strengen Frost und im Januar nicht große Hitze zu verkunden; — wobei es jedem überlassen bleibt zu entscheiden, ob nicht hiervon sprichwörtlich „die kleine Wetterhexe" sich herschreiben mag.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 33.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 24. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nordische Liebschaften.

Novelle von B. Land.

I.

In einem einfachen Wohnzimmer, dem ein großer steinerner Ofen angenehme Wärme ertheilte, saß an einem Eichentische ein junges Paar auf hölzerner Bank und mochte manch' trauliches Wort gegen einander austauschen, während eine alte Frau, die Mutter des jungen Mädchens, sanft schlummernd im bequemen Lehnsessel ruhte. Freundlich, wie wir verwöhnte Städter uns jetzt ein Wohnzimmer denken, konnte man das Zimmer keineswegs nennen, und nur die dort ersichtliche, freilich dürftige Sauberkeit hätte den Beschauenden für den Mangel an jeglicher Ausschmückung einigermaßen entschädigen können, wäre nicht seine Ausmerksamkeit sofort durch den Anblick des jungen Paares gefesselt worden.

Als echte Tochter ihrer nordischen Heimath war das junge Mädchen blond; ernste Sinnigkeit schaute selbst dann aus dem blauen Auge, wenn, wie eben jetzt, Freude daselbe höher erstrahlen machte. Aufgewachsen zwischen Finnlands majestätischen Felsmassen, die selbst dem heitersten Sonnentage den Ausdruck eines unbeschreiblichen Ernstes verleihen, ein Kind des eisigen Nordens, wo die Natur mit ihrem tiefen Winterschlafe auch das bewegteste Herz zur Ruhe bringen muß, hatte das junge Mädchen wohl frühzeitig gelernt, die Gluth des Herzens in stille Schwärmerei zu wandeln, aber doch schien ein leidender Zug in ihrem Antlitze dahin zu deuten, daß dieser Kampf kein geringer sein mochte.

Fast entgegengesetzt war die äußere Erscheinung des jungen Mannes, der neben ihr saß. Schwarzes Haar und ein langer Bart schlossen das schöne Oval seines Gesichtes in einen dunkeln Rahmen ein; Leben, Frohsinn und Entschlossenheit blickten aus den braunen Augen, und die nervige Gestalt übereugte Jeden, daß Fedor Jegorzitsch, so hieß derselbe, nicht nöthig hatte, Gefahren und Anstrengungen auszuweichen, die ein Schwächling hätte vermeiden müssen. Fedor war der einzige Sohn eines russischen Kaufmannes in der Stadt Abo. Erzogen in einer Handelsschule der russischen Hauptstadt, war er bei der Abneigung, welche seit dem Abo'er Friedensschlusse im Jahre 1743 sich im ganzen Lande gegen Rußland geltend machte, da man schon damals die einstige Oberherrschaft des Czaren über Finnland ahnte und befürchtete, in der eignen Vaterstadt beinahe ein Fremdling geworden, und während die jungen Leute des schwedischen Handelsstandes der Stadt sich auf Bällen, Redouten und Maskeraden in Saus und Braus belustigten, trieb es ihn, selbst im strengsten Winter, zur Stadt hinaus, meilenweit kreuz und quer, das Jagdgewehr im Arme, durch den tiefen Schnee, bald Hasen, bald Weiße jagend, ein andermal die Waldschnepfe mit seltenem Geflügel, mit Birk- und Auerhühnern füllend. Kein Gehöfte, keine einzelne Hütte in weitem Umkreise war ihm unbekannt; fast jede hatte ihn bereits gastlich aufgenommen, wenn er von der Jagd ermüdet und hungrig ein schützendes Obdach gegen die grimme Kälte suchte.

Bei einer solchen Gelegenheit hatte ihn der Zufall auch in jene Wohnung geführt, in der wir ihn eben jetzt neben dem jungen Mädchen sitzen sehen. Seit jenem Tage war in Fedors Lebensweise eine große Aenderung eingetreten; die Lust an der Jagd hatte er fast verloren und so oft das Geschäft es ihm erlaubte, eilte er, seine geliebte Alwine zu sehen. Ob er, ob sie durch die gegenseitige Liebe sich glücklich fühlten? Wer hätte diese Frage zu beantworten vermocht! Alwine, seit den Tagen der frühesten Kindheit einzig an die liebende Mutter gekettet, verlangte von der Welt nur Frieden; anspruchslos und in beschränkten Verhältnissen erzogen, hatte sie eine geheime, innere Furcht, in das wildbewegte Leben hinauszutreten. Anders war es bei Fedor; er ihm war alles Leben, und der Gedanke, das schüchterne Mädchen an seiner Seite in die Welt einzuführen, schien ihn förmlich zu begeistern.

„Liebe, Fedor," sprach Alwine, „ich weiß es, daß Du mich liebst, und doch habe ich Furcht. Wie kann ich einfaches Kind Dir Deine Liebe vergelten! Alles, Stellung, Kenntnisse, Vermögen, treibt Dich vorwärts ins Leben, und Dir steht eine Zukunft bevor, ich aber würde Dir nur eine Last seyn; denn ich bedarf der Ruhe, mich ängstigt und schreckt ja schon das Ungewohnte."

„An meiner Seite, geliebtes Herz, wirst Du Dich sicher fühlen; denn mit starkem Arme will ich über Dich wachen. Du nahmst den Fremdling in Liebe auf; ich werde sie Dir vergelten. Vertraue meiner Liebe."

Mit liebendem Arme drückte er das zarte Kind an seine Brust, da schlug es Mitternacht.

„Jetzt leb' wohl, ich muß fort!"

Fedor sprang auf, warf den Pelz um, auch Alwine legte einen leichten Pelz an, und nach kurzem Abschiede von der eben erwachten Alten eilte Fedor, von Alwinen begleitet, in den Hof hinaus.

Es war tiefer Winter, dicht fielen die Schneeflocken, vom Sturmwinde gepeitscht. Wohl ist der nordische Winter schön, wenn der bleiche Mond über den blanken Strom und den weißen Schneeschleier der ruhenden Erde sein falbes Licht in tausendfältigem Juwelenglanze ausgießt und durch die stille Nacht der einförmige Ton des Schlittenglöckleins sich wie der Faden durchschlängelt, an welchem sich Gedanke an Gedanken reiht; aber der Winter ist auch schön, wenn Wolken sich am Himmel jagen und nur für Augenblicke der ängstliche Strahl des Mondes den Weg zur Erde findet, um dem armen Wanderer Weg und Steg zu beleuchten; wenn dann mit furchtbarer Kraft der Sturm sich erhebt und pfeifend und heulend den Wald peitscht, als ob er zürne, daß die Natur nicht ganz erstorben, daß nicht die ganze Erde kahl, ein weites Leichenfeld sey, auf welchem er allein mit ungebändigter Macht dahinbrausen kann; dann treibt der Führer sein Dreigespann kräftiger an, lauter tönt sein Gesang, aber nicht Lieder der Liebe sind es, die er anstimmt! Der Tod, in Gestalt des Sturmes, hat ihm die Geliebte geraubt; er will ihr nach; selbst die treuen Rosse verstehen sein Leiden, mit dem Sturme um die Wette jagen sie; da ergreift böser Grimm den Sturm, Schneewolken bläst er ihnen entgegen, in Massen stürmt sich der Schnee vor ihnen auf; langsamer fährt das Gespann, immer langsamer — jetzt bleibt es stecken. Hu! noch einmal jagt die wilde Windesbraut über Mann und Roß. Der Sturm hat sie begraben! — „Warum singst Du so traurig, Alter?" — „Herr, weil das Leben traurig ist; Ihr seid jung und froh, ich aber alt und habe das Leben erfahren". — „Schweig, Alter, Du machst mich traurig! Fahr zu!" — Und heller schallt die Glocke in die dunkle Nacht hinaus; der Mond blinkt wieder freundlich auf die Erde, der Sturm hat sich gelegt, die Traurigkeit weicht aus dem Herzen, das Leben ist doch schön!

Fedors Schlitten war rasch bespannt, die Hofthüre geöffnet.

„Auf baldiges Wiedersehen, mit Gott!“ rief Fedor und sprang in den Schlitten.

„Leb' wohl! Fedor, ich habe eine Bitte an Dich auf dem Herzen. Versprich mir, daß Du nicht wieder bei so furchtbarem Wetter zu mir herausfährst. Mich tödet die Angst um Dich!“

„Kind, was fällt Dir ein,“ fiel ihr Fedor in die Rede, „je mehr es stürmt, desto wohler ist mir. Im Sturm und Unwetter treibt es mich mit unwiderstehlicher Macht zu Dir hin; kann mich Dich sehen!“

Pfeilschnell, ehe eine Antwor erfolgen konnte, flog der Schlitten fort. Traurig schloß Alwine das Thor, mit Thränen trat sie ins Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indianer in Californien.

(Schluß.)

Ohne Sitten, ohne Religion, ohne Moral, führen die Indianer ein jämmerliches, keineswegs benedenswerthes, nomadisches Leben. Im Sommer halten sie sich in der Sierra Nevada auf, stehen die Ebenen und lagern an den Ufern der Waldströme, vorzüglich in denjenigen Gegenden, wo es viele Eicheln gibt. Im Winter steigen sie zum Fuße der Gebirgskette hinab, um dem Schnee der Berge zu entgehen, und hier bauen sie sich Röhrhütten von komischer Gestalt wie Bienenkörbe. Des Nachts lagern sie sich wie die Schweine über einander, um sich wechselseitig zu erwärmen. Rückt dann das Frühjahr heran, so verbrennen sie ihre Hütten und wandern wieder in die Berge. Es besteht kein moralisches Band unter ihnen, und die Ehe ist ihnen unbekannt; sie nennen sich Brüder, wenn sie von einer Mutter geboren sind. Einen Monat lang ist Jahre, nämlich den Juli hindurch, sind die Weiber frei, und die Stämme einführen sich dieselben wechselseitig; aber auch in diesem Monate, wenn die Weiber Nahrungsmittel für die Männer einsammeln, werden sie von den mit ihren Bogen und Pfeilen bewaffneten Kriegern begleitet. Nach dem Monat Juli treten sie wieder in ihre alte Bestimmung ein, nur den Männern zu dienen. Die Greise sind sehr geachtet, aber gegen die alten Mütter haben die Indianer keine Rücksichten; sie bleiben Sklaven und müssen bis zu ihrer letzten Stunde arbeiten. Uebrigens werden wenige Weiber alt; sie sterben in Folge der Anstrengungen, ehe sie das von der Natur bestimmte Lebensende erreicht haben.

Während der Arbeit legt die indianische Mutter ihr kleines Kind in eine runde und tiefe Wiege, welche sie hoch an die Aeste eines Eichbaumes aufhängt; um das Kind zu nähren besteigt sie den Baum. Die Wiege ist aus Ranen geflochten; Tannen und Fichtennadeln bilden darin das Bett des Säuglings, welcher nackt und ohne Decke so lange in dieser Wiege bleibt, bis er gehen kann. Die Sonne, die frische Luft und die stechenden Spitzen der Nadeln härten den jungen Körper frühzeitig ab, und sobald das Kind laufen kann, gibt ihm ein Greis den Bogen und die Pfeile in die kleinen Hände.

Wenn ein Indianer stirbt, so wird sein Leichnam gleich von den Hinterbliebenen verbrannt, damit die Feinde ihn nicht zu Trophäen benutzen können. Bei dem Tode eines Häuptlings tritt der Kühnste des Stammes in die Mitte und ruft aus: „Ich bin Euer König!“ Erhebt Niemand dagegen seine Stimme, so ist er als solcher anerkannt; haben aber Andere dieselbe Ambition, Häuptling zu werden, so proclamiren sie sich ebenfalls in derselben Weise. Die Prätendenten des Königthums eröffnen alsdann in der Mitte des Stammvolkes einen blutigen Kampf, und endlich tritt der Sieger in die Rechte des Regiments.

In den Sommer- und Herbstnächten machen die Indianer sich eine seltsame Unterhaltung, bei welcher sie vor Lust laut aufschreien. Sie zünden nämlich den Boden an, wenn die Blumen und das hohe Gras auf den Abhängen der Berge von der Hitze vertrocknet sind. Das Feuer, angefacht vom Winde, verbreitet sich bald in langen Streifen, bizarren Windungen und Schlangenlinien, zwischen welchen die hohen Felsklippen hervorragen. Dieser Unterhaltung wird man bereitst die Seltenheit des Holzes in Californien beizumessen haben; denn seit Jahrhunderten sind dadurch diejenigen Holzsprößlinge, welche noch nicht kräftig genug waren, um dem Feuer zu widerstehen, mit dem Grase verbrannt worden. Nicht selten steht man hochflammige Nadelholz-Bäume, welche äußerlich verkohlt sind; obgleich ihre hundertjährigen Stämme bis zur halben Dicke von der Flamme verzehrt sind, so wachsen sie doch schön grünend fort, gleichsam, als wollten sie dem Feuer der Indianer und der Zeit Trotz bieten. Des Morgens nach einem solchen Brande durchwandern die Indianer die abgebrannten Reviere, suchen und essen die Heuschrecken und Grillen, welche durch die Flammen getödtet worden sind.

Derbes sah mehrere interessante Uebungen der Indianer, welche Beweise ihrer körperlichen Gewandtheit abgeben. Aufrecht stehend mit an einander geschlossenen Füßen, warfen sie in senkrechter Richtung Pfeile in eine solche Höhe, daß sie den Augen entschwanden, und fingen dieselben jedesmal beim Herunterfallen mit derselben Hand wieder auf, welche sie in die Luft geschleudert hatte. Auch schossen sie Pfeile ab, die nach Beendigung ihrer bogenförmigen Bahn an einer vorher abgesteckten Stelle niederstelen, ähnlich wie unsere Artilleristen aus dem Geschütze die Bomben in eine zum Ziele bestimmte Tonne werfen. Andere Male stiegen sie wie ein Eichhörnchen auf den Gipfel eines hohen Baumes und befestigten dort ein Papier, welches die von unten abgeschossenen Pfeile seiten verfehlten. Sie trieben ebenfalls zu Zweien mit einander ein Kriegsspiel. Sie schossen auf einander mit Pfeilen, wußten diesen aber so geschickt durch Körperwendungen auszuweichen, daß sie niemals getroffen wurden und die Pfeile nach ihrem Belieben entweder links oder rechts bei ihnen vorbeistogen. Bei diesem lebhaften Spiel ist ihr Auge voll Feuer, und so schnell wie der Blitz richten sie sich auf oder bücken sich nieder, um dem Pfeile des Gegners auszuweichen.

Weiter berichtet Derbes über die Indianer: „Sie üben den Kommunismus in dem weitesten Umfange aus, ohne irgend eine Ausnahme. Bei ihnen ist, um die Mudersprüche der französischen Kommunisten-Secte zu gebrauchen, aller Besitz zugleich der Besitz Aller, und nichts gehört dem Einzelnen allein. Nach diesem Prinzip nehmen sie alles weg, was ihnen angenehm erscheint, und glauben dabei im Rechte zu seyn, indem sie als einziges Gesetz die Befriedigung ihrer Wünsche anerkennen. Sie kamen stets in unser Zelt, als wenn es ihr eigenes gewesen wäre, und bedeckten ihre Schultern mit unseren Decken in der Weise, wie die Mexikaner die Mäntel umlegen, oder sie nahmen unsere Hemden weg, welche an der Sonne trockneten. Wir hatten die größte Mühe, diese Sachen zurück zu erhalten; sie konnten nicht begreifen, daß dasjenige, was wir besaßen, nicht auch ihnen zugehören sollte, und legten fortwährend ihre Hände von Neuem an die zurückgenommenen Gegenstände. Aehnliches ereignete sich, wenn sie uns bei der Mahlzeit antrafen; sie griffen ohne Weiteres mit der Hand in die Schüssel oder in die Suppe, ohne dazu eingeladen zu seyn.“

„Unsere Provision war ziemlich zusammengeschmolzen, und täglich mehrte sich die Anzahl der Indianer, welche an unserer Mahlzeit sich betheiligten. Wir waren daher genöthigt, alles vor ihnen zu verstecken und ernstlicher die ungebetenen Gäste abzuweisen. Sie ließen uns keinen Augenblick Ruhe, immer forderten, immer nahmen sie; so oft sie auch zurückgeschickt wurden, so kamen sie doch bald wieder. Ihre Effgier ist grängenlos; oft haben wir über eine ganz einzige Scene lachen müssen, welche die Folge dieser Schlingsucht war. Mit Sorgfalt bewahrten wir die einzige Kerze, welche uns in unerwarteten Fällen Licht geben konnte. Wie erstaunt waren wir aber, als wir eines Tages einen Indianer fanden, welcher unsere Kerze zu drei Vierteln aufgegessen hatte und sich gerade bemühte, den Docht zu verschlingen! Ich werde noch lange das Fratzengesicht vor Augen haben, welches er machte, wie man ihm den Docht aus der Gurgel zog und er die Zähne mit großer Gewalt zusammenbiß, um wenig-

stens ein kleines Stück davon zurück zu behalten; mit Mühe wurde ihm aber doch der ganze Docht langsam aus dem Halse gezogen, unter gewaltigem Lachen sowohl unserer Leute, als der Indianer. Dem armen Teufel allein war das Lachen über der höchst komischen Operation vergangen."

Eine deutsche Ansiedelung am Kap der guten Hoffnung.

Der am Vorgebirg der guten Hoffnung neu ausgebrochene Kaffernkrieg hat für uns Deutsche das Interesse, daß sein Schauplatz in der Nähe einer deutschen Kolonie ist, über deren neuesten Zustand das Werk von J. C. Christopher (Natal, Cape of Good Hope, Lond. 1850) einige Nachrichten mitzutheilen und in den Stand setzt. Seit dem Jahre 1844 begann eine größtentheils aus Deutschen bestehende Handelsgesellschaft den Versuch des Anbaus von Baumwolle am Kap zu machen. Sie kauften einen Grundbesitz zwischen Port Natal und Peitermoritzburg an, den sie, bei glänzenden Aussichten auf den Erfolg der Baumwollenkultur, im Jahr 1848 bis zu 15,500 Acres Land vermehrten. (1000 Acres = 1284 württemb. Morgen.) Dieses zusammenhängende Gebiet fruchtbaren, gesunden, welligen Bodens mit Ansiedlern zu besetzen, reiste einer der Theilnehmer, Bergthell, nach Deutschland und brachte dort 35 Familien in der Gesammtzahl von etwa 200 Köpfen zusammen, welche am 19. November 1847 auf dem Schiffe Bertha Bremerhafen verließen. Etwa ein Jahr, nachdem die Auswanderer von Europa abgesegelt, beschreibt Christopher ihren Zustand folgendermaßen: „Auf dem Wege von der Hauptstadt Peitermoritzburg nach Port Natal, etwa 14 Meilen von der letzgenannten Stadt, links abgehogen, stehst du kleine Herden Vieh, worunter sich gewöhnlich ein Gespann Ochsen und ein paar Milchkühe finden. Wenn man die erste Schwellung hinaufgeht, werden die Gehöfte von 1 — 2 der deutschen Auswanderer sichtbar. Auf deinem Wege nach dem Hauptgebäude, welches das Packhaus heißt, zeigen sich die kleinen Landstellen in allen Richtungen. Von einigen Anhöhen kann man ein halbes Dutzend auf einmal sehen, anmuthig gelegen. Die Häuser bestehen aus 3 Zimmern und haben meist Glasfenster; die Kochstelle ist vorläufig außen angebaut; jenseits des wohl angelegten Gemüsegartens steht der Stall; ein großer Theil der umliegenden Felder ist schon urbar gemacht, theilweise eingezäunt und mit Mais besät, welcher nicht allein für die Vorräthe nöthig ist, sondern auch der Boden für den Baumwollenbau vorbereitet. Außerdem werden noch Gerste, Hafer, Bohnen und Kartoffeln angebaut; die Leute sehen zufrieden und gesund aus. Nachdem wir ½—¾ Stunde lang durch die einzelnen Siedelungen gefahren waren, langten wir an der Hauptstation an, aus dem Wohnhaus für den Verwalter, den Arzt und den Geistlichen, dem Packhaus, welches die Vorräthe für den Ansiedler liefert, und der Kirche bestehends. Eine Schule nebst Wohnung für den Lehrer wird dabei erbaut. Zufolge eines zur Zeit unseres Besuchs umlaufenden Gerüchts von einem bevorstehenden Einbruch der Zulu-Kaffern in die Kolonie hatten sich die Ansiedler beim Packhaus versammelt und daselbst mit Pfahlwerk und einem Graben befestigt, um beim Eintritt der Gefahr einen Sammel- und Vertheidigungspunkt zu haben. Bergthell, von der Regierung zum Hauptmann ernannt, hatte rasch seine Leute organisirt, aber die Gefahr ging vorüber. Gegenwärtig hat man Kaffern in Taglohn genommen für 3 sh. monatlich, doch thut dieß Verhältniß nur so lange gut, als die Lebensmittel in der Gegend hoch im Preise stehen; sobald dieselben billig werden, folgt gern Lässigkeit und Trägheit und endlich Entlassen der Taglöhner. Den Tag nach unserer Ankunft war es Sonntag, zugleich die Jahresfeier der Einschiffung der Auswanderer. Die große Glocke sandte hoch aus der Luft ihre Mahnungen daher, welche aus den benachbarten Thälern wiederhallten. Nach der neuen Kirche, welche in den letzten sechs Monaten gebaut und eingerichtet war, bewegten sich die Deutschen in anständiger Kleidung. Die Kirche, welche heute eingeweiht werden sollte, war mit Blumen geschmückt; die Predigt hielt der Geistliche Posselt."

Ueber die Einwirkung der Gewitter auf die elektrischen Telegraphen

hat man in den letzten Tagen während der zwischen Stuttgart und Ulm herrschenden Gewitter in kurzen Zwischenräumen beobachtet, wie die Anker der Elektromagnete plötzlich mit bedeutender Kraft angezogen wurden und, wenn man dabei den Papierstreifen des Schreibapparates laufen ließ, sich ein langer schärfer Strich auf demselben bildete. Zuweilen machte es mehrere Schläge hintereinander, wie wenn eine Station von der anderen angerufen würde; der Telegraphist, der dieß für ein wirkliches Anrufen hielt, antwortete der anderen Station, erfuhr aber dann, daß dieß gar nicht telegraphirt hatte. In Biberach, wo mit dem Schreibapparat eine Glockenvorrichtung als Wecker in Verbindung steht, hörte man diese während eines starken Gewitters zu öfterem ertönen. Am stärksten und auffallendsten zeigten sich jedoch die Wirkungen des heftigen Gewitters, welches am 15. d. M. Abends zwischen 8 und 9 Uhr in der Nähe von Stuttgart sich entlud. Kurz vor 8 Uhr Abends war noch der Abgang der Bahnzuge von Untertürkheim und Cannstadt nach Stuttgart telegraphirt worden. Die Telegraphisten in Stuttgart verließen bald nachher das Telegraphenbureau; die Apparate waren alle in Ordnung. Am Morgen des 16. d. M. fand man, daß die Zeigerapparate zwischen Stuttgart und Eßlingen, für welche eine abgesonderte Drahtleitung vorhanden ist, nicht gingen, der Stand der Zeiger deutete einen abgerissenen Strom an. Die Schreibapparate für Heilbronn und Ulm waren in Ordnung, man konnte aber nach Ulm keine Nachricht geben, obschon man von dort telegraphische Zeichen erhielt. Bald ergaben die sofort angestellten Untersuchungen, daß diese Störungen dem Gewitter des vorigen Abends zuzuschreiben seyen. Man fand, daß auf der halben Entfernung zwischen Stuttgart und Cannstatt, nicht weit vom Rosensteintunnel, der Blitz an mehreren Telegraphenstangen herabgefahren war und von jeder derselben einen Splitter in spiraler Richtung herabgeschlagen hatte. Die Splitter lagen zum Theil am Fuße der Stangen, zum Theil waren sie über größere oder kleinere Entfernungen hin zerstreut. Man konnte genau unterscheiden, wo die Entladung am heftigsten gewesen; der abgetrennte Splitter war hier ½ bis 1″ breit und die dadurch entstandene Rinne im Pfahle erstreckte sich von oben bis unten. Der kleine Gladisolator, um welchen der Draht gewunden war, ist zerbrochen, der Draht aber unversehrt, obwol die Spuren zeigen, daß er ganz glühend war. Von dieser Stange aus erstreckte sich die Wirkung des Blitzes auf etwa zehn weitere Stangen, nach beiden Richtungen beinahe gleichmäßig abnehmend, so daß an den äußersten Stangen die Spuren kaum noch wahrzunehmen sind. An zwei oder drei Stangen dazwischen ist gar nichts zu bemerken. Ueberall fängt das Absplittern gleich unterhalb der eisernen Stütze an, auf welche der kleine Isolator für den zweiten tiefern Draht befestigt ist, und erstreckt sich in mehr oder weniger spiralförmiger Windung, gewöhnlich der Richtung der Fahne folgend, bis auf oder nahe an den Boden. Es scheint, daß die angehäufte Elektricität von dem obern Draht der Hauptleitung auf den untern und von diesem zunächst auf die eisernen Stützen, sodann aber an den Stangen herabgefahren sey. Gleichzeitig muß ein Theil des elektrischen Stromes dem Draht in beiden Richtungen gefolgt seyn; denn der Blitz gelangte in das Innere der Zeigerapparate und zerschmolz die feinen Drähte, welche die Multiplikatoren der Elektromagnete bilden. Es geschah dieß zu gleicher Zeit in Stuttgart, Cannstatt und Untertürkheim. An beiden ersten Stationen war gerade Niemand im Telegraphen-Bureau anwesend; in Untertürkheim aber wurde während eines heftigen Blitzschlages beobachtet, wie der leuchtende Strahl dem Draht entlang in das Zimmer des Bahnmeisters und hier an den Drähten der Wand herab in den Telegraphenapparat fuhr. Dabei vernahmen die gerade im Zimmer Anwesenden ein

nen starken Knall, so daß sie vor Schrecken zusammenfuhren und eiligst das Gemach verließen, was sie aber ganz und gar nicht nöthig gehabt hätten. Die Zerstörung an den Drähten der Elektromagnete war hier am größten; an den Bruchstellen hatten sich Klumpen von geschmolzenem Kupfer gebildet und an mehreren Stellen sah man schwärzliche Brandflecken. Am auffallendsten jedoch von Allem war, daß ganz dicht bei der Station Unterstürthheim, an der Neckarbrücke, die beiden Leitungsdrähte, welche in vertikaler Richtung über einen Fuß, in horizontaler gegen 6 Zoll von einander abstehen, vielfach um einander verschlungen angetroffen wurden und nur mit Mühe von einander getrennt werden konnten. Dieß erklärte auch, warum die telegraphische Kommunikation mit Ulm gestört war: es hatte sich zwischen Stuttgart und Unterstürtheim eine geschlossene Kette gebildet, welche seinen Strom von dort nach Ulm gelangen ließ, während der von Ulm dorthin gesandte in Unterstürtheim eine Verzweigung nach drei Richtungen erlitt. Sobald beide Drähte wieder von einander getrennt waren, konnte man ohne Anstand zwischen Stuttgart und Ulm telegraphiren.

Pot-Pourri.

Die Sonnenfinsterniß am 28. Juli.

* Wir erhalten von geschätzter Hand folgende Notiz zu der schon in Nr. 30. des „Sammlers“ gemachten Mittheilung über die Sonnenfinsterniß am 28. Juli l. Js.: Dieselbe wird wohl an einigen Punkten von Nordamerika, Europa und Asien total erscheinen; aber in Bayern ist sie nicht total zu sehen. Wir geben die Größen an, unter welchen sie in den Hauptorten Bayerns gesehen wird:

Amberg	10·5	Erlangen	10·5	Nürnberg	10·4
Ansbach	10·4	Hof	10·7	Passau	10·5
Aschaffenburg	10·3	Ingolstadt	10·4	Regensburg	10·4
Augsburg	10·2	Kempten	10·5	Reichenhall	10·8
Bamberg	10·5	Landshut	10·5	Speyer	10·1
Bayreuth	10·6	Lindau	9·9	Straubing	10·5
Burghausen	10·4	München	10·2	Sulzbach	10·5
Eichstädt	10·4	Neuburg a/D.	10·3	Würzburg	10·4

Für bestimmte Orte, z. B. für Augsburg, Berlin, Konstantinopel, Dresden, Freiburg, Göttingen, Hof, Ingolstadt, Kempten, Lindau, München, Nürnberg, Osterhofen, Passau, Regensburg, Speyer, Traunstein, Ulm, Volkach, Würzburg, Zell u. s. w. sind totale Sonnenfinsternisse seltene Erscheinungen; aber an und für sich kommen diese Phänomene oft vor. Hofrath Nürnberger sagt (Astron. I. Bd. pag. 477): „Wenn ich für ganz Deutschland von der großen Sonnenfinsterniß im Jahre 1842 prüfsche, so finde ich erst den 12. Mai 1706, also vor 136 Jahren, wieder eine allvort an vielen Orten total gewesene Finsterniß . . .“

Verwüstungen durch einen Wirbelsturmwind.

Am 24. Februar wurde die nördliche Stadt Lafayetteville im Staate Tennessee, (Vereinigte Staaten von Nordamerika) von einem Wirbelsturme (Tornado) heimgesucht und der größte Theil derselben im eigentlichen Sinne des Wortes zerstrewet. Gegen halb vier Uhr Morgens brach der furchtbare Sturm im Südwesten los und plötzlich mit einer Gewalt, die sich nicht schildern läßt. Tiefes Dunkel lag über der ganzen Gegend, die Atmosphäre war mit Elektricität geschwängert, und anhaltende Donnerschläge wetterleuchten gleichsam mit dem Brausen des Windes und dem Sausen des strömenden Regens; aber dieses furchtbare Toben wurde noch übertönt von dem Angstgeschrei und Hülfsrufen der Frauen und Kinder der Bürger, die, ohne helfen zu können, in wenigen Sekunden ihre Habe zerstört sahen. Ganze Straßen stürzten zusammen, viele Häuser und Dächer wurden von dem Sturme, der gleich einem riesigen Besen Alles vor sich forttegte, weggefissen, so daß man ihre Trümmer nicht einmal findet. Man glaubte, das Ende der Welt sey gekommen, so fürchterlich war das Brüllen des Windes, das Krachen und Poltern der zusammenbrechenden und hingeschmetterten Mauern. Die größten Gebäude und selbst zwei schöne presbyterianische Kirchen wurden niedergeworfen und die Hauptstraße ganz verwüstet und ihre Trümer auf mehrere Hundert Fuß weit fortgeschleudert, so daß man nur noch die Fundamente ihrer Häuser sah. Mehrere Frauen und Kinder fanden ihren Tod in den Trümmern. Viele waren lebensgefährlich verwundet, und es mochten nur wenige Bürger sein, die nicht Quetschungen oder Beulen davongetragen hatten. Der Sturm zog nach Nordost, machte auf seiner Bahn der Verwüstung ganz Wälder der Erde gleich und tödtete eine Menge Pferde, Ochsen, Kühe und Schweine.

Eine kaiserliche Wette.

Kaiser Nikolaus sandte vor einigen Jahren einen Spiegel von seltener Größe und Schönheit mit einer Gesandtschaft als Geschenk an den Kaiser von China. Der Spiegel mußte die ganze unermeßliche Strecke von Petersburg bis Peking von Menschenhänden getragen werden. (Faktisch!) Nur wer die Straßen und Wege im inneren Rußland kennt, kann die unglaublichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens begreifen. Der Czaar aber wollte es, und der Spiegel kam unbeschädigt in China an. In der Zwischenzeit waren Mißhelligkeiten zwischen dem russischen Hofe und der Sonne des Reiches ausgebrochen, der Kaiser von China nahm weder die Gesandtschaft noch deren Geschenk an, und ein Courier, der diese Ereignisse im Vogelfluge nach Petersburg meldete, fragte zugleich, was mit dem Spiegel zu geschehen habe. Auf demselben Wege und in der nämlichen Weise, lautete der Befehl, solle der Spiegel zurückgebracht werden. Der Großfürst Michael, welcher gerade zugegen war, schlug dem Kaiser lächelnd eine Wette vor, daß derselbe nicht unzerbrochen zurückkomme. Der Kaiser ging darauf ein, und der Courier erhielt noch die Weisung, dem Führer des Transports bei Verlust der kaiserlichen Gnade und strenger Strafe die größte Vorsicht zur Pflicht zu machen, dagegen ihm anzuzeigen, daß er im Falle der glücklichen Rückkehr eine große Belohnung zu erwarten habe. Mit namenloser Vorsicht wird das ungeheure Werk ausgeführt, und der Spiegel, von vierzig Menschen getragen, kommt glücklich und unverletzt auf dem Isaaksplatze in Petersburg an, wo der Kaiser mit seinem Bruder am Fenster steht und über die gewonnene Wette lacht. Auf der Treppe des Winterpalais stolpert indeß einer der Träger, fällt, reißt seinen Nebenmann mit zu Boden, dieser, den nächsten, und — der kostbare Spiegel liegt in tausend Trümmern zerschmettert am Boden. Der Großfürst hatte seine Wette gewonnen!

Ein Theaterzettel.

„Der verwunschene Prinz oder der Traum eines Schusters,“ komisches Lustspiel in drei Akten von Blüz. Erste Abtheilung: Die fertigen Pastorelstiefel. Zweite Abtheilung: Das Erwachen als Prinz. Dritte Abtheilung: Und doch nur ein Schuster? Programm: Ein armer Schuster wünscht sich immer etwas Großes zu seyn, der Prinz Wolfgang macht sich den Spaß, ihn betrunken und ihn dann weiß zu machen, er (der Schuster nämlich) sey der Prinz Wolfgang; da kommen nun sehr viel belustigende Szenen, mit Overlay u. s. w., vor. „Besonders komisch aber ist das Erwachen des Wilhelm in der Schusterwerkstatt, wo er natürlich immer noch behauptet, Prinz zu seyn: er wird zuletzt Schlosinspektor und heirather Sochen. So schließt dieses Stück, welches gewiß Jedem gefallen wird, und so hoffe ich auf recht zahlreichen Besuch. N.N., Direktor.“ (Wörtlich!)

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 34. Zwanzigster Jahrgang. 1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 26. April.

Nordische Liebschaften.

Novelle von B. Land.

(Fortsetzung.)

II.

Es war eine furchterliche Nacht. Eisig pfiff der Sturmwind über die Felder und trieb ganze Schneelawinen vor sich her. Die Wege waren tief verschneit und kaum mehr aus der ungeheuren Schneemasse herauszufinden. Weniger rasch als gewöhnlich zog bald Fedors leichter Schlitten auf dem Schneewege dahin; auf ihn selbst schien weder Weg noch Wetter irgend einen Eindruck zu machen; er trällerte wohlgemuth seine baierländischen Weisen in die stürmische Nacht hinaus:

Einst hört' ich fernen Schellenklang,
Dem Postbot eilt' ich zu,
Mir war so wohl, mir war so bang,
Ich hatt' nicht Ruh, nicht Ruh',
Kling, klang — kling, klang!

Verhallte bald der Schellenklang,
Mit ihm schwand auch mein Glück;
Im Herz nur blieb ein süßer Drang,
Mich traf sa Olga's Blick.
Kling, klang — kling, klang!

Drum hör' so gern ich Schellenklang,
Dann, Olga, denk' ich Dein —
Im Schlitten, bei der Glocke Sang,
Träumt mir: „Du wärest mein!"
Kling, klang — kling, klang!

Fedor war auf dem Schlitten gestiegen, es ging eben auf einen schmalen Pfade steil bergan und bedurfte hierbei, da eine Fährte durchaus nicht mehr erkennbar war, der größten Vorsicht.

Mit Mühe war er endlich auf dem Rücken des Berges angelangt; er hielt an, um sein müdes Pferd einige Minuten ausrasten zu lassen, da schlug plötzlich ein verworrener Laut, einem Hilferufe ähnlich, an sein Ohr. Gespannt horchte er, doch Alles blieb still, dann — der Sturmwind schwieg eben — erhob er ein lautes „Hurrah" und wartete auf's Neue. Nun schlugen deutlich Hilferufe an sein Ohr, rasch sprang er in den Schlitten und in wenig Minuten schon befand er sich bei der Unglücksstätte. Eine schwere Kibitke, so viel konnte er aus der Höhe erkennen, war vom schmalen Wege in den Abgrund gestürzt. Mit großer Geschicklichkeit und ohne langes Besinnen klimmte er an der steilen Schneewand des Berges hinunter und stand bald der Jammerscene nahe.

„Dem Himmel sey Dank, daß Sie unsern Hilferuf vernommen haben!" tönte ihm eine weibliche Stimme entgegen. „Helfen Sie mir den Vater retten; er liegt in dem umgestürzten Schlitten mit gebrochenem Arme. Sind Sie allein? Allein werden Sie uns nicht helfen können, denn auch der Kutscher kann sich nicht von der Stelle regen."

„Mit Ihrer Hilfe, Fräulein, werde ich versuchen, was möglich ist, denn auf eine Stunde ringsum ist auf Beistand nicht zu hoffen."

„Allein können Sie uns nicht helfen!" jammerte das junge Mädchen.

„Ich bin kein Riesigar, ich bin ein Russe," versetzte Fedor fast beleidigt und eilte auf den Schlitten zu. Zwar erkannte er bald, daß schwer zu helfen war, doch das galt ihm nun gleich, er wollte helfen.

„Ich werde Sie, mein Herr," wandte er sich gegen den Vater des jungen Mädchens, „zu meinem Schlitten hinauftragen; halten Sie sich mit dem einen Arm an mir fest, um den andern werde ich Ihnen eine Binde legen. Es bedarf von Ihrer Seite etwas Muth; aber sonst müßten Sie die Nacht hier zubringen, und das ist unmöglich."

Fast willenlos erhob sich der alte Herr mit Fedors Hilfe. Dieser warf rasch seinen Pelz ab, deckte den Kutscher, welcher schlief auf dem Schnee dalag, mit demselben zu, packte den Alten, der noch ungläubig an dem Gelingen des Vornehmens zweifelte, mit seinen nervigen Armen und hob ihn so kräftig auf seine Schultern, daß der alte Herr selbst Hoffnung faßte. Mit schwerem Schritte ging es nun durch den tiefen Schnee vorwärts, der trotz der Kälte unter der ungewohnten Last zusammenbrach, bis zur steilen Bergwand.

„Jetzt festgehalten!" ermahnte Fedor seine schwere Bürde und begann den Abhang zu erklettern, indem er sich bald an der festgefrorenen Eismasse, bald an hervorstehendem Gestein, bald an Gestrüppe und Strauchwerk anklammert und so mit ungeheurer Anstrengung seine Last mit sich in die Höhe schleppte.

„Gott sey Dank und Ihnen, wir sind oben!" rief der Alte, als sie die Fahrstraße erreicht hatten, froh aus und sprang fast von Fedors Rücken herunter. Dieser führte ihn zum Schlitten und wollte dort ein bequemes Lager herrichten. Doch dazu ließ derselbe ihm keine Zeit.

„Helfen Sie meiner Sophie und dem schuldlosen Kutscher; denn nur mein eigenes unvorsichtiges Antreiben zur Eile hat uns in dieses Unglück gebracht!" bat der Alte.

Fedor eilte fort und war bereits nach wenigen Minuten mit dem Kutscher beschäftig. Dieser, ein junger Bursche von 18 Jahren, war trotz seines anscheinenden Beinbruchs viel weniger unbehülflich als sein Herr, und bald hatte ihn Fedor glücklich neben diesem in den Schlitten gelagert.

Sophie hatte indessen dem ganzen Vorfalle stillschweigend zugeschaut; kaum war aber Fedor mit dem Kutscher auf dem halben Abhange angelangt, so eilte sie mit rascher Schritte seiner Schneespur nach, um die Höhe allein zu erreigen. Anfangs ging es besser als sie geglaubt hatte, doch bald begann das Klettern ihr beschwerlich zu werden; sie mußte sich in das Unvermeidliche fügen und Fedors Hilfe abwarten. Hatte er sie denn beleidigt, oder sie ihn, daß sie seinen Beistand nicht wollte? Warum wünschte sie eingeheim, daß Fedor bei der Rettung mehr Mühe gehabt hätte? Fedor war ihr, dem Fräulein, gegenüber so kurz, er war ja unartig gewesen!

Sophie hatte sich kaum in ihr Schicksal gefügt, als Fedor rascher wie vorher die Felswand heruntersprang.

„Was, Sie hier, Fräulein?" rief er ihr, als er sie am Fuße des Abhanges erblickte, lächelnd zu, ein spöttelnder Zug umzog dabei seinen Mund, „Sie konnten mich also nicht erwarten! Aber wo denken Sie hin?" setzte er nach kurzem Bedenken hinzu. „In Ihrem schweren Pelz können Sie selbst mit meiner Beihülfe den Berg nicht erklimmen!"

Sophie, die gesehen hatte, mit welcher Leichtigkeit Fedor für ihre Leidensgefährten gesorgt hatte, mochte wohl fühlen, daß derselbe ihr nur eine kleine Strafe auferlegte, als er sie der Kälte preisgab. Doch es half nichts, entschlossen gab sie ihrem Begleiter den Pelz, und erreichte bald an seiner Hand die Höhe.

In Kurzem war nun für die drei Reisenden, so gut der enge

Raum des Schlittens es gestattete, gesorgt. Auch Fedor fand noch einen Platz, wenn auch an der Außenseite. Zum Reden war Niemand aufgelegt, still und langsam ging es vorwärts, nur der Zuruf Fedor's und seine Liebkosungen für das treue Roß tönten durch die dunkle Nacht.

Endlich kam man in Abo an; es war beinahe Morgen geworden. Bei dem schönsten Hause der Stadt, welches dem Senator Stenbehn gehörte, wurde angehalten. Diesem nämlich selbst und seine Tochter war der Unfall begegnet, aus welchem sie nur Fedor's treuer Beistand gerettet hatte. Die Ankunft bei der Wohnung nach der traurigen Fahrt stimmte Alle heiterer als bisher. Mit den herzlichsten Worten dankte der Senator dem jungen Manne. Auch Sophie, die die letzte auf der Straße zurückgebliebene war, hatte das Schmollen vergessen und lud ihn zu einem Besuche am nächsten Tage ein.

Fedor eilte nach Hause. Schlaftrunken öffnete der Kutscher das Thor des väterlichen Hofes, Fedor trat rasch in die Wohnung und überließ wieder alle Gewohnheit Jenem die Sorge für das müde Thier.

„Der Herr — der Herr, das Pferd — das Pferd!“ murmelte der Alte kopfschüttelnd in den Bart, und führte Schlitten und Roß aus dem Unwetter unter sicheres Obdach.

(Fortsetzung folgt.)

Geheimnisse von Newyork.

Die amerikanischen Zustände gewinnen für den Deutschen ein immer höheres Interesse, und man sollte daher keine Seite derselben unberührt und unbesprochen lassen. Da ich nun so oft Gelegenheit habe, schreibt ein New-Yorker Korrespondent der „Weser Zeitung“, die Lichtseite derselben in meinen Berichten hervorreten zu lassen, so mag auch von Zeit zu Zeit den Schattenseiten das Recht der Besprechung werden, wenn die letztere — der Natur von Korrespondenzberichten entsprechend — jedesmal auch nur eine fragmentarische und partielle seyn kann. Für diesmal will ich daher nur Einiges hervorheben, welches einen Schlaglichtaten auf die socialen Verhältnisse in unsern großen Städten wirft, und die Veranlassung dazu gibt mir die großartige Ausräumung vieler fashionablen Spielhöllen, welche der Polizeimarschall Tuckey vor einigen Tagen in dem puritanisch-frommen Boston vorgenommen hat. Der Marschall ließ eine Menge dieser Häuser zugleich eines Abends durch seine Polizeimannschaft umstellen, drang dann hinein und ertappte bei dieser Gelegenheit über 100 Spieler in flagranti. Die feinen Herren wurden alle mit Handschellen versehen und mußten in Colonnen in das Leverett-Street-Gefängniß marschiren, während die säumlichen Spiel-Utensilien, Pharotische, Roulettes, Würfel u. s. w. in die Offize des Herrn Marschalls transportirt und für Schaulustige ausgestellt wurden. Die löbliche Polizei selbst wunderte sich sehr über ihren sonderbaren Fang, noch mehr aber das Publikum; als die Herren Gefangenen am anderen Tage zum Verhöre vor den Polizeirichter geführt wurden. Eine bunte Gesellschaft, desselben Verbrechens angeklagt und überwiesen, sah man wohl selten bei einander, und von manchem Haupte entloh der Heiligenschein, der es bis dahin umwoben hatte. Angesehene Kaufleute, reiche Mäkler, Agenten für Bibel- und Tractatgesellschaften, eifrige Kirchgänger, Männer in Aemtern und Würden bildeten mit leichtfertigen Dandys, Schauspielern und Abenteurern aller Art die merkwürdige, von dem zahlreich versammelten Publikum mit großer Neugierde, mit Lachen und Hohn angestaunte Gruppe. Viele suchten falsche Namen anzugeben, allein ihre wohlbekannten Gesichter straften sie Lügen; Andere hielten sich ihr Schnupftuch vor's Gesicht, als wenn sie an heftigen Zahnschmerzen litten; Alle aber waren gewiß herzlich froh, als sie nach Zahlung der nicht sehr bedeutenden Geldbuße aus den Händen der Polizei entlassen wurden, um vielleicht zu Hause in die — Arme der ängstlich harrenden Ehehälfte zu fallen, denen sie sich am Abend vorher unter dem Vorwande entrissen hatten, ein Stündchen mit dem Nachbar zu verplaudern. In den Hallen des Polizeigerichts zu Boston sollen aber lange nicht so viel Zeichen von Scham und Reue wahrgenommen worden seyn, als von dieser äußerst respektablen Gesellschaft an den Tag gelegt wurden, und auch der Polizei selbst soll mancher Fang unerwartet und nicht sehr angenehm gewesen seyn. Zum Ueberfluß erschienen auch noch die angezogenen Namen der Spieler (gleichviel ob wahre oder falsche) in fast allen Zeitungen der Union. Polizeimarschall Tuckey aber wurde verdientermaßen für seine Energie sehr gelobt. Der geehrte Leser mag sich nun den schwarzen Hintergrund zu dieser ergötzlichen Geschichte, welche einen tiefen Blick in das äußerlich so heilige und innerlich so faule Treiben unserer fashionablen Gesellschaft thun läßt, selbst ausmalen. Wenn er aber glaubt, daß blos die Puritanerstadt (Boston) ein Sodom und Gomorrha wäre, so ist er im Irrthum. Dasselbe Treiben wiederholt sich in allen unsern größeren Städten; überall wird ungestraft und beinahe öffentlich den Gesetzen in dieser, wie in so mancher anderen Beziehung Hohn gesprochen, nirgends aber toller und schlimmer, als — hier in Newyork. Neulich hat man zwar einen armen Teufel wegen verbotenen Glücksspiels verhaftet, welcher auf der Straße die Knaben um einen Cent nach der Scheibe schießen ließ; allein die achthundert Spielhäuser, welche in den fashionabelsten Theilen unserer guten Stadt liegen und von den hervorragendsten Mitgliedern unserer sogenannten „gebildeten“ Gesellschaft besucht werden, welche ihr Wesen beinahe öffentlichen treiben, — diese hat man bisher unangetastet gelassen. Gewiß hat die Polizei ihre wohlerwogenen Gründe bei diesem Gewährenlassen einer offenbaren Gesetzverhöhnung; sicherlich wollten sehr zarte Rücksichten dabei ob, denn bei uns steht die Sache ganz anders, als in dem mehr isolirten Boston. Hier ist die Aufgabe für die Polizei weit schwieriger und delicater; denn auch in diesem Industriezweige, wie in so vielen andern, weiß Newyork seinen Charakter als Metropolis geltend zu machen. Philadelphia, Hartford und Providence, Baltimore, Washington und Albany, sogar Boston selbst (von den diis minorum gentium zu schweigen) sind ihr tributär und liefern ihr Contingenz zu den brillianten Spiel-Soireen. Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, klingt hier das Geld und wandert von einer Hand in die andere; zur Zeit der Congreßsitzungen gehen die Geschäfte ein wenig flauer; allein sobald dieselben geschlossen sind, strömen Politiker aller Farben, Senatoren und Congreßmitglieder, Aemtersucher und Beamte in großen Massen hierher, um Fortunas Glücksrad zu versuchen. Dann halten die Banthalter ihre reichste Ernte, obwohl sie es auch nicht verschmähen, dem lüsternen Handlungsdiener sein sauer Verdientes zu entziehen oder dem schwach stehenden Kaufmann die letzte Summe abzunehmen, mit der er sich vor dem unvermeidlichen Bankerott zu schützen gedachte. Zwanzig bis dreißig der größten dieser Etablissements liegen an unserer fashionabelsten und belebtesten Straße, am Broadway. In jedem derselben befindet sich eine Reihe von brilliant meublirten Salons. Die Fußboden bedecken kostbare Teppiche, an den Wänden ziehen sich schwellende, mit rothem geblümten Sammet überzogene Divans hin, prachtvolle Sessel und Schaukelstühle, mit kostbaren Stickereien versehen, laden zum Sitzen ein. Da ist ein Rauchzimmer, ein Leszimmer, in welchem fast alle Zeitungen der Welt aufliegen, und ein Speisesalon. In letzterem findet sich ein köstliches Souper nebst Champagner, so viel man trinken will, gratis zur Disposition der Gäste und ladet zum Genusse ein. Es wird gern gesehen, wenn dem Champagner reichlich zugesprochen wird. Die hauptsache aber sind die Spiel-Salons, in denen man Gelegenheit hat, in jeder Art, wie es das Herz gelüstet, der Leidenschaft des Hazardspieles zu fröhnen. Hier giebt es keinen Unterschied zwischen Nacht und Tag. Die ewige Gasflamme beleuchtet die Karten, die Würfel, die Roulette und — die von Leidenschaft durchwühlten Mienen der Spielenden. Hier wogen die Goldhaufen hin und her und zwischen den leisen Flüchen der Verlierenden und den Freudenrufen der Gewinnenden tönt stets monoton und in gemessenem Takt die Stimme

des Banthalters. Zu der Masse, die Tag und Nacht in diesen Sälen wogt, liefern alle „gebildete" Stände ihr Contingent, ein guter Rock und eine gefüllte Börse ertheilen die Berechtigung zum Eintritt und in diesem Industriezweige werden Geschäfte gemacht, über deren Großartigkeit leider keine Tabellen existiren, obgleich man ihre Folgen sehr häufig in dem Ruin von Familien, in Bankrotten, Kassendiebstählen, Verrücktheiten — Selbstmorden wahrnimmt.

(Schluß folgt.)

Achtzehnhunderteinundfünfzig.

oder Abenteuer des Herrn und der Frau Sandboy und ihrer Familie, welche nach London kamen, um „sich zu amüsiren" und die große Ausstellung zu sehen — so heißt eine in monatlichen Heften in London erscheinende Humoreske, wozu Henry Mayhew, einer der talentvollsten Nachahmer Douglas Jerrold's, den Text, und der unerschöpfliche Cruikshank die Illustrationen liefert und wovon die erste Nummer so eben die Presse verlassen hat. Das Titelbild: „die ganze Welt, die sich auf den Weg macht, um der großen Ausstellung beizuwohnen", kann schon als eines der gelungensten Produkte des Künstlers bezeichnet werden; es stellt die Verfrucht dar, mit dem Krystallpalast oben, wohin das ganze menschliche Geschlecht in endlosem Zuge strömt, ohne daß nur eine „lumpige Person" zu Hause bleibt. Die Erzählung selbst beginnt in einem heroischen Ton, der seines großartigen Themas nicht unwürdig ist.

„Die Riesen-Ausstellung", schreibt der Verfasser, „war im Begriff, die Schaulustigen der ganzen Welt an sich zu ziehen — die Schaulustigen, welche neun Zehntel der menschlichen Familie bilden. Der Afrikaner hatte seinen Vogel Strauß gesattelt. Die Eisenbahn-Kompagnie der Wüste hatte einen Extrazug zu ermäßigten Preisen von Suluh nach Beg angekündigt. Der Jakuzker Prämien-Droschken-Verein hatte bereits die ersten Rennthier-Omnibus nach Nowgorod angelegt. Der Nil war von ägyptischen Dampfern gefurcht, der Indus mit sindischen Gondeln besäet, das Rothe Meer wimmelte von Masten, während burmesische Frachtschiffer an den Quais von Muscat und Aden hielten, um Passagiere nach dem Isthmus zu sechs Dreiern die Person an Bord zu nehmen. Der Eskimo hatte so eben einen Paletot von Seeotterfell neuester Façon in der großen National-Kleiderhandlung der arktischen Regionen eingekauft. Die hottentottische Venus hatte schon das ihr von der Natur verliehene Embonpoint durch die Netze einer Pariser Crinoline vermehrt. Der Yemassih war emsig beschäftigt, seine Wangen mit der Schminke der Hinterwälder blau zu färben. Der neuseeländische Ami de la tête hatte den Häuptling der Papuas fristet und seine Klauen beschnitten. Der Botokude hatte ein neues Paar hölzerner Ohrringe bestellt. Der Mariquanes hatte seine Zähne mit dem besten schwarzen Hufeisenländischen Zahnpulver bestrichen. Der Cingalese hatte sich mit Kokosnußöl einreiben, bis er wie ein Reiterstiefel glänzte, und der König von Dahomey, ein schwarzer Adam, war in Nankin-Kamaschen und Achselbändern nach London aufgebrochen, um dem Prinzen Albert seine Glückwünsche darzubringen. Auch war diese Bewegung keineswegs auf die Endpunkte der Welt beschränkt — die Hauptstadt von Großbritannien befand sich ebenfalls in einer ungeheuren Aufregung. Alexis Soyer war eben daran, eine Restauration aller Nationen zu eröffnen, in der das Weltall kniren konnte, und zwar zum Preise von sechs Pence bis hundert Guineen per Kopf, nach Speisekarten, auf denen kein einziger Leckerbissen — von eingemachten Schnecken bis zu Nachtigallenzungen, von den Ratten à la Tartare des Chinesen bis zum dindon aux truffes des Pariser Feinschmeckers, von den Talglichtern au naturel des Russen bis zum „gesiedeten Missionär" des Marquesas-Insulaners und „gebratenen Bischof" des Neuseeländers*) — fehlte. Hier erblickte man auch einen Park mit Schweizerhütten, in welchen der nächterne Türke seinen Dubliner Porter schlürfen würde, und mit chinesischen Pagoden, in deren vergoldeten Galerien der arme deutsche Student über ein neues philosophisches System grübeln, seine Pfeife Havanna rauchen, seinen Cichorientaffee trinken und in einem Anfall von Zerstreutheit sich nach seiner Heimat zurücksehnen und den Zucker in die Tasche stecken konnte. Die St. Paulskirche und die Westminster-Abtei wollten eben, wegen des gesteigerten Begehrs, ihre Eintrittspreise verdoppeln, als Monsieur Jullien, „stets bereit, die Gunst eines verehrten Publikums zu verdienen," den beiden großen englischen Kathedralen eine so glänzende Offerte machte, daß sie es nicht über sich bringen konnten, sie abzulehnen. Barnum endlich hatte Jenny Lind über Bord geworfen und mit der Armengesetz-Kommission eine Uebereinkunft geschlossen, während eines ganzen Jahres die Armensteuer für ganz England zu entrichten, wogegen man ihm für dieses Jahr den alleinigen Besitz von Somerset-House abtreten würde, um als Weltlhotel unter dem höchst anspruchslosen Titel: Xenodokeion Pankosmopolitanikon benutzt zu werden. In dieser Anstalt sollte jeder Gast mit einem Bett, einem Boudoir und einem Bankett versehen werden, mit einem Kammerdiener und einem Privatkaplan reisen resp. Glaubensbekenntnisses, die ihm eine Stunde täglich zur Verfügung stehen würden; hiermit würde der freie Eintritt zu allen Theatern und hinter die Coulissen verbunden seyn, das Recht, den Sitzungen des Ministerrathes beizuwohnen und der Königin vorgestellt zu werden, ein Couvert und, wo nöthig, ein Spucknapf an den Tischen der Aristokratie, ein Platz nebst Kissen und Fußbank in den Logen der Aristokratie, ein Platz nebst Kissen und Tintenfaß im Unterhause und eine Cigarre auf der Rückerbank neben dem Lord-Kanzler, die freie Disposition über die Spalten der Times, mit Erlaubniß, seine Freunde und Wirthe des vorigen Tages herunterzumachen, das Privilegium, Besuche in der Staatskutsche des Lord-Mayor abzustatten, mit dem Bürgerrecht der Stadt London und Benutzung der Staatsbarke der Goldschmied-Innung für Wasserpartien, und zum Schluß die Investitur mit dem Hosenbands-Orden und die Ehre, einmal wöchentlich bei Seiner Excellenz dem General Tom Thumb zu speisen. Diese Vergünstigungen hatte Herr Barnum, um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen, sich entschlossen, „dem freigebigen und aufgeklärten amerikanischen Publikum zu Einem Shilling die Person täglich zu überlassen, in der Ueberzeugung, daß allein die Zahl der Theilnehmer es ihm möglich machen werde, seinen Verpflichtungen nachzukommen."

Diese grandiose Einleitung ist das Vorspiel zur Geschichte einer Familie, die, trotz ihrer anfänglichen Abneigung, durch die Macht des Beispiels verleitet wird, das ruhige Thal von Buttermere zu verlassen und nach dem „Weltmarkte" zu pilgern. Herr Sandboy hält lange an seinem Entschlusse fest, den Verlockungen des Krystallgebäudes zu trotzen und seinen heimathlichen Penaten treu zu bleiben; aber als er sieht, daß Alles ihn im Stich läßt, daß der Schlächter, der Bäcker, der Schneider, selbst der Briefträger nach London einpackt und er zur Rolle eines unfreiwilligen Eremiten verdammt seyn wird, muß er zuletzt der harten Nothwendigkeit und den dringenden Bitten seiner Frau und seiner Kinder weichen und sich bequemen, das zu thun, was die ganze Welt thut. Mit diesem Entschluß bricht das erste Heft des Werkes ab, auf dessen fernere Lieferungen wir vielleicht zurückkommen werden.

*) Anspielung auf ein Bonmot des Bischofs Sidney Smith, der einem geistlichen Kollegen, der als Bischof der anglikanischen Kirche nach Neuseeland ging, die tröstliche Versicherung mit auf den Weg gab; daß die oben genannten Speisen die Hauptstoff der Bewohner jener Gegenden bildeten. Kurz vorher waren nämlich mehrere englische Missionäre von den Insulanern des Stillen Oceans umgebracht und, wie es hieß, verzehrt worden.

Lynchjustiz in Californien.

Ein amerikanisches Blatt erzählt die folgende Begebenheit:

Zu Nevada im Goldland ermordete ein betrunkener Engländer, Namens Divine, sein Weib mit empörender Grausamkeit. Während

der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes in Georgetown hatte sie ihn und ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit erhalten. Eines Sonntags-Morgens verlangte er von ihr Geld, um zu spielen, aber sie hieß ihn warten, bis er seinen Rausch ausgeschlafen habe. Da stürzte er nach der Wand, um eine gelavene Pistole herabzulangen, aber sie kam ihm zuvor und warf die Pistole in einen Eimer voll Wasser. Darauf sprang er in die Straße hinab, riß einem Vorübergehenden die Büchse von der Schulter, kehrte damit zurück, und sagte ihr eine Kugel durchs Herz. Es war Sonntag, und, wie gewöhnlich, waren alle öffentlichen Plätze und Häuser vollgedrängt mit Goldgräbern, die den Feiertag regelmäßig in der Stadt verbringen. Ein Flintenschuß auf der Gasse ist nichts Ungewöhnliches, aber die Schauermähr flog, wie nur das Gerücht fliegen kann, und in 5 Minuten war das Haus voll Menschen. Zu einem Kauf, wie das unsere, und unter Umständen, wie die geschilderten, ist man mit der That schneller fertig, als mit dem Wort. Ein benachbarter „rumes Zelt“ (unsere Spielhäuser werden oft ihrer Größe wegen zu Gerichtshöfen gebraucht) wurde zum Prozeßsaal ausgewählt. Man führte den Gefangenen da hinein, und ehe ein Wort weiter gesprochen wurde, brachte Jemand den Leichnam der Frau, so wie sie gefallen war, mit dem dunklen, aus der Brustwunde quillenden Blut ins Zelt, und legte sie sachte auf einen großen Tisch, neben welchem ihr Mann stand. Dieser Anblick stachelte das Volk zu wahnsinniger Wuth auf. Niemand dachte mehr an Wortverschwendung im Verhör, sondern einig schleppte man den Verbrecher nach einem kleinen das Dorf überblickenden Hügel, wo eine Halsschlinge bedeutungsvoll von einem Baume niederflatterte. Grade im entscheidenden Augenblick mochte ein einflußreicher Mann mit großer Schwierigkeit das Volk, die Ausführung des Urtheils aufzuschieben, bis eine Todtenschau über den Leichnam, und ein summarisches Verhör, aber doch ein Verhör des Verbrechers gehalten worden. Nachdem der Aufschub mit Mühe erlangt worden war, wurde ein Bote nach Columa um dem Todtenbeschauer gesandt, und eine Geschwornenwahl sogleich vorgenommen, denn länger als bis 4 Uhr nach Mittag wollte das Volk die Frist nicht ausdehnen. Die Geschwornen mußten im Zelt mit der Leiche und dem Mörder sitzen bleiben. Der Mörder wachte draußen, blieb aber nicht unthätig. Er grub ein tiefes Grab am Fuß des Baumes, und bereitete all den feierlichen Begräbnißapparat vor. Wie es auf 4 Uhr ging, wurde die bange Stille unter dem Haufen durch tiefes Murmeln und heiseres Murren unterbrochen. Büchsen, Pistolen und Bowie-Messer begannen zu blinken, und die Geschwornen fingen an für ihre eigene Haut zu zittern. Endlich, als die Sonne tief im Westen stand, konnte der Pöbel nicht länger warten, sondern riß die Seitenwände des Zeltes auf und stürzte hinein, ehe rechten Augenblick, um den letzten Geschwornen entgrinnen zu sehen. Ohne ein Wort gingen sie ans Werk. An der Spitze des Zuges marschirte der Mörder seinem Galgen zu, und dicht hinter ihm wurde seine todte Frau getragen. Die Kinder waren, Gott sey Dank! nicht zugegen, blieben aber selbst inmitten des furchtbaren Auftrittes nicht vergessen. Eine kleine Büchse, mit der Inschrift: „Für die Waisen“ wurde an den Baum genagelt, und manche Goldunze fiel hinein aus den Börsen derjenigen, die den Vater zum Galgen führten. Die Leiche der Ermordeten wurde in die weite Grube gesenkt, und während der Gemahl noch die Grube und die leere, aber bedeutsame Büchse am Baum anstarrte, schlang sich plötzlich der Strick um seinen Hals fest, und er zappelte in den Lüften. Das Volk blieb am Hügel sitzen uns sah stumm und streng zu. Nach einer halben Stunde wurde der Todte abgeschnitten und ins Grab neben seine Frau gelegt; und nach fünf Minuten war Georgetown so still wie das einsame Grab auf jenem Hügel. Kein Mensch war in den Straßen zu sehen, uns Niemand wußte, wohin der gesetzlose Volkshaufen verschwunden war. Am Abend kam der Todtenbeschauer, und als er Kunde erhielt von dem, was sich begeben hatte, berief er die Geschwornen auf den andern Morgen zusammen. Sie versammelten sich bei Sonnenaufgang auf dem Hügel an dem noch offenen Grabe, während ein Ende des abgeschnittenen Strickes über ihren Häuptern baumelte. Wenig Worte wurden gewechselt, dann legten sie einen Papierstreifen auf jeden Leichnam und begannen das Grab zuzuwerfen. Auf dem einen Papierstreifen stand: „Ermordet von — Divine, ihrem Ehemann“; auf dem andern: „Gestorben gemäß dem Willen Gottes und der Gerechtigkeit der Menschen.“

Pot-Pourri.

Die „Feen-Königin“ in England.

Ein sehr merkwürdiger Fall von mangelhaftem Wachsthum des Körpers, bei übrigens vollkommen physischen Proportionen und ungeschwächter Gesundheit, ist jetzt ausgestellt in Cranbourn-Straße in London in der Person eines Kindes weiblichen Geschlechts, welches aus Suffolk geburtig, gegenwärtig 13 Monate alt, 15 Zoll hoch und nur 5 Pfund schwer ist. Das Eigenthümliche bei dieser Zwerghaftigkeit besteht darin, daß sich nichts Unverhältnißmäßiges oder Abstoßendes daran findet. Das Kind ist hübsch und klug, in vortrefflicher Gesundheit und ohne widernatürliche Knochengröserung, was in solchen Fällen etwas Gewöhnliches ist. Es hat in der That ganz und gar das Aussehen eines Kindes, das geboren wäre von einer Gattung von Geschöpfen, die nicht die halbe Größe eines Menschen hat und ist für die Liebhaber physiologischer Curiositäten außerordentlich interessant. Die „Feen-Königin“ in England übertrifft in Betreff der Kleinheit, wenn man ihr Alter in Erwägung zieht, Tom Thumb noch bei Weitem.

Welches zuweilen der Umgangston in der nordamerikanischen Presse ist, bezeugt eine Korrespondenz des Day Book von New-York, eines Blattes, dessen Courage bereitend größer zu seyn scheint, als sein Format und sein Einfluß.

„Baltimore, 14. März 1851. An die Redakteure des newyorker Day Books. Meine Herren, ich habe einige Bemerkungen gelesen, welche Sie vor einigen Tagen einer Mittheilung von mir folgen ließen. Ich will mich nicht herablassen, auf Ihre geistlose Schurkenspracke zu antworten, jedoch will ich Ihnen nur mittheilen, daß ich in Ihrer Stadt in einigen Wochen eintreffen und mich auch Ihnen vorstellen werde, um Ihnen eine Ihre von „meiner Wichtigkeit“ zu geben. So gebe ich Ihnen denn den Rath auf der Hut zu seyn. Jos. F. Hopkins.“

Hierauf erwiederten die Redakteure des Day Book einfach: „Wenn Herr Hopkins und sein Maß schicken will, so werden wir seinen Sarg für ihn bereit halten, wenn er ankommt; ihn selbst werden wir zwei Minuten später für seinen Sarg zurechtmachen.“

Eine amerikanische „Redactrice.“

Bei der neulichen Wahl eines Mayor oder Bürgermeisters der Stadt Pittsburg (Pennsylvanien) befand sich auch Mrs. Swißhelm, Herausgeberin des Pittsburgh Advertiser, unter der Zahl der Kandidaten, ist aber leider durchgefallen. Sie erträgt diese Zurücksetzung mit lobenswerther Resignation, kann aber natürlich nicht umhin, sich etwas gekränkt zu fühlen. „Wir würden“, sagt sie, „das uns zugefügte Unrecht eher verschmerzen, wenn uns nicht die Schmach leid thäte, die auf unsere schöne Vaterstadt zurückfällt; denn Jeder, der auch nur ein halbes Auge im Kopf und eine Brille in der Tasche hat, wird einsehen, daß nichts als eine niederträchtige Coalition zwischen den Parteien die Niederlage des Volkskandidaten herbeiführen konnte.“

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 35.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 30. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nordische Liebschaften.

Novelle von B. Lanck.

(Fortsetzung.)

III.

Lustiger als auf dem Landsitze des Senators Grendsen zur Weihnachtszeit des Jahres 1801 konnte es nicht leicht irgendwo zugehen. Bekannte und Freunde hatten sich von weit und breit im Schlosse zusammengefunden, die Unglücksnacht war lange vergessen. Was dem Südländer der Carneval, ist im Norden die Zeit von der Weihnacht bis zum heiligen Dreikönigstage. Man besucht sich gegenseitig, die um jene Zeit gemeiniglich sehr gute Schlittenbahn erleichtert alle Verbindungen, an Unterhaltungen ist trotz der Winterzeit kein Mangel, bei Tag macht man Ausfahrten oder geht auf die Jagd; des Nachts wird gespielt, getanzt, getrunken. Die Methhörner aus der Sagenzeit haben freilich der fortschreitenden Civilisation weichen müssen, man trinkt nun aus größern Gläsern.

In dem letzten Zimmer eines der Seitenflügel vom Schlosse saßen vier junge Leute am Spieltische, neben sich die Punschgläser. Es war späte Nacht.

„Die Karten langweilen mich", unterbrach der Aelteste unter ihnen das Spiel; „Willo soll noch eine Bowle Punsch machen und dann gute Nacht."

„Mir ist es recht", versetzte der Angeredete, „Vorrath ist da; morgen wird so ein langweiliger Tag werden."

„Du willst sagen: ein warmer Tag, gewiß kömmt wieder Weibervolk an", fiel ihm sein Vorredner ins Wort.

„Darüber, dächte ich, wäre keiner von uns ungehalten, aber Fedor Jegoritsch kommt. Ich begreife meine Familie wahrhaftig nicht, daß sie an dessen Besuche Freude findet. Er ist freilich, als dem Vater vor acht Wochen das Unglück begegnete, recht brav gewesen."

„Das ist weiter was", meynte Willo's Nachbar, Hermann, der bisher eifrig mit Rechnen beschäftigt gewesen war, „Jeder von uns hätte dasselbe gethan. Bei solcher Gelegenheit schenkt man dem, der grade dazu gekommen ist, ein hübsches Andenken von Gold und läßt ihn laufen, zumal wenn er ein Mensch ist, der nicht in den Gesellschaftskreis paßt."

„Und warum paßt Fedor Jegoritsch nicht in unsere Gesellschaft"? rief Gustav, der Aelteste unter den Freunden, aus. „Er ist ein liebenswürdiger junger Mann; ich habe ihn gern. Freilich ist er nicht so sauber gestriegelt, wie Freund Hermann, er sieht ein wenig russisch aus, doch an solchen Anblick dürften wir Finnländer schon gewöhnt seyn. Was treibst denn du da, Hermann?" wandte sich Gustav an seinen Nachbar, der wieder mit Rechnen beschäftigt war.

„Das ist merkwürdig, ich habe heute kein Lavet gemacht, und gewinne doch nur wenige Schillinge. Die Spielzettel bewahre ich auf morgen."

„Ich," fing Willo's jüngerer Bruder, Alfred, an, „sehe schon eine Viertelstunde dieser Rechnerei zu; ein langweiligerer Mensch, wie Hermann, wenn er nicht spielt, kann nicht existiren. Ich wette, er legt uns, wenn es darauf ankommt, nochmals alle Spiele auf, die heute Abend gemacht worden sind, zählt jedem seine Fehler vor, berechnet ihm auf den Pfennig, wie viel man dadurch verschenkt hat" — —

„Das hat er von seiner Großmutter gelernt, das ist ein ehrwürdiger Fehler", fiel ihm Gustav in die Rede, „übrigens darfst Du auch nicht viele Geschichten machen, gehörst Du in eine anständige Junggesellenwirthschaft? Habt Ihr bemerkt, was Alfred heute wieder getrunken hat? Zwei Glas Punsch, dazu gegessen acht Semmeln."

„So bekomme ich keinen Rausch und Ihr habt mehr zu trinken!

„Habt Ihr gehört: zwei Glas Punsch und acht Semmeln! Der wird ein guter Kriegskommissär, wenn er alle Mägen nach dem seinen berechnet."

„Heute dürft Ihr mich verspotten, doch wartet, wenn wir wieder auf die Jagd geben und Ihr von mir einen geschossenen Hasen oder dergleichen leihen wollt, um Euch damit vor den Mädchen zu prahlen, da ist es nichts mehr. Ich freue mich, daß Fedor morgen kommt, dann geht es wieder in's Freie hinaus."

„Du bist ein braver Bursche und hast Recht, daß Dich das Spiel langweilt, doch begeben wir uns jetzt zur Ruh', es ist spät;" Gustav stand auf und eilte von Alfred begleitet in das ihm im Schlosse angewiesene Zimmer. Willo und Hermann waren allein zurückgeblieben.

„Ich freue mich wenig auf die nächsten Tage", nahm Willo das Gespräch wieder auf, „mir wäre es lieb, wenn Fedor's Besuche in unserer Familie ein Ende haben würden, er zeigt gegen die Schwester eine Aufmerksamkeit, die weitergehende Absichten errathen läßt. Die Schwester nimmt seine Artigkeiten freilich allem Anscheine nach mit der größten Gleichgültigkeit hin, aber wer kann für die Zukunft stehen. Ich hatte mir immer einen andern als Schwager gedacht."

„Laß mich offen reden, Willo, erwiederte Hermann, „Dein freundliches Entgegenkommen fordert Vertrauen. Du weißt, wie schon vor Jahren Sophie und ich als ein künftiges Ehepaar betrachtet wurden, — wir waren damals noch halbe Kinder — du weißt, daß später der größte Theil meines väterlichen Vermögens verloren ging, daß ich mich aus Eurer Familie zurückzog, bis Deine Freundschaft, die ich in vergnügten Stunden des Burschenlebens mir neu erworben, mich gastfreundlich wieder in die alten liebgewonnenen Kreise führte. Auch Sophie nahm mich freundlich auf; die Träume der Jugend wurden wieder in mir wach; ich glaubte mich meinem Lebensglücke nahe, bis seit einigen Monden sich Fedor zwischen Sophie und mich drängte. Warum soll ich es verschweigen, das Benehmen Deiner Schwester ist seit jener Zeit mir gegenüber sehr verändert."

„Du glaubst also, daß meine Schwester die Huldigungen Fedor's nicht gleichgültig aufnimmt?"

„Ich fürchte nein", erwiederte Hermann, aus dessen Augen ein unheimliches Feuer leuchtete, „wenn ich es bedauere, so geschieht das nicht meinetwegen, sondern um Sophiens willen. Ob es für Euch eine Ehre seyn wird, mit einem russischen Kaufmann verschwägert zu seyn, der wahrscheinlich irgend einem Grafen oder Fürsten leibeigen gehört? Diese Frage magst Du Dir selbst beantworten, vielleicht setzt Sophie sich darüber hinweg. Wird sie das aber auch thun, wenn Fedor die Liebe, die er ihr heute zuschwört, morgen einer Bauerndirne schenkt? Wird, so darf ich fragen, Sophie Liebesversprechungen hinnehmen wollen, die eben noch einer Bettlerin gemacht worden sind? Ich sehe schon, wie am Vermäh-

lungstage die schöne Alwine mit ihrem Kindlein auf dem Arm, dem Altar zuteilt und ihren Gatten zurückverbert!"

„Du bist trunken, Hermann? Was Du da redest, ist unmöglich; Fedor sollte mit Buhlwine und Kind sich in unsere Familie eindrängen wollen! Du lügst!"

„Sieh' mich an, Willo, wie ruhig ich Deiner Beleidigung gegenüber bin; was ich Dir sage, ist Wahrheit. Du hast mich zu Erklärungen gedrängt; ich wünschte, es wäre nicht geschehen. Vielleicht ist Fedor's Flatterstinn durch die Liebe zu Sophien gebrochen, vielleicht wird Sophie in Fedor's Armen glücklich."

„Schweig, Hermann, schweig, Du machst mich sonst rasend. Nie und nimmermehr darf Fedor die Schwelle dieses Hauses wieder betreten."

„Und Sophie?"

„Ich werde ihr Alles sagen, sie wird mir danken, daß ich sie vor Unglück bewahrt habe."

„Wenn Du das glaubst, kennst Du das Mädchen schlecht; nie wird sie sich durch Worte überzeugen lassen; nur eigene Ueberzeugung von der Untreue Desjenigen, der ihr Liebe heuchelte, wird sie ein Gefühl vergessen lassen, welches sie mehr beherrschen dürfte, als Du vielleicht glaubst. Willst Du es, so soll sich übrigens die Gelegenheit dazu bald finden; ich kenne Fedor's verborgene Liebeshändel genau; aber Du mußt ihm jedenfalls bei seiner Ankunft morgen freundlich entgegenkommen, wenn ein solcher Plan von Erfolg seyn soll. Ich will ihn in eclatanter Weise Euch vom Halse schaffen."

Willo war bald mit dem Vorschlage Hermanns einverstanden; man kam überein, ihn sobald als möglich in Ausführung zu bringen.

IV.

Der nächste Tag brachte, wie Willo es vorher gesagt hatte, den erwarteten Gast auf das Schloß. Mit Fedord Ankunft schien dort neues Leben erwacht zu seyn. Wurde der junge Mann schon früher von den Damen gern gesehen, so trug nun seine eigenthümliche Stellung zu Sophie noch besonders dazu bei, ihn in den Augen der jungen Mädchen interessant erscheinen zu lassen.

Sophie war eine geistreiche junge Dame, die, so liebenswürdig sie seyn konnte, so bald sie es wollte, doch eigenwillig genug war, um in dem Kreise ihrer Freundinnen die erste Rolle zu spielen. Die jungen Mädchen, gewöhnt Sophie's Launen nachzugehen, sahen mit Erstaunen, ja beinahe mit einer Art Schadenfreude ihre Gespielin sich um Fedors willen einen Zwang auferlegen, der ihr früher unerträglich gewesen wäre.

Ueber Fedor selbst schien in den letzten Monaten ein neuer Geist gekommen zu seyn; hatte bisher sein ernstes Wesen ihm Manchen entfremdet, so wußte er jetzt durch freundliche Zuvorkommenheit Aller Herzen sich zu gewinnen; der alte Senator sah ihn nicht weniger gern, als Sophie's jüngster Bruder, Alfred. Anders war sein Verhältniß zu Willo.

Die erste französische Revolution hatte auch an Finnlands ferner Küste ihren Wiederhall gefunden; Rußland schien der Damm den jung-französischen Ideen gegenüber werden zu wollen und Finnland fürchtete in diesem großen Prinzipienkampfe dem kolossalen Nachbar als Opfer fallen zu müssen. Willo gehörte zur schwedischen Partei, die gewöhnt war, in Rußland ihren Erbfeind zu erblicken; auch Fedor galt ihm als politischer Gegner, eine Heirath zwischen diesem und seiner Schwester hätte ihn in den Augen seiner Partei heruntergesetzt. Hermanns Aeußerung endlich, daß Sophie einer armen Bauerndirne an die Seite gestellt werde, hatte seinen Zorn vollends auf's Höchste entflammt.

Fedor hatte Alwine seit jener verhängnißvollen Fahrt nicht wieder gesehen. In der ersteren Zeit war er mehrmals in das Haus des Senators geladen worden; fand sich endlich einmal ein Tag, an dem er Muße gefunden hätte, zu seiner Geliebten hinauszufahren, dann war gewiß das Wetter schlecht; hatte sie ihn doch selbst gebeten, in stürmischer Nacht daheim zu bleiben. In dieser Weise waren die ersten Wochen vergangen, nur wenige Wochen später und der Gedanke an Alwine stieg nur selten noch in Fedors Seele auf.

Das nehlige Wetter, welches am Tage seiner Ankunft den Himmel umzogen hatte, hielt alle Gäste im Schlosse beisammen; man war mit der ganzen Unterhaltung auf das Haus allein angewiesen, um so willkommener war den Meisten Fedors Anwesenheit.

Wenn in jenen glücklichen Gegenden, wo Gottes freie Natur sich Tag für Tag mit wunderbarem Zauber in neue Formen kleidet, der Mensch sich leicht vom Menschen reißt, um von ihr mit vollen Händen zu empfangen, was ihm Selbstsucht und harter Sinn der Menschen versagten; wenn dort Ein Blick auf die frenhafte Pracht der Erde jahrelangen Kummer, den das Leben groß gezogen, schweigen macht, anders dagegen ist es im Norden. Das enge Beisammensetzen gleicht die Gegensätze aus, und Gewöhnung macht selbst solche Verhältnisse theuer und werth, die sich anfänglich nicht einmal freundlich gestalten zu wollen schienen. Aber nicht in den ernsten Lebensfragen, wie sie das Treiben der Menschen mit sich bringt, zeigt sich das Eigenthümliche des nordischen Charakters, dieses wohlwollende Anschmiegen an einander, in seiner vollen Liebenswürdigkeit; freundlicher noch tritt es uns in solchen Kreisen entgegen, die der gemeinsame Wunsch nach Unterhaltung auf einige Zeit vereinigt hat. In dem fröhlichen Gewiebe, welches sich vor unseren Augen bewegt, werden wir bald eine Anzahl einzelner Gruppen erkennen, die sich enger aneinander schließen, ohne deßhalb von dem Ganzen gesondert zu seyn. Alle, selbst die altägkichen Fremdlichkeiten, werden zuerst in diesem engeren Kreise ausgetauscht, und erst dann auf die Anderen übertragen; bald besteben diese Gruppen aus zwei, drei jungen Mädchen, bald aus eben so vielen jungen Männern, hier ist es ein Paar Liebende, deren Gefühle nur in unbewachten Augenblicken durch schüchterne Blicke reden, dort ein erklärtes Brautpaar. Aber auch in den älteren Kreisen findet sich dieselbe Verkettung. Dieser alte Herr wird am liebsten jene Dame als Nachbarin beim Mittagsmahle sehen, sie ist wahrlich nicht mehr schön zu nennen, vielleicht waren sie es Beide vor vierzig Jahren; wer kennt den Roman ihrer Jugend? Dort sitzen zwei Mütter in eifrigem Gespräche, sie haben sich auch heute wiedergefunden, gleiche Liebe zu den Kindern macht ihnen die Begegnung angenehm. — Schule, Erziehung, dann die tausendfältigen Wechselfälle des Lebens haben solche Beziehungen geschaffen; sie verlethen dem nordischen Leben einen Reiz, den die Natur ihm verfagte.

Die Gesellschaft im Schlosse war von der Mittagstafel aufgestanden, die Aeiteren zogen sich zurück, um ein wenig der Ruhe zu pflegen, die jungen Herren eilten an den Spieltisch, nur wenige, unter ihnen Hermann und Fedor, blieben in dem sogenannten Fremdenzimmer bei den Mädchen zurück.

Hier ging es bald munter her, man scherzte, spielte, Pläne zu neuen Unterhaltungen wurden vorgeschlagen, berathen und wieder verworfen. Für den Abend sollte ein Ball improvisirt werden, am nächsten Tage dagegen, so war Hermanns Antrag, bei günstigem Wetter eine Ausfahrt stattfinden, man wollte in großer Gesellschaft jenen Ort besuchen, an welchem der Sturz in den Abgrund statt gefunden hatte. Wurde Hermanns Vorschlag schon allseitig mit Beifall aufgenommen, so dankte ihm ein freundlicher Blick Sophie's noch insbesondere. Man fing sogleich an, die Plätze in den Schlitten zu verbheilen. Sophie, so rief man allgemein, muß ihren Platz neben Fedor erhalten; sie soll Königin des Festes, Fedor ihr Ritter seyn.

„Mir ist es recht," versetzte Sophie, „ich nehme die mir zugedachte Auszeichnung mit Dank an; doch vor allens muß ich mich umsehen, ob auch Keller und Küche für eine zeitliche Ausfahrt gerichtet sind; die Königin morgen muß für heute noch Hausfrau seyn."

Von allen Seiten wurde ihr Hilfe zugesagt, Jeder versprach einen Theil der häuslichen Sorge auf sich zu nehmen. Ohne langes Besinnen wurde nun die Hand ans Werk gelegt. Schon nach wenig Augenblicken füllten sich die Tische mit Brod, Butter, Käse, Fleisch und andern Eßwaaren. Bald hatte Alles vollauf zu thun, der Eine

schnitt Brod, um ihn herum waren die jungen Mädchen mit dem Aufstreichen der Butter beschäftigt; ein Anderer versuchte von magerer Hammelkeule kleine Schnitten zu schneiden; sein Nachbar war glücklicher, schon lag ein ganzer Laib Käse sein geschnitten vor ihm auf der Schüssel; in einer Ecke stand Hebor, den hölzernen Löffel in der Hand, um den Teig zu einer Torte zu bereiten.

Der Abend verging rasch. Das wieder eingetretene Frostwetter ließ für morgen einen schönen Tag hoffen.

(Fortsetzung folgt.)

Geheimnisse von Newyork.

(Schluß.)

Während sich diese Spielhöllen doch noch einigermaßen der vollen Oeffentlichkeit entziehen und dem Auge des oberflächlichen Beobachters verborgen bleiben können, gibt es eine andere Art von großartiger Betrügerei, welche Jahr aus Jahr ein so zu sagen auf offener Straße hier betrieben wird: ich meine die sogenannten Mock-Auktionen. Der Fremde, welcher unsere belebtesten Straßen, den Broadway, die Chatham-Street u. s. w. durchwandert, wird fast bei jedem Schritte in die weit geöffneten Thür eines Ladens schauen, an dessen Fenstern eine Menge der werth- und prachtvollsten goldenen Uhren mit schweren goldenen Ketten, nebst Juwelen und anderem blinkenden Goldschmuck ausgestellt sind und das Auge blenden. Neben der Thür des Ladens ist eine kleine rothe Fahne befestigt, die jedoch hier nur die harmlose Aufgabe hat, anzuzeigen, daß hier eine Auktion abgehalten wird. In dem Laden steht hinter der Bar ein elegant gekleideter Auctionator, der eine prachtvolle goldene Uhr in der Hand, diese zu einem ungewöhnlich billigen Preise ausbietet. Vor der Bar stehen Bieter und Zuschauer, unter denen sich stets zwei oder drei sehr pfiffig aussehende, aber äußerst harmlos sich stellende Bursche, als die feinsten Gentlemen gekleidet, befinden, welche ebenfalls Käufer zu seyn scheinen, in Wahrheit aber die Complicen des Auctionators sind. Diese bieten dem Fremden so lange auf, bis sie merken, daß er nicht höher hinaufzugehen Lust hat. Dann wird ihm die Uhr zugeschlagen, welche aber nicht aus den Händen des Auctionators oder seiner Complicen herausgekommen und ihm blos gezeigt worden ist. Durch ein geschicktes Manöver wird sie, wenn sie ächt war, befestigt, und ihm eine ähnlich aussehende, galvanisch vergoldete sauber in Papier gewickelt in die Hand gedrückt, mit welcher sich der Betrogene seelenvergnügt über seinen vortheilhaften Handel, nachdem er bezahlt hat, entfernt. Diese Uhr ist natürlich ein ganz werthloser Kasten. Bemerkt der verdutzte Käufer den Betrug noch innerhalb des Ladens, so wird er so gut wie möglich beschwichtigt und ihm eine nicht viel bessere silberne Uhr unter vielfachen Lobpreisungen ihrer Güte aufgeschwatzt, und auch in diesem Falle ist er, besteht er den Schaden beim Lichte, dennoch um mehrere Dollars geprellt. Haben die Betrüger, welche in der Regel seine Menschenkenner sind, aber einen noch recht Grünen oder eine „Einfalt vom Lande" vor sich, so sind sie auch wohl so frech, gleich von vornherein eine ganz schlechte Uhr mit galvanisch vergoldetem Kasten zum Verkauf auszusetzen, ohne zu bemerken, daß es eine goldene Uhr sey. Der Grüne, welcher arglos vertraut und sich nicht den Anschein geben mag, daß er den Werth des zum Verkauf ausgesetzten Gegenstandes nicht zu taxiren verstehe, bietet ohne nähere Untersuchung darauf los, von der glänzenden Außenseite bestochen. Hat man ihm hoch genug aufgeboten, so wird zugeschlagen und der von ihm erkaufte Artikel ihm frank und frei eingehändigt. Sieht er sich nun endlich betrogen und will klagbar werden, so muß er selbst eingestehen, daß ihm die Uhr nicht für eine goldene verkauft worden sey und er kann nichts machen, ebenso wenig wie in den vorerwähnten Fällen, in denen er stets mehrere Zeugen gegen sich hat, die immer bereit sind, so oft falsch zu schwören, als es verlangt wird. Mitunter gerathen die Betrüger aber doch in Verlegenheit, wenn der Bietende die Vorsicht hat, die zur Versteigerung angesetzte Uhr während des Bietens in der Hand zu behalten und sie, nachdem sie ihm vielleicht für denselben Preis zugeschlagen worden, mit klingender Münze, die nicht verweigert werden darf, zu bezahlen. Sind zu viele Zuschauer vorhanden, so muß man ihn gehen lassen, merkt ihn aber für die Zukunft. Ist aber der Verkäufer etwa mit seinen Complicen nur allein zugegen, so werden Händel mit ihm angefangen, er niedergeschlagen und ihm die Uhr wieder abgenommen. Wird er klagbar, so sind wiederum falsche Zeugen genug vorhanden, welche beschwören, daß er den ersten Schlag gethan, und er ist dopplet und dreifach geprellt. Aber nicht allein diese Auctionen von Uhren und andern Golfachen, sondern auch viele andere laufen auf die abgefeimteste Betrügerei hinaus und es ist fast unmöglich, alle die Kniffe und Pfiffe zu bezeichnen, welche gebraucht werden, um das Publikum zu beschwindeln. So wie man nur einen Blick von außen in solch einen Laden wirft, erhebt der Auctionator seine laute Stimme und wiederholt sehr anlockend die von seinen Complicen zum Scheine gethanen Gebote. Zu den am häufigsten gebrauchten Kunstgriffen gehört auch noch, daß man ein Lot (ein halbes oder ganzes Dutzend) von Gegenständen, z. B. Goldsedern, seidenen Taschentücher u. s. w. zum Verkaufe ausgesetzt und nun den Unerfahrenen darauf bieten läßt. Nach geschlossenem Kaufe ist derselbe sehr unangenehm überrascht, zu hören, daß sich sein Gebot nicht auf das Ganze, sondern auf jedes einzelne Stück bezogen habe, und er ist wiederum fürchterlich geprellt und muß, durch allerlei Drohungen geschreckt, zahlen. Gegen diesen furchtbaren Unfug ist das Gesetz leider ganz ohnmächtig. Die Betrüger wissen sich so pfiffig zu benehmen, daß die Justiz ihnen nichts anhaben kann, und Peter Funk und seine zahlreichen Concurrenten lachen über alle Bemühungen der Polizei, der Justiz und ihrer Ankläger, indem sie sich sicher fühlen. Täglich und stündlich wird eine Masse von Fremden durch diese Betrüger geprellt, welche ihre rothen Auctionsfähnchen überall in den belebtesten Straßen lustig in die Lüfte flattern lassen. Das einzige Mittel, welches unser Major seit Kurzem gegen diesen gräulichen Unfug angewendet hat und fortwährend anwendet, besteht darin, daß er den Mock-Auctionsläden gegenüber auf dem Trottoir Knaben mit einer an eine Stange befestigten Tafel aufgestellt hat, auf welcher mit großen Buchstaben geschrieben steht: „Strangers beware of Mock-Auctions!" Trotzdem aber sehe ich täglich die Laden mit kaufslustigen Fremden gefüllt und die Zeitungen enthalten fast täglich tragi-komische Geschichten von den durch Peter Funk (den obersten Repräsentanten der Mock-Auctioners) und Consorten verübten Betrügereien.

Viele andere Sorten von Betrügereien, die hier auf den Straßen verübt werden, z. B. durch Anbieten von angeblich verlornen mit falschen Banfscheinen gefüllten Briefstaschen für wenige Dollars u. s. w. und denen gewöhnlich die Einwanderer zum Opfer fallen, muß ich hier der Kürze wegen übergehen. Ebenso wenig kann ich für jetzt in eine detaillirte Beschreibung der Gefahren eingehen, denen die Emigranten bei ihrer Ankunft im Hafen durch Agenten aller Art schon auf dem Schiffe ausgesetzt sind, welche letztere mit vollem Rechte zuweilen Seelenverkäufer genannt werden. Wohl sind hier eindringliche Ermahnungen zur größten Vorsicht am Orte, und jeder hüte sich wie er kann und gebrauche überall seine fünf Sinne! — —

Wollte ich in diesen skizzenhaften Andeutungen über die „Geheimnisse von Newyork" noch weiter fortfahren (was vielleicht später geschieht) so müßte ich auch noch etwas von den 5175 Schenken sagen, so wie von andern philanthropischen Instituten sprechen, woraus sich ergeben würde, daß die großen Grundsätze unserer glorreichen Union hinsichtlich ihrer sittlichen und moralischen Zustände trotz aller Secten und Kirchen, trotz aller Scheinheiligkeit und Sonntagsfeier an Verworfenheit und Ausbildung zum Schlechten hinter seiner Stadt der alten Welt zurückstehen, und daß besonders Irländer und Neger das Ihrige thun, um sie in ihrer nackten Blöße und äußersten Rohheit zur Schau zu stellen, während die feinere Verderbniß durch alle Klassen und Grade der hiesigen Gesellschaft

und mit gemeiner Gewinnsucht, Käuflichkeit und Bestechlichkeit bis zum höchsten Beamten hinauf Hand in Hand geht.

Nun zum Schlusse noch eine Uebersicht über die nach Ausweis der Polizeiberichte vom 15. Juli 1850 bis zum 1. Januar 1851 in Newyork vorgefallenen 144,364 Verhaftungen. Hierron wurden vorgenommen: 87 wegen Brandstiftung, 490 wegen Mißhandlung mit der Absicht zu tödten, 13,896 wegen Schlägerei, 733 wegen Mißhandlung von Polizisten, 82 wegen Versuchs der Nothzucht, 545 wegen Versuchs zu stehlen, 157 wegen Versuchs einzubrechen, 212 wegen Hülfe zur Flucht eines Gefangenen, 336 wegen treulosen Verlassens eines Ehegatten, 751 wegen Einbruchs, 66 wegen Vielweiberei, 20,252 wegen polizeiwidrigen Betragens, 89 wegen Fälschung, 72 wegen Veruntreuung, 1987 wegen Rauferei in den Straßen, 1484 wegen Wahnsinn, 66,865 wegen Besoffenheit, 351 wegen schamloser Blosstellung des Körpers, 138 wegen Beleidigung von Frauenzimmern auf öffentlicher Straße, 228 wegen Haltung verrufener Häuser, 64 wegen Mord, 14,454 wegen kleiner Diebstähle und Betrügereien, 68 wegen Nothzucht, 2055 wegen großer Betrügereien, 169 wegen Straßenraub. — Das hiesige Besserungshaus für jugendliche Verbrecher (House of Refuge) hat seit seiner Eröffnung im Jahre 1825 5016 und im vorigen Jahre 444 jugendliche Verbrecher aufgenommen; zu den letzteren die von 1849 übrig gebliebenen 338 gerechnet, ergab sich für das Jahr 1850 eine Zahl von 782. Von diesen gingen 371 ab, verblieben also für dieses Jahr 411, darunter 317 weiße Knaben und 65 Mädchen, 20 farbige Knaben und 9 Mädchen. Die Knaben werden mit Verfertigung von Rohrstühlen, Abziehriemen, Cartonnage-Arbeiten u. s. w. beschäftigt, wobei jeder durchschnittlich 11 Cents täglich verdient. Ihre Kleider und Schuhe machen und repariren sie ebenfalls selbst. Die Mädchen werden mit Nähen und Waschen beschäftigt. Die Einnahmen des vorigen Jahres betrugen 46,461 Doll. 37 C., die Ausgaben 45,113 Doll. 72. C. Ueberschuß 1247 Doll. 65 Cents.

Russischer Enthusiasmus.

Die Berichte aus Moskau über das jüngste Auftreten der Frln. Fanny Elsler gränzen an's Ungeheuerliche! — Sonntag den 2. März endigte „divina Fanny" ihr Gastspiel in der „Esmeralda." Schon bevor der Vorhang aufging, hörte man zwei Mal stürmische applaudiren! — Beim ersten Akt der Musik entstand eine fieberhafte Aufregung, die sich, als die Göttliche mit ihrem Tambourin hereinsprang, zur förmlichen Raserei steigerte. Alles stund von den Sitzen auf, und das Haus erglitzerte unter der Wucht des Beifalls. Aus dem Orchester überreichte man ihr ein Bouquet und eine Kalasche (russ. kowlisches Brod). Aller Augen starrten auf Fanny als sie das Brod in ihre göttliche Hand nahm; das vorherige Gebäck verwandelte sich in Zuckerstille, man hörte höchstens hier und da von den Logen ein Schluchzen vor Wonne. Fanny warf dem Publikum einen Liebesblick zu, der einen allgemeinen und einstimmigen Seufzer des süssesten Schmerzes hervorrief; Ohrengegen finden nicht Worte, um dieses Ach, das sich gleichzeitig aus aller Brust drängte, zu beschreiben. Nachdem Fanny so gebückt hatte, brach sie das Brod, und es fand sich darin ein Armband, welches den Namen Moskau in Brillanten in sich faßt. Fanny faßte das Armband und legte es an. Wie ein ungeheurer Donnerschlag brach nun der Beifall los, alles stund wieder auf, Tücher, Hüte und Schärpen wehten. Fanny selbst war so aufgeregt, daß ihr die Knie zitterten. Es ging lange her, bis sie endlich einen Schritt langen konnte. Endlich setzte sie ihr Füßchen an, der Unterstallsauger hieß sich wieder hören, und das Publikum war vor Entzücken so hingerissen, daß sich die allgemeine Seligkeit nur in einzelnen Lauten Luft machen konnte. Doch der Höhepunkt des Entzückens und der Raserei kam erst im zweiten Akt. Fanny war so grausam, dem von Liebeswunden zerstochenen und schmachtenden Publikum einen neuen Pfeil in's Herz zu stoßen. Als Esmeralda in ihr Stübchen trete, schrieb sie nämlich nicht Phoebus, sondern „Moskau" an die Wand! Schon als sie die ersten Buchstaben zeichnete, entstand eine ungeheure Sensation, die von Athemzug zu Athemzug heftiger wurde. Bei „kau" war nur mehr ein Ein Schrei zu hören. Das ganze Publikum gerieth in convulsivische Zuckungen. — Alles stand auf, die Leute im Parterre umarmten einander, und die ältesten Männer weinten laut vor Entzücken. In den Logen wurden mehrere junge Herren nur mit Gewalt zurückgehalten, sonst hätten sie sich von der Brüstung herab auf die Bühne gestürzt, um zu Fannys Füssen zu sterben. Es währte eine volle Stunde, bis das Publikum wieder zu sich selber kam, und das Ballet zu Ende gespielt werden konnte. Bei der letzten Scene riß im ganzen Theater völlige Anarchie ein. Das Militär, welches zur Aufrechthaltung der Ordnung in's Haus gelegt war, gerieth selbst in halben Wahnsinn. Die Mitglieder des Orchesters warfen ihre Instrumente weg, und stürzten auf die Bühne — ihnen nach das Publikum; das Gekrach der zertretenen Geigen, vermischt mit den Ausrufen des Jubels gewährte einen unbeschreiblichen Lärm. Die Bühne war in einem Nu gedrängt voll von Menschen; ein Brand hätte eine furchtbare Katastrophe herbeigeführt. Fanny wurde lebensgefährlich umringt, mit Thränen und Liebe bedeckt. Sie winkte noch mit den Händen ab, und fiel sodann in Ohnmacht. Jeder wollte sie in diesem Zustand mit geschlossenen Augen sehen; einem Mädchen wurde ein Arm, einem Mann eine Rippe abgebrückt; unzählige Leute kamen dem Ersticken nahe; Viele machten gar keinen Schritt, sondern ließen sich von der Menge nur so fortreagen. Da nun das Theater und Fanny nicht minder in Gefahr schwebten, so wurde Militär requirirt; und eine Kompagnie, welche Fanny noch nicht gesehen, also vollkommen nüchtern war, räumte mit großer Mühe die Bühne. Die ganze Menge versammelte sich sodann vor dem Theater. Berittene Gendarmen bildeten schützende Spaliere, als Fanny in den Wagen geführt wurde, der dann unter gleicher Eskorte nach Hause fuhr. Als sie fortfuhr, war die Verzweiflung allgemein. Der Sohn eines reichen Kaufmanns, Namens Wutkin, wollte sich niederwerfen und den Wagen über sich gehen lassen. Ein Gendarm erwischte ihn eben noch am Arm, um ihn zurückzureißen. Zahlreiche Bittvollen durchzogen die Straßen. Noch spät in der Nacht hörte man den Namen Fanny rufen! (M. Punsch.)

Pot-Pourri.

An welche geringe Kost der russische Soldat gewöhnt sey, dafür erzählen die „Gränzboten" folgendes Beispiel: In der Nähe von Steinkellerd Dampfmühle in Warschau bewachen 6 Soldaten einen abgelobenen Transport Schrotmehl. Der Hunger treibt sie, einen Sack zu öffnen und sich in einem gebrgten Kessel eine Suppe, d. h. Schrot in Wasser zu kochen. Ein deutscher Arbeiter aus der Mühle sieht die klägliche Zubereitung und bringt ihnen einen Krug voll grünen Maschinenöls hinaus, wie es an den Rädern und Gängen der Maschinen herunterstropft. Diese ekelhafte Sorte Suppenfett nehmen sie mit so viel Dank entgegen, wie etwa Schiffbrüchige nach langer Hungerdrohung die erste Nahrung wieder empfangen. So zubereitet wird die Suppe in Hast verschlungen und dann die Bewachung des bestohlenen Schrots wieder begonnen.

Die Industrie hat einen neuen Fortschritt gemacht. Neulich erblicke man in den belebtesten Straßen von Berlin Annoncen in großer Frakturschrift geschmackvoll auf die breiten Trottoirsteine geschrieben, in denen ein betriebsamer Geschäftsmann auf sein „Matratzengeschäft" das vorübergehende Publikum aufmerksam macht.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nro. 36.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 3. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nordische Liebschaften.

Novelle von B. Land.

(Fortsetzung.)

V.

Es war ein herrlicher Wintermorgen. Während die Landschaft noch in tiefem Schlafe lag, begann das Himmelsgewölbe sich von dem Erdball abzulösen, Wald und Felsen grell gegen den Horizont abzustechen. Senkrecht und in schmalen Streifen stiegen durchsichtige Rauchsäulen aus den Schornsteinen hoch in die Luft. Jetzt begannen die Wipfel der Bäume und die Spitzen der Felsen in gelbem Lichte zu leuchten, endlich flieg die Sonne erst roth, dann eine Feuerkugel hinter den Hügeln empor; die ganze Landschaft war vergoldet, ein violettfarbener Duft nur legte sich über die Waldung. Eis und Schnee aber leuchtete immer heller, bis ihre Krystalle zuletzt wie Diamanten erglänzten.

Die ganze junge Welt im Schlosse war zur Audiahrt gerüstet. Fedor's Einspänner, von seinem Kutscher in reicher russischer Tracht geführt, eröffnete den Zug. Ihm schossen sich in dunnem Durcheinander die Uebrigen an, wer eben keinen eigenen Schlitten auf das Schloß gebracht hatte, fuhr in einem gemietheten Bauernschlitten; den Schluß aber bildete ein stattliches Dreigespann mit dem großen Familienschlitten des Senators, in ihm ein Paar ältere Damen, der jungen Gesellschaft als beschützende Obhut beigegeben.

Rasch ging es ein Paar Stunden vorgab und vorgus. Endlich wurde Rast gehalten, man war auf einem benachbarten Gute angelangt. Trotz des schönen Tages waren Alle froh, wieder für einige Stunden in erwärmte Räume gekommen zu seyn, eine zahlreiche Gesellschaft empfing die Lufffahrenden, auch war Alles gastlich bereitet; ein am Abend zuvor abgesandter Bote hatte den Besuch angemeldet. Kaum war die Winterkleidung abgelegt, so begann auch schon das Drängen, die ganze Gesellschaft soll einige Tage oder doch mindestens Einen Tag hier verweilen. Man wollte sich jedoch in seinem Vorhaben nicht stören lassen, es fanden sich auch bald einige Mitfahrende aus der neuen Gesellschaft und so schied man, da die Abfahrt sich länger verzögert hatte, als man anfänglich gewollt hatte, mit dem Versprechen, sich zum Abende wieder auf dem Gute einzufinden und für die Nacht und den nächsten Tag von der angebotenen Gastfreundschaft Gebrauch zu machen.

Fröhlichen Sinnes ging man der Zug dem Orte zu, wo Fedor seiner heutigen schönen Begleiterin zum ersten Male begegnet war. Die Stelle selbst war kaum mit Gewißheit zu ermitteln, neue hohe Schneelagen hatten dieselben unkenntlich gemacht und den Abhang in einen sanften Schneehügel verwandelt. Fedors Heldenthat gewann bei der heutigen Besichtigung keinesweges; die spöttelnden Mienen einiger Herren sprachen dies deutlich genug aus.

Nach kurzem Aufenthalte ging es zurück, um bei dem nächsten Bauernhause Halt zu machen. Hier wurden die Erwaaren, die man den Abend vorher zubereitet hatte, ausgepackt, bald war für die Damen Thee, für die Herren Punsch bereitet. Die enge Räumlichkeit, der Mangel an den nöthigen Schalen und Gläsern, die Verlegenheit der Bauern, Alles mußte zur Unterhaltung und zu Späßen Veranlassung geben.

Es wurde bereits Nacht; Hermann machte den Vorschlag einen Seitenweg einzuschlagen, der die Fahrt kürzen werde.

„Auf jenem Wege," wandte er sich insgeheim an Willo, „kommen wir an Kymmene vorbei; dort wohnt Alwine, die Geliebte Fedors. Wir werden, während die Gesellschaft vorbeifährt, einen Augenblick im Dorfe anhalten und und näher nach dem Mädchen erkundigen."

Man machte sich auf den Heimweg, der Mond stand bereits hoch am Himmel und goß sein sanftes Licht über Berg und Thal aus, die ganze Natur athmete Frieden und heilige Ruhe. Sophie war den ganzen Tag an Fedors Seite gewesen, manch trautes Wort war über Beider Lippen gekommen, aber noch wagten sie es nicht sich gegenseitig ihre Liebe zu gestehen.

Eben hog man von der großen Fahrtstraße auf einen Seitenweg ab. Es war die Straße nach Kymmene. Fedor, der früher redselig gewesen war, wurde plötzlich stille. Wie oft hatte er nicht vor wenigen Wochen noch diesen Weg zurückgelegt! Welche Hoffnungen hatten damals seine Brust beseelt, wie anders war es heute! Zum ersten Male wurde er sich seines Unrechts gegen Alwine klar bewußt; sein Gewissen sprach ihn zwiefach schuldig, schuldig gegen Alwine und — gegen Sophie.

Sophie unterbrach das Stillschweigen: „Wir sind in eine düstere Gegend gerathen! Wären wir lieber auf der Hauptstraße geblieben, seit dem letzten Unfalle bin ich stets ängstlich, so oft es auf unbekannten Wegen vorwärts geht."

Fedor antwortete kaum, eine ferne Gestalt, die sich im dunklen Gewande scharf am Horizonte zeichnete, nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wie im Traume schien sich dieselbe dem Walde zu nähern; bald war man ihr näher gekommen; Fedors Athem stockte: er erkannte Alwine. Geisterhaft, schwankenden Schrittes schlich sie am Saume des Waldes einher. War sie lebend? was trieb sie am späten Abend auf die ferne Heerstraße? Tausendfache Gedanken durchzuckten Fedors Seele, er konnte es nicht länger ertragen, sinnlos fast hielt er den Schlitten an, stürzte hinaus und eilte auf Alwine zu

Der ganze Zug war ins Stocken gerathen. Niemand konnte die Scene, von der man Augenzeuge war, sich erklären; nur Hermann, der während der ganzen Fahrt seinen Schlitten hart neben dem Fedors gehalten hatte, begriff sogleich den Vorgang.

„Der Zufall ist uns heute günstig", raunte er Willo ins Ohr; rasch entschlossen eilte er dann auf Sophie zu, hob sie aus dem Schlitten und ließ sie in dem seinigen Platz nehmen. Sophie war ihm willenlos gefolgt, sie wußte nicht, was um ihr her vorging, nur ein Bild stand ihr klar vor Augen, Fedor eine Bauernwirne im ärmlichen Gewande umfaßt haltend. Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich ihrem Bruder Willo gegenüber, an Hermanns Seite. Fedors Schlitten war auf die Seite gefahrt und der Zug, ohne auf ihn zu warten, weiter gefahren.

Fedor! der mit Alwine allein zurück geblieben war, erkannte nur zu bald den traurigen Zustand des jungen Mädchens, das furchtbarste Fieber durchschauerte ihren Körper, sie kannte ihn nicht, endlich — er hielt sie fest umschlungen — schien die Nacht von ihrem Geiste zu weichen. „Fedor, Du bist es!" rief sie mit schwacher Stimme und sank bewußtlos in seine Arme.

Mit Hilfe des treuen Kutschers war Alwine bald in ihre nahe Wohnung, die sie in einem unbewachten Augenblicke in ihren Fieberphantasien verlassen hatte, zurückgebracht. Noch einmal erkannte sie Fedor, nannte seinen Namen, noch einmal ruhte ihr Blick zärtlich

auf dem Gefechten, dann schlossen sich ihre Augen — sie ward verschieden.

VI.

Wenige Wochen später finden wir Fedor in Petersburg im Hause seines Oheims wieder. Von Anoine war er fort in das elterliche Haus geeilt und hielt sich von aller Gesellschaft zurückgezogen; doch auch in seiner Einsamkeit erreichte ihn eine Nachricht, die ihn vollends zu Boden warf. Hermann war mit Sophie verlobt. Es ruhete ihn nicht länger in seiner Vaterstadt.

Krank kam er in dem Hause seines Oheims an. Die aufmerksame Freundlichkeit, mit der man ihm von allen Seiten entgegenkam, schien nur seine Schwermuth zu steigern und in wenigen Wochen war der kräftige junge Mann ein Bild des Elends geworden. Bald befiel ihn ein schweres Fieber ihn an das Krankenbett. Noch einmal durchlebte er in den furchtbarsten Phantasiegemälden die traurigen Begebenheiten der letzten Zeit, fort geht es in muthiger Jägerlust, dann steht er im wirren Geiste wieder neben Alwine's Leichenbahre, und schon tönt der Hochzeitstanz aus dem Hause Sophie's an seine Ohren.

Lange Wochen, eine schwere Zeit des Schreckens und der Kümmernisse, waren vergangen und noch vermochte der kaum vom Tode Erstandene sein Krankenlager nicht zu verlassen. Nur langsam, ein Seelenkranker, erholte er sich von seinem Leiden, aber endlich überwand doch die kräftige jugendliche Natur die Schwäche, und die heiße Maisonne, die den Schnee schmelzen machte, belebte auch die gramgefurchten Züge des Genesenden aufs Neue.

Fedor war ein Anderer geworden, der jugendliche Muthwille war von ihm gewichen, und sein ganzes Auftreten glich dem eines Menschen, der mit der Welt abgeschlossen hat. Seine frühere Beschäftigung und die alten Lebensverhältnisse waren ihm zuwider geworden, er fühlte zu gut, daß er nur in einer neuen Laufbahn das Vergangene vergessen werde. Vorliebe für das freie ungebundene Leben ließ ihn bald für den Kriegerstand sich entscheiden. In keinem anderen Verhältnisse durfte er ja hoffen, die trüben Bilder aus der Heimath schneller zu vergessen.

Die Zustände in Petersburg waren zu jener Zeit eigenthümlicher Art. Nur wenige Wochen waren seit dem gewaltsamen Tode des Kaisers Paul verflossen. Sein Nachfolger Alexander, dem das Volk im Laufe seiner Regierung den Beinamen des „Gesegneten“ gab, mußte anfänglich die größte Vorsicht aufwenden, um den trotzigen Geist des hohen Adels niederzuhalten. Seine Vorgänger hatten im Sinne der militärischen Gleichheit den Garde-Regimentern ihre Vorrechte genommen, Alexander gab sie denselben zurück; er hoffte in einem ihm nahe stehenden, wohl organisirten Armeekorps das beste Gegengewicht gegen die Umtriebe des Adels zu besitzen. Eine große Anzahl junger, tüchtiger Leute wendeten sich dem Militär-Dienste zu, sobald sie die besondere Vorliebe des Kaisers für den Kriegerstand bemerkten.

Durch Fürsprache, der übrigens eine kräftige, goldene Unterlage nicht fehlte, wurde Fedor in einem Garderegimente zum Lieutenant ernannt. Die fremden Lebensverhältnisse, in denen er sich nun bewegte, der Aufenthalt in der Hauptstadt, und zumal das tägliche Beispiel seiner Waffengefährten, die in acht soldatischem Geiste die Gegenwart nach besser Möglichkeit zu genießen trachteten, dies Alles trug dazu bei, Fedor aus dem trüben Sinnen zu reißen, das ihn anfänglich in einsamen Stunden oft beschlich.

Es war kaum ein Jahr vergangen, als er Nachricht von Sophie's Vermählung bekam; so war denn jede Hoffnung erloschen, nichts zog ihn mehr in seine Vaterstadt, die Bilder aus der frühern Jugendzeit, die er in Petersburg verlebt hatte, traten bald an die Stelle der letzten herben Erinnerungen.

Das Gefühl des Ehrgeizes, das ihn in den Kreisen der Jugendgespielen stets den Ersten sehn ließ, flog an, seine Seele aufs Neue zu ergreifen. Mit dem größten Eifer widmete er sich dem Studium der ihm in seinem neuen Stande nöthigen Wissenschaften. Es war nicht lange, so galt Fedor als einer der tüchtigsten Offiziere des Regiments.

Die Zeiten gestalteten sich immer verwickelter, Napoleons Siege in Italien und seine immer neuen Rüstungen, die auf weitergehende Pläne deuteten, riefen endlich gleiche Vorbereitungen im Czarenreiche hervor. Ein Zusammenstoß zwischen den Adlern Frankreichs und Rußlands ward unvermeidlich. Fedor freute sich seinem Ehrgeize ein Feld eröffnet zu sehen.

VII.

In der finnländischen Festung Friedrichsham herrschte das regste Leben. Rußland hatte mit Beginn des Jahres 1808 an Schweden den Krieg erklärt, und Friedrichsham als Gränzfeste mußte den ersten Angriff erwarten. Alle Anstalten wurden getroffen, um die Russen, die achtzig tausend Mann stark unter dem General Burhövden heranrückten, nachdrücklich in Empfang zu nehmen. War Friedrichsham auch keine Festung ersten Ranges, so lag es doch glücklich genug, um das feindliche Herr, dem die Jahreszeit das Verrücken auf andern Straßen, als der Hauptstraße unmöglich machte, so lange zurückhalten zu können, bis die fast uneinnehmbare Feste Sveaborg in vollkommen vertheidigungsmäßen Zustand gesetzt worden war. Hatte man diesen Zweck erreicht, so konnte überdies die ganze Besatzung, da ein Vorwerk der Festung sich an das Meeresufer reichte, mit Sicherheit eingeschifft werden und zwischen den Scheeren — den unverwüstlichen Granitfelsen, mit denen die ganze Küste Finnlands wie besäet ist — hindurch nach Sveaborg gelangen.

Gleich bei den ersten Angriffen, die von den Russen gegen den Ort unternommen wurden, stellte es sich aber heraus, daß diese Berechnung gefehlt war. Die Eisdecke war bereits zu schwach, um sie mit Mannschaft und Kriegsmaterial passiren zu können, und andererseits keine Aussicht, den Ort so lange halten zu können, bis offenes Fahrwasser geworden wäre. Noch war der Rückzug zu Lande möglich, wenn auch nicht ohne Gefahr. Es wurde eben Kriegsrath gehalten, zu dem die angesehensten Bürger der Stadt und der englische Consul, als Vertreter derjenigen Macht, die noch zwei Tage vor der Kriegserklärung ihre Hülfe zugesagt hatte, herbeigezogen worden waren. Für neue Beihülfe mußte gesorgt werden, und es ließ sich nicht läugnen, daß Aussicht dazu vorhanden war. Das gesammte Landvolk der Umgegend bewahrte die Erinnerung an den letzten Feldzug gegen Rußland noch zu gut, um sich nicht mit aller Kraft eines Feindes erwehren zu wollen, der seit einem Jahrhundert beinahe regelmäßig von fünfzehn zu zwanzig Jahren die ganze Gegend mit Krieg überzogen hatte. Es galt nur, in den trägen Volk den Geist der Rache herauszubeschwören, dann durfte man bei einigermaßen gutem Erfolge sogar hoffen, auch in dem bereits über sechzig Jahre unter russischer Botmäßigkeit stehenden Wiborger Lande die Empörung anfachen zu können. Man beschloß, den Versuch zu machen; der englische Consul übernahm im Vertrauen auf seine amtliche Stellung und die eigenthümlichen Rücksichten, welche trotz der augenblicklichen Gereiztheit zwischen England und Rußland obwalteten, die gefährliche Mission.

In dem russischen Lager vor Friedrichsham herrschte ächtes Kriegerleben, man sah es den Leuten an, daß sie, die die blutigen Schlachten bei Austerlitz, Eylau und Friedland mit gefochten, den eben beginnenden Feldzug trotz der Strenge der Jahreszeit als eine leicht zu bewältigende Aufgabe betrachteten, jeder Einzelne vollführte die ihm auferlegte Pflicht ohne Lärm, mit Gewissenhaftigkeit. Ein eigentliches Lager konnte nicht aufgeschlagen werden, die Kälte erlaubte es nicht; die Arbeiten, welche den Tag über ausgeführt wurden, mußten deshalb des Nachts einzelnen Abtheilungen zur Bewachung übergeben werden. Das Gros der Armee war in den vielen Dörfern ringsherum einquartirt, leichte Reiterpatrouillen aber durchschwärmten die Umgegend in weiten Kreisen, um jede Bewegung der feindlichen Truppen zu erkunden.

Eben hielt eine solche Patrouille vor einem niedern Bauernhause an, welches zur Wache umgewandelt worden war.

„Schläft der Oberst?“ fragte der Führer der Runde den wachhabenden Unteroffizier.

„Nein, aber er ist übler Laune, übrigens geh nur hinein,“ erwiederte der Angeredete und öffnete die Thür.

„Was gibt's?“ fuhr den Eintretenden eine Stimme herrisch an.

„Die Runde, Fedor Jegorisch!“

„Gut, kann abtreten.“

„Weiß Gott,“ äußerte der Soldat, als er wieder das Freie gewonnen hatte, gegen seine Kameraden, „weiß der Himmel, was mit unserem Oberst vorgegangen ist. Strenge war er immer, aber seit wir in diesen erbärmliche Land gezogen sind, wird er mürrisch, wie der alte, dem die Franzosen es bei Eylau gezeigt haben. Ich denke mir immer, wenn ich solch einen Herrn lange Zeit verdrießlich sehe, daß der nicht mehr aus dem Kriege zurückkommt. Ich habe es damals in Preußen den Kameraden gleich gesagt, daß wir einen neuen Obersten bekommen würden; in den letzten Paar Tagen ward dem Borris Wasiliitsch — Gott hab den alten Herrn selig — doch gar Nichts mehr Recht.“

„Rede doch nicht solch einfältiges Zeug! unserm Oberst geschieht gewiß Nichts, der hat Soldatenglück, er haßt die Weiber. Ein Anderer wäre bei Eylau zusammengehauen worden, er ist mit ein Paar tüchtigen Schrammen davon gekommen.“

„Wenn der nicht zufrieden ist,“ fing ein Feldwebel an, „wer kann es dann noch sein; nach sieben Kriegsjahren Oberst bei unserem schönen Regimente, die Brust mit Orden bedeckt, im Gesichte ein Paar derbe Hiebe, dabei dreißig Jahre alt und ledig. Mehr verlangte ich nicht! Daß der Oberst jetzt verdrießlich ist, hat aber seinen guten Grund; der Diener hat es mir erzählt. Der Oberst hat früher in Finnland sehr lustig gelebt, jeden Tag hat er neue Bekanntschaften und Liebschaften gehabt und da mag es ihm jetzt wehe thun, mit diesen Leuten Krieg zu führen.“

Während des Gespräches kam ein Kosakenpulk angesprengt, einen Reisewagen in der Mitte. Ein Herr stieg aus demselben und ward vor den Oberst geführt.

„Ich bin englischer Consul in Fredericksham,“ wandte er sich an denselben. „Ihre Soldaten haben mich und meine Frau, die ich auf das Gut ihres Vaters führen wollte, mit sich fortgeschleppt. Ich hoffe, daß Sie, Herr Oberst, uns unsern Weg ungestört werden fortsetzen lassen.“

„Sobald Ihre Papiere in Ordnung sind,“ versetzte Fedor, „hat es keinen Anstand. Sie pressen mit Ihrer Frau. Ich muß bitten, daß auch sie hereinkomme.“

Fedor hatte sich unterdessen von der Runde das Nähere über den Vorfall mittheilen lassen; die Sache hatte manches Verdächtige an sich, der Wagen war in später Abendstunde auf einem Seitenwege, weit von der Fahrstraße ab, festgehalten worden; sobald die Reisenden das Militär gewahr geworden waren, hatten sie versucht, sich durch Flucht dem Bereiche desselben zu entziehen, endlich hatten sie, als sie sich eingeholt sahen, den Soldaten Geld geboten, um frei weiter ziehen zu dürfen.

Verdrießlich hörte Fedor diesen Bericht an, der ihm eine nähere Untersuchung zur Pflicht machte und befahl die Nebenkammer, welche als Kanzlei diente, zu besuchen und die Fremden dort hineinzuführen; zugleich gab er den Kosaken den Auftrag, den Wagen zu durchsuchen und die etwa vorgefundenen Effekten ihm herein zu bringen.

„Ihre Papiere, mein Herr!“ Sie kommen mir sehr verdächtig, vor“ fuhr Fedor den in Begleitung seiner Frau wieder eingetretenen Reisenden hart an und blickte in die ihm dargebotenen Schriften. Plötzlich richtete sein Kopf sich wieder auf, sein Blick schien die Fremden durchbohren zu wollen, noch einmal citte sein Auge über das Papier, das die zitternde Hand hielt, ein Zucken flog durch seinen ganzen Körper — doch schon war Alles wieder vorüber — „Sie heißen?“ fragte er mit dem früheren strengen Tone.

„Hermann, meine Frau Sophie Nygaard.“

„Der Zweck ihrer Reise?“

„Ist der, meine Frau auf das nahe Gut ihres Vaters zu begleiten.“

Fedor sah den Sprechenden scharf an: „Ich hoffe, Sie haben die Wahrheit gerebet.“

Bevor Hermann dem Obersten, der ihm durch den mitten über das Gesicht gehenden Säbelhieb unkenntlich geworden war, noch ein Wort erwiedern konnte, wurde dieser durch eine Ordonnanz hinausgerufen. Man hatte in den Reisewagen eine Chatulle mit Briefschaften aufgefunden; ein flüchtiger Blick überzeugte Fedor, daß eine strenge Durchsicht derselben nothwendig war. Nach kurzer Ueberlegung trat er mit einem Hauptmann wieder in das Nebenzimmer ein.

„Ich bedaure, wandte er sich an Hermann und Sophie, Ihnen erklären zu müssen, daß Sie bis auf Weiteres hier zurück bleiben. Hauptmann Wastlieff hat für Sie alle nöthige Sorge zu tragen; Sie stehen mir für die Gefangenen ein“, wandte er sich dann noch an den Hauptmann, und schied mit kurzem Gruße.

Der Oberst warf sich auf sein Lager, die unerwartete Begegnung mochte ihn wenig beschäftigen, denn bald lag er in festem Schlafe.

(Schluß folgt.)

Der Proceß Bocarmé.

Der auch in Nro. 106 der „Augsburger Abendzeitung“ kurz erwähnte Mord, welcher im Schlosse Burg in Belgien an dem Schwager des Grafen von Bocarmé verübt worden, hält, wie leicht begreiflich, die öffentliche Aufmerksamkeit dort in hohem Grade gespannt. Der Graf und die Gräfin von Bocarmé sind zur den Assisenhof verwiesen; bevor die öffentliche Verhandlung die Einzelheiten des Verbrechens genauer herausstellt, beschwichtigen die belgischen Blätter die Spannung ihrer Leser durch Privatmittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen:

Hyppolite von Bocarmé ist der einzige Sohn eines Grafen Julian von Bocarmé, seine noch lebende Mutter eine geborene Marquise von Chasteler, Nichte des berühmten österreichischen Heerführers. Der Graf Julian war General-Inspektor der Domänen auf Java, und dort, in Batavia, wurde Graf Hyppolite geboren; er erhielt eine Farbige zur Amme und wuchs zwischen Malayen auf. Nach der Landesöitte soll man, um ihm Muth einzuflößen, den Knaben Schrecknissen haben essen lassen. Nach mehrjährigem Aufenthalte auf Java kehrte der Graf Julian in seine Heimath nach Tournay zurück. Aber Thatendurst und Unternehmungsluft trieben ihn bald wieder in die Ferne; er begab sich mit seinem Sohne nach Nordamerika und gründete eine Colonie am Ohio (Alpencap,) mitten unter den Wilden. Dort wuchs Hyppolite auf bis zu seinem achtzehnten Jahre, wo er nach Europa zurückkehrte. Kurz nachher heirathete er ein Fräulein Lydie Fougniés aus Peruwelz, eine Frau von glühender Einbildungskraft, gebildet und geistreich, schwärmerische Verehrerin neufranzösischer Romantik. Das junge Paar siedelte sich im Schlosse Burg bei Tournay an. Der Graf Hyppolite verrieth, wie man sagt, die gefährlichsten Instinkte; er machte den Kummer seiner Familie aus und war der Gegenstand der Verwünschung von Seiten der Bauern seines Dorfes. Man behauptet sogar, daß er auch seine Frau geschlagen und daß er sich zu den größten Mißhandlungen derselben habe hinreißen lassen.

Die Gräfin war ihrem romantischen Hange treu geblieben. Sie schrieb einige Erzeugnisse ohne großes Verdienst und unterhielt enge Verbindungen mit den hervorragendsten Pariser Schriftstellern, und besonders mit Herrn von Balzac, der oft während des Sommers einige Wochen auf dem Schlosse Burg zubrachte. Einer der Romane der Gräfin, „Adeline Helwey“, ist zum Theil im Druck erschienen und kürzlich in dem Antwerpener Blatte „Courrier de l'Escaut“ wieder mitgetheilt worden.

In einer Haushaltung dieser Art, bei einem Manne von ausgelassener Lebensweise, konnten die peruniären Verhältnisse nicht blühend seyn, und das junge Paar soll einen bedeutenden Theil seines Vermögens

vorgezogen haben. Aber die Gräfin hatte einen Bruder, dessen Hinterlassenschaft für die Zukunft beruhigen konnte. Von sanftem Charakter, aber von schwächlicher Gesundheit, schien Herr Gustav Fougniés kein langes Leben zu versprechen. Er hatte sich bereits in Folge eines Sturzes vom Pferde einen Schenkel amputiren lassen müssen und ging auf Krücken. Er sagte oft, daß sein Schwager sein Vermögen beerbe, und daß er im Schlosse nichts genießen möge, bevor nicht sein Schwager davon genommen. Man sagt auch, er habe behauptet, der Graf habe seinen Vater vergiftet — aber dieß ist blos Gerücht. Gewiß ist nur, daß Gustav Fougniés trotz seiner Liebe für seine Schwester, welche er zu seiner Universalerbin gemacht hatte, die Gesellschaft des Grafen floh und seit längerer Zeit nicht nach Burg kommen wollte.

Im verflossenen Herbst entschloß sich Gustav Fougniés, die Gräfin Duquesne de Grandmetz zu heirathen. Der Hochzeittag rückte heran, die Geschenke waren bereits gekauft, am 23. November sollte der Contract unterschrieben werden, als Fougniés sich vornahm — trotz den Bitten seiner Braut, welche ihm ein Unglück weissagte — seine Heirath seiner Schwester und seinem Schwager persönlich anzukündigen. Am 20. November, als die Gräfin ihrem Manne mittheilte, Gustav Fougniés werde zu ihnen zu Tische kommen, soll der Graf geantwortet haben: „C'est aujourd'hui que je lui fais son affaire." Am selben Abende war Gustav Fougniés nicht mehr unter den Lebenden.

Am anderen Tage kündigte man im Dorfe an, daß Fougniés plötzlichen Todes im Schlosse gestorben sey, aber die öffentliche Stimme besann sich keinen Augenblick, den Grafen Bocarmé für seinen Mörder zu erklären. Der Friedensrichter von Peruwelz machte davon dem königlichen Procurator Mittheilung. Am 22. November erschien die Justiz im Schlosse Burg — viel mehr in der Absicht, verleumderische Gerüchte niederzuschlagen, als um ein Verbrechen zu entdecken. Bald aber wurde dem Instruktionsrichter die Verlegenheit und das Unzusammenhängende in den Antworten des Grafen auffallend, er verlangte die Hände desselben zu sehen und erblickte mit Schrecken einen tiefen Biß in der rechten Hand. Der Graf und die Gräfin wurden augenblicklich verhaftet und ins Arrestlhaus geschafft.

Anfänglich schrieterte die Justiz in ihren Nachforschungen vollständig. Die Gefangenen läugneten, die Domestiken schienen eine Lektion haben lernen zu müssen, die sie gleichlautend hersagten, die Aerzte konstatirten eine Vergiftung durch Schwefelsäd (Vitriol) — endlich erhielten die lange getäuschten Untersuchungsrichter Licht, und zwar durch eine junge Pariserin, Mademoiselle Emerence, welche seit Kurzem im Dienste der Gräfin als Kammerjungfer stand. Sie sagte aus: Der Graf habe am Morgen des Tages, an welchem das Verbrechen begangen, seinen Kammerdiener nach einem einige Stunden weit entfernten Orte geschickt; Emerence hatte statt seiner bei Tisch aufwarten müssen. Als es zu dunkeln begounen, habe sie gefragt, ob sie Licht anzünden solle, die Gräfin habe ihr aber befohlen, das Zimmer zu verlassen und sich nach oben in das Kinderzimmer zu begeben. Auch die Kinder und die andern Mägde sehen in dieses Zimmer, welches von dem Eßzimmer sehr weit entfernt liege, gesandt worden. — Eines der Kinder verlangte Milch zu trinken; zwei Mägde begaben sich in die Küche hinab, um Milch zu kochen. Während sie hiermit beschäftigt waren, hörten sie plötzlich unterdrückte Schreie: Au meurtre! à l'assassinat! Hyppolite! Hyppolite! Sie eilten zur Thür der Küche, die von dem Speisezimmer nur durch einen kleinen Raum getrennt ist, und sahen, heißt es, Frau von Bocarmé aus dem Eßzimmer treten und die Thüre desselben hinter sich schließen. Die erschrockenen Mägde flüchteten sich, und unter den Fenstern des Speisesaales hergehend, hörten sie das letzte Röcheln eines Sterbenden. Später sah Emerence Herrn und Frau von Bocarmé in ihr Zimmer hinauf gehen; sie sahen verstört aus und befahlen, man solle sie allein lassen. Aber eine halbe Stunde nachher kamen sie herab, und nun begann, was man die Komödie nennen könnte, wenn der Gegenstand nicht so ernster Natur wäre. Beide Angeklagte ergingen sich beim Anblick der Leiche in lauten Ausrufen — aber ihre Augen blieben trocken.

Außerdem machte man die Entdeckung eines chemischen Laboratoriums im Schlosse; ein Arbeiter aus dem Dorfe, der darin als Gehülfe des Schlossherrn gedient, sagte aus, daß man vierzehn Tage und vierzehn Nächte hindurch darin gearbeitet habe, ohne das Feuer ausgehen zu lassen, daß Herr v. Bocarmé sich gewöhnlich in den Kleidern niedergelegt habe, und mehrmals während der Nacht gekommen sey, den Fortschritt der chemischen Operation zu überwachen, ja, daß sogar die Gräfin mehrmals gekommen, um zu sehen wie das „Erbschaftswasser" ((l'eau de succession) sich mache. Es ergab sich bald, daß der bei diesen Operationen verwendete Grundstoff Tabak war, und demgemäß wurde die Vergiftung denn auch als durch Nikotine bewirkt entdeckt.

Ein Incident von großer Wichtigkeit gab neues Licht. Die Journale hatten mitgetheilt, Herr v. Bocarmé sey im vorigen Sommer in Brüssel gewesen, eine Equipage zu kaufen; er hatte beobachten, diese weiß auszuschlagen, der größern Kühlung wegen, während er selbst vom Kopf bis zu den Füßen in Pelze gehüllt war. Beim Lesen dieser Angabe fiel einem Professor in Gent, Herrn Coppens, ein, daß im Frühjahr ein Mann, wie der beschriebene und Beirand sich nennend, bei ihm gewesen sey, um ihn zu fragen, wie man Nikotine mache. Herr Coppens meldete sich deßhalb beim königlichen Prokurator und wurde in Tournay mit dem Grafen konfrontirt; er erkannte ihn sofort als den angeblichen Beirand und übergab der Behörde Briefe, welche der letztere ihm unter demselben Namen über die Herstellung des Giftes geschrieben hatte. Der letzte Brief soll mit den Worten schließen: „Ich habe endlich reussirt, die Probe ist gemacht worden; die Wirkungen sind furchtbar." Die Briefe, scheint es, sind von der Hand der Gräfin geschrieben.

Die Untersuchung hatte trotz aller vorher erwähnten Entdeckungen die Gräfin Bocarmé nicht zum Geständniß gebracht. Als ihr jedoch die Beirand unterzeichneten Briefe vorgelegt wurden, gestand sie, wälzte jedoch die Schuld auf ihren Gemahl und behauptete, nur aus Furcht für ihr eigenes Leben das Verbrechen nicht verhindert zu haben. Es scheint, daß der Ermordete niedergeworfen worden ist, und daß man ihm das Gift gewaltsam eingeflößt hat. Der Graf Bocarmé läugnet mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und weiß mit aalglatter Geschicklichkeit alle Fallen zu vermeiden, welche man ihm stellt.

Die „Indépendance Belge" enthält unter dem Bericht über diese Thatsachen einen Brief der unglücklichen Mutter des Grafen Hyppolite Bocarmé. Die Nichte des berühmten österreichischen Feldmarschall-Lieutenants bittet darin, das Urtheil über ihren Sohn so lange auszusetzen, bis der Tag des Gerichtes gekommen.

Pot-Pourri.

Als Beweis der Geistesgegenwart eines Russen mag folgende Thatsache sprechen. Bei der Aufstellung der steilen Alexandersäule in St. Petersburg gerieth einer der Zimmerleute mit seinem Arme unter die Walze und war in Gefahr, mit dem ganzen Körper unter dieselbe zu gerathen. Sein Nachbar zog sogleich sein Beil aus dem Gürtel, hieb ihm den Arm ab und sagte: „Mitschews Brat!" (Es hat nichts zu bedeuten, Bruder!) Der Kaiser Nikolaus schenkte Jedem 500 Rubel, dem Einen für sein Unglück, dem Andern für seine Geistesgegenwart.

Die Kultur in Magdeburg steigt auf eine nie geahnte Höhe. Als einen Beweis dafür müssen wir berichten, daß jetzt die Holzhauer anfangen, sich den Herrschaften durch Abgabe sein lithographirter Karten zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nro. 37.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 7. Mai.

Nordische Liebschaften.

Novelle von B. Lanck.

(Schluß.)

VIII.

Hermann's Prozeß war bald beendet. Seine Papiere stellten es klar heraus, daß er in Verbindung mit einigen andern, der schwedischen Partei angehörigen Männern den Versuch gewagt hatte, im russischen Theile von Finnland eine Empörung zu organisiren. Das Kriegsgericht sprach das Todesurtheil über ihn aus, seine amtliche Stellung schützte sein Leben; er wurde mit seiner Frau nach Sibirien verbannt.

Fedor hatte sich von der Verhandlung gänzlich zurückgezogen; sein anfänglich bewiesener Gleichmuth hatte bald anderen Gefühlen Platz gemacht, ein geringfügiger Umstand war die Ursache davon. Bei der Durchsicht der Effekten fand sich ein kleines Reiseetui vor, welches als Eigenthum Sophiens zu erkennen war. Die Briefe, welche sich darin vorfanden, zeigten, daß ihr Verhältniß zu Hermann ein sehr kaltes war; machte dies schon einen eigenthümlichen Eindruck auf den Oberst, so fühlte er sich aber noch mehr bewegt, als er in einem geheimen Fache drei Briefe von seiner eigenen Hand fand, Briefe mit ganz gleichgültigem Inhalte, Danksagungen, die er in seinen glücklichsten Tagen an Sophie für ihm bewiesene Freundlichkeiten gerichtet hatte. Schwer athmete seine Brust auf, als er die eigene Schrift in der Hand hielt, es war ihm als ginge Sophie's ganzes Seelenleben in diesem Augenblicke an ihm vorüber. Er war überzeugt, daß sie ihn einst geliebt hatte, er glaubte sich noch geliebt.

Nur widerstrebend hatte er seiner Pflicht gehorcht. Hermann dem strengen Richterarme zu überweisen; er sah die Verurtheilung desselben und die Leiden, die auch für Sophie daraus erfolgen mußten, voraus. Erschüttert hörte er die Nachricht, daß auch das ihm theure Wesen in die Schneewüste Sibiriens verbannt wurde; er grollte dem Schicksale, daß es ihn zum Werkzeuge bestimmt hatte, um wiederum Elend auf das Haupt der Geliebten herabzuleiten.

Finsteren Gedanken hingegeben, saß Fedor in der dunkeln Kammer des finnischen Bauernhauses, das ihm zum Quartiere diente. Sein Diener hörte ihn aus dem Nachsinnen. Ein Befehl des kommandirenden Generals beauftragte ihn, von seinem leichten Reiterregimente Leute zur Begleitung des gefangenen Paares abzugeben.

Fedor sprang auf.

„Noch einmal", rief er, „muß ich sie sehen, noch einmal, vor dem Scheiden auf immerdar, ihr süß Auge blicken."

Im nächsten Augenblicke sprengte er auf flüchtigem Rennet dem Hauptquartiere zu. Sein empfangener Auftrag überhob ihn jeder Schwierigkeit, die vielleicht seinem Besuche bei den Gefangenen sich entgegengestellt hätte. Hermann und Sophie saßen noch von der Untersuchung her getrennt.

Mit Erstaunen sah Sophie den Kriegsmann bei sich eintreten, dessen Züge, sie wußte selbst nicht warum, seit der Verhaftung ihr nicht aus dem Sinne gekommen waren.

„Sophie!" sprach der Oberst mit weicher Stimme, „Sie kennen mich nicht? Sieben schwere Jahre haben Ihre und meine Stellung verändert, nicht mein Herz."

Die junge Frau richtete einen fragenden Blick auf den Redenden.

„Sophie," fuhr der Oberst fort, „im Kriege mit dem von Narben entstellten Gesichte erkennen Sie den jungen Kaufmann nicht wieder, welchen sein Unstern in der Liebe auf die Laufbahn der Ehre führte."

„Fedor Jegoritsch", rief Sophie aus, „Sie sind es! Sie russischer Oberst, ich durch den rücksichtslosen Ehrgeiz meines Mannes Ihre Gefangene. Schrecklich war unsere erste Begegnung, in furchtbar stürmischer Winternacht, entsetzlich ist das Wiedersehen; damals keimte Hoffnung in mir auf, jetzt ist Tod im Herzen!"

„Was Sie, Sophie, fühlen", versetzte Fedor, „verstehe ich, ein harter Machtspruch ließ Sie mit dem Leben abschließen. Für den Schmerz, der mich durchwühlt, gibt es aber keinen Namen. Mir, der ich Ihrem Glücke Alles hätte opfern mögen, hat das dunkle Verhängniß die traurige Rolle bestimmt, immerdar Ihnen den bittern Kelch zu reichen."

„Sie wissen nicht," versetzte Sophie, „wie viel ein Frauenherz zu ertragen vermag, wenn der Leidenskelch von Freundeshand gereicht wird. Fedor, wir sehen uns nie wieder. Sie wird noch die Liebe eines Wesens, das Sie versteht, beglücken; ich bin auf die Erinnerung angewiesen, dem Glücke habe ich seit Jahren entsagt, mein Trost war das Andenken an eine kurze Blüthezeit schöner Hoffnungen. Wird bald die Verbannung mit ihren Schrecken auf mir lasten, dann, Fedor! soll der Gedanke an Ihr Glück mich stärken. Meine heißesten Wünsche reden für Sie, leben Sie wohl!"

„Behalten Sie mich lieb, Sophie; bis zu meines Lebens letzter Stunde werde ich Ihrer gedenken!" Tief bewegt schloß er Sophie in seine Arme, drückte einen Kuß auf Hand und Wange und stürmte hinaus.

IX.

Hell leuchteten die Kerzen in dem Empfangssaale des kaiserlichen Winterpalastes in Petersburg. Eine zahlreiche Versammlung von Herren in Galauniform füllte den weiten Raum; doch herrschte nicht das fröhliche Treiben des geselligen Verkehrs; feierlicher Ernst lag auf jeder Stirne, scheue Zurückhaltung versiegelte jeden Mund.

Die Thüre des kaiserlichen Kabinets öffnete sich; der Kriegsminister, ein schweres Portefeuille unter dem Arme, trat heraus. Erwartungsvolle Blicke richteten sich gegen den dienstthuenden Kämmerer, der gleich nach dem Erscheinen des Kriegsministers, sich an der geöffneten Thüre zeigte.

„Se. Majestät der Kaiser fordern den Oberst Fedor Jegoritsch vor," tönte seine Stimme laut in den weiten Saal hinaus.

Festen Schrittes drängte der Oberst sich aus der Masse hervor, eilte der Thüre zu, und stand im nächsten Augenblick vor Alexander.

„Was ist Ihr Anliegen, Fedor Jegoritsch?" fragte der Kaiser.

„Kaiserliche Majestät," versetzte der Oberst, „Finnland liegt zu Ihren Füßen; was meine schwachen Kräfte zu einem glücklichen Erfolge beizutragen vermochten, habe ich gethan. Aus Finnland gebürtig, wage ich eine Bitte vor dem Throne Ew. Majestät niederzulegen. Eine Frau, die mir vor Jahren theuer war, soll, um der Schuld ihres Mannes willen, die Strafe theilen, die er verwirkte, und ihm in die Verbannung folgen. Ich bitte um Gnade für Sophie Nygaard."

„Nygaard?" fragte der Kaiser mit finsterem Gesichte, und warf, an den Schreibtisch tretend, den Blick in eine eben erhaltene Depesche.

„Ja, kaiserliche Majestät, ich bitte um Gnade für Sophie Nygaard, die Frau des englischen Consuls in Frederikshavn.“

Strengen Tones antwortete der Kaiser: „Sie wissen, Oberst, daß die nach Sibirien Verbannten für mich nicht mehr auf der Welt sind. Sophie Nygaard soll ihre Strafe ersteben, es bleibt dabei. Sie, Oberst, haben meine weiteren Befehle in Ihrer Wohnung zu erwarten.“

Fedor verbeugte sich in stummem Gehorsam und ging, wohin ihm befohlen worden.

Er blieb in seinem einsamen Gemache nicht lange den Qualen der Ungewißheit preisgegeben. Ein Adjutant brachte ein versiegeltes Schreiben aus dem Cabinete des Kaisers. Mit ungewisser Hand brach Fedor das Siegel; das erste Blatt, auf welches sein Auge fiel, war überschrieben: „Auszug aus dem Berichte des Kriegsministers an den Kaiser;“ er lautete:

„Am gestrigen Morgen sind die Gefangenen Hermann und Sophie Nygaard aus Frederikshavn, laut beigelegtem Ausweise, dem Jägerhauptposten zum Transporte in die Petersburger Festung übergeben worden. Hermann Nygaard unternahm einen Fluchtversuch, bei welchem er von der Wache erschossen wurde; sein Name ist aus den Gefangenlisten gelöscht worden.“

Mit eisriger Hast entfaltete Fedor nun auch das andere Blatt, dessen Inhalt sich unmittelbar auf ihn bezog; es hieß darin:

„Fedor Jegorisch, Se. Majestät der Kaiser haben geruht, Sie für Ihre ausgezeichneten Dienste in dem letzten Feldzuge gegen Finnland zum Generalmajor zu ernennen, und übertragen Ihnen zugleich das Militärgouvernement dem östlichen Sibirien; Sie haben sich morgen Abend im Winterpalais einzufinden, und Ihre Anstalten zu treffen, um am nächsten Tage nach Tobolsk abgehen zu können. Zugleich haben seine Majestät befohlen, Ihnen beiliegende Abschrift aus dem letzten Berichte des Kriegsministers zuzustellen.“

Fedor wußte sich nicht zu fassen, die verschiedenartigsten Gedanken durchkreuzten verwirrend seinen Sinn. Er war befördert und zugleich verbannt worden; Sophie war frei und blieb doch nach des Kaisers Ausspruch eine Gefangene.

Seine Gedanken sammelten sich wieder bei der Erinnerung an Sophie; er hatte in dem Lande, wohin sie verbannt war, die oberste Macht zu führen; sein Wille konnte ihr der Verbannung Loos erleichtern, seine Gegenwart ihr die Verbannungen zur Heimath machen. Je klarer ihm diese Gedanken vor die Seele traten, um so mehr fühlte er den Werth der kaiserlichen Gnade.

Die Zeit bis zum nächsten Abend verging unter einen Bestrebungen Fedors, den Aufenthalt Sophie's in Petersburg zu entdecken und ihr seine Beförderung mitzutheilen, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, ihr das Loos der Verbannung zu erleichtern. Die Vorausfalten zur weiten Reise überließ er den getreuen Händen seiner bewährten Diener.

X.

„Folgen Sie mir, Excellenz,“ sagte ein Adjutant des Kaisers zu Fedor, der in Generalsuniform die Gemächer des Winterpalastes zur bestimmten Stunde betreten hatte, und führte denselben durch eine Reihe von Zimmern und Gängen in ein hellerleuchtetes Gemach.

Erstaunt stand Fedor plötzlich derjenigen gegenüber, welche er während des ganzen Tages vergebens gesucht hatte und nun so unerwartet fand.

Sophie! — Fedor! riefen sie in demselben Augenblicke.

Bevor die Ueberraschten weiter einen Laut hervorzubringen vermochten, sagte Fedors Begleiter mit dienstbeflissenem Ernste:

„Der Kaiser erwartet Sie in der Hofkapelle, geben Sie der Dame den Arm und folgen Sie mir!“

Sophie klammerte sich in des Freundes dargebotenen Arm, fest, als wollte sie für das Leben ihn nimmer los lassen. So erreichten sie die Kapelle. Dort stand am Altare der Priester, die Trauung ging vor sich, beiten Liebenden wie ein Traum. Der Eine Zeuge war des Kaisers Adjutant, der andere stand im Halbdunkel, seine hohe Gestalt, eingehüllt in den grauen Offiziersmantel.

Das „Ja“ war gesprochen, der Segen ertheilt. Als die Neuvermählten aufblickten, war der geheimnißvolle Zeuge verschwunden. Alexander hatte sich den Aeußerungen des Dankes entzogen.

Am nächsten Morgen führte der Schlitten ein glückliches Paar nach Sibirien.

Abenteuer eines Flüchtlings.

Von S. Manovill.

Ich hatte seit dem Frühlinge des Jahres 1848 in dem ungarischen Heere gedient und befand mich als Ober-Lieutenant bei der Hauptarmee unter dem Befehle Görgey's, als dieser den bekannten Vertrag mit den Russen abschloß.

Nach jener schrecklichen Katastrophe bei Vilagos entschloß ich mich, die Freiheit, welche uns in den ersten Tagen geblieben war, zu benutzen, um dem Unheil zu entfliehen, welches über unseren Häuptern schwebte. Mein ehemaliger Chef theilte meinen Entschluß; Oberst Stadtfeldt und ich reisten mit noch elf Unglücksgefährten am 13. August 1849 aus Vilagos ab. Der Oberst hatte eine Equipage und zwei Pferde, ich hatte ein Reitpferd, wir alle trugen noch unsere Degen und die ungarische Uniform. So kamen wir nach Großwardein, in dessen Umgegend damals etwa 52,000 Russen lagen. Diese aber, weit entfernt, uns als Feinde zu behandeln, kamen uns freundlich entgegen, wir mußten mit ihnen trinken, wurden als Kameraden behandelt, sollten, wie es hieß, in die russische Armee eingereiht werden, und wurden allmählich ganz sicher gemacht, so daß wir neun Tage lang dort blieben, um die Rückkehr des nach St. Petersburg abgesandten Couriers zu erwarten, der uns betreffende Befehle zurückbringen sollte. Aber plötzlich wurden wir aus unserer Ruhe durch die Verkündung einer nahen Gefahr aufgeschreckt.

Großwardein ist durch den Fluß in zwei Theile getheilt; während viele unserer Kameraden in dem östlichen Theile wohnten, hatten wir Beide, der Oberst Stadtfeldt und ich, uns in einem Hause des westlichen Theiles einquartiert. Eines Abends spät — wir hatten uns schon zur Ruhe begeben — wurden wir durch ein heftiges Pochen an unserem Fenster erweckt. Ich sprang auf, öffnete das Fenster, sah hinaus und erkannte beim Schimmer des Mondes unsern Kameraden, den Dr. Tuck.

Freunde, steht auf, rettet Euch! rief er uns zu. Ein furchtbares Gewitter zieht sich über unseren Häuptern zusammen.

Regnet es schon? fragte ich noch schlaftrunken. — Mach' keine schlechten Späße, entgegnete er fast zornig, während nur noch die höchste Eile Euer Leben retten kann!

So laß ihn doch herein, Manovill, sagte der Oberst Stadtfeldt. Auch ich begriff jetzt, daß die Sache ernst sey, öffnete die Hausthüre und ließ Dr. Tuck herein. Er sah verstört aus und erzählte uns, daß alle Stabsoffiziere verhaftet würden, daß unter Anderen General Lahner, der mit ihm in Einem Quartier gelegen, schon abgeführt worden sey, und daß wir eilen müßten, wenn wir uns retten wollten. Wir packten rasch unsere einheitlichste Habe zusammen, ließen, um alles Aufsehen zu vermeiden, den Wagen und unsere Pferde zurück und wanderten zu Fuß in die Nacht hinein auf Debrezin zu. Unsere Gesellschaft bestand wieder aus dreizehn Personen, da unsere Kameraden sich uns angeschlossen hatten. Die ganze Nacht hindurch irrten wir führerlos umher, uns stießen endlich in Piaposti auf einen russischen Vorposten, der uns anhielt und zu einem russischen Obersten führte. Er fragte nach dem Zwecke unserer Reise; wir antworteten, daß wir uns jetzt nach Verendigung des Krieges in unsere Heimath zu unseren Verwandten zurück begeben wollten. Der Russe versetzte in französischer Sprache, zum Obersten Stadtfeldt gewandt, daß er unseren Plan wohl durchschaue, aber weit entfernt sey, uns aufzuhalten oder uns Hindernisse in den Weg zu legen; er wolle uns vielmehr ein Geführt und einige Kosaken zur Bedeckung

für unsere Flucht mitgeben. Wir nahmen sein Anerbieten dankbar an und setzten — wunderlicher Weise unter dem Schutze derselben Uniformen, denen wir so oft auf Tod und Leben entgegengestanden hatten — unsere Reise fort. Zigeunerbuben zeigten uns eine Furth durch die Theiß, wir fuhren hindurch und erreichten nach einigen Tagen unangefochten das Ufer der Donau, da wir sorgfältig Städte und Dörfer vermieden und immer im Freien übernachtet hatten. Jetzt entließen wir die Kosaken, die für einige Kaisergulden Trinkgeld voll Dankbarkeit waren, und setzten, da Fähre und Nachen fehlte, auf einem improvisirten, äußerst künstlos zusammengebrachten Floße über den Strom. Das erste Oertchen, welches wir jenseits erreichten, war Donaupömöteln. Hier zwang uns die Rücksicht auf unsere Sicherheit, welche keine Kosaken mehr verbürgten, uns zu trennen. Ein Haufe von dreizehn wahrenden Männern mußte auffallen. Wir mußten einzeln unserer Flucht forliefen. Es war ein trauriger Abschied — von meinen Gefährten habe ich nie wieder etwas gesehen noch gehört. Möchte ihnen das Schicksal so günstig wie immer gewesen seyn!

Ich verschaffte mir jetzt bürgerliche Kleidung und eilte von dem genannten Ort aus so rasch wie möglich meiner Heimath, dem Städtchen Veßprim in der Nähe des Plattensee's zu, denn ich hatte gehört, es sey von den Ungern besetzt, und vermuthete, daß eine kühne Schar einen Ausfall aus Komorn gemacht und Veßprim erobert habe. Meine Hoffnung sollte bitter getäuscht werden. Es war Abend, als ich die Stadt und endlich mein väterliches Haus erreichte; bewegt öffnete ich das Hofthor und die wohlbekannte Hausthüre und trat dann in die Wohnstube ein, um wie vom Blitze getroffen zurück zu fahren! Am Tische saßen drei österreichische Soldaten und schauten verwundert mich Eintretenden an. Es war ein Glück für mich, daß ich mit Civilkleider verschafft und die ungarische Uniform abgelegt hatte, und daß ich in diesem gefährlichen Augenblicke den Muth und die Besinnung nicht verlor. Ich rief in magyarischer Sprache rasch ein: Ah, er ist nicht hier! aus, als ob ich Jemanden gesucht hätte. Dann zog ich die Thür behutsam wieder zu, trat in die Küche und stieß hier auf meinen Vater. Er erkannte mich augenblicklich und wurde blaß vor Schrecken. Du bist des Todes, wenn man dich sieht! rief er mir mit gedämpfter Stimme zu. Alle Häuser, aus welchen Männer im ungarischen Heere dienten, haben Einquartierung erhalten, um die Rückkehrenden in Empfang zu nehmen; drin sitzen Soldaten, welche dich erwarten; nur die schnellste Flucht kann dich retten, suche um Gottes willen davon zu kommen!

Aber, Vater, warf ich ihm ein, ich habe weder Paß noch Geld, mein ganzer Reichthum besteht in Kossuth-Noten, es ist mir unmöglich. . .

Mache, daß du nur aus dem Hause, aus der Stadt kommst, wiederholte mein Vater, für das Uebrige laß mich sorgen. Erwarte vor der Stadt meinen Wagen, den ich dir augenblicklich hinausfenden will. Und nun fort, unser Herrgott sey mit dir!

Noch ein wehmüthiger Blick, noch ein Druck der Hand, und ich verließ, heimathlos und vogelfrei, vielleicht auf ewig mein Vaterhaus und schritt erschüttert in die Nacht hinein. Vor der Stadt machte ich Halt und erwartete den Wagen. Endlich rollte er heran, ich warf mich hinein und fuhr im schnellsten Trabe dem Bakony-Walde zu, von dem meinem Vater große Stücke eigenthümlich zugehörten, welche von einem einsam wohnenden Jäger beaufsichtigt und verwaltet wurden. Zu diesem Förster floh ich jetzt, erreichte glücklich sein einsames Haus, und es diente mir sechs Wochen lang zu einem sicheren Verstecke. Ich kam nur mit dem Jäger und einem Rennmeister in Berührung, und diese Leute waren treu wie Gold und verstanden mich nicht. Eines Tages wurde ich durch einen Bekannten überrascht, der mir 2000 Gulden Reisegeld in Gold- und Silbermünzen überbrachte und mir Anweisungen zur Flucht gab. Er theilte mir mit, daß auch Komorn sich ergeben habe und so die letzte Stütze Ungarns gefallen sey. Als ich ihn fragte, ob er mir auch einen Paß verschafft habe, antwortete er mir, daß dies unmöglich gewesen sey und er selbst nur mit größter Mühe eine schriftliche Erlaubniß erlangt habe, sich vierundzwanzig Stunden lang von seinem Wohnorte zu entfernen.

Statt dessen hatte er mir eine anständige Civilkleidung mitgebracht, daß ich mich für einen nach Italien reisenden Kaufmann ausgeben konnte. Ich nahm den italienischen Namen Giovanni Battista an, fuhr über den Plattensee und erreichte glücklich Groß-Kanisa, ohne aufgehalten zu werden, setzte bei Csakathurn über die Mur und kam, nachdem ich auch die Drau überschritten hatte, nach Maradsin und von hier nach Agram. Bis jetzt waren mir nirgends Papiere abgefordert worden; ich wußte aber, daß ich in Agram meinen Paß vorzeigen mußte, um eine Postkarte nach Marburg (in Steyermark) zu erhalten. Hier also galt es zuerst schlau seyn. Ich war im besten Gasthofe eingekehrt; als mir der Kellner mein Zimmer anwies, fragte ich ihn: Apropos, wissen Sie nicht, wann die Diligence nach Marburg abgeht?

Er gab mir die Stunde an.

Dann muß ich ja eilen! rief ich, wie überrascht, aus. Wenn Sie Lust haben, sechs Silberzwanziger zu verdienen, so suchen Sie ohne Zeitverlust eine Karte für mich zu bekommen, ich gehe indeß zur Polizei, um meinen Paß visiren zu lassen.

Silberzwanziger! Schon das Wort hat einen silbernen Klang — dienstfertig flog der Kellner zur Post und war so glücklich, eine Karte für mich zu erlangen; ich spazierte indeß ruhig in der Stadt umher, da ich gute Gründe hatte, mich vom Paßbureau entfernt zu halten!

Zur bestimmten Stunde ließ ich mein Gepäck zur Post bringen, stieg in den Wagen und rollte auf Marburg zu. Aber noch war erst der Anfang der Gefahr überstanden. Ich wußte, daß in Marburg die Polizei sich zur Stunde unserer Ankunft auf der Post einfand, um die Pässe zu visiren. Eine Strecke vor dem Orte klagte ich laut über Unwohlseyn und verlangte, auszusteigen, der Conducteur verweigerte es barmherzig, ließ aber wüthend auf seine Gäule hauen — wir rollten im Sturm in die Stadt. Als wir ankamen, sprang ich wie ein brüllender Löwe aus dem Wagen und suchte, anstatt des Postbureau's, einen Verstek auf, wo ich so lange blieb, bis ich annehmen konnte, die Visitatoren hätten sich entfernt. Gott Lob! sie waren fort, als ich zum Vorschein kam; nun ließ ich mir ein Zimmer anweisen und fann über mein Weiterkommen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pariser Abenteuer.

Herr L., Rentier, wohnhaft in Paris, besitzt ein kleines Landhaus mit großem Garten in der Umgegend von Maisons-Lafitte, wo er mit seiner Gattin den Sommer zuzubringen pflegt. Der Frühling ist erschienen, der Thermometer hat bereits eine beträchtliche Höhe erreicht, Madame ersucht den Herrn Gemahl, eine Inspektion der den Winter über leer gestandenen Villa vorzunehmen. Herr L. beachtet den Wunsch der Gattin als Befehl, setzt sich in ein Cabriolet, das ihn bis an das Landhaus bringt und dann zurück nach Paris rollt. Am einsternesten Ende des Gartens liegt das Haus des Gärtners, der die Aufsicht über die Besitzung führt. Der angekommene Besitzer aber, einen Schlüssel bei sich führend, läßt die Gärtnerwohnung inclusive Gärtner liegen, wo sie liegt, und begibt sich in sein Landhaus. Alles ist in gutem Zustande, wie man's im Herbst verlassen. Ob auch der Weinkeller? denkt Herr L., schließt die Thür zu dem rebenblutigen Tunnel auf und steigt die Stufen hinab. Da braust eine schadenfrohe Märzzugluft durch den Corridor und wirft hinter dem Hinabgestiegenen die Thür in's Schloß, das von Innen nicht zu öffnen. Herr L. besinnet sich visà vis einer Handlaterne, in der ein berichedenes Lichtstümpfchen flammt, allein. Er pocht an die verschlossene Thüre lange, sehr lange; Niemand hört ihn, weil die Villa einsam gelegen ist. Was ist nun zu thun? „Abwarten und Thee trinken!“ würde ein deutscher Spaßvogel sagen. Herr L.

fühlt etwas von einem Philosophen in sich, er überlegt mit kaltem Blute: „Das Lichtendchen kann noch eine Stunde brennen, — zu essen giebt's hier freilich nichts, das thut aber nichts, habe ich doch vor meiner Fahrt trefflich dejeunirt; an trinkbarem Stoff ist kein Mangel!“ — Und unser Reutier trinkt und das Licht erlischt, aber die brennende Cigarre, deren er einen Vorrath bei sich führt, verbreitet gerade so viel Helle, daß er einige Reisigbaufen gewahren kann, aus welchem er sich ein Sopha improvisirt. Auf dieses streckt er sich aus, als die sechste Flasche verklirt, und Morpheus empfängt ihn aus Bacchus Armen. — Madame L. erwartet unterdeß ihren Gemahl, natürlich vergebens. Madame sucht ihre Besorgniß am Abend in der Oper zu verbannen. Am andern Morgen erwacht die Sehnsucht nach dem Verlorenen nur stärker. Sie fährt nach der Villa hinaus, wo sie — wie ein Blitz fährt es ihr durch die Seele — ihre Schritte nach dem Weinkeller, den sie als des Gatten Lieblingsplatz kennt, lenkt. Sie steigt hinab, und gleich Psyche steht sie mit der Laterne vor ihrem schlummernden Amor. Das Erwachen und die Aufklärung folgt von selbst. Wir haben nur noch hinzuzusetzen, daß Herr L., der, als großer Liebhaber von Bayonner Schinken, davon stets mehrere im Vorrathe besitzt, seiner Gemahlin den kalt temperirten Keller des Landhauses als trefflichen Aufbewahrungsort für die Fleischwaare anempfohlen hat. Der Wein schmeckt bekanntlich besser, wenn man einige Schnitte Schinken dazu ißt, und Herr L. ist durch Schaden klug geworden.

Für Reisende nach London.

Wenn ein hoher Adel und verehrliches Publikum vom Continent brav Geld mitbringen, so werden sie ein paar Hundert Schritte vom Ausstellungsgebäude eine Anstalt finden, wo sie es mit Glanz ausgeben können. Auf der Kensington Road nämlich erhebt sich Soyer's gastronomische Universität, oder, wie es der große französische Kochkünstler getauft hat, das Symposium, gegen welches Krell, Domager, Very, Frères Provençaux sich auf ewig in den Staub verkriechen werden. Soyer hat zum Empfange seiner Anbeter einen geschichtlich interessanten Palast gemiethet, Gore-House, einst die Residenz des Admirals Rodney, dann die Wohnung des Philanthropen Wilberforce, und zuletzt das gastliche Haus der geistreichen und schönen Gräfin Blessington. Der Unternehmer hat für die fernhafteste Augenweide gesorgt, wenigstens lassen sie wunderbaren mythologisch-historischen und physikalischen Namen, mit denen die zahllosen, von Gemälden, Statuen und andern Dekorationen wimmelnden Salen, Grotten, Lauben, Seufzerbrücken und Brautkämmerchen belegt worden sind, mehr als gewöhnliche Wunder erwarten. Da ist ein Atelier de Michel-Ange, ein Cabinet de Toilette à la Pompadour, eine Forêt Pervenienne, eine Avenue des Amours, ein Zigeunerpavillon mit überraschenden Schauerbildern ꝛc., endlich eine Baronshalle mit einer Tafel für 1500 Gedecke. Vor dem Monsterpavillon wird man täglich einen ganzen Ochsen braten und in der Gothische 200 Lendenstücke sich in Reih und Glied am Spieße drehen sehen. Die Aristokratie Englands hat beschlossen, eine Reihe von 20 Banketen in der Baronshalle zu geben. Eingeweiht wird das Symposium am 10. Mai durch ein Diner der Sanitary Association (Gesundheitsverein!) unter dem Vorsitze des nicht blos gastronomisch gebildeten Earl of Carlisle.

Die nicht reichen Fremden, die nach London kommen wollen, werden uns für einige ökonomische Winke Dank wissen. Vor allen Dingen mögen sie die Gasthöfe vermeiden. Die Wirthe zweiten Ranges belasten ein Pfund Sterling täglich für Logis, Frühstück und Mahlzeit, gleichviel ob man etwas genießt oder nicht, während man ein nobleres Zimmer in Bürgerhäusern für ein Pfund wöchentlich und für 5 Schillinge täglich finden kann. Das Frühstück wird vom Vermiether geliefert, und Dining-rooms findet man an jeder Straßenecke. Im Lokal der Ausstellung selbst bekommt man einen guten Imbiß von kaltem Fleisch, Salat und Kartoffeln für 1 s. 6 d. Tausende von Omnibussen durchkreuzen die Stadt in allen Richtungen, die 3 Pence für die Person nehmen, während die Fiaker den unkundigen Fremden meistens unverschämt prellen und ihm die Taxe für 12 anstatt für 3 engl. Meilen abnehmen. Sehr zu empfehlen ist, daß man sich genau, nicht allein die Straße, sondern auch den Stadttheil merkt in welchem man wohnt. Eine Verabsäumung dieser Vorsicht hat schon manches tragikomische Abenteuer zur Folge gehabt. Ein Fremder z. B. wußte wohl daß er in Princess-Street wohne, aber nicht daß es 42 Straßen dieses Namens in London giebt, und er mußte lange suchen ehe er die rechte fand. Kings-Streets und Queens-Streets gibt es noch mehrere in London. Am schlimmsten aber ergin, es einem Franzosen, welcher die Aufschrift an der Ecke seiner Straße sich sauber und behutsam in sein Taschenbuch kopirte, und mit diesem Talisman sich muthig in das Labyrinth der Riesenstadt stürzte. Hernach konnte er natürlich sein Haus nicht wiederfinden; er nahm also einen Fiaker und gab dem Kutscher zur Weisung das Blatt des Taschenbuches, auf welchem sehr leserlich geschrieben war: „Stick no bills“ (Verbot Zettel anzukleben).

Abschieds-Gruß

dem k. Postassistenten

Herrn J. Friedrich Garcis zu Neuburg a. d. D.

gewidmet.

Ein schöner Abend war Dein Abschiedsfest,
Wo wir Dein Hoch mit vollen Gläsern tranken,
Wo scheidend Deine Hand wir noch gedrückt, —
Ein schöner Abend, die die Sterne sanken.

Noch tönet es durch Burheims stille Flur,
Wo stattlich prangt das Schloß des edlen Grafen,
Des Posthorns Klang, durchklingend die Natur,
Es waren Töne, die die Seele trafen.

Noch stehest Du, das Saitenspiel im Arm,
Es klang so feierud zu dem Hauch der Flöte,
Die Cither tönte süß und wonnig warm,
Mathamen schallten und der Laut der Rede.

Und dreimal Hoch! wir stießen nochmal an,
Da schlug die Stund', es rollten fort die Wagen; —
So ziehe, Freund, zieh' glücklich Deine Bahn,
Doch laß uns noch dies Abschiedswort Dir sagen.

Nimm mit gewohnter Güte dies Blatt,
Es ist der Scheidegruß, den wir Dir senden,
Den schon umfangt die schöne Donaustadt,
Entreissen, ach! entreissen unsern Händen.

Dein edles Herz! Ja heilig ist und werth
Und jede Stunde, froh bei Dir gemessen,
Es gilt dem Mann, von Allen hochverehrt,
Es gilt dem Bund, den wir mit Dir geschlossen.

O schon zurück! Wir stehen treu gereiht,
Du siehst im Geist den Thurm Sankt Martins ragen,
Du siehst die Bilder und gewohnter Zeit,
Du fühlst in uns're Mitte Dich getragen.

Und wieder drücken wir die theure Hand,
Und wieder flieht Du uns die Hitz schwenken,
Und wieder grüßt Dich hold der Donau Strand, —
Leb wohl! Wir werden treu stets Dein gedenken.

Memmingen, am 27. April 1851.

(Eingesandt.) **Die Freunde.**

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 38.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 10. Mai.

Die Eröffnungs-Feier der Welt-Industrie-Ausstellung.

Die „Kölner Zeitung" bringt in ihrem Feuilleton „Londoner Briefe", die folgende interessante Beschreibung der Eröffnungs-Feier enthalten.

London, 2. Mai.

Ich schulde Ihnen noch die Beschreibung der gestrigen Eröffnungs-Feier, deren ruhigen und glücklichen Verlauf ich gestern nur in einem Postscriptum anzuzeigen vermochte. Die hiesigen Abendblätter brachten zwar um fünf Uhr schon den Fest-Bericht auf einer ganzen Folio-Seite, allein, wie es bei solchen Uebereilungen zu gehen pflegt, mit verschiedenen Unrichtigkeiten und Auslassungen. Wie wunderbar schnell auch die englische Presse vermittelst der Theilung der kleinsten Verrichtungen arbeitet, so geschieht es eben auch wie bei uns, daß bei derartigen Anlässen der Artikel zum guten Theil voraus geschrieben ist. Es war dies hier um so leichter, als das Programm der Feier schon den Tag zuvor bekannt gegeben wurde, und dann überhaupt den hiesigen Redaktionen Mittel und Einflüsse zu Gebote stehen, wovon wir noch sehr wenig entfernt sind. Der schlimmste Tory würde eine Vernachlässigung oder Zurücksetzung der Presse nicht verzeihen, daher denn auch gestern wieder die besten Plätze zur Uebersicht den Berichterstattern der Zeitungen überlassen waren. Mancher Lord und Herzog saß hinter denselben, aber ich bin überzeugt, daß keinem einzigen derselben der Gedanke kommen mochte, sich darob verletzt zu sehen.

Mit großer Besorgniß hatte man das schlechte Wetter verfolgt, welches seit mehr als acht Tagen mit Regen, Schnee und Sturm die Hauptstadt heimsuchte. Noch am Mittwoch Abend war wenige Aussicht auf eine Besserung. Nur die Hoffnung auf einen so genannten „Queensday" hielt die Zagenden aufrecht. So heißen nämlich die Tage festlicher Aufzüge, wo die Königin erscheint und die leider, trotz drohender Wolken am Vorabend, fast ohne Ausnahme durch den besonders plötzlichen Eintritt guten Wetters begünstigt waren. Die Hoffnung ließ auch dieses Mal nicht zu Schanden werden. Der Himmel heiterte sich am Morgen ziemlich auf, man sah, so weit es hier möglich ist, einzelne blaue Felder aus dem Dunstkreise schimmern, und gegen elf Uhr, nachdem noch ein kurzer Regenschauer gefallen, brach die Sonne mit ihren Strahlen durch.

Der erste Mai ist in England ein halber Festtag. Sonst, in dem fröhlichen Old England, als die Spindel und der Webstuhl noch weniger sich bewegten, war es ein ganzer. Man feierte den Tag als Frühlingsfest, Alles zog in das Grüne und schmückte die Thüren der Häuser mit frischen Reisern. Wie in Deutschland fuhren in der Walburgisnacht die Hexen auf den Blocksberg, und in Bezug darauf mag der noch bis auf den heutigen Tag erhaltene Umzug der Kaminfeger stehen. Jetzt hat die Arbeit das Vergnügen zurückgedrängt, doch ist es dabei geblieben, daß Comptoire und Läden einige Stunden früher schließen.

Gestern natürlich nahm man die alte Sitte wieder auf, d. h. man feierte den ganzen Tag. Wie grau und düster auch London in den Quartieren des Geschäfts und der Arbeit ist, sein Westend mit den vier großen, nunmehr ganz in den Stadtraum eingeschlossenen Parks gewährt nicht nur einen erfrischenden Anblick, sondern führt uns auch eine Landschaft vor Augen, über deren natürlichen Eindruck wir die kunstvollen Anlagen beinahe ganz vergessen. Es ist hier nicht der Ort, darauf näher einzugehen und die mannigfachen Einreden, die sich gegen die Usurpation „Londoner Natur-Schönheiten" erheben werden, zu widerlegen; ich wollte damit nur sagen, daß die Ausstellung, gerade weil sie in das Frühjahr fällt und ihren Palast auf einen Rasen-Teppich und inmitten eines grünenden Waldes der herrlichsten Bäume aufgeschlagen hat, einen Charakter trägt, der mit dem Staub und Rauch der Weltstadt nichts zu thun hat und ihr auch äußerlich einen gewissen poetischen Schein verleiht, den man am wenigsten hier suchen würde. Wenn man inmitten der frischen Natur sich den Krystall-Palast erheben sieht, worauf die Sonne sich in bunten Lichtern bricht, so kann es auch einer mäßigen Einbildungskraft vorbehalten, daß sie glaubt, Oberon mit seinen Elfen habe den Zauberbau aufgeführt und mit allen Schätzen der Erd- und Wassergeister gefüllt. Die landschaftliche Wirkung des Gebäudes wird durch den Serpentin, der in malerischer Krümmung sich hart vorüberschlingt, außerordentlich vermehrt. Denkt man zugleich, wie dies alles in kurzer Zeit weniger Monate entstanden ist, so bleibt der Zauber um so thätiger, und man kann an die herumsichwärmenden Arbeiter, ob sie nun englisch rasirt oder wienerisch bebartet, ob mit Blouse oder mit great coat bekleidet sind, für die Gnomen halten, wovon Rübezahl auf seinem Gebirge sich den Palast bauen ließ. Wie viele Londoner, welche alle Jahre einmal nach dem Hydepark kommen, werden nicht diese Ueberraschung gehabt haben.

Es ist doch Schade, daß unsere zeitgenössische Statistik, die sich sonst so großer Fortschritte rühmt, noch nicht ein Mittel gefunden hat, um gestern mit einem Male eine Zählung des versammelten Volkes vorzunehmen. Heute strömen sich die Zeitungen hin und wieder, in der Mitte liegt wohl die Schätzung, welche die Hälfte der Londoner Bevölkerung, also eine Million, als anwesend annimmt. Es kommen nun noch dazu die Fremden, aber nicht sowol die Fremden vom Kontinent und aus Amerika, sondern die Fremden aus den englischen Provinzen, aus Schottland und Irland. Die große westliche Eisenbahn hat in den letzten drei Tagen mittelst 42 Zügen 106,000 Menschen hierher befördert, nicht weniger wird auf Liverpool- und Birmingham-Eisenbahn fallen und die anderen nach Verhältniß. Gegen diese Massen verschwinden die 20- bis 25,000 „Foreigners", welche man bis jetzt als hier angekommen vermeint. Ich muß auch sagen, daß mit die so fennbaren Kontinental-Physiognomieen durchaus nicht so oft auffloßen, als ich vermuthete. Man scheint erst warten und hören zu wollen, ehe man sich zur Reise entschließt. Im Uebrigen sind diese Ankündigungen von Völkerschwärmen zu Hundertausenden Späße, die in „Punch" und „Charivari" gehören.

Die Zuschauer waren aus allen Stadtvierteln, und es mußten darunter welche seyn, die schon um 6 und 7 Uhr Morgens ihre fern gelegenen Wohnungen verlassen hatten. Obgleich ich zu den Westend-Bewohnern gehöre, so durfte ich nicht viel später aufbrechen, da ich mich leider zur Wagenfahrt nach dem Krystall-Palast engagirt hatte. Als unser Cab bei St. James-Park in Piccadilly einlenken wollte, bedeutete uns ein Polizeimann, daß wir zurück zu fahren und uns an die Reihe nach der uns zugehenden Tour anzuschließen hätten. Es war dies bis Regents-Quadrant, und noch weit hinter uns sahen wir die Queue der mannigfaltigsten Fuhrwerke bis zu Haymarket reichen. Nicht minder gedrängt soll es in Oxford-Street gewesen seyn; denn vergessen Sie nicht, daß der einzelne Berichterstatter nur immer von seiner Umgebung berichten kann.

Wenn man in Piccadilly so weit vorrückt, als James-Park anfängt, so breitet sich auf der linken Seite eine weite Aussicht über

den Wiesengrund des Parkes bis Buckingham Palast aus. Der Raum beträgt recht wohl in Länge und Breite eine Viertelstunde. Hier stand es Kopf an Kopf, alle von der Absicht herbeigeführt, den Palast und wo möglich die Königin, in jedem Falle aber zu sehen, was nur irgend zu sehen. Die Schranken, welche die Rasenparterres gegen Eindringlinge schützen sollen, wurden wie Strohhalme niedergebrochen, und die Polizei war so klug, ihre Unzulänglichkeit einzusehen und dafür an anderen Stellen, wo es ihr leichter gelingen konnte, die Ordnung aufrecht zu halten.

Im Ganzen hat die Polizei auch ihren Ruf gerechtfertigt; wenigstens würde es in keiner anderen Stadt des Kontinents möglich gewesen seyn. 4200 Konstablers waren auf den Beinen, mit Nichts weiter bewaffnet als ihrem Stabe und dem Palladium des Gesetzes. Ich habe mehrere Mal gesehen, daß ein solcher erhabener Stab Hunderte des gemeinen Volkes, die sich in wildem Drängen überstürzten, nicht minder als den berrschen und gepuderten Kutscher des Lords, welcher außer der Linie fahren wollte, zum stehen brachten. Eine einzige Scene der Widersetzlichkeit sah ich im Hyde-Park. Ein Arbeiter hatte den Gipfel eines Baumes erklettert, um von oben das Schauspiel des königlichen Zuges zu genießen. Ein Polizist bedeutete ihm, herabzukommen, da es verboten sey. „Yes!“, rief der Bursche, „when all is over!“ Der Polizist behakt nochmals und drohte, ihn zu holen. „Come if you can!“ war die Antwort. Das Zwiegespräch hatte einen großen Kreis Neugieriger versammelt, die unwillkürlich für den Burschen, der wie ein Vogel in seinen Zweigen saß, Partei nahmen, zumal, als der Polizist taktlos genug war, auf den Baum zu klettern, um den Insubordinirten herabzuholen. Er konnte ihm natürlich nicht beikommen und rief Kameraden zu Hülfe. Bald hing der Baum voll von Polizisten, was in der That einen äußerst komischen Anblick gewährte. Endlich kam es zur Kapitulation, und der viel Gelängstigte verwahrte, herabkommen, wenn man ihn dann laufen lasse. Als er aber den Boden erreicht hatte, wollten sich die Polizisten seiner bemächtigen. Dagegen erhob sich denn aber allgemeiner Widerstand. „Wort halten!“ rief es von allen Seiten, und da die Häscher ihre Beute nicht freiwillig lassen wollten, so wurde sie ihnen mit Gewalt entrissen. Aehnliche Scenen mag es auch anderwärts gegeben haben; allein von einer irgend systematischen, vorbedachten Störung oder gar feindseligen Demonstration, wie politische Geisterseher befürchtet hatten, war auch nicht die geringste Spur zu entdecken. Es war wohl, was man mob — Pöbel — nennt, zahlreich vorhanden; allein er betrug sich mit großem Anstande und hielt selbst in seinen Aeußerungen an sich. Dazwischen sah man alle gebildeten Klassen, Männer und Frauen, wohlgekleidet und Stunden lang im Gedränge, die Ankunft der Königin erwartend. Seine Königin gesehen zu haben, ist für den gut erzogenen Engländer eine wahre Gewissenssache, und ich glaube, für manchen Provinzialen würde die Ausstellung ohne die königliche Prozession nur den halben Werth gehabt haben. Die Engländer sind übrigens in diesem ihrem Kultus so zudringlich, daß Ihre Majestät es nicht mehr wagen darf, ohne Gefahr, erdrückt zu werden, an öffentlichen Orten zu erscheinen. Darum ist Brighton verlassen, darum sind im Besuche Windsor's Beschränkungen eingeführt worden.

Militär war nur wenig zu sehen, an den Eingängen des Krystall-Palastes und im Hof von Buckingham-Palast waren einige Kompagnien Grenadiere aufgestellt und in gewissen Entfernungen der Straßen, welche die Königin passirte, hielten schwache Pikets der Garde zu Pferde, wovon auch etwa zwei Schwadronen den Zug eskortirten. Das Militär war nur Ehren- nicht Sicherheitswache, es stand unter der Polizei und hatte nicht das mindeste Recht bewaffneter Einschreitung. Um allen Eventualitäten zu begegnen, waren allerdings zwei Regimenter in den Kasernen konsignirt, indeß war von dem kriegerischen Apparat, den man bei uns bei den mindesten Anlasse entfaltet, gar nicht das Geringste zu sehen. Auch hier sind sehr übertriebene Nachrichten verbreitet worden. Die sonst aus 3000 Mann bestehende Garnison Londons mag etwa verdoppelt seyn, wovon indeß der größere Theil in Greenwich und Woolwich untergebracht ist. Eben so wenig ist die alte schöne Gastfreiheit Englands durch peratorischen Maßregeln beeinträchtigt worden. Wir alle und so noch viele Andere haben dieses Land betreten und bewohnen es, ohne über Namen, Stand, Charakter und Beschäftigung ein peinliches Verhör erduldet zu haben. Mag es seyn, daß eine geheime Aufsicht Statt findet, man spürt sie nicht, und jedenfalls wird sie dem alten Gebrauch der Bürger- und Menschenrechte niemals zu nahe treten.

Nach der Regel: l'exactitude c'est la politesse des rois verließ die Königin Punct 11½ Uhr, begleitet von ihrem Hofstaate in sieben Wagen, den Palast. Sie war, was man sagt, „in state“, d. h. im Staat. Natürlich lag darin eine bindende Pflicht für alle zur Theilnahme an der Eröffnungsfeier Zugelassenen in full dress zu erscheinen, wofür hier zu Lande, wo die Uniformen nur selten sind, das weiße Halstuch die rigueur ist. Sie mögen denken, welche glänzende Gesellschaft sich in der Zwischenzeit im Krystall-Palaste vereinigt hatte. Alle weltlichen und geistlichen Würdenträger, die Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst, die Mitglieder des Parlaments, die Diplomatie, die Fremden von Auszeichnung, sodann die Inhaber der s. g. season tickets (Billets für die ganze Saison), wohl sämmtlich der besten Gesellschaft angehörig; selbst die Aussteller und ihre Kommission, im Ganzen wohl eine Zahl zwischen 20- bis 25,000. Und doch wie gering war davon der Raum beschränkt, wie zeigte er nicht Lücken und weite freie Stellen, die das Doppelte und Dreifache hätten fassen können! Um Jedermann einen bequemen Anblick des königlichen Zuges zu gewähren, standen die Reihen nicht mehr als drei Mann hoch. Der Halbkreis des Transepts bei dem Eingange war von einem Kranz der schönsten Frauen Englands eingenommen, eine lebendige Ausgabe der Keepsake Beauties. Schlag zwölf Uhr erklangen die Fanfaren der Trompeten, und zeigten der ungeduldig wartenden Menge den Augenblick an, daß die Königin das Gebäude betreten habe.

In der Mitte des Kreuzschiffes war ein sogenannter „Transept“ war eine Platform errichtet, worauf ein Thronsessel stand, mit Purpursammt ausgeschlagen und Rahmen und Gestell reich mit Gold verziert. Vor der Platform war die in prachtvollem Glas gearbeitete Fontaine ihren Wasserstrahl aus und ergänzte, von den durchfallenden Sonnenstrahlen getroffen, in den bunten Farben des Regenbogens. Hinter der Platform war eine grüne Wand aus den schönsten Gewächsen und Pflanzen gebildet, worin die weltberühmten Treibhäuser des Herzogs von Devonshire in dem nahen Chiswick die herrlichsten Exemplare geliefert hatten. Alles überragend erhob sich die in den Palast eingebaute Ulme des Parks und bildete mit ihrer im ersten Grün des Frühjahrs prangenden Krone ein natürliches Laubdach. Von den oberen Gallerien hingen die kostbarsten Teppiche nieder, und wie eine Fata Morgana glänzten uns in weiter Perspektive rechts und links die Schätze der Welt entgegen.

Von dieser wohl noch nie dagewesenen Vereinigung gewaltiger Einbrücke mußte auch die schwächste Phantasie hingerissen werden. Wenn man die Ausstellung ins Einzelne zergliedert, so ist sie unendlich materiell; aber in dem Ensemble, worin sie uns jetzt vor Augen trat, fiel aller schwere Stoff von ihr ab, und sie idealisirte sich zu einer Poesie, welche kein Dichter noch Maler erreichen und der vollendetste Künstler nicht darstellen konnte. Ich glaube, daß ein solches Schauspiel wirklich einmal etwas Neues war und Niemand, wie viel er auch in der Welt gesehen, blasirt genug seyn konnte, um davon nicht tief ergriffen zu werden. Der Ausstellung, wie lange sie immer besteht, wird das Interesse geschert bleiben; allein die Stimmung des Augenblicks der Eröffnung kann Niemanden mitgetheilt werden, der nicht selbst zugegen war.

Ein donnerndes Hurrah begrüßte die Königin bei ihrem Eintritt. Mit jener gutherzigen Anmuth, welche ihr eigen ist, und mit dem wahrhaft königlichen Bewußtseyn, die Liebe und Achtung eines freien Volkes zu genießen, schritt sie an der Seite ihres Gatten der Platform zu, nach allen Seiten grüßend und dankend. Sie war

reich, aber ohne Ueberladung gekleidet und hatte überhaupt an dem Hofceremoniel, welches bei rein englischen Feierlichkeiten streng eingehalten wird, mit klugem Takt bei dem gegenwärtigen Anlaß vielerlei gekürzt und vereinfacht. Prinz Albert trug Uniform und den Orden des Hosenbandes. Von den Kindern waren der Prinz von Wales, ein blühender, blickkluger Knabe mit unverkennbar deutschem Ausdruck, und die älteste Prinzessin zugegen. Von fürstlichen Familien auswärts wohnten der Prinz von Preußen nebst Gattin, Sohn und Tochter, der Prinz Heinrich der Niederlande und der Prinz von Sachsen-Weimar der Festlichkeit bei.

Als die Königin sich gesetzt hatte, wurde unter Orgel- und Orchester-Begleitung die National-Hymne gesungen. Obgleich über 300 Sänger mitwirkten, verlor sich doch in dem ungeheuren Raume der Klang fast spurlos. Nur die Töne der Orgel, ein Meisterwerk englischer Baukunst in diesem Fach und zur Ausstellung gehörig, brausten durch und sollen bis an anderen Ende des Palastes wie eine Harmonika geklungen haben. Nach Beendigung des Gesanges trat Prinz Albert als Vorstand der englischen Kronkommission und nominellter Leiter des ganzen Unternehmens, begleitet von allen Mitgliedern, vor die Königin und las einen kurzen Bericht der seitherigen Verhandlungen. Die Königin erwiederte darauf in einer Rede, die ihr von dem Minister des Innern, Sir G. Grey, überreicht worden war. Sie las mit jener klaren, festen und zugleich lieblichen Stimme, die überall hin gut verstanden wird und ihr unwillkürlich die Herzen der Hörer zuwendet. Von ihr können manche Fürsten des Kontinents lernen, wie man sprechen muß, um sich beliebt zu machen; aber freilich, das politische Extemporiren muß eine Königin von England bleiben lassen.

Nach der königlichen Rede hielt der Erzbischof von Canterbury das Gebet der Einweihung, worin er den Segen des Himmels auf diese friedliche Vereinigung der Völker erflehte. Sobald das Gebet vorüber war, erhob sich Ihre Majestät und hielt einen feierlichen Umzug durch den ganzen Palast. Außer dem Hofstaate und den fremden Gästen schlossen sich demselben an die Mitglieder des englischen Comité's, die Vorstände der fremden Comités, siebenunddreißig an der Zahl, und das diplomatische Korps. Auf diese Weise bekamen alle Anwesenden die Gelegenheit, die Königin zu sehen und zu begrüßen, und es wäre schwer zu sagen, wo die Hurrahs am lautesten ertönten. Nach ihrer Rückkehr zur Platform erklärte die Königin die Ausstellung für eröffnet, und eine dreifache Salve verkündete der Hauptstadt den feierlichen Moment. Um 1 Uhr war die Ceremonie zu Ende, und die Königin kehrte auf demselben Wege, den sie gekommen, und auch von den außen stehenden Volksmassen überall mit Freudenruf empfangen, nach Buckingham Palast zurück.

Von dem langen Warten und Stehen und dem durchdringenden Lärm des Tages waren die Meisten so ermattet, daß sie nach Hause drängten, um einige Ruhe und Erholung zu suchen. Allein jetzt erst zeigten sich die Schwierigkeiten, die Million von Menschen, welche nach allen Seiten auseinander stoben, nur in irgend leidlicher Ordnung zu halten. Die Kräfte der Polizei waren erschöpft, und dann kam es nunmehr nicht weiter darauf an, die Zugänge frei zu halten. Die eigentliche Feier war glücklich vorüber, es mochte nun Jeder selbst sehen, wie er am schnellsten und bequemsten nach Hause komme. Freilich ist ein solches Gehenlassen nur in England möglich, wo das Volk durch sein Selfgovernment eine gewisse gleichartige, praktisch verständige und anerkannte Haltung erworben hat. Um die Lösung des Chaos recht behaglich anzuschauen, bestieg ich beim Austreten aus dem Krystall-Palast die Omnibse des ersten, besten Omnibus, der von Kensington zur Stadt ging. Und ich bereue es nicht, obgleich wir oft halbe Stunden lang in einer unübersehbaren Wagenburg festgerannt saßen, dann einige Schritte vorrücken und erst nach Verlauf von drei Stunden in Charing Croß anlangten. Ich erinnere mich von meinem ersten Aufenthalt her der Epsom races und der Straße dahin, welche gleichfalls mit Tausenden von Fuhrwerken bedeckt war und für die bewegteste Darstellung des Londoner Lebens galt. Allein es wäre lächerlich, sie mit dem gestrigen Tage zu vergleichen. Wie viele Menschen glauben Sie z. B., daß in und auf unseren Omnibus geladen waren, welche hier gewöhnlich dreißehn innen und fünf außen faßt? Instre mochten nicht mehr seyn, aber Outside saßen wir fünfzehn. Und es waren nicht etwa Leute aus den unteren Ständen, sondern von Bildung und Klang, deren schwarzer Frack und weiße Cravate anzeigten, daß sie von der Feier kamen. Viele hatte das Schauspiel heraufgeführt, Vielen, die keinen Cab finden konnten, noch dessen enorme Preise zahlen wollten. blieb nichts Anderes übrig Sie lagen auf dem Dache des Wagens mit herabhangenden Beinen. Ich hatte schnell zugegriffen und das Glück gehabt, den Platz neben dem Kutscher zu erwischen, so daß ich ohne Besorgniß mich dem Schauen überlassen konnte. Anfangs ist man etwas unruhig in Betreff des Fahrens und der Möglichkeit des Umwerfens; bald gewöhnt man sich aber daran und vertraut nicht nur der Geschicklichkeit und der Ruhe seines eigenen Kutschers, sondern auch der Geschicklichkeit und Ruhe aller übrigen, denen man begegnet. Diese Allgemeinheit ist es, was England auszeichnet. Die viele Tausende Menschen sich auch in den Straßen drängen, sie verstehen zu gehen und auszuweichen, und man rennt hier weniger mit den Leuten zusammen, als in einer kleinen deutschen Stadt.

Wenn man der Sprache so mächtig ist, um die etwas derbe, viel abbreviirte Unterhaltungsweise des Volkes zu verstehen, so bietet sich Gelegenheit, jene humoristischen Gemeinheiten, für deren Beobachtung Herr Dickens mit Recht alle Anerkennung genießt, nach dem Leben zu studiren. Besonders interessant sind die Zwiegespräche der Omnibusführer und Conducteurs unter einander und mit den Cabinen. Pferde führen ist in England ein sehr fashionables Gewerbe, und mancher Herr aus der Gentry, der sich ruinirt, verwünscht die Eisenbahnen, welche die Stage-coaches dermalen fast ganz unterdrückt haben. Noch vor acht Jahren waren dieselben, wenigstens nach den kleineren Städten des Inlandes, in Gang, und ich denke mit großem Vergnügen an eine solche Fahrt zwischen Brighton und Portsmouth. Prächtige Pferde, sauberes Geschirr, ein auf besten Federn ruhender Wagen, und dann eine Fahrt ventre à terre mit häufigem Wechsel der Stationen, waren Einreize, so mannigfaltig und anregend, wie sie bei der Einförmigkeit der Eisenbahnen nicht mehr vorkommen. Ich sehe noch den Coachman in weißem Hut, großem Ueberrock, den Shawl bis unter die Nase gebunden, en toilette exquise mit vornehmem Anstand die Rosse lenken. Weiter thut er nichts. An der Station angekommen, wirft er Zügel und Peitsche dem Hausknecht zu, der sie ihm beim Aufsitzen demüthig überreichen muß. Ist bei der Bespannung etwas verfehlen, so ordnet er nur an, selbst greift er niemals zu. Mit den Passagieren steht er auf bestem Fuße, trinkt, speist und spricht mit ihnen als ihres Gleichen, und ich gestehe, daß ich in größter Verlegenheit war, ihm am Ende der Reise die Fee (Trinkgeld) in die Hand zu drücken. Es läßt sich denken, daß so ein Kutscher sich gut stand, denn die Reisenden, meist vornehme Leute, sahen in ihm einen ehemaligen Standesgenossen und gaben ihm das Doppelte und Dreifache dessen, was ihm sonst gebührt hätte. Diese Zeiten sind so ziemlich vorbei; nur in die Umgegend, wie nach Richmond, Windsor, Harrow u. s. w. gibt es noch Stage-Coaches, die von alten Getreuen erhalten werden. Dem ruinirten Gentleman bleibt jetzt nur noch der Turf (der Rennplatz), und dazu gehört doch immer einiges Geld.

Unsere Omnibus-Kutscher sind nun zwar keine Gentlemen der geachten Gattung, aber doch ganz respectable Leute, gut gekleidet und jedenfalls in der geselligen Rangordnung einige Stufen höher, als der Conducteur, der nur zu öffnen und das Geld einzunehmen hat. Den gestrigen Tag feierten auch die öffentlichen Fuhrwerke. Ueberall sah man Bänder und Blumen an den Stirnen der Pferde, und der Kutscher eines Citz-Omnibus trug so gut seinen Strauß vor der Brust, als sein vornehmer Kollege in Belgrave Square. Man sah gestern den ganzen Reichthum der Equipagen Londons

versammelt — keine Stadt der Welt kann darin mit entfernt sich an die Seite stellen. Von den Pferden gar nicht zu sprechen, so ist jetzt der englische Wagenbau so vollendet, daß man in seinem Bette nicht elastischer ruhen und im Wagen selbst noch weniger Geräusch hören wird, als außerhalb.

Die Leser werden mir die Abschweifung gütigst nachsehen. Indem die Briefe im Feuilleton ihren Platz finden, ist gesagt, daß die Eindrücke meines hiesigen Aufenthalts in einer allgemeinen Darstellung sich bewegen dürfen. Dann ist in einer Stadt, wo die Hälfte der Bevölkerung sich täglich eines schnelleren Fortkommens als ihrer Beine bedienen muß, das öffentliche Fuhrwesen von großer Bedeutung, und zuletzt war das Interesse der gestrigen Feier nicht minder außerhalb als innerhalb des Krystall-Palastes, und sprach sich besonders in der kolossalen Entfaltung von Massen aus, wie sie vielleicht noch niemals versammelt waren. Einzig war der Anblick bei Hyde-Park Corner, wo Piccadilly mündet und der königliche Zug passirte. Die Dächer der umliegenden Häuser waren wie verschwunden, man hatte sie buchstäblich abgedeckt, um Ausblick zu gewinnen. Bis auf die Spitze der beiden Triumphbogen standen die Menschen, und ein verwegener Kerl hatte sogar die Reiter-Statue des Herzogs von Wellington erstiegen und saß auf der Kniebeugung des vorderen Pferdefußes. Einzelne Unglücksfälle mögen vorgekommen seyn — ich selbst sah einen Menschen fort tragen, der den Arm gebrochen —, von Einbuße eines Lebens hat man indeß nichts gehört. Der Londoner Cockney, d. i. Philister, ist ganz verwundert, daß die Frenchmen (jeder Fremde mit Bart heißt Franzose) sich so gut aufgeführt haben. Manche wollen es noch nicht glauben und erzählen sich von Attentaten auf die Polizei-Gewalt und dergleichen; aber im Ganzen werden wohl die Engländer endlich lernen, daß jenseits der Berge oder vielmehr hier des Wassers noch Leute wohnen, von denen eine richtigere Kenntniß als seither zu nehmen, ihnen für ihren eigenen Vortheil gar nicht schaden dürfte.

Der Festzug in Zürich am 1. Mai.

Folgendes ist das Programm des historischen Festzuges zur Jubelfeier des vor 500 Jahren erfolgten Eintritts Zürichs in den Bund mit Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern. In Bildern aus der Geschichte der fünf verbündeten Orte vom Jahre 1351 — 1700: 1. Der Reichsherold und der Reichspannerträger mit Gefolge, Alle erzgewappnet und hoch zu Roß, eröffneten den Zug. Kräftige Heldengestalten. Die Streithengste mittelalterlich geschirrt und behangen. Denselben folgten die Panner der fünf Ort 1351. 2. Der Ritter Brun, Bürgermeister zu Zürich, seine Räthe und die Gevaltboten der fünf Orte. (Zürich erhielt gleich damals die Ehre des Vorstyes von den bescheidnen Waldstätten eingeräumt.) 3. Der Bund der Zünfte mit den Junkern. 4. Helmehr aus der Schlacht bei Tättwyl. Jubelnde Eidgenossen zu Roß und zu Fuße, denen ein Wagen folgt mit den Siegestrophäen: feindliche Panner, Helme, Rüstzeug und Waffen. 5. Auszug der Eidgenossen zur Schlacht bei Sempach. 1386. Unter den Bewaffneten ragen die Träger der fürchterlichen Morgensterne hervor. 6. Die große Bauhütte in Zürich. 1400. (Ein damaliger Künstlerverein.) 7. Die Böcke von Zürich. Eine berühmte Genossenschaft von Helden. 1444. Gefürchtete Waghälse. 8. Heimkehr eines Gewalthaufens aus den Burgunderkriegen. 1477. Hans Waldmann als Heerführer. Zwei eiserne Felsschlaugen im Gelette. 9. Die Helden im Schwabenkriege. 1499. Bewaffnet mit Schwertern, Schlachtbeilen und furchtbar blitzenden Flammbergen. Als Beute bringen sie die Fahnen, die sie im Felsstreit den stahlharten Mannen vom Berglaud Tyrol entrissen. 10. Hauptschießen in Zürich. 1504. Ein fröhliches Schützenfest und Trinkgelage. Die Armbrust und Büchse wird gehandhabt. Hans Jörg Tummelhausen von Innsbruck, der als Gast gekommen, gewann den ersten Preis. Die Preischenmeister zählten den Händelsüchtigen ihren Lohn auf den Hosen auf unter dem Gelächter der Umstehenden. 11. Auszug zur Schlacht von Marignan. 1515. Die erste Schlacht, welche die Eidgenossen verloren. 12. Der Metzger-Umzug am Aschermittwoch. 1675. Ein großer Bär, der den Feind vorstellt, wird an der Kette von den gewaffneten Metzgern geführt, welche am Aschermittwoch 1350 (die Mordnacht in Zürich) durch ihre Tapferkeit das Meiste beigetragen, die verrätherisch eingeschlichenen Feinde zu besiegen und die Vaterstadt zu retten. Bis auf den heutigen Tag wird am sogenannten Sechseläuten (im Frühjahr) diese Gedächtnißfeier noch begangen. 13. Bürgermeister Heinrich Escher's Heimkehr von Paris 1688. Im ganzen war dieser Festzug, der gegen 1100 Theilnehmer zählte, eine prachtvolle Erscheinung. Die Kostüme, alle treu historisch, boten ein großes Interesse. Jammerschade, daß die Witterung das Schauspiel so wenig begünstigte. Namentlich die Künstler und Handwerker des sechsten Bildes traten in ihren schönen Sammtkleidern mit Kapuzen und in ihren farbigen Tricots von Nässe. Aber trotzdem stimmten sie fröhlich ein vaterländisches Lied an. Störend war es, daß hie und da ein stahlgepanzerter Ritter zu Pferde eine Cigarre schmauchte. Allein der fatale Regen ließ Manchen aus der Rolle fallen.

Pot-Pourri.

Soyer's Einladung.

* Der in unserer gestrigen „Abendzeitung" erwähnte Einladungs-Brief des Restaurant Soyer, der uns aus London frankirt zukam, lautet:

„Gore House Kensington London,
Residenz der verstorbenen Gräfin von Blessington,
dem Glas-Palast gegenüber.
April 1851.

Mein Herr!

In diesem gleich wichtigen als interessanten Augenblicke, in welchem die Industrie aller Nationen beschäftigt ist, ihre Produkte zu der großen Londoner Ausstellung einzusenden, bin ich überzeugt, daß auch Sie eilen werden, Ihren Lesern Ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Da ich auf Ihre Gegenwart und eines großen Theils der Herren Redakteuren europäischer Zeitungen rechnen darf, habe ich mich entschlossen, der Presse im Allgemeinen ein Gastmahl in dem großen Etablissement darzubieten, welches ich in diesem Augenblick bestätigt bin unter dem Namen von „Großes und Allgemeines Symposium" zu errichten, und in welchem 5 bis 6000 Personen zusammen sehr bequem speisen können. Es wird für mich dies eine Gelegenheit darbieten, der Presse hierdurch meinen Dank auszudrücken für das außerordentliche Wohlwollen derselben, und zugleich meinerseits die Fortschritte der europäischen Kochkunst derselben vorzulegen.

Sehr geehrt werde ich mich fühlen, wenn Sie oder Jemand Ihre Stelle vertretend mir die Ehre Ihrer Gegenwart gönnen, und meine Einladung zu meinem Inaugurations-Gastmahl für den 15. Mai Abends um 3 Uhr gütigst annehmen wollten.

Ich habe die Ehre ꝛc. ꝛc. A. Soyer."

Sonderbares Urtheil.

Der „New-York-Herald" verkündet ein gegen einen gewissen Adam Daue gefälltes gerichtliches Urtheil. Es lautet auf 75jährige Gefängnißstrafe.

Die Fortsetzung der „Abenteuer eines Flüchtlings" folgt in der nächsten Nummer des „Sammlers".

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nro. 39.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 14. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Prolog

zu der am 3ten Mai 1851 zum Besten des Spitals für arme Kinder in München veranstalteten dramatischen Abendunterhaltung.

Gedichtet und vorgetragen von Dr. Dingelstedt.

Seyd mir gegrüßt im gold'nen Fürstensaale,
Hochedle Frauen, vielgeehrte Herrn!
Welch fest'ner Kreis! In majestät'schem Strahle
Welch reicher Abendhimmel, Stern an Stern!
Was diese Erde kennt an Glück und Glanze,
Was groß und schön und herrlich nur erscheint,
Ich seh' es in bewundernswerthem Kranze,
Als wär's zu einem hehren Fest vereint.

Ein greller Sprung! — Ich führ' Euch wenig Schritte
Hinweg von hier, zu einem nied'ren Haus;
Dort blinken hell's, aus grüner Bäume Mitte,
Dem Schmutz der Armuth, schaut es still heraus.
Wir läuten an der dunklen Bretterpforte,
Sie thut sich auf, wir treten ein zumal,
Wir sind — Erbebt nicht vor dem Schreckensworte —
Wir sind — — im armen Kinderhospital!

Da steh'n sie nah' beisammen, kleine Lager,
Mit schmalen Linnen kärglich zugedeckt,
Aus deren harten Kissen bleich und mager
Ein Köpfchen blickt, ein Aermchen schen sich streckt,
Und draußen in des Gärtleins sand'gen Gängen
Schleicht hier und da ein winzig Paar umher:
Wie Blumen lassen All' die Häupter hängen, —
Sie seh'n die nächste Sonne wohl nicht mehr!

Ein krankes Kind! Wer hätte von uns allen
Dies rührendste der Bilder nicht gesch'n,
Wer nicht gehört das bange Schmerzens-Lallen,
Des jungen Athems fieberheißes Weh'n?
Wer stand nicht schon an einem theuren Bette,
Worin der Liebe süßer Erstling litt,
Und flehte heiß zum Himmel: „Rette, rette!
Nimm ihn nicht, oder nimm mich selber mit?!"

O wohl den Kleinen, welche treue Pflege
Und weise Kunst mit Leben neu beseelt,
Und weh' den Müttern, den am Scheidewege
Von Seyn und Nichtseyn solch ein Segen fehlt!
Für sie ward jenes nied're Haus gegründet,
Und als die Stätte dieses Hauses brach,
Hat sich die Liebe mit der Kunst verbündet
Und beide helfen fromm dem Hause nach!

Ja doch, habt Dank, daß Ihr mit reichen Gaben
Auf unser Flehn das wankende bedacht;
Nun können sich die kleinen Gäste laben
Und sorglos wieder schlummern manche Nacht,
Nun wird die Noth sie nicht so bald vertreiben
Aus ihrem letzten einzigen Asyl,
Und dieses mag gesichert stehen bleiben,
Weil's Eu'rer Gnade also wohlgefiel.

Was wir für deren edle Spenden bieten
Nehmt gütig hin, wie wenig es auch ist,
Und richtet mild der Kunst beschränkte Blüthen,
Weil ja die Armuth ihre Frucht genießt;
Das kleine Spiel, das wir für Euch erfunden,
Wird schnell vorbeigehn, wie's begonnen hat;
Euch aber bleibt, nachdem es längst entschwunden,
Stets das Bewußtseyn einer schönen That.

Wo Euch ein Kind auf Eurem Weg begegnet,
Dann Ihr das eigene an den Busen drückt,
Da seyd Ihr von den Waisen fromm gesegnet,
Die dieses Abends Ernte hoch beglückt,
Da tönt in Euch, das Ihr so gut vernommen,
Das Wort des Herren, Engelchören gleich,
Das Wort: — „Die Kindlein lasset zu Mir kommen,
Denn wahrlich ihrer ist das Himmelreich!"

Abenteuer eines Flüchtlings.

Von S. Manovill.

(Fortsetzung.)

Ich konnte fürs Erste nichts Besseres thun, als mein Kunststück mit den Silberzwanzigern zu wiederholen. Es gerieth auch hier, der Kellner erlangte glücklich eine Eisenbahn-Karte nach Cilli für mich. Ich dankte Gott, als ich glücklich im Waggon saß und der Zug mit rasender Schnelligkeit einherbrauste. Dann überlegte ich, wie ich in Cilli bei der Ankunft dem Vorzeigen des Passes entgehen wolle. Als wir ankamen, und während die übrigen Passagiere aussteigen, machte ich mir an meinem Gepäck zu schaffen, schloß dann, als Alle den Waggon verlassen hatten, vorsichtig die Thür und blieb im Waggon. Schaute Jemand zufällig hinein, so stellte ich mich schlafend. Nach ungefähr einer Stunde hörte ich, wie irgend ein Schaffner oder Beamter die Thür des nächsten Wagens öffnete, und machte mich auf sein Erscheinen auch in meinem gefaßt. Richtig! er kam auch zu mir; ich schnarchte aus Leibeskräften.

Aber was machen Sie denn, Herr! rief er mir erstaunt zu, indem er mich heftig schüttelte.

Sind wir schon angekommen? lallte ich.

Schon über eine Stunde, Herr! Sie müssen wirklich einen festen Schlaf haben.

Ach! rief ich erschrocken, dann habe ich vielleicht die Stunde der Abfahrt der Post verschlafen. Ich wollte über Laibach und Adelsberg nach Triest.

Es ist die höchste Zeit, entgegnete der Beamte; kommen Sie, vielleicht erhalten wir noch eine Karte.

Dies gelang denn mit Hülfe des Schaffners auch wirklich, und ich war wiederum glücklich der Gefahr entgangen. In ähnlicher Weise schwärzte ich mich durch Laibach, wo mich wieder meine Kolik rettete. Am nächsten Tage fuhr ich wohlbehalten mit der Post gen Triest zu.

Unterwegs lud ich auf der Station, wo die Reisenden zu dinniren pflegen, den Conducteur zum Mittagessen ein, um mit ihm wenigstens meine Freundschaft zu erwerben und gleichzeitig nach Triest zu kommen. Ich bewirthete ihn fürstlich und war bald mit ihm im freundschaftlichsten Vernehmen.

Es ist verdrießlich, sagte ich zu ihm, daß ich schon morgen denselben Weg, den wir jetzt machen, zum Theil wieder zurück legen muß.

Wie so, mein Herr? fragte er erstaunt.

Ach, gab ich zur Antwort, ich habe in Obschena dringende Geschäfte (Obschena ist ein Ort nahe vor Triest) und muß deshalb Morgen von Triest wieder dahin zurück. Das ist doppelte Mühe für mich.

Wissen Sie was, sagte der Conducteur zuvorkommend, ich lasse Sie jetzt auf meine Gefahr in Obschena aussteigen und gebe Ihnen einen Schein, daß Sie morgen mit der Post vollends nach Triest fahren können.

Wie jubelte ich innerlich!

Sie erweisen mir dadurch einen großen Gefallen, entgegnete ich ihm. Kellner, bringe noch eine Flasche!

Ich füllte die Gläser von Neuem, und wir stießen an.

Und mein Gepäck, Herr Conducteur, lassen Sie wohl zum Hotel Metternich, oder, wie es jetzt heißt, Hotel National bringen? fuhr ich fort.

Auch dieses versprach mir der freundliche Mann, mahnte dann aber zum Aufbruche, um zur bestimmten Zeit auf der nächsten Station ankommen zu können. Wir stiegen ein, in Obschena verließ ich den Wagen und ging zu Fuß durch die Wein- und Obstgärten nach Triest, wo indeß mein Gepäck schon angelangt war.

Da lag sie vor mir, die weite, freie See! Sehnsuchtsvoll stand ich am Strande und schaute sehnsüchtig auf die wallende Fläche hinaus, mir die Schwingen der Möve oder wenigstens ein schnelles Fahrzeug wünschend, welches mich sicher zur gastlichen Küste Englands oder zu einem anderen neutralen Strande trüge. Ach, Schiffe lagen genug im Hafen, aber nicht für mich, den Menschen ohne Paß! — —

Volle zehn Tage blieb ich in Triest, vergebens nach einer Gelegenheit zum Entkommen spähend. Ich beschloß, nochmals die Macht des Goldes zu versuchen, und kam abschlich jeden Abend erst nach Thorschluß in mein Hotel zurück, um dem Portier, der mir aufschloß, jedes Mal ein klingendes Trinkgeld zu geben. Die gute Seele glaubte zuletzt, ich sey kein gewöhnlicher Kaufmann, sondern ein verkappter Lord oder irgend ein russischer Fürst, er hatte den größten Respect vor mir. Das war, was ich wollte. Eines Abends sagte ich dem Portier, er möchte mich auf meinem Zimmer besuchen. Ich war entschlossen, mich diesem Menschen anzuvertrauen. Als er von seinem Collegen abgelöst wurde, flog er die Treppe herauf zu mir und trat schüchtern ein. Ich nöthigte ihn zum Sitzen, doch nur mit großer Mühe gelang es mir, seine Ehrerbietung zu überwinden. Aber die Ehrfurcht war bald verflogen, als ich nun begann, ihm meine Geschichte zu erzählen, und ihn schließlich bat, mir wo möglich einen Paß und einen Platz in einem Schiffe zu verschaffen.

Einen Paß?! rief er erstaunt. Glauben Sie denn, ich würde mich für Sie hängen lassen? Es ist unmöglich, Herr, so gern ich Ihnen gefällig seyn wollte.

Ich erschrack und bereute fast, mich ihm anvertraut zu haben. Werden Sie nur nicht zum Verräther an mir, sagte ich ernst, ich habe Ihrer Ehrlichkeit vertraut . . .

Fürchten Sie nichts, entgegnete er. ich will für Sie thun, was ich kann. Einen Paß kann ich Ihnen nicht besorgen, aber vielleicht doch einen Platz auf einem Schiffe.

Damit mußte ich zufrieden seyn. Der treue Portier hielt Wort, schon am nächsten Tage rief er mich nach der Mittagstafel bei Seite.

Herr, sagte er eilig zu mir, Herr, es bietet sich Ihnen eine Gelegenheit zur Rettung dar, aber Sie müssen sie annehmen, wenn es Ihnen auch schwer ankommt.

Ich thue Alles in der Welt, wenn ich nur fortkomme!

Sehen Sie ihn zum Hafen, sagte er triumphirend zu mir. Dort liegt der österreichische Kriegsdampfer „Maria Anna“, er segelt morgen nach Afrika, mit dem müssen Sie fort!

Auf der „Maria Anna“?! erwiederte ich; aber wie ist das möglich? Sie haben mir ja selbst gesagt, daß Polizei-Beamte bis zum letzten Augenblick auf jedem abfahrenden Schiffe bleiben, um die Pässe der Reisenden zu untersuchen, daß sie erst, wenn die Kanonen das Abschieds-Signal geben, das Fahrzeug verlassen. Und dazu noch auf einem österreichischen Kriegsschiffe!

Macht alles nichts! jubelte er. Sie sollen nicht als Passagier, sondern als Koch mitreisen. Unterbrechen Sie mich nicht, ich weiß, was Sie sagen wollen. Schauen Sie, der Schiffsarzt ist ein Bekannter meiner Frau, er ist eben in unserem Hause und sagte mich, ob ich ihm keinen guten Koch verschaffen könnte, der jetzige Schiffskoch sey ein Säufer und immer betrunken. Da habe ich gleich Ja gesagt und Ihnen den Posten zugedacht. Sie müssen Koch werden!

Koch? rief ich mit dem höchsten Erstaunen. Koch? Ich kann nicht einmal eine Wasserſuppe machen!

Desto besser, so sagt man Sie im ersten Hafen wieder fort.

Und bei alledem wird man doch Papiere von mir verlangen.

Auch dafür lassen Sie mich sorgen. Die Umstände sind Ihnen günstig. Ich habe schon ein hübsches Mädchen ausgesonnen. Vor einigen Tagen ist der Graf Telakini im Gebirge beraubt worden, er war genöthigt, seine Dienerschaft zu entlassen; Sie sind sein Koch, der Koch des Conte de Telakini, und bald Schriftkoch auf der „Maria Anna“! Was Papiere! — Bei einem Beraubten sucht man keine Papiere, sie sind Ihnen gestohlen worden!

Seine Beredsamkeit riß mich hin.

Sogleich stelle ich Sie meinem Doktor vor, rief er lachend. Der wird sich freuen, wenn er seinen noblen zukünftigen Koch sieht.

Ich konnte mich selbst eines Lächelns nicht erwehren bei dem Gedanken, wie ich mich wohl in der Jacke, die weiße Schürze vorgebunden und den Bratspieß oder Kochlöffel in der Hand, die so lange den Degen geführt hatte, ausnehmen würde. Eh bien, dachte ich, du hast ait oein Lebtag das Feuer nicht gescheut, nur Muth!

So ließ ich mich also dem Schiffsdoktor vorstellen.

Giovanni Battista, Koch Sr. Gnaden des Grafen de Telakini!

Ich verbeugte mich.

Ah, mein Sohn, also du willst Dienst bei uns nehmen? sagte der Doktor, ein kleines, wohlgenährtes Männchen. Das ist ja schön, komme nur gleich mit zum Kommandanten, dem Major Haddeck.

Graf Haddeck, der Kommandeur des Kriegsdampfers, spazierte veroriesiblich und mißmuthig auf dem Verdeck umher, denn er hatte sehr schlecht zu Mittag gegessen. Aber es erheiterte sich das Gesicht Sr. Gnaden, als der Doktor ihm mich, den renommirten Koch einer bekannten Excellenz, mit großer Befriedigung vorstellte.

Das ist herrlich! rief der Graf. Gott segne die Schurken, die den Telakini plünderten! — Nun, und wie viel verlangst du monatlich?

Ein neuer Stein des Anstoßes für mich. Ich kannte das gewöhnliche Salaire eines Koches nicht.

Fünfzehn Gulden! rief ich aufs Geradewohl.

Du bist ein Dummkopf, sagte er sehr freundlich. Das ist zu wenig auf der See. Du sollst dreißig Gulden haben, und hier hast du etwas Handgeld.

Er drückte mir gnädig etwas in die Hand. Wann willst du eintreten?

Ich überlege, daß die „Maria Anna“ erst morgen abführe und ich also heute Abends schon eine Probe meiner Kochkunst ablegen müßte, wenn ich gleich eintrete.

Haltens zu Gnaden, erwiederte ich, morgen!

Nun, auch gut! Doch du mußt noch Einkäufe machen, hier

sind hundert Gulden (er nahm einige Banknoten aus seinem Portefeuille); vergiß nichts, mache deine Sachen gut, sorge für die Vorrathskammer!

Ich fuhr in einem Boote wieder ans Land und lief zu meinem Freunde, dem Portier.

Rathen Sie mir, was ich thun soll! rief ich ihm zu. Ich bin als Koch auf dem Schiffe angestellt, der Graf Dadreck hat mir hundert Gulden gegeben, um Einkäufe zu machen, und ich habe keine Idee von den Sachen, die in einer Küche gebraucht werden. Stehen Sie mir bei, helfen Sie mir handeln, Freund!

Er rieb sich freudig die Hände, da sein Plan so gut gelungen war, und entgegnete dann: Nur Muth! Sie kennen doch ebbare Dinge, kaufen Sie nur getrost ein, ich habe keine Zeit, mit Ihnen zu gehen. Aber einen guten Rath will ich Ihnen geben — kaufen Sie Sich ein Kochbuch! *)

Er hatte Recht, und es war mein Glück, daß ich seinen Rath befolgte. Sogleich rannte ich in eine Buchhandlung und holte mir „des Fürsten Schwarzenberg Leibkoch . . .“ ein ganz vortreffliches Opus!

Dann lief ich auf den Markt. Das Erste, was ich erblickte, war eine Frau, die einen großen Korb voll Eier feil hat.

Hm, Eier! dachte ich, die sind gut! Was kostet der Korb?

Drei Gulden, Herr!

Wie billig! sprach ich zu mir selbst. Hier, gute Frau, sagte ich, indem ich ihr drei Gulden reichte, nehmt und schafft die Eier auf das Schiff „Maria Anna“!

Darauf erblickte ich einen Bauer mit Hühnern. Was wollt Ihr für die Thiere?

Es sind vier Dutzend, entgegnete der Kerl, für acht Gulden C.-M. sind sie Euer.

Gut, bringt sie auf die „Maria Anna“! Und weiter ging ich. Vor mir stand ein gewaltiges Faß Sauerkraut.

Sauerkraut? Ein Leibessen der Herren Offiziere! Auch das Sauerkraut wurde erhandelt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach dem französischen Gesetze dauert die Schuldhaft nicht länger als fünf Jahre; ist diese Zeit abgelaufen, so muß der Verhaftete in Freiheit gesetzt werden, es sey denn, daß neue Forderungen gegen ihn erhoben würden.

zu jeder Stunde freigelassen werden. Sobald man bezahlt, ist man frei. Man führte den Engländer nach der Schreibstube; man weckte den Greffier, der in Schlafrock und Pantoffeln erscheint. — Lassen Sie mir die Pforte öffnen: ich will hinaus. — Ganz wohl, hier sind Ihre Akten: das Kapital ist 28,000 Frcs., hierzu 7871 Frcs. 80 Cent. Total-Summe: 35871 Frcs. 80 Cent. Sehr wohl! Sehr wohl! Vorwärts. Mein Rohr! — Aber um hinauszugehen, müssen Sie zahlen. — Sehr wohl! ich werde zahlen! mein Rohr, schnell! ich habe Eile. Hier ist die Marke, die ich, wie Sie mir sagten, aufbewahrt habe. — Aber, Mylord, man sagt Ihnen, daß Sie zahlen müssen, ehe Sie freigelassen werden. — Ganz richtig. Mein Rohr! — Zahlen Sie! — Mein Rohr! — Es entsteht eine Scene: der Greffier weigert sich, dem Engländer das Rohr zurückzugeben, ehe er bezahlt habe; der Engländer besteht darauf, vor Allem sein Rohr wiederzuhaben; der Engländer ist wüthend. Der Greffier ist erbittert, für nichts und wieder nichts gewekt worden zu seyn: Streit, Geschrei, Schimpfreden . . . Endlich bringt man das Rohr; der Engländer schraubt den Griff ab, nimmt die verlangten Banknoten heraus und geht von dannen.

*

Der dramatische Schriftsteller Herr Boulé spricht ungefähr wie — Demosthenes sprach, bevor er sich das Stammeln abgewöhnt hatte. Eines Tages präsentirt er sich, mit einem Manuscript in der Hand, bei Herrn Roqueplan, Direktor des Theaters des Variétés, und bittet um die Gunst, es vorlesen zu dürfen: „Wie viele Akte?“ frägt Herr Roqueplan. „Ein Einziger.“ „So lesen Sie, aber schnell, ich habe nur 30 Minuten Zeit.“ Herr Boulé setzt an, stottert, kommt nicht vom Fleck. Die Zeit verrinnt, er fängt an zu haspeln und würgt die Sätze, daß ihm der Schweiß von der Stirn läuft. Der unbarmherzige Zeiger an der Uhr marquirt 10 Minuten, und er ist kaum mit der ersten Scene zu Ende. Er macht eine übermenschliche Anstrengung und will galopiren, stolpert aber dreimal bei jeder Silbe. Der Zeiger avancirt, 20 Minuten sind bereits verstottert. In Todesangst überspringt er einige Couplets, endlich über ganze Scenen hinweg, und gelangt athemlos, mit einem Fieberpuls und in Schweiß gebadet, bei der letzten Entwickelung an. „Nicht übel,“ sagt Herr Roqueplan mit der ernstesten Miene von der Welt, „ein Stück, worin alle Personen stammeln, ist etwas Neues, aber die Liebhaberin hätten Sie doch nicht stammeln lassen sollen.“ „Ei bi bitte um Entschuldigung,“ erwiedert der bestürzte Autor, „es ist ta ta stammelt ja Nie nie niemand.“ „Was,“ fährt Herr Roqueplan auf, „es stammelt Niemand? dann hol' der Teufel das ganze Stück, dies war das einzige Interessante darin.“

*

Der Herr M. von L. hat das doppelte Unglück, die schönste Frau von Paris zu besitzen und eifersüchtig zu seyn. Ein Freund von ihm, eifersüchtige Männer haben immer theilnehmende Freunde, schafft ihm einen gewandten Agenten, der die geheimsten Schritte der Frau beobachten soll. Für jeden — Freund von Madame, den er entdeckt, werden ihm von Othello L. 100 Frcs. zugesteckert. Drei Tage darauf kommt die Spürnase zum unglücklichen Ehemann ganz freudestrahlend, hält die Hand hin und bittet sich 100 Frcs. aus. Herr L. zahlt und erfährt einen Namen. „Ich weiß noch einen,“ fährt der Agent fort, und hält die Hand hin; der vor Wuth zitternde Ehemann zahlt in einem fort, und notirt nach und nach 12 Namen. Er hat an einem Dutzend genug, rennt mit der Liste zu seiner Frau, um sie mit dem Namensregister nieder zu donnern. Madame L. lachte ihm in's Gesicht und bewieß ihm mit leichter Mühe, daß er mystifizirt sey. Die Wuth des Herrn v. L. sucht nun einen andern Ausweg, er begeht die Indiscretion, und verklagt den Agenten als Betrüger. Der Agent verlangt nun 20,000 Frcs., wenn er nicht zu seiner Rechtfertigung den Beweis für die Richtigkeit seiner Angaben vor dem Gerichte führen soll. Herr v. L. ist in Verzweiflung, geprellt ist er auf jeden Fall, aber von wem? Dies Fragezeichen ist die

Schlange, die an seiner Ruhe nagt. Läßt er es auf den Prozeß ankommen, so erfährt die Welt, daß er entweder ein — oder ein eifersüchtiger Esel ist; zahlt er die 20,000 Frcs., so kann er möglicher Weise für Beides zugleich gelten. Ueber das, wozu Herr L. sich endlich entschließen wird, stellt man in den Pariser Salons bereits Wetten an.

*

Nach dem Pariser Feuilleton der „Indépendance" hat eine respectable Wittwe in der Rue du Bac ein Etablissement gegründet „pour faire suivre les maris". Eine solche Beaufsichtigung des sittlichen Lebenswandels eines Ehemannes kostet 13 Frcs. täglich; es scheint, daß man auch Aufträge zur Beaufsichtigung von Frauen in der Rue du Bac annimmt — ja, es ist unzweifelhaft, wenn folgende Anekdote wahr ist: Madame F. begibt sich zu der industriösen Wittwe um einen Schmetterling von Gemahl beaufsichtigen zu lassen. Die Tagesköstlen summiren sich ohne Erfolg. Höchlich erfreut darüber, fordert Madame F. endlich ihre Rechnung. Sie hatte 65 Frcs nach ihrer Berechnung zu zahlen; aber zu ihrer Verwunderung erhält sie eine Note über 156 Frcs. Sie protestirt . . . Es kommt daher, sagt Madame F., weil Ihr Gemahl mir sieben Tage vom vorigen Monate schuldig geblieben ist — er hat sich seitdem bei mir nicht wieder sehen lassen. — Wie! er ließ mich beaufsichtigen? Welche Abscheulichkeit! — O nein, sie nicht, es war Demoiselle X. vom Theater Montansier, die er überwachen ließ!

Pot-Pourri.

Lord Mackintosh in Leipzig.

Der „Nürnberger Korresp." erzählt folgende nette Geschichte aus Leipzig. „Mackintosh!" Dieser ehrwürdige Name ist jetzt auf Aller Lippen, selbst der unempfindliche Meßfremde erhellert sein von des Geschäftes Mühen gefurchtes Antlitz und lauscht den breiten Erzählungen von den Fahrten und Abenteuern des genialen Fremden, der diesen Namen trägt oder vielmehr trug. Der Fremdling selbst ist nicht mehr in unseren Mauern; nachdem er 4 Monate lang der angebetete Günstling unserer höchsten Kreise war, lebt er jetzt nur noch in Liedern und in unserem Tagblatte, wo jetzt tagtäglich die leichtgläubige Zuhringlichkeit unserer „ersten" Familien, einem kecken Schwindler gegenüber, in allen Variationen gegeißelt wird. Die Sache ist einfach diese: Im Weihnachten begleitete ein junger Sohn Albion's unsere Stadt mit seinem Besuche. Als Engländer war er natürlich nobel genug für die feinsten Zirkel, und unsere erklusivsten Börsenmänner fühlten sich beglückt, wenn sie Arm in Arm mit dem weniger gebildeten als hübschen Burschen auf der Straße gehen konnten. Kein Ball, kein Soupé, keine Soirée, kurz kein gesellschaftliches Vergnügen ging vor sich, an dem nicht Mackintosh theilgenommen; und wenn die Herren den jungen Mann lieb hatten, so war das schöne Geschlecht geradezu vernarrt in ihn. Leider ist es Thatsache, daß in mancherlei Beziehung hiebei die Schranken des Anstands überschritten wurden, daß kleinliche Eifersucht die jungen und alten Dämchen zu einer förmlichen Hetzjagd nach dem angebeteten Engländer verführte, der sich vor lauter Zuneigung der Damenwelt kaum mehr retten konnte. (Daß wir keineswegs übertreiben, dafür mag der Umstand sprechen, daß sehr angesehene Damen im Tagblatt bereits mit ihren Namen genannt worden sind.) Was Wunder, daß die Frauen auf die Männer eifwirkten und daß unser guter Mackintosh, als er auf eine kleine Geldverlegenheit, in der er sich befand, ansprieite, sofort bei mehreren Handelshäusern offenen Kredit erhielt. Da aber das längst erwartete Geld immer nicht kam, auch einige plebejische Gläubiger endlich unangenehm wurden, wurde die Polizei aufmerksam auf unsern Helden. Das Ende vom Lied war, daß Herr Mackintosh seine Legitimationspapiere gefälscht hatte, daß er seines Zeichens ein ehrsamer Schneidergesell ist, daß er mittels Zwangspasses in die liebe Heimath befördert wurde, daß ein Dutzend Damen bei dieser Entpuppung des jungen Gentleman in Ohnmacht fiel, daß die berrächtlichen Schulden, die der brave Junge als theures Andenken an die schönen Tage von Aranjuez zurückgelassen, von den Damen seiner Bekanntschaft gemeinschaftlich bezahlt wurden und daß das große Publikum nun sich täglich im Tageblatt sein plebejisches Mütchen kühlt.

Ein wunderbarer Vorfall in Hamburg

wird von den „Jahreszeiten" erzählt. Vor ganz kurzer Zeit, schreiben sie, starb ein Marker in Hamburg, zu dessen Lieblingsgrillen der Wunsch gehörte, in demselben Begräbnißwagen auf den Friedhof gefahren zu werden, in dem auch seine ihm in's Jenseits vorangegangene Frau zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht worden war. Mehrmals bei seinen Lebzeiten äußerte er sich darüber zu seiner Familie und verlangte von dieser, daß sie, trotzdem daß die Begräbniß-Kommissionen einen neuen Wagen angeschafft und den alten außer Gebrauch gesetzt hatte, seine Leiche in diesem zu Grabe bringen lassen solle. Auch sprach er selbst darüber mit der Kommission, ohne eine bestimmte Antwort zu erhalten. Die Kommission meynte: der neue Wagen sey einmal da, der alte sehr schlecht und die ganze Sache doch nichts als eine Grille. So blieb es denn auch, bis der Mann eines Morgens todt von seinem Bette liegend gefunden wurde. (B. war in der Nacht vom Schlage getroffen.) — Der Sohn, welcher die Angelegenheit nicht weiter berühren wollte, stand von dem letzten Wunsch des Vaters ab und ließ es, um die Sonderbarkeit des Vahingeschiedenen nicht wieder in's Gerede zu bringen, bei dem neuen Begräbnißwagen bewenden. Aber nicht so der Zufall, das Geschick oder das Fatum, wie man will. Als der neue Begräbnißwagen nämlich am Morgen, da die Beerdigung stattfinden sollte, aus der Remise gezogen wurde, brach plötzlich eine Achse desselben ab und zwar so, daß dieselbe nicht sofort reparirt werden konnte und man sich genöthigt sah, die Zustucht zu dem alten, in Reserve gehaltenen Begräbnißwagen zu nehmen. So kam es, daß sich der Wunsch des Todten trotz allen Widerstandes der Lebenden dennoch erfüllte und seine Leiche in demselben Wagen zu Grabe gefahren wurde, in welchem auch die vorausgegangene Frau zur Beerdigung gebracht worden war.

Eine Prachtausgabe.

Vielleicht das prächtigste Buch, welches man kennt, wird jetzt in Brüssel vorbereitet; dasselbe wird aber erst nach 19 Jahren erscheinen, weil die Arbeiten nicht früher beendet werden können. Es ist dies im Auftrage eines reichen Privatmannes eine Ausgabe der „Nachfolge Christi" in gothischer Schrift. Sie wird 670 Seiten stark, jede Seite, von Guirlanden und andern Ornamenten in Blau und Gold eingefaßt, ist ziemlich eine Elle hoch und 18 Zoll breit. Dazu kommen 114 meisterhafte Kupferstiche nach Gemälden der großen Flamändischen Meister Eyk, Hemling, Bourbus u. s. w.

Vermählungs-Anzeige.

Das „Watab Journal", ein Blatt, welches zu Watab, einem indianischen Dorfe oder Städtchen im Territorium Minnesota, dem nördlichsten Theile der Vereinigten Staaten, herausgegeben wird, enthielt neulich folgende interessante Heirathsanzeige: „Am 31. v. M. fand dieselbst die ehelche Verbindung von Maw-tee-to-ke-wan-bawdoutsch-ten, Esquire, mit Miß Wee-hun-nee-kee-koo-shay-haw-zheekam, vom Canton Wanata in Minnesota, statt. Der Redaktrur des „Watab Journal" nahm an den Festlichkeiten Theil, mit welchen dieses glückliche Ereignis gefeiert wurde, und ward als besondere Auszeichnung mit dem Hinterviertel eines Hundes traktirt."

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 40.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 17. Mai.

Abenteuer eines Flüchtlings.

Von S. Manovill.

(Fortsetzung.)

Ich erregte fast Aufsehen auf dem Markte durch meine großen Einkäufe, da ich nicht lange feilschte, sondern flott und in klingender Münze bezahlte. Jetzt drängte sich eine Obsthändlerin mit Melonen zu mir.

Das ist treffliches Dessert! dachte ich. Zudem liebe ich die Melonen leidenschaftlich.

Ich kaufte ein Dutzend Melonen um einen Gulden und drei Dutzend Artischoken zu einem Kreuzer das Stück.

Da ich früher lange in Italien gelebt und gesehen hatte, daß die Italiener den Zwiebelsalat lieben, so sah ich mich nach Zwiebeln um. Bald war auch ein Korb großer Meerzwiebeln erhandelt. Plötzlich fiel mir ein, daß ich die Hauptsache, das Fleisch, vergessen hatte. Geschäftig eilte ich zum Metzger.

Was kostet das Pfund Fleisch?

Sechs Kreuzer, Herr!

So geben Sie mir fünfundzwanzig — nein fünfundvierzig Pfund Suppenfleisch und dreißig Pfund Bratenfleisch.

Nicht umsonst stellte ich meine Forderung so, ich dachte: Der Metzger weiß besser, was zur Suppe und zum Braten geeignet ist, als du, und du kannst es bei der Gelegenheit von ihm lernen.

Dann eilte ich wieder zum Markte und kaufte Gemüse, Mehl und Milch ein; ich strengte mein Gedächtniß an, um mich auf die Dinge zu besinnen, die ich jemals gegessen hatte, und suchte mir ihre Ingredienzien zu verschaffen und wo möglich nichts zu vergessen.

Endlich begab ich mich zu meinem Freunde, dem Portier, zurück und kam müde und schweißtriefend bei ihm an. Ich erzählte ihm, was ich gethan, und beschrieb ihm die Sachen, die ich eingekauft hatte.

Noch Eins haben Sie vergessen, sagte er.

Und das wäre?

Nun, wenn Sie da Koch spielen wollen, müssen Sie auch wie ein Koch gekleidet seyn. Kaufen Sie drei weiße Schürzen, einige Servietten, ein paar Schlafmützen und eine Nadel zum Bratenstricken.

Ich lachte, lief wieder in die Stadt und equipirte mich nach seiner Vorschrift. Dann legte ich mich matt und müde zum Schlummer nieder und verträumte meine letzte Nacht zu Triest.

Am nächsten Morgen fuhr ich zum Schiffe. Mein Vorgänger, der allzeit betrunkene Koch, übergab mir die Schlüssel seiner Cajüte und führte mich so feierlich in mein Amt ein. Er ging noch einmal mit in die Küche, wahrscheinlich um Abschied zu nehmen von dem theuren Raum. Als ich die vielen Töpfe, Schüsseln, Pfannen und Casserollen erblickte, wurde mir das Herz wieder schwer. Ich mußte durch List zu erfahren suchen, wozu sie bestimmt waren.

Was haben Sie mit diesem Topfe gemacht? fragte ich den Koch.

Ei nun, ich habe Braten darin zubereitet!

Und ich werde Suppe darin kochen, dazu ist er geeigneter! entgegnete ich würdevoll.

Jetzt fiel mir ein Ding in die Hände, das ich gar nicht zu öffnen verstand.

Machen Sie doch 'mal auf, rief ich dreist, damit ich sehe, ob Alles rein ist.

Der Koch erfüllte meinen Wunsch, und ich lernte in der Viertelstunde viel, sehr viel von ihm. Aber, fing ich endlich an, es ist bald Zeit, das Frühstück zu bereiten, was genießen die Herren am liebsten?

Nun, Rostbraten und Eier in Butter!

In diesem Augenblicke kam der Doctor zu uns. Nun, bist du noch hier? rief er meinem Vorgänger zu. Mache, daß du fortkommst! sogleich lichtet das Schiff die Anker.

[illegible] schlich der arme Teufel hinaus und fuhr ans Land; ich [illegible] meiner Cajüte allein. Ich hörte die Anker auf[illegible] das Schiff fuhr ab.

Jetzt war es Zeit, den Leibkoch des Fürsten Schwarzenberg zu Rath zu ziehen. Ich schlug das Recept zu einem Rostbraten und zu Eier in Butter nach.

Ich weiß nicht, wie ich mich trotz allen gewissenhaften Studiums dieser Recepte aus der Affaire gezogen, hätte mir nicht der Himmel in diesem kritischen Augenblicke ein Paar wahrhafte Schutzengel zugesandt — und zwar in der Gestalt von zwei ehrlichen Theerjacken, die sich mir plötzlich und ganz unvermuthet als Küchengehülfen vorstellten. Ich hätte sie umarmen mögen! Aber ich beherrschte mich, ich verschanzte mich hinter meiner Würde und begann mit dem kaltblütigsten Aplomb meine Beichte zu geben, während ich lernigierig nach jener ihrer Manipulationen schielte. Die Burschen waren durch lange Uebung in Alles eingeweiht — ich war gerettet!

Das Frühstück mundete den Herren, und ich wurde von ihnen belobt. Aber jetzt mußte ich das Mittagessen bereiten! Meine Getreuen, der Leibkoch Schwarzenberg's und die Matrosen, ließen mich auch hier nicht im Stiche; ich that mein Möglichstes und kam endlich so weit, die Tafel anrichten zu können. Mit Zittern und Zagen erwartete ich das Urtheil der Kenner über meine Erstlingsversuche. Ich hatte manche Gerichte zubereitet, die ich früher weder gesehen noch gegessen hatte, zweifelnd fragte ich mich: Ob diese Speisen auch so aussehen: wenn sie ein anderer Koch bereitet? Ob ihre Farbe keinen Zweifel bei den Officieren erweckt?

Aber es ging besser, als ich erwartet hatte; meine Fabrikate fanden allgemeinen Beifall. So gut habe ich lange nicht gespeist! sagte beim Schlusse der Tafel Graf Habdeck mit verklärtem Gesicht. Und ich auch nicht! meynte der Dolter, indem er sich behaglich sein Bäuchlein strich. Dieses Lob erfüllte mich mit stolzer Zuversicht, und als die Sonne am Abend glühend ins Meer sank, mußte ich mit am Ende des ersten Tages, den ich als Schiffskoch verlebt hatte, freudig sagen: Wahrlich, ich habe fast schneller kochen, als essen gelernt!

Indeß schifften wir immer weiter auf dem adriatischen Meere. Ein Tag verging nach dem anderen; ich blieb frisch und munter, obgleich ich in Triest gehofft hatte, der Seekrankheit zu unterliegen und durch sie von der Würde und Bürde eines Koches entbunden zu werden. Mein Körper war durch frühere Seereisen abgehärtet.

Ich habe vergessen, zu erwähnen, daß sich an Bord der „Maria Anna“ auch zwei Damen befanden. Eines Tages äußerten diese bei der Tafel den Wunsch, einmal Dampfnudeln zu essen; das war dem Grafen Habdeck gerade recht: Dampfnudeln waren auch sein Lieblingsgericht. Er läßt mich rufen.

Hören Sie, Battiste (er nannte mich achtungsvoll „Sie“, noch-

dem ich ihm so beschiedigende Proben von meiner rohen Kunst gegeben hatte), diese Damen wünschen morgen einmal Dampfnudeln zu essen. Sie haben gewiß bei dem Conte de Talaski auch vortreffliche Nudeln gemacht?

Dampfnudeln? sagte ich etwas verwirrt. Aha, Dampfnudeln? Wie Sie befehlen!

Und in der Hoffnung, auch diesen Artikel im „Leibkoch" zu finden, eilte ich in meine Küche und schlug das Buch meiner Weisheit auf.

Ich studirte das Recept gründlich ein, dachte die ganze Nacht darüber nach und ging am anderen Morgen rüstig ans Werk. Die Dampfnudeln geriethen ganz besonders gut und machten mir Ehre, nur hatte ich vergessen, etwas Salz hinzuzufügen, aber das verschlug nichts.

Bessere Nudeln ist der König von Preußen nicht! sagte der Major Graf Haddeck.

So kochte ich dreist und mit gutem Erfolge tagtäglich, der „Leibkoch" half mir aus aller Noth. Wir landeten an verschiedenen Stellen, um Kohlen einzunehmen, durften aber sonst das Land nicht betreten, da in Triest die Cholera herrschte. Am achtzehnten Tage unserer Seefahrt erreichten wir Abends Malta.

Nach kurzer Frist kam der österreichische Consul mit einem Sanitäts-Arzte an Bord, um sich zu überzeugen, daß keine Cholera-Kranken auf dem Schiffe seyen. Da wir alle gesund waren, so erhielten wir Erlaubniß, das Land zu betreten.

Am folgenden Morgen in aller Frühe übergab mir der Doktor wieder hundert Gulden und trug mir auf, frische Einkäufe zu machen, aber Punkt sieben Uhr zurück zu kehren, da die Damen schon um neun Uhr frühstücken wollten, um dann einen Ausflug aufs Land zu machen. Ich steckte das Geld zu mir und fuhr ans Land mit dem festen Entschlusse: nicht zur „Maria Anna" zurück zu kehren.

Den beiden Matrosen, die mich ans Land gerudert hatten, befahl ich, am Meeresufer auf die Vorräthe zu warten, die ich einkaufen sollte. Bei mir selbst aber dachte ich: Ihr könnt lange warten, bis ihr mich oder meine Einkäufe seht!

Als ich durchs Thor von Malta schritt, fiel mir ein junger, anständig gekleideter Mann ins Auge, den ich anzureden beschloß.

Können Sie mir einen Weg aus Malta hinaus zeigen? fragte ich ihn.

Er maß mich mit einem erstaunten Blicke und erwiederte dann: Herr, wissen Sie nicht, daß Malta eine Insel ist? Wie kommen Sie dazu, eine solche Frage an mich zu richten?

Ich betrachte, daß der Boden, auf dem ich stand, unter dem mächtigen Schutze Englands stehe, und beschloß, mich dem jungen Menschen, der mein Vertrauen erweckt hatte, zu entdecken; vielleicht besaß er eine so treue Seele, wie der Priester Vorster. Ich lud ihn höflich ein, mich in ein Kaffee zu begleiten und eine Flasche Wein mit mir zu trinken, ich hätte ihm etwas zu sagen.

Er folgte mir rasch, vielleicht von Neugierde getrieben, und bald saßen wir in einer kleinen Wirthsstube allein.

(Schluß folgt.)

Minister und Bauer.

Das jetzige Zweigetablissement der Bibelgesellschaft in London war früher vom Minister Herzog von Newcastle bewohnt, bekannt durch seinen Eifer für das Haus Hannover und durch die lächerliche Sucht, allen seinen Freunden ihre Wünsche vor der Nase abzulehnen, um ihnen die Erfüllung derselben zu — versprechen. Der Herzog hatte im Parlament gegen eine gehaarnischte Opposition anzukämpfen und jede Stimme war wohl der Mühe werth, mit Gold gewonnen zu werden. So traf es sich denn eines Tages, daß es bei einer Neuwahl in Cornwall auf die Entscheidung einer Stimme ankam. Diese gehörte einem ehrlichen Wächter, und dieser ehrliche Wächter mit sammt seiner Stimme ward vom gewandten Herzog glücklich für seine Partei gewonnen. Namentlich wurde dem ehrlichen Landmann auf sein Begehren versprochen, die Stelle eines Zollbeamten seinem Schwiegersohne zu geben, sobald der Alte im Amt gestorben wäre.

Aber, meynet der vorsichtige Wächter, Ihr Herrschaften seyd auf dem Lande allerdings sehr höflich. Und in der Stadt, so sagt man, kann keine ehrliche Seele vor lauter Schranzen und Lakaien bei Euch vorkommen!

Mein trefflicher Freund, erwiederte Seine Herrlichkeit, und klopfte dem Supplikanten auf die Achsel, wie nur der alte Zollbeamte die Augen geschlossen hat, nimmst du Postpferde, sagt nach London, klopfst an mein Haus. Sey's Tag oder Nacht, mag ich schlafen oder wachen, lebend oder todt seyn, das kümmert dich nicht: da klopfst wie alle Vettern an mein Hausthor und ich will meinem Portier voraus die Weisung geben, daß er dich einläßt und zu mir führt.

Noch einen Schlag auf die Achsel, einen Händedruck und der Herzog fuhr davon. Der Pächter rieb sich noch die Schulter vom herablassenden Handschlag, als der Minister den Bauernkümmel und sein gegebenes Versprechen längst vergessen hatte. Nicht so unser Supplikant. Der erzählte am traulichen Kaminfeuer gar oft von dem biedern Herzog und als der alte Zollbeamte sich zum letztenmal in seinem Leben geräuchert hatte, saß jener schon auf einem strupligen Postklepper und sagte aus Lebenskräften nach der Hauptstadt. Es war nach Mitternacht, als er vor dem gegenwärtigen Hause der Bibelgesellschaft ankam.

Nun traf es sich zufällig, das zur selben Zeit, wo des Zollbeamten letzter Seufzer in Cornwall mit Adjutantenhoffnungen erwartet wurde, auch der König von Spanien im Sterben lag. Der Herzog von Newcastle wartete in derselben Nacht, die den Pächter nach London galoppiren sah, mit Ungeduld in seinem Kabinet auf den Courier aus Madrid. Matt von Geschäften und Aufregung hatte er sich um Mitternacht zu Bette begeben, nicht ohne früher seinem Portier befohlen zu haben, in der Loge zu warten, um den Courier, sobald er ankomme, vor sein Bett zu bringen.

Seine Herrlichkeit schlief sanft, die Kammerdiener schnarchten in Fauteuils und auch der Portier war in seinem Lehnstuhl eingenickt, als der kräftige Arm unseres Cornischen Pächters den bronzenen Thürklopfer in höllische Bewegung versetzte.

Er, Alter, rief er dem öffnenden Lakaien zu, ist der Herzog zu Hause?

Ja wohl, und im Bett, aber er hat den ausdrücklichen Befehl hinterlassen, daß, mag Ihr kommen wann immer, Ihr ohne weiteres zu ihm hinaufgehen sollt.

Gott segne ihn. Es ist ein ehrenwerther Herr, viel unser Supplikant, dem seine Rauh daheime zuweilen ebdatische Anekdoten über das schwache Gedächtniß hoher Herren erzählt hatte. Gott segne ihn. Hab' schier gezweifelt. Da sieh' mal einer, was Wort halten heißt! Daß mir aber auch kein Mensch mehr schlechtes von Lords und Herzogen erzählt! Ich hab' immer gesagt, sie sind nicht schlimmer als wir andern vom Volk. — Und unter schmunzelnden Selbstgesprächen stieg er die breite Treppe hinauf, durch Zimmer und Säle, und fand im Schlafkabinet des Herzogs.

Ist er todt? rief dieser erwachend, — ist er?

Ja wohl ist er, antwortete der Landman.

Wann, wo ist er gestorben?

Vorgestern, Eure Herrlichkeit, präcis halb ein Uhr, nachdem er noch ein Pulver vom Dr. Schnuff genommen hatte. Ich hoffe doch wie g'wiß, daß mein Schwiegersohn jetzt sein Nachfolger wird?!

Der Herzog, welcher mittlerweile aus dem halb schlaftrunkenen in den vollkommen wachen Zustand übergegangen war, sing dem wunderbaren Courier gegenüber zu stutzen an, einen Courier, der in zwei Tagen vom Manzanares bis an die Themse geritten war

und dafür, er hatte es so deutlich gesagt, die Nachfolge auf den spanischen Thron sich seinen Schwiegersohn in Anspruch nahm.

Ist der Kerl nüchtern oder besoffen? Wo sind Eure Sprechen? schrie der Herzog, die Bettvorhänge wegziehend. Aber, du lieber Himmel! da stand statt des spanischen Hidalgo's unser guter, ehrlicher Pächter von Cornwall, den Hut verlegen aus einer Hand in die andere schiebend, ein halb Dutzend Krapfüße machend und Hoffnung flammelnd, Mylord werde doch wol das gnädige Versprechen wegen des Schwiegersohns von der letzten Wahl in — —

Jetzt erst ward's dem Herzog klar vor Augen. Er soll anfangs über die nächtliche Störung sehr ungestüm geworden haben. Und es war auch in der That unverschämt drollig von dem alten Zollein-nehmer in Cornwall, gerade an einem Tage zu sterben, wo das Cabinet Seiner britischen Majestät das Hinscheiden des Königs von Spanien erwartete. Aber das Zusammentreffen der Umstände war andererseits wieder gar zu komisch. Der Herzog mußte endlich seinen Lachmuskeln das Feld räumen und dem Schwiegersohn des Pächters war geholfen. Denn in der guten alten Zeit, sagt unser Chronikschreiber, thaten die großen Herren immer gutes fürs arme Volk, wenn sie lachten. (Lloyd.)

Pariser Anekdoten.

Neue Art von Verrücktheit.

Seit dem klassisch gewordenen Löwen des Androkles, der in dem ihm zum Kampfe entgegen gestellten Sklaven seinen Freund in der Noth erkannte und, anstatt ihn zu zerreißen, Freude des Wiedersehens mit ihm feierte, seitdem sind Züge rührender Anhänglichkeit von Thieren an Menschen nichts Neues. Umgekehrt hat vor Kurzem ein Wärter des zoologischen Gartens in Paris eine seltene Hingebung für seine Thiere bethätigt. — Jean — so heißt der Wärter — lebte und webte nur für die Bewohner des „Jardin des Plantes" und die Pensionaire dieser National-Menagerie in Paris waren in seinen Augen die schönsten des ganzen Thierreiches, sie bildeten gleichsam für ihn die „große Nation" aller zoologischen Gärten. Aber die Thiere selbst schienen auch zu wissen, was sie an ihrem Jean hatten. Wenn er erschien, da girrten die blauen Turteltauben, da schrieen, orgelten, wie der Maiwmann sagt, die Hirsche und die Rehe kamen, ihm die Hände zu lecken, da sprangen die Affen wie toll und schnitten ihm vor Freude die häßlichsten Gesichter. Selbst die Enten, das schwachköpfigste Federvieh (die Zeitungs-Enterische nicht ausgenommen), schienen ihn zu kennen, und sobald Jean sich ihnen näherte, schnatterten sie lebhaft Piep und Quackquack mit einem sich aufpustenden Stolze, als sehen sie es, die das Capitol gerettet. War es zu verwundern, wenn ihm die zoologische Ehre des Pariser Thiergartens über alles ging? So wandelte er vorigen Frühjahr ganz tiefsinnig durch die Gänge, und auf die theilnehmende Frage eines Stammgasts war seine Antwort: „Was mir fehlt? Ach, mir fehlt ja Alles! Mir fehlt ein Rhinoceros!" — Nur mit Mühe ließ er sich beruhigen und glaubte endlich der vernünftigen Vorstellung, daß die Republik, die schon alles Gute über Frankreich herauf geführt, gewiß auch noch für ein Rhinoceros sorgen werde. Aber sein sehnlichster Wunsch wurde nicht erfüllt. Dazu kam, daß ein Affe, der sich nicht an's Klima gewöhnen konnte, Patient wurde und lange kränkelte. Jetzt wurde Jean, neben dem Wärter, auch noch Krankenwärter und setzte sich die fixe Idee in den Kopf, daß auch er das Klima nicht vertragen könne. Er fröstelte im heißesten Sonnenschein, und nur in der Temperatur russischer Dampfbäder fand er es nicht zu kühl. Plötzlich bekam er Zufälle, die darauf hinwiesen, daß die fortwährende Hitze ihm in den Kopf gestiegen sey und sein Gehirn verbrannt habe. Er schrieb an den Direktor des Gartens: er sey entschlossen, den Affen nicht zu überleben, und habe nur noch den Wunsch, daß seine Ueberreste als Andenken dem Panther in dem Käfig Nr. 2. anheim gegeben werden möchten. Derselbe habe ihn im Leben so freundschaftlich behandelt, daß er erwarte, von ihm vor Liebe aufgegessen zu werden." — Der arme Mensch sitzt jetzt im Irrenhause, wähnt sich dort noch im zoologischen Garten, sieht seine Leidensgefährten für seine ehemaligen Lieblinge an und spart sich die Bissen vom Munde ab, um sie zur Zeit der Fütterung zu trattiren, dabei rufend: „Reizen Sie den Löwen nicht! — Kommen Sie dem Panther nicht zu nahe! ꝛc."

Elephanten-Abenteuer.

Der Pariser vierfüßige Riese, der „Lion" aller Elephanten und „Ali-Schah" geheißen, steht dort in Diensten des Herrn Huguet, eines Mannes, dem die Gesundheit des seltsamen Dieners so am Herzen liegt, daß er, um diesen vor Unterleibs-Krankheiten zu bewahren, mit ihm allnächtlich ausgedehnte Promenaden auf dem Boulevards zu machen pflegt. Nachtschwärmer mögen bei solcher Begegnung zweifelsohne öfter erschrocken seyn; Ali-Schah aber ist das Muster von Politesse und hat bisher sich auf seinen Spaziergängen so betragen, wie es einem civilisirten Elephanten wohl ansteht. Ein Leckermaul ist er aber, wie alle seine berüsselten Brüder. Neulich nun fesselt auf einem solchen nächtlichen Spaziergange unseren Helden der Duft, der durch die Spalten einer auf dem Boulevard belegenen kleinen Pastetenbude entgegenweht. Ali-Schads Füßchen wurzeln vor der Bude fest. Sie ist verschlossen. Was hindert aber das einen Elephanten? Mit gewohnter Geschicklichkeit bricht sein Rüssel ein Brett los. Pasteten-Bäcker und Pasteten-Bäckerin, die in dem Bretterhäuschen von den Anstrengungen des Tages ausruhen, erheben ein gräßliches Geschrei: „Diebe! Räuber! zu Hülfe! — Das decontenancirt aber unsern seltsamen Pastetenfreund nicht im Geringsten, und sein Rüssel dringt in die Räume hinein, in welchen die duftende Speise liegt. Das Pasteten-Ehepaar wird fast zu Stein über die beweglich schwarze Schlange, die in der Bude umherfährt. Zuerst gewinnt die Frau wieder Courage. Sie ergreift einen Stock und schlägt auf dem Rüssel los, dessen Besitzer vor der Bude draußen sie noch nicht gewahr wird. Rüssel nimmt den Stock an sich, zerbricht ihn und wirft ihn zur Bude hinaus; dann umfaßt selbiger Rüssel die Pasteten-Bäckerin, die nicht weiß, „wie ihr geschieht," hebt sie durch die Brettereröffnung auf die Straße und setzt sie dort nieder; Achnliches begegnet dann dem Pastetenbäcker, und, als auf diese Art der Pastetenschatz auf dem Wege geräumt, wendet sich Ali-Schad's Rüssel gegen die feine Speisen, und ehe eine Minute vergeht, — ist sie nicht mehr! — Unterdeß hat das pastetenbäckerische Ehepaar eine Patrouille-Herbeigerufen. Höflichst und mit schätzenswerther Zurückhaltung naht sich diese dem Elephanten, aus dessen dunkeln Umrissen sein Gebieter gleich einem verjüngten Geist hervortritt. — 14 Frans 50 Centimes hat Ali-Schad zum Frühstücke — denn im fernen Osten zieht sich bereits das Morgen lichter Dämmerschein — an Pasteten verspeist. — Herr Huguet macht die 15 Frances voll, — der Pasteten-Bäcker nebst Frau Gemahlin, höchlichst erfreut, bitten um fernere gütigen nächtlichen Besuch, — der dunkle Fleischkoloß setzt sich zum Nachhausemarsch in Trab und nimmt noch einen zur Patrouille gehörenden Nationalgardisten die Bärenmütze vom Haupt, als wolle er sagen: „Guten Morgen, Herr Fischer!"

Eine Mesalliance.

Folgende Anekdote, die von Herrn Sutton in den Anmerkungen zu den kürzlich erschienenen „Lexington Papers" (Memoiren des Lord Lexington, britischen Gesandten am Wiener Hofe in den Jahren 1694 bis 1698) mitgetheilt wird, dürfte unseren Lesern neu seyn: „Prinz (Margraf) Karl von Brandenburg diente in Piemont in der alliirten Armee, bei der sich drei Regimenter brandenburger Truppen befanden. Er war jung, munter und empfänglich, und die Reize der Gräfin v. Salmoure, der Wittwe eines Dragonerofficiers, fesselten ihn so sehr, daß er diese Dame zu heirathen beschloß, die, obwol sie ihm im Rang nachstand, durch ihr späteres

Benehmen zeigte, daß sie einer solchen Liebe würdig sey. Um allem Verdachte zuvorzukommen, kam man überein, daß die Trauung heimlich in dem Herzog von Savoyen gehörigen Landhause in Vénerie stattfinden solle, und die Ceremonie sollte eben beginnen, als einer von den Gästen, dem man das Geheimniß nicht vorher anvertraut hatte, sich über die beabsichtigte Mißheirath des Prinzen so empört fühlte, daß er seinen Degen zog, den Priester wüthend angriff und ihn in die Flucht trieb. Der Prinz, durch diesen Vorfall nicht entmuthigt, aber zu größerer Vorsicht bewogen, traf alsbald Maßregeln, sich nach königlicher Art durch einen Stellvertreter trauen zu lassen, und wenige Tage nachher ward einer von seinen Begleitern in seinem Namen der Gräfin angetraut. Dem Herzoge von Savoyen wurde diese Heirath daß hinterbracht, und da es ihm nicht gelang, den Prinzen zu bewegen, seine Ehe mit der Gräfin zu bedauoiren, so entschloß er sich, die Verbindung durch Gewalt abzubrechen. Eine Schaar von bewaffneten Männern drang in das Schlafgemach des Prinzen, riß ihm die Gattin aus den Armen, trotz eines verzweifelten Widerstandes von seiner Seite, in welchem er einen der Angreifenden verwundete, und brachte sie nach einem Kloster, wo sie streng bewacht wurde. Der Prinz selbst ward unter Arrest gestellt, allein er weigerte sich standhaft, den Bitten und Drohungen Gehör zu geben, mit welchen ihn sein Bruder, der Kurfürst von Brandenburg, und der Herzog von Savoyen bestürmten, um ihn zur Auflösung seiner Ehe zu bewegen. Er suchte mehrere Mal vergebens seine Gattin aus ihrem Gefängniß zu befreien und starb einige Monate darauf an einem durch Gram über sein Mißgeschick erzeugten Fieber, indem er, als Zeichen seiner ungeschwächten Anhänglichkeit, seiner Wittwe Alles hinterließ, was er besaß. Nach seinem Tode wurde die Prinzessin ihrer Haft entlassen. Obgleich sehr arm, zog sie die Ehre dem Reichthum vor und schlug eine Summe von 25,000 Dukaten aus, die ihr der Herzog von Savoyen anbot, wenn sie die Informalität ihrer Ehe mit dem unglücklichen Prinzen zugeben wolle.* Diese Geschichte ist den im Jahre 1703 erschienenen Memoiren des Grafen D. (Mémoires du Comte D.) entlehnt. Sie beweist, daß man in seinen Tagen ganz andere Begriffe über Mesalliancen hegte als in unserem Zeitalter, wo eine Ehe, wie sie dem armen Prinzen das Leben kostete, von mehreren Gliedern seines Hauses eingegangen werden konnte, ohne von irgend einer Seite auf Widerspruch zu stoßen oder Verwunderung zu erregen.

Pot-Pourri.

Eine interessante Wahrnehmung.

Die Berthedigung der Theorie: „daß die Sonne und mit ihr die Erde nebst allen Körpern des Sonnensystems in fortwährendem Erkalten begriffen sind," im letzten Werke des Herrn Leeos über die Gitterge, gab Herrn Arago die Veranlassung, der Pariser Academie der Wissenschaften die Frage zu stellen, ob es möglich sey, nachzuweisen, welche Veränderung das Klima der verschiedenen, namentlich aber des von uns bewohnten Erdtheiles erlitten habe, seit die Menschen anfingen, zu schreiben, seit sie Erinnerungen ihrer Vergangenheit aufbewahrt haben? Hr. Dureau de la Malle hat in der letzten Sitzung der Academie als Antwort auf die gestellte Frage nachgewiesen, daß das Klima von Europa seit 2000 Jahren keine bemerkbaren Veränderungen erlitten habe. Seine Forschungen in den Schriften von Columella, welcher 40 Jahre vor Christi Geburt schrieb, so wie die Beschreibungen von Hariß im Jahre 961, und von Alscharfi im Jahre 1551 stellen es fest, daß der Baum Citrus medica, der die größte klimatische Empfindlichkeit besitzt, so daß sie sich schon bei einem thermometerischen Grade fühlbar macht, zu Zeiten des Columella's dieselbe Pflege in Spanien und namentlich in Cordua und in Cadix erforderte und dieselben Resultate lieferte, wie im Jahre 961, 1551 und wie am heutigen Tage noch. Herr Ed. Biot citirte gleiche Beobachtungen seit 2500 Jahren, in China, dessen Klima also gleichfalls unverändert blieb.

Eine Hinrichtung.

Einige Leute in Gloucester, die in der Frühe des letzten Charfreitags auf den Werften spazieren gingen, mußten Zeugen eines fürchterlichen Schauspiels seyn. Sie sahen nämlich von fern, wie der Capitän und die Mannschaft eines im Hafen liegenden griechischen Fahrzeugs sich lärmend und tobend um einen Menschen drängten, denselben einen Strick um den Hals legten und ihn an eine Segelstange — aufknüpften. Kaum baumelte der arme Teufel und es war auf dem Deck des Schiffes stille geworden, wiederholte sich derselbe Lärm und dasselbe Schauspiel auf einem andern griechischen Fahrzeug: nur noch grausamer ging es hier zu. Anstatt ihr Opfer aufzuhängen, warfen sie dasselbe in die See, schienen aber gleich darauf ihre Absicht geändert zu haben; denn das arme Schlachtopfer wurde aus dem Wasser wieder herausgezogen, auf die grausamste Weise zerschlagen und mißhandelt und zum traurigen Schluß — an der Segelstange aufgeknüpft; alles unter großem Lärmen und den gräßlichsten Verwünschungen. Da hatten sich nun zwei arme Seelen zu todt gebaumelt. Die Zeugen vom Hafen aus machten sogleich den Behörden die schuldige Anzeige und einige Polizeibeamte ließen sich an Bord des griechischen Schiffes bringen, um Nachforschung zu fordern. Da lösten sich Schrecken und Verbrechen in ein lautes Gelächter auf: die griechischen Seeleute hatten nichts weiter gethan, als nach Landesgitte und herkömmlichem Brauch ihrer Kirche einen Strohmann mit einem Goldreifel in der Hand aufgehoppt, um ihn als den Verräther Judas Iscbariot nach Gebühr zu behandeln und dann aufzuhängen.

Geschichte eines deutschen Liedes.

Als der Dichter Hölty das Lied: „Adelstan und Röschen" gedichtet hatte, fand es der Vater des Verfassers, als er dasselbe zu Gesicht bekam, so höchst unanständig und anstößig, daß er darüber in den äußersten Zorn gerieth und die ganze nichtsnutzige Poetasterei seines Sohnes, wie er dessen Dichten nannte, zum Henker wünschte. Hölty, dem dies hinterbracht wurde, und welcher sich scheute, seinem guten Alten während dieser Entrüstung unter die Augen zu treten, sann hin und her, wie er diesen Fehler wieder gut machen und den aufgebrachten Papa versöhnen könnte. Nachdem er eine Menge Briefe, in denen er wegen jenes anstößigen, für so standalös gehaltenen Gedichts demüthig um Verzeihung bat, zerrissen und tausenderlei andere Versuche, den Unmuth seines Vaters zu beschwichtigen, als ungehörig und zweckwidrig hatte verwerfen müssen, verfiel er zuletzt auf einen Gedanken, der ihm in diesem Falle der glücklichste und gerignetste zu seyn schien. Er setzte sich nämlich hin und dichtete das Lied: „Lieb' immer Treu' und Redlichkeit", mit dem er nicht allein, als er es dem Vater schickte, diesen mit seiner Dichtkunst ausgesöhnt hat, sondern durch das er auch einer der populärsten Dichter Deutschlands geworden ist.

Ein Heirathsantrag.

Unter den Inseraten eines Wiener Blattes finden wir folgenden Heirathsantrag: „Zwei k. k. Staatsbeamte und ein achtbarer Kaufmann (also Drei) wünschen sich mit einem gutgebildeten Mädchen zu verehelichen."

Aecht englisch!

In der Sitzung des englischen Unterhauses vom 8. Mai ist eine Petition aus Edinburg gegen die „päpstlichen Uebergriffe" niedergelegt worden, die 700 englische Ellen maß, obschon sie nur 43,754 Unterschriften zählte.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nro. 41.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 21. Mai.

Abenteuer eines Flüchtlings.

Von S. Manovili.

(Schluß.)

Aber, mein Herr, sind Sie ein Mörder, daß Sie so sonderbar thun? fragte er mich gespannt.

Nein, entgegnete ich ihm, ich bin kein Mörder, sondern ein ungarischer Flüchtling. Die Noth hat mich gezwungen, als Koch an Bord des österreichischen Kriegsdampfers zu gehen, der dort im Hafen liegt. Ich bin aber entschlossen, nicht wieder dahin zurück zu kehren, sondern mich wo möglich einige Tage auf dieser Insel zu verbergen, und wenn Sie mir dazu behülflich seyn können, so soll es ihr Schaden nicht seyn.

Ein Ungar? rief der Maltheser erstaunt. Dann brauchen Sie sich nicht zu verbergen, dann stehen Sie unter englischem Schutze!

Herr Wirth, fuhr er fort, und rief den Besitzer des Kaffee's herein, wiederholen Sie doch diesem Herrn einmal die Ordre, die im Betreff der ungarischen Flüchtlinge an unseren Christen-Gouverneur (den katholischen, im Gegensatze zu den ketzerischen Engländern) gekommen ist.

Ist ein Ungar hier? fragte der Wirth.

Das thut nichts zur Sache, entgegnete mein Begleiter, antworten Sie mir auf meine Frage.

Ei nun, die ungarischen Flüchtlinge sollen beschützt und, wenn sie es verlangen, nach England geschafft werden, sagte der Wirth.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich hätte die beiden Leute umarmen mögen. Mit vorstehender Stimme wandte ich mich an den jungen Mann und bat ihn, mich zum Vorstande der Malteser Sicherheits-Behörde zu begleiten. Er war augenblicklich dazu bereit.

Als ich dem Polizei-Direktor von Malta meine ganze Geschichte erzählt hatte, sagte er freundlich zu mir: Fürchten Sie nichts mehr, Sie sind jetzt sicher. Aber ich kann nur ehrliche Männer beschützen. Sie sind achtzehn Tage lang Koch gewesen und haben Gelder zum Einkaufe empfangen: geben Sie zum österreichischen Consul und legen ihm Rechnung ab. Und damit Sie ganz sicher sind, will ich Ihnen eine militärische Begleitung mitgeben. — Er schrieb einen Brief, den ich dem Consul überbringen sollte, klingelte dann, und zwei Polizei-Männer traten herein. Führt diesen Herrn zum österreichischen Consul und wieder zurück! befahl er ihnen, und ich ging mit ihnen ab.

Als ich beim Consul, von meinen zwei Sbirren begleitet, ankam, glaubte er, ich habe Excesse begangen: Ah, Kerl, was hast du gemacht? rief er mir zu. Hast du dich besoffen und Händel gesucht?

Ich übergab ihm ruhig den Brief des Polizei-Direktors und sah zufällig, während er ihn las, auf die prächtige Tafeluhr, die vor mir stand. Der Zeiger wies auf halb Zwölf. Ich dachte lächelnd an die Damen und ihr Frühstück.

Der Consul gerieth außer sich, als er den Brief des Polizei-Direktors gelesen hatte. Er raufte sich die Haare und war wüthend und ärgerlich, er fluchte und war rathlos, denn ein solcher Fall war ihm in seiner Praxis nie vorgekommen. Was wird Graf Haddeck sagen — ich muß erst Graf Haddeck sprechen! rief er endlich. Ich muß ihm augenblicklich schreiben. Sie können so lange in mein Besuchzimmer treten, sagte er nach einer Pause zu mir. Aber lassen Sie ihre Begleitung nur draußen.

Ich that, wie er mir sagte, warf mich in dem kostbar möblirten Zimmer ins weiche Sopha, während meine doppelte Schildwache vor der Thür stand. Ich dachte über meine sonderbaren Schicksale nach und freute mich, endlich so weit in Sicherheit zu seyn.

Da klopft es.

Avanti!

Und herein tritt Major Graf Haddeck, Kommandant des Kriegsdampfers „Maria Anna".

Ruhig bliebe ich in meinem Sopha sitzen.

Bist du wahnsinnig, Kerl! donnert mich der Graf an. Die Damen haben noch nicht gefrühstückt, und du liegst hier auf dem Lotterbette!

Die Benennung Kerl und Ihr Du verbitte ich mir in Zukunft, entgegnete ich ihm kaltblütig, indem ich ungestört sitzen blieb.

Daß dich das Donnerwetter erschlage! tobte der Graf.

Er hatte so stark geschrieen, daß es der Consul im Nebenzimmer gehört hatte und herein trat.

Guten Morgen, Herr Major!

Aber nun denken Sie doch, Consul, die Damen haben noch nicht gefrühstückt, und hier liegt mein verdammter Koch wie angenagelt.

So nehmen Sie doch Platz, Herr Major!

Stellen Sie Sich nur vor, meine Damen warten auf diesen Schurken!

Während er so wüthete, drehte ich ruhig an meinem Schnurrbart nach ungarischer Manier. Der Consul sah, daß es nöthig sey, dem Grafen Alles mitzutheilen, ehe man ein vernünftiges Wort mit ihm sprechen könne. Er sagte ihm daher in dürren Worten, daß ich keinedwegs ein Koch, sondern ein ungarischer Offizier und Flüchtling sey.

Was? ungarischer Offizier? Behalten sie ihn nur hier, ich sage nach einer Patrouille und schleppe ihn wieder an Bord zurück.

Sie wollen bedenken, Herr Major, entgegnete der Consul, daß wir uns nicht auf österreichischem Boden befinden und ich keine Macht über diesen Herrn habe. Draußen warten eine Sauvegarde auf ihn, um ihn zum Polizei-Chef zurück zu führen. Zu dem müssen Sie gehen und Ihr Heil versuchen.

Der Graf sah endlich, nach vielem unmenschlichen Wettern ein, daß nichts Anderes zu machen sey, und begleitete mich zähneknirschend zum Polizei-Direktor, während die Polizei-Männer einige Schritte hinter uns gingen. Das Volk glaubte, wir hätten vielleicht ein Duell gehabt und seyen arretirt worden. Und wahrhaftig, Graf Haddeck sah finster genug aus.

Der Polizei-Direktor empfing uns ironisch lächelnd.

Aber denken Sie nur, mein Herr, dieser Koch gibt sich für einen Offizier aus und will mich im Stiche lassen. Ich habe zwei Damen an Bord und bin in einer Verlegenheit, die zum Teufelholen ist.

Ich kann diesen Herrn nicht zwingen, in Ihren Diensten zu bleiben, sagte der Polizei-Direktor, aber ich hoffe, er wird Ihnen für die Ueberfahrt dankbar seyn.

Ich verbeuge mich.

Ich gebe mein Ehrenwort und meine Offiziers-Parole, ihn wieder sicher zurück zu bringen, wenn er mich nur nach Afrika begleiten und nicht ohne Koch lassen will, sagte der Graf jetzt mit einem schlauen Gesichte.

Herr Polizei-Direktor, nahm ich das Wort, ich traue den Worten des Grafen Haddeck nicht!

Der Graf hätte mich mit seinen Degen durchbohren mögen, wie er mit seinen Blicken that.

Setzen Sie Sich, meine Herren, sagte der Polizei-Direktor, wir wollen den Streit enden. — Er wandte sich zu mir: Sie haben Geld von dem Herrn Major empfangen?

Ja, erwiderte ich, hundert Gulden in Triest und hundert Gulden hier.

Und wo ist dieses Geld?

Das, welches ich in Triest empfangen haben, ist verausgabt, das andere ist hier.

Ich schnallte meine Geldkatze ab und zählte hundert Gulden hin.

Wie lange waren Sie als Koch auf der „Maria Anna“?

Lassen wir dies, Herr Direktor, sagte ich.

Nein, Alles soll geordnet werden, entgegnete er.

Nun, achtzehn Tage, sagte ich, und mein Monatslohn war dreißig Gulden.

Er nahm achtzehn Gulden von den hundert weg und überreichte sie mir. Ich bat, damit meinen Begleitern und Beschützern, den beiden Sbirren, ein Geschenk machen zu dürfen. Er gab es zu.

Haben Sie auch noch Sachen auf der „Maria Anna“? Schreiben Sie mir Alles auf.

Ich schrieb auf: Ein Reisekoffer, ein Kochbuch, drei Schürzen, drei Nachtmützen, eine Spitzhacke, drei Servietten u. s. w. — Der Direktor schickte einen Diener, dem ich den Schlüssel zur Cajüte übergab, zum Schiffe und bat den Major, so lange bei ihm zu verziehen; der Diener kam bald zurück, erzählte, wie man sich gewundert, als er sich nach den Sachen des Herrn Ober-Lieutenants erkundigt habe, und brachte mein Eigenthum mit. Der Graf faß noch immer in seinem Sessel, stumm vor Zorn.

Vermissen Sie etwas? fragte mich der Direktor.

Nur eine Kleinigkeit, ein silbernes Cigarren-Röhrchen!

Lauf zurück, Giovanni, fahr ans Schiff und sage, der Herr Major könne nicht eher zurückkehren, als bis sich die Cigarrenspitze gefunden habe.

Der Diener gehorchte, und bald war ich auch im Besitze dieser Kleinigkeit.

So, nun wären wir fertig, sagte der Polizei-Direktor. Guten Morgen, Herr Major! — Herr Ober-Lieutenant, Sie werden wohl noch einige Tage hier verweilen, nehmen Sie Ihre Wohnung im Hotel di Minerva, wir sehen uns noch wieder!

So entließ er uns; der Graf kehrte auf sein Schiff zurück, und ich begab mich in den Gasthof. Zehn Tage lang blieb ich auf Malta und empfing die Besuche vieler angesehener Malteser, denen ich nicht genug von Ungarn und unseren Kämpfen erzählen konnte. Am zehnten Tage kam auch der freundliche Sicherheits-Beamte zu mir. Als wir allein waren, theilte er mir etwas mit, das meinem Aufenthalte auf Malta ein Ende machte. Ein Freund von mir und Ihnen, sagte er, hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß die Matrosen der „Maria Anna“, die immer noch nicht abgefahren ist, sondern im Hafen liegt, jeden Abend durch die Straßen streichen. Vor offener Gewalt kann ich Sie schützen, aber nicht vor Meuchelmord oder Hinterlist. Sie können erstochen oder gekuebelt und auf den Dampfer geschleppt werden. Folgen Sie meinem Rath: reisen Sie so bald wie möglich ab! Es liegt ein französischer Dampfer im Hafen, ich werde Ihnen einen Platz darauf auswirken, und Sie reisen nach der Türkei!

Ich drückte dem edlen Manne die Hand, dankte ihm für seine Theilnahme und Güte und nahm sein Anerbieten an. Er hielt Wort — noch am selbigen Tage wurde ich Abschied von ihm, bestieg dem Dampfer und reiste, um mich meinen Unglücksgefährten, den übrigen ungarischen Flüchtlingen, anzuschließen, nach Konstantinopel!

Hans-Peter.

(Ein Genrebild aus dem Feldzuge in Schleswig-Holstein.)

Ich hatte einen Freund, der stand als Kanonier bei einer schleswig-holsteinischen Batterie. Seinen Vaternamen habe ich schon wieder vergessen oder eigentlich wohl nie gewußt; bei der Batterie, bei welcher er stand, nannten ihn seine Kameraden bei seinem Vornamen „Hans-Peter.“ Hans-Peter war ein gar seltsamer Kauz, und wer ihn einmal gekannt hatte, vergaß ihn so leicht nicht wieder. Ein großer stattlicher Bursche von kräftigem Gliederbau, so daß, wo er einmal hingeschlagen hatte, kein Gras wuchs. Sein Gesicht war rund und dick, und daß er sich mit Nachdenken nicht allzuviel abzugeben liebte, sah man demselben auf den ersten Blick an. Die prallen Backen hatten die Röthe der Sonnenseite eines gut gereiften Borsdorfer Apfels, der Mund war gerade von der rechten Länge und Breite, daß der wohlgefüllte Löffel mit dicker Grütze bequem hineinfahren konnte; das Haar flachsfarbig, die grauen Augen etwas flierigen Blickes. Daß er kaum den Namen nach wußte, was eine Krankheit sey, konnte man seiner ganzen Gestalt gleich ansehen. Bemerkenswerth aber war sein unerschütterliches Phlegma uns sein nie zu stillender Appetit. Selbst im schleswig-holsteinischen Heere, wo an Soldaten mit großem Phlegma und gutem Appetit kein Mangel war, hatte sich „Hans-Peter“ eine Art Ruf erworben.

Seine erste Bekanntschaft machte ich in einer der Strandbatterien bei Eckernförde, gleich am nächsten Morgen, nachdem diese beiden Batterien mit ihren acht Geschützen einen zehnstündigen Kampf mit den 122 Kanonen des „Christian VIII.“ und der „Gefion“ siegreich beendet hatten. Hans-Peter war zufällig in Eckernförde auf dem Nachmarsch zu seiner schon vorausgerückten Strandbatterie gewesen. Wie er die dänische Flotte in den Eckernförder Hafen hineinsegeln sah, hatte er seinen ungertrennlichen Begleiter, einen mächtigen Brodsack mit Brod und Butter umgehangen, war muthigen Schrittes nach derjenigen Batterie, die dem heftigsten Feuer ausgesetzt wurde, hingegangen, und hatte an den Kommandanten in seiner grobhnlich schlichtigen Mundart die Frage gethan: „Känt See mir hüt brucken, ick bin der Kanonier Hans-Peter von der Batterie Nr. X.“ Der tüchtige Artillerist war natürlich eine erwünschte Hülfe, da es an gedübter Mannschaft in den Strandbatterien fehlte, und so hatte man ihn denn gern bei einer Kanone zugetheilt. Als das dänische Linienschiff der Batterie seine erste volle Lage mit den schweren Geschützen und der ganzen Breitseite gegeben hatte, so daß aller Boden tief von den einschlagenden Kugeln aufgewühlt wurde, war Hans-Peter in den Ausruf ausgebrochen: „Guh dat is eer ornlich Mual voll Klümpp (Klöße), nu Christhan kriegst du wedder ennen,“ und dabei hatte er sehr ruhig und sicher gezielt und sein Geschütz abgefeuert, als gingen ihn die feindlichen Kugeln, die von allen Seiten in die Batterie einschlugen und die Erde derselben so aufwühlten, daß es am andern Morgen noch aussah, als wenn der Boden mit einem schlecht geführten Pflug durchzogen wäre, nicht das Mindeste an, auch hatte „Hans-Peter“ den ganzen Morgen bei seinem Geschütz den Dienst verrichtet. Jede kleine Pause, die bisweilen nöthig wurde, um die wenigen Kanonen nicht zu sehr zu erhitzen, hatte er benutzt, um sich aus seinem Buttertopf, den er vorsorglich in eine Ecke gestellt hatte, ein mächtiges Butterbrod zu schmieren. Da traf endlich eine verhängnißvolle feindliche Kugel den Wischer in Hans-Peter's Hand, zerschmetterte ihm denselben, so daß er selbst dabei zu Boden stürzte, und fuhr dann — in den Buttertopf, denselben in tausend Stücke zerschmetternd. Der erste Blick des Getroffenen, als er sich wieder aufgerichtet hatte, sah auf diese Verwüstungen, und jetzt wäre auch seine bis dahin so unerschütterliche Ruhe fast in Zorn gerathen. Ein grimmiges: „Den verfluchten Himmelhunden von Dänen, mir meinen schönen Bodbertopp mit twee Pund frisch saltenen Bodder intwei to scheeten, ma fall se eck det Dunnerrohder hoalen,“ kam über seine Lippen, und dabei richtet er

so sicher das Geschütz, daß die Kugel desselben mit einem Kernschuß das dänische Linienschiff traf.

Als nun das Gefecht über die Mittagszeit fortdauerte, ist Hans-Peter sehr erbost gewesen und hat gemeynt: „So soll Lieb (Zeit) kinn doch dahie aber sinn, dat man addentlich sten Mittagsbrod äten kinn.“ Auch die furchtbare Explosion des „Christian VIII.“ hat ihn nicht im Mindesten erschüttert, und seine Kameraden behaupteten, er habe sein Stück Brod, das er in der Ermangelung von Butter trocken verzehrte, während all dem Gekrache des Auffliegens nicht aus der Hand genommen.

Wie ich Hans-Peter am Morgen nach der Explosion zuerst sah, saß er auf einer zerschossenen Lafette in der zerwüsteten Batterie und verzehrte ruhig wie immer ein riesiges Stück Butterbrod. Gar seine Herren und schöne Frauen in Menge waren aus Kiel und andern umliegenden Ortschaften nach Eckernförde geeilt, die heldenmüthigen Batterien zu besichtigen. So war auch „Hans-Peter“ von einer Gruppe schöner, eleganter Damen umringt, die ihm Artigkeiten über Artigkeiten sagten und mit einer Menge neugieriger Fragen überschütteten. Er schien aber gar nicht sehr davon erbaut zu seyn, daß er so ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden, schob ruhig ungeheure Bissen Butterbrod in seinen kauenden Mund und begnügte sich nur dann und wann ein kurzes „Ja“ oder „Nein“ aus vollen Backen hervorzugrunzen, dabei seine schönen Bewunderinnen mit ziemlich verächtlichem Mienen anstierend. Wie nun mußte er zwar halb gezwungen, halb freiwillig Rede und Antwort geben, doch merkte ich aus seinem ganzen Wesen wohl, daß ich ihm einen großen Gefallen thun würde, wenn ich ihn nicht mit allzuviel Fragen belästige. Als ich ihn frug, ob er denn gar keine Furcht gehabt hätte? fragte er gleichsam ganz erstaunt wieder: „Wat süll ick hebben?“ und als ich dies noch einmal wiederholte hatte, meynte er: „Worum süll ick denn Bangen hebben?“ Nachher meynte er: „Dat Leegiße (Aergerlichste) die der ganz Geschichte wier, dat wir kenn ordenlich Mittagsbrod bekommen hebt un dat mir mien Botterpott intweiſchten is.“

Endlich wurden Hans-Peter die beständigen Fragen und Schmeicheleien der ihn umringenden Damen, die zu grüßen mancher Lieutenant mehr wie eine Monatsgage hingegeben hätte, doch zu viel. Er hatte sein Butterbrod jetzt verzehrt, stand auf und sagte laut zu einem Kameraden: „Wenn dat Täüg von all denn Frauenslüüt doch man ut der Schange herut brüden wür, dat schnaaret miehr wie een ganz Hood Göös.“ Mit großer Seelenruhe ging er darauf einige 40 Schritte aus der Schanze fort, und setzte sich in einer Stellung nieder, die ein mehr als niederländisches Bild bot. Als er mit diesem wichtigen Geschäft in großer Ruhe und Gemüthlichkeit fertig geworden war, hing er seinen Brodbeutel, den er sich schon wieder straff zu füllen gewußt hatte, um, und ging zu dem Commandirenden der Schanze und sagte: „Verlöbbt der Haar nu, dat ick wedder to miene Batterie torückmarschiier, dee Dänen war'n fört iersk nich wedder hieher kommen, un mien Haar Hauptmann wal mie so schon in Arrest spunden, dat ick länger utblärren bün.“ Als er die Erlaubniß dazu und auch ein schriftliches Zeugniß, daß er mit großer Tüchtigkeit an dem Kampfe gegen die Dänen Theil genommen habe, erhalten hatte, sagte er: „Abschüß“ (Adieu), und schritt ruhig seines Weges fort, um sich seine Batterie wieder zu suchen. Unterwegs holte ich ihn mit meinem Wagen ein, und ließ ihn einige Stunden mitfahren, so weit wir gleichen Weg hatten. Diese ganze Zeit saß er ruhig neben dem Bauer, der meinen Wagen fuhr, rauchte seine Pfeife oder aß ein Butterbrod. Weder Hans-Peter fand für gut, dem Bauer Etwas von dem heftigen Gefechte, an dem er gestern Theil genommen, zu erzählen, noch Dieser, ihn viel darum zu fragen. Große Redseligkeit ist gerade nicht die Sache der Leute in Schleswig-Holstein.

Als ich meinen Hans-Peter zum zweitenmal wieder erblickte, war es in dem heftigen Gefecht bei Kolding. Die Batterie, bei der er stand, war im Anfang weit von Kolding entfernt gewesen und hatte eine Meile in raschem Tempo zurückgelegt, um noch zu rechter Zeit an dem Gefechte Theil zu nehmen. Rasche Tempos waren nun gerade nicht nach dem Geschmack von Hans-Peter, und so saß er denn mit ziemlich griesgrämigen Gesicht auf seinem Protzkasten. Sein unzertrennliches Butterbrod fehlte wieder nicht bei ihm, und trotz, daß er auf seinem stoßenden Sitz auf- und niederhopste, schien er die Zeit wahrnehmen zu wollen, bis er gegen den Feind käme, um dopvelt große Bissen in seinen weit geöffneten Mund zu stecken. Die Batterie hielt einen Augenblick an, um weitere Befehle zu erwarten, und diese Zeit benutzte ich an dieselbe heranzurücken und Hans-Peter wieder zu begrüßen. Auf meine Frage, wie es ihm ginge, meynte er: „Leeg genog, wenn wir man iersk den Dänen gegenöber wiern, dat bit verdammte Gejage uphüren.“ Sein Wunsch sollte bald erfüllt werden, wenige Augenblicke darauf war die Batterie im heftigsten Feuer den Dänen gegenüber. Wie immer hat Hans-Peter mit der größten Ruhe und Pünktlichkeit, gleich als fände er auf dem Exercierplatz, sein Geschütz bedient.

Bei dem Ausfall der Dänen aus Friedericia hat Hans-Peter die Schanze, in der die Geschütze standen, bis zuletzt vertheidigt. Als dieselbe endlich vor der zu großen feindlichen Uebermacht von den Schleswig-Holsteinern geräumt werden mußte, hat er im letzten Augenblicke noch Kanonen unbrauchbar machen helfen, und dann langsamen Schrittes, einen mächtigen Wischer in der Hand, seinen Rückzug angetreten. Kaum ist er aus der Schanze gewesen, so hat er zu seinem Schrecken bemerkt, daß er seinen Brodbeutel, in den auch die Butterdose war, vergessen habe. Diesen Schatz im Stich zu lassen, konnte Hans-Peter nicht über das Herz bringen, er lief in die Schanze zurück, das erste und letzte Mal, daß seine Kameraden ihn aus freien Stücken in einer andern Gangart als dem gemessensten Schritt gesehen haben, schlug einen Dänen, der mit dem Bajonett auf ihn eindrang, mit dem Wischer nieder, nahm seinen Brodsack und trabte damit zu den Seinen wieder zurück. Obgleich die Dänen ihm mehrere Kugeln nachschickten, von denen eine ihm die Spitze seiner Pickelhaube abgerissen, so war es ihm doch geglückt, seinen Willen zu erreichen.

Wie ich Hans-Peter darauf wieder sah, war es bei dem Einzuge, den im Herbst seine Batterie in eine kleine wohlhabende schleswig-holsteinische Stadt hielt, in der sie den Winter über garnisonieren sollte. Mit Freuden und Ehrenbezeugungen aller Art, bei denen sich besonders das schöne Geschlecht auszeichnete, wurden die tapfern Krieger empfangen. Kränze, von zarten Händen gewunden, schmückten die Helme derselben, und selbst die Zugpferde der Batterie waren mit Blumen aufgeputzt worden. Hans-Peter, von dem man erfahren hatte, daß er mit bei Eckernförde gefochten, war der Gegenstand allgemeiner Huldigung gewesen. Ein Lorbeerkranz schmückte seine Pickelhaube, ein finnig gewundener großer Blumenkranz mit wehenden Bändern hing ihm um die Brust. Der Undankbare wußte alle diese Aufmerksamkeiten nicht im Mindesten zu würdigen; mit einem so brummigen Gesicht, wie es ungefähr der Fastnachtsgottheit, wenn man ihn blumengeschmückt in Paris zum letzten Gange herumführt, machen muß, schritt er mürrisch daher. „Das ist ja ein schöner Putz, Hans-Peter, den Ihr habt,“ redete ich ihn an.

„Wat sall ick mit dat oll Dreck, nicks wie luter Blomentüch, wenn dat noch eene Moulle Tobak wier, denn harr man doch noch wat davon,“ antwortete er verdrießlich.

Den Winter über hat Hans-Peter daheim seinen friedlichen Beschäftigungen, die im Arbeiten an den Deichen der dithmarsischen Marschgegenden bestanden, obgelegen, beim Ausbruch des Krieges im Sommer 50 war er aber wieder bei seiner Batterie eingetreten. Die blutige Schlacht bei Idstedt bot ihm wieder so recht Gelegenheit, seine unerschütterliche Ruhe zu beweisen. Seine Batterie hatte lange im heftigsten Feuer gestanden, und gerade von der Kanone, bei der er zugetheilt war, fiel über die Hälfte der ganzen Mannschaft. Ruhig und setzt, mit denselben gleichen Tempos, als stände er auf dem Pa-

radeplatz, hatte er seinen Dienst verrichtet. Ein Kamerad war neben ihm erschossen, so daß das Blut sein Gesicht überspritzte; er hatte sich ruhig mit dem Aermel dasselbe wieder abgewischt, rabei gemeynt: „So een Bloodwurst will ick nich", und fort und fort mitgefeuert. Sein unzertrennliches Butterbrod hatte er neben sich gelegt, und jeden freien Augenblick pflegte er dann herangt, einen Bissen abzubeißen, so daß er meist mit kauenden Backen sein blutiges Geschäft verrichtete. Einmal ist ihm ein Stück einer abgeschossenen Lafette so stark an die Brust geflogen, daß er davon zu Boden geschmettert wurde und seine Kameraden ihn schon für todt hielten. Hans-Peter hatte aber Knochen, die können schon einen Puff vertragen. Er stand bald wieder auf, rief, „na die Dunnerwedder" nahm einen Schluck Branntwein aus der Feldflasche und machte sich wieder an sein Geschäft. „Sahst Du, Hahnemann, das Brüdken geit um" (das Necken geht um), hat er bald darauf ausgerufen, wie seine Batterie den Dänen einen vollen Pulverkarren in Brand schoß, so daß dieser mit gewaltigem Getrach in die Luft flog.

Nach der Schlacht bei Isted war Hans-Peter gewaltig brummig, denn es wollte ihm gar nicht in den Kopf, daß die Schleswig-Holsteiner damals hätten zurück müssen. „Narrerie, nichts wie Narrerie," hat er stets gesagt, wenn andere Kameraden ihm die Nothwendigkeit dieses Rückzuges aus strategischen Gründen beweisen wollten. „Man noch so een ivinig pächtige Schüsse mit den 12Pönderbatterieen wang den Hahnemann's gedahn, un wir können nu uns Fleesch in Flensborg vertheren." Davon wollte er sich nicht abbringen lassen.

Was auch jetzt eine Quelle beständigen Aergers für unsern Hans-Peter wurde, war, daß ein Paar lustige, windige Berliner als Freiwillige bei seiner Batterie eingetreten waren. Die ewige Beweglichkeit und Zungenfertigkeit Dieser konnte er auf den Tod nicht leiden, obschon er sonst ihrem Muthe und ihrer militairischen Tüchtigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. „Wie dee Göösе schnatert das den ganzen Dag und weet nich, dat dee leew Herrgott dat Muul tum Reden un nich tum schnacken makt hät," sagte er mir einst ganz entrüstet. Einst hatte er ein Schläfchen gehalten, denn wenn er nicht im Dienst beschäftigt war, oder Etwas zu essen hatte, so liebte er es sehr zu schlafen, da machten diese beiden Berliner sich den Spaß, ihm mit einer Holzkohle einen riesigen schwarzen Schnurrbart in sein rothes, rundes Gesicht zu malen. Das Lachen derselben bei seinem Erwachen belehrte ihn, daß ihm ein Streich gespielt sein müsse, er besieht sein Gesicht in dem kleinen Spiegel des Bauernhauses, in dem er ist Quartier lag, und entdeckte den Schnurrbart. Ihr Lachen zeigte ihm die Thäter. Ruhig ging er auf Dieselben zu, faßte sie mit seiner riesigen Kraft im Nacken, und stieß sie mit den Köpfen so heftig zusammen, daß Jeder eine dicke braun und blaue Brausche auf der Stirn bekam. „Hest sie dummen Jungs mit dat Muul schwart mackt, so will ick jnuch dee Köp schwart macken," hat er dabei ausgerufen. Von da an hat kein Freiwilliger wieder gewagt, den Hans-Peter zu necken.

Zuletzt sah ich meinen Freund bei Missunde. Wie seine Batterie gegen die Dänen vorgegangen war, hatte er seinen Hahnemann geheten, ob sie nicht gleich lieber der dänischen Batterie auf hundert Schritte näher rücken wollten, diese würde doch bald sich mehr zurückziehen und so gebe es nur neues Aus- und Abprotzen. Sonst war er bei Missunde ungewöhnlich guter Laune, und sprach sogar mehr, wie er gerade dringend nöthig hatte. Zu einem jungen Freiwilligen, der an diesem Tage zum erstenmale ins Feuer kam, hatte er gesagt, wie Dieser sich etwas zu tief beim ersten Sausen der feindlichen Kanonenkugel bückte: „Stah man grad, mien Jung, Du moost den Hahnemann keenen Deener macken" (Du mußt den Dänen keinen Diener machen.)

Der blutige Sturm auf Friedrichstadt endete auch die ironische Laufbahn von Hans-Peter. Wie immer, hatte er ruhig und fest im heftigsten feindlichen Feuer gearbeitet, und namentlich noch seine Bärenkraft beim Abprotzen der Geschütze gezeigt, dabei hatte ihn die unglückliche schleswig-holsteinische Stadt; die er selbst jetzt mit in Brand schießen mußte, ungemein gedauert, und er noch gesagt: „Dee schöne Stadt, nee de schöne Stadt, so mang Pund Tobak hab ick mie dor twoft, un nu moet ick see in Brand schreten, wie duurmie dat." In einer Pause des Feuerns, während seine Batterie neue Munition fuhre, hatte er sich wieder wie gewöhnlich ein Butterbrod geschmiert, und dabei einem Kameraden wehmüthig seine leere Butterdose mit den Worten gezeigt: „Na ist mien Booder all, und dit dat letzte Bodderbrod, wat ick mir schmeeren kann." Wenige Augenblicke darauf kam eine dänische Stückkugel und traf ihn in die Seite, so daß er in seinem Blute niederstürzte. Seine Kameraden wollten ihn forttragen. „Lat mie man ruhig liecken, mit Schleswig-Holstein is es ut, un mit mie ook. Adjees." Mit diesen Worten drehte Hans-Peter sich noch im letzten Todeskampf um, und war verschieden.

Das Denkmal Friedrichs des Großen,

entworfen und modellirt vom Prof. Rauch, gegossen und ciselirt von L. Friedel, in Berlin schreitet durch die rasche Thätigkeit, mit welcher die Zusammensetzung 2c. betrieben wird, seiner Vollendung mit Riesenschritten entgegen, und wird am 31. Mai mit großen Feierlichkeiten enthüllt werden. Ueber dem etwa 5½ Fußhohen Sockel von polirtem Granit erhebt sich das Kunstdenkmal von Bronze, und zwar zuvörderst die Consolen, zwischen denen Gedenktafeln mit 74 Namen ausgezeichneter Männer aus der Regierungszeit Friedrichs angebracht sind. Unter diesen treten an den vier Ecken Reiterstatuen hervor, nämlich an der Vorderseite — nach dem Opernplatze zu — links: Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen, und rechts: Ferdinand, Herzog von Braunschweig; an der Rückseite links: v. Seidlitz und rechts: v. Ziethen. Zwischen diesen Reitern befinden sich freistehende Gruppen in natürlicher Mittelgröße (5' 4") und zwar auf der Vorderseite: S. v. Lestwitz, J. B. v. Prittwitz, Aug. Wilh. Prinz v. Preußen, v. d. Heyden, J. D. v. Hülsen; von dieser linker Seite: Gr. Oeffler, v. Wedell, Leop. Mar, Erbprinz v. Dessau, v. Warkenberg, v. d. Goltz; rechte Seite: v. Kleist, v. Diedrich, v. Winterfeld, v. Lauenzien, Prinz Eugen v. Würtemberg, und auf der Rückseite: Fürst von Fincknestein, v. Schlabrendorff, v. Carmer, Graun, Lessing, Kant. Hinter diesen vier Gruppen in Basrelief: v. Keith und C. A. Markgr. v. Brandenburg; Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau u. v. Schwerin; Prinz v. Preußen (Friedrich Wilhelm II.) und W. v. d. Belling (alle zu Pferde); zwei weibliche Figuren mit Füllhorn, Oelzweig und Lorbeerkranz. Dies Ganze wird durch ein 1½ Fuß hohes Postament geschlossen, über welchem sich ein zweites, weniger hohes Basrelief — mit Hauptmomenten aus dem Leben dieses weisen Königs, von seiner Geburt bis zu seinem Tode — erhebt, und an dessen vier Ecken sich weibliche Figuren — die Haupttugenden: Gerechtigkeit, Stärke, Weisheit und Mäßigung darstellend — befinden. Hierauf folgt ein etwa 2' 6" hohes Gesims, auf dem die Plinte mit der 18' hohen Reiterstatue Friedrichs des Großen selbst zu stehen kommen wird. Das ganze wird eine Höhe von etwa 43' erreichen. Mit der fortschreitenden Zusammensetzung desselben rückt auch die innere mühevolle Maurerarbeit rüstig vorwärts. Guß und Ciselirung verdienen die größte Anerkennung.

Verantwortlicher Redakteur: E. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 42.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 24. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Erinnerung an Auguste Amalie Herzogin von Leuchtenberg, Fürstin von Eichstädt,

geborne Prinzessin von Bayern.

Die „Allgemeine Zeitung“ enthält unter dieser Aufschrift einen Aufsatz aus München, der unsern Lesern von großem Interesse seyn dürfte. Wir theilen denselben vollständig mit. Der Tod hat in diesen Tagen eine der ersten und besten deutschen Frauen aus einer für das königliche Haus, für ihre Familie, für unsere Stadt segenreichen Wirksamkeit plötzlich und zur allgemeinen und gerechten Trauer abgerufen. Die Frau Herzogin von Leuchtenberg, Tochter des trefflichen Königs Maximilian, das treue Ebenbild seines Herzens und seiner Menschenfreundlichkeit, ist ihrem unvergeßlichen Vater zuerst unter den von ihm zurückgelassenen neun Kindern, 26 Jahre nach seinem Tode, in das Grab gefolgt, nach einem Leben von 63 Jahren, in welches die Katastrophen und Wechsel der großen und erschütternden Zeit, der es angehört, tief eingriffen. Sie ward ihrem Vater als die erste Tochter erster Ehe von seiner Gemahlin Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt am 21 Juni 1788 geboren, als dieser, ein nachgeborner Prinz der pfalz-zweibrückischen Linie, als Oberst im französischen Dienst zu Straßburg mit seinem Regiment in Garnison stand. Der Anfang ihres Lebens fällt demnach mit dem Beginn der französischen Revolution zusammen, deren Sturm sich schon damals in sicheren Zeichen ankündigte, und bei seinem Ausbruch ihren Vater nöthigte, mit seiner Gemahlin und den zwei Kindern, die sie ihm bis dahin geboren hatte, sich auf das recht Rheinufer zu flüchten. Zwar wurde diesem durch den Tod seines Bruders Karl II. von Zweibrücken am 1 April 1795, welchem zwei blühende Söhne kurz nacheinander in das Grab vorangegangen waren, die Nachfolge in den Zweibrücker Landen geöffnet; aber diese waren indeß von den revolutionären Heeren der französischen Republik besetzt worden.

In dem Asyl, welches Herzog Max in der Pfalz unter seinem Vetter, dem Kurfürsten Karl Theodor, fand, dessen ganzes Erbe für ihn in Aussicht stand, lebte derselbe meist zu Mannheim und Morbach, und schon hier, wo die Herzogin Auguste die Jahre der Kindheit lebte, waren diese nicht selten von den Unfällen des Krieges gestört, dazu wurde sie schon früh der Pflege und Obhut der Mutter beraubt, die ihrem Gemahl und den vier Kindern, die sie ihm geboren, 1796 durch den Todentrissen wurde. Als am 16. Febr. 1799, in ihrem 11ten Jahre, nach dem Tode Karl Theodors Maximilian Joseph in den bayerischen und pfälzischen Landen zur Nachfolge gelangt war, siedelte das ganze nun churfürstliche Haus nach München über, und gewann durch die zweite Vermählung des Churfürsten Maximilian mit Friederike Wilhelmine Karoline von Baden eine durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Mutter, die in rascher Folge seit 1805 das königlich gewordene Haus mit sechs blühenden Töchtern, darunter zwei Zwillingspaare, vermehrte. Während Bayern aus der Erschütterung der napoleonischen Kriege und dem Zerfall des deutschen Reichs im Jahr 1805 als Königreich hervorging, war Auguste Amalie zu einer Jungfrau von 17 Jahren heranerwachsen, welche durch ihre Schönheit und die Anmuth ihres Wesens bald die Zierde und die Freude des königlichen Hauses wurde. Ueber ihre Vermählung ward durch daß nahe Verhältniß entschieden, in welches Bayern zu Napoleon gerathen war. Es galt dasselbe durch einen Ehebund zu befestigen, und so wurde der einzige Sohn der Kaiserin Josephine, Prinz Eugen von Beauharnais, damals 25 Jahre alt, (auf seinem Grabmal ist als Geburtstag der 3 Sept. 1781 angegeben) und seit früher Jugend unter seinem Vater am Rhein, unter General Hoche in der Vendée und unter seinem Stiefvater in Italien und Aegypten für den Krieg gebildet, ein junger Held durch männliche Schönheit wie durch Adel der Gesinnung ausgezeichnet, ihr als Gemahl zugeführt. Die Ehe ward am 13. Januar 1806 vollzogen, und da beide Gatten einander durch Vorzüge des Geistes und Körpers würdig waren, so ging das durch Politik geschlungene Band sehr bald in ein herzliches gegenseitiger Liebe und Hingebung über. Sie war dem Gemahl als Vicekönigin nach Italien gefolgt, und glänzte zu Mailand inmitten eines prachtvollen Hofes und der erlesenen Gesellschaft eines zahlreichen und begüterten Adels, der ihn neben den Notabilitäten des französischen Kaiserreichs bildete, verehrt als Fürstin und Wohlthäterin und als Mutter der Hülfsbedürftigen, bald auch glücklich durch ihre Kinder, deren jetzo auf längere Zeit von ihrem Gemahl getrennt, der theils unter dem Kaiser, theils selbstständig dessen Kriege führte, und sich besonders in seinem italienischen Feldzug den Ruhm eines der ersten Feldherren der Epoche erwarb. Als Napoleon nach Frankreich zurückgeworfen war, und die gegen Napoleon verbündeten Mächte ihm die Krone von Italien als Preis seiner Trennung von Napoleon anboten, und ihre Abgesandten, da er das Anerbieten um diesen Preis abwies, ihn an seinen Sohn und die Sorge für dessen Zukunft erinnerten, gab er die historische gewordene Antwort: **mon fils pourra se passer d'une couronne, mais jamais de la reputation intacte de son père.** Indeß diese edelmüthige Gesinnung vermochte so wenig wie die Vorzüge und günstigen Folgen seiner Verwaltung sein Verhängniß zu hemmen. Man weiß wie der Ausstand gegen Napoleon auch Italien ergriff, und bei seinem Ausbruch in Mailand den Vicekönig nöthigte mit seiner Familie über die Alpen nach Bayern zu flüchten. Doch wurde beim Pariser Frieden sein Vermögen gerettet, und für den verlornen Theil ihm ein großer Gütercomplex im Kirchenstaat als Entschädigung angewiesen. Die gänzliche Auflösung der Herrschaft Napoleons und sämmtlicher Napoleoniden führte zu einer engern Verbindung des weiland Vicekönigs von Italien mit dem Lande, welchem seine Gemahlin angehörte, und diese ward den Neuten ihres Hauses wiedergegeben. Prinz Eugen erwarb in Bayern einen großen Güterbesitz bei Eichstädt, ward in Folge davon zum Fürsten von Eichstädt und Herzog von Leuchtenberg ernannt, und ließ sich in München das schöne Hôtel (er selbst wollte nicht, daß ihm Charakter oder Name eines Palastes gegeben würde) gegenüber dem Odeon bauen, welches seitdem die Schätze der Kunst, die er in Italien gesammelt hatte, besonders eine berühmte Gemäldegalerie, bewahrte und der Sitz eines glücklichen und geachteten Familienlebens wurde. Beide Ehegatten standen, als sie aus dem Schiffbruch ihrer Größe in diesem sichern Hafen ein immer noch glänzendes Loos bargen, noch in der Blüthe ihres Lebens, er 34 Jahre, sie 27 Jahre alt, und sahen ihre Familie sich auf sechs Kinder vermehren, von denen die zwei Söhne, August Prinz Karl Eugen (geb 1810) und Prinz Maximilian Joseph August (geb. 1817), unter elterlicher Pflege und unter Obhut des vortrefflichen Grafen Mejan einen sehr umfassenden und gründlichen Unterricht und die sorgfältigste Erziehung genossen.

Der Herzog von Leuchtenberg, so früh aus den großen Verhältnissen und welthistorischen Thaten auf ein mit den öffentlichen Begebenheiten wenig verbundenes Familienverhältniß zurückgeführt, genoß, umgeben von der seinem Charakter und seiner Vergangenheit

gebührenden hohen Achtung, der Ruhe einer nun gesicherten Lage in seiner neuen Heimath mit jener Haltung und Würde, welche höhere Geister über den Wechsel der Verhältnisse erheben zeigt, und seine Gemahlin, war deselben umsomehr froh, als ihr in Maximilian Joseph ein innig geliebter Vater zur Seite stand; doch war auch unter und ihr Haus ernsten Unfällen ausgesetzt. Schon in dem 35sten Jahre ihres Lebens wurde die vielgeprüfte Frau nach einer glücklichen Ehe von 17 Jahren des Gemahls beraubt, der 1824 in seinem 43sten Lebensjahre den Nachwirkungen harter Kriegsanstrengungen und Leiden erlag. Diese Bekümmernis war noch nicht beseigt, als ihr im folgenden Jahr durch den plötzlichen Tod des geliebten Vaters ihre größte und ehrwürdigste Stütze geraubt wurde. Auch die Schicksale ihrer Kinder vermehrten die Prüfungen ihres Lebens. Zwar ihre vier Töchter waren an den Kronprinzen von Schweden, an den Kaiser Dom Pedro von Brasilien, an den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und an den Grafen Wilhelm von Württemberg glücklich verheirathet, und Dom Pedro gründete zum Andenken seiner Vermählung mit ihrer dritten Tochter Amalie Auguste im Jahr 1829 in München eine Stiftung, aus der noch jetzt jährlich sechs Waisen jede mit 500 Gulden ausgestattet werden; starb aber, wie man weiß, nachdem er im glorreichen Kampfe Portugal der Usurpation seines Bruders entrissen hatte. Für die Mutter seiner zweiten Gemahlin war nun dieses tröstlich, daß sie zuvöige seines Todes ihre Tochter wiederholt auf längere Zeit in ihren Nähe sah; Härter noch war das Schicksal, welches ihren ertzgeborenen Sohn August Eugen (geb. 1810), einen jungen Mann von den schönsten Eigenschaften, an dem sie mit der tiefsten Liebe hing, wenige Monate nach seiner Vermählung mit der Erbtochter Dom Petro's, Don'a Maria da Gloria, ihr durch schnelle Krankheit entriß.

Die letzte Bekümmernis der edlen Frau war in den Nachrichten von den andauernden Leiden ihres jüngsten Sohnes Maximilian Joseph Eugen August, dessen Vorzüge den Kaiser Nikolaus von Rußland bewogen, ihn zu seinem Schwiegersohn zu erwählen, und dessen erschütterte Gesundheit die Mutter in den letzten Jahren mit tiefen Sorgen erfüllte. Die Standhaftigkeit ihres Herzens wurde durch diese Schicksale nicht gebrochen, und wir sahen sie auch in den letzten Jahren noch in gewohnter Fassung und Würde, als eine der größten Zierden unseres Landes, ihre rege Theilnahme an den Angelegenheiten der Angehörigen, der Verwandten und Freunde bewähren, und den Geschäften ihrer Mildthätigkeit obliegen. Von ihren auf 90,000 fl. geschätzten Einkünften war fast der fünfte Theil (20,000 Gulden) den Hülfsbedürftigen und der Unterstützung junger strebender Männer auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaft gewidmet. Zugänglich für Jedermann, mild und von unerschöpflicher Güte, dabei von reger Theilnahme für das Geschick Anderer, und von hoher Bildung des Geistes, genoß sie der allgemeinsten Verehrung und Liebe, und als ihre letzte Krankheit plötzlich eine gefährliche Wendung nahm, die zum Tode führte, war ihr Sterbelager von sämmtlichen Gliedern des Königl. Hauses umgeben. Ihrem Tode folgt ein großer und die ganze Bevölkerung bis in die untersten Schichten durchdringender Schmerz, der sie nach einem so oft und hartgeprüften Leben zu ihrer letzten Ruhestatt begleitete. Sie ward an der Seite ihres Gemahls, dem sie nach 27 Jahren im Tode nachfolgte, in der Michaelskirche in jener Gruft beigesetzt, welche sie mit einem Denkmal, einem der berühmtesten Werke von Thorwaldsen, geschmückt hat. Es stellt den Herzog in rüstiger männlicher Gestalt dar, die Krone, die er verschmäht, zu seinen Füßen, und sich wie zum Abschied noch einmal vorwendend, ehe er durch die Pforte des Grabes hinter ihm eingeht. Ihm zur rechten Seite die Geschichte, im Begriff seine Thaten aufzuzeichnen, zur linken die bewunderungswürdige Gruppe von zwei Jünglingen, dem rüstigen, als dem Genius des Lebens, dem sich der zartere Bruder, der Genius des Todes, auf die Schulter stützt. Auf der Basis in der Inschrift die bloße Bezeichnung der Namen, und daß ihr Gemahl „vices regis Italiae“ ehedem verwaltet hat. Eine nähere Bezeichnung seines Ruhmes und seiner Tugenden verwahrte sie. Diese setzen der Geschichte bekannt, und würden füglich auf seinem Grabmal nicht erwähnt.

Mit ihrem Tode ist auch für uns das herzoglich Leuchtenberg'sche Haus verwaist, da ihr jüngerer sie überlebender Sohn mit seiner Familie durch sein Verhältnis zum kaiserlichen Hause in Rußland gebunden scheint. Das Vermögen desselben, wenn dessen auch hier Erwähnung geschehen darf, wird auf 30 Millionen Gulden angegeben, und München hofft, daß wenigstens der Stat des Hauses hier mit den Kunstschätzen und in Eichstädt mit der kostbaren Sammlung für Naturgeschichte für Bayern werde erhalten werden. So wird, müssten wir der Hoffnung entsagen, den Herzog von Leuchtenberg unter uns und seine Kinder bei und erzogen zu sehen, wenigstens Ein Band bleiben zwischen uns und einer Familie, die durch seltene Vorzüge wie durch den hohen Werth ihrer Glieder ein Gegenstand der innigsten Theilnahme und dauernden Verehrung geworden ist.

Ein Ehemann, wie es wenige gibt.

(Narvaez.)

Ein Fremder von hohem Range, der in den politischen Ereignissen unserer Zeit eine Rolle gespielt hat, ist vor kurzem in Paris angekommen, wo er vor einigen Jahren schon einen längeren Aufenthalt genommen hatte. An ein thätiges und bewegtes Leben gewöhnt, suchte er damals die von den Ausländern ihm aufgezwungene Muße, die ihn ungewöhnlich machte, durch eine Heirath aufzuhalten. Jung und glänzend, mit einer merkwürdigen Vergangenheit und einer vielversprechenden Zukunft, konnte er wohl auf eine hervorragende Verbindung Anspruch machen und erhielt auch wirklich die Hand einer jungen Dame aus einer aristokratischen Familie des Faubourg St. Germain.*)

Die Rückkehr dieses Mannes hat in der Pariser Gesellschaft eine Bewegung der Neugierde hervorgebracht, welche die früher bekannten; etwas exzentrischen und bizarren Züge seines Charakters rechtfertigen, von dem die Chronik der Salons manche Anekdote erzählt.

Jener Fremde ist nicht in dem gesellschaftlichen Kreise, wo er sich heutzutage durch seine Verdienste bewegt, geboren und erzogen worden. Die natürliche Heftigkeit seines Charakters, durch keine sorgsame Erziehung gemildert, durch keine Kultur gezügelt, nahm in Folge der Sitten des Lagerlebens an Stärke zu. Erst später zu Vermögen und Größe gelangt, gehörte er zu der großen Anzahl derer, die, in der Mitte des Lebens zu Reichthümern gekommen, eine lebhafte und beharrliche Anhänglichkeit an die Güter zeigen, deren ganzen Werth sie durch lange Entbehrung und schwierige Eroberung kennen gelernt haben. Als mithin der berühmte Fremde zuerst in der Pariser Gesellschaft auftrat, wollen die eifersüchtigen und neidischen Beobachter jeder Größe die Bemerkung gemacht haben, daß seine glänzenden Eigenschaften durch zwei Fehler, Geiz und Rohheit, verdunkelt wurden.

Der letztere dieser Fehler war für das eheliche Leben besonders störend — und mußte hart empfunden werden von einer jungen, hochgeborenen, in der vornehmsten Gesellschaft erzogenen Dame, welche bis dahin von der zartesten Aufmerksamkeit umgeben und an die feine und ausgesuchte Höflichkeit der Pariser Aristokratie gewöhnt war. Madame empfand auch bald die Wirkungen dieser ihr so neuen Veränderung, denn der Charakter ihres Gatten zeigte sich schon in den ersten Tagen der Ehe, und die honigsüßen Flitterwochen bekamen einen bitteren Beigeschmack.

Dies war sehr traurig und hätte alles erwartete Glück zerstört, die unter den lachendsten Auspizien geschlossene Verbindung, welche eine gegenseitige Neigung hervorgerufen hatte, sah ihre Annehmlich-

*) Wenn wir nicht irren, einer Mlle. Talcher de la Pagerie, Großnichte der Kaiserin Josephine und Cousine des Herzogs von Leuchtenberg.

leiten und ihren Reiz durch üble Viertelsstunden getrübt, die immer häufiger sich wiederholten. Die junge Frau mußte mit einer seltenen Tugend ausgestattet sein, wenn ihre Zärtlichkeit nicht den Prüfungen unterliegen sollte, welche sie täglich zu erleiden hatte.

Nach einem ehelichen Streit, der vor mehreren Zeugen stattgefunden hatte, zog sich der jähzornige Gemahl in sein Zimmer zurück, gefolgt von einem wahren Freunde, der frei zu ihm sprechen durfte und auch mit allem Ernst von diesem Vorrecht Gebrauch machte.

Ohne sich an den noch nicht erloschenen Zorn seines Freundes zu kehren, machte er ihm wegen seines eines Gentlemans so unwürdigen Benehmens ernste Vorwürfe. Der Schuldige hörte ihn mit finsterer Miene an und antwortete, als die Strafrede zu Ende war: „Deine Vorwürfe sind gerecht, ich verdiene sie und mache mir selbst noch härtere. Aber was soll ich thun? ich kann nicht anders! ich kann mich nicht beherrschen, bin außer mir, vergesse mich, und obgleich ich nach der Krisis mich schäme und verzweifle, so verhindert mich dies doch nicht, bald, manchmal selbst am folgenden Tage, meinen Fehler zu wiederholen. Es ist fatal!“ — „Ja, sehr fatal!“ — „Ich verdiene eine gute Lection, und sie soll mir werden“, rief der Schuldige.

Er ging einige Minuten im Zimmer mit großen Schritten auf und ab, gesenkten Hauptes, finster brütend und eine Cigarette zwischen den Fingern drehend. Der Ausdruck seiner Züge, die Falten auf seiner Stirn verriethen einen stürmischen Kampf in seinem Innern; endlich war sein Entschluß gefaßt, er öffnete eine in seinem Sekretär stehende Kassette und nahm ein Tausendfranckbillet heraus.

Sein Freund betrachtete ihn mit Erstaunen, ohne zu begreifen, was jener zu thun beabsichtige. Unser Held rollte das Bankbillet zusammen, näherte es dem Lichte und zündete seine Cigarette an der Flamme an, die das dünne und lockbare Papier verzehrte.

Der Freund, betroffen von dieser seltsamen Handlung eines Mannes, dessen große, ja, übertriebene Sparsamkeit er kannte, erhob sich und stürzte auf ihn zu. — „Was mich!“ flüsterte der Gefragte mit ersticktet Stimme. — „Bist Du von Sinnen?“ — „Nein.“ — „Aber Du wirst mich, was Du thust!“ — „Ich weiß es sehr wohl . . . ich strafe mich.“

Als das Bankbillet in ein Häuflein schwarzer Asche verwandelt war, sagte unser Held, der nach dieser That mit recht so genannt werden kann, in entschlossenem und feierlichem Tone: „Ich schwöre bei meiner Ehre, daß jedesmal, wo ich mich gegen meine Frau vergessen sollte, ich mich dafür auf die empfindlichste Weise in meiner Liebe zum Gelde züchtigen werde, wie ich es so eben gethan.“ — „Ich empfange Deinen Eid und Dein Opfer“, antwortet tief bewegt der Freund.

Dieser Eid wurde mit stoischer und unwandelbaren Treue gehalten. Von jenem Tage an bezahlte der Geizige gewissenhaft die Vergehen des brutalen Ehemanns. Nach jeder heftigen Scene erschien er vor seinem Richter, unterwarf sich dem selbstauferlegten Gesetze und führte sein Urtheil ohne Appellation aus. Der Verurtheilte öffnete die reiche Kassette, welche seine Schätze enthielt; bleich und zitternd von der Anstrengung, unter die die Leidenschaft sich beugte, nahm er ein Bankbillet heraus und verbrannte es. Die Strafe wurde stets nach dem Vergehen abgemessen; er hatte einen Kober für die verschiedenen Grade der Beleidigung: für eine einfache Grobheit ein 500 Francsbillet; für eine Grobheit vor Zeugen ein 1000 Francsbillet, und zwei derselben, wenn die Beleidung sich nicht nur auf mündliche Rohheiten beschränkte, sondern von Gesten und Handlungen begleitet wurde.

Dieses Strafgesetz konnte seinen Ruin herbeiführen, denn sein Freund bestätigt, daß in einem Monat 35,000 Francs daraufgegangen sind. Glücklicherweise hat die Sache sich zum Guten gewandt.

Bei dem Wiedererscheinen des alten Fremden erkannte die Pariser Gesellschaft an, daß eine glückliche Veränderung mit ihm vorgegangen sey. Seine früheren Fehler sind verschwunden, das strenge Heilmittel hat auch eine vollständige Kur bewirkt; das gute Prinzip in ihm hat den Sieg davongetragen, sein durch theure Mittel erstrebter Zweck ist erreicht. Er ist jetzt liebenswürdig, galant, bezaubernd gegen seine Frau, von unerschütterlicher Sanftmuth, äußerdem großmüthig und freigebig geworden und verwendet seinen Reichthum auf die einsichtsvollste und herrlichste Weise. So war der Sieg doppelt, und der eine Fehler ist durch den anderen geheilt worden.

Solche Macht hat der Wille über eine kräftige Seele. Wohl denen, welche Muth, Kraft und die Mittel besitzen, durch das oben geschilderte Verfahren sich zu bezwingen! Das Beispiel ist schön, doch zweifeln wir daran, daß es viele Nachahmer unter den Pariser Ehemännern, die ihre Fehler zu verbessern haben, finden wird.*)

Pariser Anekdoten.

Die Pariser „Gazette des Tribunaux“ erzählt folgenden Vorfall: Zwei elegant gekleidete Individuen, die man ihrem ganzen Wesen nach für reiche Engländer halten mußte, hatten sich kürzlich auf den Weg nach Versailles begeben, wo in Folge des gerade stattfindenden Jahrmarktes eine große Masse Menschen versammelt war. Die Gentlemen hatten vor sich einen flachen Korb, der eine große Anzahl von Münzen, die 20 Frankstücken ähnlich sahen, enthielt und boten diese mit einem sehr prononcirten britischen Accent zum Preise von 1 Frank per Stück zum Verkauf aus. Indessen fanden sich wenige Abnehmer, da das Publikum voraussetzte, daß jene Münzen aus einer bloßen nach dem Blud'schen Verfahren vergoldeten Compostion bestünden. Bald darauf hielt ein Cab, der eben vorbeigefahren kam, still, und zwei andere Gentlemen nicht minder fashionable als die beiden ersten, stiegen aus, offenbar in der Absicht, sich nach der Ursache des Zusammenlaufes zu erkundigen. Sie stellten sich in die Nähe einer Gruppe von Neugierigen und einer sagte zum andern in schlechtem französisch: „Sieh da, das ist Lord Harrison, der seine Wette gegen Lord Bathurst ausmacht.“ „Welche Wette?“ fragte der zweite. „Wie, du weißt nicht, daß er hundert Pfund gewettet hat, er werde diesen französischen Maulaffen 1000 Guineen für ein Frank per Stück zum Verkauf anbieten, ohne in 2 Stunden mehr als 50 los zu werden? Lord Bathurst dagegen hat gewettet, daß die 1000 Guineen in weniger als einer Stunde verkauft sein werden.“ „Ich bin seiner Meynung.“ — „Ich meinerseits denke wie Harrison.“ — „Nun gut, so wollen wir wetten.“ — „Wie hoch?“ „Zehn Pfund.“ — „Abgemacht.“ Die Wette wurde durch einen Handschlag besiegelt und die beiden Gentlemen traten ein wenig bei Seite. Die Nebenstehenden hatten offenbar die Unterhandlung mit angehört; man hörte Geflüster unter der Menge, und eine große Anzahl von Personen stürzte sich auf die Verkäufer, um für alle ihre disponiblen Francs Guineen zu kaufen. Die beiden Gentlemen aus dem Cab hatten ihre Unterhaltung mit demselben Erfolg an einem andern Ort wiederholt und in weniger als einer Viertelstunde waren die 1000 Guineen verkauft. Gleich darauf wurden die beiden verkäufen den Herren von denen aus dem Cab angerufen; drei von ihnen stiegen auf den Wagen, der vierte setzte sich auf den Bock und peitschte auf die Pferde, die in vollem Rennen mit dem Wagen abgingen. — Gleich darauf kamen drei andere Individuen an, deren Haltung und Kleidung ebenfalls den Engländer verriethen; sie erkundigten sich, was hier vorgegangen sey, und riefen, als sie es hörten aus einem Munde: „Das sind sie!“ Zugleich theilten sie mit, daß sie Londoner Polizeidiener seyen und in der Verfolgung einiger Gauner begriffen wären. Da nämlich London in diesem Augenblick das Rendezvous aller Gauner des Continents ist, so hatten einige berühmte Londoner Taschendiebe beschlossen, an ihren französischen Collegen das Vergeltungsrecht zu üben, und sich in ihrem Revierschablos zu halten. Die englische Polizei hatte einige Beamte zu ihrer Verfolgung angeschickt und diese waren noch gerade zur rechten

*) Wir entnehmen diese Anekdote einem französischen Unterhaltungsblatte, natürlich ohne ihre Authentizität im mindesten verbürgen zu wollen. Se non è vero, è ben trovato.

Zeit gekommen, um die Ueberlegenheit ihrer Landsleute in diesem Zweig der Industrie zu constatiren. Natürlich verwandelte diese Nachricht die Freude der Käufer in Traurigkeit; als sie ihre Goldstücke untersuchen ließen, stellte sich heraus, daß sie falsch und nicht mehr als 15 Centimes werth waren.

•

Die Theaterdirektoren haben bekanntlich bereits allerlei seltsame Mittel angewendet, um das Publikum anzulocken; schwerlich aber war eines so wunderlich wie das, welches Ribié, ehemals Direktor des Gaité-Theaters in Paris, anwendete, um die Vorübergehenden auf dem Boulevard zum Eintritt in sein Theater zu veranlassen. Es bestand darin, daß er vor dem Oeffnen der Kasse mit seiner Frau, welche sehr schön war, längs der Straße auf Pferden von Milchkaffee-Farbe spazieren ritt, deren muthigen Trop die Reiter mit viel Gewandtheit in das gehörige Licht setzten. Diese Umritte geschahen natürlich stets in der Tracht, in welcher die Reiter später in ihren Rollen auf den Brettern aufzutreten hatten; namentlich zeigte sich der Direktor selbst gern in komisch-gemeinen Anzügen, z. B. als betrunkener Schuster zu Pferde. Auch war es seine schwache Seite, sich den Reklübungen bis unmittelbar zum Augenblicke zu überlassen, wo der Vorhang des Stücks, in welchem er spielen sollte, aufging. Dann schanzte man nach dem Zettel, darauf richteten sich die Blicke nach dem Künstler und Jeder rief: „Er wird gewiß nicht fertig sein! Sehen wir hinein, um das zu sehen!“ So viel Combinationen, so viel Sorgfalt haben gleichwohl nur zu traurigen Resultaten geführt. Ribié, nachdem er wahrhaft Schätze besessen, ging nach Amerika, wo er vergebens suchte, das erloschene Feuer seines Theatergenies wieder anzufachen, und endlich im Elende starb. Ribié war auch Derjenige, welcher das auf dem oben genannten Theater neuerdings wieder aufgewärmte alte Fremdspiel: „Le pied de mouton“, von Martainville, während seiner Direktion zuerst in Scene setzte.

•

Mit dem Dampf ist es aus, d. h. vielleicht; bald fahren wir nur noch durch die Luft und nächstens haben wir eine ordinaire Luftpost von Paris nach Brüssel, oder nach Petersburg, Peking u. s. w. Der berühmte Luftschiffer Petin hat das Problem gelöst! Mitte Juli d. J. wird seine Luft-Locomotive von dem Marsfelde sich erheben, um eine Entdeckungsreise durch den Aether zu unternehmen. — Um die Vorauslagen seines Unternehmens bestreiten zu können, hat Herr Petin Alles zu Geld machen müssen, was er besaß. Er hat sein Haus für 120,000 Frcs. verkauft, um 13,000 Metres rothen Seidenstoff einkaufen zu können, welchen er zur Anfertigung seines Fahrzeuges verwerfte. Die Zurüstung desselben ist eine ganz neue. Vier Ballons, jeder von 84 Fuß Höhe und 25 Fuß Durchmesser, liegen auf dem Bauhof, wo man zugleich das Gebäude zurichtete. Der kühne Luftschiffer selbst, welcher mit dieser organisirten Windhose sich in das ungemessene Reich der Lüfte begeben will, ist von einer Zuversicht durchdrungen, wie sie einst Christoph Columbus besaß. Er ißt, trinkt, schläft nicht mehr, sondern denkt nur an seine Entdeckung, und seine Frau und Kinder läßt der große Mann im Elende darben.

— Niemand konnte sich das Räthsel erklären; Niemand war im Hause, auf den man auch nur den leisesten Verdacht hätte werfen können, und keine fremde Person war in das Zimmer gekommen. Ein allgemeines Nachsuchen, das sich auf jeden Winkel erstreckte, gab nicht das geringste Resultat. — Man schaffte auch ein Sechter, und nicht lange darauf wieder einer der kurz zuvor noch fürchtlos auf einem Simse gelegen war, und dieses Schicksal hatten noch mehrere kleine Münzen. Nach jenem neuen Raube wurde die Sache bedenklicher und unerklärlicher. — Man beschloß nun, die größte Aufmerksamkeit auf einen Sechser zu richten, den man, als Lockspeise, aufgelegt hatte. — Da kam einmal vorsichtig unser Staar angeschlichen, und holte den Sechser. — „Nun“ wird mancher Leser sagen: „Das ist keine Merkwürdigkeit; so Etwas ist ja von manchen Vögeln längst bekannt.“ — Dieß weiß auch der Einsender gar wohl, und des wegen hat er auch diese Erzählung nicht zum Besten gegeben. Das Merkwürdige dabei ist die Art, wie der Staar seinen Raub verbarg, und der Ort, wohin er ihn versteckte. — Dieß soll aber erst in der nächsten Nummer des „Sammlers“ verrathen werden. Unterdessen mögen die Leser versuchen, ein Mittel zu erdenken, das lustiger zu nennen wäre, als die List unsers Staars.

Der diebische Staar.

(Mitgetheilt.)

Nachfolgende Erzählung kommt aus einer Quelle, die keinen Zweifel an der Wahrheit derselben aufkommen läßt. Sie wurde von der Tochter, aus einer Familie, mitgetheilt, in welcher jener Vogel mehrere Jahre der kleine gefiederte Hausfreund gewesen war, und manchen possirlichen Streich gespielt hatte. In jener Familie fehlte einmal plötzlich ein Ring, der kurz zuvor, wie Alle wußten, an einem gewissen Orte offen dagelegen war. Der Ring war fort!

Pot-Pourri.

Batty's Rennbahn zu Kensington in London.

Der Eigenthümer von Astley's, meldet die „Expreß“ vom 2. Mai, eröffnete gestern seine großartige National-Rennbahn zu Kensington. Dieser Belustigungsplatz besteht aus eine gepflasterten und geeggten ovalförmigen Einbahnung von 500 Yards Länge und 400 Yards Breite. Die Sitze, welche sich über einander erheben, wie in dem alten klassischen Cirkus, können 14,000 stehende Zuschauer bequem aufnehmen, und obgleich dieselben in vier Klassen getheilt sind, können doch alle Anwesenden gleich leicht die Spielleistungen sehen. Diese bestehen aus theatralischen Schaustücken, Tournieren, Karrenrennen, Pferderennen, römischen Rennjagden, altenglischen Spielen u. s. w. Ueberdieß findet man hier Wettrennen mit Straußen, geritten von wirklichen arabischen Reitknechten, eine Neuheit, welche viel Aufmerksamkeit erregte. Auch ist man willens, in Kurzem Falkenjagd und mancherlei andere Unterhaltungsspiele von verwandter Art einzuführen. Die Ausstattungen sind äußerst elegant und zweckmäßig, und das Innere des Gebäudes gemalt in dem Farbenspiel des Krystallpalastes.

Frauen-Emancipation in Amerika.

Die amerikanischen Blätter liefern folgenden Beitrag hiezu: Mrs. Bloomer, Herausgeberin der Zeitschrift „Sily“ in Seneca Falls, hat Frack und Hosen angelegt und bereits viele Nachahmerinnen gefunden. Sie vertheidigt in einem ernstgehaltenen Leitartikel die Neuerung als praktisch, anständig und comfortabel. Frauen sollten bedenken, daß die Mode jedenfalls vernünftiger sey als die Cuis de Paris, die Lustballons an den Aermeln und die 15 Pfund schweren Unterröcke, die man noch vor kurzem trug. Wenn die Männer am Unterrock so groß Gefallen hätten, so möchten sie ihn nur selber tragen.

Eine chinesische Sängerin.

Ein weit hergekommener Gast in London ist eine chinesische Dame; Lady Bwan-ti-fuh mit dem „geborenen Wasserlilienfuß“, die aber weniger zum Besuch der Ausstellung gekommen, als um sich selbst, besonders ihren wirklichen Fuß auszustellen. Sie ist zugleich eine vollendete Sängerin und wird mehrere Concerte geben, bei denen sie ein achter chinesischer Professor der Musik auf verschiedenen Instrumenten begleiten wird.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 43. Zwanzigster Jahrgang. 1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 26. Mai.

Leopold, Freiherr v. Zandt,

pensionirter Generalmajor und Generaladjutant Sr. Maj. des Königs von Baiern.

(Nekrolog.)

Immer lichter werden die Reihen der Männer, welche die großen Kriege zu Ende des vorigen und Anfangs des jetzigen Jahrhunderts mit durchgekämpft haben. Einer nach dem andern legt das müde Haupt und den narbenvollen Körper zur stillen Ruhe nieder, und die Salven, welche über die vorhergeschmückten Gräber dahin rollen, verkünden es weithin, daß wieder einer der Tapferen, auf welche die Armee mit Stolz und Verehrung geblickt, zu seinen ihm vorangegangenen Waffen- und Ruhmesgefährten hinübergegangen!

So haben wir nun auch den am 6. d. Mts. verstorbenen k. Kämmerer, pens. Generalmajor und Generaladjutanten Sr. Maj. des Königs von Baiern, Ritter und Kommandeur vieler hohen Orden ꝛc., Freiherrn Leopold v. Zandt zu seiner letzten Ruhestätte begleitet, und erachten es für eine Pflicht, nicht nur dem Geschiedenen gegenüber, sondern auch gegenüber der ausgezeichneten Armee, in deren Mitte er seine Helden-Laufbahn gemacht, ihm zum Gedächtniß, Anderen zur Nacheiferung, eine kurze Skizze seines Lebens in diesen Blättern zu veröffentlichen.

Leopold Freiherr v. Zandt war geboren zu Düsseldorf im Jahre 1784, und trat im Jahre 1798 als Volontär in das 2. Kürassier-Regiment Minucci, später Churfürst Chevauxlegers, machte 1800 den Feldzug gegen die Franzosen mit und wurde im Jahre darauf als Standartenführer zum Chevauxlegers-Regimente Leiningen versetzt. Zwei Jahre später finden wir ihn als Lieutenant beim zweiten Chevauxlegers-Regimente König und in diesem Range machte er die Feldzüge 1805 gegen Oesterreich und 1806 und 1807 gegen Preußen mit, und wurde im Auswerbejahr vom 10. Juni 1807 wegen seiner bei der Affaire bei Kanth bewiesenen Bravour belobt.

Als Oberlieutenant machte er in demselben Regimente den Feldzug von Oesterreich mit, erhielt am 13. Mai des Jahres 1809 den Orden der französischen Ehrenlegion und wurde am 10. Juli desselben Jahres in der Schlacht von Znaym durch einen Schuß in das Bein schwer verwundet. In demselben Jahre blieb auch sein tapferer Vater, der General v. Zandt auf dem Felde der Ehre im Treffen bei Landshut. — Im Jahre 1810 zum Rittmeister befördert, machte er die Feldzüge von 1812, 13, 14 und 15 mit. Bereits 1813 war er Major im 7. Chevauxlegers-Regimente, später 1. Kürassier-Regiment Prinz Karl, und wir erblicken ihn im dichtesten Schlachtgewühle des mörderischen Kampfes bei Arcis sur Aube (1. März 1814), wo ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, und schon 12 Tage später schmückte die Brust des tapferen Reiteranführers der russische St. Annaorden 2. Klasse. Auf gleich rühmliche Weise hatte sich der Verewigte in der Affaire bei Villeneuve le Comte ausgezeichnet, wofür er am 24. Juni 1815 mit der ruhmvollen Dekoration des kgl. bayer. Militär-Max-Joseph-Ordens belohnt wurde. Im Jahre 1820 wurde er im gleichen Range zu der Garde du corps zu Pferd, nachdin 1. Kürassier-Regimente Prinz Karl, versetzt, 1824 zum Oberstlieutenant in demselben befördert, erhielt 1826 den k. k. österr. Leopoldsorden, sowie später das Kommandeurkreuz desselben Ordens. Im Jahre 1830 treffen wir ihn als Oberst des 4. Chevauxlegers-Regiments König und 1831 in gleicher Eigenschaft beim 1. Kürassier-Regimente Prinz Karl. 1837 erhielt er den k. sächsischen Heinrichsorden, 1838 das Ehrenkreuz des k. bayer. Ludwigsordens für 50 Dienstjahre, wurde 1843 charakterisirter Generalmajor und Schoßlieutenant in der k. Leibgarde der Hartschiere, 1845 wirklicher Generalmajor und Generaladjutant Sr. Majestät des Königs und trat endlich im Oktober 1849 in den wohlverdienten Pensionsstand.

Wir haben in dem Vorstehenden nur in sehr skizzenhaften Umrissen das Leben eines Offiziers angedeutet, der ununterbrochen in neun Feldzügen, worunter der nach Rußland, mit stets gleicher Bravour und Auszeichnung diente und nun zum großen Leidwesen seiner noch lebenden Waffengenossen den Folgen seiner Wunden und Strapazen erlegen ist. In den Annalen des bayerischen Heeres wird sein Name unvergänglich strahlen als Muster und Vorbild für kommende Zeiten. Ruhe seiner Asche! (N. M. Z.)

Die Tochter der Königin.

(Nach einer französischen Erzählung bearbeitet.)

Wie sich die Mehrzahl unserer Leser erinnern wird, brachten vor längerer Zeit sämmtliche Journale Madrids und Hierauf die französischen, auch deutsche Tagesblätter folgende Neuigkeit:

„Als die junge Königin von Spanien, Isabella II., mit ihrem Gefolge durch die Straße von Alcala kam, stieß sie auf einen Priester, welcher im Begriffe war, einem Kranken die letzte Tröstung zu bringen. Indem Ihre Majestät sich dem in solchem Falle unerläßlichen spanischen Gebrauche fügte, stieg sie aus ihrem Wagen und kniete in der Straße nieder. Der Priester nahm dagegen mit dem hochwürdigsten Gute ihren Platz in der Equipage ein, der sie zu Fuße bis zur Wohnung des Kranken folgte. Es war dies ein Haus von bescheidenem Aeußeren, welches in der engen Gasse der Zarza lag. Die junge Königin wollte mit dem Diener des Herrn in dasselbe hineingehen. Im Hintergrunde eines ärmlichen, mit Kalk geweißten und mit einigen Strohstühlen möblirten Zimmers gewahrte Ihre Majestät in einem mit Vorhängen von gelbem Zeug behangenen Bette, neben dem eine tannene Kommode stand, die mit Gegenständen bedeckt war, welche von ehemaligem Reichthum zeugten, ein junges sechzehnjähriges Mädchen von bewundernswerther Schönheit, das jedoch von einer zehrenden Krankheit ergriffen war. An seiner Seite sah man einen Mann von etwa fünfzig Jahren, edlem und freigeschaffenem Aeußeren. Beim Anblick dieser jungen Dame war die Ueberraschung Isabellens eben so groß, als die des Mädchens selbst. Beide sahen sich mit einer Bewegung an, welche di Umstehenden in Erstaunen setzte. Dann kniete die Königin, die Augen auf das Antlitz der Kranken gerichtet, vor dem Schmerzenslager nieder, und ihre Thränen flossen ununterbrochen während der ganzen Ceremonie. Als sie das Zimmer verließ, sagte sie zu dem jungen Mädchen: Auf Wiedersehen! und ließ ihre Börse zurück. Auch schickte sie sogleich zwei der ersten Aerzte des Palastes zu ihr, und es wird selbst behauptet, daß sie die Kranke inkognito besucht habe. Plötzlich jedoch waren wie auf Zauberei das junge Mädchen sammt seinem Wärter verschwunden. Man kannte weder Namen, noch Geburtsort, noch Anverwandten. Die Geschichte war in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und man verlor sich in allerlei Vermuthungen."

Dieses Mysterium barg in der That eine der seltsamsten und rührendsten Geschichten, und dem Publikum ist bisher nichts davon bekannt geworden. Wir wollen die Geschichte, selbst auf die Gefahr hin, indiscret zu seyn, unseren Lesern so erzählen, wie wir sie aus

dem Munde eines ehemaligen Offiziers am spanischen Hofe gehört haben. Wenn wir so glücklich sind, den Eindruck wiedergeben zu können, welchen wir empfunden haben, so findet man hier eine charakteristische Episode und gewisser Maßen ein Resumé jener blutigen Zwistigkeiten, welche Madrid einst so lange Zeit in Bewegung setzten.

Es war am 12. August 1836, am Tage der berüchtigten Revolte in der Granja, wodurch die Absolutisten und Moderados zum Vortheil der Ultra-Liberalen gestürzt wurden. Man weiß, daß die Ersteren die Minister Galian, Rivas, Isturiz und den General Quesada zu Chefs hatten. Das Werkzeug der Zweiten war der schreckliche Sergent Garcia, der es sogar wagte, Leib an Leib mit der Regentin zu kämpfen.

Die Granja ist eine königliche Residenz, welche der Enkel Ludwig's XIV. erbauen ließ. Sie steht jenseits der Guadaramas-Gebirge zehn oder zwölf Meilen von Madrid, in Mitten eines Fichtenwaldes. Christine hoffte dort mit ihrer damals sechs Jahre alten Tochter Ruhe gefunden zu haben, als am Abend des oben erwähnten Tages ihre eigenen Garden sich beim Gesange der Hymne Riego's gegen sie erhoben, die Thüren ihres Gemaches einstürzten und einen Kreis von Schwertern und Bayonnetten um sie schlossen, indem sie sie aufforderten, die Minister zu entlassen und die Constitution von 1812 zu beschwören.

Wißt Ihr denn, meine Freunde, sagte sie zu den Rebellen, wißt Ihr denn, was die Constitution von 1812 ist?

Meiner Seel nein! antwortete Garcia; man hat uns aber gesagt, daß sie ausgezeichnet sey, daß sie die Verdoppelung unserer Löhnung und die Herabsetzung des Salzpreises genehmige. Carracho! Wir verlangen nicht mehr*).

Der Sergent hätte diese Logik mit Flintenschüssen begleitet, wenn die Königin Mutter nicht ein förmliches und abgeworbenes Versprechen unterzeichnet hätte. Dies verhinderte jedoch nicht, daß die Soldaten sie bis zum andern Morgen bewachten und die Gesandten von Frankreich und England innerhalb der Thore der Granja hielten. Zu gleicher Zeit fand eine minder lärmende, aber noch schrecklichere Scene in einem anderen Zimmer des Palastes statt.

Dieses Zimmer, welches nach dem Garten zu ging, war das der kleinen Königin Isabella. Unbekannt mit dem, was sich wenige Schritte von ihr zutrug, befand sie sich allein mit zwei Kammerfrauen, die sie auskleideten, um sie zu Bette zu bringen. Zitternd und auf den Fußspitzen ging die eine derselben von Viertel- zu Viertelstunde hinaus, um in der Galerie zu hören, was bei der Regentin vorginge.

Wir sagten, das Isabella sechs Jahre alt war. Diese Königin konnte also noch an nichts Weiteres denken, als mit ihrem Scepter zu spielen. Ein kleines Mädchen von ihrem Alter war in diesem Augenblicke ihre Gespielin. Sie hatte schwarze anbaufische Haare, die ihr ganz vortrefflich zu ihrem National-Costüme standen, und antwortete auf dem Namen Filipa. Nebenbei nannte man sie auch noch Tochter der Königin.

Wer war dieses Kind? Wo stammte es her? Kein Mensch in der Granja wußte es. Eines Abends hatte Senora Montemoro, die Wittwe des Garde-Offiziers, als sie noch in der Straße St. Ildefonso wohnte, es nebst einer mit Gold gefüllten Börse und einem folgender Maßen abgefaßten Briefe an der Schwelle ihrer Thür gefunden:

„Dieses Kind, das schon bei seiner Geburt proscribirt ist und ohne Zweifel keinen Vater mehr hat, wird morgen keine Mutter mehr besitzen. Dem alten National-Gebrauche nach ist die Königin von Spanien die Mutter der Waisen. Bitten Sie, dieselbe Mitleid mit dieser zu haben. Ich selbst werde im Himmel Gott für Sie und Ihren Schützling anflehen.

Eine Mutter."

„P. S. Wenn gegen jedes Erwarten sich eines Tages ein Mann finden sollte, der Ihnen eine goldene Medaille zeigt, welche der königl. ist, die um Hause Filipa's hängt, so geben Sie diesem Manne das Kind, denn er ist sein Vater."

Auf der einen Seite der Medaille bemerkte man noch die Spuren eines sorgfältig vertilgten Wappens, und auf der anderen einen spanischen Admirals-Anker mit dem Buchstaben C.-V.

Welches Bedenken diese Initialen auch erregten, da sie identisch mit denen des Don Carlos sind (Karl V.), so nahm doch Signora Montemoro das ihr von Gott zugefandte Kind auf und erzog es liebevoll unter Leitung Isabella's, deren Kammerfrau sie bald nachher wurde. Von nun an ward die Waise, der Schätzling des Palastes, nicht mehr anders als Tochter der Königin genannt, und man that dies um so lieber, als sich mit der Gleichheit der Jahre eine grazisse Aehnlichkeit der Gesichtszüge verband.

So befand sich Filipa am Abend des 12. August mit ihrer Aroyiowmutter im Schlafzimmer Ihrer Majestät Isabella II.

Als die Letztere der Seidenstoffe und Spitzen entkleidet war, aus welchen ihr königliches Costume bestand, wandelte sie die Lust an, Filipa in königlicher Kleidung zu sehen und dagegen die Kleider Filipa's umzuwerfen. Man weiß, wie sehr derartige Veränderungen kleine Mädchen ergötzen. Isabella wollte die Waise in eine erhabene Puppe verwandeln. Vergebens widersetzten sich die Kammerfrauen dieser Laune. Sie mußten ihre Hände dazu hergeben.

Es war übrigens eine hübsche Scene. Während die Robe gegen die Baskine, der Nationalkamm gegen ein Häubchen à la française, die Velerine gegen die Mantilla, und die gestickten Pantoffeln gegen anbalusische Schuhe umgetauscht wurden, befanden sich die beiden kleinen Mädchen halb entkleidet unter dem weißen Mousselin, der die Farbe ihrer herrlich modellirten Glieder an Frische übertraf. Durch zerrissene Wolken und durch die Gardine drang das Mondlicht und liebkoste diese reizende, in ihren abwechselnden Stellungen so herrliche Kindergruppe. Dazwischen ertönte fröhliches Gelächter, Schäkern und Jubeln, und die königliche Majestät ward ganz vergessen.

Endlich ward die doppelte Verkleidung zu Stande gebracht, und die Königin konnte sich für eine Kammerfrau, diese dagegen während einer langen Viertelstunde für eine Königin halten. Während die Kinder so mit der spanischen Krone spielten, machte die gefangene Regentin sie den Rebellen streitig, deren furchtbares Geschrei die Räume der Granja erschütterte.

Ihr herzliches Lachen plötzlich unterbrechend, fragte Isabella: Was ist das doch da draußen für ein Lärm?

Es sind Schildwachen, die sich empören, indem sie die Hymne von Riego singen, stotterten die erschreckten Gouvernanten.

Der Kontrast verursachte ihnen jedoch ein solches Uebelbefinden, daß sie die kleine Königin baten, sich ins Bett zu legen. Ueber Filipa war eine plötzliche und schreckliche Ahnung gekommen. Sie kniete selbst nieder, während Isabella ihr Abendgebet verrichtete. Weder die Eine noch die Andere hatte ihre Verkleidung abgelegt.

Als das Königskind Gott bat, seinen Feinden zu verzeihen, die Lage seiner Mutter zu verlängern und über das Königreich Spanien zu wachen, wandten sich die Kammerfrauen ab, ihre Thränen zu verbergen.

In diesem Augenblicke erzitterten sie vor einem neuen Lärm. Es waren Stimmen, die leise, dicht unter den Fenstern des Zimmers im Garten sprachen. Der Dialog, welchen die Gouvernanten unglücklicher Weise nicht hören konnten, lautete, wie folgt:

Sie sehen dieses erleuchtete Fenster, Graf Cerrido! (Cerrido de los Valles y Montes war einer der vornehmsten und gefürchtetsten Haupteute des Don Carlos, und seit langer Zeit schon in effigie hingerichtet.) Sie ersteigen dieses Fenster mit zwei Männern. Sie öffnen es, indem Sie die zweite Scheibe links zerbrechen. Der Fensterriegel dreht sich von der Linken nach der Rechten. Im Zimmer werden Sie ein, von zwei Frauen bewachtes, sechsjähriges Kind fin-

*) Wörtlich historisch.

den. Es trägt eine Robe von weißem Brocat, ein Spitzenhäubchen und goldgestickte Schuhe . . .

Aber dieses Kind, Senor . . . ist die Königin?

Bit! Dieses Kind tragen Sie fort! Sie knebeln es, wenn es nöthig ist, und bringen es an das Ende des Gartens . . . Terrido drückte schaudernd den Arm dessen, mit dem er sprach.

Sie wollen es doch nicht tödten, Senor?

Gleichviel! Das betrifft uns.

Terrido betrachtete das Fenster, legte eine Hand auf seine Augen und rief: Es ist unmöglich! Senor, rief er, seinen Degen schwingend, ich bin unter Ihren Befehlen, aber mein Adel weicht sieben Generationen nach. Gebieten Sie mir, eine Festung zu nehmen, eine Armee zu bekämpfen, und Sie werden sehen, ob ich zu siegen oder zu sterben weiß. Aber zwei Weiber zu überfallen! ein Kind zu entführen! es zu knebeln! Wenden Sie Sich an den Henker!

Terrido war im Begriffe, sich zurück zu ziehen, als der Andere ihm drei Worte ins Ohr sagte und die Leiter an die Mauer anlegte. Der überwundene Hauptmann bestieg sie in Gesellschaft zweier Männer, indem er Gott um Verzeihung bat. Oben angekommen, hörte er die kleine Königin heulen. Er schwankte und wiederholte noch einmal mit erstickter Stimme: Schwören Sie mir, Senor, diesem Kinde kein Leids zuzufügen. . . . Ein gebieterischer Wink antwortete ihm. Die Scheibe flog in Stücken. Ein Schrei ertönte im Zimmer, und die drei Männer sprangen hinein.

Man stelle sich jedoch das Erstaunen Terrido's vor, als er zwei Kinder statt eines fand. Während seine Leute die Kammerfrauen zurückhielten, lief er wie ein Narr von dem einen Mädchen zum anderen, fragte sie nach ihren Namen, ohne sie anzuhören, und stieß einen unbeschreiblichen Schrei aus, als er sich Fillys's bemächtigte. Er stotterte tausend Fragen ohne eine einzige Antwort abzuwarten, und hätte beinahe einen seiner Gefährten, welcher das Kind knebeln wollte, getödtet. Bald besaß er, diese, bald jene fortzutragen. Er stieß Töne aus, welche aus Freude, Schmerz und Wuth gemischt waren. Dann ließ er einige Minuten in einer Erstarrung, welche von vollkommener Geistesabwesenheit zeugte, und stürzte plötzlich, wie ein Tiger, der seine Beute davon schleppt, mit Fillys fort . . .

Eine Viertelstunde nachher war das junge Mädchen mit der seidenen Robe und den goldgestickten Pantoffeln in der Gewalt der Vorgesetzen Terrido's. Diese aber erfuhren bald darauf, durch welchen seltsamen Zufall er eine einfache Waise in den Kleidern der Königin Isabella entführt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Wunderbare Abenteuer zur See.

Am Bord eines Schiffes gewesen zu seyn, welches auf hoher See in Brand gerieth, wird von den meisten Sterblichen als ein ganz respectables Abenteuer betrachtet werden. Die Frau eines Baltimorer Capitäns hat indeß ganz andere Dinge erlebt, wie ein Bericht von ihrer Feder, der im „Boston-Journal“ abgedruckt ist, bezeugt. Frau William Bates, so heißt sie, schreibt unterm 17. Januar 1851 von der Küste von Peru, Sechura-Bai, folgendermaßen:

Von Baltimore an Bord der „Nonantum“ abgesegelt, hatten wir die ersten Wochen hindurch die angenehmste Reise. Nichts Widerwärtiges begegnete uns, bis wir ungefähr in der Breite des Plataflusses waren, als William Rauch aus der hinteren Luke aufsteigen sah, und die entsetzliche Wahrheit uns klar ward, daß das Schiff brenne. Sie war sehr tief mit Kohlen beladen, welche aus den Minen genommen, in Karren direkt nach dem Schiffe gebracht, und so — manchmal von Regen durchnäßt, — in den Raum geschüttet worden waren, wo sie während des heißen Wetters sich allmählich erhitzt und das Gas entwickelt hatten, durch welches der Brand entstanden war. Dies Resultat wurde von einigen befürchtet ehe wir segelten.

Denkt euch unsere Lage, — 800 Meilen von Land an Bord eines brennenden Schiffes, bei sehr unfreundlichem Wetter, so rauh, daß Böte wie die unsrigen sich unmöglich auf einige Zeit halten konnten. Es blieb kein anderer Rath als das Feuer so weit wie möglich zu ersticken, und dem nächsten Lande, den Falkland-Inseln zuzusteuern. Die Mannschaft begann sofort Proviant und Wasser in hinreichender Masse auf Deck zu bringen, aber so stark war das Gas, daß mehrere von den Leuten während der kurzen Zeit, in der sie zwischen Deck beschäftigt waren, besinnungslos wurden. Sie verpichten darauf jede Fuge und die Luken so dicht wie möglich, und dennoch drangen Gas und Rauch durch Ritzen, welche anscheinend wasserdicht waren. Das Gas füllte am Ende die Kajüte so an, daß wir sie räumen mußten. Wir erwarteten jeden Augenblick eine Explosion, wie dergleichen bekanntlich in ähnlichen Fällen vorgekommen ist. Wir hielten unsere Böte in Bereitschaft für den Fall, daß das Feuer ausbrechen sollte, obwohl wir keinen Augenblick glaubten, daß sie die See halten könnten. Es war sehr kaltes Wetter, und ich war in alle warmen Kleider gehüllt, die ich anziehen konnte, und war gezwungen auf Deck zu bleiben, um nicht vom Gas erstickt zu werden. Ich war aus Mangel an Schlaf so ermüdet, daß ich mich auf die Planken niederlegte und einschlief, und als ich erwachte, konnte ich nicht stehen und konnte kaum athmen, bis ein Anfall von Erbrechen mir Erleichterung verschaffte.

Wir blieben acht Tage in diesem Zustande, ehe wir Land entdeckten. Ich werde nie den wonnigen Ton vergessen, als William „Land ho!“ rief. Es waren nackte Felsen die wir sahen, aber ich kann euch versichern, daß sie uns einen sehr angenehmen Anblick gewährten. Wir liefen in eine kleine Bucht und ankerten die Nacht, denn es blies eine dichtgereffte Topsegel-Briese, gerade in die Bucht herein. Am nächsten Tage segelten wir nach der Ansterelung, Port Stanly genannt, einer englischen Colonie von 400 Seelen. Wir untersuchten das Schiff, öffneten die Luken und fanden Alles in Feuer. Wir pumpten Wasser in den Raum, da aber das Feuer nur immer heftiger wurde, so blieb kein anderer Rath als das Schiff an den Strand zu setzen und anzubohren. Dies geschah, und nachdem das Feuer erstickt war, räumten wir das Deck aus. Alle Gegenstände im Zwischendeck wurden in beschädigtem Zustande geborgen und in Auktion verkauft. Sie war im Innern furchtbar verbrannt. Ihre Balken und Stüher waren abgebrannt und ihr unteres Deck war eingefallen. Sie war auf dem Boden so verbrannt, daß sie augenblicklich einsiese, obgleich sie auf sehr weichem Grunde an Strand gesetzt wurde.

Die Insel wird von Schiffen so selten besucht, daß wir ein Jahr hätten warten können, ehe wir Gelegenheit nach Hause gefunden hätten. Im Hafen lag ein schottisches Schiff von Dundee, die „Humayoon“, Capt. M'Henry, und er sagte, er wolle und mit nach Valparaiso nehmen, wo wir eher eine Gelegenheit nach Hause finden könnten. Wir waren zwölf Tage in See gewesen und eben um Cap Horn herum, als wir entdeckten, daß Feuer im Schiffe war, das so rasch zunahm, daß das Fahrzeug nach drei Stunden in Flammen war.

Wir befanden uns 70 Meilen vom Lande und machten augenblicklich Anstalten, die Böte auszusetzen, um zu versuchen das Land zu erreichen, obwohl es eine unwirthbare Küste ist, nur von Wilden bewohnt. Gerade in diesem Augenblicke kam ein Segel in Sicht. Wir hißten ein Nothsignal auf, und sie segelte auf uns zu. Sie war ein englisches Schiff, die „Symmetry“, Capt. Thompson, mit Kohlen beladen. Wir wurden an Bord genommen und sahen in kurzer Zeit die „Humayoon“ bis zum Wasserspiegel niederbrennen.

Wir blieben zwölf Tage an Bord der „Symmetry“, als ein großes Schiff in Sicht kam und auf unsere Signale sich näherte. Es war das amerikanische Schiff „Fanchon“, Capt. Lunt, von Newburyport nach San Francisco bestimmt. Sie lud Kohlen zu Valparaiso um dieselbe Zeit wie wir, und Lunt war mit William sehr gut bekannt. Man denke sich sein Erstaunen, als er hörte, daß wir

an Bord der Symmetry setzen. Er lud und sogleich ein an Bord zu kommen, und wir nahmen das Anerbieten gern an. Das Schiff war 1000 Tons groß und ganz voll Kohlen. Am 25. December, als wir im Stillen Ocean, 1200 Meilen von Land waren, entdeckten wir, daß die „Fanchon“ in Feuer sey! — Wir bemühten uns sogleich, sie so dicht wie möglich zu machen, und Capitän Lunt hielt noch den ersten Tag zu. Wir waren an Bord dieses brennenden Schiffes drei Wochen lang, und keine Einbildungskraft kann sich unsere Angst während dieser Zeit vorstellen. Wir sahen nicht ein Segel bis wir Land erblickten, und auch dann nichts als die kleinen Catamarans.

Capitän Lunt steuerte das Schiff in eine kleine Bucht, die Bai von Sechura genannt, und ankerte um 4 Uhr Nachmittags, etwa 2 Meilen vom Lande. Er begann sogleich die Garnitur und Staubsegel in der Brandung an einer guten sandigen Stelle zu landen. Ein Zelt ward gebaut, und nachdem man alles vom Deck abgeräumt hatte, öffnete man die Luken, und kaum waren sie aufgehoben, so war sie eine Flammensäule. Man schlug die Luken wieder zu, setzte das Schiff an den Strand und bohrte es an, aber die Flamen hatten schon zu weit um sich gegriffen. Und da lag das stolze Schiff in dieser einsammen Bucht und brannte auf den Wasserrand nieder. Es war ein furchtbar erhabener, ein unvergeßlicher Anblick. Und drei Wochen waren wir an Bord dieses brennenden Schiffes gewesen. Es war buchstäblich inwendig ausgebrannt. Noch ein Tag und das Feuer wäre durch die Planken gedrungen. Achthundert Tons Kohlen, alle in Feuer, machten keine schlechte Hitze, darüber zu leben.

Die Küste, wo wir zeht sind ist, unbewohnt. Die nächste Ansiedelung ist 50 Meilen von uns. Der erste Offizier ist mit einer Bootsmannschaft nach Payta gegangen, um die Hülfe des amerikanischen Consuls in Anspruch zu nehmen. Die Gegend hier ist bergig und höchst malerisch.....

(Eine Nachschrift zu diesem Briefe meldet, daß die abgebrannten Schiffbrüchigen eine Woche später nach Payta gebracht und dort von amerikanischen Consul aufgenommen wurden. Von dort beabsichtigten sie sich nach San Francisko einzuschiffen.) (Sonntagsbl. z. Weser Ztg.)

Der diebische Staar.

(Edung und Schluß.)

Der Räuber war also glücklich entdeckt! Man wollte ihn auf seinem Diebeswege nicht stören, um auch den Schlupfwinkel kennen zu lernen, der bisher Allen unerforschlich gewesen war. — Aber mit großen Augen sah man, daß er keinen Sechser mehr im Schnabel habe. Neue Ueberraschung, neues Erstaunen! Daß Staaren Sechser fressen, hatte noch Keines in einer Naturgeschichte gelesen; so viel Merkwürdiges auch in mancher zu finden ist. — Nun wurde er arretirt, und so genau durchsucht, als ob er an einer der strengsten Gränzmauthen gekommen wäre. Der alte Schelm machte dabei ein unschuldiges Gesicht, als ob er erst vor Kurzem aus einem Ei geschlüpft wäre. Schon wollte man an Hexerei glauben, als Eines auf den Gedanken kam, die Federn an der Brust von einander zu blasen. Und dem Blasen aber wurde plötzlich ein Lachen, den dort staken die gestohlnen Sachen in der schönsten Ordnung unter den Federn, und hatten Abrücke auf der Haut zurückgelassen. — So war denn dieser Vogel Dieb und Hehler, Räuber und Räuberhöhle in einer Person gewesen. Aber er verlor dadurch Nichts an Achtung, sondern blieb der Liebling des Hauses. — Eine gewissenhafte Katze aber war anderer Meynung, und hielt den Freveler des Todes würdig. Sie wollte dabei auch eine doppelte Rolle spielen, warf sich zum Richter und Scharfrichter auf, verurtheilte ihn zum Tode, vollzog selbst das Urtheil, und fraß zuletzt sogar den armen Delinquenten. — Das ist Katzenjustiz!

Pot-Pourri.

Ein russischer Dichter.

Derschawin, der berühmte russische Dichter und Minister Katharina's II., war gemeiner Soldat, als er ein Gedicht an die Kaiserin und damit sein Glück machte. Er sah die Kaiserin am Tage ihrer Krönung von der Parade zurückkehren, wo sie den Huldigungseid der Garderegimenter entgegengenommen hatte. Sie saß auf einem edlen schneeweißen Rosse; ihre goldene Rüstung funkelte mit blendendem Glanz in den Strahlen der Sonne; wie eine Kriegsgöttin ritt sie einher; ein zahlreicher Stab der höchsten Würdenträger umgab sie, als sie an der Schildwache vorbei ins hohe Portal sprengte. Diese Schildwache war Derschawin. Ungeduldig erwartet er die Zeit seiner Ablösung und kaum in sein Quartier zurückgekehrt ergriff er hastig die Feder und schrieb seine „Ode an die Kirgis-Kaisaitische Fürstin Feliza“, angeblich verfaßt von einem Mursa (tatarischen Fürsten). Erst nach Jahren kam dieses Gedicht der Kaiserin vor Augen. Auf ein heftiges Schellen aus den kaiserlichen Gemächern tritt die Fürstin Dashkoff ein und findet die Gebieterin in Thränen. Wer ist der Verfasser dieses Gedichtes? fragt Katharina. O nenne mir ihn, wer Mann, der mich so durchschaut, der so tief in meiner Seele gelesen und mein redliches Streben so erkannt hat. — Während dessen besand sich Derschawin bei dem Fürsten Bläsemki, in dessen Kanzlei er subalterne Dienste verrichtete. Er hatte eben Packete geschnürt und Briefe versiegelt, als ein Postillon eintritt und einen Brief nebst Packet an Derschawin abgibt, welcher die Aufschrift trägt: Aus Orenburg, von der Kirgisen-Fürstin an den Mursa. Das Packet enthielt eine goldene Dose mit der Kaiserin Bildniß in Brillanten reich gefaßt, nebst fünfhundert Ducaten, der Brief die Ernennung zum Hofrath und den Dank der Kaiserin. Bestürzt und verwirrt stand er noch vor diesem Räthsel, als die Thür sich öffnete und die Fürstin Dashkoff eintrat, die ihm alles aufklärte und ihm den Wunsch der Kaiserin, ihn baldigst zu sehen, mittheilte. Von der Zeit an war Derschawin seinem dunkeln Stande entrückt. Er bekleidete fortan die höchsten Ehrenstellen, ward abwechselnd Minister der Finanzen, des Innern und der Justiz, vor allem aber der größte lyrische Dichter seiner Zeit.

Eine kühne Spazierfahrt.

Ein Grubenlaun aus Watford in Irland kam auf den Einfall, die Londoner Ausstellung zu sehen, aber statt den gewöhnlichen Weg einzuschlagen auf einem guten Dampfschiff nach Liverpool und von da per Eisenbahn in einigen Stunden nach London zu fahren, stach er mit seiner 13 Fuß langen Lustyacht, mutterseelen allein, in See, um durch den Nürmischen Georgskanal und durch den Aermelkanal um die Südküste Englands steuernd, in die Themsemündung einzulaufen. Der Georgskanal schaudelte seine Nußschale aber so unsanft, daß er sie mit Noth und wie durch ein Wunder vor dem Umkippen bewahrte. Nach einem langen verzweifelten Kampf mit den Wellen verfagten ihm die Kräfte; er steckte eine Nothflagge aus, überließ sich dem Schicksal und — schlief ein. Glücklicher Weise begegnete ihm der Schooner „Star“ von Dover, nahm die Liliputanische Yacht sammt den schlafenden Ulysses darin an Bord und brachte ihn nach Belfast im Norden Irlands, wo das tollkühne Schiffstein, welches die Reise nach London machen wollte, selbst ein Gegenstand der Ausstellung für die kopfschüttelnden Matrosen wurde.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 44.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 31. Mai.

Die Tochter der Königin.

(Nach einer französischen Erzählung bearbeitet.)

(Fortsetzung.)

Die Regentin tröstete sich über den Verlust ihrer Autorität mit der Rettung ihrer Tochter. Aber sie konnte die Urheber des durch die Vorsehung so glücklich vereitelten Attentates nicht entdecken. Es stellte sich heraus, daß dieser Handstreich mit der Empörung der Liberalen nichts gemein hatte, und man vermuthete, daß eine von der Revolte in Kenntniß gesetzte Bande Carlisten es versucht habe, bei dieser Gelegenheit im Trüben zu fischen. Man hielt es für klug, das Abenteuer geheim zu halten. Regierung und Polizei hatten allein Kenntniß davon. Was die Tochter der Königin anbelangt, so suchte man ihre Spur vergebens. Niemand hörte weiter etwas von ihr.

Man weiß, wie die Insurrection ihren Weg von der Granja nach Madrid nahm. Am folgenden Tage schon schrie die ganze bewaffnete Bevölkerung auf der Puerta del Sol: Es lebe die Constitution! Tod den Ministern! Es lebe die Königin Isabella! Vergebens kämpfte der General Quesada ganz allein gegen die Menge, indem er sich eine Stunde lang auf seinem Schlachtrosse mit derselben herumtummelte und der Revolution dadurch bis zum Abende Einhalt that. Er ward mit in die Niederlage seiner Collegen gezogen und nun feinerseits von der Menge furchtbar in die Enge getrieben.

Am 13. August Abends nahm ein mit Staub bedeckter und erschöpfter Edelmann, dessen Gesicht durch einen breiten Sombrero beschattet wurde, einige Erfrischungen in der Posada des grünen Kreuzes, welches in den Umgebungen Madrids liegt. Er hielt auf seinen Knieen einen sorgfältig in seinen Mantel eingewickelten Gegenstand; den er dann und wann mit schmerzlicher Sorgfalt betrachtete. Eine Bande National-Milizen, welche von der Emeute zurückkehrten, betrat plötzlich die Herberge. Tanzend sangen die Rasenden folgende Worte:

Que es lo quen boja — por a quel cerro? Ta, ra, ra!
San los huesos de Quesada — que los trae un perro. Ta, ra, ra*).

Und einer von ihnen schrie plötzlich: El panuelo! el panuelo! (Das Schnupftuch.) Hierauf brachte man ihm ein blaues Schnupftuch, das er öffnete. Er zog eine blutige Hand und einige zerbrochene Finger heraus, die Jeder in sein Glas tauchte, indem er den Refrain: Son los huesos de Quesada. Ta, ra, ra, anstimmte**).

Der Chef gewahrte alsdann den Mann im Sombrero und präsentirte ihm einen der mit Blut gefärbten Gläser. Feiern Sie den Nationalsieg mit uns, Caballero!

Aber der Cavalier zerschmetterte das Glas in tausend Stücke, indem er erklärte, daß er kein Cannibale sey. Bei diesen Worten umzingelte die ganze Bande den Spion Quesada's, und indem der Unbekannte sein erlöst, von einer Narbe bedecktes Gesicht zeigte, zog er einen ungeheuren Toledo-Degen.

Zurück, Constitutionshändler! rief er. Hier ist ein Schwert, das den Quesada fünf Mal von vorn traf und keinen Eurer rostigen Säbel fürchtet.

Die Unverschämtesten wichen vor dem Bogen, welchen die schreckliche Waffe beschrieb, zurück, und der Cavalier nahm wieder ruhig seine Bürde, der sich ein leises Stöhnen entwandte . . .

Was trägt Ihr da? schrieen die Milizen, deren Schrecken dem Erstaunen Platz machte.

Ich trage ein Opfer von Eures Gleichen, antwortete der Unbekannte, indem er ein Kind sehen ließ, dessen reiche Toilette durch rothe Flecken besudelt war. Die Absolutisten sind wie die Constitutionellen, fuhr er mit finsterer Wuth fort. Die einen trinken das Blut der Männer, die anderen das der Kinder. Ewige Schande für Spanien und die Spanier! Leute von Herz mögen nur immerhin ihre Degen zerbrechen.

Nachdem er dies gesagt, zerschmetterte der Edelmann die Klinge seines Degens, stieß mit einem Fußtritt den Trank der Milizen um, schüttelte auf der Schwelle der Herberge den Staub von seinen Stiefeln, sprang auf ein in der Straße stehendes Pferd und verschwand seitwärts in den Bergen . . .

Die Nationalen betrachteten sich lange schweigend, dann rief ihr Chef, indem er den Griff des Degens aufhob: Hier ist eine Waffe und ein Zeichen, die mir bekannt sind. Dieser Mann ist der Graf Terrido, der berühmte Hauptmann des Don Carlos.

Seit dieser Begebenheit waren fast zehn Jahre verstrichen; man hatte Terrido, die Tochter der Königin und selbst Don Carlos vergessen. Senora Montemoro lebte nicht mehr. Drei oder vier Mal hatte Spanien seine Constitution, und fünfzehn oder zwanzig Mal seine Minister gewechselt. Es hatte den Regenten Espartero zu einem solchen gemacht und wiederum gestürzt; es hatte die Regentin Christine verbannt und zurückgerufen, als, wie man aus den Journalen ersehen kann, die oben erzählte Begegnung statt fand, welche die Königin von Spanien in die Gasse der Zarza führte.

Ein einziges Wort wird nunmehr das Erstaunen und die Bewegung Isabella's erklären. Sie glaubte, wenn auch nicht ohne Zweifel, dennoch mit jenem Auge der Erinnerung, welches so weit in das Leben zurückschaut, in diesem jungen sterbenden Mädchen die Waise aus der Granja wieder zu erkennen.

War es ein Trieb des Herzens oder nur täuschende Aehnlichkeit? Die Königin wollte sich vollkommen überzeugen, ehe sie Jemandem eine Mittheilung machte. Indem sie ihre Bemühungen einer großmüthigen Laune zuschreiben ließ, erkundigte sie sich nach dem Namen der Kranken und dem ihres edelmüthigen Beschützers. Man nannte sie Dolores, und ihn Antonio. Wie man sagte, waren sie keine Verwandten; Dolores war jedoch von ihrer Familie der Sorgfalt Antonio's anvertraut, welchen man für einen ehemaligen Armenarzt hielt. Ihre Krankheit war die lange verzögerte Rückwirkung eines schweren, ihr in der Kindheit zugestoßenen Unfalles. Weiter wußte man nichts von ihr. Das junge Mädchen hatte seit jenem Jahre, während welcher Zeit es in der Straße der Zarza wohnte, sein Zimmer nicht mehr verlassen, und der Doctor nahm sich kaum so viel Zeit, vor Tagesanbruch auszugehen, um seine Einkäufe zu besorgen oder Sonntags die Messe zu besuchen. Da eine Krisis am vorhergehenden Tage die Kranke erschreckt hatte, so forderte sie den Beistand der Religion, und die Nachbarn waren bei dieser Gelegenheit zum ersten Male mit der Königin in das Zimmer gedrungen.

Indessen flüsterte man mit leiser Stimme, daß ein junger Mann mit blondem Schnurrbart häufig bei Senor Antonio einkehre. Es war dies der Secretär des Alcade-Mayor, Leon Diego, einer der hübschesten Edelleute des Quartiers. Als dreizehnter Sohn eines vagabundirenden Hidalgo's, welcher sich Don Balthasar Diego de la Sagra nennen ließ und an den Kirchthären bettelte, indem er sich wie ein spanischer Grande in seinen zerlumpten Mantel hüllte, war er mit Glücksgütern nicht sonderlich ausgerüstet. Was die Motive

*) Was steigt dort vom Hügel herunieder?
Es sind die Knochen Quesada's, geschleppt von einem Hund.

**) Alle diese Einzelheiten sind historisch.

von Leon's Besuchen anlangt, so muthmaßte man, daß er Antonio um der schönen Augen seiner Herrin willen so oft besuche.

Das war alles, was die Königin über die Leute in Erfahrung bringen konnte. Diese Details gaben ihren Vorgedanken zwar eine andere Richtung, raubten ihr indessen durchaus nicht ihre Hoffnung. Um zur Gewißheit zu kommen, sann sie auf ein entscheidendes Mittel.

Mehrere Male schon hatten die Schmerzen Dolores besucht, und ihre Vorschritten hatten sie in dem Augenblicke, wo sie zu sterben glaubte, wieder zum Leben erweckt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wiener Hof.

Das Buch A. v. Sternberg's über den „Fasching in Wien“ ist ein Buch aus der Cavaliers-Perspektive, das Erzeugniß eines Kopfes, der in den Tanzsälen der Großen, wie er selbst sagt, „Weltgeschichte studirt.“ Man kann das Buch nur nehmen als eines, das ein Demokrat nicht schreiben kann. Es liefert Bericht über Dinge, die keine bürgerliche Hand berühren, über Gegenden, die kein bürgerlicher Fuß betreten kann. Es ist insofern jedenfalls willkommen. Wie die allerhöchste Person des Staates auf den Festen des hohen Adels erscheint, wird in folgendem Auszuge geschildert.

„Man kann sich denken wie begierig ich war, den Träger einer der ältesten Kronen Europa's, die auf ein so junges Haupt gesetzt worden, zu sehen. Man sagt mir gleich bei meiner Ankunft, daß es nicht schwierig sey, dem Kaiser zu begegnen, er sey oft auf den Straßen, bei seinen täglichen Ausritten bei seinem Gang in die Schloßkapelle zu sehen; doch dieß genügte mir nicht; mein schwachsehendes Auge hätte wenig von einer so flüchtigen Erscheinung auffassen können, ich wartete daher, bis ich ihn in einem Ballsaal zu Gesicht bekommen würde. Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Die prachtvollen Gemächer des Fürsten Liechtenstein öffneten sich, um den Hof und die Elite der Gesellschaft Wien's aufzunehmen, und hier war es nun wo ich den Enkel einer so glorreichen Reihe kronragender Helden zuerst erblickte. Die Gesellschaft hatte sich bereits in den am Ballsaal anstoßenden Gemächern versammelt, und man wartete der Ankunft des Hofes. Es verbreitete sich das Gerücht, daß die Erzherzogin Sophie nicht erscheinen werde, daß sie unwohl sey; schon fürchtete man, der junge Kaiser werde auch nicht kommen. In den Mienen der geputzten Schönen zeigte sich ein Ausdruck des Schreckens; doch die Besorgniß war grundlos. Man sah die schöne schlanke Gestalt der Fürstin von einer Dienerin geleitet eilig der Treppe zueilen, von wo der erlauchte Gast kommen mußte, und nicht lange dauerte es, so sah ich die Straße hinauf, die von lauter Ordensflernen und flimmernden Attaforaden gebildet wurde, die Fürstin am Arme eines jungen Mannes herankommen, der — so sehr ähnlich sind ihm die überall verbreiteten Bilder — kein anderer als Franz Joseph seyn konnte. Er ging sehr schnell, verbeugte sich nur sehr wenig, und in seinen Mienen lag keine Besangenheit, aber auch keine Sicherheit. Er trug die Uniform eines Cavallerie-Regiments, weiß mit dunkler Belleidung abwärts; auf seiner Brust zeigte sich der Orden des goldenen Vließes und der russische St. Georgen-Orden, ein Ehrenzeichen, das ihm der Kaiser Nikolaus nach der Affaire bei Staab, wo der junge Kaiser Beweise persönlicher Tapferkeit abgelegt, sendete. Da es nicht meine Absicht seyn kann, zu schmeicheln, so wird man auch nicht erwarten, daß ich die Dinge und Personen in irgend einem andern Lichte auffasse, als sie dem unbefangenen Auge und gänzlich freistehenden Beobachterei erscheinen. Der junge Kaiser setzt in Verwunderung durch das so sehr Maßvolle seines Benehmens. Man möchte manchmal die Jugend hervorbrechen sehen, diesen Mund spontan vorgehen, diese Augen blitzend, über diese Lippen ein rasches, feuriges Wort der Jugend hinbrausen hören — von allem dem nichts! Er hat keine jugendliche Zusammenkünfte, er schwärmt nicht mit dem jungen Adel seines Thrones, man weiß von keinem Egarement und immer ist er gleich ernst, und nie hört man von ihm — auf den so viele Ohren lauschen — irgend eine seine Stellung kompromittirende Aeußerung. Man erzählt, daß Franz Joseph, als man ihm die Krone angetragen, die der Vater und Oheim von sich gewiesen, drei Tage hindurch bat zur Annahme überredet werden müssen, und als er sich endlich entschlossen, hat er ausgerufen: „So leb' denn wohl, meine Jugend!“ Wenn diese Anekdote wahr ist, so zeigte sie das richtige Gefühl an, das den jungen Fürsten beim Antritt seiner imponirenden und wichtigen Mission geleitet; eine Krone in unsern Tagen, und gerade diese Krone war zu jener Zeit ein Geschenk, an dessen Annahme selbst die leichtsinnigste Jugend dunkle Ahnungen knüpfen mußte; es ist demnach natürlich, daß Franz Joseph, so sprach; es würde aber den Charakter der wahren Fürstengröße verkennen heißen, wenn man glauben wollte, ein Fürst müßte, weil er eine Krone trägt, aufhören jung zu seyn. Gerade die Energie der Jugend ist's, die wir so nöthig haben, die rapide Spannkraft, das Ungeschwächte in den Eindrücken und Empfindungen.

„Während des ganzen Faschings versäumte er von den vielen Festen, die sein Adel ihm bietet, kein einziges, und immer ist er der erste und letzte auf dem Kampfplatze Terpsichorens. Er eilt, wenn die ersten Klänge eines beginnenden Tanzes erschallen, unermüdlich herum, um sich eine Dame aus dem blühenden Gewimmel der Schönen, die um ihn herwogen, auszusuchen. Dieß ist ihm nur erlaubt, wenn die Etiquettentänge abgethan sind, und die Damen, mit denen er tanzen muß, denen endlich weichen, mit denen er tanzen will. Ja, so weit läßt er seiner Jugend ihr Recht widerfahren, daß er kundgibt, daß er mit einigen Damen tanzen will. Es ist dabei interessant und für die österreichische Aristokratie, diese stolzeste der Erde, bezeichnend, daß, wenn eine junge Dame von dem Kaiser auf die eben beschriebene Weise aufgesucht und engagirt wird, sie nichts von der zuvorkommenden Freundlichkeit merken läßt, die anderswo bei solcher Gelegenheit die so bevorzugten Damen an den Tag legen. Die Aufforderung des jungen Kaisers wird eben so graziös und natürlich freundlich aufgenommen, als die eines jeden andern Cavaliers. Diese Ruhe bei aller bezaubernden Freundlichkeit hat etwas imponirendes; freilich ist sie auch das höchste Merkmal des Stolzes, denn sie sagt offen: ich bin so gestellt, daß ich in dem, worin tausend andere Ehre und Auszeichnung sehen, nur das Alltägliche und Gewohnte erblicke. Und so sind auch diese stolzen Fürstengeschlechter, diese Inhabernen von Wappen, die jahrtausendalter Klang umkleidet; es kann für sie nichts mehr sich ereignen, was ihnen ein Lächeln der Ueberraschung abnöthige, und dennoch zeigen sie, wie die jungen Götterbilder, immer eine heitere unumwölkte Stirn. Unter einer Fülle von Diamanten und Blumen glänzen oft die lieblichsten kindlichsten Köpfchen hervor. Diese unantastbare Sicherheit und Heiterkeit ist das sicherste Zeichen einer noch auf unerschütterter Basis ruhenden Aristokratie. Und diese Aristokratien findet man nur hier in Oesterreich. Mit diesem kolossalen Vermögen, mit diesem unermeßlichen Länderbesitz verbindet sich der alte Name, und beide zusammen geben dem Wort „Aristokratie“ jene Bedeutung, die es im Kampfe mit den Kronen einerseits, mit dem Volke andererseits in weltgeschichtlicher Wichtigkeit zu allen Zeiten gehabt hat.

„Ich sah den Kaiser den Ball eröffnen mit der jungen Fürstin Liechtenstein, der Tochter des Hauses, dann folgte die schöne Fürstin Trauttmannsdorf, die Fürstin Clary, die in Toilette und Liebkichkeit der Erscheinung hervorragendste Blume des Tanzsaals. Es folgte dann ein ganzer Flor schöner Frauen; ich will darunter nur die Dame des Hauses nennen, die mit einer edlen junonischen Gestalt ein Profil von der reinsten griechischen Schönheit vereinigt. Nicht weniger ausgezeichnet dem Auge, obgleich in völlig anderem Schönheitsstyle zeigte sich die Fürstin Schwarzenberg,*) an Lieblich-

*) Die Gemahlin des Fürsten Adolf, Herzogs v. Krumman in Böhmen, des ältern Bruders des Premierministers Felix Schwarzenberg. Die Fürstin ist eine geborne Liechtenstein.

kreit bezaubernd die Gräfin Julie Hunyady, mit welcher der Kaiser den Cotillon tanzte. Der Kaiser unterläßt nie auch die Mazurka mitzutanzen, er tanzt jedoch diesen Lieblingstanz der Polen und Russen, so wie man ihn in Deutschland ausführen sieht, nämlich wie jeden andern Gesellschaftstanz, ohne jene kapriziöse Wildheit und genniale Mannigfaltigkeit, wie man ihn in den Ballsälen Petersburgs oder Warschau's sieht. Graf Sludroß, von der russischen Gesandtschaft, leitete den Tanz; er gab die Figuren desselben an. Gegen halb zwei Uhr arrangirte sich der Cotillon; es wurden besonders zu diesem Zweck eingerichtete Polsterbänke in den Saal gebracht, und jetzt bildete sich ein wahrhaft überraschend lieblicher und prächtiger Anblick; das Auge überlud den Kranz der Tänzer in ihren glänzenden Uniformen und der in Diamanten und Blumen funkelnden jungen Damen, von denen in der That immer eine schöner wie die andere war. Der Cotillon ist übrigens eine Art Campagne, und für eine nicht sehr robuste Tänzernatur wirklich nicht ganz gefahrlos; denn er dauert fast drei Stunden. Die Musik theilte sich in zwei Abtheilungen, wenn die eine ermüdet schwieg, fiel die andere ein. Nach diesem „langathmenden" Tanz begab sich die Gesellschaft in die untern Säle, wo das Souper in einzelnen Tischen zu zwanzig Personen aufgestellt war. Der Anblick der bunten Menge, wie sie die prachtvolle mit Bildsäulen und Vasen geschmückte Treppe niederstieg, war eigenthümlich anziehend; es glich dieser geschmückte Menschenstrom einer Cascade von Blumen, die in Absätzen ihre farbigen und diamantblitzenden Wellen langsam niederwälzte. Unten angelangt vertheilte sich die Menge, und nahm an den in Silber und Krystall funkelnden Tischen Platz. Zur Bedienung sah man die absonderlichen Figuren der Läufer mit ihren federgeschmückten Cascks und der seltsamen Kleidung, wie man sie noch auf alten Bildern sieht, erscheinen, zugleich die Leibhusaren des Fürsten in dem reichsten Kostüm mit dem Dolman und einer Goldstickerei, welche die ganze Gestalt fast überdeckt.

„Doch ich bin von der Beschreibung der Hauptperson dieser luxuriösen Fete abgekommen. Trotz dieses unausgesetzten Tanzens sah man dem jungen Kaiser keine Ermüdung an, aber auch keine Steigerung der Fröhlichkeit. Von dem ersten Schritte an, den er in den Saal that, bis zu dem Augenblicke, wo er ihn verließ, blieb er sich völlig gleich. Bei Privatfesten pflegt er eben nur zu tanzen; an den Hoffesten, wo er nicht tanzt, sah ich ihn die Tournée machen und mit den an Rang und Alter angesehenen Gästen sprechen. Hier bemerkt man eben an dem jungen Fürsten die Gabe, jedem etwas passendes zu sagen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und niemals etwas Verletzendes, was nicht berührt werden darf, und worauf doch das Lauschorohr so begierig horcht. Wenn er auf diese Weise „seinen Weg" macht, kann man bemerken, wie das Mutterauge ihm mit Heil wahrer Theilnahme folgt. Es liegt etwas Rührendes darin, und ist ein Zeichen mehr, wie innig das Band der Liebe sein muß, das die Herzen dieser Kaiserfamilie unter einander verbindet. Auch ein anderes, scheinbar geringfügiges und von vielen unbemerkt gebliebenes Zeichen dieser Anhänglichkeit der Söhne an die Mutter sei mir auf, und ich kann es mir nicht versagen, es hier in die Erzählung mit einzuschalten. Die Erzherzogin trug ein rothsammtenes Baret — es war dieß beim Feste des Fürsten Schwarzenberg — an diesem waren einzelne kleine freihängende Diamantenbüschel angebracht. Eine dieser traubenartigen Ausschmückungen hatte sich gelöst und war zum Fuß des Sopha's niedergefallen. Die Dame, die neben der Erzherzogin saß, hatte es nicht bemerkt, wohl aber sah es der Sohn, der eben tanzte. Sogleich eilte er auf die Mutter zu, hob das Emsallene auf, und machte auf eine sehr geschickte Weise Kammermädchendienste bei seiner Mutter, die auch ruhig stillhielt und die Hände des jungen Admirals — es war der zweite Bruder des Kaisers, und man sagte mir er werde der Flotte des Kaiserreichs als Chef vorgesetzt werden — in ihrem Kopfputz wühlen ließ. Als er seine Arbeit — schlecht und recht, wie sich denken läßt — vollendet und die Quaste wieder an ihren Platz, von dem sie abgefallen war, angeheftet, kam er zu seiner Tänzerin zurück und stürzte sich mit dieser von neuem in den Strudel der Galopade.

„Das Gesicht des jungen Kaisers bietet kein so schmales Oval als man in den meisten Bildern es findet; es ist mehr rundlich. Die Augen sind nicht groß, und ich habe schon bemerkt, daß ihr Blick noch nichts scharfes, nichts ausgezwäßes hat. Die Nase ist klein und proportionirt, der Mund, durch die etwas vollen Lippen an die charakteristischen Eigenheiten der Familienphysiognomie erinnernd, entbehrt nicht der Lieblichkeit bei dem Lächeln, wobei sich zugleich schöne Zähne zeigen. Das Haar ist, mit großer Einfachheit glatt gekrontet, von einem dunklen Braun. Die Bewegungen des Kopfes und der Schultern sind natürlich und frei; man sieht nirgends den Willen, durch „Stellung" oder „Miene" zu wirken. Auch hat er weder den künstlichen Abstand der aufeinander nachfolgenden Stellungen, noch das absichtliche Starre und Imposante der militärischen Attitüde. Man sagte mir, daß wenn er Audiengen ertheilte, sich etwas von dieser, dem Fürsten so sehr nöthigen „Gelentmachung der Person und des Ranges" kundgebe. Bekanntlich hatte der gute Kaiser Ferdinand nicht den leisesten Anflug von der Kunst des Repräsentirens an sich, und weder der Oheim noch der Vater des jungen Kaisers haben ein Talent dieser Art besessen. Joseph II. soll es im hohen Grade besessen haben, und in seinem brüsquen Zusammentreffen mit dem Papst *), der nach Wien kam, um ihm einen eben so seltenen als unerwarteten Besuch abzustatten, hat er Proben davon abgelegt, wie ein Fürst durch tausend geistreiche Impromptus des Ceremoniells die pikantesten Wirkungen durch seine Person, durch sein bloßes äußerliches Auftreten hervorbringen kann. Maria Theresia, trotz ihrer einfachen familienmütterlichen Natur, verstand dennoch, wenn es darauf ankam, alle „Künste" des Hurpurs geltend zu machen. Unsere Zeit braucht Fürsten, die vor allem imponiren; die Politik des „Regenschirms und der Handedrücke", wie sie der Bürgerkönig in Mode gebracht, hat mit einer „Flucht in Facre" geendet. Dieses „Cokettiren" mit dem Volke, so sehr verschieden von der wahren Liebe zum Volke, hat der Krone unendlich geschadet . . . .

„Unter den unzähligen Statuetten, welche die Kunstläden von dem Kaiser darbieten, ist keine, welche die Wahrheit wiedergibt. Ein Maar dieser Gebilde zeigen einen äußerst schlanken jungen Mann, dessen Wuchs zu einer widernatürlichen Dünne emporgezogen ist; andere machen wieder aus ihrem Modell einen starkbrustigen und starkschultrigen, fast korpulenten jungen Mann; beide gehen fire. Der Kaiser ist nicht hoch gewachsen, er hat mittlere Größe, er ist nicht dünnleibig mager, er hat nur die noch nicht ausgebildeten Formen der Jugend; seine Körperconstitution ist allerdings nicht robust, aber sie ist auch nicht schwächlich; wie allen Dingen ist sie nicht schwindsüchtig dürr, wie seine Zerrbilder sie darstellen. Die Statuetten, die den Kaiser als brustschutterig und vollgewachsen darstellen, ireen freilich ebenso. Eine kleine Reiterstatue, die man hier fast in allen Häusern findet, zeigt ihn im Sattel sich umwendend, mit der Rechten sich auf die Kruppe des Pferdes stützend. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Stellung etwas leichtes, graziöses hat; doch ist auch hier die Figur zu lang, zu dünn, zu schmächtig. Am geeignetsten und der Natur am nächsten kommend ist mir die Darstellung erschienen, die den Kaiser in einem übergeworfenen Mantel, der lose von den Schultern fällt, und der mithin den Schultern mehr Breite gibt, darstellt. Der Kaiser nimmt sich sehr gut zu Pferd aus, er reitet elegant, ungezwungen, ohne im mindesten den häßlichen, durch die Engländer in Mode gekommenen Abandon anzunehmen, wo der Reiter wie ein Mehlsack auf seinem Pferde hängt. Ich muß gestehen, daß seine Erscheinung auf dem Pferde mir noch als die imponirendste erschienen ist; wenigstens ist's dann unmöglich ihn aus dem Auge zu verlieren. Dazu kommt der wehende

*) Noch mehr bei seinem Besuch in Rom, inmitten der grollenden Cardinale.

Federbusch, das breite Ordensband, die kriegerischen und blankenden Attüren, das zahlreiche und glänzende Gefolge.

„Von der Thätigkeit und dem Fleiße des jungen Herrschers erzählt man sich wahre Wunderdinge. Wenn er um sieben Uhr früh den Ballsaal verläßt, so ist er schon um zehn Uhr mit Ertheilung von Audienzen beschäftigt; dann arbeitet er und hält Conferenzen. Bis spät in die Nacht nimmt er Vorträge entgegen, und spricht Personen, die er kommen läßt, und von denen er Mittheilungen annimmt. Großes Interesse und anstrengende Sorgfalt, wie man mir gesagt, wendet er dem Militär zu. Kunst, Wissenschaft und Poesie stehen bis jetzt noch als seltene Musen an seinem Thron. Es gibt freilich noch tausend andere Dinge zu thun; diese Damen mögen warten. Dafür hat die Erzherzogin Abende frei für vorlesende Poeten und zugängliche Gelehrte. Auch einer der jungen Erzherzoge, Bruder des Kaisers, wendet den Musen Theilnahme zu, soll sogar selbst auf ihren Altären opfern. Man erzählte mir, daß der junge Prinz sehr artige und zuvorkommende Verse an den greisen Dichter Grillparzer gerichtet habe. Leider hab ich diesen jungen Prinzen, der auch etwas sehr interessantes in seiner Physiognomie hat, nicht näher treten können; ich habe jedoch mit Interesse die Notizen gesammelt, die man mir über ihn hat mittheilen können.

„Um noch etwas Allgemeines über den Hof hinzuzufügen, so kann ich nicht anders, als ihn für den „angiehendsten“ der jetzigen europäischen Höfe erklennen. Der Hof zu St. Petersburg ist glänzend und imposant, eine unumschränkte Fürstengewalt, deren Purpur von einer flammen- und ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit getragen wird, nimmt dort den geliebten Stuhl ein; der Hof zu St. James ist mit dem Schmuck umkleidet, den jahrtausendalte Institutionen dem Lande und Throne verliehen; aber keiner von beiden erweckt, der Natur der Verhältnisse nach, das anziehende Interesse, das der jetzige österreichische Hof einflößt. Schon die Jugend des Herrschers ist ein interessantes Faktum, das sich sehr seinen im Laufe der Weltgeschichte gezeigt hat. Nur bei dem vierzehnten Ludwig trat der Fall ein, daß eine mächtige und alte Krone auf ein jugendliches Haupt gesetzt wurde; nach dem gewöhnlichen Lauf der menschlichen Dinge kommt die Gewalt erst dann in die Hände des Herrschers, wenn dieser die Tage seiner Jugend längst hinter sich hat. Es liegt ein die Phantasie so mächtig anregender Contrast darin, sich eine von der ganzen Frische der Jugend noch durchtränkte Brust zu denken, über welche die steife Fluth der Purpurfalten geworfen wird, sich ein Herz zu denken, das allmächtig aufgeschwellt wird durch das Bewußtseyn, daß alles, was nie Ehre nur großes und schönes bietet, in einem Momente dem Wunsche hingeschüttet wird. Wird ein Fürst an den Stufen des Thrones alt, so gewöhnt er sich an dessen Zauber, und wenn er endlich ihn ergreift, so sitzt er müde und von den irdischen Gutern satt abgewendet auf demselben. Anders der gefluzte Schritt der Jugend, der die Purpurstufen hinanellt, um ein Scepter zu ergreifen, dessen Schwere und Glanz ihm noch ein freudiges Staunen erweckt. Es muß etwas herrliches, unübernatürlich himmliches seyn um eine Thronbesteigung im achtzehnten Jahre. Hier hat sie stangefunnen, freilich Anfangs in düstern Zeiten, jetzt aber tritt bei wallender Ruhe der alte Glanz doppelt blendend hervor. Mit welchem Gefühl muß dieser Jüngling die Ahnenstäle seiner Väter durchwandern, sich selbst mit der Krone geschmückt sehen, die auf diesen gefurchten Jupiter-Stirnen glänzt, welche einst die Welt erschüttern machten. Eine solche Thronbesteigung ist immer der Stoff der Poesie gewesen, und tausend Balladen der Vorzeit nahmen sich immer ein ähnliches Ereignis zum Gegenstand. Durch diese Jugend des Kaisers nimmt nun auch der ganze Hof einen eigenen Charakter an; ich habe diesen Charakter einen „anziehenden“ genannt, ich könnte ihn einen „poetischen“ nennen. Die Schönheit der Frauen spielt eine Hauptrolle; die Intrigue, diese belebende Gottheit der Höfe, beginnt ihr Spiel. Wie kann es auch anders seyn: der Herrscher dieser Welt ist jung, er ist unvermählt, wir wird man ihm nicht gefallen wollen? Und nun dieser Reichthum schöner Frauen um ihn her! Dieser Schmelz und Zauber der Toilette — alles erhält unwillkürlich einen sybaritischen Anstrich, der alle Reiz des Glanzes und der Hoheit erwacht wieder, und wir sehen in unserer steifen, prüden, verkümmerten Zeit wieder etwas von dem Erwachen, was früher die Höfe zum Tummelplatz der Freude machte. Man amüsirt sich wieder bei Hof — etwas, das wie ein Märchen klingt, und das man schon längst nicht mehr für möglich hielt.“

Pot-Pourri.

Das Schillerfest in Stuttgart.

Stuttgart, 25. Mai. Es war in der letzten Woche wenig Aussicht, das längst zum Frühlingsfest für unsere Stadt gewordene Schillerfest an dem bestimmten Tage halten zu können. Als aber gestern Nachmittag der Himmel sich anschickte, dem Frühlingsfeste seine Gunst zu schenken und der Abend sich noch zu einem der prachtvollsten gestaltete, da strömte es hinauf zur Stätte des Schillerfestes, der Silberburg, wo Dank der Museumsgesellschaft und aller Sitte treu der Lederkranz seine geschmackvollen Einrichtungen zu dem ihm anvertrauten und alljährlich mit vieler Liebe gefeierten Feste getroffen hatte. Die Sängerinnen des Vereins für klassische Kirchenmusik betraten mit den Sängern die Tribüne und gaben eine Auswahl gediegener Tonwerke zu hören. Die Festrede von J. G. Fischer zeugte von tiefer Durchdringung des edlen Schiller. Der ehrwürdige Veterane Krebs trug das „Lieutsche Fest“ vor, und den Schluß bildete das wohlklingend und frätig vorgetragene Lieblingslied für unsere Schillerfeste, Klitters und Lindpaintners: Regst du o Lenz ꝛc. Eine eigenthümlich ansprechende Begleitung zu den schönen Tönen desselben haben wir beobachtet: ein liebliches Vögelein sekundirte von dem nächsten Baume herab dem Sänger, als sollte zur Wahrheit werden, wenn es im Gedichte heißt: „Man höre um sein Grab erschallen Den Klageruf der Nachtigallen, Und dieser entschwand der Sonne Strahl.“ — Von der Silberburg bewegte sich der Zug der Sänger hinunter zum Denkmal des großen Dichters, um dort den Schluß des Festes zu begehen. Dort loderten aus den vier Kandelabern auf den vier Ecken des Denkmals die mächtigen Flammen auf, und zogen, wie Kopf an Kopf auf dem Platze würdig und lautlos die Menge harrte. Die Sänger betraten die Stufen des Denkmals, die Kränze wurden an demselben aufgehängt, und nun wurde der Gesang unseres Schiller's „An die Künstler: Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben“ ꝛc., von Mendelssohn so prächtig komponirt, unter Begleitung der herrlichen Akkorde der trefflichen Gartenmusik, nochmals wiederholt. Die mächtigen Klänge durch die Nacht hin konnten ihre eindringliche Wirkung nicht verfehlen. Zum Schluß brachte der Festredner „dem unvergeßlichen Freund und Bildner seines Volk.s, Schiller, unserer Liebe und unserer Hoffnung“ ein Hoch, und einmüthig stelen Sänger und Zuhörer ein.

„Donizetti's letzte Liebe“

ist der Titel des letzten Werkes, das der Komponist der „Regimentstochter“ geschaffen; es enthält in eigenthümlicher Weise. Vor etwa 10 Jahren war D. sehr verliebt und suchte besonders nach schwärmerisch-schmachtender Seelenli.be. Einmal lernte er eine ziemlich hübsche und sehr geistreiche Frau, allerdings von etwas lockeren Sitten, kennen; sie verlangte als Bedingung ihrer Liebe von ihm, daß er ihr jeden Morgen statt eines Sonnetes eine Melodie, irgend ein kleines Stück für das Piano sende. Die galante Musikfreundin erhielt in Folge dessen jeden Morgen ihr Notenblatt und diese Improvisationen des Maestro erscheinen nun gesammelt unter obigem Titel. Der Tondichter wie der Poet wird von der Liebe, als der Hauptmuse, zum Schafsen begeistert.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nro. 45.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 5. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Tochter der Königin.

(Nach einer französischen Erzählung bearbeitet.)

(Fortsetzung.)

Am Morgen des dritten Tages ergötzte sie sich zum ersten Male nach sechs Monaten wieder, in einem Sessel liegend, an den Sonnenstrahlen, welche ihr Zimmer vergoldeten. Ihre Seele war von Hoffnung erfüllt. Sie war noch schwach und bleich. Aber die Rosen auf ihren Wangen begannen wieder zu blühen, ihre großen schwarzen Augen fingen wieder zu strahlen an, und die Lust, sich zu schmücken, dieses reizende Symptom der Genesung, hatte sich gleichfalls eingefunden. Eine ganze Stunde lang hatte sie vor dem kleinen venetianischen Spiegel gestanden, um sich zu frisiren und heraus zu putzen. Zu ihrer Rechten stand Antonio und links Leon. Jeder betrachtete sie mit verschiedenen Empfindungen. Auf des jungen Mannes Gesicht lag eine sanfte Freude, die der Wiedererlangung jenes des Mädchens war. Der Doktor aber betrachtete sie mit einer stummen Angst, die mit den Wohlthaten der Königin zugenommen zu haben schien. Sein erster Gedanke war es, diese Wohlthaten zurück zu weisen. Man hätte sagen sollen, daß er, indem er dem Wohle seines Schützlings bewohnte, seinen eigenen Untergang mit ansehe. Und dennoch war er ihr nie so zärtlich ergeben gewesen.

So hat denn einmal unser Unglück ein Ende! rief Dolores mit einem Aufschwung unaussprechlicher Hoffnung. Mein Gott! wie glücklich sind doch die Königinnen, durch einen einzigen Blick so viel Gutes stiften zu können! So hat mich jener der Königin aus dem Grabe erweckt . . . er hat wie ein wunderthätiger Balsam meinem Körper das Leben wiedergegeben, und wie ein göttliches Licht meine unnachsichtete Seele erhellt . . . Uebrigens war ich darauf vorbereitet. Ich hatte einen schönen Traum. Sie wissen, Antonio, und Sie, Leon . . . der Engel, welcher mir vor so vielen Jahren in der Gestalt eines Kindes mit einer Krone auf dem Haupte erschienen war, däuchte mir ein verlorener innig ergebener Freund, dessen Namens ich mich nicht mehr zu erinnern wußte! Nun, dieser Engel hatte mich vergangene Nacht besucht. Er sagte zu mir: „Ich komme, dich zu trösten und zu heilen, und dann werden wir uns nicht mehr verlassen." Hierauf nahm er mich in seine Arme und trug mich in einen von prächtigen Gärten umgebenen Palast, woselbst ich meine Kräfte wieder erlangte und fröhlich unter großen Bäumen hinlief. Es war die Vorfehung, welche mir die Ankunft der Königin anzeigte. Sie werden Sich wohl lustig über mich machen, wenn ich Ihnen sage, daß, als ich die Königin sah, ihre Aehnlichkeit mit dem Engel mir auffiel. Freuen Sie Sich also, Antonio, und auch Sie, Leon, Sie waren beide in meinem Traume, und Sie nannten mich beide Ihre Dolores . . .

Hier unterbrach sich Dolores, indem sie mit ihrer weißen Hand die Augen bedeckte, während Leon voller Entzücken die andere küßte. Wie groß aber war das Erstaunen des jungen Mädchens, als sie ihr Haupt erhebend, in den Zügen des Doktors Schrecken und in den Wimpern des jungen Edelmannes eine Thräne sah!

Heilige Jungfrau! Was habt Ihr denn, meine Freunde? so rief sie ängstlich. Ihr verbergt mir einen Kummer? So redet doch! Wie kommt Euer Gram zu meiner Freude?

Antonio stotterte eine nichtssagende Ausrede, aber Leon konnte sein Geheimniß nicht verschweigen.

Weil Ihnen denn der Tag der Gnade aufgegangen ist, sagte er mit flehender Stimme, so verlangen Sie eine mehr von der Königin.

Welche denn? Sind denn Ihre Wünsche nicht auch die meinigen?

O! fuhr Leon fort, diese Worte öffnen mir den Himmel, und noch kann ich nicht verzweifeln. Hören Sie mich an, Dolores! Seitdem Sie mir erlaubten, unter Ihrem Balkone zu singen und des Morgens an Ihrem Bette zu beten, kurz, seitdem wir uns lieben, und Senor Antonio und die Ehre versprach, habe ich, wie Sie wissen, nichts vernachlässigt, dieses hohe Glück zu verdienen. Aber ich besaß nichts außer Mantel und Degen, bis es mir neben hundert Rivalen gelang, ein Amt zu erhalten, von dem wir leben konnten. Sie baten mich, Ihre Heilung abzuwarten. Durch meine Sorgfalt und Zärtlichkeit habe ich sie beschleunigt . . . Der Doktor ließ mich schwören, niemals nach Ihrer Familie zu fragen. Er weiß, ob ich meinen Schwur gehalten, ob es mir genügt, zu wissen, daß Sie mich lieben. Als ich vorgestern von Ihrem Rückfall hörte, ward ich fast wahnsinnig. Mit meiner Stirn berührte ich die Steinplatten aller Kirchen und gelobte, mit bloßen Füßen nach St. Jago di Compostella zu wallfahrten. Und als nun die Vorsehung die Königin von Spanien zu Ihnen schickte, als ein Wunder Sie dem Leben und mich dem Glücke wiedergibt, eröffne ich mich in der Freude meines Herzens meinem Vater, doch er weiß's mich heftig ab, indem er erklärt, nie in unsere Ehe einzuwilligen.

Hier ließ sich Leon vor Dolores auf die Kniee nieder, indem er einen Strom von Thränen vergoß und „Verzeihung, Verzeihung!" schluchzte.

Das junge Mädchen ward wieder bleich und hatte nicht die Kraft, zu antworten; aber Antonio drehte sich heftig, wie ein verwundeter Löwe, um.

Was soll das heißen? rief er, indem er majestätisch die Arme über einander schlug . . . Ich glaubte, Senor Diego sey in der Lage, Niemanden zu verachten. Eine große Familie, die ihm zur Last liegt, vermag er aus Trägheit nicht zu ernähren, woraus mir denn der Vortheil erwächst, daß ich, mit aller Achtung vor Euch sey es gesagt, ihm unter der Halle der Kirche St. Isidor ein Almosen geben darf.

Es ist nur zu wahr, stotterte Leon purpurroth. Mein Vater lebt von meiner Hülfe und der öffentlichen Mildthätigkeit. Seiner Meynung nach vergibt er sich dadurch nichts. Das alte kastilianische Vorurtheil behauptet, daß kein Edelmann arbeiten dürfe, und Sie wissen, daß mehr als hundert Hidalgos seinem Beispiele gemäß bettelen. Das Brod, welches man uns gibt, so sagt er, versäuert nicht das Blut unserer Vorfahren, das in unseren Adern fließt. Was es aber unwiderruflich versäuren würde, das wäre eine Vermischung mit minder adeligem Blute. Dann führt er unsere Vorfahren, die elf Generationen hindurch Admirale, Granden von Spanien u. s. w. waren, der Reihe nach auf, und wenn er auch wohl zugäbe, daß meine Frau nicht einen Maravedi besäße, so verlangt er doch, daß sie vier adelige Generationen nachweise. Noch einmal, Dolores! haben Sie Nachsicht mit einer solchen Thorheit. Ich hasse sie unaussprechlich, weiß aber nicht, wie ich meinen Vater davon heilen soll. . . .

Beim Leib des Herrn! schrie der Doktor ganz außer sich. Sagen Sie Ihrem Vater, daß die Senorita Dolores . . .

Doch plötzlich hielt er ein, ließ seufzend die Arme sinken und verbarg sein Gesicht in beiden Händen.

Ihr Vater hat Recht, sprach er mit einer finsteren Verzweiflung. An seiner Stelle würde ich gerade so handeln. Sie wollen einen Namen, eine Familie, und Dolores hat keine.

Die beiden jungen Leute betrachteten sich zitternd, als man an die Thüre des Gemaches klopfte. Es war ein Majordomo des Hofes, der im Auftrage der Königin kam. Die Aerzte hatten der Kranken unter Androhung eines gefährlichen Rückfalles die Landluft anempfohlen, und die Königin stellte den Palast der Granja Dolores zur Verfügung. In einer Stunde sollten zwei Equipagen sie abholen. Antonio und Leon wurde es frei gestellt sie zu begleiten.

Bei dieser neuen, unglaublichen Güte weinten die beiden jungen Leute einige Thränen der Dankbarkeit. Der Doktor aber blieb stumm und verwirrt. Leon entdeckte auf Dolores' Stirn die Wiederkehr der Hoffnung, und diese murmelte mit einer von Art Entzücken:

Stets mein Traum und mein Engel! Die großen Gärten, in welchen wir zusammen liefen! Sie sehen wohl, Leon, daß wir glücklich seyn werden. Ihr Vater kann doch nicht mächtiger, als die Königin seyn.

Dann versprach sie, ohne irgend Jemanden um Rath zu fragen, zur verlangten Stunde abzureisen, während Antonio, nachdem er eine lebhafte Bewegung gemacht hatte, um sie zurück zu halten, seinen Kopf abwandte, wobei eine Thräne in seinem Auge glänzte.

Schon am Abend war Dolores im Palaste der Granja. Antonio, der Geschäfte vorschützte, um nicht mit ihr reisen zu müssen, hatte sie mit großer Bewegung umarmt und ihr versprochen, sie bald aufzusuchen. Vergebens suchte Leon ihn zu bewegen, Madrid zu verlassen.

Sie wollen meinen Tod doch nicht, sagte er zu dem jungen Manne. Wohlan denn! Ich würde die Granja lebendig nicht verlassen. Ihre Liebe wird Dolores über meine Abwesenheit täuschen, und Ihre Theilnahme wird dafür sorgen, daß es mir nicht an Nachrichten über sie fehlt. Wenn Sie mich in einigen Tagen nicht mehr finden sollten, so vergessen Sie mich und seyen Sie glücklich.

Dolores fühlte sich so unwiderstehlich zur Granja hingezogen, daß sie den düsteren Schmerz Antonio's gar nicht bemerkte, und weiter nichts mitnahm, als eine einfache lederne Cassette, von welcher sie sich niemals trennte. Auf dem ganzen Wege war sie in der Gewalt verworrener, aber äußerst wohlthuender Eindrücke. Sie wurden, je mehr sie sich dem Palaste näherten, desto bestimmter und lebendiger. Sie lief durch den Garten. Ihr Herz schlug so heftig, als wollte es die Brust zersprengen, und sie sah die Wohnzimmer nur durch eine Wolke von Thränen. Als sie das Gemach betrat, welches ihr bestimmt war, fiel sie ohnmächtig nieder. Woher kamen diese seltsamen Empfindungen? Das junge Mädchen wußte es selbst nicht. Es schien ihr, als ob die Phantome ihrer Einbildungskraft körperlich würden. Es kam ihr vor, als ob ihre vergangenen Tage ein Traum seyen, und als ob sie jetzt erst langsam wieder zum Leben erwache.

Als sie wieder zu sich kam, schienen ihre Kräfte sich wie nach einer langen Ruhe verdoppelt zu haben. Ihr ganzes Wesen hatte eine tiefe Ruhe, ein unaussprechliches Wohlseyn ergriffen. Die Kammerfrauen und die Aerzte hatten sich entfernt. Sie glaubte allein zu seyn und warf einen entzückten Blick auf das, dem Wohlgeruch der Blumen geöffnete Fenster, auf die reichen Möbel mit Sammt und vergoldetem Schnitzwerk, auf die beiden schönen Portraits der Regentin Christine und der Königin Isabella, und ganz besonders auf ein rosarothes Ruhebett, das mit Kinderspielzeug umgeben war.

Plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus, als sie neben sich ein junges Mädchen sah, in dem sie die Königin erkannte.

Madame! rief sie aus, sagen Sie mir, ob ich noch träume oder wache! Bin ich im Himmel oder auf der Erde? — Und sie wollte sich zu den Füßen der Königin werfen, die dies jedoch verhinderte und sie bei der Hand nahm.

Sie sind bei Isabella, welche Gott mit ihrer Heilung und der Sorge für ihr Glück beauftragt hat.

Ach ja! ich erinnere mich, sagte die Kranke, welche jetzt ihr Gedächtniß wiederfand, und sie bedeckte die königlichen Hände mit Küssen.

Sie wissen, versetzte Isabella, daß die Königin von Spanien die Mutter der Waisen ist. Ich muß Sie also wie meine Tochter pflegen. Und dann macht mir diese Pflicht auch ein großes Vergnügen. Die Königinnen von heute sind nicht immer glücklich. Sie bedürfen einer Freundin. Ich hatte eine vor langer Zeit, die ich verloren habe und die Sie nun ersetzen sollen. Wollen Sie, daß ich Ihnen meinen Kummer anvertraue?

Ich bitte Sie darum, sagte das junge Mädchen, welches mit ganzer Seele lauschte und die Wiederkehr seiner Visionen empfand.

Die Königin setzte sich vor ihr nieder, nahm ihre beiden Hände, sah ihr in die Augen und erzählte ihr Filipa's Geschichte. Seit zehn Jahren war diese Geschichte Isabella zu oft in's Gedächtniß gerufen worden, als daß sie auch nur das geringste Detail davon vergessen hätte. Die Scene der wechselseitigen Verkleidung und der Entführung war überdies mit einer solchen Wahrheit wiedergegeben worden, daß Dolores, als wäre sie selbst das Opfer gewesen, einen Schrei des Schreckens ausstieß. Und was ist, so fragte sie in der Aufregung und zitternd, nach diesem unheilvollen Tage aus der Tochter der Königin geworden?

Ach, ich habe nichts mehr von ihr gehört; aber ich beweine sie noch, und sorgfältig habe ich dieses Andenken von ihr bewahrt.

Gleichzeitig schob Isabella die Vorhänge an dem rosarothen Ruhebette bei Seite und zeigte die kleine Bastine und die andalusischen Schuhe, den Schildkröten-Kamm und die Mantille; kurz, das niedliche Kostume Filipa's in ihrer zarten Jugend.

Großer Gott! rief Dolores bei diesem Anblick aus, und welche Kleider hatten Sie dagegen gegeben?

Eine Robe von weißem Brocat, eine englische Haube und goldgestickte Pantoffeln. Meine gute Montemore wiederholte mir das tausend Mal, ehe sie starb.

Dolores sank sprachlos auf ihr Bett zurück und hatte nur noch die Kraft, einen kleinen Schlüssel aus ihrem Busen zu ziehen, den sie der eben so ergriffenen Königin mit einem Fingerzeig auf die lederne Cassette hinhielt.

Isabella öffnete, und fand . . . ihre Kinder-Toilette.

Königin und Waise stießen zu gleicher Zeit einen Schrei aus und stürzten einander in die Arme. Sie badeten sich in Thränen und erstickten sich fast mit Küssen.

Also hat die Vorsehung dich mir wiedergegeben, Filipa!

Sie waren es also, Madame, die ich in allen meinen Träumen sah!

Das Wiedererkennen ward durch die Medaille mit der Chiffer C. V., welche Dolores nebst dem Schlüssel ihrer Cassette immer noch trug, noch vollständiger.

(Schluß folgt.)

Der Prozeß Bocarmé.

Am Dienstag den 27. Mai hat vor dem Assisenhofe der Provinz Hennegau zu Mons der Prozeß gegen den Grafen Hippolyte de Bocarmé, 32 Jahre alt, geboren zu Wolkefreden auf Java, und Hydie Viktorie Josephe Fougnies, 32 Jahre alt, geboren zu Perwelz, Ehefrau des Grafen, begonnen. Die belgischen Blätter veröffentlichen die Anklageakte, welcher wir die wichtigsten Momente der Darstellung entlehnen.

Im Jahre 1843 heirathete der Graf v. Bocarmé die Tochter eines ehemaligen, für reich geltenden Krämers Namens Fougnies,

welcher außer der Tochter nur noch einen Sohn hatte, Gustav Fougnies, der bereits am Beine amputirt, eine schwache Constitution hatte. Der Angeklagte hat kurz nach seiner Verheirathung durch ein Testament sich die Erbschaft seiner Frau gesichert und um diese Zeit den Doktor Semet über die Aussichten seines Schwagers auf ein längeres oder kürzeres Leben consultirt. Aber Gustav Fougnies ging selbst mit Heirathsplänen um und stand im Begriffe, dieselben zu verwirklichen, als er am 20. Nov. 1850 im Schlosse Bitremont, dem Wohnsitze der Angeklagten, in dem Zimmer, in welchem er so eben mit ihnen gespeist hatte, plötzlich starb. Diese machten am folgenden Tage der Frau von Dudzeele und ihrer Tochter, der Braut Gustavs, die Anzeige und die Gräfin selbst beauftragte einen Bedienten, „jenen beiden Spitzbübinnen zu melden, daß Herr Fougnies an einem Schlaganfall gestorben sey.“ Die Leichenschau deutete inzwischen auf eine ganz andere Todesart; auf der Nase eine starke Contusion, Schrammen wie von Nägeln auf den Wangen, auf dem Halse die Spuren einer corrosiven Flüssigkeit, endlich auf der Zunge, im Munde, im Schlunde und im Magen die Zeichen einer ähnlichen Substanz verlanlaßten die Gerichtsärzte zu den Gutachten, daß eine corrosive Flüssigkeit Herrn Fougnies bei seinem Leben gewaltsam in den Mund gegossen sey und die Cauterisation dieser Höhle und des Schlundes bewirkt habe, daß ein Theil dieser Flüssigkeit durch Verschüttung oder Ausspeien den Hals zerfressen habe, und daß die Verletzungen im Gesichte von dem Ringen der Mörder mit ihrem Opfer während des Eingießens der Flüssigkeit herrührten. Der Graf hatte außerdem, als am 22. das Gericht im Schlosse erschien, zwei Bißwunden an der Rechten, in denen noch die Spuren von Zähnen zu erkennen waren. Die chemische Analyse ergab, daß Gustav Fougnies durch Nicotin, ein aus Tabak produzirtes, höchst giftiges Alkali, getödtet worden sey.

Die Untersuchung stellte fest, daß der Angeklagte aus der Bereitung dieser Substanz seit zehn Monaten ein besonderes Studium gemacht hat, und daß es ihm zwei Tage vor dem Tode Gustavs gelungen war, zwei kleine Phiolen davon zu erzielen, welche am 22. spurlos verschwunden waren. Er gesteht auch selbst ein, das Nicotin angefertigt zu haben, welches Gustav tödtete, ohne sich jedoch darüber zu erklären, wer ihm dasselbe beigebracht habe. Der auf ihn fallende Verdacht wird inzwischen durch eine Reihe überwältigender Indicien verstärkt.

Der Graf hatte sich über den Reichthum seines Schwiegervaters getäuscht; er erhielt von demselben nur eine Pension von 2000 Fr. und später, als der Alte starb, eine Rente von 5000 Fr., während er selbst ein Einkommen von nur 2400 Fr. hatte. Da er gleichwohl ein großes Haus machte, zahlreiche Diener hatte, eine eigenes Quartier in der Hauptstadt besaß u. s. w., so stürzte er sich in Schulden, mußte im Jahre 1846 für 95,000 Fr. an seinen Vermögen veräußern, und gerieth gleichwohl in solche Verlegenheiten, daß er nicht allein für 7000 Fr. Rechnungen unbezahlt ließ, sondern auch den Schmuck der Gräfin zu Bröffel auf dem Leihhause für 400 Fr. versetzte. Wenn nicht Gustav bald starb und sein Vermögen ihnen zufiel, so sahen die Angeklagten ihrem Ruin vor Augen. In diese Zeit fällt Gustavs Verlobung mit dem Fräulein von Dudzeele. Die Gräfin suchte sie anfangs durch anonyme, dann durch unterschriebene Briefe ihrem Bräutigam zu verdächtigen; die Angeklagten nahmen sogar die Vermittlung des Notars Cherquelosse in Anspruch, um diese Verbindung zu hintertreiben. Da diese Versuche ohne Erfolg blieben, so schrieb der Graf an andere Mitteln.

Schon im Jahre 1849 hatte er sich mit der Kultur giftiger Pflanzen beschäftigt; im Februar 1850 besuchte er unter dem falschen Namen Bérard Herrn Leppens, Professor der Chemie zu Leppens, und bat ihn um Aufklärung über die Herstellung der vegetabilischen Essenzen, indem er vorgab, er habe Verwandte im Westen von Amerika, denen diese Kenntniß wichtig sey, weil dort die Wilden ihre Pfeile mit dem Safte gewisser Pflanzen vergifteten. Er hatte namentlich Herrn Leppens über die Herstellung des Nicotin befragt und nach den Weisungen des Professors bei dem Kesselschmied Vandenberghe einen kupfernen Destillir-Apparat bestellt, den er am 11. März erhielt. Im Mai kam er wieder zu Herrn Leppens und zeigte ihm eine erste Probe von Nicotin, die nicht recht gelungen war. Er arbeitete darauf zwei Tage im Laboratorium des Professors, und es gelang ihm, zwei Tropfen Nicotin herzustellen. Nach einiger Zeit kam er zum dritten Male, weil erneute Versuche wiederum mißglückt waren; Leppens gab ihm daher neue Rathschläge und im Oktober meldete der Angeklagte seinem Lehrer, er habe foudrovante Resultate an Thieren erzielt. Vom 16. bis zum 28. Oktober besuchte der Angeklagte Brüssel, um sich die zu ausgedehnteren Operationen erforderlichen Apparate und Substanzen anzuschaffen, und nachdem er zehn Tage und zwei Nächte ohne Unterbrechung gearbeitet hatte, gelang es ihm endlich am 10. November zwei Phiolen mit Nicotin zu füllen. Die Apparate schaffte er hierauf sorgfältig bei Seite, und erst sechs Wochen nach dem Morde hat man sie in einem entlegenen Verstecke wiedergefunden. Diese Vorsicht, sowie die Annahme eines falschen Namens in Gent, sind Umstände, welche sich mit der Annahme rein wissenschaftlicher Experimente nicht vertragen. Es muß vielmehr angenommen werden, daß der Graf schon im Februar den Entschluß gefaßt hatte, seinen Schwager zu tödten. Seine eigene Mutter äußerte eines Tages zu ihrer Schwiegertochter, Hypolyte sey zu Allem fähig, und sie fürchte noch ihn eines Tages vor den Assisen zu sehen.

Die Gräfin selbst hat in einem der Verhöre wörtlich gesagt: „Mein Mann spekulirte auf Gustavs Tod, nach dessen Vermögen ihn gelüstet. Um des Vermögens willen hat er seinen Tod beschlossen; er lebte ihm zu lange. Seit Anfang Novembers wußte ich, daß das Gift für Gustav bereitet werde; ich wußte auch, daß es Nicotin sey; mein Mann, der Anfangs vorschützte, er mache Kölnisches Wasser für mich, hat es mir auf meine dringenden Fragen selber gesagt. Einige Tage später sagte er mir, so wie sich die erste Gelegenheit biete, werde er Gustav zu treffen wissen, und als er am 20. November erfuhr, daß mein Bruder nach Bitremont kommen werde, erklärte er mir, daß er ihm seine Sache besorgen wolle.“

Gustav kam um 10 Uhr im Schlosse an. Die Gräfin war den ganzen Tag über bei ihm; es bedurfte nur eines Wortes um ihn zu retten. Aber nicht allein, daß sie ihn nicht warnte, sie traf auch alle Anstalten, um die Verübung des Verbrechens zu erleichtern. So ließ sie gegen die Sitte die kleinsten Kind und die Lehrerin auf einem entlegenen Zimmer speisen; die kleineren Kinder mußten, anstatt wie gewöhnlich, in der Küche, in der Stube ihrer Bonnen essen, weil man in der Küche hört, was im Speisezimmer vorgeht. Den Kutscher Vandenberghe schickte sie mit einem Briefe nach Grandmetz, bloß um eine gleichgültige Bestellung an die Damen Dudzeele auszurichten, obwohl in Folge des Besuches ein Pferd mehr zu besorgen war. Der Auftrag entfernte den Kutscher auf fünf Stunden aus dem Schlosse, und der Hofe, Emmanuel Dricou, welche sinst seiner bei Tische aufwartete, schickte die Gräfin ein, daß sie sich nach dem zweiten Gange entfernen solle. Emmerance kam daher erst wieder in den Saal, als sie glaubte, es sey Zeit sich anzukleiden, aber beide Angeklagte antworteten ihr auf ihre Frage wie mit einem Munde „Nein, nein, später.“

Emmerance ging in die Küche, wo der eben zurückgekehrte Kutscher speiste. Die Gräfin kam ihr nachgegangen und schickte sie zu den Kindern; den Kutscher befahl sie die Köchin Louise, welche in ihre Heimath zurückkehren wollte, bis an die Straße von Leuze (etwa eine Viertelmeile entfernt) zu begleiten. Der Kutscher machte sich mit Louise auf den Weg; aber er sah bald, daß sie für das Mädchen zum Rückkehren zu spät werde, und da sie kein Geld hatte, um unterwegs zu übernachten, so kehrte er mit ihr nach dem Schlosse

zurück und zeigte das seiner Herrschaft an, die noch mit Fougnies im Speisezimmer war. Der Letztere hatte schon den Wunsch ausgesprochen wegzufahren, aber der Kutscher hatte den Schlüssel zum Stalle mitgenommen. Kaum war er zurück, als der Graf in die Küche kam und ihm befahl, Herrn Fougnies Wagen anzuspannen. Der Kutscher nahm seine Laterne und ging in den Stall; der Graf kehrte in's Speisezimmer zurück. Eine der Mägde, Justine Thibaut, kam in diesem Augenblicke herunter, um das Abendbrod für die Kinder aus der Küche zu holen. Auf den letzten Stufen der Treppe hörte sie einen Fall im Speisezimmer und die hülferufende Stimme Gustavs, welcher ausrief: „Aie, aie! pardon, Hippolyte!“

Sie lief in die Küche, durch das Zimmer, welches dieselbe vom Vestibül und dem Speisezimmer trennt, und sie sah bald, daß die Gräfin aus dem Speisezimmer kam, in das Vorzimmer trat, und die Thüren dieser beiden Piècen schloß, dergestalt, daß Gustavs Geschrei nicht bis zur Küche dringen konnte. Noch mehr erschreckt durch diesen Anblick, lief die Magd in den Hof hinunter; sie mußte die Fenster des Speisesaales passiren, aus welchem noch erstickes Geschrei ertönte, und sie eilte dann auf einer alten Seitentreppe wieder in die Kinderstube.

Der später constatirte Zustand der Leiche schließt den Gedanken eines Selbstmordes aus; er deutet im Gegentheil auf einen erbitterten Kampf. Und wenn man bedenkt, daß man, um dem Schlachtopfer das Gift beizubringen, ihm gleichzeitig den Mund öffnen und den Kopf festhalten mußte, so erscheint es unmöglich, das Verbrechen als das Werk einer einzigen Person zu betrachten. Der Graf allein bedurfte gewiß beider Hände, um den sich Sträubenden zu Boden zu drücken und ihm den Mund zu öffnen; wie hätte er ohne fremde Hülfe ihm noch die Flasche Nicotin eingießen können? Eine zweite Person muß nothwendig an der Handlung Theil genommen haben, und außer dem Grafen und der Gräfin war Niemand im Zimmer.

Der Graf richtete am 12. März aus dem Gefängnisse einen Brief, den er verstohlen zu befördern hoffte, der aber dem Untersuchungsrichter in die Hände fiel, an einen Pariser Correspondenten, worin es u. a. heißt:

„Meine Frau hat Sie ersucht, Berryer zu engagiren; thun Sie es nicht oder suspendiren Sie das Engagement; erhalten Sie sie aber in dem Glauben, daß sie ihn bekommen werde. Von dieser Empfehlung hängt ihr Leben wie das meinige ab. Denken Sie sich, daß die Unglückliche, nachdem sie ihren Bruder vergiftet hat, sich nicht besser zu vertheidigen weiß, als mir alles zur Last zu legen und mich der schändlichsten Verbrechen anzuklagen ... Wenn Berryer kommt, so theilen Sie ihm den Inhalt dieses Billets mit; erklären Sie ihm, daß die Offensive, welche meine Frau gegen mich ergreift, nur die Folge des moralischen Zwanges ist, unter welchen sie sich durch ihre Lage befindet, und daß sein Streben dahin gehen muß, uns beide ohne Unterschied zu vertheidigen, nicht aber die Feindseligkeit meiner Frau gegen mich zum Ausgangspunkte wählen darf, was der Anklage eine furchtbare Waffe geben und umfehlbar uns aufs Schaffot bringen würde.“

Dieser Brief, für einen vertrauten Freund bestimmt, drückte offenbar die geheimsten Gedanken des Angeklagten aus; in den Verhören hat er sich nie über die Schuld seiner Frau ausgesprochen; nur dem Gefängnißdirektor vertraute er einmal an, seine Frau habe ihrem Bruder das Gift eingegossen; sie habe zweimal gegossen, und selbst auf die Kleider etwas von dieser Substanz geschüttet. Daraus erklärt sich, daß die Gräfin einige Minuten später sich in der Küche die Hände mit brauner Seife gewaschen hat; daß sie augenblicklich ihre und Gustavs Kleider in einen Waſſerkübel werfen und sie vor ihren Augen bis in die tiefe Nacht durch die Köchin Louise auspressen ließ. Sie ließ ferner die Krücken ihres Bruders mit heißem Waſſer reinigen und hernach verbrennen, weil sie, wie sie sagte, nicht den Anblick ertragen könne; sie ließ hernach auch seine Weste und Cravate verbrennen, als die Justiz im Schlosse erschien. Denselben Abend noch ließ sie in ihrer Gegenwart den Speisesaal scheuern, und goß am folgenden Tage eigenhändig Oel auf die Flecken di, e noch erkennbar schienen, und als man zur Leichenschau schritt, sagte sie vergnügt zur Zofe, Alles gehe gut, man habe nichts gefunden, und morgen werde man Gustav begraben. Die Complicität der Gräfin scheint sonach unzweifelhaft, namentlich wenn man bedenkt, daß sie es war, welche alle Briefe an Loppens und an den Kesselschmied Vandenberghe schrieb und mit dem falschen Namen Bérant zeichnete und daß sie selbst in einigen dieser Briefe ihre Handschrift verstellte. Freilich behauptet sie, sie habe nur deßhalb die Spuren des Verbrechens vertilgt, um den Vater ihrer Kinder zu retten; aber Angesichts eines so furchtbaren am eigenen Bruder begangenen Verbrechens ist es schwer, diesen Gimmand gelten zu lassen, zumal da es bekannt ist, daß die Gräfin fast täglich von ihrem Manne gemißhandelt und sogar gezwungen ward, die Frucht eines Ehebruches in ihrem Hause aufzunehmen. Sie giebt ferner vor, sie sey durch furchtbare Drohungen ihres Mannes gezwungen worden, ihm beim Morde hülfreiche Hand zu leisten; aber warum warnte sie Gustav nicht? warum gab sie den Damen Dubzeele eine beleidigende Bezeichnung als sie einem Bedienten auftrug, ihnen Gustavs Tod zu melden? Der Oheim der Gräfin selbst hat bei seiner Vernehmung ausgesagt, daß er nach dem Tode seines Neffen Schloß Bitremont nicht besuchte, weil er fest überzeugt war, daß der Graf und die Gräfin ihn umgebracht hätten.

Erste Sitzung am 27. Mai.

Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich eingefunden; im Innern des Justizgebäudes war ein Detachement berittener Gendarmerie aufgestellt. Der Zellenwagen brachte die Angeklagten um 9 Uhr, worauf sich die Massen verliefen; der Gerichtssaal war gegen alle Erwartung nicht überfüllt, von Damen sah man keine, als die zum Zeugniß Berufenen. Um 10 Uhr wird den den Huissiers der Hof angekündigt. Der Rath am Brüsseler Appellhof, Lyon, präsidirt; das öffentliche Ministerium ist vertreten durch den königlichen Prokurator de Marbais; Vertheidiger für den Grafen Bocarmé die Herren Lachaud und der Paepe, für die Gräfin Toussaint und Harmegnies. Der Präsident besteht die Einführung der Angeklagten, zuerst der Lydie Fougnies. Die Gräfin Bocarmé wird hereingeführt und setzt sich auf das äußerste Ende der Angeklagtenbank, ein Gendarme neben sie; sie ist ganz schwarz gekleidet, Hut, Kleid und Mantille von Seide; ein Schleier bedeckt ihr Gesicht, ohne es zu verhüllen. Ihre nichtssagende Physiognomie verräth eine tiefe Gleichgiltigkeit; ihre Haare sind tiefschwarz, die Brauen fein gezeichnet; die aufgeworfene Nase gibt ihrem Gesichte etwas Gemeines. Sie wirft einen sicheren Blick auf das Auditorium und den Hof. Der Graf Bocarmé wird nach ihr eingeführt, — ein junger Mann von hohem Wuchs, mit einem intelligenten und feingeschnittenen vornehmen Gesichte, das leicht von den Blattern gezeichnet ist, der Teint gelb und matt, das Kinn glatt rasirt, die Stirne hoch und kahl, der Blick keck und boshaft, was Jedermann auffällt. Er sieht fortwährend mit Ruhe und einer für seine Lage wunderbaren Sicherheit das Publikum an. Nachdem die Jury gebildet, richtet der Präsident die gewöhnlichen Fragen an die Angeklagten. Die Gräfin Bocarmé gibt mit sehr leiser Stimme ihr Alter auf 32 Jahre an; sie ist geboren zu Perwelz, wohnhaft in Burs (Schloß Bitremont), der Graf ist geboren auf dem Meere, auf der Reise seiner Mutter nach Java. Der Greffier liest den Anklageakt vor, danach ist auch der Graf 32 Jahre alt. Wir haben das Aktenstück oben mitgetheilt. Der königliche Prokurator erhebt sich nach der Verlesung, um dem Hofe höchst ausführlich die Pläne der verschiedenen Bautheile des Schlosses Bitrenont zu erklären; dann kündigt er an, daß er sieben verschiedene Kategorien von Zeugen habe vorladen lassen: das namentliche Verzeichniß führt 101 auf. Nach einer kurzen Pause um 11½ Uhr wird die Sitzung wieder aufgenommen.

Man bemerkt den berühmten Chemiker Dr sto von Paris im Saale. Der Präsident läßt den Grafen Bocarmé abführen und beginnt das Verhör der Angeklagten Lydie Victoire Josephe Fougnies. Die ersten Fragen und Antworten sind ohne Interesse. Nach dem Tode des Vaters der Angeklagten hatte sie zusammen mit ihrem Gemahl ein Einkommen von 9400 Francs. Diese Summe reichte aber nicht aus wegen der von ihnen geübten Gastfreundschaft. Bocarmé verkaufte deßhalb liegende Gründe seiner Frau, bis zu 95,000 Francs, die verzehrt wurden. Bei ihrer Verheyrathung waren noch zwei Schuldposten von 60,000 und 43,000 Francs da. Ihre Ehe, erklärt die Angeklagte, sey eine unglückliche gewesen. Ihr Mann habe das Geld zum Landbau verwandt, aber auch mit Mädchen durchgebracht. Die Kultur giftiger Pflanzen habe er im Jahre 1850 betrieben; sie selbst habe von ihm diktirte Briefe geschrieben, um derartige Pflanzen oder chemische Utensilien zu erhalten, und Bury oder Berand unterzeichnet; ihr Mann habe sie mit Faustschlägen gezwungen, so zu unterzeichnen: er habe von den Kaufleuten nicht gekannt seyn wollen, um nicht so theuer bezahlen zu müssen. Die Angeklagte gesteht auch den Briefwechsel mit den Brüdern Vandenberg, um sie zur Anfrage bei Loppens zu veranlassen, wann ihr Mann bei ihm eine Lektion über die Erzeugung von Nikotin erhalten könne. **Präsident:** Hat Ihr Gemahl Ihnen nicht gesagt, zu welchem Ende er das Nikotin mache? **Angeklagte:** Er sagte, daß er es mache, um Gustav sein Theil zu geben (pour faire l'affaire de Gustave). **P.:** Hat er gegen Sie in dieser Beziehung nichts weiter geäußert? **A.:** Er sagte, wenn er Gustav einmal unter den Händen habe, werde dieser ihm nicht entkommen. **P.:** Wie bezeichnete er Gustav? **A.:** Er nannte ihn: dieser Spitzbube, oder in ähnlicher Weise. **P.:** Wer hat Ihnen die Ankunft Gustav's im Schlosse am 20. Nov. angekündigt? **A.:** Hippolyte. Er sagte dabei, daß er ihn an diesem Tage sein Theil geben werde; er werde mit ihm quitte ou double spielen! Ueber die Briefe, welche die Angeklagte ihrem Bruder geschrieben haben soll, um seine Braut zu verdächtigen, schweigt sie, gesteht aber ein, daß Fräulein v. Dudzeele's Aufführung tadellos gewesen. Daß sie die Mägde beseitigt, will sie sich nicht mehr erinnern. Der Bruder sey um 10 Uhr Morgens gekommen; man habe harmlos von Geschäften geredet, gefrühstückt, danach sey Gustav in den Garten spazieren gegangen, allein sey sie nicht bei ihm gewesen, so viel sie wisse. Der Prokurator bemerkt dazu, daß sie im ersten Verhöre gestanden habe, eine Stunde oder länger mit ihm allein gewesen zu seyn. Um 3½ Uhr habe man dinirt, nach dem Dinner habe man sich um den Kamin gesetzt, bei Einbruch der Dunkelheit sey Emerence gekommen, die Kerzen anzuzünden; daß dieselbe von ihr zurückgesandt worden, erinnert sie sich nicht mehr. Gustav habe abfahren wollen, ihr Gemahl sey in die Küche gegangen, um dem Kutscher Gilles zu befehlen, das Kabriolet ihres Bruders anzuspannen; als Bocarmé zurückgekommen, habe sie mit Gustav plaudernd am Eingange des Salons hinter dem Speisezimmer gestanden. **P.:** Hat er sich nicht plötzlich auf ihn geworfen? **A.:** Ja. **P.:** Was haben Sie gehört? **A.:** Ich hörte die Krücken meines Bruders, wie sie zerbrachen. **P.:** Geben Sie uns die gegenseitige Stellung Ihres Bruders und Ihres Mannes an. Die Angeklagte gibt die verlangte Erklärung mit außerordentlicher Unbeholfenheit und begleitet sie mit ausdruckvollen Gesten, doch versteht man sie im Saale nicht. **P.:** Als Gustav niedergeworfen wurde, hat er da nicht geschrieen? **A.:** Ja, mit sehr starker Stimme: Ale, Ale, pardon! Dann schien es, als ob ihm der Mund verstopft würde. Aus dem weiteren Verhöre geht hervor, daß die Angeklagte während des Verbrechens nicht im Speisezimmer gewesen seyn, sondern es erst wieder betreten haben will, als Gustav schon todt war; die Thüre habe sie geöffnet, als sie ein Röcheln gehört; wie sie eingetreten, sey es vorübergewesen. Er sowol wie sie haben sich sodann in ihr Schlafzimmer im oberen Geschoß begeben; auf die Frage, wie er ausgesehen, antwortet die Angeklagte: Er war blaß, abgemattet, hatte die Haare in Unordnung, seine Kleider dufteten einen sonderbaren Geruch aus; mir schwindelte der Kopf. **P.:** War er wie ein Mensch, der eine böse That begangen hat? **A.:** Ja. **P.:** Haben Sie nicht im Speisezimmer denselben Geruch, den seine Kleider verbreiteten, bemerkt? **A.:** Nein, dort roch es nach Essig. **P.:** Haben Sie nicht im Kinderzimmer ein Glas Zuckerwasser begehrt? **A.:** Es war ein Vorwand; ich war außer mir; ich wollte das verbergen. Die Angeklagte gibt dann an, mit Emerence hinuntergegangen zu seyn; am Fuße der Treppe habe ihr Mann gestanden, der gesagt, Gustav sey krank geworden; er habe sie Essig zu holen geschickt, sie habe mit dem Kammermädchen künstliches Wasser gesucht, nachdem Emerence gefunden, daß der Essig, den sie vor zwei oder drei Stunden in eine Karaffe gegossen, verschwunden sey; dann habe sie ihrem Mann im Speisezimmer beschäftigt gefunden, Gustav das Gesicht zu waschen; sie habe gerufen: Mein Gott, was ist dir, Gustav! dann sey sie in die Küche gelaufen und habe gerufen: Hilfe, Gustav ist krank! Darauf seyen Gilles, Emerence und die Bügelerinnen gekommen. Die Leiche sey von Gilles auf das Bett im Zimmer der Emerence gebracht worden, diese habe dabei geleuchtet. **P.:** Als diese zurückkamen, haben sie Beide, scheint es, Jammergeschrei ausgestoßen, ohne eine Thräne zu vergießen. **A.:** Man spielte eben eine Komödie. (Sensation.) Die Gräfin Bocarmé erklärt den Umstand, daß sie ihren Bruder nicht gewarnt, aus ihrer Hoffnung, ihr Mann werde seine Drohungen nicht ausführen. Als sie nach der That ins Schlafzimmer zu ihrem Manne gekommen, habe dieser gesagt: Rette mich, ich bin vergiftet. Gib mir ein Brechmittel, wenn du eines hast. **P.:** Welche Unterredung hatte dabei zwischen Ihnen statt? **A.:** Er sagte zu mir: Welch Unglück, ach meine Frau, ruinire mich nicht. Ich antwortete: Nein, ich werde dich nicht ruiniren, ich werde thun, was möglich ist. **P.:** Was ist darauf geschehen? **A.:** Er hat mich nach Wasser geschickt, weil er vergiftet sey. Ich sagte ihm, wie er sich vergiftet habe. Er antwortete, Gustav wehrte sich wie ein Teufel; ich wollte ihm die Flasche in den Mund bringen, dabei ist mir Nikotin auf die Finger der linken Hand gekommen, die ich ihm in den Mund hielt, um ihn das Gift niederschlucken zu machen. Da er die Finger verdeckt hielt, fragte ich ihn, was er habe; ob er verwundet sey. Ja, sagte er; Gustav hielt den Mund geschlossen; mit der einen Hand gab ich ihm das Gift, mit der anderen hielt ich ihm den Mund offen. Hippolyte war wegen dieser Wunde sehr unruhig. **P.:** Hatte er keine anderen? **A.:** Ja, eine an der Stirn. **P.:** Blutete die? **A.:** Ja, er lief sich von mir Essig auf die Haare gießen. **P.:** Wissen Sie, ob Gustav in der That sein Vermögen angeboten hat, wenn man ihm sein Leben lasse? **A.:** Ja, Herr Präsident. Die Angeklagte gibt ferner an, nach dem Geheiß ihres Mannes auf dem Buffet zwei Phiolen genommen und bei Seite gebracht zu haben. Dann hat sie mit Seife und heißem Wasser Flecken im Speisesaale fortgewaschen. Die Phiole, welche das Nikotin enthalten, mit welchem ihr Bruder ermordet worden, sey ihr Mann in den Teich zu werfen gegangen. **P.:** Sie haben gesagt, daß Sie Hippolyte im Schlafzimmer gefunden, wie er das Gesicht Ihres Bruders mit Essig gewaschen; hat er Ihnen da nicht befohlen, die Leiche in Ihr Schlafzimmer bringen zu lassen? **A.:** Ja, er hat mir gesagt, ich solle sie mit Essig waschen lassen, hat mir empfohlen, sehr starken Essig zu nehmen, ich sollte ihn selbst aus dem Keller holen; ich die Leiche Gläser voll Essig schlucken; du mußt es seyn, die das thut, dann wird man auch nichts argwöhnen. Er fragte mich auch, ob Spuren im Gesichte Gustav's vorhanden, ob der Kragen befleckt sey, ob etwas eine Gewaltthätigkeit verrathe. Er war sehr unruhig; er hat mir rohe Worte gesagt und mich Nichtsnutz gescholten, weil ich nicht ging, als er mich drei Mal (in den Keller) schickte. Er hat mir von den Spuren in seinem Gesichte gesprochen und gesagt, er wisse nicht, was er damit anfangen solle. In der Nacht habe er sie gefragt: Wozu Deine Treurigkeit? die Chemiker werden in Folge dieses Eingiftens von Essig nichts entdecken. Die Kleider Gustav's hat die Angeklagte in heißes

Wasser stecken lassen, wie ihr Mann es angeordnet. Dieser hatte die seinigen tief unter dem Bette verborgen und daraus hervorgezogen, damit sie dieselben ins Wasser stecke, ohne daß Jemand es sehe. (Der Präsident läßt diese Kleider herbeibringen.) P.: Erkennen Sie dieselben? A. (mit der größten Gemüthsruhe; Ja, Herr Präsident. (Bewegung im Auditorium.) Sie erzählt dann die einzelnen Bemühungen, welche am folgenden Tage durch Waschen und Verbrennen gemacht worden, die Spuren des Verbrechens auszutilgen. Im Falle sie vor Gericht erscheinen müßten, habe er ihr empfohlen, zwei berühmte Advokaten aus Paris kommen zu lassen, Chaix d'Estange und Corn. Duval. Aber man werde nichts finden. Seine Wunden nur hätten ihn beunruhigt. Im Falle gerichtlicher Verfolgung habe er ihr empfohlen, nicht zu glauben, was man ihr als von ihm ausgesagt vorhalten werde; das seyen Mittel, welche die Justiz gebrauche, die Wahrheit herauszubringen. P.: Hat er Ihnen nicht vorgeschrieben, was Sie sagen sollten, wenn er überführt würde? A.: Er sagte nur, ich solle erklären, Gustav habe sich selbst vergiftet. Aber, warf ich ihm ein, wie willst du das wahrscheinlich machen? Ach, das, versetzte er darauf, ist Sache meines Advokaten. (Bewegungen des Abscheus im Auditorium.) Die Angeklagte erzählt schließlich, wie ihr Mann mehrere Bücher und Briefe verbrannt, wie er die Domestiken versammelt und ihnen vorgeschrieben habe, zu erklären, sie hätten den Ruf: Hippolyte, zu Hülfe! von Gustav gehört; auch gesteht sie zu, Emerence auf der Treppe nach der Besichtigung der Leiche gesagt zu haben: Alles geht gut, es ist nichts entdeckt und mein Bruder wird begraben. Die Sitzung wird um 2 Uhr aufgehoben.

Zweite Sitzung am 28. Mai.

Die Fortsetzung der Verhandlungen fand am 28. Mai statt. Die Angeklagten kommen in verschlossenen Fiakern unter Bedeckung eines Piquets Gensd'armerie an, und die Neugierde der versammelten Massen wird so getäuscht. Der Hof eröffnet die Sitzung um 9 Uhr; von den Angeklagten wird der Graf Bocarmé zuerst eingeführt, muß aber auf Geheiß des Präsidenten seiner Frau den ersten Platz auf der Angeklagten-Bank einräumen. Der Präsident setzt das Verhör der Lydie Fougnies fort. Sie gesteht, von einem Versteck im Schlosse Bitremont Kenntniß gehabt zu haben, läugnet jedoch, ihrem Manne geholfen zu haben, darin chemische Präparate oder Geräthe zu verbergen. Auf die Bemerkung des Präsidenten, daß sie in einem früheren Verhöre ausgesagt, sie habe bemerkt, wie ihr Mann, bevor er Gustav's Tilbury einzuspannen befohlen, einen drohenden Blick geworfen habe, gibt sie die Antwort: Ja, einen wilden Blick. (Tiefe Sensation im Auditorium.) Sie will deßhalb sich gewrigert haben, selbst zu gehen, um den Befehl zum Einspannen zu geben. In der Nacht habe sie den Arzt Semet aus Peruwelz kommen lassen; der Graf habe gewollt, daß er um Gustav's und seiner selbst willen gerufen werde. Auf die Frage: „ob das auch um der „„Komödie"" willen geschehen?" antwortete sie laut und kaltblütig: Wahrscheinlich! Der Arzt habe ihrem Manne ein Mittel aus der Apotheke geholt und selbst überbracht; jener habe fortwährend Erbrechen gehabt, weil er sehr viel warmes Wasser getrunken. Darauf beginnt das Verhör des zweiten Angeklagten, Alfred Julian Gabriel Hippolyte Visart, Graf von Bocarmé. Die ersten Fragen beziehen sich auf die Vermögens-Verhältnisse. Auf die Frage: „ob der Vater der Gräfin nicht im Jahre 1845 oder 1846 gestorben?" gibt der Angeklagte die auffallende Antwort: Das weiß ich nicht! Das Erbe des Schwiegervaters gibt er auf 140,000 Francs an, die 4000 Francs Renten abgeworfen; er habe also 6400 Francs Einkünfte gehabt, die aber zu seinem Auskommen nicht hingereicht hätten. Er gesteht, im Pfandhause zu Brüssel Diamanten seiner Frau für 400 Francs versetzt zu haben und nach Verzehrung der aus den Immobilien seiner Frau gelösten 95,000 Francs jetzt noch 109,700 Fr. schuldig zu seyn. Frage: Sind Sie nicht im Oktober verflossenen Jahres in Brüssel zu einem Advokaten gegangen, um zu erfahren, ob Sie Sich nicht Ihrer Schulden entledigen könnten und durch einen simulirten Verkauf Ihrer Güter, so daß diese Ihren Kindern zu Gute kämen? — Antwort: Meine Frau drängte mich dazu, und um sie zufrieden zu stellen, gingen wir zu einem Advokaten. — Der Präsident stellt nun an Lydie Fougnies die Frage: Ist dies begründet? — A.: Ja; aber mein Mann ging so weit, eine Person zu bezeichnen, welche als Mittelsperson dabei dienen könne, Celestine Legrain, die ohne Vermögen ist, weßhalb ich für zu gefährlich hielt, ihr eine solche Rolle zu übertragen. — Der Angeklagte Bocarmé gesteht sodann ein, den Dr. Semet in Beziehung auf die Lebensdauer Gustav Fougnies' befragt zu haben; auch einen zweiten Arzt, diesmal auf Veranlassung eines anderen Familienliedes; ferner, daß er zuweilen ehelichen Zwist mit seiner Frau gehabt; er läugnet jedoch, je dieselbe mißhandelt zu haben. Er läugnet ferner, verbrecherische Verbindungen mit mehreren namhaft gemachten Mägden gehabt zu haben; auf die Frage, ob nicht darunter Celestine Legrain, von ihm verführt, am 13. Sept. 1847 niedergekommen, gibt er die Antwort: Ich habe mit ihr lange keine Verbindung gehabt; aber als ich später fühlte, daß ich sie liebte, sagte ich zu ihr: Celestine, Du mußt fort. Einige Zeit nachher ließ sie mir sagen, daß sie schwanger sey. Nach ihrer Niederkunft habe ich sie mit allem Nöthigen versehen. — Fr.: Haben Sie nicht Ihre Frau gezwungen, dieses Kind des Ehebruches im Schlosse aufzunehmen? — A.: Nein, aber als das Kind abgewöhnt war, sagte ich meiner Frau, was geschehen, und fragte sie, ob sie wolle, daß ich das Kind zu mir nehme. Sie willigte ein und ging selbst mit mir, es zu holen. — Die Angeklagte bemerkt dazu, daß sie gezwungen worden; Hippolyte habe ihr gesagt, sonst müsse sie sich von ihm trennen. — Fr.: Angeklagter! haben Ihre Frau und Gustav Fougnies dieses Kind nicht in der Nacht entführen lassen? — A.: Ja, meine Frau bereute, was! sie gethan, und entweder auf den Rath ihres Bruders oder aus eigenem Antriebe hat sie mit Gustav verabredet, das Kind ohne mein Wissen verschwinden zu machen. Meine Frau gestand dies später, und auf meine Bitte hat sie wieder eingewilligt, das Kind zurück ins Schloß zu nehmen, und mir diese Einwilligung schriftlich gegeben. Der Angeklagte läugnet, daß er durch Mißhandlungen seine Frau zu dieser Einwilligung gezwungen; er behauptet, seine Frau habe ihm gestanden: ich habe Unrecht gehabt, das Kind zu entfernen; er habe darauf gesagt: gib mir ein Billet, worin du in die Rückkehr willigst, und sie habe dies geschrieben. — Der Präsident fordert die Angeklagte Lydie Fougnies zur Erklärung hierüber auf. Diese antwortet: Es ist nicht so, ich bin gezwungen worden. Der Angeklagte (laut): Nein, sie hat es mir freiwillig gegeben, sie erinnert sich dessen sehr wohl; betrachten Sie nur dieses Billet, Sie werden sehen, daß es nicht unter dem Einfluß des Zwanges geschrieben ist. — Fr.: Haben Sie nicht Celestine Legrain nochmals besucht, nach ihrer Niederkunft? — A.: Ich mußte wohl von Zeit zu Zeit hingehen, um für die Subsistenz des Kindes zu sorgen. — Fr.: Waren Sie nicht bei ihr wie zu Hause? — A.: Ich war nicht bei ihr wie zu Hause; aber in Rücksicht auf ihren Zustand war es doch natürlich, daß ich von Zeit zu Zeit nach ihr sah. — Fr.: Haben Sie nicht einen Sekretär bei ihr geöffnet und daraus eine Banknote von 1000 Fr. genommen? — A.: Nein, sie hat mir diese Banknote gegeben; denn ich gab ihr alles, was sie bedurfte, und noch mehr, sagte ihr aber: Was Sie ersparen, übergeben Sie mir. — Fr.: Also Sie forderten sie zu einer Sparsamkeit auf, deren Vortheile Sie genießen wollten? (Man lacht.) — A.: Das heißt, ich wollte es für sie zurücklegen und es ihr später wieder geben. — Fr.: Haben Sie ihr die erwähnten 1000 Francs zurück gegeben? — A.: Sobald sie sie verlangt, bin ich bereit dazu. (Diese Worte sind in einem so gleichgültigen Tone gesprochen, daß sie von Neuem die Lachlust erregen.) — Der Angeklagte gibt nun auf die Aufforderung des Präsidenten Aufklärungen über seine Studien der Giftpflanzen, mit denen er einen Handel treiben wollte mit den

Minden bei Rocky Mountains, mit denen sein Vater und er schon früher in Verbindung gestanden. Dann setzte er hinzu, er habe sein Schloß Bievenont seiner Frau und seinen Kindern überlassen wollen, um sofort nach Amerika zurückzukehren. — Der Präsident zu der Angeklagten Lydie Fougniés: Hat Ihr Gatte Ihnen jemals von diesem Plane gesprochen? — A.: Niemals. — Der Angeklagte: Ich habe ihr nie davon gesprochen aber es war meine Absicht. — Fr.: Wie kam es, daß Sie, nachdem Sie so lange Sich nicht mit Chemie beschäftigt, Sich plötzlich mit dem Studium des Nicotin abgaben? — A.: Ich wollte alle Eigenschaften des Tabaks kennen lernen. — Fr.: Sie besaßen keinen Autor, bevor Sie Orfila's Werk kauften? — A.: Doch, ich kannte sie, aber ich hatte noch nicht nach dem Verfahren gearbeitet, das ich seitdem kennen lernte. — Fr.: Also Sie verstanden Chemie, ohne die Autoren darüber zu kennen? — A.: Gewiß, denn ich hatte Chemie in Köln studirt. — Fr.: Also Sie gestehen ein, daß Sie erst im Mai 1850 die Werke Orfila's und Renaud's gekauft. Haben Sie nicht damals bei dem Buchhändler Tircher den Militär-Apotheker Cymal getroffen und mit ihm über Bereitung des Nicotin gesprochen? — A.: Das ist möglich, denn ich hatte im Werke Renaud's gefunden, daß man in Frankreich es dahin gebracht, Nicotin aus Tabak zu gewinnen; ich habe sogar meiner Frau gesagt, daß ich gefunden, was ich suchte. (Bewegung.) — Fr.: Haben Sie ihr das nicht leise gesagt, damit der begleitende Diener es nicht vernehme? — A.: Ich sprach immer leise mit meiner Frau in Gegenwart der Domestiken. — Fr.: Es war am Abend, als Sie zum Buchhändler gingen? — A.: Das weiß ich nicht mehr. — Fr.: Also Sie gestehen zu, daß Sie dort in Renaud's Werk den Artikel Nicotin gelesen? — A.: Ohne Zweifel. Mein Vater handelte mit Tabak, und wir hatten häufige Verkäufe, weil wir es nicht verstanden, die verschiedenen Sorten zu klassifiziren. Ich erfuhr, daß man sie einstweilen könne nach dem Mehr oder Minder des daraus gewonnenen Nicotin. — Das Verhör beschäftigt sich nun mit den verschiedenen chemischen Apparaten, die der Angeklagte bei mehreren Kesselschmieden eingesehen, zuletzt bei Herrn Wandenberghe in Gent, welcher den Professor Loppens rufen lassen, um den Angeklagten zu beweisen, daß er einen guten Apparat besitze. Der Dahel wurde nach einigen Hin- und Herreden geschlossen. — Fr.: Hatten Sie nicht bei dieser Gelegenheit den Namen Berand angenommen? — A.: Ja, um nicht so theuer zu bezahlen. — Fr.: Als Sie Ihre Adresse: Berand Nr. 60. in Bury bei Perwez, angaben, war da der Handel schon geschlossen? A.: Ich hatte noch mehreres machen zu lassen. — Fr.: Also Sie geben zu, daß Sie, nachdem Sie über den Preis des Kessels einig geworden, Ihre Adresse gegeben? Haben Sie nicht auf ein Stück Pappdeckel geschrieben? — A.: Ich glaube, auf ein Stück Papier. — Fr.: Erkennen Sie dies dafür? (Der Angeklagte erhält die Adresse.) — A.: Ja. — Fr.: Der Grund, daß Sie dem Verkäufer einen falschen Namen angegeben, fällt weg, sobald Sie zugeben, daß erst nach abgeschlossenem Handel Sie Ihre Adresse gaben. Diesen Namen nahmen Sie auch dem Professor gegenüber an? — A.: Nur in Gegenwart des Kesselschmiedes, wo ich nicht anders konnte. In seinem eigenen Hause gab ich mich ihm zu erkennen. — Fr.: Wann thaten Sie das? — A.: Ich kann das nicht genau angeben. — Fr.: War es das letzte Mal, daß Sie den Professor Loppens besuchten? — A.: Fragen Sie Herrn Loppens. — Fr.: Sie sprachen von mehreren Bestellungen bei Wandenberghe; worin bestanden dieselben? — A.: Ich erinnere mich nicht. — Fr.: War nicht eine Pastetenform dabei? — A.: Richtig, eine Pastetenform und mehrere Kessel! — Fr.: Fragten Sie nicht am 26. Februar Herrn Loppens, wo Sie wohl einen florentinischen Recipient erhalten könnten? — A.: Ich erinnere mich nicht genau; nur weiß ich, daß ich Herrn Loppens mehrere Adressen abfragte. — Der Angeklagte wird nun von Neuem gedrängt, Auskunft zu geben, weßhalb er unter falschem Namen mit Loppens und Wandenberghe correspondirt. Er erklärt, daß seine Frau ohne seinen ausdrücklichen Befehl seine Briefe an Ersteren Berand unterschrieben, weil er ihr zufällig mitgetheilt, daß er, um nicht als Graf Bocarmé überfordert zu werden, sich als Herr Berand bei Wandenberghe eingeführt. — Fr.: Sie haben sechs Monate unter diesem Namen mit ihm correspondirt? — A.: Ganz recht; er war ein guter Arbeiter, und ich wollte das benutzen, ohne bekannt zu sein, um billigere Preise zu erhalten. — Fr.: Mußte ebenfalls Herr Wandenberghe seine Briefe an Sie? — A.: Nach Bury. — Auf die Frage, was aus diesen Briefen geworden, gibt der Angeklagte an, sie nicht mehr zu besitzen, und behauptet, dieselben schon längst verbrannt zu haben, während der Anklage-Act wissen will, daß er dies erst in der Nacht nach dem Morde gethan. Frau von Bocarmé weiß nichts davon. — Es folgt eine ziemlich lange und unerquickliche Verhandlung wegen der Bereitung des Nicotin unter Beihülfe der Professoren Loppens. Der Angeklagte weigert jede genaue Angabe, obgleich er zugibt, daß er mit Virginia-Tabak zu Herrn Loppens gekommen, zwei Tage unter diesen Ausflucht gearbeitet und mehrere Mal Versuche bei ihm angestellt, die nicht vollkommen gelangen, bis er einen Tages mit der Nachricht zu ihm kam, er habe Nicotin erlangt und damit folgende Resultate (des résultats foudroyants) erzielt. Der Angeklagte (laut): Ja, auf Thiere; das ist die Wahrheit. Der Präsident beklagt sich, daß der Angeklagte durchaus jede Auskunft über das Datum verweigert, so, sogar den Monat nicht zu wissen vorgibt, worin verschiedene Reisen unternommen, sondern immer auf Herrn Loppens um Auskunft darüber verweist. Der Präsident läßt dann den Angeklagten mehre Gefäße vorzeigen, die dieser auch anerkennt, sie in Brüssel zu seinen Giftbereitungs-Versuchen gekauft zu haben, so wie er auch zugibt, bei Gelegenheit einer Reise, die er mit seiner Gattin und seinem Schwager, Herrn Gustav Fougnies, wie er sich ausdrückt, gemacht, Mehreres davon eingekauft zu haben, und zwar im Frühjahr schon; er habe damit Aconin und Nicotin bereiten wollen. — Fr.: Haben Sie nicht am 10. November eine Bearbeitung des Nicotin vollendet, dessen Ertrag ungefähr zwei Branntwein-Gläschen voll waren? — A.: Ich habe es gethan, aber der Ertrag war sieben oder acht Fläschchen voll. — Fr.: Das Resultat der am 10. November beendigten Arbeit waren zwei Fläschen! — A.: Es waren mehr als zwei, es waren sieben. — Fr.: Zu was sollte Ihnen das Gift dienen? — A.: Ich habe schon gesagt, daß ich dieses Gift aufzog, um die verschiedenen Sorten Tabak klassifiziren zu können. Fr.: Und das gewonnene Nicotin, zu was bestimmten Sie es, wollten Sie es verkaufen? — A.: Ich habe nie welches verkauft. Ich begreife nicht, daß Sie mich nicht verstehen. Die Extraction des Nicotin war ein Specialstudium von mir, eine Liebhaberei, ich arbeitete nach verschiedenen Methoden, jahrelang des Jahres habe ich Nicotin gemacht. — Fr.: Da müssen Sie ja einen großen Vorrath besessen haben, was ist daraus geworden? — A.: Ich habe eine Flasche ganz damit gefüllt. Fr.: Von welcher Stärke war die Flasche? — A.: Eine Weinflasche. — Fr: Sie haben eben gesagt, daß Sie den Ertrag Ihrer letzten Bearbeitung in sieben Fläschen gethan. Was haben Sie damit gemacht? — A.: Ich habe sie im Saale mit den Säulen in ein kleines Schränkchen gethan. — Fr.: Welcher Saal ist das? — A.: Neben dem rothen Saale. — Fr.: Hatten Sie den Schlüssel zu diesem Schranke? — A.: Ja, aber manchmal legte ich ihn auf den Kamin des rothen Saales. — Fr.: Wußte Jemand darum? — A.: Ich glaube wenigstens, daß der Arbeiter, der mir half, darum wußte. — Fr.: Konnte Ihr Arbeiter Franz Debliquy in den Säulensaal und in den rothen Saal gelangen? — A.: Nur mit mir. Und ich weiß auch nicht gewiß, ob sonst Jemand darum wußte. — Fr.: Was ist aus den sieben Phiolen geworden, von denen Sie sprachen? — A.: Ich habe sie am Tage, wo meine chemischen Apparate gereinigt wurden, in den Teich geworfen. — Fr.: Hatten Sie im Gangen nur die sieben Fläschchen? — A.: Es waren noch mehrere da, die ich früher gewonnen. —

Fr.: Wie viel im Ganzen? — A.: Drei, die ich früher gewannen, und eine gefüllte Flasche. — Fr.: Wie war diese Flasche? — A.: Eine gewöhnliche Weinflasche. — Der Präsident macht nun den Angeklagten darauf aufmerksam, daß er sich widerspreche. Erst habe er von sieben Phiolen gesprochen, die er am 10. gewonnen, und behauptet, er habe sie am Tage, wo die chemischen Apparate gereinigt worden, ausgeschüttet, was ja am 10. statt fand. Dann habe er gesagt, er habe sie in einen Schrank verschlossen. — A.: Ich habe mich nur vielleicht geirrt bei der Angabe des Tages, wo ich sie ausgeschüttet, ich weiß das nicht genau. Dem Angeklagten wird vorgehalten, daß er bei dem Instruktionsrichter nur zwei Flaschen als den Ertrag seiner letzten Arbeit angegeben, was auch mit der Aussage des Arbeiters übereinstimme. — A.: Der Arbeiter kann nicht genau wissen, wie viel ich gewonnen, er war nicht immer gegenwärtig; er arbeitete nur maschinenmäßig. — Fr.: Franz Debligny ist ein intelligenter Mensch, er weiß nur von zwei Phiolen, die Sie erhalten. — A.: Er spricht die Wahrheit, aber er weiß nicht Alles. — Fr.: Sind Sie bei Ihrer letzten chemischen Arbeit in der Nacht aufgestanden, um nachzusehen? — A.: Ja, das that ich immer. — Fr.: Auch ihre Frau? Und wie oft? — A.: Das weiß ich nicht, aber sie war da. — Der Angeklagte gibt zu, daß er den Dienstboten befohlen, seine chemischen Arbeiten zu verschweigen. Er mache Kölnischen Wasser und sei nicht dazu berechtigt; ihm drohe bei der Entdeckung ein Prozeß. Fr.: Haben Sie nicht in den ersten Tagen des Novembers zu Ihrer Frau gesagt, daß Sie entschlossen seyen, Gustav zu vergiften? — A.: Das ist eine Infamie. Nie habe ich Aehnliches gesagt, und wenn ich Herrn Fougnies vergiften wollte, würde ich das einer liebenden Schwester gesagt haben? — Fr.: Aber Sie liebten ihn nicht? — A.: Ich liebte ihn nicht, ich haßte ihn nicht. Er war mir gleichgültig. Nun wird der Angeklagte über die Thiere gefragt, die er zum Versuch vergiftet. Zwei Mägde im Hause, Augustine Thibaut und Virgine Chevalier, haben ausgesagt, daß der Angeklagte die graue Katze, die einzige im Schlosse, vergiftet und dann im Blumengarten selbst begraben habe, was sie vom Fenster aus mit angesehen, obwohl er es ihnen verwehrt, sobald er sie von unten bemerkt. Nachher habe er nach der grauen Katze gefragt. Der Angeklagte behauptet nun, die Katze, die er vergiftet, sey nicht die graue Katze gewesen, sondern eine ihm von einer Nachbarin, die er nicht zu nennen weiß, übergebene. Als der Präsident den Angeklagten fragt, ob er die Vergiftungsproben an den Thieren nach dem 10. November vorgenommen, antwortete er: Nein. — Fr.: Aber Sie haben am 14. die Katze im Blumengarten begraben? — A.: Das glaube ich nicht. Wenn es aber die Zeugen aussagen, kann es seyn. Den Angeklagten werden von Neuem Fragen über sein Verhältniß zu seinem Schwager vorgelegt. Er behauptet, immer gut mit ihm gestanden zu haben. Um ihn zu widerlegen, wird eine Stelle aus einem Briefe seiner Mutter an Gustav vorgelesen. Sie heißt: „Wenn ich auch nur einstimmen kann, daß Sie so leben, wie es Ihnen am behaglichsten ist, so muß ich doch die ewigen Zwistigkeiten zwischen Ihnen, Ihrer Schwester und Hippolyte beklagen und bedauern. Es gibt kein traurigeres Schauspiel, als die Uneinigkeit zwischen Geschwistern." Der Angeklagte will daraus nichts für seine Person zugeben, da der Brief an Gustav gewesen. Uebrigens sey er nicht für seine Mutter verantwortlich. Die Behauptung seiner Frau, er habe gedroht, Gustav seinen Theil geben zu wollen, weißt er mit großer Entrüstung zurück. — Fr.: Ihre Frau hat gestern hier wiederholt, wie sie es bereits in der Voruntersuchung ausgesagt hat. — A.: Darüber bin ich nicht verwundert. — Fr.: Halten Sie sie für fähig, die Justiz zu belügen, um Sie eines abscheulichen Verbrechens anzuklagen, während Sie unschuldig sind? — A.: Die Unglückliche glaubt, daß, wenn sie die Wahrheit sagt, man sie für schuldig hält und verurtheilt. — Fr.: Und so halten Sie sie für fähig, diese Verbrechens anzuklagen, während sie unschuldig weiß? — A.: Ja, und ich finde, daß sie sehr wohl daran thut (Zeichen des Erstaunens). — Fr.: Sie sprachen von der Wahrheit. Welches ist die Wahrheit? — A. (nach einigen Zögern): Es ist die, an den Tag zu bringen, wie Gustav Fougnies gestorben ist, — etwas, das der Justiz bis jetzt nicht gelungen ist. — Fr.: Kennen Sie den Urheber des Verbrechens? — A.: Ja. Es ist meine Frau. Aber sie ist unschuldig! Der Angeklagte gibt nun eine ganz unerwartete neue Darstellung des Hergangs beim Tode seines Schwagers. Er erzählt, nachdem er vorausgeschickt, daß er selbst seiner Frau gerathen, nicht die Wahrheit zu sagen, weil man ihr nicht glauben würde, das Folgende: Wir waren in dem an den Speisesaal stoßenden Salon mit einem Altenstück über ein Fideikommiß beschäftigt; wir gingen in den Speisesaal zurück. Gustav sagte zu mir: „Geben Sie mir ein Glas Wein!" Wir gingen nun zum Buffet; meine Frau nahm eine Flasche und goß zwei Gläser voll. Fougnies trank auf einen Zug aus und rief: Sacré nom! Ich hatte eben das andere Glas an die Lippen gebracht und zog es hastig zurück mit den Worten: Es ist Gift! Gustav fing an zu schreien: Aie! au secours! Ich hielt ihm die Hand auf den Mund, um ihn am Schreien zu verhindern. Auf die Vorhaltung des Präsidenten, daß eine chemische Untersuchung der Flasche, aus welcher seine Frau das Nicotin gegossen haben solle, herausgestellt habe, wie nur Wein in der Flasche gewesen, antwortete er bekenerlich, daß die chemisch untersuchte eine andere Flasche gewesen. Ich hatte, erzählt er dann weiter, eben dem Diener den Befehl gegeben, das Cabriolet anspannen. Wir befanden uns zu Dren in Speisesaal. Von da gingen wir in den Salon, um nach einem Fideikommiß zu sehen. Wir kamen zurück in den Speisesaal, und Gustav verlangte Wein. Wir gingen zum Buffet zur Rechten, meine Frau nahm zwei Gläser, welche sie auf das Buffet stellte; dann ging sie, um in den Schranke zwischen dem Kamin und dem Fenster eine Flasche zu suchen. Sie kam zu uns zurück, sie füllte zwei Gläser an. Gustav schlucte in einem Zug einen Theil der Flüssigkeit herunter und schrie: Sacré nom! Ich hatte mein Glas an die Lippen gebracht, ich entfernte es wieder und sagte: Mein Gott! Frau, das ist Gift! Gustav ging zur Etagère und begann zu rufen: Aie, Hippolyte, à mon secours! Ich legte ihm die rechte Hand auf die rechte Schulter und die linke Hand auf den Mund, um ihn am Schreien zu hindern. Dann habe ich die Thür geöffnet und meine Frau erblickt, welche aus dem Zimmer gelaufen war; ich habe ihr gesagt: Unglückliche, du hast uns vergiftet; bringe uns schnell heißes Wasser! Fr.: Welchen Wein wollte Ihre Frau Gustav geben? — A.: Weißen. — Fr.: Nicotin ist aber gelb? — A.: Freilich, aber ist Madera nicht auch gelb? — Fr.: Nicotin verbreitet einen stinkenden Geruch, riecht es etwa wie Madera? — A.: Im ersten Augenblicke hat es keinen Geruch; erst wenn es eine Weile gestanden hat, riecht es. — Fr.: Ihre Frau hat kein Nicotin eingeschenkt, die Flasche und die Gläser beweisen es; auch ist sie an den Teich gegangen, darin die Phiole auszuleeren, welche das Nicotin enthalten hat? — A.: Die Gläser und die Flasche hat sie darein ausgeleert. — Fr.: Wann? — A.: Ich weiß nicht. Ich habe meiner Frau immer gesagt, sie solle die Wahrheit nicht gestehen, weil man uns nicht glauben werde; deshalb klagt meine Frau mich an, um sich zu retten. Nachdem ich Gustav die Hand auf den Mund gelegt hatte, bin ich beiläufig zur Erde gefallen; während ich mich wieder aufraffte, hörte ich das Röcheln eines Sterbenden. Ich öffnete die Thür in das Vorzimmer, wo ich meine Frau sah, die vor der Thür dieses Vorzimmers stand; ich verlangte heißes Wasser und dieses verursachte mir Erbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nro. 46.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 7. Juni.

Der Prozeß Bocarmé.

(Fortsetzung.)

Schluß der zweiten Sitzung am 28. Mai.

Der Angeklagte Bocarmé führt in seinen Aussagen fort: Ich ging durch den Saal mit Säulen und durch den rothen Salon, wo ich wieder Erbrechen hatte, und ganz betäubt, schwindlicht stieß ich gegen die Thür und machte mir eine Verletzung an der Stirn durch den Stoß gegen einen Beschlag von Blech. Durch das Erbrechen erleichtert, ging ich durch die beiden Säle zurück und in mein Schlafzimmer; unten an der Treppe fand ich Gmerence Beiveourt, die fragte, ob ich Licht wolle; ich anwortete: Lassen Sie mich in Ruhe. Ich war sehr angegriffen. Meine Frau brachte mir heißes Wasser; ich sagte: Unglücklicher! du hast mich vergiftet! Dann kam ich zum Fuße der Treppe zurück, wo ich Emerence mit einem Lichte fand; ich sagte ihr: Rufe meine Frau! Zum Kutscher sagte ich, er solle das Cabriolet in die Remise zurückfahren und herbeikommen. Meine Frau kam mit Emerence; ich ging in die Küche; dort gab man mir einen Topf mit Wasser; ich begab mich in das Speisezimmer zurück und begoß die Leiche von allen Seiten. Fr.: Sie gingen durch die beiden Säle, um die Phiole, welche zur Vergiftung gedient hatte, in den Abtritt zuwerfen? — A.: Nein, um mich dort zu erbrechen. Meine Frau sagt das, um mich anzuklagen, denn sie fürchtet, zu gestehen. Ich habe ihr gesagt, sie solle es nicht thun, und ich selbst thue es auch nur jetzt in der höchsten Noth. — Fr.: Hybie Fougnies, Sie hören die Anschuldigungen Ihres Mannes gegen Sie, erklären Sie Sich darüber. — Die A.: Es ist kein wahres Wort daran! — Hippolyte ist gegangen, den Wagen Gustav's anspannen zu lassen. Gustav suchte unterdeß ein Buch im Salon. Ich ging zur Thür, an den Fenstern, die auf den Hof gehen, vorüber; ich wich aus, um meinen Mann, der wieder eintrat, vorüber zu lassen. Als ich nun zur Thüre hinaus ging, habe ich meinen Bruder sacré nom! sagen und seine Krücken zerbrechen hören, und bin dann hinaus gegangen. — Fr.: Waren Sie nicht im Speisesaale, als er schrie: Pardon, Hippolyte? — Die Angekl.: Nein, in der Küche. Mein Bruder nahm keinen Wein, als bei Tische. Das Glas und die Flasche, welche man gefunden hat, waren vom Diener zurückgeblieben. Wäre es so, wie mein Mann sagt, so würde ich es schon lange gestanden haben, ich würde nichts verheimlicht haben, auch wenn ich mit Willen die That verübt, auch dann hätte ich es gesagt. — Der Angekl. Bocarmé: Ich finde, daß meine Frau vollkommen Recht hat, mich anzuklagen, weil die Umstände so außerordentlich sind, daß Niemand es glauben würde, und daß alle Welt und der Vergiftung angeklagt hätte. — Fr.: Sie hatten eine Wunde an der Hand. Diese Wunde rührt von einem Biß her? — A.: Ja, wahrscheinlich hat Gustav mich gebissen, als ich ihm die Hand auf den Mund hielt, damit er nicht schreie, um Scandal zu vermeiden. Ich machte es so (der Angeklagte machte die Geberde, die er erklären will an dem neben ihm sitzenden Gensdarmen, der ihn wie eine Bildsäule gewähren läßt, was eine gewisse Heiterkeit im Saale hervorruft). Eine zweite Wunde an der Hand, welche die Aerzte für eine Schnittwunde erklärt haben, ist nach des Angeklagten Behauptung eine Schramme, welchen er beim Fallen bekommen; er gesteht aber, daß ein Teppich im Zimmer gelegen. Er läugnet, daß er am 15. Februar dem Arresthaus-Aufseher gestanden, seine Frau habe Gustav das Gift eingegossen, während er ihn gehalten, daß sie zweimal eingegossen, daß ihm dabei Gift in den Mund gekommen und daß er deßhalb die ganze Nacht hindurch sich erbrochen; man habe ihn mißverstanden, er habe nur gesagt, daß seine Frau zweimal eingeschenkt, nämlich in zwei Gläser. Der Präsident liest einen Brief des Angeklagten vor, den dieser an einen Agenten Kraus in Paris geschrieben, und den, so wie ein darin eingeschlossenes Billet der Graf als von ihm herrührend anerkennt. Der Brief lautet: „Ich habe meinen Schwiegervater Hrn. Deslandre so eben beauftragt, sich zu Hrn. Chaix D'Estange und Leon Duval zu begeben, aber die Lage, worin die arme Eugenie sich befindet, und die sie verhindert, sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen, zwingt mich, Sie zu bitten, die Sache zu beschleunigen." — In diesen Brief war das Billet heimlich eingeschoben, welches der Anklage-Akt mitgetheilt hat, und das nun verlesen wird. Der Präsident wirft dem Angeklagten den Widerspruch dieses Briefes mit seinen mündlichen Aussagen vor, den der Angeklagte nicht finden zu können behauptet. Unter den Worten „moralischer Zwang" habe er die Furcht, die Wahrheit gestehen zu müssen, gemeynt, da er seiner Frau eingeschärft, daß sie eingestehen solle, weil ihr Niemand glauben würde: „Wenn man Nicotin entdeckt, werde ich sagen, daß es ein Selbstmord gewesen. Man wird mich allein verfolgen, du wirst da seyn, für die Kinder zu sorgen." — Das Verhör richtet sich jetzt wieder auf die Handlungen des Angeklagten nach der That, das Kommen, Gehen, Waschen mit Essig u. s. w. Der Präsident wirft ein, daß er nie gehört, man könne einen Todten mit Essig wieder ins Leben rufen. (Gemurmel im Auditorium.) — Präs.: Meine Bemerkung hat ihren guten Grund: Sie wollten die Spuren des Nicotin entfernen. Haben Sie nicht Schmerz geheuchelt? A.: Wie hätte ich das können? glauben Sie, daß ich in der Stimmung war, Komödie zu spielen? — Fr.: Ihre Frau hat das behauptet. — A.: Das ist leicht erklärlich; es ist ihr System! (Sensation.) — Fr.: Ihre Frau hat Sie gefragt, wie Sie Sich vergiftet hätten, und Sie haben geantwortet, daß Gustav seine Finger in Ihren Mund gesteckt. — A.: Das ist eine Erfindung. Sie versteht vortrefflich sich darauf. Sie thut nichts als Romane lesen. Im ersten Jahre unserer Ehe habe ich einen Prozeß mit einem Buchhändler zu führen gehabt wegen eines Romans, den sie drucken ließ und den ihr Vater nicht bezahlen wollte. Sie lügt auf eine wunderbarliche Weise und macht mich alle möglichen Geschichten glauben. Die zwei Phiolen, welche sie auf meinen Befehl in den Teich geworfen haben will, sind auch eine Erfindung von ihr; sie ist gegangen, die Flasche und die Gläser auszuleeren. Sie erfindet, wie Niemand auf der Welt. — Der Angeklagte beantwortet in derselben Weise die Fragen des Präsidenten nach den Briefen und Sachen, die verbrannt worden, indem er immer treu dabei bleibt, daß er alle Spuren des Unglücks zu vertilgen gesucht, damit man nicht auf die Vergiftung komme, welche gewiß für eine absichtliche würde gehalten werden. Auf die Vorhaltung, daß man die Phiole im Abtritt gefunden, bemerkt er ruhig, daß dieß eine alte Phiole aus der Zeit, wo seine Mutter den alten Schloßflügel bewohnt, seyn müsse, und daß die Analyse ihn rechtfertigen werde. — Fr.: Sie haben den Herren vom Gericht zu Tournay gesagt: Ich bin sicher, daß ich verurtheilt werde; aber ich werde bis ans Ende behaupten, daß ich unschuldig bin. — A.: Ja, ich bin überzeugt, daß ich verurtheilt werde, weil man mir nicht glauben wird! (Große Sensation.) — Der

Präsident schließt die Verhandlung. Der Angeklagte Bocarmé hat das lange Verhör ausgehalten, ohne einen Augenblick irre zu werden oder aus der Fassung zu kommen, als ob er ein Advokat sey, der die Sache eines Clienten führe. Die Gräfin hat fortwährend das Gesicht in den Händen verborgen. — Die Sitzung wird aufgehoben um 2¾ Uhr.

Dritte Sitzung am 29. Mai.

Die Fortsetzung der Verhandlung am 29. Mai, einem Festtage, hat eine ungeheure Menschenmenge, besonders von Landleuten, welche das Justizgebäude umlagern, herbeigezogen, so daß es schwer wird, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Angeklagten werden hereingeführt, Frau von Bocarmé wieder zuerst; sie ist in demselben Anzuge, wie am vorigen Tage; aber ihr Gesicht zeigt Niedergeschlagenheit, ihre Lippen sind zusammengekrampft, ihr Auge ist auf den Boden geheftet; zum ersten Male nimmt sie den ihr angewiesenen Platz ein, ohne einen Blick über das Publikum zu werfen. Hippolyte Visart dagegen faltet beim Eintreten mit der größten Ruhe ein rothes Taschentuch und wirft einen ganz sichern Blick auf die Menge. Der Präsident setzt das Verhör der Angeklagten fort; es dreht sich zumeist um bereits am Tage vorher verhandelte Punkte, wobei Bocarmé consequent bei seinen früheren Aussagen bleibt. Der Präsident hält ihm seine entgegenstehenden Mittheilungen an den Gefangenhaus-Wächter vor, wonach er selbst gesagt, daß Gustav Fougnies am Boden gelegen, während er ihn gehalten und Frau von Bocarmé ihm das Gift eingeschüttet habe, und an den Herrn Banderwelsen, den Direktor des Gefängnisses: „Sie fühlen wohl, lieber Direktor, daß, wenn ich die Wahrheit sagen müßte, ich sagen würde, meine Frau ist es gewesen, die ihm das Gift in den Mund und auf die Kleider gegossen hat; als sie ihm auf die letztere goß, war es das zweite Mal, und da sagte sie: „„Da hast du's! (tiens!)““ Der Angeklagte will nichts anderes gesagt haben, als daß seine Frau das Gift gegeben, aber unschuldiger Weise, ohne es zu wissen. Der Präsident liest das Protokoll der Confrontation des Angeklagten mit dem Direktor vor; dieser hat jene Aeußerungen danach eidlich bekräftigt. Eine andere vertrauliche Mittheilung an den Gensdarmen Xavier Lambert will er auch nur dahin gemacht haben, daß er gesagt, seine Frau habe Gift in ein Glas geschenkt. — Präs.: Es ist dabei von einem Glase nicht die Rede gewesen; das und die Flasche sind gestern zum ersten Male aufgetaucht. Ueber den Tag des Verbrechens, den 20. November, befragt, will der Angeklagte seiner Frau und Gustav Fougnies, der um 10 Uhr gekommen, beim Frühstück Gesellschaft geleistet, dann ihn verlassen haben bis um 2 Uhr. Während dessen sey er zum Theil im Garten gewesen; zurückgekommen, habe er Gustav mit der Frau von Bocarmé im Speisezimmer gefunden. Zur Lydie Fougnies gewendet, fragt der Präsident, ob sie glaube, daß ihr Mann im Stande sey, sie eines so furchtbaren Verbrechens zu beschuldigen, wie er in Tournay gethan, wenn sie unschuldig. Sie antwortete darauf, daß er es in einem Augenblicke der Geistesstörung gethan haben müsse. Das Zimmer verlassen will sie in dem Augenblicke, worin Gustav gerufen: „Sacré nom!“, ein Ausruf, den sie früher in ihrem Verhör nie erwähnte und erst jetzt nach der Confrontation mit ihrem Manne, kennt. — Der Präsident verliest den Angeklagten den Experten-Bericht, das Ergebniß der chemischen Analyse. Man hat danach Nicotin in einer Menge gefunden, wovon ein Achtel hingereicht, den Tod zu bewirken; dann Essig. Am Schlusse seines Berichtes sagt der Chemiker, daß er glaube hinzufügen zu müssen, daß eine genaue Untersuchung der Leiche, besonders die gewaltige Veränderung der Hälfte des oberen Theiles der Zunge, vermuthen lasse, daß das Einflößen in folgender Weise statt gefunden habe: Zuerst ist das Nicotin eingegossen; dabei lag Gustav Fougnies auf dem Rücken, den Kopf zur rechten Seite wendend; unmittelbar darauf sind gewaltige Convulsionen gefolgt und haben angehalten bis zu seinem Tode; während derselben ist die Zunge zwischen die Zähne gerathen, und dies erklärt die tiefe Verletzung derselben. — Der Angeklagte behauptet dagegen, so etwas könne man drei Tage nachher nicht mehr beweisen. Man geht über zum Zeugenverhöre. Die beiden ersten sind Notare, welche Verkäufe für den Angeklagten besorgt haben und nichts Erhebliches deponiren. Der dritte Zeuge ist der Instruktionsrichter Henghebaert aus Tournay, ein kleiner Mann mit intelligentem strengen Gesichte von 46 Jahren, der großes Interesse erregt, weil er fast die ganze Untersuchung geführt hat. Donnerstag den 21. Nov., beginnt dieser Zeuge, benachrichtigte mich der Friedensrichter des Cantons Perwelz, daß M. G. Fougnies, den ich eben so wenig wie die Angeklagten kannte, plötzlich im Schlosse zu Bitremont gestorben, und zwar, wie man allgemein behaupte, eines gewaltsamen Todes. Auf den Wunsch des Friedensrichters begab ich mich den folgenden Tag mit dem Substituten des Prokmann, dem Friedensrichter Messines und einem Greffier in das Schloß, ohne jedoch im Mindesten an die erwähnten Gerüchte zu glauben. Ein gewaltsamer Tod im Hause des Grafen und der Gräfin Bocarmé? Unmöglich! Ich fand bei meiner Ankunft Frau v. Bocarmé beim Frühstücke im Speisesaal allein. Ich trat mit den erwähnten Herren und noch drei Aerzten ein, da eine Section nicht zu umgehen war. Ich benachrichtigte die Dame von dem Grunde meines Kommens; sie schien sehr wenig betroffen und sagte mir nur, daß ihr Mann nicht da sey. Während ich seine Rückkehr abwartete, bemerkte ich, daß der Kamin des Speisesaales ganz mit Asche von verbrannten Papieren bedeckt war. Als der Graf kam, bat ich ihn, mir die Leiche zu zeigen und ein Lokal zur Section anzuweisen. Er zeigte nicht die mindeste Betroffenheit. Man führte uns auf ein Zimmer, das Emerence Bricout gewöhnlich bewohnte. Dort lag der Leichnam in einem dunklen Alkoven auf der Matratze und war mit einem reinen Hemde bekleidet. Ich bemerkte sogleich, daß die Lippen schwärzlich waren. D. Zoude und ich trugen das Bett zum Fenster; Lippen und Zunge waren schwarz, letztere geschwollen. Besonders frappirte mich ein Nagelriß auf der Wange; die Wunde war mit trockenem Blute bedeckt. Der Körper wurde in die Remise geschafft, um ihn zu seziren. Herr Prokmann blieb bei den Aerzten und hatte den Auftrag, mich zu holen, sobald es nöthig sey. Ich selbst ging, um den Grafen und die Gräfin zu vernehmen. Ich schritt nun zur Vernehmung des Grafen. Ich wollte nur alle Umstände erfahren, welche den Tod Fougnies' begleitet. Nachdem der Graf, sowie alle Zeugen den Eid geleistet, die Wahrheit zu sagen, wurde es mir bald auffallend, daß er sich nicht mit völliger Offenheit aussprach. So konnte er uns nicht angeben, was man gegessen, noch was man aufgetragen; er wußte nur anzugeben, die Gräfin sey nach Tisch fortgegangen und er mit Fougnies im Dunkel geblieben; dieser habe plötzlich gerufen: Schnell, schnell! ach, ach! zur Hülfe! „Ich lief, ihm beizuspringen“, erzählte der Graf Bocarmé weiter, „ich wollte ihn halten, wir fielen Beide, er auf mich oder ich auf ihn. Eine Krücke zerbrach, ich rief um Hülfe.“ Das waren seine Angaben; wer zuerst herbeigeeilt, welchen Anblick das Zimmer geboten, als man mit Licht kam, das war unmöglich, von ihm zu erfahren. Dies machte mich stutzig; es schien als wolle man den Fragen ausweichen; mir fiel die Narbe von einem Nagelriß auf der Wange der Leiche ein, mein Blut begann sich zu erhitzen allen diesen Indicien gegenüber. Ich bat Herrn von Bocarmé, mir seine Hand zu zeigen. Ich fand eine röthliche Färbung wie von Blut, das sich nicht hatte fortwaschen lassen, an einem Nagel der rechten Hand. An der linken Hand fand ich zwei korrespondirende Wunden; wie sie entstanden fragend, erhielt ich die Antwort: „Ich weiß nicht; es war, als wir mit einander rangen“ (c'était en nous debattant). — „Als sie mit einander rangen? Ich glaube, Ihnen erklären zu müssen, daß Sie vorläufig verhaftet sind!“ Dies war meine Erwiederung, und ich

gab dem Friedensrichter den Befehl, den Grafen à vue bewachen zu laſſen. Frau von Bocarmé ſey darauf benommen worden, fährt der Zeuge fort, und habe ſich mit weniger Mühe entfernt. Aufgefallen ſey ihm aber auch bei ihr die Gleichgültigkeit über ihres Bruders Tod. Die Aerzte theilten mir dann das Reſultat der Analyſe mit; ſie glaubten, eine Vergiftung, durch Schwefelſäure bewirkt, entdeckt zu haben. Im Speiſeſaale bemerkte ich ſodann bräunliche Flecken, die mir von Blut herzurühren ſchienen, und Spuren fleiſigen Scheuerns daran; neben dem Tiſche waren große Oelflecken, dann feuchte Stellen da, wo die Leiche gelegen hatte, als Emerence eintrat. Die Eheleute Bocarmé, fährt der Inſtructionsrichter fort, wurden am 22. November Abends verhaftet. Ich ließ ſie in ihrem eigenen Wagen in's Arreſthaus zu Tournay bringen und augenblicklich trennen. Sie blieben ſie ſehr lange, weil ich erſt die materielle Seite der That gründlich unterſuchen wollte. Wir ſuchten lange die chemiſchen Geräthe im Schloſſe, das wir vollſtändig umwühlten. Der Graf gab an, daß er für 15,000 Fr. ſolcher Geräthe gehabt, aber nur noch für 2000 Fr. habe; wo ſie ſeyen, wollte er nicht angeben. Am 30. December fanden wir ſie endlich in einem Verſteck über dem Plafond des Säulenſaals. Ein Menſch hat ſchwerlich vermocht, ſie dahin zu bringen. Ich erklärte dem Angeklagten darauf, daß wir ſie, an Zahl 120, gefunden, und daß er nun wohl daran thue, zu geſtehen! Ich hatte ihn gefragt, ob er einen gewiſſen Vanderbergbe kenne. Dieſe Frage machte ihn höchſt beſtürzt; ſie deutete ihm eine ganze Reihe von Thatſachen an, welche er verborgen glaubte. Als er nicht mit der Sprache heraus wollte, was er von dieſem Vanderbergbe gekauft, ſagte ich ihm: Es iſt Zeit, daß Sie die Wahrheit ſagen; alle Ihre Apparate ſind gefunden, es ſteht feſt, daß Fougnies mit Nicotin vergiftet worden iſt. Herr von Bocarmé war jetzt wie zerſchmettert. Er begehrte eine Privatunterredung mit mir; es war am 10. Febr. Nun wohl, Herr Graf, wir ſind jetzt allein, ſagte ich zu ihm, ſagen Sie mir jetzt, wer Fougnies getödtet hat. Würde ich nicht wohl thun, frug er ſtatt der Antwort, wenn ich an den König ſchriebe, daß er mich aus dieſer Lage ziehe? Die Rechte des Königs, ſagte ich, beginnen erſt nach dem Urtheil, jetzt geht ihn Ihre Sache nichts an. Nun, ſo ziehen Sie mich heraus, von Ihnen hängt es ab, verſetzte er dann. Wie verſtehen Sie das? frug ich. Und indem er auf die Prozeßakten zeigte und „Sie können das allein“ ſagte, ſchien er zu wünſchen, daß ich ſie bei Seite ſchaffe. (Man lacht.) Dann ſetzte er mit weinerlichem Tone hinzu, indem er die Hände faltete: Thun Sie es für mich und meine Kinder, wir werden Ihnen ewig dankbar ſeyn. Ich ſagte ihm, daß es unmöglich ſey, daß hätte ich kein Recht, ich könne das nicht, und ſelbſt wenn ich könnte, wollte ich es nicht. Ich frug von Neuem, wer Fougnies getödtet. Aber, ſagte er ſeufzend, ich kann es nicht ſagen, es iſt ſo gräßlich, doch ich bin es nicht. Nun, frug ich, wer iſt es denn? ſagen Sie es, das iſt das beſte Mittel, aus dieſer Lage zu kommen. Ich kann es nicht wagen, ſagte er wieder, denn ich habe das Gift bereitet. War es Nicotin? Ja. Nun, und wer hat den Fougnies damit getödtet? Da ſagte er mit verändertem Tone: Laſſen Sie meine Frau kommen, in ihrer Gegenwart will ich Ihnen ſagen, wie Alles gekommen iſt; ſie wird meine Worte beſtätigen. Nein, entgegnete ich, das könnte eine indirekte Inſtruction für Ihre Frau ſeyn und ſie hätte vielleicht nicht die Kraft, Ihnen zu widerſprechen. Depontren Sie Ihre Ausſage, ich werde ſie wörtlich Ihrer Frau mittheilen, das verſpreche ich Ihnen. Da faltete der Graf die Hände, und mit näher tretend, ſagte er: Guſtav Fougnies hat ſich ſelbſt mit einer Phiole Nicotin vergiftet, die im Buffet ſtand; ich habe ſie ihm entriſſen, und er hat nach dem Genuß des Giftes keine fünf Minuten mehr gelebt. Ich ſagte: Abſcheue Lüge! Damit man etwas glaube muß es wahrſcheinlich ſeyn! — Herr Richter, fragen Sie meine Frau. Ich gebe bereit zu Frau von Bocarmé.

Der Inſtructionsrichter fährt in ſeiner Zeugenausſage fort: Ich begab mich unmittelbar nach dieſer Unterhaltung zu Frau von Bocarmé, um ſie zu fragen, ob es wahr ſey, daß Guſtav ſich mit der Nicotin-Phiole ſelbſt vergiftet, daß ihr Mann ſie ihm entriſſen, Fougnies aber kaum eine Minute mehr gelebt habe. Sie begann zu lachen. (Bewegung.) „Ich wußte wohl, daß mein Mann Ihnen das ſagen würde. In der Nacht nach dem Verbrechen ſagte er zu mir: In der letzten Extremität werde ich ſagen, daß Guſtav ſich ſelbſt vergiftet mit der im Buffet enthaltenen Nicotin-Flaſche, die ich ihm entriſſen, daß er dann aber keine Minute lang mehr gelebt.“ Der kgl. Procurator: Bediente ſie ſich des Ausdrucks Phiole und nannte ſie das Buffet? — A.: Ja, ausdrücklich. — Fr.: Lydie Fougnies, iſt es wahr, was der Zeuge ſagt? — A.: Ja. — Zeuge: Als ich Herrn v. Bocarmé die Aeußerung ſeiner Frau wieder mittheilte, erhob er die Arme und ſagte: „Mein Gott, was kann man mit einer ſolchen Frau anfangen!“ Frau von Bocarmé ſagte mir in einem ſpäteren Verhör, daß ſie ihrem Manne damals bemerkt, an die Selbſtvergiftung von Guſtav werde Niemand glauben, er aber habe geſagt: das gehe ſie nichts an, das ſey ſeine Sache, ſie habe nichts zu ſagen, als daß ſie nicht gegenwärtig geweſen, und nichts wiſſe. Als nun der Zeuge geſragt wird, ob er weiter nichts zu ſagen habe, legt er ein Papier auf den Tiſch, das der Geſängniß-Direktor vom Grafen zur Beſorgung erhalten und ihm übergeben. Der Präſident lieſt: Meine liebe Frau! verlange vom Inſtructionsrichter, mich zu ſprechen, und gib mir Nachricht von deiner Geſundheit. Sage mir, mit was du dich beſchäftigſt. Haſt du lange Gonzales (dies iſt der Sohn der Angeklagten) nicht geſehen, und wie geht es den beiden Mädchen? Erhältſt du Nachrichten? Warum biſt du ſo böſe gegen mich? Ich begreife es nicht! Ich weiß nicht, welchen Vortheil dir das bringen kann. Ich habe dir keinen Grund dazu gegeben. Haſt du kein Zutrauen, hältſt du mich für deinen Feind? Hoffſt du und glaubſt du, daß du eine beſſere Stütze, als mich, finden könnteſt? Gewiß, meine liebe Frau! unſere Intereſſen ſind dieſelben. Lies im Paroissin romain pag. 323, die 13. Zeile von unten, und befolge den Rath, der Niemanden verdächtig ſeyn kann, denn er kommt von unſerm Heiland, Jeſus Chriſtus. Das iſt mein Weg, folge meinem Wege, und wir werden uns wohlbehalten wieder treffen!“ Nachdem der Präſident den Angeklagten gefragt, ob er einen Paroiſſien Romain beſeſſen und von wem er ihn erhalten, und erfahren, daß der Director des Gefängniſſes ihm einen gegeben, wendet er ſich an den Zeugen und befragt ihn nach dem Sinne der angezogenen Zeile. — Zeuge: Es iſt der 20. Vers im 12. Kapitel des Evangeliums Matthäi und lautet: „Ein jegliches Reich, ſo mit ihm ſelbſt uneins wird, das wird wüſte, und eine jegliche Stadt oder Haus, ſo mit ihm ſelbſt uneins wird, mag nicht beſtehen.“ Wohl eine Aufforderung des Angeklagten an ſeine Frau, daß ſie ihre Ausſagen mit den ſeinigen möge übereinſtimmen laſſen. — Ueber die Confrontationen der Ehegatten befragt, ſagt der Zeuge, daß er dabei ſie beide gefragt, wer von ihnen den Mord begangen. Sie antworkete: Er ſoll es ſagen, er weiß es, er! Als ich ſie nun beſchwor, die Wahrheit zu ſagen, beſchuldigte ſie ihn mit dem vollen Ausdrucke der Wahrheit; er begnügte ſich einfach, es zu läugnen. Dann ſagte ſie: „Wenn ich es wäre, ich ſagte es, ich hätte es längſt geſagt. Würde ich dich im Gefängniß laſſen? Dazu hätte ich zu viel Herz!“ Ihre nervöſe Aufregung, wobei ſie das Schnupftuch in ihren Händen zerriß, alles zeigte an, daß ſie nach ihrer Ueberzeugung ſprach. Herr v. Bocarmé hingegen war phlegmatiſch, als wenn gar nichts vorgefallen. — Präſident: Angeklagter v. Bocarmé, haben Sie nichts gegen dieſe Ausſage zu bemerken? — A.: Durchaus nichts. — Zeuge: Sie ſagte noch: „Beſchuldige mich offen, geradezu. Sage, daß ich es gethan. Ich gebe dir freies Feld; ſage es, du wirſt mir Vergnügen machen. Aber dann wirſt du auch erklären, wie ich das Verbrechen beging. Du wirſt erklären, wie ich Guſtav

niederwerfen konnte, wie es kam, daß dein Finger statt des meinigen gebissen worden, daß du das Gift in den Mund bekamst statt meiner; warum er „Pardon Hippolyte!“ anstatt „Pardon ma soeur!“ gerufen.“ Sie sprach so schnell, daß ich weiter nichts auffassen konnte. Von Herrn François hat der Zeuge vernommen, daß Gustav immer gefürchtet, von seinen Verwandten vergiftet zu werden. Die Speisen, die sie ihm geschickt, hatte er weit wegwerfen lassen, damit das Geflügel selbst nicht davon fresse. Man sagte ihm in letzter Zeit mit Geschenken zu besänftigen, setzte der Zeuge hinzu. Den Tag nach Gustav's Tod hatte ihm die Gräfin den Wagen geschickt, um ihn nach Bury zu holen, aber, habe Herr François gesagt, „ich war zu sehr aufgebracht wegen ihres infamen Benehmens, und bis heute ist es meine tiefe Ueberzeugung, daß sie Gustav umgebracht haben.“ — Hr. Toussaint, Vertheidiger der Frau v. Bocarmé: Der Zeuge führt eben Worte des Herrn François an, ohne zu erwähnen, daß Letzterer dem Instructionsrichter als Ursache seines Verdachtes die öffentliche Meynung angab und hinzusetzte: ich halte den Grafen gegen seinen Schwager zu Allem fähig. — Der Zeuge: So ist es. — Herr Toussaint: Herr François hat noch gesagt: Gustav bemerkte mir: ich genieße nichts im Schlosse, bis es der Graf versucht. — Der Zeuge: Ja, so ist es; auf den Grafen richteten sich Hrn. François und Gustav's Verdacht. — Hr. Lachaud, Advokat des Grafen: Ich lege Werth darauf, zu constatiren, daß Hr. François der Onkel der Frau v. Bocarmé ist. — Nun kommt eine lange Auseinandersetzung über einen Wandschrank, worin die Giftphiolen verwahrt gewesen. Dann erzählt der Zeuge, daß er in den nassen Kleidern, die Hr. v. Bocarmé am 20. getragen, einen kleinen Flaschenstöpsel gefunden, bei dessen Vorzeigen der Graf sehr verwirrt worden und auf Befragen angegeben, daß er zu einem Fläschchen Zahntinctur gehöre, das er immer bei sich getragen; weil es aber leer geworden, in ein Kästchen gethan, worin Fläschen aufbewahrt würden. Das Kästchen habe er auch im Schlosse an der bezeichneten Stelle gefunden, aber trotzdem, daß es dreißig bis vierzig Fläschchen enthalten, kein einziges, zu dem der Stöpsel gepaßt. Dann wendet sich das Verhör der Wunde zu, die der Graf an der Stirn trug und von der er behauptet, daß er sich im Dunkeln an eine Thür des Speise-Saales gestoßen, als er nach Hülfe für seinen Schwager geeilt, während er früher gesagt hat, sie rühre von dem Falle her, in den ihn Gustav gezogen, als er sich an ihn geklammert. Bei der Voruntersuchung hatte er mit einer langen Locke die Verwundung bedeckt. — Präsident: Hat der Zeuge nicht Erkundigungen über die Vergangenheit und die Moralität der Frau v. Bocarmé angestellt? — A.: Ich habe in der That über den Herrn und die Dame diese Erkundigungen eingezogen, und was die letztere betrifft, nichts gegen ihre Moral erfahren. Die Bewohner von Perwelz waren alle eher geneigt, ihr Gutes als Schlimmes nachzujagen. Sie fanden nur einen Vorwurf gegen sie, wenn es einer ist, daß sie stolz sey. (Tiefe und anhaltende Sensation.) — Hr. Toussaint: Man hat gesagt, die Dame lese nur Romane und schreibe selbst sogar welche, so wie auch, daß in ihren Werken nie etwas Unmoralisches vorkomme. — A.: Das ist richtig. — Herr Toussaint: Weil man gesagt, sie lese nur Romane, hat ich den Zeugen um den Katalog ihrer Bibliothek. Der Zeuge sagt nun, daß in der Bibliothek der Gräfin nur sehr wenige Romane gewesen: Bossuet, Fenelon, viele Memoiren über Italien, über Napoleon, Büffon's Naturgeschichte. Dann führt der Zeuge an, daß es ihn sehr viele Mühe gekostet, die Angeklagte zum Geständniß zu bringen; es fiel ihr sehr schwer und sie schluchzte so sehr, daß ich die Fenster, des Gesängnisses, die offen standen, mußte schließen lassen, damit man sie nicht draußen höre. Sie sagte: „Es ist so peinlich, nicht die Wahrheit sagen zu können, ohne seinen Mann anzuklagen.“ Herr v. Bocarmé sagte dagegen: „Welch peinliche Lage, ich kann mich nicht vertheidigen, ohne meine Frau anzuklagen.“ — Fr.: Sagte nicht Frau v. Bocarmé am 14. Februar, sie habe alle Ruhe, allen Schlaf verloren, aber sie müsse der Kraft der Wahrheit nachgeben? — A.: Das ist wahr. Ihre Mittheilungen wurden aber erst vollkommen, als man ihr den Brief zeigte, den sie für ihren Mann an den Kesselschmied Bandenbergh wegen der Distillir-Apparate geschrieben.

Vierte Sitzung am 30. Mai.

Nach der Einführung der Angeklagten, von denen Frau von Bocarmé sich niedergeschlagener, der Graf sich ruhiger und unbefangener als je zeigt, wird das Verhör des Zeugen Hengbehardt, des Instructionsrichters, fortgesetzt. Er beschäftigt sich zunächst mit bereits erörterten Punkten. Der Zeuge ergänzt, wie der Angeklagte höchst geschickt in einen von ihm, dem Instructionsrichter, gelesenen und genehmigten Brief heimlich ein Billet eingeschoben habe; wie der Zeuge dem Angeklagten empfohlen, den Brief dem Greffier zur Bestellung auf die Post zu übergeben. Als der Greffier eingetreten, habe der Graf, der sonst nie irgend Jemanden gegrüßt, mehrere Male: Guten Abend Herr Greffier, guten Abend Herr Greffier, guten Abend! gesagt. Der Zeuge spricht diese Worte sehr schnell durch die Zähne, so daß eine Heiterkeit entsteht, an welcher der Graf Theil nimmt. — Präsident: Angeklagter Bocarmé! Sie sind in einer ernsten Lage, so daß Sie keinen Grund haben, zu lachen. — Der Angeklagte zuckt die Schultern. Das Billet ist von dem Greffier entdeckt worden und aus dem Anklageakt bekannt. Der Zeuge erzählt dann, wie die Mutter des Angeklagten Madame Ida von Bocarmé, aus Neapel kommend, bei ihm erschienen; um eine Zusammenkunft mit ihrem Sohne zu erhalten. Zeuge habe diese gewährt, nachdem ihm der Angeklagte das Wort gegeben, daß er in der Unterredung nichts berühren werde, was sich auf den Grund seiner Haft beziehe. Die Zusammenkunft habe statt gefunden, die Mutter habe ihren Sohn umarmt, zwischen dem Gefängniß-Direktor und ihm, dem Zeugen, stehend; da habe der Direktor eine Bewegung gemacht, wie um etwas dem Angeklagten aus der Hand zu reißen; dieser habe jedoch schnell den Gegenstand in die andere Hand genommen und ihn, ein kleines Billet, in den Mund genommen und verschluckt; Zeuge habe ihn nun absühren lassen, aber auf die Bitte der Mutter die Fortsetzung des Gespräches erlaubt, wobei sich der Angeklagte an das eine Ende der Kammer, die Mutter an das andere habe setzen müssen und Zeuge selbst seinen Stuhl in die Mitte gestellt. — Als vierter Zeuge erscheint der königliche Prokurator A. Hubert; seine Aussagen bestätigen nur die des vorigen Zeugen; er sagt hinzu, daß er im Kamine im Speisesaale unter den Resten verbrannter Papiere auch einige mit Blut bestedkte Stücke gefunden; dann theilt er mit, daß das Hemd, welches Gustav Fougnies bei seiner Ermordung getragen, aufgefunden worden, und daß es mit Blut bestedkt und auf der Brust und auf dem Rücken stark zerrissen gewesen. Frau v. Bocarmé verhüllt, als man ihr dies Kleidungsstück vorzeigt, ihr Gesicht und scheint zu weinen. — Beim Jagdhüter, fährt der Zeuge fort, habe man einen Vorrath Tabak gefunden, den der Graf zu seinen chemischen Arbeiten gebraucht und den er dorthin habe bringen lassen mit dem Bedeuten, zu sagen, wozu er diene. Auch bestätigt der Zeuge, daß die Angeklagten in letzter Zeit Gustav Fougnies durch Geschenke an sich zu locken gesucht. Es scheine, daß sie ihm versprochen, ihn während einer Reise nach Deutschland, welche sie beabsichtigt, zu ihrem Geschäftsführer zu machen. Der Angeklagte bemerkt dazu, diese Reise habe seine Frau ihm vorgeschlagen, damit sie nicht bei der Heirath des Fougnies, die ihnen unangenehm gewesen, hätten zugegen seyn brauchen. Dehhalb habe er dem auch seine chemischen Geräthe bei Seite geschafft und seine Phiolen in den Teich ausgeleert. Frau v. Bocarmé sagt dagegen, dieses Reise-Projekt sey noch sehr vag gewesen. Der Angeklagte behauptet, Gustav Fougnies habe am 20. Nov. ihm und seiner Frau gesagt, daß er

seine Heirath aufgeschoben habe; der Präsident macht ihn aufmerksam darauf, daß er dieses Umstandes bisher nie erwähnt; der Graf Bocarmé bleibt dabei. Der Zeuge gibt an, daß Herr François, der Onkel des Ermordeten, ihm gesagt, wie Gustav Fougnies in der That die Absicht gehabt, seine Heirath aufzuschieben. Dann spricht der Zeuge von den Blutflecken, die er in der Küche zu Bitremont an der Wand und im Speisesaal auf dem Boden entdeckt, hier aber mit Oel übergossen. — Es werden eine goldene Uhr und goldene Hemdknöpfchen, welche der Ermordete am Tage des Verbrechens getragen, den Angeklagten vorgelegt; Frau v. Bocarmé versucht bei der Frage des Präsidenten, ob sie diese Gegenstände erkenne, sich zu erheben, doch nur mit Mühe gelingt es ihr; sie nickt und dann fällt sie auf die Bank zurück. Der fünfte Zeuge ist der Substitut des Prokurators von Tournay, von Ryckmann. Er hat im Schlafzimmer des Angeklagten ein Portefeuille gefunden, welches der Graf als das des Ermordeten bezeichnet. Auch hat er Blutflecken an mehreren Thürklinken bemerkt. Er hat die Kleider des Ermordeten und einen Paletot des Grafen, die er gewaschen und naß auf dem Speicher hängend fand, saisirt; der Aermel des Paletots war zerrissen, und der Angeklagte gesteht, daß dieser Riß vielleicht eine Folge des Ringens mit Gustav sey. Der sechste Zeuge, Jacques Messines, Friedensrichter zu Perwez, erzählt, daß er am 21. Nov. ein Billet vom Schöffen in Bury erhalten mit der Todesnachricht von Fougnies, worauf er sich nach Bitremont verfügt und vom Grafen und der Gräfin die Nachricht erhalten, daß ihr Bruder am Schlagfluß gestorben. Der Graf habe eine sehr sichtbare Wunde an der Stirn gehabt und die Hände immer in die Taschen seines Schlafrocks versteckt. Schon im Jahre 1846 habe der Graf ihn gebeten, Gustav Fougnies von einem Heirathsplane abzubringen und seine schwächliche Gesundheit ihm vorzuhalten. Er hat das aber nicht gethan. Was Gustav's Heirath mit Fräulein Dubzeele betreffe, so habe man wohl im Publikum gesagt, daß sich der Graf stark dagegen opponirt, mit Zeugen habe er aber nie darüber gesprochen. Gustav ging selten in das Schloß. Er klagte nur, daß seine Schwester und ihr Mann immer ohne Geld seyen, und daß sie ihn immer darum quälten; Beide seyen Verschwender und es werde nicht gut mit ihnen enden. Auch sprach er von seiner Furcht, dort vergiftet zu werden. Zeuge bestätigt, daß der Angeklagte Jemanden 30 Fr. versprochen, falls er vor Gericht eine Lügenhafte Aussage machen wolle. — Frz.: Wie war die Moralität des Grafen? — A.: Er war allgemein als ein unmoralischer Mensch im ganzen Sinne des Wortes bekannt; es hieß sogar, er habe eine Magd im Hause verführt; man nannte ihn allgemein „den alten Bock" (bouquin). Seine Frau habe sich beklagt, daß sie aus Furcht vor Mißhandlungen sein Kind wie eines der übrigen behandeln müsse. — Nach der Moralität der Dame befragt, sagt der Zeuge, ihr sey nichts vorzuwerfen. Sie hat ihren Vater auf das treueste in langwieriger Krankheit gepflegt. Als Mädchen war ihr Ruf makellos und ebenso als Frau. Kleine Bosheiten, die man hie und da gegen sie ausstreute, habe ich nie geglaubt und glaube sie noch nicht. Der siebente Zeuge, Olivier Cherquefosse, Notar in Tournay, erzählt: Am 21. November kam ich unerwartet in Bitremont an. Der Graf frug mich um Rath, wegen eines Bisses an der Hand; er wollte wissen, ob er die Hände immer verstecken sollte, um sich nicht zu compromittiren. Ich sagte, daß dieser Umstand eine Hauptsache für ihn werden könne, vermied aber, einen bestimmten Rath zu ertheilen. Ich frug den Grafen, wie lange Zeit zwischen Gustav's Ruf: Aie! Aie! Hippolyte! und dem Eintritt des Bedienten verflossen, erhielt aber keine Antwort. Ich wurde dadurch gegen den Grafen eingenommen, die Gräfin hielt ich aber wegen ihrer unerschütterten Ruhe für vollkommen unschuldig. — Frz.: Was gab denn der Angeklagte als Ursache seiner Fingerwunde an? — A.: Er sagte, Gustav habe ihn im Fallen umgerissen und da sey sein Finger in dessen Mund gekommen; auch habe er sich an der zerbrochenen Krücke verletzt. Dann erzählt der Zeuge, daß er einen Contract hat aufsetzen sollen wegen einem Immobiliemwechsel zwischen den Geschwistern Fougnies. Herr und Frau von Bocarmé wollten Gustav's Haus in Perwez künftig bewohnen und Gustav das Schloß Grandweg. — Frz.: Wollten Herr und Frau von Bocarmé das Haus mit ihrem Onkel François bewohnen? — A.: Ja. — Frz.: Geschah das nicht, um seiner Nachlassenschaft desto sicherer zu seyn? — A.: Ich vermuthete es. Dann theilt der Zeuge mit, daß er Gustav's Heirathscontract aufgesetzt, und zwar besonders eilig, weil Gustav geglaubt, er zögere absichtlich damit im Interesse seiner Geschwister. Samstag den 16. November wurde der Contract bestellt und gefertigt. Das Ehepaar Bocarmé hatte den Notar indirect gegen diesen Auftrag einzunehmen gesucht. Frau von Bocarmé gab als Ursache ihres Widerwillens an, daß Gustav in dieser Ehe unglücklich werde. Der Graf nannte keinen Grund, und es erschien dem Notar nur als gewöhnlicher Eigennutz. Befragt um seine Meynung von des Angeklagten Charakter sagt er: In ihm ist Zweierlei. Ein gebildeter Mensch und ein Wilder. Er reizt abwechselnd den Haß und das Mitleid. In Gesellschaften z. B. schneuzt er sich nur, indem er den Hut vorhielt (Gelächter), und bei anderen Gelegenheiten beweist er die entgegengesetzten Gefühle. Er liebt außerordentlich die Kinder, versucht ihr Essen, ja, bereitet es sogar manchmal selbst, und dann ist er im Stande einen Dienstboten fortzujagen, weil er nicht gut gekleidet ist. — Frz.: Wie viel schuldet Ihnen das Ehepaar? — A.: 20,000 Fr. Der Präsident theilt dem Zeugen mit, daß Frau von Bocarmé als einen Hauptgrund ihrer Abneigung gegen die Heirath ihres Bruders die Notizen angeführt, die sie von dem Zeugen über die Braut ihres Bruders erhalten. Der Zeuge widerspricht dem und bezeugt dem Charakter des Fräuleins von Dubzeele eine Achtung. Die Sitzung wird aufgehoben um 2 Uhr.

Die Aussagen der drei folgenden Zeugen werfen ein grelles Licht auf die Moralität des Grafen Bocarmé. Eine Spezereiwaarenhändlerin aus Brüssel, die Wittwe Michel, hatte Aufträge für ihn ausgeführt und ihm Waaren geborgt zum Betrage von 367 Fr. Als er eines Tages im Jahre 1845 in ihren Laden trat und sie ihn mit seinem Namen anredete, verschierte er, nie bei ihr gewesen zu seyn. — „Aber Sie haben mir von Bury aus geschrieben. — „Ich wohne nicht mehr in Bury, ich wohne in der Eckenstraße in Brügge." — Eine solche Straße existirt nicht. Sie hat ihm darauf geschrieben, wenn sie nicht in acht Tagen bezahlt sey, werde sie ihn einklagen, hat aber keine Antwort erhalten, und ist nun selbst nach Bury gegangen, wo sich der Graf vor ihr hat verläugnen lassen; doch ist sie endlich zu ihm gedrungen. Der Angeklagte hat nun behauptet, sie sey bezahlt! Ein Oheim des Angeklagten, der Graf Amedee, hat endlich die Gläubigerin befriedigt. — Die Haarkräuslerin Rosalie Dupart, die zehnte Zeugin, hat eine Rechnung von 18½ Fr. seit drei Jahren vergebens von der Gräfin einzutreiben gesucht, von der sie endlich aus dem Hause gewiesen wurde. Weit schlimmer ist es aber den elften Zeugen, dem Schreiner Eloi Destrebecq, ergangen. Er hatte 233 Fr. zu fordern. Der Graf verlangte zwei Rechnungen, eine für die Gräfin, die andere für ihn. Jene wurde mit 60 Fr. bezahlt. Darauf verlangte der Graf für sich eine quittirte Rechnung. Der Zeuge schrieb sie ihm; der Graf versprach, das Geld den Nachmittag zu senden. Es kam kein Geld. Mehrere Gänge waren vergebens, wiederholte Versprechen werden nicht gehalten: endlich wird der ungeduldige Schreinermeister auf das Schloß bestellt; er kommt — und vor seiner Nase zieht man die zwei Zugbrücken auf! (Seltenkeit.) Präsident. Also so sind Sie bezahlt worden? Zeuge. Ja. (Neues Gelächter.) Ich lud den Grafen vor den Friedensrichter; der Graf ließ mir sagen, wenn ich ihn vor Gericht zöge, würde er die von mir geschriebene Quittung vorzeigen! Endlich habe ich 100 Fr. erhalten und ihm 73 Fr. nachgelassen, weil er

nicht mehr zahlen wollte. Der zwölfte Zeuge ist der Chirurgus Hourez, 63 Jahre alt, aus Perpwelz. Er hat eine Forderung von 30 Fr. an die Angeklagten. Auch ist er Pachter eines Grundstückes, das zum väterlichen Erbe der Gräfin gehört, und welches er mit der Bedingung übernahm, keine Runkelrüben darauf zu pflanzen. Später hat ihn der Graf beschädigt, diese Bedingung nicht eingehalten zu haben; und dann hat er zwei Feldhütern 30 Fr. geboten, wenn sie aussagten, daß der Zeuge Runkelrüben auf dem Acker gebaut; als diese sich geweigert, hat er vier Zeugen von Burg gebracht, welche für ihn ausgesagt haben; aber ich, fährt der Zeuge fort, bin mit zwölf Zeugen gekommen, welche erklärt haben, daß keine Runkelrüben da gewesen. — Der Angeklagte gesteht die Wahrheit dieser Thatsachen ein. — Präsident: Galt Bocarmé für einen ehrlichen Mann? — A.: O nein! — Fr.: Nannte man ihn nicht Los? (Mallonischer Ausdruck für einen Menschen ohne Ehrlichkeit.) — A.: So habe ich ihn selbst oft genug genannt. — Fr.: Und die Gräfin? — A.: Oh, als Großpapa Fougnies seine Frau vor die Thür gesetzt hatte, schickte er seine Tochter in die Pension an der Ecke des Marktplatzes. Wenn die Gräfin in die Schule ging, und wenn ihre Mutter auf die Schwelle ihrer Thür trat, um ihre Tochter zu sehen, wendete diese den Kopf ab. Diese in einem wunderlichen Gemisch, halb in Patois, halb auf Französisch, aber mit energischem Tone gemachten Aussagen bringen eine große Bewegung hervor.

Fünfte Sitzung am 31. Mai.

Die Sitzung vom 31. Mai beginnt mit dem Verhöre des dreizehnten Zeugen. Justine Thibaut, 18 Jahre alt, Kinderwärterin, sehr verwirrt und verlegen, erzählt, wie der Graf am 20. Nov. befohlen, die Kinder nicht, wie gewöhnlich, zum Dessert in den Speisesaal zu bringen; auch sey ihr befohlen worden — von wem, weiß sie nicht mehr — die Kinder nicht in der Küche, sondern in dem Kinderzimmer zu Abend essen zu lassen. Um Milch zu holen, sey sie in die Küche gegangen; am Fuße der Treppe habe sie Gustav schreien hören: Aie, Aie, Hippolyte, pardonne! dann habe sie vernommen, wie die Gräfin aus dem Speisezimmer gekommen sey — etwa zwei bis drei Minuten nach dem Schreien — und die Thür des Vorzimmers, das die Küche von jenem trennt, geschlossen habe. Als die Gräfin in dieses Vorzimmer getreten, habe Zeugin noch das Schreien gehört. Sie sey in's Kinderzimmer hinaufgelaufen, an den Fenstern des Speisezimmers her, und habe hier das Schreien eines Menschen, den man erdrosselt (qu'on mançait) vernommen. Daß sie nicht in das Speisezimmer Gustav zu Hülfe geeilt, daran sey die Anwesenheit der Frau von Bocarmé in dem Vorzimmer schuld gewesen. Im Kinderzimmer oben angekommen, blaß und erschrocken, habe sie der Emerence Bricourt erzählt, was sie vernommen; diese sey gegangen, zu sehen, was es gebe, sey aber zurückgekommen, weil Frau von Bocarmé sie auf der Treppe zurückgeschickt. Als Zeugin später in den Speisesaal gekommen, sey der Graf in einen alten Schlafrock gekleidet gewesen, während er den Tag über einen Paletot getragen. Frau v. Bocarmé habe befohlen, die Cravate Gustav's zu verbrennen. Zeugin hat Blutflecken im Innern der Thür des Buffets bemerkt. Der Graf habe ihr am Tage nach dem Morde empfohlen, nicht zu sagen, daß sie Thüren habe schließen hören. Gefragt von ihm, was sie gehört, habe sie geantwortet: Hippolyte! à mon secours! und er habe ihr gesagt, das sey die Wahrheit, so solle sie vor Gericht aussagen. — Mehrere Tage vorher habe sie ihn im Garten etwas eingraben sehen; als er sie bemerkt, habe er sie fortgeschickt. Um dieselbe Zeit habe er sie wie verwundert gefragt, wo die graue Hauskatze wohl geblieben; später habe die Zeugin gesehen, wie die Gensd'armen die graue Katze da beerdigt gefunden, wo er gegraben. Der Angeklagte habe sie mit schmutzigen Anträgen verfolgt. Der Graf bemerkt dazu, es sey möglich, daß er ihre Moralität habe prüfen wollen. Die Zeugin hat übrigens vor dem Instructionsrichter in fünf Verhören ausgesagt, daß sie den Ruf: „Aie, Aie, vite, vite, Hippolyte, au secours!“ gehört; erst am 13. Februar, vom Richter befragt: „ob das Wort nicht pardonne gelautet?“ ist ihr wie ein Licht aufgegangen, daß dies das rechte Wort sey, welches sie gehört habe. — Der vierzehnte Zeuge ist Charlotte Monjardon, Taglöhnerin; der fünfzehnte Louise Maas, Köchin; der sechszehnte der Kutscher Gilles von Damberg. Ihre Aussagen sind nicht von Erheblichkeit, da sie nur bereits Bekanntes bestätigen. Gilles gibt an, daß beide Angeklagte nach der That sehr gejammert, daß er aber keine einzige Thräne bei ihnen entdeckt, daß die Gräfin zärtliche Worte an ihren Gatten gerichtet, wie: „Mon minoche, mon pauvre minoche!“ daß der Graf, als Zeuge die Leiche fortransportirt, sehr bestürzt gewesen, weiß wie Papier und außer Athem, so daß er mit Mühe gesprochen. — Die Sitzung wird um 2 Uhr aufgehoben und die nächste auf Montag den 2. Juni anberaumt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter der Königin.

(Nach einer französischen Erzählung bearbeitet.)

(Schluß.)

Dann wurden die beiden Costume einander genähert. Aber plötzlich erblaßte die Königin, als sie Blutflecken auf der königlichen Robe sah.

Dolores aber vielmehr Filipa erzählte nun, daß man ihr die Ereignisse ihrer Kindheit eben so sorgfältig verborgen habe, als man bemüht war, sie Isabella ins Gedächtniß zu prägen. Sie kannte weder ihren Namen, noch ihr Vaterland, noch ihre Familie. Sie wußte weiter nichts, als daß sie in einer Revolte beinahe umgekommen wäre, und daß sie seit der Zeit immer leidend war, daß sie eines Tages die reichen, von ihr jetzt wie ein Schatz bewahrten Kleider getragen hatte, und daß sie, vom Doktor Antonio aufgenommen, ganz Spanien mit ihm durchirrt hatte, ehe sie in Madrid entrannte, wo sie verlassen gestorben wäre, wenn Gott nicht die Königin ihr zu Hülfe geschickt hätte. Sie erzählte nun von all den Ueberraschungen, all den Hoffnungen, Ahnungen und Bewegungen, welche sie von dem Augenblick an empfunden hatte, in welchem ihre königliche Beschützerin sie zum ersten Male wieder gesehen.

Die beiden Freundinnen umarmten sich nun noch einmal mit großer Bewegung, und dann tuschen sie, wie sie vor zehn Jahren gethan hatten, nieder, um dem Himmel für ihre Wiedervereinigung zu danken und einen Schwur abzulegen, daß sie sich nie verlassen würden. Dann ließ die Königin ihre Tochter (sie gab ihr von nun an diesen Namen) wieder in den Wagen steigen und besichtigte mit ihr alle jene Plätze im Garten und in den Holzungen der Granja, wo sie als Kinder mit einander gespielt. Dolores hatte den Schlüssel zu ihrem Gedächtniß und zu ihrem Herzen wieder gefunden. Jeder Gegenstand erweckte ihr eine Erinnerung, und ihr vergangenes Leben entrollte sich wie durch Zauber ihrem inneren Auge.

Um ihr Glück zu vervollständigen, fand sie bei ihrer Rückkehr Leon, der auf sie wartete und sie auf baldige Ankunft Antonio's vertröstete. Die Königin befahl vor ihrer Abreise nach Madrid den Aerzten, Kammerfrauen, Bedienten, ja, sogar den Bauern der Villa, der Rekonvalescentin zwei Mal des Tages ein Bad von lauwarmer Milch zu bereiten. Endlich ließ sie diese mit ihrem Verlobten und ihrer Kammerjungfer allein, indem sie ihnen noch bemerkte, daß sie sich, ohne den Doktor Antonio zu vergessen, mit ihrem Glücke beschäftige.

So lagen die Dinge, und Alles schien Dolores zu lächeln, als Leon bleich und athemlos des anderen Morgens nach der Granja kam und das unvorhergesehenste Unglück ankündigte. Antonio war nämlich seit dem Morgen arretirt und eingekerkert. Die Königin selbst

Digitized by Google

hatte ihn, ohne es zu wollen, verrathen. Als Sekretär des Alkade-Mayor hatte der junge Edelmann Alles erfahren.

Als Isabella Tages zuvor in den Escurial zurückgekehrt war, hatte sie ganz naiv ihren Ministern die Entdeckung der Filipa Dolores mitgetheilt und Senor Antonio ihrer Gunst empfohlen; da sich aber die Staatsmänner erinnerten, daß man seiner Zeit die Verschwörenen, welchen die Aufhebung der Königin mißglückt war, nicht hatte entdecken können, und da ihnen wenig daran lag, ob ein trauriges Ereigniß den schönen Traum Ihrer Majestät durchtreue, so hatten sich diese erbarmungslosen Menschen der Person des Doktors versichert, um die Spur der Schuldigen aufzufinden. Das Geheimniß, worin er sich schoch selber hüllte, erweckte das größte Mißtrauen in ihnen. Kaum aber war Antonio vor die Polizei-Chefs gebracht worden, als einer von ihnen, der eben erst in die Sache eingeweiht worden war, ausrief: Das ist der Räuber der Königin! Der vorgebliche Arzt ist kein Anderer, als der Graf Terrido, der in aktiger exekutirte Carlisten-Capitän, welchen man schon lange für todt hielt. Als ich noch ein Kind war, habe ich ihn in Sevilla gekannt, und ich habe ihn zum letzten Male vor den Thoren von Madrid, am Tage nach den Ereignissen in der Granja, gesehen. Ich war damals Sergent der National-Miliz. Meine Kameraden und ich hatten eben dem Treiben Quesada's ein Ende gemacht und nahmen unsern Kaffee in der Herberge zum grünen Kreuz. Der Graf trug ein kleines ohnmächtiges Mädchen in seinem Mantel. Es war in weiße Seide gekleidet, und er glaubte ohne Zweifel, daß es die Königin sey, obwol es gräulicher Weise nur Filipa war. Er weigerte sich, mit uns auf die Konstitution zu trinken, und verließ uns, indem er seinen Degen zerbrach, dessen Griff, auf welchem sich seine Namenschiffre, die nicht zu verkennen ist, befindet, noch in meinem Besitze ist. Da ich, wie Jedermann, nichts von der Entführung aus der Granja wußte, so hatte ich auch weiter keinen Argwohn. Heute aber, wo mir Alles bekannt ist, fordere ich Senor Terrido auf, mich Lügen zu strafen.

Antonio aber hatte, sich stolz auf den Tod vorbereitend, Alles zugegeben. Er verlangte weiter nichts, als eine Audienz bei der Königin.

Man stelle sich das Erstaunen und die Verzweiflung von Dolores bei dieser schrecklichen Neuigkeit vor. Nachdem sie eine Stunde wollständig darnieder gelegen und man aufs Neue für ihr Leben gefürchtet, fand sie ihren Muth und ihre Kräfte wieder und ließ sich von den besten Pferden der Königin eiligst nach dem Escurial bringen. Als sie dort angekommen war, befand sich Antonio mit dem Alcaden und den Ministern gerade vor ihrer Majestät. Beim Anblick der Eisen an jenen Händen, die sie zehn Jahre lang so zärtlich gepflegt hatten, vergaß Filipa die schmerzlichsten Thränen und warf sich um Gnade rufend auf die Kniee.

Isabella hob sie weinend auf, und die Staatsmänner konnten ihre Bewegung nicht verbergen.

Meine Herren! unterbrach sie Terrido mit finsterer Miene, hören wir eine Scene ab, welche dieses arme Mädchen tödten würde. Ich bin Ihr politischer Gegner und habe, ohne Pardon zu erhalten, zehn Jahre lang mit Ihnen gekämpft. Besiegt, wie mein Herr, und zweimal verurtheilt, erwarte ich von Ihnen nichts, als den Tod eines Edelmannes. Doch zuerst muß Ihre Königin noch wissen, was sie mir schuldet, um diese Schuld an Filipa abzutragen. Ich bin nicht der Räuber Isabella's, sondern ihr Retter.

Hierauf wandte er sich mit großer Würde zur Königin. Ja, ich bin es, dem Sie Ihron und Leben verdanken, Madame, so sahr es fort. Ich habe, um sie Ihnen zu erhalten, das größte Opfer gebracht, dessen ein Mensch fähig ist.

Am Abende des 12. August 1836 von einem Chef, dem ich absoluten Gehorsam geschworen hatte, unter Ihre Fenster in der Granja geführt, kannte ich die unwürdige Mission nicht, welche mir vorbehalten war... Nur noch einem schrecklichen Kampfe, und um meinen Schwur nicht zu brechen, willigte ich ein, ein Kind zu entführen, dessen Kleidung man mir beschrieben hatte, ohne mir seinen Namen zu sagen. Ich wußte jedoch, daß Sie dieses Kind waren, und daß ein augenblicklicher Tod Sie erwartete. So groß war damals die Wuth der spanischen Partei, eine Wuth, die ich aus ganzer Seele verdammte und die sogar Don Carlos laut mißbilligte. Durch welches Mittel sollte man aber die entfesselten Tiger zurückhalten? Kurz, ich drang, von Gewissensbissen gefoltert, mit zwei entschlossenen Männern bei Ihnen ein... Sie sehen, daß ich bei der Erinnerung daran noch erröthe, und sicherlich wird mir der Gang zum Richtplatze nicht so schwer werden, als jener. Denken Sie sich übrigens meine Bestürzung, als ich statt Eines Kindes deren zwei fand. Voll Ungeduld, eine so schimpfliche Rolle rasch auszuspielen, bemächtigte ich mich dessen, welches die mir beschriebene Kleidung trug. Trotz meiner Verwirrung bemerkte ich jedoch, daß Sie es nicht waren, und ahnte die Verkleidung. Sie werden hören, an welchem Zeichen ich dies gewahrte, und der Himmel wird mir jenseits die schrecklichen Qualen jenes Augenblickes anrechnen...

Bei diesen Worten ward die Stimme des Angeklagten schwächer, ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn, und er fuhr also fort: Ich werde Ihnen nichts über meinen Seelenkampf sagen... Beim Andenken hieran wirbelt es mir noch immer im Kopfe, obgleich zehn Jahre verflossen sind. Eine innere Stimme rief mir zu: Entführe dieses Kind, welches man für die Königin halten wird, und du wirst das Opfer, statt es zu überliefern, gerettet haben, ohne deinen schrecklichen Schwur zu brechen. Wenn man aber dieses Kind aus Rache tödete? entgegnete eine andere Stimme, und welche Stimme! Gerechter Himmel!... Ich glaube toll zu werden... Noch, fuhr der Graf wie außer sich fort, indem er abwechselnd Isabella und Filipia betrachtete, schwebt mir diese Scene vor Augen. Sie standen Beide vor mir, wie Sie heute vor mir stehen. Ich ging betrübt von Einer zur Andern... Ich schrie, um mich selbst zu verrathen. Ich wollte Sie beide um den Preis meines Lebens befreien. Von meinen Gefährten endlich, die an meiner Statt handelten, angestachelt, sagte ich zu mir: Immerhin! ich rette meine Ehre und die Königin. Dann werde ich, wenn es möglich ist, auch dieses Kind retten. Und ich ließ Sie Ihrer glücklichen Mutter, Madame, und trug Filipa zu Ihren Feinden!... Und... drei Dolchstiche... setzte Terrido hinzu, indem er der inneren Aufregung fast erlag... Drei Wunden, von denen sie noch nicht geheilt ist, und die ich seit zehn Jahren mit meinen Thränen begieße, trafen das arme Kind, die ich den Henkern noch zurufen konnte: Es ist meine Tochter!

Ihre Tochter! riefen die Königin, der Alcade und die Minister, während sich Filipa an den Hals Antonio's warf und dieser sich auf die Arme seiner Wächter stützte.

Ja, meine Tochter! antwortete er unter Thränen, die aus seinen, wie aus den Augen der Umstehenden strömten. Ich hatte sie zuerst an der Familien-Medaille erkannt, welche meinen zitternden Händen begegnete. Sie können ihren Vater an demselben Zeichen erkennen. (Hier zog er eine Medaille hervor, welche der Filipa's ganz ähnlich war und die Chiffre C. V. [Graf von Valles] trug.) Als ihre Mutter ihr Ende herannahen sah, hatte sie, mich für todt haltend, wie Sie wissen, Filipa der Gnade Gottes und der Senora Montemoro übergeben. Diese vertraute sie der Königin an, und die Verschwörung that das Uebrige. Sie werden sich jetzt, Madame, meine Geistesverwirrung erklären können, als ich bei Ihnen in der Granja mein verloren geglaubtes Kind wieder sand... Sie werden die Größe meines Opfers begreifen, als ich es an Ihrer Statt den Mördern überlieferte!... Und weit entfernt, mich an Ihnen wegen dieses Unglücks zu rächen, zerbrach ich sogar am anderen Tage mein Schwert, um nicht mehr die zu bekämpfen, welche meine Tochter „Mutter" genannt hatte. Seit jener Zeit meiner Partei verdächtig und von der Ihrigen verurtheilt, irrte ich zehn Jahre lang ohne Asyl und ohne Mittel umher, indem ich Dolores unter dem Namen Antonio verpflegte und Jedermann, so wie auch ihr

den edlen Namen Terrido verheimlichte, der einst ihr Stolz gewesen wäre, in unseren traurigen Zeiten jedoch nur ihr Verderben war. Weil Gott, dessen Walten sich sichtbar in allem dem gezeigt hat, Ihnen heute Filipa zurück gibt, indem er sie mir raubt, so verschaffen Sie ihr, die mit ihrem Blute Ihre Krone und Ihr Leben gerettet hat, ein wenig Glück. Ergogen wie die Tochter des Senors Terrido, und nicht wie das Kind des Proscribirten, strafe man sie nicht um des Geheimnisses willen, das mir entschlüpft, nachdem es mich während zehn Jahre fast erstickt hat.

Es soll Niemand bestraft werden! rief die Königin aus, indem sie ihre Thränen trocknete. Graf Terrido, ich gebe Ihnen Ihre Titel, Ihre Ehren und Ihre Güter in Andalusien wieder. Nur müssen Sie Filipia mit mir theilen, und immerfort soll sie die Tochter der Königin heißen.

Antonio fiel zu den Füssen Isabella's, Dolores in seine Arme. Und dieses Mal waren die Minister gegen Gewohnheit einerlei Ansicht mit der Königin.

Eine Stunde nachher präsentirte sich Leon mit stolzem Haupte bei seinem Vater. Der erhabene Senor Diego de la Sagra spazirte, in seine ausgezackte Capuze gehüllt, mit aufgestrichenem Schnurrbart, den Degen an den Hüften und den Sombrero auf dem Ohr, inmitten einer Gesellschaft von zwanzig wurmzerfressenen Familien-Portraits, indem er seine zwölf Kinder die Reihenfolge der Voreltern — von der römischen Eroberung an bis zu den Abencerragen und von diesen wieder bis zu ihm, dem Chef der dreißigsten Generation der Diegos — hersagen ließ. Keiner seiner Söhne bekam etwas zu Mittag zu essen (vorausgesetzt, daß dieses Wort nicht Ironie war), bevor er nicht die ganze Genealogie, mit allen Heirathen, Wappen, Devisen, Feldgeschrei u. s. w. hergesagt hatte.

Wohlan, sagte der Hidalgo zu Leon, da du wieder vor mir erscheinst, so unterstelle ich, daß du den Gedanken, ein namenloses Mädchen zu heirathen, aufgegeben hast.

Ja, mein Vater, und der Beweis dafür ist der, daß ich Sie jetzt bitte, in meine Heirath mit der einzigen Tochter des Herrn Grafen Terrido de los Valles y Montes y Burgos ꝛc., ehemaliger Großkämmerers Ferdinand's VII. und vormals Hauptmann bei Don Carlos, welchem Ihre Majestät alle Ehren und seine Güter in Andalusien wiedergegeben haben, zu willigen.

Don Diego war höchlichst erstaunt; dann fragte er, nachdem er seinen Schnurrbart in die Höhe gestrichen hatte: Kann die Familie des Grafen Terrido, wie die unsrige, die Würde eines Granden nachweisen?

Ich weiß es nicht, wohl aber die eines Admirals.

Eines ist fast so viel werth wie das Andere. Ich willige in deine Heirath, mein Sohn, und gebe dir meinen Segen.

Nachdem die Tochter der Königin ihre Gesundheit in der Granja wieder erhalten hat, ist sie heute Senora Diego. Leon ist Gouverneur in jener Residenz, an welche sich sein Glück knüpft, und führt dann und wann sein reizendes Weibchen auf die Güter des Grafen Terrido spazirten. Alle aber haben die blutigen Vorgänge, welche ihr Leben so schmerzlich bewegten, vergessen.

Was Senor de la Sagra anbetrifft, so konnte ihn nichts davon abhalten, seine ausßerstirte Persönlichkeit, die restaurirten Portraits seiner Vorfahren und seine zwölf Kinder, die jetzt alle Tage zu Mittag essen, in das bescheidene Haus in der Gasse der Zarza zu versetzen, woselbst die Königin seiner Schwiegermutter zuerst einen Besuch gemacht hatte. Dieser Umstand hatte nämlich dem Hause die Decoration der Kette eingebracht, ein Privilegium, das von den vornehmsten Häusern beneidet wird und das einzige war, welches der Dynastie des Diegos fehlte. Unter der Kette versteht man in Madrid große eiserne, in Guirlanden geschmiedete Ringe, die sich über dem Eingange jener nicht häufig anzutreffenden Wohnungen befinden, welche die hohe Ehre eines Besuches des Königs oder der Königen genossen haben. Kein Huissier darf in eine solche, unter der königlichen Aegide stehende Wohnung treten, und der alte Hidalgo hatte zahllose Gründe, auf die Unverletzlichkeit dieses Gebrauches zu bestehen.

Pot-Pourri.

Berlin, 2. Juni. Die gestrige Luftfahrt des Hrn. Cornwell hätte leicht vier Menschen das Leben kosten können. Hr. Cornwell stieg in Begleitung von drei Passagieren gegen 5½ Uhr vom Schützenhause auf und als der Ballon, der seine Richtung nach Osten nahm, in der Gegend des Frankfurter Thors die ungefähre Höhe von 1500 — 2000 Fuß erreicht hatte, wurde das lose herunterhängende spitze Ende des Ballons durch einen Windstoß von unten in denselben mitten hinein getrieben. Das Gas, von unten gedrängt, bewirkte das Platzen des Ballons und so fand derselbe unter den Kundgebungen der Theilnahme vieler tausend Zuschauer ziemlich schnell zur Erde. Das Auswerfen des Ballastes verhinderte das zu rasche Sinken, und die dicht stehenden Obstbäume eines Gartens rechts an der Frankfurter Chaussée milderten den Fall, sodaß glücklicherweise die vier Reisenden ohne erhebliche Havarie wohlbehalten zur Erde gelangten. (Nat. Z.)

Ein Schriftsteller in Paris, welchem der Auftrag geworden, für eine vornehme Dame eine großartige Handschriftsammlung von Zeitgenossen zusammen zu bringen, hat folgendes Auskunftsmittel ergriffen, um zum Ziele zu gelangen. Er ließ durch einen eigens dazu angenommenen Schreiber an die 40 Akademiker, an die 900 Mitglieder der verfassunggebenden, an die 750 der gesetzgebenden Versammlung, an die Mitglieder der gelehrten und künstlerischen Anstalten und Vereine, im Ganzen mehr als 2000 Briefe richten, worin die Theilnahme der Empfänger für ein Werk begehrt wurde, das unter russischem Einfluß unternommen werden solle. Die Schreiben waren vermuthlich mit Geschicklichkeit abgefaßt und wurden fast alle beantwortet, wenn auch zum Theil ablehnend, so daß die reichhaltige Sammlung eigenhändiger Briefe von Zeitgenossen noch das besondere Verdienst hat, sich auf einen und denselben Gegenstand zu beziehen.

Eine Eingemauerte.

Ein Arbeiter, der dieser Tage an der Herrichtung des Justizpalastes von Paris arbeitete, hat eine schreckliche Entdeckung gemacht, indem er nämlich eine Mauer niederriß, welche gegen den Hof du May fuhrt, fand er einen großen Schrank, der mit einer schweren Eichenthür verschlossen war; über dieselbe lag eine dichte Schichte von Kalk, die überdieß noch mit groben Nägeln versehen war. Der Arbeiter hoffte einen Schatz zu finden und sprengte mit gewichtigem Hammerschlage die Thüre. Kaum war diese geöffnet, als er einen Schrei ausstieß; er hatte einen furchtbaren Anblick. Statt Gold und Silber kam der wohlkommen verwachtete Kadaver eines Frauenzimmers zum Vorschein. Der Kalk, welcher den Schrank hermetisch schloß, mag die Leiche vor Verwesung geschützt haben. Neben der Leiche fand man zwei Tücher ohne Marken, die jedoch bei Berührung in Staub zerfielen. Es wurde sogleich der Polizeidruckerei Anzeige gemacht und die gefundenen Gegenstände unter Siegel gelegt. Nach der Aussage der hinzugezogenen Aerzte konnte hier das Verbrechen vor fünfzig, sechzig, ja wohl auch vor hundert Jahren begangen worden seyn. Man erschöpft sich in Muthmaßungen über die Thatsachen dieses ankekannten Drama's.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 47.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 11. Juni.

Der Prozeß Bocarmé.

(Fortsetzung.)

Sechste Sitzung am 2. Juni.

Heute ist der Zudrang wieder außerordentlich, weil in dieser Sitzung die wichtigste Zeugenaussage vorkommt. Unter allgemeiner Aufmerksamkeit wird Emerance Breleut, aus Paris, Zofe der Gräfin, 28 Jahre alt, hereingeführt. Sie ist krank und in höchster Aufregung; man sieht einen Lehnstuhl für sie hin, sie spricht nur mit Mühe und so leise, daß der Präsident jede ihrer Antworten wiederholen muß. Nachdem sie zitternd den Zeugeneid geleistet, gibt sie allgemeine Mittheilungen über das Leben im Schlosse. Der Hausstand war sehr unordentlich; die Kinder wurden verwahrlost; der Graf war immer ungemein barsch gegen seine Frau; diese letztere sanft und in allen Dingen nachgiebig; Herr Gustav Fougnies ordenlich, freundlich und ein Kinderfreund. Zeugin hat am 20. Nov. bei Tische aufgewartet und auch die Tafel abgeräumt. Fr.: Sie haben auch die Tafel abgeräumt? — A.: Als ich abräumte, stand eine halbe Flasche Champagner auf dem Tische; ich nahm sie um einzugießen; Madame bemerkte mir, sie wolle selbst einschenken. Herr Gustav, da er sah, daß ich die Gläser wiedernehmen wollte, sagte: „Emerance, laß uns einen Augenblick allein; wir haben Geschäfte zu besprechen; du kannst später wiederkommen." Ich ging hinaus und habe Herrn Gustav erst als Leiche wiedergesehen. Während des zweiten Ganges kam eine Frau vom Lande, mit einem Billet für die Gräfin und wollte Madame sprechen. Ich brachte das Billet hinein; es war wegen einer Kranken, der Madame Hülfe versprochen hatte. Der Herr wollte das Billet sehen; er riß es der Gräfin weg und sagte: „Du brauchst dich nicht mit diesem Volk abzugeben." Auf die Bemerkungen des Herrn mußte Madame ihre beabsichtigte Wohlthätigkeit aufgeben. — Fr.: War nicht zweierlei Wein auf dem Tische, eine Flasche gewöhnlichen Weins und eine halbe Flasche Champagner? — A.: Ich habe es nicht bemerkt. Madame selbst holte den Rest einer halben Flasche Champagner, von welcher man die Hälfte mit der Gouvernante getrunken hatte. Es wunderte mich, daß sie einem Bruder, der sie besuchte, den Rest einer Flasche vorsetzten. — Fr.: Wohin haben Sie diese Flasche gesetzt? — A.: In den Schrank des Speisesaals. — Fr.: Hatten Sie nicht das Amt die Lichter anzuzünden. — A.: Ja. — Fr.: Fragten Sie nicht an diesem Tage, ob Sie Licht machen sollten? — A.: Ja; man antwortete mir: Nein, später! — Fr.: Und verlangte später kein Licht? — A.: Nein. — Fr: Als Herr Fougnies von den Gerichten, die Sie anboten? — A.: Er nahm immer erst, nachdem der Graf sich bedient hatte; auch vom Getränk. — Fr.: Er wollte also keinen Wein nehmen, ehe der Graf nicht davon getrunken hatte? — A.: Neun. Beim Nachtisch wurden kleine Apfelpasteten gereicht, die Madame selbst gemacht hatte; Niemand nahm davon, und sie wurden hernach in der Küche aufgegessen. — Fr.: Befahl Madame Ihnen nicht, in die Kinderstube hinaufzugehen? — A.: Ja. Ich ging hinauf; die beiden Bonnen mit den Kindern befanden sich dort. Um fünf Uhr trug ich den Bonnen auf, die Milch für die Kinder zu holen. — Fr.: Was geschah, als Justine Thibaut wiederkam? — A.: Sie kam durch den Garten zurück, zitternd, erschreckt und fast ohnmächtig. Ich mußte sie halten und auf einen Stuhl setzen. Einige Minuten lang konnte sie kein Wort hervorbringen; dann sagte sie mehrere Male: „Gott, wie hab' ich mich erschrocken!" Was ist dir denn begegnet, liebes Kind? fragte ich. „Ach ich kann noch nichts sagen," versetzte sie, „ich bin so erschrocken!" Nach einigen Minuten sagte sie, sie habe gehört wie Gustav um Hülfe rief. — Fr.: Hat sie ihnen die Worte, die sie gehört hat, nicht auch anders erzählt? — A.: Sie hat sie mir auf verschiedene Weise erzählt; sie war ganz verwirrt. — Fr.: Hat sie nicht auch gesagt, sie habe gehört: „Aie, aie, pardonne Hippolyte!" — A.: Einmal erzählte sie gehört zu haben: „Aie, aie, Hippolyte! schnell Hülfe!" — Fr.: Hat sie gesagt, wo sie sich befand, als sie dies Geschrei hörte? A.: Sie war so verwirrt, daß sie in den ersten sechs Wochen den Ort verschieden angegeben hat. Einmal sagte sie, in der Küche; hernach, unten an der Treppe. — Fr.: Hat sie nicht gesagt, sie habe, als sie über den Vorplatz ging, Geräusch wie von umgeworfenen Stühlen im Speisesaale gehört? — A.: Ja, Geräusch von umgeworfenen Stühlen und von einem umfallenden Körper. Als sie in der Küche war, hörte sie Jemanden aus dem Speisesaal kommen und mehrere Thüren schließen; sie glaubte, es sey Madame gewesen, weil sie das Rauschen des Kleides gehört hatte. — Fr.: Hat sie nicht später, in ruhigeren Augenblicken, gesagt, daß sie Madame gesehen habe? — A.: Nein, nie. — Fr.: Hat sie nicht davon gesprochen, daß sie Jemanden gesehen habe, der sich hinter dem Schranke im Zwischenzimmer versteckte? — A.: Ich habe es nie gehört. — Fr.: Was thaten Sie, nachdem Justine Ihnen dies erzählt hatte? — A.: Ich sagte: Beruhige dich, mein Kind, wenn Hülfe nöthig ist, werde ich sie bringen. Eins der Mädchen sagte: „Wahrscheinlich schlägt man sich." Darauf sagte ich: „Ich will sehen; ich bin älter als ihr andern." Ich zündete ein Licht an und ging hinunter. Ehe ich die Treppe erreichte, auf dem Corridor, sah ich den Grafen beschäftigt, die Thüre des Vorzimmers zu seiner Schlafkammer zu öffnen. Er zitterte so heftig, daß er die Thür nicht öffnen konnte. Er hatte kein Licht. Im Wiederscheine meines Lichtes sah ich ihn blaß, zitternd und blutig. Er hatte eine starke Wunde auf der Stirn, und das Blut troff ihm auf die Nase. Bei seinem Anblicke blieb ich bebend stehen. Ich fragte ihn, ob er Licht wünsche. Er antwortete: Nein! nein! laß mich in Ruhe, laß mich allein! Er ging ins Schlafzimmer und ich setzte meinen Weg fort. — Fr.: Sprach der Graf in seinem gewöhnlichen Tone? — A.: Nein, seine Stimme war wie die eines Mannes, der eine böse That gethan hat. — Fr.: Als Sie den Grafen so blutig sahen, glaubten Sie da nicht, daß ein Kampf zwischen ihm und Gustav stattgefunden habe? — A.: Ja. — Fr.: Fahren Sie fort. — A.: Als ich unten auf dem Vorplatze ankam, sah ich zuerst nach, ob die Thür zum Speisesaale geschlossen sey. Sie war geschlossen. Die tiefste Stille herrschte. Da erblickte ich Madame mit einem Lichte und einem Topfe heißen Wassers aus der Küche kommen, sie lief sehr schnell und sah so entstellt aus, daß ich nicht wagte, ihr meine Dienste anzubieten. Madame befahl mir hierauf, zu den Kindern zu gehen, was ich that. Ich ging hinter Madame her; sie trat in die Schlafstube zu ihrem Manne; sie sprach leise mit ihm und ich hörte das Wimmern des Grafen. Als ich später in die Schlafstube gerufen ward, bemerkte ich, daß der Herr sich in einen Napf erbrochen hatte; das Ausgebrochene war schwarzgrau, was mir auffiel. — Fr.: Was dachten Sie? — A.: Daß der Herr Gustav Gift gegeben habe und dabei etwas ihm ins Gesicht gespritzt sey. — Fr.: Seit wann dachten Sie das? — A.: Seit der Leichen-

schau. — Fr.: Wohin gingen Sie darauf? — A.: In die Kinderstube, wo die beiden Bonnen mich fragten, was mir fehle. Ich sagte ihnen, ich hätte den Herrn in einem entsetzlichen Zustande gesehen, und ich fügte hinzu: Ich glaube jetzt, es hat ein heftiger Kampf stattgefunden, denn der Herr hat das Gesicht voll Blut und Madame hat ihm Hülfe gebracht; aber nun gehe ich nicht wieder hinunter, und ihr sollt es auch nicht; denn bei den Vornehmen wie bei den Geringen kommen Dinge vor, die wir nicht zu sehen brauchen, die uns nichts angehen und bei denen man uns nicht als Zeugen braucht. Wenn man unsere Dienste braucht, so hat man die Schelle. Ich für meinen Theil will nichts mehr wissen. Ich sagte noch zu Justine: Mein Kind beruhige dich; nach dir keine Sorge. — Fr.: Sie war also noch immer sehr aufgeregt? — A.: Ja; sehr aufgeregt. — Fr.: Kam Madame nicht in die Kinderstube? — A.: Ja, einige Augenblicke, nachdem sie dem Grafen das heiße Wasser gebracht hatte. Sie nahm die kleine Eugenie auf den Schooß; sie sah sehr verstört aus, aber sie sprach kein Wort von dem, was unten vorgefallen war. Sie verlangte ein Glas Wasser von mir; das Offen, sagte sie, sey so salzig gewesen und sie habe einen brennenden Durst. Ich ging hinunter und fand den Herrn unten an der Treppe ganz allein im Dunkeln. Er fragte mich mit sehr barscher Stimme: „Wo ist Madame?“ Ich erschrack, weil er nie so mit mir gesprochen hatte. Ich sagte ihm, Madame sey in der Kinderstube und wolle ein Glas Wasser haben. Er antwortete: „Geh, geh, schnell, rufe Madame, ich muß sie auf der Stelle sprechen.“ Ich sagte: Gleich, Herr Graf; ich will nur erst das Glas Wasser holen. Aber er vertrat mir den Weg und rief: „Lauf schnell und ruf Madame!“ Von dem Augenblick fing ich an Verdacht zu schöpfen; ich dachte, mein Gott, was ist das? sollte Herr Gustav sich krank fühlen? Ich rief Madame; sie lief sehr schnell hinunter; ich folgte ihr zitternd mit einem Lichte. Der Herr stand noch unten im Dunkeln an der Treppe. Madame sprach leise mit ihm; dann rief sie: Emerance, weißt du nicht wo Essig ist? Ich sagte: Ja, Madame, in der Küche. Dann riefen sie, ich glaube beide: Schnell, schnell, Gustav ist krank. Ich lief in die Küche und suchte den Essigkrug, den ich noch kurz vorher dort gesehen hatte; er war nicht mehr da. Madame holte nun Kölnisches Wasser; sie blieb in der Küche und ich folgte dem Grafen in den Speisesaal. Unter der Thür gewahrte ich Gustav, der auf dem Boden lag, und ich rief: Mein Gott, was ist geschehen! welches Unglück! Ich glaubte Herrn Gustav auf einem Stuhle zu finden und nun sah ich ihn ausgestreckt auf der Erde. Er war ganz übergossen mit Essig und Wasser. — Fr.: Waren seine Kleider schon von Essig durchnäßt? — A.: Ja, auf der Brust. — Fr.: Welche Kleidung trug der Graf? — A.: Den alt n Schlafrock. — Fr.: Als Sie ihn zuerst im Corridor bemerkten, was trug er da? — A.: Den Paletot, den er den ganzen Tag über getragen hatte. — Fr.: Er hatte also seitdem die Kleider gewechselt. — A.: Ja; er hatte den alten Schlafrock angezogen, den man nicht wiedergefunden hat. Wir wären sehr neugierig gewesen ihn wiederzufinden. Im Speisesaale angekommen, faßten der Graf den Schlafrock unter den Knieen zusammen und kauerte nieder. Ich bemerkte den Essigkrug, den ich in der Küche vergebens gesucht hatte, und ich sagte es dem Grafen. Er antwortete: „nein, das ist er nicht.“ Ich tauchte die Hand hinein und sagte: „Gewiß Herr Graf, das ist ja Essig.“ Er beharrte dabei es abzustreiten. Man hat den Krug nachher nicht wiedergefunden. Neben der Leiche stand noch ein anderer kleinerer Krug mit Essig. — Fr.: Rief nicht die Gräfin mittlerweile draußen: „Hülfe! mein Bruder ist krank! ach, mein Gott, was ist das?“ — A.: Ich glaube ja. — Fr.: Was geschah weiter? — A.: Der Graf tauchte ein Schneentuch in den großen Essigkrug, warf es auf Herrn Gustavs Gesicht und rieb, als ob er eine Diele scheuere. Ich war entrüstet das zu sehen und sagte: „Herr Graf, so behandelt man einen Kranken nicht.“ Ich hat ihn mich allein machen zu lassen, weil er ihm die Augen beschädigen werde. Er antwortete: Nein! nein! Er setzte das Reiben fort und goß Herrn Gustav große Quantitäten Essig in den Mund. Er drückte das Tuch nie aus, sondern warf es immer ganz naß auf Herrn Gustavs Gesicht. Ich sagte: „Aber Herr Graf nehmen Sie doch wenigstens eine Serviette; sie ruiniren ihm die Augen; von Ihrer Behandlung wird er eher sterben als wieder zu sich kommen.“ Da stand er auf; ich nahm eine Serviette, aber der Essig war äußerst schmutzig; es schien Blut und etwas Schwarzes darin zu seyn. Da ich kölnisch Wasser hatte, so gebrauchte ich es. Ich rieb das Innere der Hand, und da kam es mir vor, als ob die Finger sich regten, obwol ich glaube, daß es nur die Folge meines Reibens war. Ich rief daher: „O, welches Glück! er kommt wieder zu sich.“ Der Graf antwortete: „Reib, reib, reib stark!“ und flüchtete sich in den Säulensaal. Er ließ mich lange allein bei der Leiche. Ich rieb noch lange; eine kleine Lampe stand neben mir, aber so, daß ich Herrn Gustavs Gesicht nicht sehen konnte. Zuletzt nahm ich die Lampe, sah ihm ins Gesicht und rief: „Gott, er lebt nicht mehr!“ Ich öffnete ihm den Mund; die Zunge war schwarz wie Kohle; die Augen waren erloschen, als wäre der Tod schon vor 14 Tagen erfolgt. Endlich kam der Graf wieder, und ich sagte: „Wie traurig; er ist todt; sagen Sie es nicht der Madame.“ Er antwortete: Nein, nein, reib! Ich sagte: Nein Herr, ich reibe nicht mehr; er ist ja todt; — und ich ging weg und ließ den Grafen da. Er nahm die Lampe in die Hand und sagte noch: Was saugen wir an? Ich sagte: Legen wir ihn auf ein Bett. Er antwortete: Ja, ja, das ist recht; er wird wieder zu sich kommen. Nein, sagte ich, er wird nicht wieder zu sich kommen; er ist nicht mehr. Später wollte er durchaus, daß Gustav in meinen Armen gestorben sey. — Zeugin hat im Verlaufe des Abends noch folgende Bemerkungen gemacht. Der Graf und die Gräfin wehklagten, aber ohne eine Thräne zu vergießen. Madame nannte den Grafen: „mon minoche, mon pauvre minoche“. Die Nacht über wartete sie dem Grafen auf, der sie von Zeit zu Zeit unter nichtigen Vorwänden fortschickte, um allein mit der Gräfin zu bleiben. Der Graf hat binnen 8 Stunden mindestens 6 Eimer warmes Wasser getrunken und fortwährend vomirt; Madame war beschäftigt Gustavs Sachen bei Seite zu bringen; sie ging gegen 8 Uhr nach dem Teich und kam mit schmutzigen Schuhen zurück; Madame gab dem Kutscher den Befehl die Leiche ordentlich am Mund und Ohren zu waschen, des „Geruches wegen“; die Kleider des Grafen hauchten einen seltsamen und betäubenden Geruch aus; Zeugin hat nicht bemerkt ob Gustavs Hemd zerrissen war, aber der Hals war so geschwollen, daß man es nur mit Mühe aufknöpfen konnte; Zeugin und der Kutscher fanden spät Abends ein kleines Messer Gustavs im Speisesaale liegen; sie meynten, es könnte wohl Herrn Fougniés als Vertheidigungswaffe gedient haben, obwohl Zeugin sich nicht denken konnte, daß der Graf sein gesundes Bein sollte einen Krüppel anzugreifen. Da die Zeugin sehr schwach ist und ihre Vernehmung noch mindestens anderthalb Stunden dauern würde, so werden die Verhandlungen bis zum nächsten Tage ausgesetzt.

Siebente Sitzung am 3. Juni.

Ueber die heutige, und wahrscheinlich auch über die weiterfolgenden Sitzungen können wir uns kürzer fassen; die wichtigsten Zeugen, scheint es, sind nunmehr vernommen worden, und unsere bisherigen Berichte haben den Leser in den Stand gesetzt, sich von dem Gange dieses furchtbaren Assisenkampfes ein Bild zu machen. Heute wurde die Vernehmung der Zofe Emerance Bricout beendigt. Das Wichtigste aus ihren Aussagen ist folgendes: Als sie Licht bringen wollte, sagten beide Angeklagte: „Nein, später.“ — Die Angeklagten consultirten den Dr. Semet, ob Gustav noch zu helfen sey, nachdem man die Leiche schon seit einer Stunde umgekleidet und den Tod vollständig constatirt hatte. Ihre Consultation erregte den Argwohn der Zeugin aufs Höchste, obwohl sie an eine Vergiftung nicht dachte; sie glaubte nur der Graf habe sich mit seinem Schwager geschlagen. — Der Graf hat sich bei

allen Domestiken nach der grauen Katze erkundigt, die er selbst vergiftet und verscharrt hatte; er sagte immer, sie sey wahrscheinlich gestohlen. — Der Graf hatte am 21. in Gegenwart seiner Frau ein Gespräch mit Emerance, um sie zu bereden, vor der Justiz die verdächtigsten Umstände zu verschweigen; er behauptete trotz ihres Widerspruchens, Gustav sey in ihren Armen gestorben. Der Graf sagte u. a.: „Du wirst uns und dich ins Gefängniß bringen; sage so wenig wie möglich.“ Die Gräfin unterstützte diese Ermahnungen ihres Mannes. Mit den anderen Dienstboten sprach der Graf ebenso; sie klagten weinend und ganz eingeschüchtert ihre Noth der Emerance, welche mit ihnen zum Pfarrer ging und demselben unter dem Siegel der Beichte alles, was sie wußte, mittheilte. Der Pfarrer ermahnte sie der Justiz die Wahrheit zu sagen. — Der Graf war sehr unehrbar in seinen Betragen gegen die Mägde; er belästigte sie mit seinen Zudringlichkeiten fast täglich und oft in Gegenwart der kleinen Kinder. Der Angeklagte behauptet, auf die Frage eines Geschworenen, er habe die Flasche mit Nicotin, aus welcher seine Frau, ohne es zu ahnen, das Gift ihrem Bruder einschenkte, vor längerer Zeit in einen leeren Weinkasten in den Keller gestellt, und es sey aus diesem, wahrscheinlich aus Versehen, von irgend Jemandem in den Schrank des Speisesaales getragen worden. Die Gräfin leugnet dies bestimmt. Am Tage des Ereignisses sey nur Vordeauxwein aus dem Keller geholt worden, und in der Kellerabtheilung für Vordeaux habe niemals ein Weinkasten existirt; eine Verwechselung sey unmöglich gewesen. Die 17. Zeugin, Virginie Chevalier, 17½ Jahr alt, Kindermädchen, sagt aus, daß Madame es war, welche am 20. November befahl, diesmal die Kinder nicht zum Nachtisch zu bringen. Zeugin erinnert sich dessen mit großer Sicherheit. Sie hat von dem andern Kindermädchen Justine alle die einzelnen Umstände gehört, welche den Inhalt der Aussagen dieser letzteren bilden, daß sie auf der Treppe rufen gehört habe: „Hippolyt, zu Hülfe!“, daß sie hernach in der Küche gesehen habe, wie Madame ins Zwischenzimmer trat und die Thüren schloß u. s. w. Die Erklärungen der Zeugin bestätigen vollständig die Darstellung des Vorgefallenen, die wir von Justine, Emerance und dem Kutscher gehört haben; nur ist sie in ihren Erinnerungen noch klarer als Justine, welche an den verhängnißvollen Abend mehr erschrocken und erschüttert seyn mußte. Der Graf hat der Zeugin eingeschärft, sie solle vor Gericht aussagen, Gustav habe gerufen: „Hippolyt! zu Hülfe!“ Die Zeugen Nr. 18 bis 32 werden hierauf vernommen: sie sind großentheils Gewerbtreibende aus Perpweiz, welche ihre Beschwerden über unbezahlte Rechnungen vortragen. Zwei dieser Zeugen sind Flurschützen, welche darüber aussagen, wie der Graf ihnen einst 30 Fr. angeboten habe, um gegen einen Pächter zu zeugen. Der Angeklagte behauptet, er habe die Flurschützen nur für ihre Mühe entschädigen wollen. Dagegen spricht, daß er ihnen sonst für ihre Mühwaltungen während des ganzen Jahres nur 5 Fr. Trinkgeld zu geben pflegte.

Achte Sitzung am 4. Juni.

Den Bericht über die Sitzung vom 4. Juni leiten die belgischen Blätter mit der Bemerkung ein, daß die Gräfin von Bocarmé nicht mehr in tiefer Trauerkleidung auf der Anklagebank erschienen. Ein Zeichner ist beschäftigt, ihre Züge zu portraitiren. Das Zeugenverhör wird fortgesetzt. Der Fleischer Desterbeq berichtet, seine Frau sey zehn- bis zwölfmal gegangen, um von den Angeklagten Zahlung einer Schuld zu erlangen; aber jedesmal, wenn man sie gesehen, sey die Zugbrücke aufgezogen worden. Mehrere ehemalige Mägde im Schlosse Bitremont sagen über die Ausschweifungen des Grafen aus; eine davon deponirt, daß er seine Frau mißhandelt habe, während sie guter Hoffnung gewesen; Gustav habe schon 1847 oder 1848) gesagt, er fürchte sich im Schlosse, er wolle, seine Schwester lehre mit ihrem Kinde nach Hause. Die Gräfin habe ihren Bruder Gustav sehr geliebt. Eines Tages habe die Zeugin die Gräfin im Geschäftszimmer des Grafen um Hülfe schreien hören; hinzueilend, sey Zeugin vom Grafen zurückgewiesen worden; dann sey dessen Mutter, Ida von Bocarmé, gekommen, und habe ihre Schwiegertochter weinend mit sich in ihre Gemächer geführt. Die Magd, welche die Gräfin Ida herbeigerufen, habe der Graf auß dem Hause gewiesen. Eine dritte ehemalige Magd des Angeklagten hat eines Tages die Gräfin: Zu Hülfe! Gnade! schreien hören. Herbeieilend hat sie in dem Saale mit den Säulen die Gräfin an der Erde liegend gefunden, an den Zähnen blutend, die Haare aufgelöst. Diese Scene hat statt gefunden, nachdem die Gräfin das uneheliche Kind des Grafen, welches sie im Schlosse hatte aufnehmen müssen, fortgeschickt. — Der 39. Zeuge, eine Madame Cherqueposse, mit der Gräfin befreundet, hat jene Mißhandlungs-Scene ebenfalls gesehen; herbeigeeilt, hat sie die Gräfin, die guter Hoffnung gewesen, blaß, die Haare aufgelöst, die Kleider in Unordnung, gefunden; sie habe sich vor sie gestellt und dem Grafen alles gesagt, was der Zorn ihr eingegeben, auch, daß er, wenn er sein Betragen nicht ändere, seine Tage in Ketten oder auf dem Schaffot endigen werde. Der Graf sey vollständig ruhig gewesen und habe ganz kaltblütig gesagt: „Ich thue Lydie nichts zu Leide; es ist nur zum Scherz!“ Die Gräfin habe darauf geantwortet: „Ist das ein Scherz, wenn man seine Frau erdrosselt und zu Boden wirft?“ Ein ander Mal habe der Angeklagte bei einem Spaziergange seine Frau auf den Arm geschlagen und dieses immer auf derselben Stelle wiederholt, bis der Arm schwarz und geschwollen gewesen. Die Gräfin habe der Zeugin später mit vieler Resignation gesagt: „Madame, das ist immer so!“ An Charakter habe ihr der Graf die schlaue Verruchtheit und Heuchelei selber geschienen; Zeugin halte ihn für sehr grausam; seine Frau habe in einem Zustande beständiger Furcht gelebt, der sich oft bis zum Schrecken gesteigert. Die Letztere kenne Zeugin seit achtzehn Jahren, und sie habe sie immer wie einen Engel von Güte, Sanftmuth und Geduld betrachtet. — Danach deponirt Josephine Dublicquy, daß, als sie eines Tages der Gräfin zu Hülfe habe eilen wollen, welche der Graf im Speisezimmer an der Kehle gefaßt gehabt, dieser ihr, der Zeugin, Fußtritte gegeben habe. — Eine weitere Zeugin ist Celestine Legrain, die Mutter des Kindes des Grafen, welches eine Zeit lang im Schlosse Bitremont erzogen wurde; eine hochgewachsene Gestalt, deren ernste Schönheit und brauner Teint an den spanischen Typus erinnern. Sie ist ganz ohne Fassung, weint und kann kein Wort finden. Sie bestätigt, daß der Graf ihrem Vater eine Verschreibung über jährliche 500 Fr. Alimente zugestellt, die nicht von ihm unterschrieben gewesen, und daß er 1000 Fr., die sie sich erspart, von ihr genommen, ohne ihr eine Verschreibung darüber geben zu wollen. Er habe sich Anfangs als General-Secretär der Gräfin Bocarmé bei ihr eingeführt und sie für den Dienst in seinem Hause zu gewinnen gesucht. — Der Vater der Legrain, der sodann als Zeuge auftritt, ist äußerst empört, als man ihm mittheilt, der Angeklagte habe behauptet, er, Zeuge, habe dem Grafen eine Verschreibung über 500 Fr. vorgelegt, worauf er mit seiner eigenen Hand den Namen des Grafen gesetzt. Es geht daraus hervor, daß der Graf den Legrain mit einem ganz bedeutungslosen Papier hat hintergehen wollen. Ein ferneres Zeugniß theilt einen charakteristischen Zug vom Angeklagten mit. Er hatte einst in Tournay Besuche abzustatten. Vorher begab er sich in einen Hutladen, um einen neuen Hut auszusuchen, wählte einen, ließ seinen alten Hut da und machte seine Visitenrunde ab. Dann sandte er den neuen dem Hutmacher zurück und begab sich mit seinem alten heim.

Neunte Sitzung am 5. Juni.

Die Sitzung vom 5. Juni beschäftigt sich mit dem Detail des Ankaufs von giftigen Pflanzen, von chemischen Apparaten u. s. w., durch den Angeklagten. Die zu diesem Ende vernommenen Zeugen,

deren eine große Menge ist, exponiren wenig, was Interesse böte. Der Graf Bocarmé hat, so viel erhellt aus Allem, viel Fleiß und Thätigkeit aufgewandt; er ist immer heimlich zu Werke gegangen und hat nicht nur seinen Namen beständig geläugnet, sondern auch alle Briefe, zuweilen sogar mit derselben Schrift, durch seine Frau Schreiben lassen. Unter den vernommenen Zeugen ist der Chemiß Loppens aus Gent. Der Angeklagte hat ihm gesagt, er sey auf die Extraction von Pflanzen-Essenzen in Indien und Amerika gekommen, wo er gesehen, wie die Wilden Amerika's sich den Pflanzensaft zu Pfeile machten; es könne das für seine Verwandten nützlich seyn; sein Vater lebe noch in Amerika. — Als 63. Zeuge deponirt Maria Rossignol, Hausbälterin des Ermordeten, der nach ihrer Aussage gar nicht den Plan mehr gehabt hat, sich zu vermählen; darum] habe jedoch von den Angeklagten noch keiner etwas gewußt; er habe sie gestiftlich in dem Glauben an seine Heirath gelassen, um ihnen Angst zu machen, weil sie so verschwenderisch gewesen. Gustav, theilt die Zeugin ferner mit, habe nie von den Geschenken genossen, die man ihm von dem Schlosse Bitremont aus gesendet hatte, weil er gefürchtet, er werde dadurch vergiftet werden; er habe Schweinefleisch, welches er von dort erhalten, vergraben lassen, damit auch die Thiere nicht davon genössen. Frau v. Bocarmé habe ihren Bruder oft besucht; dem Grafen habe Gustav Fougnies jedoch sein Haus verboten gehabt. F.: Aus welchem Grund? A.: Ich weiß nicht; worm der Graf kam und Getränke auf dem Tische stand, so befahl Gustav mir, es auszuschütten, weil er Furcht hatte, der Graf habe etwas hinein gethan. Waren Kasserollen mit Gerichten in der Küche, so verbot mir mein Herr, diese zu verlassen. F.: Wissen Sie noch von anderen Thatsachen? A.: Hr. Fougnies, der Vater, sagte immer vor seinem Tode, der Graf Bocarmé habe ihn vergiftet, und forderte Pistolen, um ihn todtzuschießen. Gustav hielt sie verborgen. — Der königl. Prokurator: Hat man Gustav Fougnies nie etwas gestohlen im Schlosse? A.: Ja, ein Pferdenetz ist ihm weggekommen. Er hat es in der Galerie des Schlosses wieder gefunden. — Von Wichtigkeit ist der Zeugin schließliche Versicherung, der Ermordete habe nie Wein getrunken, er habe ihn nicht vertragen können und beständig immer nur Wasser mit etwas Rothwein darin getrunken. F.: Hatte Fougnies Kraft in den Armen? A.: Ja, viel; ein Mann hätte ihn nicht niederwerfen können, ohne seine Krücken zu zerbrechen. F.: Er hatte den Schenkel amputirt? A.: Ja, es war vom Bein fast nichts übrig geblieben.

Zehnte Sitzung am 6. Juni.

Bei Eröffnung der Sitzung vom 6. Juni hat sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, weil man die Deposition des Chemikers Professors Stas erwartet, der die Aufsicht ausgesprochen hat, daß das Gift nicht anders eingegossen seyn könne, als während Gustav am Boden gelegen, wonnit die Angaben der Angeklagten über den Haufen fallen; doch wird die Vernehmung des Professors auf Montag verschoben. Statt dessen wird Pierre Wimmenmink, Schenkwirth zu St. Josse-ten-Noode, früher Kutscher im Dienste der Angeklagten, verhört. Er hat Gustav Fougnies im Schlosse mit Wein trinken gesehen. Gustav habe sich in seinen Wagen Getränke mitgebracht, wie Zeuge glaubt, Merk. Josephine Tellier, ehemals Magd im Schlosse Bitremont, erzählt, am 20. Nov. sey sie um 2 Uhr Morgens dem Grafen begegnet; als sie ihre Verwunderung darüber ausgedrückt, ihn so früh auf zu sehen, habe er geantwortet, er könne seit einigen Tagen keinen Schlaf finden. — Francois Telber, Ackersmann, hat Gustav am 20. Nov. nach dem Schlosse Bitremont begleitet; er hat, als Gustav Fougnies ihn hereinrufen lassen, um ihm einen Auftrag zu geben, letzteren im Speisesaale mit seiner Schwester, der Gräfin, allein sich unterhalten gesehen. — Pierre Laurent, Notar und Schöffe in Bury, hat sich am Abend des 21. Novbr. ins Schloß begeben; hier hat die Gräfin Bocarmé ihm gesagt, ihr Bruder sey plötzlich während des Diners gestorben; ein Arzt in Valenciennes habe es schon früher ihm vorhergesagt, daß er plötzlichen Todes sterben würde, und eine ihrer Tanten sey auf dieselbe Weise gestorben. Zeuge habe die Hausgenossen vernommen, jedoch von ihnen nichts gehört, als daß sie nichts wußten. — Semet, Arzt in Verviers, ist am Abend des 20. ins Schloß berufen worden und hat den Ermordeten bereits seit mehreren Stunden todt gefunden. Emmerane hat ihm gesagt, Gustav sey bei Tische von einem heftigen Kopfweh überfallen worden. Zeuge habe den Grafen zu sehen begehrt. Er habe ihn bestürzt gefunden (la figure bouleversée), und, wie er gesagt, durch den Tod seines Schwagers, der in seinen Armen gestorben, erschüttert und krank. Ich bescheinige, fährt der Zeuge fort, daß er eine gefährliche Substanz zu sich genommen, und verordnete ein Brechmittel. — Fr.: Als Sie von der Leiche sich zum Angeklagten begaben, fragte da die Gräfin nicht, wie es ihrem Bruder gehe? — Antw.: Ja; ich antwortete ihr, er sey todt. — Fr.: Erschütterte diese Nachricht sie nicht? — A.: Nicht im Allergeringsten. F.: Kann Ihnen dieses alles nicht verdächtig vor? — A.: Allerdings. Ich glaubte an ein Verbrechen, strocht nicht an die Theilnahme der Frau von B. — ich setzte bei ihr nur Geschehenlassen (connivence) voraus. — An einen Schlaganfall habe Zeuge nicht geglaubt, da weder Gustav's Konstitution, noch sein Alter dies wahrscheinlich gemacht. — Fr.: Wußten Sie von seiner Furcht vor Vergiftung durch den Angeklagten? — Antw.: Ja, aber dies bekam einer Erklärung. Gustav hatte einen etwas phantastischen, etwas bizarren Charakter. Er glaubte auch, man habe ihm aufgekauert, nach ihm geschossen u. s. w., obwohl nichts daran war. Er sagte, man habe mehrere Versuche, ihn zu vergiften, im Schlosse gemacht; aber ich schrieb diese Ideen einer Art Manie zu. — Der Zeuge ist vom Angeklagten mehrere Male über die verabscheuliche Verbrechauer des Ermordeten befragt worden. — Marie Olivier, Wäscherin, am 20. Nov. im Schlosse beschäftigt, hat das Hemd Gustav's gewaschen; sie hat es vorn etwas zerrissen gefunden, erinnert sich jedoch nicht, Blutflecken daran bemerkt zu haben. Die Gräfin hat ihr gesagt, sie sey so schwach, daß sie sich auf ihren, der Zeugin, Arm stützen müsse, und so hat letztere Frau v. B. im Hofe auf und ab gestützt, während daß die Gräfin den Tod ihres Bruders beklagt habe. — Leopold Boel, Polizeidiener der Gemeinde Bury und Rocourt, gibt an, man habe den Angeklagten wegen seiner Ausschweifungen den Bouquin genannt; ob auch wegen seiner Excentricitäten den verrückten Grafen, den verrückten Polyte, wie einer der Vertheidiger des Angeklagten fragt, weiß er nicht. — Alexander Henaut, der Pfarrer zu Bury, sagt, der Angeklagte habe einen sehr üblen Ruf gehabt, jedoch sey die Aufführung der Frau v. B. ohne Tadel gewesen; Zeuge habe sie als eine Unglückliche betrachtet. — Pierre Deblicquy, Taglöhner in Bury, hat mit dem Kutscher die Leiche des Ermordeten entkleidet und gewaschen, keine Wunde bemerkt, aber einen starken, alle Kleider durchdringenden Geruch. — Er hat in den Garten des Grafen im Jahre 1849 Pflanzen, die dem Zeugen fremd, gepflegt; der Graf habe angegeben, er gieße daraus ein Mittel gegen Würmer der Kinder; auch hundert Pflanzen Tabak, die der Graf vor der Reise schon im August 1850 habe abschneiden lassen. (Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Fall.

In Capvieux bei Bordeaux schlich sich ein Bettler in eine Scheune, um da zu übernachten. In der Nacht brannte die Scheune ab und der Bettler wurde als Brandstifter vor die Assisen in Bordeaux gestellt. Seine Vertheidigung bestand in der Behauptung, daß der Blitz eingeschlagen habe, was natürlich keinen Glauben fand, da in derselben Nacht in der ganzen Umgegend kein Gewitter stattgefunden hatte. Der Physiker Nollet ließ sich trotzdem durch die so bestimmt lautenden Aussagen des Angeklagten veranlassen, nach Capvieux zu reisen, und fand wirklich unter dem Schutt der Scheune einen Aerolyth. Er stattete sofort einen detaillirten Bericht über dieses merkwürdige Meteor an das Gericht und an die Akademie ab, auf deren Gutachten der Bettler freigesprochen wurde.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nro. 48.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 14. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Der Prozeß Bocarmé.

(Fortsetzung.)

Schluß der zehnten Sitzung am 6. Juni.

Der nächste Zeuge, der in dieser Sitzung vernommen wird, Leo Vanderceruissen, Direktor des Arresthauses in Tournay, deponirt: Der Angeklagte hatte eine Unterredung mit mir im Gefängniß, worin er mir sagte: „Ich möchte wissen, warum meine Frau mich anklagt. Sie sollte doch wissen, daß sie, indem sie mich beschuldigt, auch auch selbst anklagt. Ich klage sie nie in den Verhören an, und sie hat doch das Gift in Gustav's Mund gegossen; nachher erst lieh ich sie hinausgehen.“ Ich sollte ihm rathen, wies das aber von mir. Er gab mir ein Billet an seine Frau, das vier Sätze enthielt: „Hast du Geld? Gib keine Antwort mehr! Hast du Sous? Wie befindest du dich? Der Angeklagte las mir nur drei Fragen vor; als ich beim Durchlesen bemerkte, daß er: „Gib keine Antwort mehr!“, wohinter er ein Kreuz gemacht, beim Vorlesen ausgelassen, gab ich das Billet nicht ab. Er fragte auch am anderen Tage nicht, was seine Frau dazu gesagt. Der Präsident fragt den Angeklagten, was die Worte: „Antworte nicht mehr!“ haben sagen sollen; der Angeklagte will sich dessen nicht mehr erinnern. Der Zeuge sagt noch, daß der Angeklagte ihm mitgetheilt, Frau v. Bocarmé sage nicht aus, wie er mit ihr übereingekommen. Er vertraute mir, das Gift habe seine Frau zu zweien Malen Gustav eingegeben, und erst nach dem zweiten Male habe er sie hinausgehen heißen. Ich wußte aber wohl, daß er nicht die Wahrheit sprach, denn die Gräfin hatte mir schon längst erzählt, wie Alles hergegangen. — Fr.: Sagte er auch zu Ihnen, daß ihm Gift in den Mund gegossen? — Antw.: Ja. Es war am Tage nach unserer ersten Zusammenkunft im Hofe. Ich sagte ihm: „Sie haben mir angegeben, es sey Ihre Frau, welche das Gift eingegossen; ich begreife nicht, wie das möglich ist!“ Er antwortete mir darauf: „Aber ein Kind von 4 Jahren an Ihrer Stelle würde das begreifen. Es reicht hin, zu sagen: „„Zeigen Sie mir Ihre Zähne!““ und man gießt das Gift ein. Es ist so furchtbar, daß man nur ganz wenig auf die Zunge oder die Lippen zu bringen braucht, um einen Menschen sofort auf die Erde zu schleudern. Ich kenne das, ich bin Chemiker!“ — Fr.: Erzählte er Ihnen nicht, daß seine Frau, als sie das zweite Mal das Gift eingegossen, gesagt habe: „Tiens“? — Antw.: Er sagte, daß, als seine Frau das Gift habe niederrinnen sehen, sie zum zweiten Male gegossen und gesagt habe: „Tiens“! Dabei sey ihm von dem Gifte auf die Kleider und auf das Gesicht gespritzt, so daß er heißes Wasser getrunken und die ganze Nacht hindurch Erbrechen gehabt habe. — Fr.: Hat er Ihnen nicht gesagt, wie er Gustav niedergeworfen? — Antw.: Er sagte mir, daß er ihn im Saale zu Boden geworfen; aber indem er gegen ihn gelaufen, sey ein Stuhl zwischen ihnen umgestürzt, über den sey Gustav gefallen, und er, der Angeklagte, über diesen. — Fr.: Und während Gustav am Boden lag, sey das Gift eingegossen? — Antw.: Ja, er sagte, das während er auf dem Körper lag, seine Frau Gustav das Gift eingeschüttet. — Fr.: Angeklagter, was sagen Sie dazu? — Antw.: Ich habe nur dem Zeugen gesagt, daß meine Frau das Gift eingeschenkt, aber nie, unter welchen Umständen. (Bewegung.) — Fr.: Lydie Youginés, was sagen Sie zu dieser Anklage, daß Sie das Gift eingeschüttet, nachdem der Unglückliche durch Ihren Gatten niedergeworfen worden? — Antw.: Die Angabe ist nicht richtig. Ich bin zwei Sekunden, nachdem mein Mann das Gift eingegossen, hinausgegangen. — Der Angeklagte: Ich habe nie zu dem Zeugen gesagt, daß ich Herrn Gustav niedergeworfen; ich fiel auf ihn, weil ich mich an einen Stuhl stieß — Der Zeuge erinnert sich freilich dieser Behauptung; aber der Angeklagte habe hinzugefügt, er habe sich auf Gustav geworfen, damit seine Frau ihm das Gift einschütten könne. — Fr.: Als der Graf Gustav niederwarf, hatte dieser da schon einmal Gift erhalten? — Der Zeuge: Nein, der Graf sagt, das sey geschehen in demselben Augenblicke, in welchem Gustav niedergeworfen worden. — Einer der Geschwornen bittet den Präsidenten, Frau v. Bocarmé zu fragen, weßhalb sie, da sie doch angegeben, daß ihr Bruder an einem Schlagflusse gestorben, ihrem Schmerze nicht freien Lauf gelassen? — Die Angekl.: Ich war zu erschrocken; ich konnte nicht weinen. — Ein anderer Geschworner fragt: Warum glaubte der Zeuge an die Unschuld der Gräfin und daß der Graf die Umwahrheit sage? — A.: Weil ich der Gräfin eher glaubte, daß sie die Wahrheit spreche, da sie mir den Hergang zuerst mittheilte, vor den Confessionen des Grafen. — Der Präsident hebt die Sitzung auf.

Elfte Sitzung am 7. Juni.

Die heutige Sitzung wird eröffnet mit Vernehmung des Fräulein Antoine Herrenbaut von Dubzeele, 26 Jahre alt, der Braut des Ermordeten. Ihr Erscheinen bringt einen schmerzlichen Eindruck hervor; man hält es für grausam, diese Dame in eine solche Situation zu ziehen, und die Theilnahme des Publikums steigert sich noch mehr, als man Fräulein Dudzeele, auf den Arm eines Vetters gestützt, eintreten sieht; so schlepft sie sich bis zu dem Sessel für die Zeugen und läßt sich beinahe ohnmächtig hineinfallen. Man bringt sie sodann durch Aether-Einathmen wieder etwas zu sich; während des ganzen Verhörs hört sie nicht auf, heftig zu zittern. — Die Angeklagten nehmen an der Bewegung des Publikums gar keinen Antheil und bleiben durchaus impassibel. — Sie deponirt, daß Gustav Youginés im Juli 1850 das von ihr und ihrer Mutter bewohnte Schloß Grandmetz gekauft, und daß zwischen ihr und Gustav im August ein Verlöbniß stattgefunden. Auf den 25. oder 26. September sey die Unterschrift des Contracts festgesetzt worden, aber anonyme Briefe, welche Gustav erhalten, seyen Veranlassung gewesen, daß dieser Termin hinausgeschoben worden. Danach habe Gustav sich zurückgezogen, bis eine Erklärung zwischen Beiden stattgefunden, und nun sey der Termin der Heirath für den Oktober, sodann für den November anberaumt worden. Den Ursprung der Briefe habe Gustav im Schlosse Bitremont gesucht, wo man nach seiner Nachtasserschaft lästern gewesen und seinen Tod gewünscht; der Graf habe ihm einmal verpftete Gemüse geschickt, nach deren Genuß Alles in seinem Hause genöthigt gewesen, Gegenmittel zu nehmen. Eines Tages, fährt die Zeugin fort, sey der Graf noch sehr spät Abends — etwa 8 oder 10 Tage vor dem 20. November — zu ihr gekommen und habe gefragt, ob Gustav an jenem Abende noch nach Perwelz zurückkehre; „ich sagte ihm, daß ich das nicht wisse. Der Graf fragte mich nun, ob Gustav Youginés ein Logis in Grandmetz habe, was ich bejahte, eben so die Frage, ob er da Domestiken habe.“ — Fr.: Hat er Ihnen nicht die Worte mitgetheilt, die sein Vater auf dem Sterbebette gesagt? — A.: Ja, er erzählte mir, daß sein Vater gesagt habe: „Gustav, ich sterbe vergiftet, als Opfer des Schlosses Bitremont; hüte dich, daß du nicht ein ähnliches Schicksal hast!“ — Am 21. sey der Forstwärter Armand Wilbaut zu ihr gekommen, um ihr von Seiten der

Gräfin anzukündigen, daß Gustav plötzlich gestorben: er habe sich über Kälte beklagt, sey zum Ofen gegangen, um sich zu wärmen, und dort todt niedergefallen. Der Forstwärter hatte den Befehl, im Schlosse Grandmetz zu bleiben, bis Frau v. Bocarmé ihn zurückrufen lasse; die Letztere habe ihm auch befohlen, die Schlüssel zur Wohnung Gustav's zu fordern. Diese habe sie, Zeugin, ihm nicht gegeben, und um 9 Uhr Abends sey er zurückgekehrt. — Fr.: Was stand in dem anonymen Briefe, welchen Sie erhielten? — A.: Daß Gustav Fougnies der würdige Sohn seines Vaters sey, daß er fünf oder sechs Kinder im Dorfe Bierges habe, daß, wenn ich ihn heirathete, ich die unglücklichste Person von der Welt seyn würde, da er nicht aufhören werde, seine alten Bekanntschaften aufzusuchen. In einem ähnlichen Sinne sey der anonyme Brief an Fougnies abgefaßt gewesen. Beide Briefe hätten dieselbe Handschrift verrathen. — Der Angeklagte will von diesen Briefen nichts wissen; was seinen spätern Besuch bei der Zeugin angehe, so erklärt er, er habe sich erkundigen wollen, ob Gustav nicht die Nacht in Grandmetz bleiben könne, weil ein spätes Heimkehren der Gesundheit desselben, für die er besorgt gewesen, hätte schädlich werden können. Die Gräfin gesteht, die anonymen Briefe geschrieben zu haben, sie hätten enthalten, was das Gerücht ihr zugebracht. — Virginie Hoquet, Büglerin in Perwez, gibt an, am 20. November und am folgenden Tage habe sie im Schlosse gearbeitet, und da habe Marie Monjardez sie aufgefordert, mit ihr auf den Boden zu gehen, um Gustav's Cravate dort zu holen und sie mit ihr zu verbrennen. Die Cravate habe einen großen dunklen Flecken gehabt, den Zeugin für Blut gehalten. — Virginie Fournier, ihre Schwägerin, auch Büglerin, hat auch den Flecken gesehen; dann sagt sie aus, daß die Gräfin sie am 20. November nach Perwez geschickt, um den Dr. Sennet auf den folgenden Tag für die Kinder zu bestellen; und als sie der Gräfin die Antwort gebracht, habe sie diese allein mit ihrem Bruder im Speisesaale getroffen. Die Angeklagte läugnet nun, sich mit ihrem Bruder außer dem Augenblicke, wo ihr Mann das Anspannen von Gustav's Wagen bestellt, allein befunden zu haben. Sie will auch von der Sendung zum Arzte nichts wissen, da ihre Kinder alle wohl gewesen. Der 84. Zeuge ist Xaver Lambert, Brigadier der Gensdarmerie in Tournay, der im Arresthause zu Tournay in Dienst gewesen ist. Er erzählt, daß der Angeklagte sich bei ihm über Frau v. Bocarmé beklagt und unter Anderm geäußert: sie habe mit ihrem Bruder in Streit gelebt, aber sie habe ihm ja in ein Glas einschütten können, und jetzt sey sie schuld, daß er so tief drin stecke. Dann hätte er noch behauptet, nach dem Unglück habe er, der Graf, zwei Personen aus dem Speisesaale gehen sehen, aber er dürfe die Namen dieser Personen nicht nennen. Als der Präsident diese Aeußerungen dem Angeklagten vorhält, will sich dieser, wie gewöhnlich, dessen nicht erinnern. Der 85. Zeuge ist Brisemoutier, Brigadier der Gensdarmerie zu Perwez. Am 22. und 23. November ist er in das Schloß gesandt worden und hat dort auf Befehl Armand Wilbaut arretirt und unterm Bettstroh des Wilbaut an 40 Kilo. Tabak gefunden. Dann hat er weitere Nachsuchungen gehalten und, weil ihm frische Stellen im Blumengarten auffielen, dort nachgegraben und zwei todte Katzen und zwei todte Enten gefunden; eine der ersteren hatten die Mägde den Grafen einscharren sehen. Dann erzählt er weitläufig, wie er im Plafond eines Zimmers im Schlosse den Verschlag der chemischen Instrumente entdeckt und sie daraus hervorgezogen habe. Der Graf, befragt, weßhalb er diese Gegenstände so gut verborgen, gibt an, daß er eine längere Reise nach Deutschland projektirt, um der Hochzeit Gustav's auszuweichen, und diese Sachen habe er wohl verwahrt wissen wollen an einem Orte, den nur er und seine Vorsahren gekannt. Der Advokat der Gräfin bittet, daß man den Zeugen frage, ob es möglich sey, sich hinter den Schrank im Vorzimmer zwischen Küche und Speisesaal zu verstecken, ohne durch die in die Küche führende Thür gesehen zu werden. Der Zeuge gibt an, daß das nicht vollständig möglich sey. Der 86. Zeuge, Forstwärter Armand Wilbaut, macht sehr weitläufige Depositionen über all sein Thun und Treiben am 20. und 21. Nov. An letzterem Tage hat ihm Frau von Bocarmé befohlen, sogleich nach dem Schlosse Grandmetz zu gehen, und Madame von Dubzeele, bei beiden alten Spitzbübinnen, den Tod Gustav's zu hinterbringen und dort zu bleiben, bis sie ihn zurückrufen lasse; ich sollte, sagt der Zeuge, wachen über die Möbel und das Silberzeug, welches Gustav dorthin hatte bringen lassen, und deßhalb lieg ich nach den Schlüsseln fragen. — Abends spät ist er zurückgegangen und um 4½ Uhr Morgens (am 22. Nov.) in Bitremont angekommen. Er hat sich ins Leichenzimmer begeben, wo der Kutscher gewacht habe; nachdem Zeuge dort eine Weile geschlafen, sey der Graf gekommen und habe ihm gesagt, er wolle ihm guten Tabak zum Rauchen schenken; er sey demselben hinausgefolgt; dort habe der Angeklagte ihm Tabak in einen Sack geschüttet, aber befohlen, es Niemandem zu sagen und den Tabak wohl zu verbergen. Nachdem er den Tabak in seine Wohnung gebracht, habe ihm der Graf noch zweimal Tabak geschenkt, dann ihm befohlen, eine Strohmatte und Papiere zu verbrennen. Seit 1843 habe der Graf Tabak gebaut. — Der Zeuge deponirt ferner, daß er einst in der Waschküche den Grafen getroffen, wie er mit Franz Deliége zwischen chemischen Apparaten beschäftigt gewesen, seiner Angabe nach, Kölnisches Wasser zu machen. Der Angeklagte habe ihm davon zum Probiren geben wollen und aus einem Gläschen einen Tropfen gegossen, der klar wie Krystall gewesen; wie Zeuge ihn habe trinken wollen, habe der Graf gesagt: Es ist noch nicht fertig, ich muß noch etwas hinzuthun. Er habe etwas Gelbes hinzugeschüttet; es habe nun geschmeckt wie Branntwein, dann wie Tabak. — Der Zeuge deponirt noch über den Leumund des Grafen; man habe diesen einen „Maquereau“ *) genannt. Das Auditorium bricht in ein Gelächter aus, und der Graf stimmt von Herzen darin ein. — Nachdem noch einige Zeugen vernommen, von denen einer behauptet, der Forstwärter Armand Wilbaut sey am 21. Nov. betrunken gewesen, wird die Sitzung geschlossen. (Fortsetzung folgt.)

Der Graf Hippolyt von Bocarmé.

Unsere Leser, welche den Verhandlungen des großen gerichtlichen Drama's, das sich in diesen Augenblicke vor den Assisen von Hennegau in Mons abspielt, gefolgt sind, werden sämmtlich ahnen, zu welchen Mitteln die Vertheidigung greifen wird, um das über dem Haupte des grausamen Mörders des Gustav Fougnies schwebende Schwert der Gerechtigkeit zurück zu halten. Man wird die Gräfin als unzurechnungsfähig darstellen. Sicherlich ist auch dahin manches Auffällige im Betragen des Angeklagten, sein Gleichmuth, sein Lachen u. s. w. zu interpretiren. Wie wir vernehmen, unterstützt eine mächtige, der Familie gewogene Partei in Belgien diese Auffassung, und eben so mag es seyn, um der öffentlichen Meynung nach dieser Seite hin ein Feld der Debatte und der Vermuthungen zu eröffnen, wenn plötzlich alle belgischen Blätter nach dem Pariser Journal „Le Droit“ eine Biographie des Schloßherrn von Bitremont bringen, welche vor der Mutter desselben, der Gräfin von Bocarmé, verfaßt ist. Wir lassen sie nachstehend folgen:

Die Hoffnung, daß eine biographische Aufzeichnung über meinen unglücklichen Sohn seinem Vertheidiger Argumente zuführen könne, läßt mich alle Erinnerungen zurückrufen, welche mir seit der Geburt desselben geblieben sind, über dem seit seinem Eintritt ins Leben das Unheil geschwebt zu haben scheint.

Mit meinem Manne nach Ostindien reisend, hatte ich eine höchst stürmische Ueberfahrt, die um so schrecklicher für mich war,

*) Kuppler.

als ich mich in andern Umständen befand; auf der Höhe des Caps der guten Hoffnung erfaßt uns ein Unwetter, welches uns während dreier Wochen verfolgte, und gegen das Ende dieses Sturmes, der uns bis zum vierzigsten Breitegrad verschlagen, wurde der arme Hippolyt geboren, dessen Leben selbst so stürmisch werden sollte. Er gab kein Lebenszeichen von sich, und man wußte ihn in Seewasser einlaufen, um ihn ins Leben zurück zu rufen. Einer Ersterer vorhergehender Todesangst, worin seine Mutter sich befand, verdankt er wohl die Krampfanfälle, welchen er in seiner Kindheit unterworfen war, und die schwache, wenn nicht abnormale, Bildung seines Gehirns. Seine Jugend war ein ewiger Kampf zwischen dem Tode und den Anstrengungen der Kunst, ihn zu erhalten. Als er sieben Jahre alt war und von einer Krankheit befallen, die fast immer in den heißen Klimaten unheilbar ist, dem Carv, verließ ich Java mit ihm. — Während der Ueberfahrt befestigte sich seine Gesundheit, aber er war ein trauriges Kind, das ganze Stunden lang unbeweglich an der Erde hockte; man erhielt nichts von ihm, als eingelne Sylben; nie spielte er mit seinen jüngeren Schwestern oder andern Kindern. Die lebhaften Schmerzen, welche ihm seine Krankheit verursachte, drückte er nicht anders aus, als durch ein Zusammenziehen der Gesichtsmuskeln und der Hände (der Graf Bocarmé hat noch heute dieses Zusammenziehen).

Das Klima von Europa gab ihm die Gesundheit wieder, und von seinem kränklichen Zustande verblieben ihm nur Anfälle von Zorn, die in Convulsionen übergingen und welche hervorzurufen der geringste Widerspruch genügte. So hatte er, nachdem er einen Tag in der Schule zugebracht hatte und dahin zurückkehren sollte, einen so heftigen Zornanfall, daß er, auf der Treppe sich niederwerfend, diese bis unten fiel, wo man ihn ohne Bewußtsein und mit blutendem Kopfe auffand.

Mehr vorgerückt im Alter, brachte ihn sein Vater in verschiedene Pensionen, deren Lehrer sich einstimmig dahin aussprachen, daß sein Sohn sehr wenig natürliche Anlagen habe. Nur mit Mühe gelangte man dahin, ihn lesen zu lehren. Herr Cournaut, der Lehrer der Pension zu Foulenay-aux-Roses bei Paris, worin er blieb, sagte mir, es sey fast unmöglich, ihm die einfachsten Dinge verständlich zu machen. Sein Character war verschlossen und schüchtern. Er schloß sich keinem seiner Mitschüler an, welche gleichwohl darauf verzichteten, ihn zu belästigen, als sie erfahren hatten, daß er sich gegen die Neckereien, womit man die neuen Ankömmlinge auf die Probe zu stellen pflegte, muthvoll vertheidigte. „Das ist kein Junge wie andere!" sagten sie. Er war 14 oder 15 Jahre alt, als er, in Folge des Bankerotts und der Entweichung des Vorstehers der genannten Pension, nach Belgien zurückkehrte. Um diese Zeit begab sich sein Vater nach America, wohin er Hippolyt mitnahm.

Herr v. Bocarmé nahm seinen Aufenthalt in Arkansas, einer der wildesten und wenigst bevölkerten Provinzen der Vereinigten Staaten. Dort, während vier Jahre einzig und allein mit der Jagd beschäftigt, vergaß Hippolyt die wenigen Kenntnisse, die er in Europa erworben hatte, und eignete sich dagegen, ich muß es bekennen, jenen Geist der List und des Argwohns an, welcher dem Wilden und dem Jäger, die beständig gezwungen sind, ihr Leben gegen tausend Gefahren zu vertheidigen und die wilden wie die friedlichen Thiere der unermeßlichen Wälder zu überraschen, so eigenthümlich ist.

Er zählte kaum 17 Jahre, als er auf einer der oftmals ziemlich weit von seiner Wohnung entfernten Streifereien ein Tarquar-Weibchen (eine Tigerart) mit seinen beiden Jungen tödtete. Bei jeder Gelegenheit zeigte er einen großen physischen Muth und die Eigenschaften und Fehler, welche den wilden Menschen von dem civilisirten unterscheiden.

Als er später nach Europa zurückgekehrt war und ich ihn über sein Leben in den Wäldern befragte, erzählte er mir, daß er eines Tages in weiter Entfernung von seinem Hause, bei Verfolgung eines Rudels Hirsche, im Dickicht zwei schwarze Augen und einen auf ihn gerichteten Flintenlauf gewahrt habe. Er wußte, daß die gegen das Felsengebirge zurückgedrängten Wilden mitunter bis in die Wälder von Arkansas streiften und die einzelnen Jäger, denen sie begegneten, umbrachten. Er war zu Pferd und hielt seinen gespannten Karabiner unterm Arm. Auf den Wilden anlegen und Feuer geben, war das Werk eines Augenblicks, worauf er sofort mit der äußersten Schnelligkeit seines Pferdes davon eilte. Nach Hause gekommen ohne Wild, was ihm sonst nie begegnete, sagte er seinem Vater, er sey krank. Während mehrerer Nächte konnte er nicht schlafen, und eine große Unruhe oder vielleicht Gewissensangst verfolgte ihn unaufhörlich. Am dritten Tage begab er sich wieder in den Wald; er wollte wissen, ob er den Tod gegeben hatte oder nicht; lange irrte er umher, ohne die Stelle wieder zu finden, und schon schmeichelte er sich, den Wilden gerettet zu haben, als das Gebell seiner Hunde seine Aufmerksamkeit fesselte. Er folgte demselben, und der häßliche Anblick stet ihm in die Augen: es war die Leiche des Wilden, zur Hälfte verzehrt von den reißenden Thieren.

Er versicherte mir, daß dieser Anblick einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er von dem Augenblicke an den ersten Anfall eines Fiebers, das übrigens in Arkansas epidemisch ist, empfunden habe und wovon er erst nach acht Monaten genesen sey. Diese Krankheit versetzte ihn in den traurigsten Zustand; er klagte mir, daß er, der Pflege beraubt und entfernt von der Hülfe der Kunst, damals viel zu leiden gehabt hätte.

Als ich von der traurigen Lage, worin er sich befand, Kenntniß erhielt, verlangte ich von Hrn. v. Bocarmé, daß er ihn nach Europa zurückschicke, was denn auch nach mehreren fruchtlosen Aufforderungen geschah.

Krank, im Alter von 18 Jahren und nur auf das allernothdürftigste mit Geld versehen, legte er die Reise durch den Continent von Amerika und über das Meer zurück und landete in Havre. Zu Paris stieg er nur aus einer Diligence, um sofort in jene zu steigen, die ihn nach Tournay brachte. Noch jetzt ist meiner Erinnerung gegenwärtig, in welch traurigem Zustande er sich mir dort präsentirte. Er war von einer erschreckenden Magerkeit und sehr verdummt. Ich konnte kaum zwei zusammenhangende Worte aus ihm bringen: „Ich habe Hunger, mich friert;" er war in beständigem Zittern und fing an zu weinen.

Die physischen Leiden, welche der Unglückliche damals zu ertragen hatte, müssen sehr groß gewesen seyn, obwohl er, merkwürdiger Weise, sich weder je über die vergangenen noch über die gegenwärtigen Uebel beklagte. Mehrere Monate sorgsamer Pflege gaben ihm die Gesundheit wieder; aber ich gewahrte, wie überaus groß seine Unwissenheit war; er konnte nicht mehr lesen, und die einfachsten Begriffe waren ihm fremd. Obwohl schweigsam und verschlossen, sagte er Dinge, die einen kranken Zustand andeuteten.

So hatte ich viele Mühe, um ihn zum Wechseln der Wäsche zu bewegen. Er konnte nicht begreifen, weßhalb man ihn wollte ein Hemd ablegen lassen, bevor es durchlöchert war, und tausend Wunderlichkeiten ähnlicher Art. Was sollte man mit einem Unglücklichen beginnen, mit dessen geistiger Verfassung es so mißlich bestellt war? Es gelang mir indeß, ihn begreiflich zu machen, wie beschämend seine Unwissenheit sey, und daß er Alles anstudiren müsse, um derselben abzuhelfen. Ich brachte ihn damals in eine Pension zu Lille, gleichet von Herrn Paradis, der sich achtzehn Monate später in derselben Lage befand, wie der Vorsteher des Instituts zu Foulenay-aux-Roses, und sein Etablissement aufgeben mußte. Während dieser achtzehn Monate ergab sich Hippolyt den Sünden mit großem Eifer und zeigte eine ungemeine Willensstärke; denn wie ich schon sagte, er lernte und behielt sehr schwer. Seit jener Zeit zeigte er viele Vorliebe für die sogenannten exacten Wissenschaften.

Sein Lehrer hatte während seines Aufenthaltes zu Lille nur einmal Anlaß, ihn zu schelten. Dies war, als er ihn des Nachts in der Klasse bei seinen Studien überraschte. Er hatte dieserhalb die Gasflamme, die den Saal erleuchtete und die nach dem Contract des Vorstehers mit der Administration um neun Uhr ausgelöscht werden mußte, wieder angezündet. Später gestand er mir, daß er während mehrerer Monate und bei der heftigsten Kälte seine Nächte zum Studiren zugewendet habe, weil die Stunden des Tages ihm nicht genügten, um seinen begabteren Mitschülern zu folgen. Ungeachtet seiner Anstrengungen wußte er beim Abgange aus dieser Anstalt nur Eine Sache gut. Es war die Arithmetik. Was die Sprachlehre angeht, so konnte er sie weder je lernen, noch behalten. Dasselbe war mit den religiösen Lehren der Fall, die sein Herz niemals zu rühren vermochten.

Als ich ihn viele Jahre nachher in dieser Beziehung fragt, und wissen wollte, ob er an Gott glaube, der ihn und alle anderen Dinge erschaffen habe, antwortete er mir, daß er an das, was er nicht sehe, auch nicht glaube, daß er aber an Gott glauben würde, sobald man ihm dessen Existenz mathematisch bewesen könnte. Er war starrköpfig, wie es im Allgemeinen die beschränkten Geister sind. Er sagte wenig und war nicht gern in Gesellschaft. Wenn er zufällig einmal sprach, entwischten ihm arge Dummheiten. War ich gezwungen, ihn mit anderen Personen in Berührung zu bringen, so empfahl ich ihm jedesmal so wenig zu sprechen, wie möglich, was übrigens leicht von ihm zu erlangen war. Ich habe mir niemals erklären können, wie dieser Unglückliche, der in beinahe allen Dingen so unlogisch dachte, zu einigen anderen so viel natürliches Geschick hatte, wie z. B. Schach oder Dame zu spielen.

Zu der Zeit, als er die Pension zu Lille verließ, wohnte ich in Deutschland. Ich lieh ihn zu mir kommen, in der Hoffnung, ihn mit einem Fräulein zu verheirathen, welches mit vielen sonstigen Vorzügen überaus viel Geist und Kenntnisse verband. Diese junge Dame, die mich sehr liebte und sich in sehr peinlichen Familienverhältnissen befand, würde in der Wahl eines Mannes, der ihr eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft hätte sichern können, keineswegs schwierig gewesen seyn. Als sie indessen Hippolyt kennen lernte, gestand sie mir, daß ich trotz des Wunsches, mir anzugehören, sich nicht entschließen könne, einen Mann zu heirathen, der so wunderliche Ideen habe.

Da dieses Heirathsproject zu meinem großen Leidwesen gescheitert war, wurde für gut gehalten, daß Hippolyt einige Zeit bei meinem Schwiegervater wohne, einem harten, geizigen und selbstsüchtigen Alten, der entfernt von seinen Kindern, deren Gegenwart ihn unerträglich war, in seinem alten Schlosse Bury lebte, — schlechten Dienstboten Preis gegeben, die ihn betrogen, sich seines Geistes bemächtigt hatten, und die Zukunft eines Enkels mit sehr widerwilligen Augen betrachteten. Da der unglückliche junge Mann meistens in seiner Kammer eingeschlossen blieb, der schlechtesten des ganzen Schlosses, und so feucht, daß der geringste Diener sie nicht gewollt hätte, so duldeten sie ihn zwar, ließen ihn aber alle schlechten Begegnungen erdulden, die sie nur ausfinnen konnten.

Zu den wenigen guten Eigenschaften, welche mein Sohn besitzt, gehört vorab eine Mäßigkeit ohne Gleichen. Er trank weder Wein noch Kaffee und begnügte sich mit einer Schüssel Salat und einem Stück Brod als alleinige Nahrung. Er gehört zu der geringen Zahl Leute, von denen man sagen kann, daß sie fast nichts bedürfen, um zu leben. Trotz allendem setzte er sich doch niemals an den Tisch seines Großvaters, ohne daß dieser die wenige Nahrung, die er genoß, das Geld, welches seine Anwesenheit kostete, ihm vorgeworfen hätte. Um diesen widerwärtigen Scenen von Seiten eines Greises, dessen Dienstboten in ihren Gelagen so beträchtliche Revenuen verschwendeten, zu entgehen, blieb er oft ganze Tage lang in seiner elenden Kammer eingeschlossen und begnügte sich mit einem in der Küche weggenommenen Stück Brod.

Der Aufenthalt in Bury hatte jedoch einen Vortheil für ihn: er erwarb sich einige Begriffe vom Ackerbau und sand Geschmack am Landleben.

Als einige Zeit nachher sein Großvater starb und wir das Schloß Bury erbten, beschloß ich die Bewirthschaftung von etwa 15 Morgen Landes, die mein Schwiegervater behaut hatte, bei, um meinem Sohne Beschäftigung zu geben. Da ich indeß genöthigt war, Hippolyt allein zu Bury zu lassen, dachte ich von Neuem darauf, ihm eine Lebensgefährtin zu verschaffen, die seine Einsamkeit zu theilen geneigt sey. Denn, wie ich es sagte, der Unglückliche war nicht im Stande, eine Stellung in der Gesellschaft einzunehmen.

Ich ward um die Hand zweier Fräulein für ihn: die eine fromm, die andere arm, aber ausgezeichnet durch die äußerst reiche Erziehung, die sie empfangen hatte. Beide lehnten ab.

Der Zufall, ein allzu trauriger fürwahr, ließ mich während seines kurzen Aufenthaltes zu Bury um jene Zeit die Bekanntschaft der jungen Dame machen, welche die Frau meines Sohnes wurde. Sie schien mir gut und geistreich. Da sie niemals die kleine traurige Stadt, die sie bewohnte, verlassen hatte, so hoffte ich, daß sie nicht die mindeste Abneigung empfinden würde, beständig auf dem Lande zu wohnen. Sie gehörte einer bürgerlichen Familie an, aber, leider! nicht einer solchen, die sich durch ihre Tugend und traditionelle Rechtschaffenheit auszeichnete. Herr Fougniés, der Vater meiner Schwiegertochter, stand in einem abscheulichen Rufe, und ich muß sagen, daß er noch schlimmer war, als sein Ruf. Als ich die Beweise von seinem abscheulichen Charakter erhielt, wollte ich auf die Verbindung verzichten; dies war der Rath, den mir einer meiner Schwäger, ein Mann von richtigem Urtheil, ertheilte; aber es war zu spät. Hippolyt hatte eine heftige Neigung für das Fräulein gefaßt und wollte verzweifeln, wenn ich ihm davon sprach, abzubrechen. Uebrigens kam das Interesse bei diesem Heirathsprojecte nicht sondertlich mit ins Spiel, denn Niemand kannte genau das Vermögen des Herrn Fougniés, welcher daselbe in Prozessen und Chicanen gegen seine Nachbarn verbrauchte. Man wußte, daß seine in Folge übler Behandlung sehr jung gestorbene Frau ihm ein größeres Vermögen, als das seinige war, zugebracht hatte, und daß er über dieses Vermögen, welches aus in Frankreich liegenden Grundgütern bestand, seinen beiden Kindern eines Tages Rechnung legen sollte; aber einige Tage vor Lydie's Heirath ließ er sie eine Vormundschaftsrechnung unterzeichnen, ohne daß sie dieselbe hätten prüfen können. Aller Wahrscheinlichkeit nach kam dieses Vermögen später an meine Schwiegertochter; denn der einzige Bruder, den sie hatte, war ein unbegreifliches Wesen, scrofulös und rhachytisch.

Herr Fougniés bewilligte seiner Tochter bei ihrer Verheirathung nur ein armseliges Jahrgehalt und zahlte daselbe überdies niemals pünktlich und nie ohne Vorwürfe. Man muß meiner Schwiegertochter und meinem Sohne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ungeachtet ihrer gesetzlichen Ansprüche nichts von Herrn Fougniés verlangten und alle Brutalitäten seines Charakters ertrugen. Achtzig Jahre alt und allen Excessen sich hingebend, starb er zwei oder drei Jahre nach ihrer Verheirathung. Da ich mich persönlich über ihn zu beklagen hatte, so sah ich ihn seit dem Hochzeitstage nicht wieder. Nach seinem Tode fand sich, daß er in sein Testament so sehr, als das Gesetz es gestattete, seinen Sohn auf Kosten meiner Schwiegertochter bevorzugt hatte, und dieser Sohn fand außerdem noch Mittel, in der Theilung der Güter seine Schwester auf mehr als Eine Weise zu übervortheilen.

Als ich meinen Sohn und seine Frau nach diesem Ereignisse wieder sah, schien es mir nicht, als ob sie diese Enterbung sehr empfunden. — (Nun folgen in dem Manuscripte Urtheile über den Charakter Gustav Fougniés, welche wir wegtassen zu müssen glauben.)

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Augsburg Lit. B. Nro. 205.

Nro. 49. Zwanzigster Jahrgang. 1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 18. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Der Prozeß Bocarmé.

(Fortsetzung.)

Zwölfte Sitzung am 9. Juni.

Die Sitzung vom 9. Juni wird unter gewaltigem Zudrang Neugieriger, da Markttag ist, eröffnet. Zu Anfang derselben gibt der Angeklagte auf die Fragen des Präsidenten an, daß er die Flasche, welche das Nicotin enthalten, mit einem gewöhnlichen Korkstöpsel verschlossen, daß die Flüssigkeit eine gelbliche Farbe gehabt, und daß er sie vielleicht mit etwas Aether gemischt habe; gewonnen habe er die Quantität — eine Weinflasche voll — in drei verschiedenen Operationen, im Mai, Juni und August 1850; der dazu verwendete Tabak sey amerikanischer gewesen, welchen er im Jahre 1844 in seinem Garten gewonnen. Danach geht der Präsident zur Vernehmung des neunzigsten Zeugen, des Herrn Jean Servais Stas, Professors der Chemie an der Militärschule, über, dem die chemische Analyse der Eingeweide des Ermordeten aufgetragen war. Der Zeuge berichtet mit klarer Ausführlichkeit den ganzen Gang seiner Untersuchungen, in deren Detail ihm zu folgen jedoch ohne Sachkenntniß eben so schwierig als unerquicklich seyn würde. Nach vielen fruchtlosen Versuchen, die nur zur Entdeckung von Essigsäure führten, ist ihm endlich rein zufällig der Gedanke gekommen, Potasche auf den Gegenstand seiner Untersuchungen zu schütten, und durch die Wirkung ward er auf das Vorhandenseyn entweder von Aconicine oder von Nicotine geleitet. Er hat nun in Folge zwei Monate langer Untersuchungen vom Vorhandenseyn des letzteren sich überzeugt und aus dem Magen Gustav Jouginés' eine bedeutende Quantität dieser Materie gewonnen, welche hell wie Wasser ist, einen schwachen Geruch im Anfang hat, bald aber einen immer stärkeren, beinahe erstickenden Duft verbreitet; eine ganz kleine Dosis verursacht ein Stechen auf der Zunge, während eine Nadelspitze voll ein Brennen hervorbringt, das den ganzen Mund erfüllt; er habe, gibt der Zeuge an, durch Zufall eine Quantität auf die Zunge bekommen; das Brennen sey so stark gewesen, daß er auf der Zungenspitze alles Gefühl verloren, so zwar, daß er ein glühendes Eisen nicht gefühlt haben würde. Uebrigens protestirt er feierlich gegen die Behauptung, daß er das Nicotin erst in Folge der ihm gewordenen Mittheilungen entdeckt habe. Nachdem Zeuge nun auch dem Magen das Nicotin gewonnen, habe er aus der Zunge gleichfalls eine sehr große Quantität desselben Giftes gezogen, dann eben so aus der Leber, aus den Lungen, überhaupt die Eingeweide ganz davon wie durchtränkt gefunden. — Als der Zeuge sich eine Schachtel reichen läßt, welche die Resultate der chemischen Analyse enthält, wird die Gräfin Bocarmé unwohl, was eine kurze Unterbrechung der Sitzung veranlaßt. — In anderen dem Zeugen zur Untersuchung übergebenen Gegenständen, den Kleidern des Ermordeten und des Angeklagten, hat derselbe kein Nicotin entdecken können, doch Flecken verwaschenen Blutes im Hemde Gustav's gefunden; in den Stücken des Parquetbodens, welche farbige Flecken zeigten, hat er ebenfalls Blut, dann Oel und Nicotin entdeckt; ferner hat er aus den Beinkleidern des Franz Deblicquy, des Gehülfen des Grafen bei seinen chemischen Arbeiten, dasselbe Gift, wie in den Organen des Ermordeten, gefunden. Unmöglich ist ihm gewesen, aus den ausgegrabenen Katzen und Enten ein sicheres Resultat zu erhalten, da sie bereits zu sehr verwest waren. — Im Monat Februar, fährt der Zeuge fort, am 27., befahl mir der Untersuchungsrichter, die Wirkungen des Nicotin an Thieren zu versuchen, um zu sehen, ob die Organe davon in denselben Zustand kommen würden, wie wir sie bei Gustav Jouginés gefunden. Ich nahm zu diesem Zwecke drei Hunde. Dem stärksten, den ich durch vier Personen unbeweglich festhalten ließ, flößte ich 2 Kubik-Centimeter Nicotin ein, und augenblicklich wurde er losgelassen. Er ließ die Zunge steif heraushängen, bekam furchtbare Convulsionen, die eine halbe Minute dauerten, und fiel dann, wie vom Blitz getroffen, todt auf die rechte Seite. Das zweite Thier bekam eben so viel Nicotin und endete ganz unter denselben Umständen. Unmittelbar darauf ließ ich aber dem todten Thiere 30 Kubik-Centimeter Essig einflößen, den man im Schlosse zu Wirremont gefunden. Den dritten Hund ließ ich einfach durch Einblasen von Luft in eine Ader tödten; dann wurden die drei Thiere neben einander in einen Kasten gelegt, den man verschloß, um ihn erst 48 Stunden nachher in Gegenwart des Untersuchungsrichters wieder aufzuschließen und zu der Oeffnung der todten Thiere zu schreiten. Dasjenige, welches nur Nicotin erhalten, hatte eine geschwollene Zunge, wie Gustav Jouginés, die aber am hinteren Ende sehr roth war; der Schleim fiel, sobald man ihn berührte, in Stücken ab, gerade wie bei der Zunge Gustav Jouginés'. Magen und Leber boten nichts Besonderes. Die Lunge hatte den Charakter eines an Erstickung umgekommenen Thieres, denselben Charakter, den Gustav's Lunge hatte. Dann kam die Reihe an den Hund, dem man Essig in den Schlund gegossen, als er todt war. Hier war die Kehle farblos, während sie bei dem ersten Hunde feuerroth gewesen. Gustav's Kehle war auch farblos. Auch der Magen bot ganz denselben Anblick dar, wie der Gustav's. Die Leber war voll Säure, wie die Leber Gustav's. Mit einem Worte: das Thier, welches man mit Nicotin getödtet und dem man nachher Essig eingegossen, bot ganz dieselben Phänomene dar, wie man sie bei den Organen des Gustav Jouginés beobachtet. Schließlich, sagt der Zeuge darauf, bleibt mir noch ein einziger Punkt zu erörtern übrig, nämlich den Beweis zu liefern, daß Gustav auf dem Rücken lag, als ihm das Gift eingegossen wurde. (Bewegung.) Ich habe dies behauptet, als noch Niemand an diese Art der Vergiftung dachte; ich wollte, ich könnte meine Behauptung widerrufen! — Gewöhnlich vergiftet man die Leute ohne ihr Wissen, indem man ein Gift unter irgend eine Speise oder ein Getränk mischt; das kann man mit Nicotin nicht thun; denn wenn man es auf die Zunge bekommt, brennt es wie rothes Eisen, und es wäre schwer, Jemanden freiwillig ein rothes Eisen verschlingen zu machen. Daß Gustav Jouginés liegend das Gift verschluckt hat, beweisen folgende drei Thatsachen: 1) wenn Gustav's Mund auf der rechten Seite ganz zerfressen, nur nicht die untere Seite der Zunge; 2) haben die Aerzte am Nacken links hinten Giftflecken bemerkt (man kann das Gift ausspucken, wenn man sitzt, aber nicht in den Nacken); 3) wurde Nicotin auf dem Fußboden gefunden. Wenn er nun aufrecht stehend getrunken, so könnte dennoch dadurch, daß er auf die rechte Seite gefallen, diese besonders vom Gifte angegriffen worden seyn; aber wie läßt sich die Verwundung des Nackens erklären? Ich nehme an, daß etwas aus dem Munde fließt, dann müßte aber das Kinn und nicht der Nacken zerfressen seyn; denn eine Flüssigkeit fällt nieder, aber sie steigt nicht. Sobald man aber annimmt, daß Gustav lag, sind das Nicotin am Halse und die eigenthümlichen Flecken auf dem Fußboden erklärt. — Fr.: Kann man zwei Gläser davon voll schütten und es

dann für Wein trinken? — A.: Das kommt auf die Temperatur des Zimmers und auf die Empfänglichkeit der Personen an. — Fr.: Wird man, nachdem man das Glas an die Zunge gebracht, fortfahren, zu trinken? — A.: Nein, denn man wird es am Brennen verspüren, als verschlucke man glühendes Eisen. — Fr.: Wie viel Zeit bedarf es, um eine Champagner-Flasche voll Nicotin zu bereiten? — A.: Ich habe viel Nicotin bereitet, aber ich nehme einen solchen Auftrag nicht an, wenn man mir nicht eine chemische Fabrik zur Disposition stellt. (Bewegung.) — Fr.: Mit den Instrumenten, die Sie hier sehen, könnet Sie also nicht in drei Operationen eine solche Flasche füllen? — A.: Unmöglich! — Fr.: Wie viel verschiedener Destillationen mit diesen Instrumenten und dem Verfahren, welches Ihnen der Arbeiter Deblicqny geschildert, würden nöthig seyn, um eine Champagner-Flasche voll Nicotin zu erzeugen? — A.: Mindestens zwanzig. — Der nächste Zeuge von Belang ist Francois Deblicqny, Taglöhner aus Burg, ehemals als Gärtner und als Gehülfe bei den chemischen Arbeiten des Grafen in Bitremont beschäftigt. In letzterer Eigenschaft ist er zuerst im Juli 1850 verwendet worden. Der Herr hat ihm gesagt, er mache Kölnisches Wasser — mit Tabak. Ende Oktober oder Anfangs November sey eine zweite Operation, mehr im Großen, gemacht worden; Zeuge sey dabei zwölf Nächte und zwei Sonntage hindurch beschäftigt gewesen. Es sey ein Thermometer an einem rosenfarbenen Bande da gewesen, und Frau von Bocarmé sey zuweilen gekommen — selten aber nach 9 Uhr Abends —; um zu sehen, wie viel Grad Wärme angezeigt seyen. Sie habe zuweilen gefragt, ob man bald fertig sey. Auch habe sie mehrere Male dem Grafen empfohlen, ihr gutes Kölnisches Wasser zu machen. Fr.: Sah sie dabei zufrieden, heiter aus, wie Jemand, der sich auf etwas freut? A.: Ja. Fr.: Wußte sie, daß man Tabak brauchte, um das Kölnische Wasser zu machen? A.: Ja. Der Zeuge fügt übrigens auf die Frage des Vertheidigers auch hinzu, daß die Gräfin sich über den Aufwand, den diese chemischen Operationen machten, beklagt habe. Das werde theures Kölnisches Wasser? habe sie gesagt. Dem Zeugen wurde anempfohlen, nichts von dieser Fabrikation verlauten zu lassen, da der Graf sonst Strafe zahlen müsse. Bei der zweiten Operation habe man nicht ganz so viel erhalten, um zwei Phiolen zu füllen, welche einen Finger lang gewesen, eine viereckig, die andere rund und kleiner. Die größere, habe der Graf dem Zeugen gesagt, würde er nicht für 100 Fr. geben. Der Stöpsel derselben sey von Krystall gewesen. — Der Angeklagte will den Widerspruch zwischen dieser geringen Quantität und der mit Nicotin gefüllten Weinflasche dadurch heben, daß er zu den gewonnenen Nicotin noch Aether gegossen. Der Professor Stas erklärt jedoch, daß die Verzifitung mit reinem Nicotin bewirkt worden sey.

Dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte Sitzung am 10., 11. und 12. Juni.

Nach Eröffnung der Sitzung vom 10. Juni stellt der Vertheidiger das Gesuch an den Präsidenten, den Herrn Vandenbroeck, Professor der Chemie an der Bergwerkschule, der am gestrigen Tage Versuche mit Nicotin angestellt hat, welche von denen des Herrn Stas abweichende Resultate ergeben haben, der Vertheidigung als Schutzzeugen zuzulassen. Der Präsident verspricht, darüber beschließen zu wollen. Dann folgt die Vernehmung der drei Gerichtsärzte, welche die Autopsie des Körpers von Gustav Fougnies vorgenommen haben. Alle drei erklärten einstimmig, daß Fougnies durch Nicotin, welcher nicht mit Aether vermischt gewesen, getödtet worden, daß der Ermordete in horizontaler Stellung gewesen, als ihm das Gift eingegossen worden, und daß es möglich sey, daß Eine Person dies vollbracht habe. Der Ermordete sey sehr schwach gewesen, er habe zehn Jahre lang an skrophulojem Knochenfraß gelitten, der durch Amputation eines Beines geheilt worden; wahrscheinlich habe man sich auf ihn geworfen und ihm das eine Knie auf die Brust, das andere auf den Kopf gesetzt; dadurch sey das Opfer gezwungen worden, aufzuathmen. „Ich bin," sagt der erste Gerichtsarzt, „nicht so stark und nicht so geschickt, wie Herr v. Bocarmé, aber ich würde es dennoch zu Stande bringen." Neu in den Aussagen der Aerzte ist, daß sie das linke Knie des Grafen dick geschwollen, den Kopf Gustav Fougnies mit leichten Schrammen bedeckt gefunden haben, als ob die Wange und die Seite gegen einen harten Gegenstand — den Boden — gerieben worden. Einer der Zeugen war Hausarzt der Familie Fougnies; er erklärt, daß zwischen Schwester und Bruder kein freundliches, aber auch kein herzliches Verhältniß geherrscht habe; der Vater Fougnies sey an einer Magenentzündung gestorben und habe seinen Tod einer Vergiftung zugeschrieben, aber keinesweges durch seinen Schwiegersohn, sondern allein durch ein heftig wirkendes Arzneimittel, das er zu oft gebraucht habe. — Die letzten Zeugen, welche vernommen werden, sind auf Ersuchen der Lydie Fougnies vorbeschieden, — eine Köchin, ehemals im Dienste von Fougnies Vater, die ganz im Allgemeinen dem guten Charakter der Gräfin alles Lob ertheilt; sie sey sanft und nachgiebig gewesen, — und eine Haushälterin aus Tournay, welche mit der Besichtigung der Gräfin im Gefängniß betraut gewesen ist. Diese Zeugin erzählt, die Angeklagte habe sich in den ersten zwei Monaten ihrer Haft einer tiefen Trauer hingegeben, viel geweint und viele graue Haare bekommen; sie habe nicht essen wollen, und Zeugin sey bis 2 Uhr Nachts oft ihr zur Seite geblieben. Die Gräfin habe gesagt: „Wenn ich die Wahrheit sagen muß, muß ich meinen Mann anklagen; mein Mann ist es, der meinen Bruder ermordet hat." Als die Zeugin dieses Geständniß von ihr erlangt, habe die Gräfin Vermuthungsäße bekommen und nachher ausgerufen: „Wie schrecklich für ihn im Gefängniß zu seyn! ich habe nichts verbrochen!" Fr.: Wie war der Charakter der Angeklagten? — Antw.: Sie hat einen guten Charakter. Fr.: Hat sie nicht erzählt, wie die That geschehen ist? — Antw.: Ja. Sie hat mir erzählt, sie sey im Speisesaale gewesen mit ihrem Manne und Gustav Fougnies, und als der Graf sich auf Gustav geworfen, habe sie sich gestürzt und rufen hören. „Zu Hülfe! Hypolyte! Pardon!" Die Vernehmung der Zeugen ist hiermit beendet; der Präsident suspendirt die Sitzung für eine Viertelstunde und dann folgt das Requisitorium des öffentlichen Ministeriums.

Die zweite Hälfte der Sitzung vom 10., die ganze Sitzung vom 11. und der Anfang der Sitzung vom 12. Juni sind durch das Requisitorium des öffentlichen Ministeriums ausgefüllt. Beim Beginne der Sitzung vom 11. erklärt der Präsident, daß er dem Verlangen der Vertheidigung, den Chemiker Vandenbroek als Schutzzeugen vernehmen lassen zu dürfen, nicht statt geben könne. Beim Schlusse der Sitzung stellt der Angeklagte das Verlangen, daß seine Vertheidiger erst nach denen seiner Frau zu hören seyen; der Hof scheint jedoch wenig geneigt, diesem Verlangen nachzugeben. Das Requisitorium des königlichen Prokurators Marbaix ist ein wahres Muster gerichtlicher Beredsamkeit; er gruppirt alle durch die Anklageakte und die Zeugenverhöre uns bekannt gewordenen Thatsachen mit einer meisterhaften Gewandtheit; auch auf das Betragen der Lydie Fougnies weiß er die grellsten Streiflichter fallen zu lassen, beschränkt sich jedoch darauf, bei ihr Mitwissenschaft und Complicität darthun zu wollen. Er führt dabei eine ihrer Aussagen aus ihrem zwölften Verhöre an: als sie erzählt, daß der Graf am Morgen des 20. November zu ihr gekommen, um ihr anzukündigen, daß Gustav an jenem Tage im Schlosse anlangen werde, habe sie weiter gestanden: „Plötzlich theilte er mir mit, daß er heute Gustav sein Theil geben werde; ich stellte ihm vor, welches Verbrechen er begehen würde, die Schande, die daraus entstehen müßte, und welchen Nachforschungen der Justiz er sich aussetze; ich citirte ihm das Beispiel des Grafen Gorich und seines Domestikik (des Grafen Görz?), aber trotz

dem blieb er bei seinem Vorsatz!“ Die Gräfin sey es gewesen, welche befohlen, daß die Gouvernante mit dem ältesten Kinde nicht zu Tisch kommen dürfe. Die Gräfin sey es gewesen, welche Emerence fortgeschickt, als sie habe Lydie bringen wollen; sie habe selbst gestanden, wie sie nach der That „Komödie gespielt“ — sie habe den Boten an die Damen von Grandmesnil abgesandt, und in unbeschreiblicher Roheit ihm aufgetragen, „diesen beiden Spitzbübinnen“ zu sagen, daß ihr Bruder todt sey; sie habe die Dienstleute am anderen Tage zum Lügen abrichten helfen. — Lydie Fougnies will das Speisezimmer verlassen haben, sobald sich ihr Mann auf Gustav geworfen hat, — fährt der königliche Prokurator fort, — aber das Gegentheil davon ist erwiesen: nach den Aussagen von Justine Charlotte und Louise Maes hatten die Schreie sich seit einer Weile vermindert, sie waren bereits erstickt, als Lydie Fougnies das Speisezimmer verließ, um in das Vorzimmer und in die Küche zu kommen. Warum bleibt sie also bei der Einflößung des Giftes zugegen, wenn sie dabei nicht geholfen hat? Sie wußte, daß ihr Mann zu Allem fähig war. Sie erzählte in einem ihrer Verhöre: „Mein Mann hatte noch weitere Pläne, wenigstens hoargwöhne ich ihn dessen. Er verrieth mir eines Tages, daß seine Bosheit sich auch über die Kinder erstrecken werde. Es war in dem Zimmer, welches dem Zimmer der Emerence gegenüber lag, und während er darin seine chemischen Instrumente verbarg. Ich sagte ihm, wozu die große Sorgfalt bei dem Allem; wozu das so sorgfältig verbergen? Weßhalb gibst du nicht Alles zurück? Ich forderte ihn auf, sich des Geräthes zu entledigen, besonders seitdem ich wußte, daß er Gift gemacht habe. Und die entschlüpften ihm in der Nacht, als wir im Bette lagen, die Worte: „Ach, man muß später sehen, was mit unseren Kindern wird!“ (il faut voir plus tard avec nos enfants!) „Was sagst du?“ versetzte ich ihm; „Ah!“ — Er sah, daß ich seinen Gedanken begriffen hatte. Und der war leicht zu begreifen, besonders da ich ihn kannte.“ — Lydie Fougnies wußte, daß ihr Mann im Stande sey, seine Kinder zu vergiften! — Das Gustav Fougnies' letzte Stunde gekommen, wußte sie mithin so gut wie gewiß: aber nicht der leiseste Wunsch entschlüpft dieser unnatürlichen Schwester, um ihren Bruder zu retten! — Das ist, was wir in Bezug auf Lydie Fougnies behaupten: sie hat an dem Einflößen des Giftes nicht Theil genommen (über diesen Punkt sprechen wir uns nicht aus), aber sie hat mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft die Ausführung des Verbrechens unterstützt, so daß ohne allen Zweifel ohne sie der Ermordete Hülfe erhalten haben würde. Folglich, wenn sie nicht Miturheber des Verbrechens, so ist sie unzweifelhaft Mitschuldige ihres Mannes! Und so ende ich, indem ich laut im Namen der ganzen Gesellschaft, welche die Augen voll Spannung auf diesen Prozeß gerichtet hält, die unbeweglichste Gerechtigkeit des Geschwornengerichts von Hennegau gegen die Mörder, die Vergifter, die Brudermörder anrufe!

Auf die Rede des öffentlichen Anklägers folgt das Plaidoyer des Vertheidigers des Angeklagten Hippolyte von Bovarné, des Advocaten v. Paepe. Dieser richtet zuvörderst seine Waffen gegen die Gräfin; Züge, wie, daß sie beim Vorübergehen von ihrer vom Vater der Angeklagten geschiedenen Mutter den Kopf abgewandt, — daß sie schon in ihrem dreizehnten Jahre einen zweibändigen Roman geschrieben, — daß sie ihr Haushwesen vernachlässigt habe u. s. w., wurden hervorgehoben von der Vertheidigung, welche dann, zum Grafen Hippolyt selbst übergehend, fortfährt: „Nicht aus dem Gesichtspunkte der Bildung dürfen Sie ihn richten: er ist nicht der Mensch der Civilisation, — er ist der Wilde, der Mensch, der sich Trieben hingibt, welche die Civilisation nicht gebrochen hat, der Mensch, in welchem der moralische Sinn keine Ausbildung erhalten hat; Herr v. Bovarné ist ein auf einen Bewohner der Urwälder schlecht gepfropfter Europäer: überall bringt das wilde Gebüsch durch!“ — Der Vertheidiger sucht dann die Darstellung des Hergangs am 20. Nov., hinter welche wir den Angeklagten sich flüchten sehen, zu rechtfertigen: es wäre zu toll und zu dumm gewesen für einen verschlagenen Menschen, wie der Graf, einen Mord so auszuführen, in einem von zahlreichen Bewohnern eingenommenen Hause, mit einem Gifte, welches man Monate lang vorher vor aller Welt Augen bereitet gehabt; denn geheim gehalten sey die Giftbereitung nicht geworden, eine Menge Zeugen wüßten darum. Uebrigens sey alles Reden über die chemische Giftbereitung, den Inkauf von Geräthen dazu, den Professor Loppens u. s. ohne Gewicht und Bedeutung, da das Alles begonnen habe oder vorgefallen sey, lange vor der Zeit, wo Gustav Fougnies sich verlobt habe, wo also der Grund, ihn zu ermorden, eingetreten sey. Das Mißtrauen, welches ihn veranlaßt habe, sich Beraut zu nennen, um nicht übervortheilt zu werden, sey etwas seinem Charakter durchaus Angemessenes, Natürliches. Der Vertheidiger sucht sodann auszuführen, wie die den Grafen beschwerenden Angaben der Lydie Fougnies eine sorhwährende Kette von Lügen und Entstellungen seyen: er geht dann ihre Aussagen in den früheren Verhören durch und stellt das Abweichende derselben zusammen, indem er zugleich ihre scheinheiligen Gefühle und Versicherungen, von nun an nicht mehr die Unwahrheit sagen zu wollen, womit sie jedesmal diese Lügen einleitet, hervorhebe. Bald hat sie von zwei, bald von drei Phiolen mit Nicotin gesprochen; bald weiß sie nicht, woher das Gift gekommen, bald weiß sie, daß ihr Mann es gemacht hat; Anfangs kennt sie den Versteck im Schlosse nicht, bald darauf kennt sie ihn. — Der Hergang, wie Hr. v. Bocarmé ihn erzählt habe, fährt der Vertheidiger fort, sey ganz einfach und natürlich. Gustav habe arbeiten wollen, und da es schlechtes Wetter und kalt gewesen, habe er noch ein Glas Wein verlangt; die Resultate von den Grafen chemischen Operationen seyen in einer gewöhnlichen Weinflasche aufbewahrt gewesen, das stehe durch die schriftliche Procedur fest; ein Zeuge, jetzt Domejkil eines Herrn Kissing, habe so deponirt, und die Vertheidigung sey dessen nur zu spät inne geworden, um ihn vorbescheiden zu lassen. — Die Sitzung wird um 1¼ Uhr aufgehoben und die Fortsetzung des Plaidoyers auf den folgenden Tag verschoben.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Unterredung Friedrich's des Großen mit Friedrich Wilhelm III.

Die letzte Unterredung, welche der verstorbene König Friedrich Wilhelm III. mit seinem Groß-Oheim, Friedrich dem Großen, kurz vor dessen Tode hatte, hat der Erstere an einem Sommerabend des Jahres 1823 seinem Biographen, dem Bischof Eylert, in Potsdam im Parke von Sanssouci selbst folgendermaßen erzählt:

„Eben auf dieser Stelle hier, auf dieser Bank war es, wo ich ihn zum letzten Male sah und sprach. Mich beglückte sein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den wissenschaftlichen Gegenständen, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geschichte und Mathematik. Ich mußte in französischer Sprache mit ihm reden, dann zog er aus der Tasche Lafontaine's Fabeln, von denen ich eine übersetzte. Zufällig war es gerade eine solche, die ich beim Instruator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies sagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernstes Gesicht erheiterte sich, er streichelte mir sanft die Wangen und setzte hinzu: „So ist's recht, lieber Fritz, nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sey stets mehr, als Du scheinst!“ Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und Verstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben

Als mich Friedrich entließ, sprach er: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges per excellence. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk ist bald abgelvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle-mêle gehen. Ueberall

liegen Gährungsstoffe und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt zu clamiren und zu existiriren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, Du wirst mal einen schweren, bösen Stand haben. Habilitire, rüste Dich, sey firm, denke an mich. Wache über unsere Ehre und unseren Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine."

Unter solchen Aeußerungen war er in Sanssouci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk steht. „Sieh ihn an, sprach er zu mir. Schlank, aufstrebend und hoch, und doch fest in Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: „ma force est ma droiture." Der Culminationspunkt, die höchste Spitze überschauet und krönt das Ganze; aber trägt nicht, spndern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich seyn." Er maß mich mit festem Blick von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten: „Vergiß diese Stunde nicht!" Ich habe sie nicht vergessen."

Napoleon's Wagen,

der nach Barnhagen von Ense in der Lebensbeschreibung Blücher's (in den „Biographischen Denkmalen") am 18. Juni 1815 bei Genappe von den Preußen erbeutet wurde und an Blücher kam, befindet sich nicht, zu einer Droschke avancirt, zu Königsberg in Preußen, wie vor einiger Zeit nach der „St. H. Zeitung" die meisten deutschen Blätter erzählten, sondern in dem Dorfe Groß-Ziethen, einem früher Blücher'schen Gute im Potsdamer Regierungs-Bezirke der Provinz Brandenburg, unweit des Städtchens Trennnen. Schon der Umstand, daß ein sechsspänniger schwerer Wagen von ungewöhnlich großem Umfange, mit vielen Schubfächern im Innern versehen, worin bekanntlich viele von den Preußen erbeutete Kleinodien, Preziosen, Goldstücke u. s. w. sich befanden, schwerlich zu einem leichten Stadt-Fiaker geeignet seyn dürfte, dementirt jene Nachricht von der Königsberger Droschke. Dazu kommen nun folgende speziellere, aber authentische Data. Blücher sandte den ihm anheimgefallenen Wagen Napoleon's auf dem vor Kurzem von ihm erkaufte Gut Groß-Ziethen, fügte später noch mehrere andere, an ihn selber erinnernde Sachen hinzu und traf zugleich, im Falle das Gut vielleicht später einmal in fremde Hände übergehen sollte, gewisse noch jetzt bestehende und beobachtete statutarische Bestimmungen wegen Aufbewahrung dieser Gegenstände durch den jedesmaligen Castellan des Schlosses. In der That ist das Gut zur Zeit nicht mehr Eigenthum der Blücher'schen Familie; aber der Wagen Napoleon's wird dort noch sehr sorgsam neben jenen anderen Reliquien aufbewahrt, und zwar in einem besonderen, hiezu eingerichteten Anbaue des Schlosses, der früher ein Treibhaus war. Er ist von kolossaler Größe, hat im Ganzen die Form einer Muschel, sehr hohe Räder, hängt in so genannten C-Federn und ist übrigens ohne besondere Eleganz. Die Zeit hat an dem Tuche, womit er ausgeschlagen ist, bedeutend genagt, und auch die Motten haben das Ihrige dabei gethan. Außerdem sind früher, wo die Aufsicht nachlässiger war, viele Fetzen von Schaulustigen davon abgerissen und als Reliquien mitgenommen worden. Einige von den anderen, an Blücher und Napoleon erinnernden und neben jenem Wagen in Groß-Ziethen aufbewahrten Gegenständen, namentlich ein prachtvoller Degen, den Blücher von den Engländern zum Geschenk erhielt, wurden vor mehreren Jahren diebischer Weise entwendet, sind aber, da die Diebe entdeckt wurden, jetzt größtentheils wieder zur Stelle geschafft. Der Degen, dessen Griff besonders von hohem Werthe ist, war von den Dieben zerbrochen worden, indem sie die Klinge in die Erde stachen und nur den Griff abbrachen. Aller Mühe und Kunst hat es nicht gelingen wollen, die wiederverlangten einzelnen Stücke des Degens zu einem Ganzen zu vereinigen.

Müller's Briefe aus London an seine Gattin. *)

I.

London, Pinten-Street 2648 ten 24. Mai 51.

My little Puselken!

The eckligе nsance to speak english had me maked forget my Mutterspracho. Dess weess der Deibel! J speak schon very well the english spok, mit de richtige Maulsperre an Jurgelung. J have mir seit acht Tage janz verwöhnt mit den verfluchtigen Zungenaching, and all the coddrige Redensarten von all the faule Jungens of London. Ik möchte dir jern deutsch schreiben, my Justecken, aber ul Seele — ich kann nich mehr. Sei daher so jut, and go run in the Comptoir of Lewy, and let dir übersetzen mynen lettre von the Master Piesecke, was drei Jahr war knight of House bei de englische Jasanstalt.

The Englismans and Lords and Gentlemans, was so viel beest als the Bummler of London, sind eino janse nichtswürdige Nation. Wenn man a question maked to an so'nen Menschen, and man is not becant mit dem Kerl, than is the Antwort, wenn er will exprime a compliment: Zieh ab, schwüler Junge, et setzt ein Unjewitter! Goddam!

Un von die Theuerung and Preilage in the London City wirst du eine dunkle Ahnung kriegen, wenn ik dir sage, dass the price of the Dreierschrippe twelfe Shilling. Nu friss dir mal satt bei die zehrende Luft. Yes Kuchen! My Lady! Jo nich!

I was yesterdag in the Polka-Kneipe of Pall-Mall Strand. Ich lasse mir ein Beefsteak geben un drinke jans jemüthlich meine Porter. Setzt sich so'n oller Captän von de englische Flotte mir vis-à-vis. We speak politics. Of een Mal make er the question wie der Schwindel by uns steht. Ich sage natürlich Faul, un wissen Se, sage ich, was an den ganzen infamigten Krempel Schuld ist; the constitution. Er hielt das for injurien of Old-England and gabe mo an box on the ear, — knall Schoote nennt man des — au fuhrwerk mit mir of the Pall-Mall Strand, des ick bald in de Themse alle jeworden ware. Des kommt davon, des wir noch immer keene Flotte haben.

Schultze have i not gesehn seit tri Days. I have Forcht, that man the Gentleman injeschmissen hat. He had the verfluchte Anjewohnheit, over to bit in the profs of french Chocolade in the exhibition of Hyde-Parket. Er leckte nämlich immer an de Chocoladenproben in de Austellung. I hav ever said, thou, Schultze! Leck nit to ville, Aberst nee! Er leckte sich immer tiefer rin, an meente, wozu have i maket the great tour for London, wenn ick nich die Industrie kenne lernen s-ll. Nu werden se wohl det jemorken haben, wat er ausgeleckt hat un ihn gefelligst in die Stadtvogteschen of London besorch haben.

Nanu faerry well, myn jong! — hau du ju du myn Schnuteken! an lass dir nichts abgehn.

O good God! nur eene eenzige Weisse and the biscken Getraidekummel and i will to make a present mit des janze London an de exhibition. Schweinezucht verfluchtige! dein

Müller.

*) Aus dem so eben erschienenen: „Kladderadatsch in London;" die bekannten stehenden Figuren des Berliner Witzblattes Schultze, Müller, Zwickauer u. s. w. sind hier zu manchen guten Witzen benutzt. „Kladderadatsch in London" erscheint in Fortsetzungen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

№ 50.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 21. Juni.

Der Prozeß Bocarmé.

(Fortsetzung.)

Sechzehnte Sitzung am 13. Juni.

Nachdem der Vertheidiger des Angeklagten in seinem Plaidoyer noch am Schlusse der vorigen Sitzung angeführt hatte, daß mit den Behauptungen des Grafen Bocarmé in voller Uebereinstimmung ständen: die Nicotin-Flecken, welche man neben dem Gläser-Buffet gefunden; die offene Thür des Gläserschrankes, der gewöhnlich nicht offen sey, den aber Emerence bei ihrem Eintreten offen gefunden habe; das auffallende Betragen, das Fortlassen der Gräfin, die, nachdem sie durch ihre Unvorsichtigkeit das Unglück herbeigeführt, sich habe flüchten, und das, was sie gethan, den Domestiken verbergen wollen; die Worte: Mon pauvre mi-noche! welche Frau von Bocarmé an ihren Gatten gerichtet, und die es unmöglich sey, an einen blutbesudelten Mörder zu richten, — geht er beim Beginn der Sitzung vom 13. in seinem Vortrage auf die Nicotinverfertigung über und weist durch gelehrte Autoritäten nach, daß sich wirklich Gehalt und Werth des Tabaks nach der Quantität des daraus exzelten Nicotins bestimmen lasse. Er führt dabei einen Hrn. Schlösing an, welcher der erste Lehrer des Hrn. v. Bocarmé gewesen sey — „wenigstens durch seine eigenen Schüler, da der Graf in Köln die Elemente der Chemie gelernt habe.“ Der Letztere, der einen Plantagenbesitzer in Amerika zum Vater habe, hätte deßhalb ein mächtiges Interesse an dieser Procedur, den Tabak zu untersuchen, gehabt. — Der Vertheidiger erinnert dann an den Brief des Angeklagten an seinen Agenten Kraus in Paris, an jene intime Herzensergießung, mit welcher er sich hier einem Freunde erschlossen: „Stellen Sie Sich vor, daß diese Unglückliche, nachdem sie ihren Bruder vergiftet hat, nichts Besseres zu thun weiß, jetzt, wo wir alle Beide um dieser Geschichte willen im Gefängniß sind, als mich der schwärzesten Verbrechen anzuklagen und mir Alles zur Last zu legen.“ — Dann an seine Aussage in seinem Verhöre vom 28. Febr. „Denn es ist eine peinliche Sache;“ habe er ausgerufen, „ich kann mich nicht vertheidigen ohne meine Frau anzuklagen: und ich behaupte doch, daß sie unschuldig ist. . .“ Worte, die er bei einer Confrontation gesprochen, bei welcher Frau von Bocarmé nicht aufgehört habe, mit der beharrlichsten Grausamkeit ihn anzuklagen. — Der Vertheidiger fährt fort: „In seinem Verhöre vom 12. März ruft er, indem er Thränen vergießt (seine Frau vergoß keine Thränen, wenn sie ihn anklagte, und er weint bei der bloßen Idee, daß er sie beschuldigen könne!), dieselben Worte aus: es ist eine peinliche Sache, ich kann mich nicht vertheidigen, ohne meine Frau anzuklagen!“ (Der Angeklagte vergießt Thränen bei dieser Stelle und verbirgt sich das Gesicht mit dem Tuche.) „Der Brigadier Cambert deponirt, daß Hippolyte ihm gesagt habe, „seine Frau habe wohl davon in sein Glas gießen können“ .... er wagt es noch nicht zu behaupten, er fängt nur an, ein Wort darüber fallen zu lassen. Daraus erhellt die Delicatesse dieses Mannes .... es ist so peinlich, eine Frau zu beschuldigen! Hier liegt alles vor: die materielle That, welche Frau von Bocarmé begangen hat, und die Verzweiflung des Grafen, sie gestehen zu müssen. — Eine durch den Brigadier Cambert mitgetheilte Thatsache ist noch, daß Hippolyte ihm gesagt habe, daß, indem er in den Salon getreten, er zwei Personen gesehen habe, welche er nicht nennen würde und die durch eine gegenüber befindliche Thüre fortgegangen seyen. Combiniren Sie alle diese Angaben: die That begangen von Frau von Bocarmé, das Widerstreben des Grafen, sie zu beschuldigen, das Gift, was in den Gläsern zurückgeblieben ist, zwei Personen, welche durch die Thüre zum Säulensaale sich entfernen — und sagen Sie mir, ob ein einziger der wesentlichen Umstände des Details fehlt, welche der Graf Ihnen angegeben hat! — In seiner Confrontation mit der Gräfin vom 13. März verlangt er, nur 3 Minuten lang eine Zwiesprache mit ihr halten zu können, um sie zum Geständniß der Wahrheit zu bringen: hätte man ihm diese 3 Minuten gewährt, er würde ihr gesagt haben: „„Unglückliche, du siehst, daß du dem öffentlichen Ministerium, um dich zu retten, Waffen wider uns Beide gibst!““ Sie antwortete darauf: „„Ich werde meine Sprache nicht ändern!““ Da schreibt er ihr: „„Meine liebe Frau, bitte den Richter um die Erlaubniß, mich zu sehen; theile mir etwas über dein Befinden mit; sage mir, womit du dich beschäftigst. Ist es lange her, daß du Gonzalez nicht gesehen hast? Und die beiden Mädchen, wie geht es ihnen? Empfängst du Nachrichten von ihnen? Weßhalb bist du so böse gegen mich? Ich begreife das gar nicht. Ich weiß nicht, was dir das nützen kann; ich habe dir gar keinen Beweggrund dazu gegeben. Du hast vielleicht kein Vertrauen. Hältst du mich denn für deinen Feind? Hoffst und glaubst du, daß du je eine bessere Stütze finden kannst? Endlich, meine theure Frau, sind unsere Interessen nicht dieselben?“ Ist das die Sprache eines grausamen Vaters, der seine Kinder mißhandelt? — Und dann die Anspielung an eine Bibelstelle zum Schlusse, wie rührend ist sie in einem solchen Augenblicke! Was aber meine Beweisführung am entschiedensten vervollständigt, das sind die Rufe, welche man gehört hat: Aie, aie! au secours! Hippolyte! Das sind nicht die Vervollständigungen, die ein Schlachtopfer an seinen Mörder richtet: man ruft nicht den zur Hülfe, der uns erdrosselt — man ruft nicht seinen Meuchelmörder um Hülfe an! Der Ruf: au secours! ist aber unwiderleglich durch die Procedur festgestellt. Das Wort pardon ist zuerst im Munde der Frau v. Bocarmé aufgetaucht, die auch nicht dies gesagt hat, sondern Pardonne! Der Instruktionsrichter hat sie in dem fünften Verhöre gefragt, welchen Sinn sie mit den Worten au secours verbunden habe, welche sie eben so wie Emerence, wie Justine nach consequent sich gleich bleibender Aussage vernommen habe; da erst ist ihr aufgefallen, welches Argument für die Vertheidigung in diesen Worten liege, und nun zum ersten Male sey das Wort pardon laut geworden. — Was die Behauptung angeht, daß eine Champagnerflasche voll Nicotin schwerlich in drei Operationen zu erzeugen sey, so hat der hier nicht vernommene Zeuge Constant Desiré Rombaut eidlich ausgesagt, daß die Resultate der chemischen Operationen in eine gewöhnliche Flasche gegossen worden; eine solche enthält ein Fünftel weniger, als eine Champagnerflasche, mithin etwa 600 Grammen. Nun aber steht es wissenschaftlich fest, und Hr. Stas läugnet es nicht, daß 10 Kilogr. Tabak 500 bis 800 Grammen Nicotin geben können, je nach der Qualität. Hat Hr. v. Bocarmé nun nicht 20 oder 30 Pfd. Tabak bearbeiten können? und mußte die Flasche ganz voll seyn?“ — Der Vertheidiger geht dazu über, die beiden Aufstellungen des öffentlichen Ministeriums, daß ein Kampf statt gefunden, und daß das Gift Gustav Fougnies in horizontaler Lage einge-

gossen sey, so gut wie es ihm möglich ist, zu widerlegen. Seine Demonstrationen in Beziehung auf den Kampf und zur Erklärung der Wunden, welche der Graf an sich hatte, sind eben nicht sehr glücklich, und wie es in der Natur der Dinge, ziemlich gezwungener Art. Er fährt dann fort: „Wir kommen nun zu der Behauptung des Hrn. Staß, daß Gustav liegend das Gift hinuntergeschluckt habe — , eine Behauptung, deren Unsicherheit schon in der Zeit, in welcher sie gemacht wurde, sieben Tage nach dem Tode Gustav's, klar begründet ist . . . . Es ist offenbar, daß ein wohlschmeckendes Getränk alle Theile des Mundes durchdringt, in welcher Lage man sich auch befinden mag, während der Schmerz, den ein unerwartet erhaltenes Gift verursacht, nicht zu berechnende Folgen haben kann, besonders bei einem so abscheulich schmeckenden Gifte, das Contractionen aller Art verursachen kann. Was den Geruch des Nicotins betrift, so haben wir darüber nur zwei Worte zu sagen. Er hat wenig Aehnlichkeit mit dem Tabak und wird nur scharf und unangenehm, wenn man ihn längere Zeit ausströmen läßt . . . . Ist es und nicht selbst begegnet, daß wir ein Glas Essig statt Wein tranken? Und ist nicht bei Fougnies dieses rasche Zulangen doppelt begreiflich, wenn man bedenkt, daß er bei Regenwetter in einem offenen Cabriolet wegfahren sollte, und also natürlich noch gern ein Glas wärmenden Weines zu sich nahm? Was das gezwungene Einschütten des Nicotins betrift, so erkläre ich es für eine Unmöglichkeit bei einem Menschen, der zwei gesunde Arme zur Verfügung hat. Keinem Kinde von sieben Jahren kann man gegen seinen Willen etwas einschütten. — Gräfin von Bocarmé! was bleibt nun übrig von den Behauptungen der Kunst, den Deductionen der Beschuldigung und Ihrer eigenen Anstrengungen? Nichts! — wenn nicht für Sie die Schande, den Vater Ihrer Kinder haben opfern zu wollen, um Sich selbst zu retten! Gräfin v. Bocarmé! Sie wissen noch nicht: **Que noblesse oblige!** Diese jehnsüchtig verlangte Krone stoßen Sie heute mit Abscheu von Sich. Aber Sie hoffen vergeblich, wieder zu werden, was Sie waren, als Sie noch dem Ehrgeiz allein Ihr Herz geöffnet hatten, — denn Sie haben die edelsten Gefühle den wilden Verlangen der Selbsterhaltung geopfert. Wenn Hippolyte das Schaffot besteigt, das nur Sie ihm erbaut, so besteigen Sie es mit ihm; denn wenn ein Verbrechen begangen wurde, so geschah es nur durch Ihre Hülfe, durch Ihre Eingebung. Eine Schwester, die den Brudermord nicht billigt, schreit um Hülfe, und stößt entsetzt den blutbefleckten Mörder ihres Bruders von sich. Wenn aber ein Irrthum vorfiel, dann wirft sie sich an die Brust des Mannes, den dieser Irrthum mit ihr zu Grunde richten kann, und nennt ihn ihren **„pauvre ninoche."** Nachdem der Vertheidiger noch mit Bibel-Citationen und Hinweisungen auf das im Saale hängende Crucifix die Geschwornen zu rühren versucht, schließt er. Der Angeklagte beschwört feierlich seine Unschuld und dankt seinem Vertheidiger durch einen Händedruck: „Ich schwöre vor Gott", sagt der Graf, „daß ich unschuldig bin an dem Verbrechen, welches man mir Schuld gibt. Ich danke meinem Anwalt für den Eifer und das Talent, welche er bewiesen hat. Er hat die Wahrheit in ihr rechtes Licht gestellt."

Es folgt das Plaidoyer des Herrn Toussaint, des Vertheidigers der Frau v. Bocarmé. Er beginnt damit, die stärksten Verwünschungen wider die schamlose Presse zu schleudern, die unwahre Angaben und Entstellungen über das Betragen und das Leben der Angeklagten in Fülle in die Welt gesandt. Dann hebt er die vorwurfsfreie Aufführung seiner Clientin hervor. Er weist auf ihren Roman hin, den man ihr zum Vorwurfe gemacht, und der doch von jeder Unsittlichkeit frei, von der Hennegauischen Gesellschaft für Wissenschaft, Künste und Literatur die besten Lobsprüche erhalten habe. Er weist auf ihre Bibliothek hin, die nur ernste und schätzenswerthe Autoren enthalte: Bossuet, Fenelon, Chateaubriand. Er schildert ihr unglückliches eheliches Verhältniß, ihr stilles Dulden, ihre Milde, den Heroismus, womit sie das Kind ihres Mannes im Schlosse aufgenommen und Fremden es als ihr und des Grafen Adoptivkind vorgestellt habe. Dann hebt der Vertheidiger hervor, wie nach Emerence's Zeugniß, die vierzehn Tage vor dem 20. November erst in das Schloß Bitremont gekommen sey, in dieser Zeit das Verhältniß zwischen den Ehegatten durchaus nicht das zweier Menschen, welche sich zu einem Kapital-Verbrechen verbänden, gewesen sey; wie noch während des Mahls am 20. der Graf in grober Weise seine Frau gehindert habe, ein Werk der Barmherzigkeit zu thun. Daß sie das Gift nicht eingegossen, das zu beweisen — fährt der Vertheidiger fort —, habe er alle Hände voll: weßhalb denn kein Tropfen von Nicotin an ihren Kleidern gehaftet habe? weßhalb der Ermordete gerufen: **Pardon, Hippolyte!** und nicht: **Pardon, Lydie!** da Lydie als seine Schwester ihm doch so unendlich viel näher gestanden? Aus den Zeugen-Aussagen, wenn man sie durchgehe, erhelle klar, daß Lydie Fougnies sich in dem Augenblicke geflüchtet habe, in welchem der Graf sich auf sein Opfer geworfen. Aber nicht allein ihre Theilnahme am Verbrechen, ihre Complicität sucht der Vertheidiger der Angeklagten in dieser Weise zu widerlegen; er sucht die Gräfin auch zu rechtfertigen gegen die Beschuldigungen, daß sie ihren Bruder nicht gewarnt, und daß sie geholfen habe, die Spuren des Verbrechens zu tilgen, zwei Handlungsweisen, welche der Ansicht des Hrn. Toussaint nach übrigens nicht straffällig seyn würden. Gustav Fougnies habe wahrscheinlich am 20. Nov. seinen Verwandten angekündigt gehabt, daß seine Heirath nicht statt haben werde: der Grund, ihn zu tödten, sey mithin weggefallen, und Frau von Bocarmé habe unmöglich glauben können, ihr Mann werde jetzt noch seine Drohungen ausführen. — Daß sie die Gouvernante mit dem ältesten Kinde weggesandt, erkläre sich aus dem Wunsche, bei einer Unterredung über Geschäfte allein zu seyn; daß sie keine Trauer über den Tod Gustav's gezeigt, sey natürlich, da ihr Gefühl stärker mit der Beschäftigung um den Mörder habe in Anspruch genommen seyn müssen; daß sie sich in das Vorzimmer geflüchtet, sey nichts als die leicht erklärliche Folge eines Schwindels, der sich unserer in ähnlichen schrecklichen Augenblicken bemächtige. Der Vertheidiger beendet sein Plaidoyer um 2 Uhr, worauf der Präsident die Sitzung aufhebt.

Siebzehnte Sitzung am 14. Juni.

Um 9½ Uhr am 14. trat der Gerichtshof zusammen. Wieder waren viele Damen, worunter selbst welche von Paris, zugegen. Die Angeklagten wurden eingeführt. Das Gesicht der Gräfin Bocarmé erschien geröthet, ihre Züge angegriffen von den furchtbaren Erregungen der letzten Tage. Der Graf trat mit lächelnder Miene in den Saal, und setzte sich, nachdem er einen sarkastischen Blick auf die Menge geworfen. Der Staatsanwalt, Hr. v. Marbaix, entgegnete den Vertheidigern und suchte Punkt für Punkt alle ihre Gründe zu entkräften und zu vernichten. Er hielt alle Punkte der Anklage gegen beide Ehegatten aufrecht. Von den zu Gunsten der Gräfin vorgebrachten Gründen ließ er keinen gelten. Sie habe selbst gesagt, es wären ihr hundert Mittel zu Gebot gestanden, ihren Bruder zu retten. Und sie habe von diesen hundert nicht Eines gebraucht. Sie sey eine Frau ohne Herz noch Seele, sie — ihrem eigenen Geständniß zufolge — nur einmal in ihrem Leben geweint. „Verächtliches Weib," so schloß der Staatsanwalt den die Gräfin betreffenden Theil seiner Rede. Ob er, bei der Wahrscheinlichkeit, daß sie werde freigesprochen werden, zu diesem brandmarkenden Wort berechtigt war, mögen Rechtskundige entscheiden. Das letzte Wort hatte ein zweiter Vertheidiger der Angeklagten, Hr. Lachaud, der französische Rechtsgelehrte, den die Familie des Grafen von Paris beschieden hatte, und der den ganzen Scharfsinn seines Geistes, die ganze Macht seiner hinreißenden Beredsamkeit entfaltete, um alle Dunkelheiten, Lücken, Widersprüche zu Gunsten seines Clienten zu

benützen. Schon mit den ersten Worten wußte er die Zuhörer zu fesseln. „Das Herz preßt es mir zusammen, sagte er, wenn ich auf diese öde, berühmte Familie blicke, die auf diese Art all ihren Ruhm, all ihre Ehre zusammenbrechen sehen soll. Ich möchte weinen über sie, weinen über die drei Kinder, diese drei armen Geschöpfe, die nicht ahnen, daß in diesem furchtbaren Augenblick vielleicht alles Glück ihrer Zukunft erlischt, und die — hat der Staatsanwalt recht — nur in das Leben treten, um zu erfahren, daß sie von zwei Giftmischern geboren worden, und daß sie, wo sie sich hinwenden, erröthen und die Augen niederschlagen müssen, denn wo sie auch sehen, das Verbrechen der Eltern begleitet sie, und die öffentliche Meynung straft die Kinder in dem Vater!" Dann wendete sich der Redner an die Richter, die Geschwornen, indem er die Würde, die Unparteilichkeit pries, die jeder in dem langen feierlichen Prozeß aufrecht erhalten, indem er die Haltung pries, die der ganze Assisenhof beobachte, eine Haltung, vor der die Leidenschaften schweigen, die Vorurtheile verstummen müssen. Nie habe er eine schrecklichere Sache gesehen, nie eine würdigere Behandlung. Man habe ihm, dem Fremden, gestattet, hier das Wort zu ergreifen, weil — wo es gelte das Unglück zu vertheidigen — die Gränzmarken fallen und man dem Vertrauen des Angeklagten überlassen müsse, Unterstützung zu suchen, wo er sie zu finden glaube.

Nachdem der Redner so die Gemüther für sich gewonnen, ging er zur Beurtheilung des Angeklagten und der Anklage über. Er folgte ganz der Linie, die der erste Vertheidiger des Grafen eingehalten hatte. Aber was Herr v. Pacpe plump, roh ausgedrückt hatte, sagt Lachaud mit unnachahmlicher Schönheit, mit einer Rundung, einem Wohllaut des Worts, daß die Argumente, die der Verstand als absurd zurückstieß, sich dem Herzen einschmeichelten, das, so lange hin- und hergezerrt von den schrecklichen Thatsachen und den mitleidlosen Debatten, gern der Möglichkeit einer versöhnenden Lösung sich zuneigte. Es thut uns leid durch den Raum beschränkt zu seyn. Man müßte die ganze Rede wiedergeben, sie französisch wiedergeben, da jede Uebersetzung den Glanz und Schimmer des Ausdrucks verwischt und erbleichen läßt.

Er schildert den Grafen, wie er — ein Sohn des Urwalds — mit brennenden Leidenschaften und ungezügelten Begierden vermählt worden mit dieser Frau, im elterlichen Zwiste aufgewachsen, bald der Mutter beraubt, ohne Seele, ohne Herz, mit überwiegendem Verstand und einer Art starrer Tugend.

Diesem mit grausamer Schärfe gezeichneten Bild stellte er plötzlich einen kecken Gegensatz zur Seite. „Es gibt ein armes Mädchen, das hier vor Ihren Augen geweint hat. Dieß ist vielleicht das einzige Wesen, hier in diesem Saal wenigstens, das Mitleid mit dem Angeklagten hat. Diese arme Célestine Legrain, die diesem Mann den Verlust ihrer Ehre vorzuwerfen hat, dem die Pflicht obliegt, das Geld zur Erziehung des Kindes zu geben, das nicht den Namen seines Vaters tragen darf — dieses Mädchen brach beim Anblick des Angeklagten in einen Strom von Thränen aus — gegenüber jener andern Mutter, die nicht ein, die drei Kinder hat. Gewiß, nichts wird den Fall dieses Mädchens wieder gut machen, aber die Welt wird ihr verzeihen, weil sie gut war, und den Muth hatte zu weinen über ihr Kind im Angesicht aller Welt. Und sie wird eine gute Mutter seyn, sie wird das Kind seine Pflichten als Mensch lehren."

Nachdem Lachaud so die Zuhörer seinem Clienten selbst in seinen Lastern menschlich näher gebracht, suchte er nachzuweisen, wie der Graf rein toll gewesen seyn müßte, wenn er das Gift, das er seinem Schwager beigebracht haben soll, seit Jahren vor aller Welt, mit Wissen von Fougnies selbst, mit Wissen aller Dienstboten bereitet hätte, in der Absicht jenen zu tödten. Es möge ein wahnsinniger Mensch seyn, aber so wahnsinnig doch gewiß nicht, daß er muthwillig seinen Kopf aufs Schaffot trage. Dieß hätte er aber gethan, wenn er gehandelt hätte, wie man ihm Schuld gebe. Seinen Schwager vergiften, nach allen jenen Vorgängen, und doch unbekannt als Thäter bleiben wollen, das wäre gerade so gut gewesen, als wenn er hier in diesem Saal ihn mit der Pistole niedergeschossen, und dann behauptet hätte: ich bin es nicht. Eher hätte er ihn erdrosseln können, eher hätte er das Gift, statt es Tropfen für Tropfen zu bereiten, in Gent, Brüssel, Paris, beim nächsten besten Apotheker gekauft. Und er soll 10,000 Fr. auf die Bereitung des Gifts gewendet haben! Er habe mit dem Schwager gefrühstückt, und ihm das Gift nicht in die Chokolade gemischt. Er habe mit ihm zu Mittag gegessen und ihm nicht einen Tropfen in einen Apfel, in einen Spargel gegossen. Er habe gewartet bis zum Abend, bis wo der Kutscher vor der Thüre, alle Dienstboten in der Nähe gewesen, so daß sie augenblicklich herbeigelaufen seyen. Das alles sey so absurd, so monströs, so wahnwitzig, daß nur die Hartnäckigkeit in den Angaben der Frau begreiflich mache, wie man daran einen Moment habe glauben können. Wie die Gräfin nun zu ihren sogenannten Geständnissen gekommen, erklärte der Redner in derselben Weise wie der Angeklagte und Hr. v. Paepe, nur, wie gesagt, in so kunstvoll fesselnder Rede, daß man sich ihr kaum zu entwinden vermochte.

Wäre die Ueberzeugung von der Schuld des Grafen nicht so fest gestanden, diese Rede hätte sie erschüttern und die schwankende Wage zum Nachtheil der Gräfin sinken lassen müssen. Das ganze Auditorium schien bewegt von der Gewalt der Rede, alle Frauen weinten. Der Graf selbst, der dem vernichtenden Gewicht der Zeugnisse die kälteste Gleichgültigkeit entgegengesetzt hatte, schien einen Schimmer der Hoffnung zu schöpfen beim Hören der letzten, an die Geschwornen gerichteten eindringlichen Worte des beredten Sachwalters, den zu hören viele Personen aus weiter Ferne gekommen waren. Aber die Geschwornen wurden nicht irre durch den Zauber dieser blendenden Rhetorik. Ehe sie in Berathung traten, erhielt noch in einer Abendsitzung der zweite Vertheidiger der Gräfin, Hr. Harmignies, das Wort. Dann wurden die Fragen gebildet. Acht Fragen waren den Geschwornen vorgelegt, vier in Betreff des Grafen, vier gleichlautende in Bezug auf seine Gattin. Die erste Frage betraf die Hauptschuld, die drei andern waren Abstufungen bei der Complicität. Um 9 Uhr Abends entfernten sich die Geschwornen in ihr Berathungszimmer. Diese Berathung dauerte anderthalb Stunden. Um $10^1/_2$ Uhr verkündigte die Glocke die Wiedereröffnung der Sitzung. Die Geschwornen kehrten zurück, jeder suchte auf ihrem Gesicht den Wahrspruch zu lesen. Als der Gerichtshof seine Plätze eingenommen, verkündigte der Obmann der Geschwornen mit bewegter Stimme das Verdict. Es lautete schuldig gegen den Grafen, nichtschuldig in allen Punkten für die Gräfin.

Der Präsident ruft: „Lassen Sie die Angeklagten wieder eintreten, den Angeklagten zuerst." Bis jetzt hatte das Gegentheil stattgefunden: immer war die Gräfin zuerst eingetreten. Hätte diesmal dasselbe stattgefunden, so hätte sie, nach dem Spruch, vor ihrem Gatten vorübergehen müssen. Dieß wollte ihr der Präsident ersparen. Graf Bocarmé erschien also zuerst. Er zeigte sich etwas verwundert über die eingetretene Aenderung, schien übrigens ruhig und unbewegt. Unmittelbar nach ihm ward Frau v. Bocarmé eingeführt. Sie hatte den Schleier herabgelassen, den Kopf gesenkt, doch schritt sie festen Gangs voran und schien durchaus gefaßt. Der Greffier verlas den Wahrspruch der Jury. Beim Ertönen des unglücklichen Schuldig behielt der Angeklagte seine ganze Fassung; kaum flog eine leichte Röthe ihm über das Gesicht. Wie er das Nichtschuldig für seine Frau hörte, schien er sich darüber zu freuen, und dieß in einem halbverstohlenen Blick gegen sie auszudrücken. Bei der Gräfin verrieth keine Bewegung, kein Wechsel der Züge den gewaltigen Eindruck des Moments. Nicht Schmerz, noch Freude sprach aus ihren Blicken, ihrer Haltung. Der Präsident verkündigt ihre Freilassung. Der Graf wirft noch einmal einen Blick auf sie, als wollte er ihren Augen begegnen. Sie aber erhebt sich und schrei-

tet langsam nach der Thüre, ohne ihren Mann anzusehen. Während dieser Zeit richtet der Graf einige Worte des Dankes an den Vertheidiger seiner Frau, Hrn. Harmignies, der den Strom von Thränen, der ihm aus den Augen stürzte, mit dem Taschentuch verbarg. Die Mitglieder des Gerichtes ziehen sich zurück um über die anzuwendende Strafe zu erkennen. Zuvor wird noch der Angeklagte gefragt, ob er eine Bemerkung zu machen habe. Er wechselt einige Worte mit seinem Vertheidiger und erklärt: ich habe nichts zu sagen, als daß ich vollständig unschuldig bin. Seine Stimme scheint bewegt. Aber rasch nimmt er sich zusammen und spricht dann ruhig mit den HH. v. Paepe und Harmignies. Um 11 Uhr verkündigt der Gerichtshof das Todesurtheil, zu vollziehen auf einem der öffentlichen Plätze von Mons. Hr. v. Paepe verlangt Akt für eine Thatsache des Prozesses, die er als Cassationsgrund geltend machen will. Der Gerichtshof willfahrt der Bitte. Dann wird der Angeklagte abgeführt, ohne daß ihn seine Ruhe und Unbeweglichkeit verließ.

Zur Londoner Industrie-Ausstellung.

Finanzielle Verhältnisse.

Bereits bei Eröffnung des Krystall-Palastes, am 1. Mai, hatte sich folgender Ueberschlag der Ausgaben und Einnahmen herausgestellt, wobei zu bemerken ist, daß die Bank von England, nachdem von Privatpersonen die Verbindlichkeit zur Deckung des Garantiefonds übernommen worden war, sämmtliche Geldvorschüsse geleistet hat.

Ausgaben.

1)	Kosten des Krystall-Palastes (falls das Material nach dem Schlusse der Ausstellung den Unternehmern zurückgestellt wird)	Pfd. Sterl.	79,800
2)	Herstellung der inneren Räume und deren Ausschmückung	„ „	35,000
3)	Für den Preisfonds (aus welchem die Preise für den besten Bauplan, die für den Entwurf der Denkmünzen und letztere selbst gedeckt werden)	„ „	20,000
4)	Verwaltung mit Einschluß von Druck- und Beaufsichtigungskosten bis Ende April	„ „	20,943
		Pfd. Sterl.	155,743

Einnahmen.

1)	Freiwillig subskribirte Beiträge (abgesehen von dem sogenannten Garantiefonds)	Pfd. Sterl.	64,344
2)	Von dem Buchdrucker (Lowes, für das Privilegium, die Kataloge zu drucken	„ „	3,200
3)	Von dem Restaurateur Schwepye, für das Privilegium, die Erfrischungen in besonderen Sälen des Krystall-Palastes zu verkaufen	„ „	5,500
4)	Durch den Verkauf von Season-Tickets (Eintrittskarten für die gesammte Ausstellungsperiode) ging bis zum 29. April ein	„ „	40,000
		Pfd. Sterl.	113,044

Mehr als zwei Drittel sämmtlicher Ausgaben waren also bereits vor Eröffnung der Ausstellung gedeckt. Daß durch die Einnahmen im Monat Mai auch das letzte Drittel gedeckt ist, darf mit Sicherheit angenommen werden. Mit richtiger Berechnung ist dabei auf die aristokratischen Sitten eines großen Theiles des englischen Publikums spekulirt worden, das am liebsten die Ausstellung an solchen Tagen besucht, an welchen höhere Eintrittspreise stattfinden, zu welchem Zwecke dann auch in jeder Woche am Freitag dritthalb Shill. und am Sonnabend fünf Shill. Eintrittsgeld gezahlt wird, während es an den übrigen Tagen der Woche nur einen Shilling beträgt. Herr Schwepye, der Restaurateur, der seine Pacht mit 35,000 Thalern bezahlt, kömmt bei dieser Einrichtung jedoch nicht gut fort, denn derselbe aristokratische Theil des englischen Publikums hält es nicht für anständig, bei solchen Gelegenheiten viel oder überhaupt etwas zu essen und zu trinken, während an den Schillingstagen in den Restaurationslokalen kein Platz unbesetzt ist, indem dieses Publikum, noch bevor es an die Besichtigung der Ausstellung geht, seinen Geschmack zunächst durch Gefrorne, Kuchen und Gingerbeer zu befriedigen sucht.

Zwei Briefcouvertmaschinen

sieht man im Ausstellungsgebäude fortwährend von einer neugierigen Menge umlagert. Obwohl wir sonst auf die Beschreibung complicirter Maschinen uns nicht einlassen mögen, wollen wir diesmal eine Ausnahme machen, denn die von den HH. De la Rue u. Comp. ausgestellte Erfindung ist klar und jedem Laien verständlich. Die Thätigkeit der kleinen Dampfarbeiterin wenigstens ist leicht zu veranschaulichen. Ein Junge füttert das Instrument mit den zu falzenden Papieren, die zugeschnitten auf einem Haufen liegen, indem er ein Stück nach dem andern auf eine Metallscheibe legt. Das ist seine ganze Arbeit. Für alles Uebrige sorgt die Maschine selbst. Sobald das Papier auf seinem Platze ist, wird es von einer Zange abgeholt und in eine Zelle gezogen, wo sich durch einen gelinden Druck seine vier Zipfel in die Höhe richten. Kaum hat die Zange ihre Pflicht gethan, so legen sich zwei Metalldreiecke auf das Papier und falten die Enden nieder, während ein stählerner Arm, der an der Spitze mit einem Stückchen präparirten Schwamm bewaffnet ist, rasch die Ecken und Kanten mit Gummi streicht. Nach dieser Operation legen sich zwei andere Dreiecke auf das Papier und pressen die Zipfel an, während eine zweite Stahlhand das Couvert an beiden Enden faßt und auf ein endloses Band legt, von dem es unter eine Walze gleitet und geglättet wird. Die letztverfertigten schieben ihre Vorgänger vor sich her und ehe man sich umsieht, ist eine Säule Couverts aufgeschichtet. Die Maschine fabricirt mit Hülfe des Knaben 60 Couverts in der Minute.

Die bewundernswürdigsten Industriellen der Londoner Ausstellung.

Im Krystallpalast ist unter Anderem auch eine Industrie vertreten, die noch niemals auf irgend einer Ausstellung der Welt vertreten gewesen, nämlich die Industrie der Bienen, und zwar sind diese in Person, eben so wie viele andere Fabrikanten, anwesend. In einer Ecke des Palastes sind nämlich sehr elegante Bienenstöcke aufgestellt, die von zahlreichen Schwärmen bevölkert sind. Es ist zugleich dafür gesorgt, daß die Bienen nach Bedürfniß und Belieben das Glasgebäude verlassen und hinaus in die freie Luft fliegen können, wo sie im Hyde-Park und in den Kensington-Gärten den üppigsten Blumenflor zu ihrer Ergötzung und süßen Nahrung uneingeschränkt benutzen. Als ob sie wüßten, daß hier ihr Fleiß von der ganzen Welt bewundert werde, kehren sie immer bald in den Krystall-Palast wieder zurück, wo sie vor des Publikums Augen ihr Werk vollenden, denn die Stöcke sind so eingerichtet, daß man die Zellen und die Thätigkeit der fleißigen Kolonie vollständig überblicken kann.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 51.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 26. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung

Die geheime Polizei in London.

III. *)

Tally-ho-Thompson war ein berüchtigter Pferdedieb, ein Beutelschneider ersten Ranges und ein handfester Geselle, der sich vor Gott und Teufel nicht fürchtete. Einmal hatte er bei hellem, lichtem Tage in Hertfordshire ein Pferd gestohlen. Die Geschichte machte wegen der Kühnheit des Diebstahls und der weit berühmten Schönheit des Pferdes viel Aufsehen. Ich wurde beauftragt, dem Thompson nachzuspüren. Aber, wie ihm auf die Fährte kommen? Ich wußte, daß seine Frau mit einer kleinen Tochter in Chelsea wohnte. Da auch kein Zweifel war, daß der Spitzbube London verlassen hatte, so mußte er irgend einmal an seine Familie schreiben. Die nächste Aufgabe schien mir demnach, dieser Correspondenz nachzuspüren. Ich laure also zur Zeit der Briefabgabe um das Haus herum, und richtig sehe ich eines schönen Morgens den Briefträger an die Thür pochen und ein kleines Mädchen herauskommen, welches das Schreiben in Empfang nimmt. Hier muß ich einschalten, daß wir der Briefträger nie recht sicher sind, obwohl die Postverwaltung im Ganzen und eine höfliche Bereitwilligkeit beweist. Ein Briefträger kann uns nützen und in die Irre führen, je nach Gefallen. — Ich laufe nun dem obenerwähnten nach und sage ohne viel Umstände „Guten Morgen" zu ihm und „Wie geht's?" „Wie's mir geht?" fragt der Mann mit verwundertem Gesicht. „Nun freilich", sage ich, „Ihr habt da eben einen Brief an Madame Thompson gebracht?" — „Ja." — „Was war's doch für ein Poststempel, besinnt Ihr Euch noch?" — „Wahrhaftig, nein." — „Nun, ich will offen seyn und Euch die Sache auseinander setzen. Ich treibe einen kleinen Handel; Thompson ist mir Geld schuldig, und ich bin nicht so reich, daß ich die Summe verlieren kann. Ich weiß, daß er auf Reisen und bei Gelde ist, und muß herauskriegen, wo er sich aufhält, versteht Ihr?" — „Vollkommen," antwortet der Briefträger, „aber ich versichere Euch, daß ich den Poststempel des Briefes nicht mehr weiß. Alles, was ich sagen kann, ist, daß etwas Geld im Briefe war, ein Goldstück, wenn ich mich recht besinne."

Diese Auskunft genügte mir für den Augenblick. Thompson hatte seiner Frau einen Sovereign geschickt, und die Frau mußte ihm den Empfang des Geldes anzeigen. Ich dankte dem Briefträger und blieb weiter auf Wache. Nach Mittag kömmt das Mädchen aus dem Hause, und wie ich ihr folge, sehe ich sie bei einem Papierhändler eintreten. Durch das Ladenfenster kann ich erkennen, wie sie einige Bogen Postpapier, eine Feder und Briefcouverts kauft. Das geht vortrefflich, denke ich und kehre zurück auf meinen Posten. Eine Stunde darauf erscheint das Kind mit einem Briefe. Ich trete zu ihr und fange ein Gespräch mit ihr an. Leider aber konnte ich von der verdammten Adresse keinen Buchstaben lesen und bekam nur die Seite mit dem Siegel zu Gesichte. Ich merkte mir jedoch, daß und wo neben dem Siegel ein Tropfen Lack aufgefallen war. Das Mädchen giebt den Brief ab, ich warte, bis sie sich entfernt hat, und trete nun ins Postbureau. „Mein Herr", sage ich zu dem Direktor, „ich bin Beamter der Entdeckungspolizei. Es ist so eben ein Brief mit einem Lackropfen neben dem Siegel in den Kasten geworfen worden. Derselbe muß an einen Menschen gerichtet seyn, den ich verfolge; ich bitte Sie daher, mir die Adresse sehen zu lassen." „Nichts leichter, als dies", erwiedert mir der Postdirektor mit Höflichkeit und leert sogleich den Kasten auf den Tisch aus. Ich erkenne alsbald den Brief wieder und lese die Aufschrift: An Herrn Thomas Pigeon, **poste restante** in K. Noch am selbigen Abend fahre ich nach B., hundertzwanzig (engl.) Meilen von London. Nach meiner Ankunft gehe ich wieder auf das Postbureau, nenne mich und erkläre, daß ich die Absicht habe, die Person auszuhalten, die nach Briefen für Herrn Pigeon fragen würde. Man bittet mich, im Bureau zu bleiben; zwei, drei Tage; schon lange ich an, am Gelingen zu verzweifeln, endlich ruft man mich: „Geschwind, hier ist Jemand nach den Briefen." „Haltet ihn einen Augenblick auf," sage ich und eile aus der Thür. Ich sehe am Postfenster einen Burschen von fünfzehn bis sechszehn Jahren, einen Stallknecht, wie mir scheint, denn er hielt ein Pferd am Zaum, während er auf den Brief wartete. Ich streichle das Pferd. „Das ist Herrn Jones' Rappen", sage ich. — „Nein, der ist's nicht", meynt der Bursche. — „Aber das Thier sieht doch aufs Haar so aus, wie das von Mr. Jones." — „Mag seyn; aber es gehört Herrn A. im Gasthof zum Warwick-Wappen", und mit diesen Worten reitet er davon. Ich sehe einen Wagen, halte ihn an, steige ein und fahre so gut hinter dem Boten her, daß ich in derselben Sekunde durch das eine Thor in den Gasthof fahre, wie der Stallknecht durch das andere hineinreitet. Ich trete in das Gastzimmer und rufe die Kellnerin. In diesem Augenblicke kömmt auch der Bursche herein und übergibt dem Mädchen seinen Brief. Sie wirft einen flüchtigen Brief auf die Adresse und steckt den Brief, ohne ein Wort zu sagen, hinter den Spiegel über dem Kamin.

Was war nun zu thun? Ich grübelte, ich schielte nach der Stelle, wo der interessante Brief stak, ich schlürfte Schluck für Schluck mein Glas Grog — aber meine Erfindungsgabe blieb unfruchtbar. Jetzt verlangte ich ein Zimmer; doch es war Markttag und Alles besetzt. Ich mußte mich demnach anderswo einquartieren. Nichtsdestoweniger machte ich im „Warwick-Wappen" häufige und lange Besuche. Der Brief hatte noch immer seinen alten Platz. Endlich hatte ich das unthätige Warten überdrüssig und schrieb selbst an Herrn Pigeon; nur daß ich, anstatt Thomas P., John P. auf die Adresse setzte. Am anderen Morgen, es war ein entsetzliches Regenwetter, lauerte ich auf den Briefträger und sehe ihn endlich, meinen Brief in der Hand, ins Hotel hineingehen. „Wohnt hier ein Herr John Pigeon?" fragt er, als ich mit ihm in den Saal trat. „Nein", antwortet die Kellnerin; „doch . . . warten Sie einen Augenblick." Sie läuft aber zum Spiegel und holt den Brief hervor. „Der ist es nicht," — meynt sie — „er heißt Thomas; aber thun Sie mir den Gefallen, diesen Brief hier mit auf die Post zu nehmen." „Sehr gern," erwiedert der Briefträger und nimmt das Schreiben, nachdem es von der Kellnerin neu couvertirt worden war.

Diesmal war mir's leicht, die Adresse meines Mannes zu erfahren. Die Aufschrift lautete: Thomas Pigeon, **poste restante** in R. . . Northamptonshire. Ich eile nach dem Orte und halte wiederum Wache auf dem Postamte. Am vierten Tage endlich kömmt ein Bursche zu Pferde und fragt nach Briefen für Thomas Pigeon. „Woher kömmst Du?" fragt man ihn zurück. — „Aus der neuen Herberge bei R. . . ." — Der Brief wird ihm eingehändigt, und der Bote reitet in kurzem Galop davon.

*) Vergl. unseren „Sammler" Nro. 6. und 7.

Ich erfahre durch eingezogene Erkundigungen, daß die neue Herberge ein einzeln stehendes Haus, eine Meile von der Eisenbahn ist. Ich begebe mich dahin und finde in der ersten Stube Niemanden, als die Wirthin. Ich knüpfe mit ihr ein Gespräch an, frage, wie die Geschäfte gehen, spreche vom guten und schlechten Wetter, als plötzlich eine Seitenthür geöffnet wird und in einer Art Küche drei Männer, am Heerde sitzend und in einer Unterhaltung begriffen, sichtbar werden. Einer von den Dreien stimmt zu den Signalement, daß man mir von meinem Pferdediebe, Herrn Tally-ho-Thompson, gegeben hatte. — Ich trete ohne Umstände ein, setze mich zu den Männern und versuche, den Angenehmen zu spielen. Indessen sie sind auf ihrer Hut und scheinen fest entschlossen, im Schweigen zu verharren; nur dann und wann bedenken sie mich mit einem argwöhnischen Blicke. Ich sehe sie mir genau an, sie scheinen mir um Vieles stärker, als ich; dazu die einsame Lage des Wirthshauses, die Entfernung von der Eisenbahn, das Herannahen der Nacht — kurz, die Sache mußte entschieden werden, oder ich gerieth in keine kleine Gefahr.

Wie ich so nachdenkend vor dem Feuer saß, stand derjenige von den Dreien, den ich für den kraftlichen Thompson hielt, auf und ging hinaus. Ich hatte den Spitzbuben nie gesehen und, um seine Identität festzustellen, mußte ich ihm folgen, ihn beim Kragen fassen, und ihn gerade zu bei seinem vermeynlichen Namen nennen. Der Zufall wollte, daß er einmal mit einem Polizeibeamten aus Northampton zu thun gehabt, der, wie ich, mit Pockennarben gezeichnet war. So kam es, daß Thompson mich für jenen ansah. Ich fand ihn in Unterhaltung mit der Wirthin, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Geht, Tally-ho-Thompson, macht keine Kinddereien. Ich weiß, wer Ihr seyd; ich bin Polizeibeamter aus London und nehme Euch in Haft wegen Diebstahls, und nun, mein Lieber, macht Euch fertig, wir gehen miteinander." „Hol' Euch der Teufel!" war Thompson's ganze Antwort.

Als wir zu den Uebrigen zurückkehrten, fand ich dieselben nicht zum freundlichsten gegen mich gestimmt. „Laßt Thompson in Ruhe," sagte der Eine, „was habt Ihr vor mit ihm?" — „Was ich mit ihm vorhabe? Ich nehme ihn heute Abend mit nach London, so wahr, als ich lebe. Und dann müßt Ihr wissen, liebe Leute, daß ich draußen Verstärkung habe. Mischt Euch also nicht in meine Angelegenheit; es wäre das sehr thöricht von Euch, denn ich kenne Euch in- und auswendig." Nun hatte ich sie zwar niemals gesehen; aber mein Gesichtzug imponirte ihnen, und sie ließen Thompson ruhig sein Bündel schnüren. — Noch aber war ich wenig geschickt. Wie, wenn die beiden Männer unter dem Schutze der Nacht über mich herfielen und mir meinen Pferdedieb entführten? Ich wandte mich demnach an die Wirthin. „Wie viel Männer habt Ihr im Hause?" fragte ich. „Gar keine," erwiederte sie in mürrischem Tone. — „Wie, nicht einmal einen Stallbuben? Allons, Madame, keine Umstände, schicken Sie mir den Hausknecht; ich habe keine Zeit zu versäumen." Der Hausknecht, ein stämmiger Bursche, tritt ein. „Gebt wohl Acht, mein Freund", sage ich zu ihm, „ich bin von der Londoner geheimen Polizei; der Mann hier heißt Thompson und ist von mir wegen Diebstahls verhaftet. Nun fordere ich Euch auf im Namen der Königin, mir Hülfe zu leisten bei seinem Transport nach dem nächsten Bahnhof. Seht Euch vor, wenn Ihr mir nicht beisteht; es könnte Euch schlimm bekommen." Nie vormals hatte ich ein so verklüftetes Gesicht gesehen, als das des Stallbuben in jenem Augenblicke. Nach dieser Seite hin sicher, rief ich: „Nun auf, Thompson, es wird spät", und bei diesen Worten ziehe ich die Handschellen aus der Tasche. „Weg da mit dem Spielzeug", schreit er. „Nein, bei meiner Mutter Seele, Ihr werdet sie mir nicht anlegen. Ich folge Euch ruhig, aber ohne Schellen."

„Thompson", sage ich, „gebt ihr mir Euer Wort, Euch wie ein honnetter Bursche zu betragen, so lasse ich Euch die Hände frei. Wie Ihr zu mir, so will ich zu Euch seyn. Bleibt's dabei?" „Ja," antwortete der Gefangene, leerte ein Abschiedsglas mit seinen Gefährten, und am nächsten Morgen saß er unter Schloß und Riegel in Newgate. Er wurde zwar wegen mangelnden Beweises freigesprochen; ich höre jedoch, daß er mich in den Himmel hebt und ein Muster von Polizeibeamten nennt.

(Schluß folgt.)

Wie sich's in Polen reist.

Einem Privatbriefe entnehmen wir folgende Stelle über die Unannehmlichkeiten einer Reise in Polen:

Von Warschau fuhr ich mit der Personenpost nach Lublin, einer bedeutenden Stadt Polens, und von da nach Samosz mit Extrapost, die hier immer en carrière fährt, so daß die Pferde mit dem Leibe fast die Erde berühren. Diese zehn Meilen legte ich in vier Stunden zurück und zwar auf der Chaussée. Von Samosz aber verließ ich sie und hatte den fürchterlichsten Weg. Obgleich ich mit vier Pferden fuhr, erreichte ich den nächsten, etwa sieben bis acht Meilen entfernten Bestimmungsort meiner Reise erst am zweiten Tage in den Nachmittagsstunden. Nachdem ich mich etwas restaurirte, mußte ich, da mein Geschäft Eile forderte, sogleich weiter. An diesem Tage sollte ich noch vier Meilen des schrecklichsten Wegs hinter mich bringen. Um 5 Uhr setzte ich meine Reise mit frischen, kräftigen Pferden fort. Diese liefen die beiden ersten Meilen außerordentlich gut, obwohl sie fast immer bis an die Kniee in Schlamm versanken. Es wurde 7 Uhr und ganz finster; dazu fing es an zu regnen, ich hatte einen offenen Wagen und war schon die vierte Nacht, ohne geschlafen zu haben, unterwegs. Endlich kam ich in ein elendes Dorf, und da die Pferde durchaus nicht weiter wollten, mußte ich füttern lassen. Dann ging es wieder fort. Nachdem ich eine Strecke gefahren, verlor der Fuhrmann unglücklicherweise die Peitsche, und plötzlich, in einer Gegend, wo weit und breit kein Mensch zu sehen und zu hören war, blieben die Pferde stehen, und kein Rufen und Zureden vermochte sie weiter zu bringen. Der Fuhrmann wußte nicht, ob er den rechten Weg habe, es goß in Strömen, und von weitem hörte man das Heulen der Wölfe, das sehr bedenklich klang. Ich dachte an die Meinigen, an euch Alle, ihr Lieben, von denen vielleicht so Mancher in dieser Stunde im Kreise der Freunde, im Theater oder sonst wo vergnügt und sorglos weilte, und bat den Himmel, daß er mir mit seinem Schutze beistehen möge. Dabei griff ich nach meinem Rickfänger, damit ich nur einigermaßen bewaffnet war, denn ich hatte 100 Silberrubel bei mir und befand mich in einer Gegend, woher zu euch die berüchtigten Mäusefallenhändler kommen. Unterdessen hatte der Fuhrmann die Pferde umgespannt, sich auf eines derselben gesetzt, und nach langem Bemühen gelang es ihm, den Wagen wieder in Gang zu setzen. So fuhren wir wohl zwei Stunden unter fortem strömendem Regen Schritt vor Schritt; die Wölfe kamen uns oft so nahe, daß sie kaum noch 300 Schritte fern seyn mochten. Nach langem Fahren erreichten wir endlich wieder ein Dorf. Ich befahl dem Fuhrmann, daß er in ein Haus gehen und mir Leute bringen sollte. Er ging, und ich mußte lange warten, bis er mit einem Kerl zurückkam, der mit einem tüchtigen Knüppel bewaffnet war. Nach vielfachem, umständlichem Hin- und Herreden bewog ich den Menschen, eine Peitsche zu holen und mich für fünf Gulden, nach dem Orte meiner Bestimmung zu fahren. Als er sich auf den Bock gesetzt und ein jedes der Pferde ordentlich zusammengehauen, gingen sie wieder vortrefflich, und bald hatte ich das Ziel erreicht, nachdem wir zuvor, nicht ohne Gefahr, einen rauschenden Gebirgsstuß durchfahren hatten. Als ich mein Zimmer in Beschlag genommen und etwas Thee und Butterbrot genossen, legte ich mich mit unaussprechlichem Behagen nieder und dachte, nach so vielen Beschwerden und Mühseligkeiten endlich einmal eine ruhige Nacht haben zu können. Wie ich schon im Bett lag, war noch ein Bedienter meines Wirths, des Herrn

von . . . , im Zimmer. Ich deutete ihm an, daß ich seiner nicht mehr bedürfe, und er ging, sich unterwürfig verbeugend. Da ich in der Wohnung eines Edelmannes war und mich hier sicher glaubte, unterließ ich die Thüre zu verschließen. Auf einmal hör' ich sie leise wieder aufgehen. Ich richte mich in die Höhe und sehe nichts, obgleich der Mond ziemlich hell leuchtete. Als ich mich wieder niederlege, flüstert es abermals im Zimmer, und als ich diesmal aufblicke, sehe ich einen Kerl neben meinem Bette stehen. Natürlich erschrak ich, aber ohne mich zu besinnen, sprang ich auf, packte ihn beim Hasse und warf ihn nieder. Unterdessen hatte er meine Börse fallen lassen, die er schon in den Händen gehabt. Ich griff nach einem Stock, der zufällig in der Nähe war, und bläute auf den Kerl los, was ich nur konnte. Unter steten Prügeln warf ich ihn sodann zur Thüre hinaus, welche ich dann natürlich verschloß. Als ich meine Ruhe wieder gewonnen und mich behaglich im Bette dehnte, mußte ich über die gänzlich stillschweigend aufgeführte Prügelscene lachen. Zum Lohne meiner Anstrengungen durfte ich bis zum hellen Morgen ruhig schlafen, und auf die Unbequemlichkeit der Reise folgten einige sehr angenehme Rasttage.

Die Küche des kaiserlich russischen Hofes.

Bei der kaiserlichen Tafel in St. Petersburg gibt es sogenannte „Stationen". — Damit hat es folgende Bewandtniß: Die Kaiserin erkundigte sich einmal nach ihrem Haushaltsetat und fand die Summe etwas bedeutend. In einer Anwandlung von Hausfrauenlaune ließ sie sich die täglichen Rapporte mit den Specifikationen vorlegen und fand auf dem ersten, nach welchem sie griff, — eine Flasche Rum für den Rasleknick (Thronfolger). Das knapperte sie und reizte ihre Neugierde weiter zu blättern; aber was glich ihrem Erstaunen, als sie Jahre lang hinaus täglich eine Flasche Rum für die Rechnung des Rasleknick aufnotirt fand. Eine Flasche Rum täglich! Ihr jugendlicher Sohn ein so kolossaler Trinker; und zurück, und immer mehr zurück bis zur Zeit seiner Kindheit, bis zu dem schuldlosen Wiegenlager, — bis zum Tage seiner Geburt. Unerklärlich! Doch noch ein Blick auf die vorgehende Seite: Schon am Tage vor seiner Geburt! Nun war das Räthsel gelöst; ein Anderer mußte gemeynt seyn. Man forschte rastlos weiter; so gelangte man bis in die Neunziger Jahre. Hier war die Flasche zum erstenmal notirt, und eine Marginalnote bemerkte: Wegen heftigen Zahnschmerzes auf Befehl des k. k. Hofmedikus einen Theelöffel voll mit Zucker zu nehmen!! — Da ging der Kaiserin ein Licht auf. Weil der Kaiser Alexander als Rasleknick in den Neunziger Jahren wegen Zahnschmerzen einen Theelöffel voll Rum genossen und dieser deßhalb aus dem kaiserlichen Keller geliefert worden, mußte, auf alle seine Nachfolger hinab, der jedesmalige Rasleknick täglich eine Flasche voll Rum leeren, mindestens ward sie auf seinen Namen notirt. Man forschte man dem Unfuge auch in anderer Beziehung nach, und das Resultat war, daß die Rechnungen aufs Haar stimmten und auch nicht ein Kopeken verzeichnet war, der nicht verausgabt worden. — Aber wie! Das war der Kaiserin zu bunt. Sie theilte diese Entdeckung ihrem Gemahl mit; der las und las, und rechnete und rechnete, und sann lange nach. Endlich sagte er mit dem Ausdrucke eines Mannes, der eine tiefe Ueberzeugung in sich aufgenommen hat: „Das ist stärker, als ich; geht's so fort, muß ich mein Land verjehen, um meine Tafel zu bestreiten. Dem Dinge will ich ein Ende machen: Ich gebe mich in die Kost." Gesagt, gethan! Am andern Tage existirte keine kaiserliche Küche mehr. Von Stunde an verdingte der Kaiser sich und sein ganzes Haus. Es war eine Art Magenpacht; der ganze Hof wurde auf Leibrente gesetzet. Ein Pächter übernahm das gesamte Winter-Palais vom Georgensaal bis in den Stall en bloc und theilte es in „Stationen" ein. Der Kaiser und die Kaiserin zahlten per Kopf für ihre Kost fünfzig Rubel; für die Großfürsten und Großfürstinnen, nebst Allen, die an ihrem Tische essen, wurde per Kopf fünfundzwanzig Rubel gezahlt; für die Hofdamen und Kavaliere zwanzig; für das dienstthuende Personal fünfzehn; für die Unterbeamten zehn; für die Bedienung fünf; für die Stallleute drei Rubel. — Da trat plötzlich eine wunderbare Veränderung im ganzen Winterpalais ein; der Kaiser behauptete, nie so gut gespeist zu haben, der Hof freute sich der angenehmeren Unterhaltung, denn man sah der zahlreichen Gänge wegen länger bei Tafel; die Hoffräulein bekamen blühendere Farben, das Beamten- und Dienstpersonal wurde fetter, und am blühendsten war der Haushaltungsetat, obgleich er um die Hälfte zusammenschrumpfte, kurz alle Welt war zufrieden, bis auf Kellermeister und Koch; — und alles das die Wirkung einer Flasche Rum, woven Kaiser Alexander als Rasleknick einst einen Theelöffel voll mit Zucker genossen hatte, um auf Ordonnanz des Arztes sich die Zahnschmerzen zu vertreiben.

Abd-el-Kader in Meudon.

Noch immer residirt Abd-el-Kader im Schlosse von Amboise, d. h. in einer der schönsten und romantischsten Gegend Frankreichs. Seine Gefangenschaft ist wahrlich mehr Residenz als Gefangenschaft, und seine Einsamkeit ist bei weitem nicht so traurig, als man glauben könnte. Freilich fehlt dem Wüsten-Khan die Freiheit, die Franken auszurotten, nun er aber in den Händen dieser verhaßten Franken sich befindet, so kann er sich nicht beklagen, denn seine Feinde, mit deren Köpfen er nicht allzu viel Umstände zu machen pflegte, geben ihm eine Herberge, die in der That fürstlich ist. Abd-el-Kader ist von seinen Frauen, Söhnen und Verwandten umgeben, seine Generale und Diener bilden seinen Hofstaat; für seine Unterhaltung hat er ein kleines Haus-Orchester und herrliche Gärten voll Blumen; ein Sklave mit dem Fächer von Pfauenfedern wedelt ihm an heißen Tagen Kühlung zu; kurz, er besitzt alle Annehmlichkeiten, wie einst in seinem Palaste zu Maskara. Ein muselmänischer Koch bereitet ihm täglich sein Lieblingsgericht, einen Kapaun mit Safran, Tours liefert ihm das köstlichste Obst, und die Loire die schmackhaftesten Fische. Abd-el-Kader ist aber dennoch unglücklich. Er flüstert oft in trüber Stunde in seiner kraftvollen vaterländischen Sprache: „Wann wird mich diese fränkische Hundegeziefrung nach Meudon senden?" Woher dieses Verlangen des Wüstenkönigs nach Meudon . — Seit dem Tage, als sein Freund General Fabvier in der Kammer ihn die Möglichkeit dieser Ortsveränderung hoffen ließ, hat er keine ruhige Minute, und stets fragt sein forschendes Auge seine Umgebung: „Wann schicken mich diese Frankenhunde nach Meudon?" Es muß ihm Jemand den Plan des reizenden Meudon gezeigt haben. Darum sehnt er sich nach dem einsamen Meudon mit dem rauschenden Walde und duftigen Blumenbeeten. Darum will er nach Meudon, dem Waldbouquet von Frankreich. Abd-el-Kader hat guten Geschmack. Meudon, diese königliche Residenz vor den Thoren von Paris, mit seiner herrlichen Terrasse, von der herab man die Schlangenwindungen der Seine verfolgt, Meudon mit seinen Gemächern, Sälen, Kabinetten und Badezimmern, deren Zahl größer ist, als die der Hedschras, das verräth die Lebensklugheit des Arabers. Unglücklicherweise aber hat das Comité, welches seine Petition geprüft, gefunden, daß alles dies nicht in so hohem Grade der Grund von Abd-el-Kader's Sehnsucht nach Meudon sey. Was ihm an Meudon zumeist gefällt, ist nicht der schattige rauschende Wald, nicht das Bassin mit den schwimmenden Schwänen, ist nicht die Terrasse, auf der sich der Tschibuk so gemüthlich rauchen läßt, ist nicht der Palast, wo er sich in die Märchenwelt von „Tausend und eine Nacht" versetzt glauben könnte. Abd-el-Kader sehnt sich nach Meudon, weil dessen Wald voll von geheimen Schlupfwinkeln und Pfaden ist, weil Meudon neben der Eisenbahn liegt, und weil die Eisenbahn zum Meere führt, und weil am Meere ein Schiff liegen könnte, das ihn nach Algier zurückbrächte, wo er wie ein Feuerbrand unter seine

Araber fiele und seine Träume verwirklichte. Deshalb fragt Abdel-Kader stets voll Ungeduld und Wuth: „Wann schicken mich diese Frankenhunde nach Meadon?“ Das Comité hat leider diese Sehnsucht begriffen. Auch wird Abd-el-Kader sich in sein Schicksal fügen müssen und sein Gnadenleben auf Schloß Amboise fortführen, das im Grunde nicht so übel ist.

Pot-Pourri.

Concurrenz zum Hinrichten.

Am 22. April d. J. sollte Marie Clark in Ipswich (England) hingerichtet werden. Calcraft, der Henker, war aber am Tage vorher in einer weit entfernten Stadt „engagirt“. Der High Sheriff, der bekanntlich im Rothfall selbst die Execution besorgen muß, erließ daher eine öffentliche Aufforderung an Volontairs. Er erhielt bis zum folgenden Tage 12 Zuschriften, die er, mit Weglassung der Namen, dem Redakteur der „Household Words“ zugestellt hat. Wer nach der Lektüre dieser Schreiben noch von sittlichen Wirkungen der Hinrichtung sprechen kann, der ist ein hartgesottener Heuchler. Eine solche Masse von Rohheit, Gelbgier und pecksnifflischer Heuchelei konnte der furchtbarste Novellenschreiber nicht zusammenbringen. Einer schreibt im ärgsten Notenstyl (in der dritten Person), daß „er erbötig sey, Marie Clark hinzurichten auf billige Bedingungen, jedoch nicht unter 20 L. Wünscht baldgefällige Antwort.“ Ein Anderer „hat sich entschlossen, das unglückliche Frauenzimmer abzuthun, damit der Spruch des Gesetzes nicht unerfüllt bleibe“. Ein Dritter, mit gebührender Bewunderung für den „auswärts engagirten“ Calcraft, will es versuchen, seine Stelle zu ersetzen, so gut er kann. Der Vierte hat die Zuversicht zu sich selbst, daß er die Sache zur Zufriedenheit besorgen werde.“ N. N. will „die Person hängen, wenn die Bedingungen liberal sind und ihm zusagen.“ J. N. wünscht zunächst das Honorar zu kennen und bemerkt in einem Postscript: „ich bin 5′ 5″ groß, 32 Jahre alt und verheirathet.“ J. will „eben so billig bedienen wie Calcraft.“ Ein anderer „ist von Kindesbeinen auf mit Calcraft befreundet und wundert sich, daß dieser ihn nicht als Substituten vorgeschlagen hat, da er schon bei der letzten Hinrichtung seine Dienste angeboten habe.“ B. B. wird „das traurige Amt gegen gute Entschädigung übernehmen.“ Der Zwölfte endlich ist humoristisch: er verlangt 5 L. für „den Witz“.

In den Vereinigten Staaten besteht eine förmlich organisirte italienische Bettler-Bande, bekannt unter dem Namen „Catenoni“, das sich „zur großen Kette gehörend“ übersetzen ließe. Dieser Bettler von Profession kommen jährlich wenigstens 800 mit sardinischen Schiffen an. Es sind meistens Bewohner von Borzonasia, La Croce, Fontana, Buora, Chiavari und benachbarten Ortschaften, welche förmliche Agentschaften besitzen, die mit den amerikanischen in steter Correspondenz stehen, durch deren Vermittlung auch des in Nordamerika erbettelte Geld nach Italien geschafft wird. In Genua schiffen sich die Catenoni ein und verpfänden den Kapitäns ihre liegenden Gründe für die Ueberfahrt, haben aber in wenigen Monaten so viel zusammengebracht, daß sie das Verpfändete einlösen können. Die Agenten dieser Bettler-Gesellschaft in New-York, Boston, New-Orleans und anderen Städten versehen die neu angekommenen Catenoni mit allen möglichen Papieren, Empfehlungen, falschen Zeugnissen aller Orten, und in der letzten Zeit mit Certifikaten flüchtiger Patrioten, welche übrigens die besten Geschäfte machten. Unbegreiflich sind die Lügen und Kniffe, welche angewandt werden, um auf das Mitleid und die Börse der Yankee's zu speculiren. Wenn mancher wirklich flüchtige italienische Patriot nun nicht in der Union die Aufnahme fand, welche den ungarischen Flüchtlingen allenthalben zu Theil wurde, so hat er dies bloß der bekannten Gauner-Gesellschaft der Catenoni zuzuschreiben. Nach der in New-York erscheinenden „Eco d'Italia“, der wir diese Notiz entnehmen, brachte letzten 11. April die sardinische Brigg „Arbace“ nach 83 solcher Bettler von Profession. Nach einigen Jahren haben die schlauen Italiener so viel zusammengebettelt, daß sie in der Heimath Grundstücke erwerben und ruhig leben können.

Eine wenig bekannte Thatsache ist, daß der berühmte Scribe einst nahe daran war, von dem Messer eines berüchtigten Ungeheuers zu fallen. Als er eines Tages gerade in seinem Kabinet arbeitete, meldete sein Diener einen jungen Menschen an, der ihn zu sprechen wünsche. Es war Lacenaire. Er stellte sich höflich bescheiden vor und erklärte mit viel Gewandtheit die ziemlich delicate Ursache seines Besuches. Er sprach von einer großen Verlegenheit, indem er eine Anstellung in Belgien erhalten und gänzlich ohne Geld sey, kurz, er bittet Herrn Scribe um dreißig bis vierzig Franken, um nach Brüssel zu gelangen. Herr Scribe war durch des jungen Mannes Ton und Benehmen eingenommen worden. Dreißig bis vierzig Franken, sagte er, sind zu wenig, Sie werden damit nicht auskommen; ich werde Ihnen hundert geben. Wenn es Ihnen gut geht, so erstatten Sie sie einer alten Frau in Brüssel, hier ist ihre Adresse; sie ist eine alte Dienerin meiner Familie, welcher ich eine kleine Pension gebe. Mit diesen Worten trat Scribe an seinen offenen Schreibtisch, nahm sechs Goldstücke aus einem vollen Beutel und übergab sie dem jungen Manne, der ihm mit der feurigsten Herzensergießung eines sein gebildeten Menschen dankte und dem Dichter einige Verse zur Erinnerung da ließ. Lacenaire hat dies seitdem gestanden. Er kannte die Zimmereinrichtung Scribe's und hatte eine Stunde gewählt, wo die Dienstboten entfernt waren. Er sagte: Ich hatte mich zwischen die Klingelschnur und Scribe gestellt, und wenn er mein Verlangen mit abgeschlagen, so würde ich mit meinem Messer nicht viel Lärm gemacht haben. Schnell das Herz getroffen, und nur ein Seufzer, kein Schrei würde zu vernehmen gewesen seyn. Herr Scribe verdankt sein Leben einzig und allein seinem guten Herzen.

Das rechte Mittel.

Der neue Kaiser von China machte kürzlich wie ein englisch-chinesisches Blatt erzählt, eine Reise durch des Land und fand eine Besitzung, auf welcher der Hausvater mit seinen zahlreichen Weibern, Kindern, Schwiegerkindern, Enkeln, Urenkeln und Dienern aller Art in der vollkommensten Eintracht und bewundernswürdiger Verfassung lebte. Der Kaiser staunte diese seltene Familie an und fragte den greisen Hausvater, welche Mittel er angewandt, um eine so zahlreiche Bevölkerung in steter Frieden zu erhalten? Der alte Mann nahm darauf einen Griffel und schrieb auf die Haustafel nichts weiter als die Worte: „Geduld, Geduld, Geduld.“

Ein Musterstück englischer Manier wird einem Pariser Blatt aus London mitgetheilt. Ein sehr angesehener Sportsman gab seinen Freunden ein glänzendes Mahl und als man beim Nachtisch angekommen war, erzählte der Nobleman seinen Gästen: sie hätten das Pferd verspeist, welches beim Wettrennen in Derby Sieger geblieben sey. Seinen Gästen und den edlen Rennen selbst zu Ehren habe er denselben zu diesem Gastmahl eigens abschlachten lassen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nr. 52.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 28. Juni.

Die geheime Polizei in London.

(Schluß.)

Vor sechs Jahren etwa wurde ans hinterbracht, daß bei einigen Engrossisten in der City große Mengen Battist und Seidenzeug gestohlen wurden. Ich mit zwei Kollegen erhielt den Auftrag, der Sache nachzuspüren. Nach langen Bemühungen brachten wir heraus, daß in gewissen Läden, die zu den schönsten und belebtesten in London gehörten, Waaren der genannten Art zu so niedrigen Preisen verkauft wurden, daß sie, wenn die Käufer dabei bestünden, nothwendig gestohlen seyn mußten. Der Anfang war somit gemacht; wir hatten die Hehler. Das Nächste war nun, den Ort auszukundschaften, wo der Ankauf des gestohlenen Gutes vor sich ging. Auch hierüber kamen wir durch beharrliche Nachforschungen ins Klare. Es war dies nämlich ein Wirthshaus in der Nähe von Smithfield; hierher brachten die Austräger der bestohlenen Magazine, welche die eigentlichen Diebe waren, ihre Beute, und eben da kamen sie auch mit ihren Kunden zusammen. Für gewöhnlich logirten in dem Wirthshause Fleischergesellen, die aus der Provinz nach London kamen, um daselbst eine Stelle zu suchen. Dieses Umstandes wegen wurde unter uns beschlossen, ich sollte, um die nähere Bekanntschaft der Diebsbande zu machen, als Fleischergeselle verkleidet in der genannten Herberge einkehren.

Noch heute kann ich mich des Lachens nicht erwehren, wenn ich daran denke, wie ich, mein Bündel unter dem Arm, in die Gaststube trat und Quartier verlangte. „Ihr kommt aus der Provinz, junger Mann?“ fragte man mich. — „Ja freilich“, war meine Antwort, „oben aus Northamptonshire und ich komme mir mutterseelenallein vor in Eurer ungeheuren Stadt London, wo ich niemals gewesen bin und wo die Häuser und Straßen gar kein Ende nehmen.“ Gott, was ist das groß das London, was ist das groß!“ — „Hast Recht, mein Bursche,“ meynten die Anderen, „und Du wirst Dich mehr als einmal verlaufen“.

„Wir werden Dir bald eine Stelle schaffen“, sagten nach einigen Tagen der Bekanntschaft die anderen Gesellen zu mir, und in der Meynung, ich sey sehr darauf bedacht, so rasch wie möglich anzukommen, führten sie mich auf alle erdenkliche Fleischmärkte. Indessen konnte ich begreiflicherweise nie über den Gehalt einig werden. Man fand diese Bedenklichkeiten höchst sonderbar von mir und schöpfte solchen Verdacht, daß man mir auf Schritt und Tritt Spione nachschickte. Indessen kannte ich meine Leute. Ich machte ein dummes Gesicht, ging gaffend, die Hände in den Taschen, durch die Straßen, schlenkerte bald an den, bald an jenen Laden und machte mir ein Vergnügen daraus, meine Begleiter, die mir in einer Entfernung von fünfzig Schritten folgten, stundenlang durch die Stadt zu schleppen. Dann kehrte ich plötzlich um, that, als ob ich sie eben erst erblickte, und freute mich ausnehmend, ihnen zu begegnen, da ich mich schon wieder einmal in dem verdammten London verlaufen hätte.

Gefälligere Gesellschaft konnte ich mir gar nicht wünschen. Ihr Hauptspaß war es, mich in London umherzuführen. Sie zeigten mir unter Anderem die Gefängnisse, zumächst Newgate. „Also hier“ — sagte ich, wie wir vor dem Hause standen — „hier ist es, wo man die armen Leute aufhängt!“ — „Wie einfältig!“ meynten meine Begleiter, „nein, Fleischer, hier drüben sieh, das ist der Platz zum Hängen“ . . . Aber trotz der Sicherheit, in die ich die Leute eingewiegt hatte, war mir doch bange, ein Konstabler könnte uns bewerken und mich als Beamten anreden. Glücklicherweise blieb ich hier, wie anderswo, ungesehen, und Alles hatte guten Fortgang; nur daß es mir sehr schwer war, mit meinen beiden Antägehäsen ein nothwendiges Wort zu reden.

Die gestohlenen Waaren wurden in ein Hinterzimmer des Wirthshauses gebracht. Dort schloß man auch die Verkäufe ab. Gern hätte ich, gleich von Anfang an, einen Blick in diese Spitzbubenhöhle geworfen, doch wurde mir stets die Thür vor der Nase zugezogen. Ich mußte mich also noch weiter in den Vertrauen meiner neuen Freunde befinden. Demnach, wenn die Schurken ihre Geschäfte besprachen, saß ich dumm und gleichgültig am Kamin und rauchte, als hing ich eigenen Gedanken nach, meine Pfeife. Fragte nun einer von den Führern der Bande, die nur zum Abschluß von Verkäufen in die Herberge kamen, wer ich wäre, so meynte der Wirth: „Das da kömmt eben aus seinem Dorfe und weiß und merkt von Nichts was. Vor dem dürft Ihr Alles reden.“ Am Ende hatte ich meine Leute wirklich so sicher gemacht, daß ich in den geheimnißvollen Saal gelassen wurde und allen Verhandlungen beiwohnen durfte.

Gute zwei Monate hatte ich als Fleischer in der Herberge gelebt, bis es mir gelungen war, die nöthige Anzahl von Personalien und Thatsachen zu sammeln, so daß ich meine Kollegen von der Polizei auffordern konnte, zur Verhaftung der Spitzbuben zu schreiten. Bei der allgemeinen Arrestation, die nun erfolgte, wurde ich natürlich ebenfalls gefaßt und fortgeschleppt, denn ich mußte meine Fleischerrolle bis aus Ende fortspielen. Als mich der gutmüthige Wirth in Gefahr sah, rief er: „Nehmt den da nicht mit, seht Ihr nicht, daß es ein Bauernjunge ist, der noch in den Pantinen steckt und keinem Maitäfer ein Leids thäte.“ „Ganz schön,“ meynten meine Kollegen, „aber was wir einmal halten, das lassen wir nicht los.“

Noch war das Haupt der Bande nicht gefangen. Einige Tage vor der Katastrophe hatte mir der Mann im Vertrauen mitgetheilt, daß das Geschäft im Sinken wäre, daß er Bankrott fürchte und einer von den Ihrigen bereits von der städtischen Polizei arretirt worden sey. Er werde deßhalb nicht mehr auf die Herberge kommen und sich aufs Land zurückziehen. „Und wo,“ sragte ich, „kann man Euch finden, Mr. Shepherdson?“ — „In der „Untergehenden Sonne“, Commercial-Road; der Platz ist gut, und ich denke eine Zeit dort zu bleiben. Aber nichts mehr von Shepherdson, hörst Du, Fleischer, fortan heiße ich Simpson; dieser Name fällt weniger auf. Vergiß ihn nicht, Bursche, denn ich hoffe, Du wirst mich besuchen.“ — „Jedenfalls,“ erwiederte ich, und in der That wollte ich mit ihm mein Geschäft beendigen. Am Tage nach der allgemeinen Verhaftung begab ich mich in Begleitung eines Kollegen nach der „Untergehenden Sonne“ und ließ mir Herrn Simpson rufen. „Du bist's, Fleischer?“ rief er auf mich zueilend. — „Ja wohl, und hier bringe ich noch einen Freund mit.“ — „Einen Freund? Tretet ein, mein Lieber, die Freunde des Fleischers sind auch meine.“ Ich stellte ihm nun meinen Kameraden vor, und wir erklärten ihn zu unserem Gefangenen.

Ich kann nicht schildern, wie groß das Erstaunen unter den Spitzbuben war, als sie im Laufe des Prozesses inne wurden, daß ich nur ein verkleideter Fleischer gewesen war. Die Verhandlung wurde im Old-Bailey geführt, und da ich erst im zweiten Verhöre

vor den Schranken erschien, so war es spaßhaft, zu sehen, wie sich der Advokat fortwährend damit abquälte, herauszubringen, wo „dieser Fleischer" hingekommen wäre. „Denn", sagte er in seiner Rede, „ein Fleischer war dabei, und ohne Zweifel hat man ihn bei Seite gebracht, weil er bei der Anklage unbequem war." Und als nun gar der Staatsanwalt den Bericht des Polizei-Agenten ankündigte, der die ganze Untersuchung geleitet hatte, rief der Vertheidiger: „Wieder ein Polizei-Agent! ich dächte, wir haben genug von Eurer Polizei; den Fleischer braucht' ich, wo ist der Fleischer?" Im zweiten Verhöre erschien ich endlich in voller Uniform zum wahren Entsetzen der Spitzbuben, denen es nicht in den Sinn wollte, daß ich kein geborner Fleischergeselle gewesen. Das Ende der Geschichte war Deportation für die Diebe und Gefängniß für die fashionablen Ladenbesitzer, die das gestohlene Gut gekauft hatten.

Ich wurde einmal nach Chatham geschickt, um einen Juden, Namens Mesheck, aufzuspüren, der falsche Wechsel machte und, wie man zu sagen pflegt, mit Offizieren handelte und ein Halsabschneider war. Als ich in Chatham ankam, war mein Vogel ausgeflogen, und Alles, was ich erfuhr, beschränkte sich darauf, daß er wahrscheinlich nach London gegangen sey und eine Reisetasche mitgenommen habe. Diese Reisetasche ging mir nicht aus dem Sinn. Mit dem letzten Blackwaller Zug kam ich nach der Stadt zurück und erkundigte mich sogleich, ob man nicht einen Juden mit einer Reisetasche auf dem Bahnhofe gesehen habe. Es war allerdings schwierig, hierauf einen Bescheid zu erhalten, um so schwieriger, als ich, wie gesagt, mit dem letzten Zuge ankam und nur noch drei Gepäckträger auf dem Bahnhofe waren. Dennoch konnte sich einer von den Dreien genau erinnern, am Morgen einen Juden eine Reisetasche nach einem gewissen Gasthof getragen zu haben. Ich eile in den Gasthof; der Jude war mit seinem Gepäck dagewesen, aber bereits nach einigen Stunden in einem Kabriolet wieder damit fortgefahren. Ich lasse mir die Reisetasche beschreiben und erfahre, daß sie auf einer Seite eine Stickerei hatte, einen halb rothen, halb grünen Papagei, der auf einem Stocke saß. Mehr Information brauchte ich nicht; ich fliege dem Papagei nach, erst bis Cheltenham, dann bis Birmingham, bis Liverpool, endlich bis ans Atlantische Meer. Immer kam ich zu spät. In Liverpool hatte sich mein Jude bereits einen Tag vor meiner Ankunft nach den Vereinigten Staaten eingeschifft, und ich mußte ihn und den Papagei dem Teufel überlassen.

Einige Monate später wurde eine irländische Bank von einem Doktor Dundey um 7000 Pfd. Sterl. bestohlen. Der Dieb floh ebenfalls nach Amerika. Man hatte gegründete Vermuthung, daß Dundey sich in New-Jersey als Gutsbesitzer angekauft habe, und durfte hoffen, es werde gelingen, sein Landgut mit Beschlag zu belegen und durch den Verkauf die Kläger zu befriedigen. Ich wurde demnach nach Amerika geschickt, um die Sache zu versuchen. In New-York angelangt, erfuhr ich, daß mein Mann kürzlich in der Bank von Neu-Braunschweig Fonds deponirt habe. Ich mußte mich nun der Authentizität der Person versichern und ihn, um ihn gefangen nehmen zu können, in den Staat New-York locken. Mehrere Versuche scheiterten. Einmal war er schon entschlossen, auf einen vortheilhaften Geschäftsantrag hin, den ich und ein New-Yorker Beamter ihm briefflich machten, herüberzukommen; leider aber wurde sein Kind krank, als er eben abreisen wollte. Endlich brachte ihn uns das Packetboot. Ich beeilte mich, ihn zu verhaften und nach den „Gräbern", dem New-Yorker Kriminalgefängnisse, zu bringen. Am Morgen nach der Verhaftung war ich im Gefängnisse des Verhörs wegen. Wie ich so durch die verschiedenen Räume gehe und, nach meiner Gewohnheit, mit den Augen jeden Winkel durchsuche, was entdecke ich, verloren in einer Ecke ruhend? Die langgesuchte, vielverfolgte Reisetasche mit dem halb grünen, halb rothen Papagei, nichts mehr, nichts weniger. „Die Tasche da mit dem Papagei auf dem Baumstamme," rief ich mit dem Eifer der Ueberraschung, „gehört einem englischen Juden, Namens Aaron Mesheck, und keinem Anderen!"

Die New-Yorker Polizeibeamten sahen mir ins Gesicht, starr vor Verwunderung. „Woher wissen Sie das?" fragten sie. „Weil ich," war meine Antwort, „einmal in England eine wüthende Jagd auf diesen Papagei gemacht hatte."

Mesheck war in Amerika seinen englischen Gewohnheiten treu geblieben — und befand sich wegen einiger kühner Griffe in den „Gräbern". Ich unterjuchte die Tasche und fand in derselben werthvolle Notizen, die über seine Schurkereien in England jede noch fehlende Auskunft gaben.

Ein Besuch in einem Harem.

Picturesque sketches of Greece and Turkey. By Aubrey de Vere.

— — — Kurze Zeit ehe ich Konstantinopel verließ, verschaffte mir der Zufall eine Gelegenheit, das Innere eines Harems zu sehen, wie sie wohl wenig Menschen zugefallen. Ich hatte die Bekanntschaft eines jungen Franzosen gemacht, der sich schon seit geraumer Zeit in Konstantinopel aufhielt, und die Rolle eines Propheten, Magiers und Gott weiß was sonst noch spielte. Er war ein sehr gewandter Mensch, verstand sich auf Taschenspielerstücke und durfte diese öfters beim Sultan zeigen, der ihn jedesmal mit reichen Geschenken entließ. Er setzte durch seine Kunststücke die Leute in nicht geringe Verwunderung. In einer zahlreichen Gesellschaft hatte er einst allen Anwesenden irgend etwas gestohlen, dem einen die Uhr, dem andern die Börse; sobald die Gäste, durch ihn selbst aufmerksam gemacht, ihre Verluste bemerkten, so erfolgte eine heftige Aufregung, und jeder beschuldigte seinen Nachbar des Diebstahls; endlich kam man überein, die Polizei zu rufen, und jeder die Taschen ausvisitiren zu lassen. Die Polizei kam, die Durchsuchung ward angestellt, aber ohne Erfolg. „Ich meyne", sagte endlich der junge Taschenspieler, „es wäre nicht mehr als billig, daß die Polizei selbst auch, wie wir alle, durchsuchen lassen sollte." Das geschah augenblicklich, und zum Erstaunen aller Anwesenden, namentlich aber der scheinbar Schuldigen selbst, fanden sich alle vermißten Gegenstände in den Taschen der Polizei. Das Leben dieses Mannes war sehr seltsam und reich an Ereignissen gewesen, in allen Unfällen aber fiel er, wie eine Katze, immer wieder auf seine Füße.

Eines Tages kam er zu mir und erzählte, es sey ihm ein Fall vorgekommen, den er gern benützen möchte, wenn er nur nicht riskiren müßte, dabei mit dem Bosporus eine allzu genaue Bekanntschaft zu machen. Ein reicher Türke hatte sich in einen sehr lüstlichen häuslichen Verhältniß an ihn gewandt. Seine Lieblingssklavin hatte einen kostbaren Ring verloren, und dieser war zuverlässig entweder von einer seiner andern Frauen aus Eifersucht oder von einer Sklavin gestohlen worden. Die Frage war, ob er „der Magier, nicht ins Haus kommen, den Ring wieder gewinnen und den Dieb entdecken wolle." „Wenn ich einmal ins Haus hinein komme," sagte er, „so will ich schon unter irgend einem Vorwand ins Harem gelangen. Finde ich den Ring, so ist alles gut, wenn nicht, so wird der Türke entdecken, daß ich ihn zum Besten gehabt habe. Da er indeß bei Hofe gut steht, und wissen muß, daß ich dort nicht schlecht angeschrieben bin, so wird er mich wahrscheinlich mit der gebührenden Anszeichnung behandeln. Kurz, ich will's probiren, wollen Sie mitkommen? Sie können mir bei meinen Beschwörungen helfen." Der Vorschlag war gar zu lockend. Die Sache ward abgeredet, wir begaben uns in so stattlichem Aufzuge wie möglich — dieß ist im Orient unerläßlich, wenn man Achtung einflößen will — in einem der Leichenwagen ähnlichen Gefährte nach dem Stadtthell, wo der Türke wohnte.

Das Thor, an dem wir anlangten, schien nicht viel zu ver-

sprechen, bald aber befanden wir uns in einem großen mit hohen Mauern umzogenen Garten, gingen durch Reihen von Citronen- und Orangebäumen, und kamen so endlich ins Haus, wo wir von einer Anzahl Sklaven empfangen, und nebst unserem Dolmetscher durch eine lange Reihe von Zimmern geführt wurden. In dem letzten stand ein schlanker, schöner, ziemlich junger Mann in prächtigen Kleidern, und hieß uns mit ernster Höflichkeit willkommen. Wir setzten uns, und alsbald wurden uns Kaffee und lange Pfeifen präsentirt. Nachdem eine auch für den nachdenklichsten Menschen hinreichende Zeit verlaufen, fragte unser Türke, den meines Gefährten Zaubermantel, eine Elektrisirmaschine und andere Zauberinstrumente, welche die Sklaven aus unserem Wagen hergebracht hatten, endlich an den Zweck unseres Hierseyns erinnerten, höflich, ob wir die Operationen zu beginnen gedächten. „Welche Operationen?“ fragte mein Gefährte mit anscheinender Gleichgültigkeit. — „Die Entdeckung des Ringes.“ — „Sobald es Eurer Hoheit gefällig, und der weibliche Theil Eures Haushalles bereit seyn wird zu erscheinen,“ war die Antwort.

Auf diesen, Stutzen erregenden Vorschlag kam selbst die orientalische Gemessenheit unsers majestätischen Wirthes aus dem Geleise, und sein Erstaunen, wie sein Mißfallen wurde sichtbar. „Wer hörte je“, begann er, „daß die Frauen eines ächten Gläubigen einem Fremden und noch dazu einem Ungläubigen, einem Franken gezeigt wurden?“ Wir unserer Seits waren nicht minder erstaunt: „Wann hat man je gehört, daß ein Magier einen gestohlenen Schatz entdecken konnte, ohne der Person, die ihn verloren, oder der, die ihn sich angeeignet hatte, gegenüber gestellt zu seyn?“ Wenigstens zwei Stunden lang, wenn auch zuweilen durch Pausen unterbrochen, wurde der Streit, zuweilen mit Heftigkeit von Seite des Türken, von unserer Seite mit anscheinender völliger Gleichgültigkeit fortgeführt. Als endlich unser Gastfreund sah, daß unsere Hartnäckigkeit so unwandelbar sey, als die Beschlüsse des Schicksals, so zog er sich zurück, um sich mit seiner Mutter zu berathen. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück mit der Erklärung, unser Vorschlag sey lächerlich und ganz unausführbar. Alsbald erhoben wir uns mit ernstem Unwillen, und schritten nach der Thüre mit den Worten, daß man unsere Bärte sehr wenig respectirt habe. Ein ältlicher Mann, der zum Haushalt unseres Gastfreundes gehörte, und anscheinend eine Art halbgeistlicher Stellung einnahm, schritt jetzt ein, und nach einiger Berathung wurde entschieden, da wir nicht bloß Männer, sondern auch Magier und ungläubige Heilige seyen, so könne ohne Verletzung des moslemitischen Gesetzes zu unsern Gunsten eine Ausnahme gemacht werden, nicht so viel, daß wir das innere Heiligthum des Harems durch unsere Anwesenheit profaniren, sondern nur, daß wir in ein anstoßendes Gemach treten könnten, wohin die Frauen entboten werden würden.

Wir wanderten also durch eine lange Reihe von Zimmern, und befanden uns endlich in einem hohen großen Gemache, das der Luftzug aus dem Bosporus, über den die Gitterfenster hinaushingen, fächelte; im Kreise herum lief ein niedriger Divan, bedeckt mit Teppichen und Kissen, und durch die prächtigen Vorhänge drangen nur schwache Lichtstrahlen ein. Unter einem verwirrten Haufen rother Kissen und orangegelber Draperie saß oder lag vielmehr die Mutter unsers widerwilligen Gastfreundes. Ich konnte nur bemerken, daß sie alt war und da lag als gehöre sie zu der vegetabilischen und nicht zu der menschlichen Welt; gewöhnlich war sie durch den Rauch ihrer langen Pfeife halb verschleiert, wenn aber die Wirbel zufällig nach der Seite hin wogten oder dünner wurden, dann ruhten ihre dunkeln Augen auf uns mit einem halb gleichgültigen, halb abgeneigten Ausdruck. In Kurzem ließ sich ein Getrippel leichter Füße in einem anstoßenden Zimmer hören, vorwärts kams längs der Gallerie und — herein trat die ganze Gesellschaft der Frauen und Sklavinnen. Sie lachten ganz sanft und musikalisch, als sie eintraten, schienen aber doch auch erschreckt, hoben mit einemmal ihre Shawls, und zogen die Schleier nieder, stellten sich in einen Halbkreis auf und blieben hier mit über der Brust gefalleten Händen stehen. Ich saß ihnen gegenüber, trank Kaffee und rauchte, oder stellte mich wenigstens, als ob ich aus der 8 Fuß langen Pfeife rauche; auf der einen Seite stand der Mollah und einige männliche Mitglieder des Haushalts, auf der andern der schöne Ehemann, augenscheinlich mit dem Gang, den die Sachen genommen hatten, nicht sonderlich zufrieden, und mein Freund, der Magier, schritt unter den Werkzeugen seiner Kunst umher, gekleidet in einen schwarzen Mantel, besetzt mit flammfarbigen Zeichen, seltsam genug, um auch ein kühnes Herz mit Schrecken zu erfüllen. Außerhalb des Halbkreises standen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, mit zwei bis drei Fuß langen Stäben Gerstenzucker in der Hand, an denen sie während unsers ganzen Besuches sauglen.

Mein Gefährte begann seine Beschwörungen mit allerhand Sprüchen und Gesten, um allen Anwesenden die höchste Meynung von seiner Macht einzuflößen, und hielt nur zuweilen inne, um durch seinen Dolmetscher erklären zu lassen, daß es unmöglich sey, ein mit solcher Macht ausgerüstetes Wesen zu betrügen. Auf diese Ermahnungen schienen die Frauen sehr wenig zu achten, aber die Beschwörungsmanöver ergötzten sie, wiederholt brachen sie in ein Gelächter aus, bis ganz wörtlich eine jede den Kopf auf ihre Nachbarin Schultern lehnte. Nach einiger Zeit schritt der Ehemann, der allein sich nicht sonderlich gut unterhalten fühlte, ein, und fragte den Beschwörer, ob er jetzt den schuldigen Theil entdeckt habe. Mit der größten Ruhe versetzte mein Freund: „keineswegs; wie könnte ich auch, so lange die Frauen verschleiert bleiben?“ Diese neue Forderung erregte neue Verwirrung und eine lange Debatte, indeß schien mir, daß die Frauen eher für als gegen die Forderung stimmten. Der Ehemann, der Mollah und die Mutter beriethen sich abermals, nach kurzem Bedenken fielen die Schleier, und die Schönheit manchen Volkes des Orients stand unverhüllt vor uns.

Vier dieser verschleierten Personen waren, wie man uns sagte, Frauen, und sechs Sklavinnen. Die ersten waren in der That schön, obwohl in verschiedener Art und verschiedenem Grade, von den andern waren es nur zwei. Alle waren schlank, zart, dunkeläugig, und der Ausdruck war eben so mystischer als üppiger Art. Ihr Anblick hatte etwas eben so seltsames als liebliches, eben so seltsam als ihre Stellung, ein Mittelzustand zwischen Ehe und Wittwenschaft. Sie sehen keinen Mann außer ihrem Gemahl, und ein Besuch von ihm ist, die Lieblingsfrau ausgenommen, ein eben so seltenes und wunderbares Ereigniß als eine Sonnenfinsterniß. Sie benehmen sich gegen einander wie Schwestern; in ihrer Haltung bemerkte ich eine außerordentliche Gleichartigkeit, was um so auffallender war, als sie rasch von äußerster Unruhe zu kindischer Verwunderung und dann wieder zu unbändiger Lustigkeit übergingen.

Die Lieblingsfrau war eine Circassierin, und ein lieblicheres Bild ließ sich kaum denken. Verständig konnte man ihren Ausdruck kaum nennen, aber er war eben so würdevoll, als anmuthig und sanft. Ihre großen schwarzen Augen, die von einem milden Glanze strahlten, schienen selbst in der Dunkelheit Licht geben zu müssen, und die dichten Locken, welche sie in der Aufregung der Scene nachlässig um ihre Schultern schlang, glänzten wie ein Spiegel. Die Farbe ihres Gesichts war das ausgezeichnetste, was ich je gesehen, denn ihre perlenartige Reinheit schien mit einer zarten Farbe angehaucht, wie man sie manchmal im Innern einer Muschel sieht. Obgleich ziemlich groß, schien sie doch so leicht wie eine verkörperte Wolke, und schritt über die reichen Teppiche hin wie ein Kind, das die Last seines Körpers nicht fühlt; obgleich gemessen in den Zwischenräumen von Unruhe, war ihre Lustigkeit doch eine Art wildes Entzücken. Auch sie hatte den dem Orient eigenthümlichen Ausdruck von Ueppigkeit, der der Sittsamkeit keineswegs widerspricht, und um ihre Lippen schwebte ein eben so

ammuthiger als würdevoller Ausdruck, der stets bereit schien in ein Lächeln überzugehen.

Da ein Zaubermanöver auf das andere folgte, so verschwand allmählich alle Zurückhaltung, und keine Spur blieb von der unruhevollen Erwartung, welche diese strahlenden Gesichter beim ersten Fallen der Schleier bezeichnet hatte. Die schönen Frauen wagten um uns her, und warfen die Arme in die Luft, als hätten sie die Anwesenheit ihres Gemahls ganz vergessen. Jndeß hatten wir in unserer Untersuchung immer noch schwache Fortschritte gemacht, und als der Magier ihnen sagte, sie würden besser thun, ihm nichts zu verheimlichen, so sahen sie ihn an, als wollten sie sagen: „Du bist zu uns hergekommen, und zu beunstigen, aber nicht uns zu verhören.“ Entschlossen, furchtbarere Waffen anzuwenden, begann er seine electrische Maschine herzurichten, als der Mollah, nachdem er sie zwei oder dreimal betrachtet, näher trat und fragte, ob dieß Jnstrument gleichfalls übernatürlich sey. Der scharfsichtige Franzose antwortete sogleich: „keineswegs, es ist nur ein wissenschaftliches Spielzeug,“ und bemerkte dann zu mir gewandt mit leiser Stimme: „er hat sie früher schon gesehen, und ist wahrscheinlich gereist.“ Nach wenigen Minuten waren die Frauen in einen Kreis zusammengetreten und reichten sich die Hand. Er ließ ihnen nun durch den Dolmetscher sagen, wenn das Geständniß nicht augenblicklich erfolge, so würde jede zu gleicher Zeit von unsichtbarer Hand einen Schlag bekommen, das zweitemal werde die Warnung noch stärker seyn, und wenn sie auch diesmal nicht fruchte, beim drittenmal die Schuldige todt niederfallen. Diese Ankündigung wurde mit großem Ernst vernommen, aber kein Geständniß erfolgte, der Schlag fiel und der liebliche Kreis ward sogleich aufgelöst unter Geschrei und Gelächter. Der zweite Schlag erfolgte, und mit derselben Wirkung. Ehe der Magier seinen letzten Versuch machte, hielt er eine lange Rede an sie, sagte ihnen, daß er das Geheimniß schon entdeckt habe, wenn die Schuldige gestehe, so wolle er für sie bitten, thue sie dieß aber nicht, so müsse sie die Folgen auf sich nehmen. Kein Bekenntniß erfolge, und zum erstenmale sah mein zuversichtlicher Gefährte etwas niedergeschlagen aus. „Es hilft nichts,“ sagte er zu mir, „der Ring ist nicht wieder zu finden, sie wissen nichts davon; wahrscheinlich ist er verloren; wir können unser Versprechen nicht erfüllen; in der That, ich wünschte, wir wären mit guter Art davon.“

Ich gestehe, daß ich das Gleiche wünschte, namentlich wenn ich den Hausherrn ansah, der finster wie eine Donnerwolke dastand, mit dem Ausseyen eines Mannes, der sich in einer entschieden kalschen Stellung fühlt. Die Orientalen verstehen keinen Spaß, namentlich in einem Harem, und von der Unbeweglichkeit gehen sie rasch zu sehr bezeichnender und manchmal unangenehmer Handlung über; sie sprechen wenig und geben ihre Gesinnung durch die That kund. Gern hätte ich den Hausherrn reden hören, selbst mit einer drohenden Stimme, indeß baute ich sehr auf die Selbstbeherrschung und Gewandtheit meines Gefährten. Und ich täuschte mich nicht. „Thut, wie ihr mich thun seht,“ sagte er zu mir und dem Dolmetscher, und sobald der dritte Schlag mit eben so wenig Erfolg als die vorhergehenden gegeben war, schritt er auf den finstern Hausherrn mit einem von Vergnügen strahlenden Gesichte los und beglückwünschte ihn aufs eifrigste. „Ihr seyd ein glücklicher Mann. An Eurer Hausgenossenschaft haftet kein Makel; ein Glück ist es, daß Ihr nach dem klugen Manne geschickt habt, denn ich habe die Sache entdeckt.“ — „Was habt Ihr entdeckt?“ — „Das Schicksal des Rings: er ist nicht gestohlen, sonst hättet Ihr ihn zurückerhalten; ich würde ihn Euch zugestellt haben. Fürchtet nichts: Eure Hausgenossenschaft ist zuverlässig und tugendhaft. Ich weiß, wo der Ring ist, aber ich würde Euch täuschen, wenn ich Euch Hoffnung machte, ihn je wieder zu finden. Das ist ein großes Geheimniß, und die glückliche Vollendung der Sache übertrifft selbst meine Hoffnungen. Lebt wohl; die Sache ist abgelaufen, wie Ihr seht. Ihr seyd unter einem glücklichen Stern geboren. Glücklich ist der Mann, dessen Hausgenossenschaft zuverlässig ist. Jch verbiete Euch künftig, einer Eurer Frauen zu mißtrauen.“ Das Gesicht des Moslems während dieser Anrede läßt sich unmöglich beschreiben. Da stand er, wie ein Baum, halb im Sonnenschein, halb im Schatten; Freude und Aerger kämpften in seinem Gesicht, und Staunen überwog beide. Es war keineswegs unser Interesse zu warten, bis er sich wieder gefaßt und eine Ansicht gewonnen hätte über das Maß von Dankbarkeit, die er seinen Gästen zu zollen hätte. Wir schritten somit nach der Thüre. Jn einem Augenblick überwog der Jnstinkt der Höflichkeit, und er machte einem aus seinem Gefolge ein Zeichen. Seine Sklaven schritten uns voran mit Fackeln, denn es war spät geworden, und begleitet von einem halben Dutzend derselben als Ehrenwache, zogen wir wieder durch das große, weitläufige Haus, dann durch den Garten und bestiegen den Wagen, der außerhalb unserer harrte. Unser Abend verflog rasch im Besprechen unseres Abenteuers, und mehr als einmal dachte ich mit Vergnügen daran, welch ein unterhaltendes Jntermezzo der Besuch von Fremden für die abgeschlossenen Schönheiten seyn mußte. Ohne Zweifel erklangen die Bäder von Konstantinopel von manchem lustigen Lachen über diese Einbringen von Franken. Nie haben vielleicht Harensbewohnerinnen je so viel von Unglaublichem gesehen, und so vertraut mit ihnen in Anwesenheit des Hausherrn geredet.

Zur Londoner Jndustrie-Ausstellung.

Dunings Ausdehnungs-Modell eines Mannes.

Die Besucher der Ausstellung werden auf dem äußersten Westende des Gebäudes diese höchst eigenthümliche Erfindung des Grafen Duning wahrnehmen. Der Ursprung dieses Erzeugnisses ist romantisch genug, ihn unseren Lesern mittheilen zu dürfen. Der Graf hatte nämlich in seinen Jugendjahren an der Revolution Polens, seines Vaterlandes, Theil genommen und war deßhalb aus dem Vaterlande verbannt worden. Jn dem sehnsüchtigen Wunsche, seinem theuren Polen einst wieder angehören zu dürfen und die Güter seiner Vorfahren genießen zu können, ergab er sich mit dem größten Eifer mechanischen Forschungen, um so vielleicht das wirkliche oder eingebildete Vergehen gegen den Kaiser von Rußland zu sühnen, wenn er zeige, daß er, seinem Vaterland zurückgegeben, von besonderem Nutzen seyn werde. — Das Modell stellt eine männliche Figur von 5 Fuß Höhe dar, nach den Verhältnissen des Apollo von Belvedere gebildet, und ist so eingerichtet, daß sie proportionsmäßig bis zu 6 Fuß 8 Zoll vergrößert werden kann. Der Zweck der Maschine ist, die Einkleidung des Militairs zu erleichtern, und deßhalb ist sie so eingerichtet, daß sie in jedem einzelnen Theil eines jeden Körpers das Proportionsverhältniß wieder geben kann. Um dieses Resultat zu erzielen, waren natürlich höchst complicirte Vorrichtungen erforderlich, und die Anzahl von Federn, Schrauben und anderen Sachen machen es in der That zu einem Wunderwerke menschlichen Denkens. Die Schneider betrachten es mit Erstaunen und Bewunderung; aber die Kostbarkeit der Construction macht es ihnen unmöglich, es käuflich zu erstehen. Es ist ein wunderbarer Anblick, das Modell sich ausdehnen zu sehen, und wohl einer sorgfältigeren Beachtung werth. Der Mechanismus besteht aus 875 Formstücken, 48 gehöhlten Stahlplatten, 163 Rädern, 202 ebenen, 482 Spiralfedern, 704 ebenen Platten und einer großen Menge von Schrauben und Nadeln, so daß das Ganze aus mehr als 7000 Stücken zusammengesetzt ist.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 53.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 2. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Frauen-Diplomatie.

Novelle.

I.

In Wien herrschten vor der März-Revolution zwei ganz verschiedene Arten, zu leben — das Treiben der Vorstädte hatte mit dem der innern Stadt beinahe keine Aehnlichkeit. Ein Familienleben, das sich auf einen kleinen Kreis beschränkt, war nur noch in den ersteren zu finden, während in der Stadt selbst die Theater, die Konzerte, der Luxus, der Skandal mit wenigen Ausnahmen einzig die Interessen abgaben, welche alle Existenzen zersplitterten und des innern Gleichgewichts beraubten.

Auf der Landstraße, einer der größten Vorstädte Wiens, liegt rechts, etwas von der Hauptstraße entfernt, ein großer Garten. In seiner Mitte birgt sich, der Straße unsichtbar durch die hohe Umfassungsmauer, ein hübsches, behagliches Haus. In einem Saale des Erdgeschosses, im rechten Flügel, in den man unmittelbar aus dem Garten trat, standen die Flügelthüren weit offen, denn es war Frühling, Anfangs Mai, und in Jedem das Verlangen rege, die ersten balsamischen warmen Lüfte einzusaugen.

Eine schöne hohe Frau, an deren Arm ein eben erblühtes, unendlich reizendes Mädchen hing, trat aus dem Saale in den Garten. In den Zügen der Beiden war nicht die mindeste Aehnlichkeit zu entdecken, und doch waren es Mutter und Tochter. Die Mutter blond, mit zarten, feinen Zügen, die Tochter dunkel mit einem Kopf wie eine griechische Bildsäule und dazu in den braunen, lebhaften Augen einen Ausdruck von Güte und Unschuld und von glückseliger Herzensfröhlichkeit um den kleinen, schwellenden, dunkelrothen Mund — es war beinahe unmöglich, das Kind ohne eine sogleich erwachende Zuneigung anzusehen. Im Ganzen stellten die beiden Frauen eine vortreffliche Charakteristik von Nord- und Süd-Deutschland dar.

Die Tochter schritt mit fröhlichem Ausdruck dahin, der Blick der Mutter aber war mit banger Sorge auf die glatte Stirn ihres Kindes gesenkt, ihres ältesten und ganz besonders geliebten Kindes. Dem mütterlichen Auge war es nicht entgangen, daß die Tochter bei der sanftesten, weichesten Gemüthsart zuweilen eine tiefe, beängstigende Leidenschaftlichkeit an den Tag legen konnte. Das äußerte sich nur vorübergehend: ihr selber unbewußt; aber wie — hatte die sanfte, ruhige Mutter im Stillen oft zu sich gesagt — wie soll das werden, wenn das Kind einmal lieben sollte?

Eine Leidenschaft war in den Augen Gerhardinens — so hieß die Mutter, — Laura die Tochter — etwas besonders Gefährliches, Ueberwältigendes, da sie selbst nie eine empfunden. Als ihr jetziger Mann sich durch ihre Brüder in ihrem Hause einführen ließ, wußte sie, daß er um ihretwillen komme, daß er sie liebe, nachdem er sie, ihr selber unbewußt, nur einige Male gesehen. So, als sie ihn zu lieben begann, sah sie in ihm schon den künftigen Gatten. Ohne Aufregung, ohne Widerstand, ohne Kämpfe wurde sie die Seine.

Freilich, in ihrem sechszehnten Jahre hatte sie eine romantische Jugendliebe gefühlt, aber den Gegenstand dieser Liebe nie gesehen!

Sie war die Tochter eines reichen geadelten Kaufmannes, der, als sie geboren wurde, schon von seinen Renten lebte wie ein Fürst. Gerhardinens Brüder dienten beide in einem österreichischen Kavallerie-Regimente; sie selbst war, da sie die Mutter früh verloren, unter der Aufsicht einer Tante im Hause ihres Vaters in Breslau erzogen.

Ein schönes, begabtes, von Allen gefeiertes Kind, hing sie aber mit ausschließlicher Liebe an einer Freundin, einer Cousine, die, ein paar Jahre älter als sie, an einen Offizier verheirathet war und Marianne von Lemgo hieß.

Die junge Frau hatte eine Hochzeitsreise nach Berlin gemacht, und von daher zurückkehrend, wußte sie Gerhardinen nicht genug von einer neuen Bekanntschaft, welche sie dort gewonnen, zu erzählen. Es war ein Freund ihres Mannes, Offizier wie er, und die junge Frau hatte sich fest in den Kopf gesetzt: Lieutenant Graf Hugo Gerstatt und Gerhardine von Walther müßten ein Paar werden! Wirklich hatte sie es durch wechselseitiges Rühmen des Einen beim Anderen dahin gebracht, daß Beide, ohne einander gesehen zu haben, sich lebhaft für einander interessirten.

Es schien in der That, als werde bei einem persönlichen Zusammentreffen sich Alles auf das günstigste fügen. Von Gerhardinens Vater war es allgemein bekannt, daß er einen unendlich großen Werth auf hohe Geburt lege — daß jenige, was ihm mangelte —, während er über große Reichthümer gebot, mit welchen hingegen der Graf nicht rivalisiren konnte, da seine Familie während der Napoleonischen Kriege Alles verloren hatte.

Es wurde verabredet, daß Graf Gerstatt Marianne Lemgo in Breslau besuchen und dabei ihre Schöne Cousine kennen lernen sollte. Da starb plötzlich der Vater Gerhardinens und hinterließ nichts, als sein palastähnliches Haus, seine Villa, seine Gärten, seine Equipagen, seine Bronzen, seine Renaissance-Möbel, kurz, lauter Dinge, zu deren Erwerbung er neben seinen europäisch berühmt gewordenen Diners ein fürstliches Vermögen verschwendet hatte, und deren Verlauf gerade so viel eintrug, daß Gerhardine von ihrem Drittheil anständig vegetiren konnte.

Glücklicher Weise war ihr ältester Bruder an die Tochter eines reichen Gutsbesitzers in Ungarn verheirathet. Zu diesem Bruder nun ging sie nach schmerzlichem Abschiede von der Freundin, ohne den Mann, der seit einem Jahre ihre Phantasie ausschließend beschäftigte, und dessen Name allein ihr sechszehnjähriges Herz höher klopfen gemacht, gesehen zu haben.

Nach einigen Jahren verließ sie das Haus ihrer Schwägerin in Ungarn, um ihrem jetzigen Manne nach Wien zu folgen. Er war ein bedeutender Maler, der Name Wolfram war weit und breit geehrt, und nie, auch nicht einen einzigen Augenblick, hatte sie seit ihrer siebenjährigen Ehe anders, als mit dankbarer Liebe, ihres Mannes gedacht. Sie war die glückliche Mutter dreier schönen Kinder; Laura, als die einzige Tochter, die der noch so jugendlichen Mutter Kind und Freundin zugleich war, nahm am meisten von den dreien ihre Theilnahme in Anspruch.

Wir erwähnten, daß Gerhardine mit banger Sorge an die Zukunft ihrer Tochter gedacht, und zwar mit der Sorge, welchen Einfluß eine heftige Liebe bei ihrem Charakter auf sie äußern werde. Daß die Mutter jetzt diesen Gedanken hege, war natürlich; denn Laura stand an der Schwelle der Gefahr.

Eben schmegte sie den Kopf an die Schulter der Mutter und sagte ein Gespräch fortsetzend, das im Saale begonnen worden:

Du glaubst nicht, Mutter, was er für schöne Augen hat!
Wie alt denkst du denn, daß er ist?
Ich glaube nicht, daß er viel älter als zwanzig Jahre ist.

Zwanzig Jahre!

Aber er steht so vernünftig aus! — Willst du mir versprechen, mich ganz gewiß nicht auszulachen, wenn ich dir etwas gestehe?

Rede, mein Kind!

Nun wohl — wenn der junge Mann jetzt zu uns käme und — und er wollte mich heirathen, und du fragtest mich — keinen Augenblick besänne ich mich!

Aber, Kind, du weißt ja nicht einmal seinen Namen, hast ihn nie gesprochen — oder hat er dennoch gewagt, dich anzureden?

Mutter! — und sie sah an der großen Mutter mit dem vollen Blick der Wahrheit auf — so etwas würde ich dir ja erzählt haben, ich sage dir ja Alles — und wie dankbar bin ich, daß du mir immer so geduldig zuhörst!

Ich fragte, weil ich dich wirklich für zu vernünftig hielt, um von einem Menschen, den du ein paar Mal auf der Straße gesehen, zu sagen: du würdest ihn ohne Weiteres heirathen!

Ja, das klingt auch recht leichtsinnig! Aber wenn man bedenkt, daß ich ihn nun schon seit einem halben Jahre jede Woche dreimal auf meinem Wege nach der Gesangstunde treffe, und er, der doch offenbar nur meinetwegen in Wind und Regen dasteht, sich nichts Anderes erlaubt, als einen höchst ehrerbietigen Gruß! — O, ich kann dir sagen, ich schäme mich oft, wenn du bei schlechtem Wetter mich fahren lässest und er in der schmutzigen Straße stehen muß, während ich hochmüthig an ihm vorüberrausele.

Und dennoch, Laura, muß die Sache ein Ende nehmen. Entweder ich gehe mit dir aufs Land, oder ich lasse dich die Gesangstunde für einige Monate aussetzen.

Als Laura das Köpfchen senkte, setzte Gerhardine bekümmert hinzu: Ueberlege selbst, mein geliebtes Kind! darf ich noch länger ein, wenn auch noch so entferntes, Verhältniß meines liebsten Kindes, meiner einzigen Tochter, mit einem unbekannten Menschen dulden? — Als Laura immer noch schwieg, setzte die Mutter mit der ihr eigenen, herzgewinnenden Wärme hinzu: Eine andere Mutter würde wahrscheinlich ohne Weiteres ihre Maßregeln ergriffen haben. Weil ich mir aber auf Erden kein Verhältniß zwischen zwei vernünftigen Menschen, sey es auch zehnmal Mutter und Kind, ohne gegenseitige Verpflichtungen denken kann, und von dir die rückhaltloseste Offenheit begehre und verlange, so werde ich auch nie etwas, das dich betrifft, sey es auch zu deinem Besten, hinter deinem Rücken thun. Ich frage dich deßhalb ganz offen: Soll ich der Lehrerin abschreiben, oder willst du auf ein paar Monate mit mir zu meiner Schwägerin nach Ungarn gehen?

Schreibe der Lehrerin ab, sagte Laura kaum hörbar, und zerdrückte eine große Thräne, indem sie sich an die Mutter schmiegte.

Gerhardine aber dachte tief bekümmert: Sie will Wien um keinen Preis verlassen!

II.

Wir sind im ***schen Gesandtschafts-Hotel. Ihre Excellenz die Frau Gesandtin, Gräfin Aurelie von Gerstatt, geborne Gräfin Schauenstein, eine kleine, ängstlich magere Dame, ruht in nervöser Abspannung auf ihrer Chaise-Longue; sie hat befohlen, daß man alle Besuche abweisen solle, und ist auf das höchste erzürnt, als sie trotz dieses Verbotes einen raschen Männerschritt in ihrem Vorzimmer vernimmt.

Sie wendet den Kopf nach dem Eingange; als sie aber den jungen Mann erblickt, der die herabgelassene Portière rasch aufhebt, glättet sich etwas die Zornesfalte auf ihrer Stirn.

Ah, du bist es, Georg! was wünschest du, mein Kind? fragte sie mit matter Stimme.

Mama, sagte eifrig der junge Mann, der eine auffallend einnehmende Erscheinung war, Mama, erlaubst du, daß ich dir etwas Wichtiges mittheile?

Die Gräfin winkte abwehrend mit der Hand. Jetzt nicht, mein Kind; ich habe furchtbares Nerven-Kopfweh, komm morgen früh zu mir, — aber jetzt nicht, — verlasse mich jetzt; und bitte, sage dem Hofmeister deiner Brüder, daß keiner von den Jungen mich stört.

Liebe Mama! ich bitte dich dringend, mich jetzt anzuhören! ich habe keine Geduld, bis morgen früh zu warten; es betrifft mein Lebensglück.

Ein spöttisches Lächeln flog um den Mund der Dame, dann sagte sie kurz: Irgend eine Liebschaft vielleicht?

Ja, Mutter! Aber nicht „irgend eine“, sondern eine entscheidende Liebe, eine Liebe, wie ihr sie in euren Salons nicht kennt

Ich verstehe; also eine romantische, außerhalb der Sphären der „gewöhnlichen Welt“ liegende. Die hat aber auch noch Zeit bis morgen, wenn nicht gerade Jemand dir die Schöne wegfischen will! Hast du schon einen Nebenbuhler, armer Junge?

Der Spott, mit welchem diese Worte gesprochen waren, beleidigte den jungen Mann. Er biß sich auf die Lippen und wandte sich zum Gehen. Seine Mutter hielt ihn nicht, sondern sagte nur noch einmal mit schmachtender Stimme: A demain.

Als Georg die Zimmer seiner Mutter verlassen, blieb er einen Augenblick auf dem Corridor stehen und murmelte leise, indem er die Hand an die heiße Stirn preßte: Ein übles Omen, daß Mama mich nicht einmal anhören wollte! Frauen sind doch sonst neugierig!

Er wandte nun seine Schritte nach den Gemächern seines Vaters, den er ebenfalls zu Hause wußte. Der Gesandte, Graf Hugo von Gerstatt, saß in seinem Schreib-Kabinet. Er gehörte trotz seinen fünfundvierzig Jahren noch zu den schönen Männern der Residenz. Groß, von auffallend schlanker und edler Gestalt, mit einem schönen dunklen, ausdrucksvollen Kopfe, sah er beinahe aus, wie der ältere Bruder seines Sohnes, der ihm außerordentlich ähnlich war. Er empfing ihn auch bei Weitem freundlicher, als die Gräfin, und richtete dadurch seines Sohnes gesunkenen Muth wieder etwas auf.

Hast du eine halbe Stunde Zeit, Vater? Ich wünschte ungestört mit dir zu sprechen.

Der Graf sah seinen Sohn überrascht an, nickte aber dann mit dem Kopfe.

So werde ich deinem Kammerdiener sagen, daß du für Niemanden zu Hause bist.

Der Graf folgte neugierig mit den Augen seinem ältesten Sohne, als dieser die Thür öffnete, um dem Kammerdiener im Vorzimmer die Weisung zu ertheilen, Niemanden vorzulassen. Als Georg wieder zu ihm trat, wies er ihm freundlich einen Lehnstuhl an und nahm selbst ihm gegenüber Platz.

Georg räusperte sich eine Weile, denn eine unerwartete Verlegenheit kam über ihn, als ihn sein Vater so neugierig musterte; er glaubte in seinen Zügen einen ihm wohlbekannten Ausdruck von Ironie zu entdecken.

Rede, Georg! was willst du mir mittheilen? sagte aber gütig der Vater, als er die Verlegenheit des Sohnes gewahrte.

Es ist eine lange Geschichte, fuhr Georg in einem plötzlichen Muthanfalle heraus, eine lange Geschichte, und zwar, wie du erfahren wirst — eine Liebesgeschichte!

Trotzdem, daß Georg's Blicke gespannt an seines Vaters Munde hingen, sagte dieser nichts. Er nickte nur mit dem Kopfe und bewegte die Hand zum Zeichen, daß Georg fortfahren solle.

Vor fünf bis sechs Monaten, im Spätherbste, begegnete ich auf der Landstraße einem jungen Mädchen. Ein Bedienter in einfacher Livree trug ihr ein Notenbuch nach; da dieser letztere auch zwischen den Fingern ein Billet hielt, so schloß ich, daß sie in eine Musikstunde gehe und also binnen einer Stunde zurückkehren werde. Ich wartete eine Stunde in einem benachbarten Café, und richtig, sie kam zurück.

Warum wartetest du aber eine Stunde, und warum wolltest

du sie auf dem Rückwege noch einmal sehen? Das hast du ganz vergessen, zu sagen.

Weil das gar nicht anders möglich war. Wer sie einmal gesehen hat, muß sie öfter zu sehen wünschen. Das geht nicht anders.

Ist sie so außerordentlich schön?

Vater, ich weiß, du hast viel gesehen, aber ich bitte dich, gehe mit mir die Wette ein, daß du nie etwas gesehen, das ihr gleicht!

Der ältere Graf strich sich lächelnd seinen Schnurrbart, und ohne weiter auf den Vorschlag seines Sohnes einzugehen, fragte er ruhig: Wer ist sie?

Da ich seit einem halben Jahre keinen anderen Gedanken als dieses Mädchen habe, so kannst du dir denken, daß ich alles über sie ausgekundschaftet, was man vermöge Geld und guter Worte nur erfahren kann. Sie ist die Tochter des berühmten Malers Wolfram.

Graf Hugo sagte nichts, aber er blies den Rauch seiner Cigarre mit einer höchst auffallenden Lippenbewegung weg, die sogar von seinem Sohne bemerkt wurde, der aber dennoch in warmem Eifer fortfuhr:

Sie ist das älteste Kind ihrer Eltern, die außer ihr nur noch zwei Söhne im Alter meiner Brüder haben. Ihre Mutter ist eine noch schöne merkwürdig wohl conservirte Frau, eine Nordländerin; auch ihr Vater ist kein Oesterreicher. Es soll eine außerordentlich gebildete, liebenswürdige und achtungswerthe Familie seyn. Doch eben fällt mir ein, den Vater mußt du ja selbst kennen, du hast ja damals das Bild für unseren König bei ihm bestellt!

Ich kenne ihn — fahre nur fort.

Durch das Wesen seines Vaters kleinlaut geworden, fuhr Georg fort:

Seit vierzehn Tagen begegne ich dem Mädchen nicht mehr, habe aber durch meine Kundschafter erfahren, daß sie nicht verreist und auch nicht krank ist. Ich kann das nicht aushalten, und will — und möchte nun dort einen Besuch machen. Der Maler Geiger will mich dort einführen, wenn — wenn du etwas von dieser neuen Bekanntschaft weißt, da die Familie außerdem ganz zurückgezogen lebt und gar keine anderen jungen Männer als Künstler bei sich sieht — und da — ich noch nicht unabhängig bin . . .

Man ist es gewöhnlich nicht vor dem zwanzigsten Jahre! sagte der Graf ironisch.

Georg wurde roth, aber er fuhr fort: so will Geiger nicht einen Cavalier dort einführen, dessen Absichten die Eltern vielleicht nicht billigen.

Vielleicht? Du bist sehr besonnen und unsichtig, Georg, daß du wirklich annimmst, deine Eltern billigten deine „Absichten" auf die Malers-Tochter vielleicht nicht! Bravo! Also schon Absichten, und noch nicht zwanzig Jahre alt! Bravissimo! das verräth früh einen soliden häuslichen Charakter!

Spotten Sie nicht mein Vater, sagte der Jüngling sehr beleidigt, indem er aufstand — ich bin fest entschlossen, nie eine Andere zu heirathen als Laura Wolfram.

Eine superbe Partie: Gräfin Laura Gerstatt zu Lingendorff, geborene — Wolfram! — Er lachte laut auf, als er das gesagt, aber nur sein Spott war gereizt, nicht sein Zorn. Die Liebschaft seines Sohnes unterhielt ihn, aber sie verdroß ihn nicht im Mindesten. Wahrscheinlich hielt er es nicht der Mühe werth.

Die höchste Wuth, die empfindlichsten Schmähungen würden aber Georg nicht so sehr empört haben, als dieser gleichgültige Spott. Er war im Innersten verletzt und wollte eben mit einer kurzen Verbeugung das Zimmer verlassen, als sein Vater ihn anrief: „Nun, und was sagt denn deine Auserwählte selbst zu deinen „Absichten"?

Was sie sagt? Wie sollte ich das wissen? Die Nachrichten meiner Kundschafter reichen natürlich nicht bis zu den tête-a-tête zwischen Mutter und Tochter, und anders wo wird sich wohl ein junges, wohlerzogenes Mädchen nicht über einen Anbeter aussprechen.

Bah! du verstehst mich nicht, oder willst mich nicht verstehen. Ich meyne, wie spricht sich das Mädchen dir gegenüber aus?

Mir gegenüber? Ich habe noch nie den Ton ihrer Stimme gehört!

Du bist ihr ein halbes Jahr lang nachgelaufen und hast sie nicht einmal angeredet — das ist göttlich! — Und mit einem außerordentlichen Gelächter legte der Graf seine Cigarre hin.

Georg aber sagte, von Neuem beleidigt: Dieses spöttische Lachen ehrt mich von einem von den Frauen so „bevorzugten" Manne mehr, als gäbe mir unser König den „pour le mérite"!

Du wirst impertinent, Junge! versetzte gutmüthig und sich die Thränen abtrocknend der Graf. Aber ich vergaß, daß du erst neunzehn Jahre alt bist. Nun, gib deinen Groll auf und höre mein letztes Wort in dieser Sache. Du kannst dem Mädchen die Cour machen, nachlaufen, Visiten und Liebeserklärungen machen, so viel du willst; auch die Sache so ernsthaft nehmen, wie dir beliebt. Aber mir erlaube gütigst, Alles als einen graziösen Scherz und weiter nichts zu betrachten!

Heißt das, Sie werden mir nie Ihre Einwilligung ertheilen?

Der Graf erhob sich, seine Augenbraunen zogen sich zornig zusammen, und dicht vor seinen Sohn tretend, sagte er mit langsamer und scharfer Betonung: Ja, das heißt es, mein Herr Gesandtschafts-Attaché.

So werde ich sie ohne ihre Einwilligung heirathen, und sollte ich auch zehn Jahre lang warten!

Warten Sie, so lange es Ihnen beliebt!

In zwei Jahren bin ich einundzwanzig Jahre alt und majorenn!

Ein höhnisches Lachen war die ganze Antwort des Gesandten. Georg wurde dadurch aber noch mehr gereizt und rief, seiner selbst kaum mehr mächtig: Bei meiner Ehre, und sollte ich arbeiten wie ein Tagelöhner, Laura wird, ehe zwei Jahre verflossen sind, von mir zum Altar geführt!

Er stürzte hinaus, sein Rufen seines Vaters brachte ihn zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mutter im Irrenhause.

Der „Deutschen Allgem. Zeitung" wird aus Hamburg geschrieben: In diesem Augenblicke beschäftigt ganz Hamburg ein Vorfall, der zugleich durch eine bei Geibler in Bremen unter dem Titel: „Eine Mutter im Irrenhause" erschienene, 150 Seiten starke Broschüre zu weiterer Oeffentlichkeit gelangt. Die Sache betrifft die hier wohnende Familie G., welche durch Reichthum und Stellung im höchsten Ansehen gestanden und jetzt einem Prozesse entgegensieht, der von nicht geringerem Interesse sein wird, als die causes célebres der letzten und frühesten Zeiten. Der verstorbene Herr G. hinterließ seiner Wittwe ein Vermögen von einer halben Million Francs, über welches sie allein zu verfügen hatte. Nachdem die Söhne herangewachsen, verlangten sie ihren Antheil vom Vermögen; die Mutter sah sich aber um so weniger veranlaßt, solchen Wünschen zu willfahren, als ihre Kinder desselben nicht bedurften. Es verbanden sich daher die drei Söhne, von denen der älteste hier als Jurist, der zweite als Kaufmann und der dritte in M. lebt, ließen die Mutter gewaltsam in das allgemeine Irrenhaus bei Heidelberg (später nach Illenau verlegt) bringen und für wahnsinnig erklären. Hier blieb die Frau, eine höchst gebildete und achtbare Dame, sieben Jahre. Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen befreite sie im Jahre 1848. Sie lebte eine Zeit lang bei ihrem Sohne in M., mit welchem sie sich versöhnt hatte. Hier trafen die drei Brüder wieder zusammen (die drei Töchter haben sich immer theilnahmlos verhalten) und zwangen die Mutter, ein Dokument zu unterzeichnen, in welchem sie zwei Drittel des Vermögens den Kindern abtrat. Als die Mutter gegen diese gewaltsame Handlungsweise protestirte, ließen die Söhne von drei Aerzten in M. Atteste aus-

stellen, welche die arme Frau wieder für wahnsinnig erklärten. Darauf aber ließ sich die Mutter von dem vortigen Leibarzte und von dem Gerichtsarzte bezeugen, daß sie durchaus nicht wahnsinnig sey, und reiste nun nach Hamburg, hier ihr Recht weiter zu suchen. Die Söhne, welche jetzt mit Recht einen kandalösen Prozeß fürchteten, ließen sich von dem Physikus B. hier den Wahnsinn der Mutter bescheinigen und sie unter Curatel stellen; dagegen stellte der Dr. K., welcher Frau G. sechs Monate lang besuchte, ein Attest aus, welches das Gegentheil sagte, und die Curatel ward alsbald von der Behörde aufgehoben. Nun erhob Frau G. Klage gegen ihren bisherigen curator sexus Dr. E., welche zur Folge hatte, daß ihr sogleich ein anderer Curator in der Person des Dr. B. gegeben ward. Und nun klagt dieser: 1) gegen die Söhne der Frau G., weil sie, ohne Recht, die Zinsen des Vermögens sieben Jahre hindurch eingenommen haben, also sieben Mal 20,000 Frcs., ohne bisher Rechenschaft abzulegen, da sie im Irrenhause jährlich nur 750 fl. verausgaben; 2) gegen die Söhne, weil diese sich das ganze reiche Mobiliar der Mutter, ihr Silberzeug ꝛc. angeeignet; 3) gegen die Söhne wegen gewaltsamer Erpressung des Dokuments, welches ihnen zwei Drittel des Vermögens gibt; 4) gegen den Direktor des Irrenhauses Dr. M. wegen gewaltsamer Festhaltung der Frau G.; 5) gegen die drei Aerzte in M., welche Zeugnisse ausgestellt u. s. w. Frau G. lebt jetzt in Paris, wohin sie vor einiger Zeit aus Furcht vor neuen Verfolgungen abgereist ist.

General Uminski.

Aus dem Leben des kürzlich im Alter von 71 Jahren zu Wiesbaden verstorbenen Generals v. Uminski wissen Personen, die ihn kannten, folgenden Zug aus seinen stürmischen Jugendjahren zu erzählen. Vor 1806, ehe der General Henrik Dombrowski den Aufstand der Polen auf Napoleon's verlockende Aufforderungen hervorrief, bewarb sich Uminski um die Hand einer vaterlosen jungen Polin, die unter dem Schutze ihrer Brüder lebte und durch Schönheit, Charakterfestigkeit und Reichthum glänzte. Sie versprach, ihm die Hand zu reichen, wenn er ein Jahr hindurch nicht Karten spielen, namentlich kein Hazardspiel irgend einer Art eingehen würde. Schon nahte sich im Karneval 18.. der Schluß der bis dahin glücklich überstandenen Prüfungszeit, als die Freunde eines seiner Rivalen in einer brausend mit ihm verbrachten Nacht unter Jungegesellen die Spielsucht herbeizogen, jubelnd die Geldrollen darauf ausschütteten und im Pharao hin und her rollen ließen. Uminski ward verleitet, spielte und verlor noch einen Theil seines, ohnehin durch unglückliches Spiel schon früher beträchtlich verminderten Vermögens. Am folgenden Abend erfuhr seine halb verlobte Braut den Vorgang auf einem Ball in Posen, trat aus der Polonaise und setzte sich todtenblaß zu den älteren Frauen. Uminski wollte sie mit schwer bedrücktem Herzen anreden, als sie ihn entschieden von sich fortwinkte. Er verließ den Saal, kehrte bald darauf mit sehr entstellten Gesichtszügen zurück, drang zu der jungen Dame, die sich mit Verwandten in ein Nebenzimmer begeben hatte, und stehte kniend um Verzeihung. „Nie, bei meiner Ehre!“ war die fest und leise ausgesprochene Antwort der jungen Dame. Da zog Uminski bei den schmetternden Harmonien der Ballmusik ein Pistol hervor, spannte blitzschnell den Hahn und brannte sich's im Munde ab. Aber das Feuer blitzte von der Pfanne und der Schuß versagte, ungeachtet man nachher beim Ausziehen der Ladung fand, daß der Lauf unter der Kugel mit Pulver überladen war. Die junge Dame ward schleunig weggebracht und hat ihn nie wiedergesehen; aber einer ihrer Brüder hatte ein schweres, blutiges Duell mit ihm. Als er nach langer Zeit genesen war, erscholl jener Aufruf Dombrowski's, und Uminski stürzte sich mit Verzweiflung in den Krieg, ohne bei aller Tollkühnheit dem Tode begegnen zu können. Ruhiger geworden, lernte er die taktische Kriegführung gründlich, ohne es jemals weder in der Strategie noch in der Subordination weit zu bringen, wie sein Benehmen gegen Ende der polnischen Revolution 1831 bewies.

Zur Londoner Industrie-Ausstellung.

Eisfabrikation mittelst Dampf.

In einem der Büffets des Glaspalastes in London kann man jetzt sehen, wie aus Wasserdampf vermittelst Dampfes Eis gemacht wird. Der Apparat (von einem Herrn Masters erfunden), bereitet innerhalb einer Viertelstunde an 100 Quart Gefrorenes der verschiedensten Sorten, und verbreitet nebenbei noch eine angenehme Kühle. Das Verfahren ist verhältnißmäßig sehr wohlfeil und auch im Kleinen anzuwenden; Apparate zum Gebrauche für Haushaltungen sind ausgestellt.

Unter den jüngst eingetroffenen Gegenständen der Londoner Ausstellung steht man vier ungeheure Fässer, die an Inhalt alles übertreffen, was man bis jetzt gekannt hat. Die zwei stärksten Fässer halten 2900 Gallonen, die zwei kleineren 1450. Diese in England gefertigten Fässer waren nach Spanien gesendet, wo sie mit Xeres waren gefüllt worden, und von dort wurden sie nach England zur Ausstellung zurückgeschickt. Ihr Inhalt, für welchen 1500 Pfund Sterling (18,000 fl.) Zoll gezahlt werden mußte, wurde von den Kommissären nicht in den Krystallpalast zugelassen und wird nun als Erfrischung verkauft werden.

Eine Probe des Londoner Ausstellungs-Deutsch.

Unter ihren vielen, für die in England jetzt anwesenden Fremden berechneten Annoncen enthält die Times auch nachstehende Bekanntmachung in Bezug auf die Britannia Tubular Bridge, welche zugleich in englischer, französischer und deutscher Sprache abgefaßt ist:

Einsehung der Britannia Röhren Brücke. — Die Röhren der Britannia Brücke Werden der Einsehung Herren Fremden alle Tagen, Sonntagen ausgenommen, von acht uhr Morgens bis acht uhr Abends offen gelassen. Die Herren Reisenden werden durchaus einem der Eisenbahn Bedienten stets begleitet. Ein Viertel stund ehe der durch-fahrende Zug erwarted ist Wird die Eingang der Röhren Verboten. Es wird den Beamtern Belohnungen Zu erhalten streng Verboten.

By order J. O. Binger.

Barcoline.

(Eingesandt.)

Sie saß am Arbeitstisch im schmucken Zimmer, —
Um's Fenster sproßt' der Abendsonne Gold,
Am Fenster rankte Epheu frisch und hold,
Vom Fenster winkte bunter Blumenschimmer.

Ich saß bei ihr und mich ergriff's wie nimmer;
Ihr ganzes Wesen ruht' vor mir entrollt,
Und was ich ihr in dem Moment gezollt,
Begeisterte Verehrung ist's für immer.

Ein schönes Bild! Sie saß still in Gedanken,
Die weiße Hand gepreßt an's schwarze Haar,
Ihr blaues Aug' hing an des Epheu Ranken.

Ihr schönes Herz — ich sah es sich entfalten
Voll holder Güte, edel, sanft und wahr.
Der Himmel mög' es glücklich stets erhalten!

Memmingen. Ernst Wit:.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 54.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 5. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung

Frauen-Diplomatie

Novelle.

(Fortsetzung.)

III.

Laura war, seitdem sie nicht mehr die Musikstunde besuchte, auffallend verändert. Ihre gütige und kluge Mutter suchte auf alle Weise sie zu beschäftigen und ihren Gedanken eine fesselnde Richtung zu geben; aber das gelang ihr immer nur auf kurze Zeit. Laura litt offenbar an dem Herzenskummer, ihren jugendlichen Anbeter nicht mehr zu sehen. Sie gestand das nicht ihrer Mutter, weil sie es sich selbst nicht zu gestehen wagte, und ihre Mutter fragte sie nicht danach, weil sie fürchtete, etwas, das vielleicht noch Funke war, durch unumwundenes Aussprechen zur helllodernden Flamme anzufachen. Sie ging überhaupt in einer Angelegenheit, wo es sich um die Ruhe ihres liebsten Kindes handelte, ungemein zart und vorsichtig zu Werke, recht im Gegensatz zu der übermüthigen und leichtsinnigen Weise, mit welcher wir den Grafen seinen Sohn in derselben Angelegenheit behandeln sahen. Die Männer handeln überhaupt immer weniger klug als die Frauen, nicht weil sie weniger klug sind, sondern weil es ihnen nicht der Mühe werth ist, klug zu handeln, da ihnen immer noch ein Ausweg: die Gewalt, übrig bleibt. Gerhardine war zwar auch im Besitze einer unbestreitbaren Gewalt: der mütterlichen, aber sie scheute aufs äußerste, sie anders anzuwenden, als in letzter Noth. Da bei ihr, wie bei allen Frauen, das Gefühl zarter und feiner ausgebildet war, versuchte sie erst einen sittlichen Weg und betrachtete den rohen Zwang als das letzte Mittel — und sie war nicht ohne Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, die Gemüths-Harmonie ihres Kindes aus diesem ersten Sturm auf das reine Herz unversehrt zu erretten.

Heute schlug sie ihr eine Prater-Fahrt vor, was Laura begierig ergriff, weil sie ihn zu sehen hoffte — ihn, den das arme Kind nicht vergessen konnte und doch mit Namen nicht zu nennen vermochte.

Gleich am Anfang des Praters machte Graf S. seine Reiterkünste. Als er das schöne Mädchen im Wagen sah, machte er einmal wieder seinen bekannten halsbrecherischen Satz mit seinem Pferde über den Wagen hinweg; ein lautes Bravorufen der Umstehenden lohnte die Bravour — Gerhardine aber war entrüstet und erschrocken zugleich und nahm sich vor, nicht mehr ohne ihres Mannes Begleitung nach dem Prater zu fahren.

Als die Damen am Ende der Allee wenden ließen, kam ihnen Graf S. schon wieder entgegen, und zwar jetzt zu Wagen. In Schlangenwindungen umfuhr er mit einem unglaublich leichten und kleinen Wagen — die beiden Schimmel auf antike Weise nur leicht geschirrt — im Nu die Bäume an der Seite, welche den Fahrweg vom Reitwege trennen. Er lächelte siegesfroh, als er mit einem schnellen Blick von seiner halsbrechenden Fahrt zwischen den eng zusammenstehenden Stämmen das schöne Mädchen, über die er so eben mit dem Pferde hinweggesetzt, ansah. Dieses Mal aber wurde Laura blutroth, denn der schlanke junge Mann, welcher neben dem tollen Ungar im federleichten Cabriolet sich wiegte, der Begleiter des „magyarischen Löwen“ war Niemand anders als er!

Ihrer Mutter entging nicht ihr Zusammenfahren und nicht der Blick des jungen Mannes, den er ohne Rücksicht auf der Mutter Gegenwart in die holden Augen ihres schönen Kindes bohrte; es entging ihr nicht, daß er sogar trotz seines gefährlichen Sitzes sich umwandte, so lange er das Mädchen sehen konnte.

Als sie vorüber waren, fragte Gerhardine mit klopfendem Herzen: War er das?

Statt aller Antwort nickte Laura. Gerhardine aber sagte leise: O, bürgte die Gesellschaft, in der wir ihn sahen, eben so für die Reinheit seines Herzens, wie sie die Reinheit seines Stammbaumes beweist!

Laura wurde blaß, sagte aber dennoch: Er ist so jung, er kann ja kein Genosse und Umgang, höchstens eine Bekanntschaft des Grafen seyn. Und bei Männern ist das ja nicht wie bei den Frauen, wo man bei jeder Beurtheilung den Umgang zu Rath zieht.

Gerhardine entgegnete nichts mehr, aber sie befahl dem Kutscher nach Hause zu fahren. Sie war über alle Maßen beängstigt von dem, was sie gesehen! Der Anbeter ihrer Tochter war ein Kavalier, ein Begleiter des Grafen S. und ein auffallend schöner Mann! Ursachen genug für sie, um auf das höchste besorgt zu seyn. Sein Name kümmerte sie nun nicht mehr, seitdem sie wußte, daß er zur Crême der Gesellschaft gehöre; denn Jemand anders würde der hochmüthige Graf nicht so öffentlich gestatten haben. Er beobachtete in seinem Verkehre mit Männern eine Ausschließlichkeit, die man leider seinem Umgang mit Frauen nicht nachrühmen konnte. Hätte sie gewußt, wie zufällig der arme Georg zu der Gesellschaft kam! Als der Graf S. seinen neuen Wagen bestiegen, hatte er mehreren Herren, die zu Pferde anhielten, um sein neues, elegantes Fuhrwerk zu mustern, zugerufen: Wer will mit mir fahren? Aber leichte Waare muß es seyn, setzte er hinzu, nicht schwerer als ich, sonst schlägt der Wagen um bei der Fahrt, die ich vorhabe — wer will mit mir fahren, wer hat Courage?

Alle lachten, aber Keiner sagte etwas. S. rief noch einmal: Graf Paul? Graf Rich? Fürst Ferdinand? Will Keiner? — Da kam Georg langsam des Weges daher geritten. S., der ihn nur wenig kannte, rief auch ihn an: Wollen Sie meine Rußschale besteigen und Sich von mir in Carrière um die Bäume herum drehen lassen? Die anderen Herren hier sind alle zu vorsichtig; doch das sind sie nur aus Rücksicht auf ihre Familien, es sind lauter so vortreffliche Ehemänner! Aber Sie . . .

Georg, dem der spöttische, übermüthige Zug in S's. Gesichte nicht entging und der wohl merkte, daß es nicht allein den vortrefflichen Ehemännern, sondern auch seinem jungen Blut gelte, sprang mit rothem Kopf vom Pferde, gab es seinem Reitknecht und stieg in die Rußschale.

Als er wieder sein Pferd bestieg, verwünschte er seine Fahrt. S. hatte ihn zwar nicht ungeworfen, aber dessen Gesellschaft ihn doch verhindert, dem Wagen Laura's zu folgen, wie er es gethan haben würde, wäre er allein gewesen. Er ritt den Prater auf und ab, er konnte sie nicht mehr finden, und nie waren ihm die anderen Frauengesichter so häßlich wie heute erschienen — sie, die beinahe alle sein schönes dunkles Gesicht mit neugierigem Wohlwollen mustern, dieses Gesicht, in dem noch nichts zu lesen war von dem, was die anderen Männer zur Schau trugen: Uebersättigung der Freude, Geringschätzung der Frauen, Verhöhnung der Tugend. Man verwundere sich nicht, daß die Wienerinnen von diesen drei zur Schau getragenen Eigenschaften verletzt werden. Die leichtsinnigste Frau schätzt die ehrenhafte Unverderbenheit eines Mannes, der verderbteste

Mann stellt die Unschuld über Alles — das ist die beste Strafe des Lasters, daß es sich selber haßt!

IV.

Der Gesandte Graf von Gerstatt wünscht der gnädigen Frau seine Aufwartung zu machen, meldete Gerhardinens Bedienter. Sie versetzte: Er wird zum Herrn wollen, führen Sie ihn hinüber, er war schon einmal bei ihm.

Nein, er hat ausdrücklich nach der gnädigen Frau verlangt.

Gerhardine begriff nicht, was der Graf bei ihr wolle; aber sie befahl, den Besuch zu ihr zu führen.

Sie hatte schon oft den Namen nennen hören, doch ohne zu ahnen, daß dieser Graf Gerstatt derselbe sey, den sie einmal, ohne ihn zu sehen, ihre erste Herzensregung zugewendet. Sie hatte in ihrer Jugend schon von einem Gesandten dieses Namens reden hören, und sie dachte, daß der jetzige derselbe sey.

Sie war allein; in dem uns bekannten Gartensaale trat sie ihm entgegen. Bei ihrem Anblick ward aber der weltgewandte Mann, der erfahrene Diplomat offenbar stutzig.

Er verbeugte sich tief und suchte nach Worten. Er hatte eine ganz andere Erscheinung hier zu finden gedacht, als er beschloß, wegen „seines Jungen mit des Mädels Mutter“ ein ernsthaftes, warnendes Wort zu reden, da er seine diplomatische Beredsamkeit für etwas Unfehlbares hielt. Diese schöne, hohe, blonde Erscheinung, diese Frau mit den Zügen eines Engels und dem Anstand einer Königin hatte er nicht hier erwartet!

Gerhardine bemerkte seine Verlegenheit und sagte freundlich, um eine Unterhaltung anzuknüpfen, indem sie auf einen Lehnstuhl ihr gegenüber wies: Sind Sie vielleicht ein Verwandter eines Grafen Hugo Gerstatt, der vor ungefähr zwanzig Jahren als Artillerie-Lieutenant in Berlin stand?

Ja, ein sehr naher Verwandter, sagte nun lachend und sicher der Graf: der allernächste Verwandte, denn ich bin es selbst.

Nun war an Gerhardine die Reihe, die Fassung zu verlieren; sie erröthete wie ein sechszehnjähriges Mädchen; der Graf sah das zu seiner höchsten Verwunderung und versetzte mit zunehmender „Sicherheit“:

Haben Sie mich damals gesehen, meine gnädige Frau? Ich habe Sie gewiß nicht gesehen, nicht bloß Sie nicht, sondern überhaupt Niemanden, der Ihnen gleicht, setzte er leiser, aber mit schärferer Betonung hinzu.

Gerhardinen gab dieses kecke Compliment ihre ganze Haltung, das ganze Gefühl ihrer Würde wieder. Sie sagte ernst: Auch ich habe Sie nie gesehen. Aber eine Cousine hatte mir viel von Ihnen gesprochen. Sie war Ihnen sehr zugethan.

Und wie hieß diese Cousine, wenn ich fragen darf?

Gerhardinen war es, als werde der Graf ihre damaligen Gefühle für ihn errathen, wenn sie Mariannen nenne. Aber als er zum zweiten Male dringend fragte, sah sie keine Möglichkeit, länger zu schweigen, und sagte kurz: Frau von Lemgo war es!

Frau von Lemgo! — Und er fuhr sich langsam mit der Hand über die Stirn, um die Schatten wegzuwischen, welche viele Jahre und zahllose Begegnungen über die Begegnung mit dieser jungen Frau geworfen!

Gerhardine beruhigte sich außerordentlich, als sie den Blick des Grafen träumerisch zur Decke gerichtet sah.

Sie sagte lächelnd: Bemühen Sie Sich nicht, Graf. Meine arme Cousine ist längst todt. Sie starb vor vielen Jahren an der Cholera in Berlin.

An der Cholera? Nun weiß ich Alles! Ihr Mann ist Oberst eines Cuirassier-Regiments, nicht wahr?

Gerhardine, der des Grafen plötzlicher Eifer, sein drängendes Fragen wieder Angst machte, nickte nur mit dem Kopfe.

Aber Sie, meine Gnädige, fuhr nun Gerstatt feuerroth fort, indem er aufstand und vor sie trat, aber Sie, wie heißen Sie, was war Ihr Mädchennamne?

Gerhardine hätte am besten ihn ruhig genannt, aber die Erinnerung an ihre frühere Neigung gab ihr ein förmliches Schuldbewußtseyn, und darüber verlor sie die sonst ihr eigene klare Ruhe. Sie sagte mit gezwungenem Lachen: Ich bin schon achtzehn Jahre verheirathet und habe darüber ganz vergessen, wie ich früher hieß. Ist das nicht natürlich?

Der Graf sah sie lächelnd an, mit einem Gefühl des Triumphes. Dann glitt sein Auge über den Tisch, auf dem er seine Hand stützte und welcher mit Albums und Büchern bedeckt war. Er suchte nach einem mit dem Namen der Eigenthümerin, und — er fand es!

Auf einem mit Juchtenleder überzogenen Album war aus Stahlstiften zusammengesetzt auf das deutlichste zu lesen: Gerhardine.

Gerhardine! nun hab' ich's! Gerhardine! Niemand heißt so als Gerhardine von Walther! Sie sind's! rief er mit einem so hellen Jubel, als finde er wirklich eine Geliebte wieder.

So schwer war es der Frau des Malers Wolfram noch nie geworden, ihre Fassung zu behaupten. Sie rang aber danach und errang sie auch.

Nun, da es sich gefunden, daß wir alte Bekannte, wenn auch nur durch Procura sind, so sagen Sie mir auch, was mir das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft bringt, nachdem wir, ohne etwas von einander zu wissen, so lange ein und dieselbe Stadt bewohnt, versetzte sie mit mildem Lächeln und sanfter, ruhiger Stimme.

Was mich jetzt zu Ihnen geführt? O, davon nichts, nun und nimmermehr! rief der Graf mit einer Art Schrecken und setzte dann sogleich mit veränderter Stimme hinzu: Lassen Sie mich mit Ihnen reden von vergangenen Zeiten, von jenen Zeiten, wo Marianne Lemgo mir von Gerhardine Walther erzählen mußte und mir immer nicht genug erzählen konnte! Wissen Sie, daß ich Sie damals in Gedanken zu meiner Braut auserkoren? Und welch ein Jammer, als mir Marianne schrieb, daß Sie mit Ihrem Bruder Breslau verlassen und nach Ungarn gegangen!

Gerhardinen blieb nun die Wahl, die Sache ernst oder scherzhaft zu nehmen. Nahm sie es ernst, so mußte sie, wenn der Graf in diesem Tone fortfuhr, ihm die Thür weisen; im Scherze hingegen konnte sie noch versuchen, ihn auf die rechten Wege zu bringen, und so that sie denn erst das Letztere, da sie, wie gesagt, gleich allen Frauen die Gewaltmittel als letzte Mittel betrachtete.

Dieses Geständniß ist entschieden verjährt, Graf, darum ganz ungültig. Ueberdies fehlt meiner Phantasie der Schwung, mich aus meiner Matronenhaftigkeit in die Zeit zurück zu versetzen, wo ich „jung und fröhlich“ noch gewesen! Bleiben wir bei der Gegenwart, lieber Graf, und machen wir uns nicht lächerlich vor unseren Kindern, indem wir à tout prix Reminiscenzen herauf zu beschwören versuchen.

Unsere Kinder? Mein ältester Sohn ist noch ein Kind, ein complettes Kind, das glauben Sie mir, gnädige Frau, der ich es Ihnen auf Ehrenwort versichere.

Gerhardine lachte laut auf. Wozu Ihr Ehrenwort? Ich glaube es auf Ihre einfache Versicherung. Ich weiß nicht, ist er drei Jahre oder dreizehn Jahre alt; ich schloß nur daraus, daß ich selbst eine erwachsene Tochter habe, daß auch Sie . . . doch, wie gesagt, ich kenne ja Ihre Kinder und Ihre Gemahlin nicht.

Sie kennen keines meiner Kinder?

Gerhardine sah ihm voll in die Augen und schüttelte mit dem Kopfe.

Es war, als fiele ein Alp von seiner Seele. Er ergriff ihre Hand und sagte feurig: Reden wir also nicht mehr von ihnen, sondern von uns! von jener Zeit! Erzählen Sie mir, was Ihre Cousine Ihnen von mir gesagt, und ob sie Ihnen verrathen, daß sie uns Beide für einander bestimmt hatte.

Das weiß ich wahrhaftig nicht, sagte Gerhardine ausweichend.

Alle Welt machte damals für mich Heirathspläne. Meine Mutter war todt, mein Vater galt für sehr reich — ich sollte um jeden Preis unter die Haube. Wie kann ich noch nach zwanzig Jahren wissen, wen man mir alles bestimmte! Glücklicher Weise hörte das auf, als ich arm wurde.

Sie sind nie arm geworden!

Doch, doch. Man hielt es für ein großes Glück, als ein talentvoller Maler, der aber damals durchaus noch kein berühmter Mann war, um die Waise anhielt. Ich hielt es auch für ein großes Glück, aber nicht aus demselben Grunde, wie die Leute, sondern weil er ein vortrefflicher Mensch war, ein Mann — wie es keinen zweiten mehr gibt!

Gerstatt war nicht beleidigt. Im Gegentheil, er fühlte sich von ihrer etwas starken Anpreisung ihres Mannes geschmeichelt, er hielt es für ein Mißtrauen gegen sich selbst, er glaubte, sie rühme ihren Mann so sehr, weil ihre Liebe für ihn schwach sey und sie, wie alle tugendhaften Frauen, den Liebhaber damit abschrecken wolle. Denn für tugendhaft hielt er sie — so viel Beurtheilung hatte ihm sein frivoles Leben während zwanzig Jahre doch gelassen — aber eben weil er sie für tugendhaft hielt, reizte ihn der Gedanke, sie jetzt nach zwanzig Jahren, die Mutter, die Frau, die er einst als Mädchen verloren gegeben, wieder zu erobern, so über alle Maßen. Er war bezaubert von ihr in einem Grade, wie er sich selbst das nicht mehr zugetraut; der Rosenschimmer seiner Jugend umstrahlte sie für ihn, und außerdem war sie wirklich nach seinem Geschmack eine der schönsten Frauen, die er je gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon's: „Il faut!“

In dem Leben eines großen Mannes finden sich oft, in eigenthümlicher Parallele mit seinen schöpferischen, Systeme gründenden oder vernichtenden Ideen, anscheinend kleinliche grillenhafte Geistesäußerungen, die einen oberflächlichen Beobachter in seinem Urtheile zu beirren geeignet, in Wahrheit aber für den tiefer Forschenden höchst interessante Belege zur Charakteristik desselben, moralisch nothwendige Ausflüsse jenes großen Geistes sind.

Es sey gestattet, einige solche Züge des „Mannes“ in dieser Zeit, da sein Bildniß die Erinnerung an seine Größe, sein Glück und seinen Sturz so mächtig angeregt, hier vorzuführen; scheinbar Züge des Eigensinnes, die jedoch in der That nur Aeußerungen seiner unermeßlichen, fast übermenschlich zu nennenden Willenskraft waren.

Gleichwie Napoleon beinahe alle Berathungen, die hochwichtige Momente in Krieg oder Frieden betrafen, und von Seite seiner Generale oder Staatsmänner bei von ihm selbst erfaßten Ansicht zuwiderliefen, mit dem einfachen „Es muß seyn!“ zum Schlusse brachte; so wurde dieses „Il faut!“ an ihm so zu sagen stereotyp, und Niemand, selbst nicht der seinem Kopfe oder Herzen Zunächststehende oder Befreundetste, wagte es weiter einzuwenden, sobald einmal von ihm dieses unbeugsame, unabänderliche „Il faut!“ ausgesprochen war.

So z. B. geschah es während seines Aufenthaltes im Schlosse Schönbrunn, daß er, noch vor Tagesanbruch, nachdem er kaum erst eine Stunde geschlafen hatte, von seinem getreuen Mameluken ungewöhnlich heftig geweckt wurde.

Was gibt es?

Es brennt im Schlosse; der Rauch drängt schon in dieses Gemach.

Man soll löschen! —

Da ließen sich Stimmen und rasche Tritte im anstoßenden Salon vernehmen.

Laß eintreten! rief Napoleon.

Und es traten eiligst mehrere Generale mit dem Schloß-Inspector ein.

Nun, meine Herren, Sie wissen doch, daß ich einige Stunden Schlafes benöthige; was stören Sie mich?

Sire, es ist Feuer ausgebrochen und zwar hier unter Ihrem Schlafgemache und Arbeitszimmer; wir bitten, daß Sie es mit einem andern vertauschen, denn die Flammen haben bereits den Plafond ergriffen und der Rauch dringt schon herauf.

Meine Herren, nach zwei Stunden habe ich Wichtiges zu arbeiten, und ich werde dieß hier thun wie immer. Daß ich es könne, ist Ihre Sache; Adieu!

Aber — Sire! . . .

Il faut!

Damit wendete der Kaiser allen Anwesenden den Rücken zu. Diese aber entfernten sich rasch und ihre sich kreuzenden Blicke wiederholten sich derebt Napoleon's „Il faut!“

In einer Stunde war der Brand gelöscht, und mit Anbruch des Tages arbeitete der Unermüdliche an der gewohnten Stelle.

* * *

Am mächtigsten bewährte sich diese gewaltige Willensäußerung Napoleon's am Vorabende der Schlacht bei Austerlitz. Die Nacht war düster hereingebrochen, schwere Nebelmassen hatten sich auf die weite Landschaft gesenkt, so daß man selbst der stärksten Wachfeuer in nur geringer Entfernung gewahr werden konnte; und doch galt es noch eine wichtige Unternehmung, wenigstens wollte sie Napoleon: die Recognoscirung nämlich des Schlachtfeldes gegen die Niederungen hin.

Er sprach diese Absicht, wie gewöhnlich, ganz kurz gegen seine Generale aus, die ihm ihrerseits Vorstellungen über die hierbei mögliche Gefahr, in einen Hinterhalt zu fallen, vor Allem über die Unmöglichkeit machten, in der undurchdringlichen Finsterniß eine genaue Besichtigung vorzunehmen. Das Wort Unmöglichkeit aber, von dem Napoleon bei einer anderen Gelegenheit sagte, daß er es aus dem Wörterbuche der französischen Sprache werde streichen lassen, war hinreichend, wenn nicht seinen Zorn zu erwecken, so doch seinen gefaßten Entschluß unwiderruflich zu machen.

Il faut! rief er funkelnden Blickes aus.

Mais, Sire, il n'est pas jour! Es ist nicht Tag! wagten die Kühnsten ihm zu entgegnen.

On fait jour — man macht Tag! war seine ganze Antwort. Und es wurde, noch sechs Stunden vor dem Aufgange der „Sonne von Austerlitz“, Tag durch tausend Hellodernde Reiserbündel und Fackeln.

Auch war es bekanntlich jene von Napoleon so spät und kühn recognoscirte Niederung, wo sich das Schicksal der Riesenschlacht zu seinen Gunsten entschied.

* * *

Es sey hier noch des tragischen Geschickes zweier Jünglinge gedacht, das durch Napoleon's — wenn gleich nur menschenfreundliches und kunstsinnig wohlgemeyntes — „Il faut!“ begründet wurde.

Im Jahre 1809 studirten zwei junge Brüder, Bildhauerssöhne aus der Schweiz, Namens Kuriger, an der Kunstschule zu Wien, Beide mit Talent und Fleiß. Sie machten sich besonders durch ihre kleinen, trefflich modellirten Wachsportraits rühmlich bekannt. Kunstfeier und Ehrgeiz führte sie eines schönen Morgens nach Schönbrunn, in dessen Schloßhofe der Kaiser Revue über seine Garde hielt.

Die Jünglinge postirten sich so gut es sich thun ließ in dem Gedränge der glänzenden Suite, welche um den Kaiser einen Halbkreis bildete, und entwarfen da trotz Hemmung und Störung in äußerst kurzer Zeit Napoleon's Brustbild. Der ältere Bruder, welcher bei aller seiner künstlerischen Fertigkeit, worin er den jüngeren übertraf, doch im Style jener Zeit noch befangen war, stellte den Kaiser antik, mit dem Lorbeerkranze um die Schläfe dar; während ihn der jüngere so formte, wie er ihn sah, in der Uniform und mit dem Hute auf dem Haupte. Beide wurden natürlich als-

bald bemerkt und sie ernteten zum Schlusse der Revue von Seite der hohen Offiziere enthusiastische Lobsprüche bezüglich ihrer außerordentlich gelungenen Production; die meisten jedoch der jüngere Bruder: der Kaiser in Uniform und Hut war da noch etwas Neues, Kühnes, Staunenerregendes; man konnte sich daran nicht satt sehen.

Napoleon, durch Marschall Duroc von dem so anziehenden Vorgange in Kenntniß gesetzt, läßt die Jünglinge vor sich kommen, besieht und belobt ihre Arbeiten — auch ihn frappirt sein Bildniß mit dem Hute — und befragt sie über ihre Verhältnisse. Gleich darauf befiehlt er, diese so viel versprechenden Talente mit allen Bedürfnissen zu versehen und sie, mit 600 Livres jährlicher Unterstützung für jeden, unverweilt auf die Pariser Akademie zu befördern. Den Bemerkungen Duroc's über die Gefahren der Jugend in Paris u. dgl. setzte er sein „Il faut“ entgegen, und sein Befehl wurde vollzogen; die Kuriger kamen nach der Hauptstadt Frankreichs. Kaum hatten sie da ihre Kaiserportraits gezeigt, als eine unzählige Menge Copien derselben gegen sehr gute Bezahlung bei ihnen bestellt wurden: leider jedoch die meisten von dem Bildnisse mit dem Hute; leider! denn dies verursachte dem älteren Bruder, dessen Arbeit mehr Kunstwerth hatte, Kränkung und erweckte den Neid in ihm.

Es trat zwischen den Brüdern, die sich bis dahin mit aller Innigkeit geliebt und wechselseitig geferdert, Kälte und Spannung ein; nach wenigen Wochen schon war die frühere Liebe bis zum furchtbarsten Hasse gediehen, und man hörte sie täglich in dem von ihnen noch gemeinschaftlich bewohnten Zimmer in leidenschaftlichster Aufwallung mit einander streiten. Mit einmal aber verstummte das Gezänk und es blieb durch mehrere Tage lautlos still. Dieser Umstand, verbunden mit dem, daß sie nirgends mehr zu sehen waren, erregte Verdacht; die Hausleute machten der Behörde Anzeige hierüber und es ward die Thüre zum Zimmer der beiden Künstler, nach wiederholtem vergeblichen Pochen, gewaltsam eröffnet. — Welch' ein gräßlicher Anblick, der sich hier darbot! Der jüngere Bruder lag todt am Boden, in verkrochtem Blute und angehender Verwesung; neben ihm ein Bildhauerhammer.

Auf dem Tische aber ward man ein Stück Papier gewahr, welches mit erschlicht zitternder Hand in höchster Eile beschrieben worden; die wenigen Zeilen enthielten im halbem Wahnsinn zusammengeworfene Ausdrücke von des Mörders — des älteren Bruders — herzzerreißender Reue, Verzweiflung und den unwiderruflichen Vorsatze, seinem verfluchten Dasein unverweilt ein Ende zu machen. — Und wirklich warf auch nachts einigen Tagen schon die Seine den Leichnam des unglücklichen Jünglings nahe bei Paris aus.

Die Speculation in Paris.

Jeder eingelne Bewohner von Paris ist ein geborner oder gewordener Speculant, und Alle, vom achtjährigen Gamin, der auf die Zuckerstenge der Hökerin an der Ecke spekulirt, bis zum Chef einer politischen Partei, der seine Calculation auf den Umsturz der Republik baßet, sie Alle werden von der Speculation, je nachdem es fällt, ins Palais oder in die Mansarde, in den Ministerrath oder in die Conciergerie gehetzt. Nichts entgeht diesem gefräßigen Ungeheuer. Es wird auf Alles, auf das Steigen der Rente, auf den Fall der Umschuld, auf Spitinö und auf alle Sorten von Dummheit spekulirt. — Der originellste Spekulant aber ist unstreitig jenes alte Männchen mit den tiefliegenden grauen Blitzaugen, der, trotz seines jetzt ziemlich beträchtlichen Vermögens, den ganzen Tag in einer unsichtbaren Boutique ganze Stöße alter vergilbter Makulatur durchblättert. Seit dreißig Jahren handelt er mit Handschriften berühmter Männer. Es ist ein prekäres Geschäft, bei dem die Waaren eben so selten sind, als die Käufer. Niemand sah dies besser ein, als unser Männchen, er spekulirte also nicht auf berühmte Männer, sondern auf solche, die es werden können. Seit 1820 sammelt er in den Bouboirs, in den Schreibstuben, bei Schneidern und Huissiers vertrauliche Autographien von Leuten, die seiner Meynung nach früher oder später eine Rolle spielen müssen. Nach den drei Julitagen fing er an, die ersten Früchte seiner Speculation zu ernten. Kurz nach dieser Katastrophe sah man ihn in den Vorzimmern von Ministern, Staatsräthen, Präfecten und anderen Hochgestellten mit einem Päckchen alter Papiere unter dem Arm, und er hatte für jeden von ihnen Etwas, wovon sie nicht wünschten, daß es in seiner Boutique ausgeboten werde. — Während der achtzehnjährigen Regierung Ludwig Philipp's sammelte er unverdrossen fort und füllte ganze Kisten mit Makulatur, welche die Februar-Revolution plötzlich in kostbare Manuskripte verwandelte. Letzthin präsentirt er sich bei einem hohen Würdenträger, den nach einer etwas stürmischen Jugend ein Revolutionsstoß plötzlich in die Höhe geschnellt hatte, mit einem Bündel bestaubter Papiere, die er ihm mit den Worten anbietet: „Ich bringe Ihnen hier Ihre Jugend, man hat mir eine bedeutende Summe dafür geboten, Sie haben jedoch den Vorzug.“ Der Herr B... wirft einen Blick auf die Sammlung seiner Jugendthorheiten und kauft sie, ohne zu handeln, um sie — für seine Memoiren zu verwenden. Das graue Männchen sammelt wieder, wessen Handschriften aber, das will er nicht sagen.

Pot-Pourri.

Das Auslöschen des Vesuv.

Unternehmende Engländer haben den Plan gefaßt, das Feuer des Vesuv zu löschen. Man weiß, daß der Boden des Hauptkraters desselben sich einige Tausend Fuß unter dem Meeresboden befindet. Der Plan besteht also darin, einen großen Graben oder Kanal von der See nach dem Krater zu graben und so die Feuer zu löschen, welche seit Tausenden von Jahren gebrannt haben. Die Kosten, werden 2 Millionen Thaler nicht überschreiten, und die schönen Ländereien, welche durch diese Arbeit gewonnen werden, würden zehnfach die Auslagen bezahlen. (?!)

Bimen Kurzem werden wir Kaffee-Thee oder Thee-Kaffee trinken, man weiß nicht, wie man es recht bezeichnen soll.

Dr. Gordon in London hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Blätter des Kaffeebaumes ganz denselben Stoff enthalten, wie die Blätter der Theestaude, obgleich er bei dem einen Kaffeine und bei dem anderen Theine heißt. Dr. Gorden schlägt demnach vor, die Kaffeeblätter zu dörren, wie die Theeblätter, und eben wie die letzteren zu benutzen. Er hat auch bereits ein Patent für England genommen, und der neue Kaffee-Thee wird nächstens in den Handel kommen.

Amerikanische Bläter lassen wieder eine Ente schwimmen:

Porter in Memphis (Kentuch) soll eine Büchse erfunden haben, gegen welche unsere Spitzkugelgewehre Kinderspielzeug wären. Der Drücker der Büchse ladet in demselben Moment frisch, wo er abfeuert, so daß man ohne Unterbrechung tausend Schüsse nach einander (wenigstens in der Minute) thun kann. Der Drücker zieht nämlich durch bloßes Spannen die Ladung gleich einer Sangpumpe aus einem beliebig großen am Gewehr angebrachten Pulver- Blei- und Kapselmagazin in den Lauf. Daß bei all diesen Vorzügen die Büchse „selbst um die Ecke schießt“, wird der Leser wohl schon im voraus geahnt haben.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nr. 55.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 9. Juli.

Frauen-Diplomatie

Novelle.

IV.

(Fortsetzung.)

Erlauben Sie, sagte er, von Neuem ihre Hand ergreifend, daß ich mich dann zum Dritten in Ihrem Bunde antrage! daß ich Sie anflehe, mir zu gönnen, von Zeit zu Zeit eine Stunde hier zuzubringen, um etwas zu genießen, was mir bis jetzt trotz allen glänzenden Erfolgen verschlossen blieb: häusliches Glück!

Es wird mir sehr angenehm seyn, Sie zuweilen bei mir zu sehen, sagte Gerhardine höflich, aber kalt, indem sie ihre Hand zurück zog.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Gerhardinens Gatte, der Maler, trat ein.

Wer je das schöne Bild Van Dyck's im Louvre zu Paris gesehen, der kennt das Bild des Malers Wolfram. Gerade so war sein Kopf. Und den edlen Kopf trug ein schlanker, auffallend graziöser Körper. Er war nicht größer als seine Frau, aber wie er in dem dunkelgrünen deutschen Sammtrocke neben sie trat, verdunkelte er dennoch durch seine poetische Erscheinung die imponirende Gestalt des durch seine Schönheit berühmten Grafen, der ihn beinahe um eine Kopflänge überragte.

Gerstatt, vollkommen gefaßt, begrüßte den Maler auf das freundlichste.

Wissen Sie, lieber Wolfram, warum ich hier bin?

Auf eine freundlich fragende Bewegung des Malers fuhr er fort: Ein Zufall hat mir entdeckt, daß Ihre Gemahlin eine Jugendbekannte von mir ist — ich war damals Lieutenant und sie — Königin, unbestrittene Schönheitskönigin, wo sie erschien.

Wolfram zog kaum merklich die Brauen über seinen großen Augen zusammen und erwiederte nichts als ein gezwungenes Ah!

Dem Gesandten entging das nicht, und wir müssen zu seiner Schande gestehen, daß der Umstand, daß Gerhardine einen eifersüchtigen Mann besaß, ihren Reiz in seinen Augen außerordentlich erhöhte.

Ich habe aber auch mit Ihnen zu reden, lieber Wolfram, fuhr er ungestört fort: eine Bestellung, ich wünschte, daß Sie meine Gemahlin . . .

Ich male keine Portraits, Herr Graf, sagte Wolfram rasch mit Stolz und Kälte.

Ich weiß das; ich weiß das. Aber ich weiß auch, daß Sie aus besonderer Güte zuweilen Portraits in historischen Bildern anbringen, die dann vortrefflich sind. Malen Sie meine Frau als was Sie wollen — von den übrigen Portraitmalern macht es mir keiner zu Dank — malen Sie sie als Dido, wenn Sie wollen, das Publikum wird es dann sehr begreiflich finden, daß Aeneas sie verließ.

Dieser unzarte Scherz machte auf die beiden Gatten eine durchaus üble Wirkung. Der Graf wollte um jeden Preis den Maler an sein Haus fesseln, und zugleich Gerhardinen zeigen, daß er seine eigene Gattin nicht liebe und häßlich finde. Gerhardine aber nahm ihm die Aeußerung aus zwei Gründen übel: erstens als verheirathete Frau, und dann als Frau überhaupt, die einem Manne solchen Mangel an Galanterie nicht vergab.

Wolfram sah darin nur ein Compliment für seine eigene Frau und sagte kalt: Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich nicht auf Ihren Antrag eingehe. Ich bin ein freier Mann und male nur das, was nach meiner Ansicht sich zum Malen eignet und meine Phantasie anregt. Ich habe in meinem Leben mehr Bestellungen zurückgewiesen als angenommen — und . . .

So weisen Sie auch die meinige zurück, sagte freundlich lachend der Graf, der entschlossen schien, Wolfram nichts übel zu nehmen. Ich hoffe Ihnen aber nächstens eine Bestellung unseres Königs zu bringen, die Sie nicht zurückweisen werden, da es eine höchst dankbare ist. Ich darf nichts plaudern, aber — wie gesagt, ich weiß im Voraus, daß ich für diesen Fall keine abschlägige Antwort von Ihnen erhalte.

Wolfram erwiederte nur durch eine leichte Verbeugung. Gerhardine lud den Grafen, der noch immer stand, nicht neuerdings zum Sitzen ein, und so mußte er denn endlich an den Aufbruch denken. Nachdem er sich nochmals die Erlaubniß erbeten, wieder zu kommen, verließ er, von dem Hausherrn begleitet, den Salon und schritt langsam, noch immer mit ihm plaudernd, durch den Garten.

Gerhardine sah den beiden Männern nach — ein Seufzer hob ihre Brust, denn sie wußte, daß Wolfram sie jetzt einem unangenehmen Examen unterwerfen werde, und sie wagte ihm nicht die ganze Wahrheit — ihre frühere Neigung für den Ungefehenen mitzutheilen — ja, sie wagte nicht einmal, ihm zu sagen, daß ihn der Graf belogen, indem er vorgab, um Gerhardinens willen gekommen zu seyn, da er offenbar eine andere Absicht gehabt und nur erst von ihr zufällig erfahren, daß sie die früher ihm so theure Gerhardine sey — sie wagte das alles nicht, weil Wolfram wirklich eifersüchtig war! so eifersüchtig, daß sie deßhalb jede Gesellschaft, jeden Umgang mied! Und ihre achtzehnjährige Liebe und Treue hatte nicht vermocht, diesen krankhaften Argwohn zu vernichten.

Glücklicher Weise trat mit dem Maler zugleich Laura ins Zimmer. Sie hatte ihren Vater an diesem Tage noch nicht gesehen und hing sich schmeichelnd an seinen Hals. Gerhardine betrachtete mit Freude die schöne Gruppe. Laura hat ihren Vater, doch eine Zeichnung corrigiren zu wollen, die sie am Morgen vollendet, und obgleich Wolfram gern jetzt seine Frau „genommen", konnte er doch dem Kinde die Bitte nicht abschlagen und ging mit ihr.

Gerhardine war glücklich, sich allein zu finden. Die Dämmerung trat ein, sie drückte sich in die Sopha-Ecke und sich in Gedanken die beiden einzigen Männer, die sie je geliebt, von denen sie den einen nicht gesehen und den anderen geheirathet hatte, an ihrem Geiste vorüber zum Vergleiche gehen. Wohl ihr, daß ihr Mann in jeder Beziehung voranging! Gerhardine gehörte zwar zu den Frauen, die nie eine verbrecherische Liebe hegen und pflegen werden, sondern sie im Keime zu ersticken suchen, weil sie klar sind, daß es seyn muß; aber sie gehörte auch zu den Frauen, denen lebhafte Phantasie nicht ohne Weiteres vor der „Pflicht" sich beugt und die nicht sich in Alles finden, weil es nicht zu ändern ist. Sie würde nie ihrem Manne die Treue gebrochen haben, aber sie würde auch eben so wenig einen Gatten, der ihr nicht in jeder Beziehung makellos erschien, haben lieben können, bloß — weil er ihr Gatte war!

V.

Gerhardine mochte wohl eine Stunde so in Gedanken versun-

ken gesessen haben. Die Thür nach dem Garten stand noch immer offen. Sie sah die Gewächse im leisen Nachtwinde sich traumhaft hin und her bewegen; des Mondes volle Scheibe begann am klaren Himmel aufzuschweben. Sie schellte nicht noch klirrt, weil sie jeden Augenblick den Eintritt ihres Mannes erwartete und auf einer leicht erklärlichen Scheu seine Fragen lieber im Halbdunkel beantworten wollte.

Plötzlich, als sie das Auge zu der Gartenluft erhob, stand im Rahmen derselben eine Männergestalt. Obgleich sie vom Gesicht, die ihm die einzige Beleuchtung, das Mondlicht, im Rücken war, nichts gewahren konnte, sah sie doch die Umrisse so deutlich, daß sie augenblicklich wußte: diese schlanke, jugendlich feine Gestalt hatte nie bis jetzt ihre Schwelle überschritten — es mußte ein Fremder seyn. Wie war er in den Garten gekommen?

Erschrocken stand sie auf, da bewegte sich auch der Fremde, das gab ihr die Fassung zurück, und augenblicklich die Klappe einer chemischen Feuermaschine auf ihrem Schreibtische berührend, der ihr zur Seite stand, zündete sie schnell eine Wachskerze an.

Das Licht in hocherhabener Hand, trat sie auf den Fremden zu, auch er trat ihr näher, und sie sah vor sich — den jungen Mann, der neben dem Grafen S. im Kabriolet gesessen.

Das war zu viel — wie, dieser Mensch verfolgte ihr Kind bis in ihr Haus, bis in ihr Zimmer?!

Er aber beugte sein Haupt und sagte mit unaussprechlich wehmüthigem und kindlich zärtlichem Tone, indem er die Hände faltete: Verzeihung! Verzeihung! Meine verehrte gnädige Frau! O, wenn Sie wüßten, wie nur die äußerste Verzweiflung mir den Muth gab, dieses Haus zu betreten! Ich sehnte Ihrem Thore gegenüber — tausend Pläne durchkreuzten meine Brust, wie ich zu Ihnen bringen könne.

Zu mir?

Ja, ja, nur zu Ihnen! Da trat Ihr Bedienter aus Thor und sich entfernend, — ließ er es offen: ich konnte diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, mich bei Ihnen zu rechtfertigen, und so bin ich hier!

Rechtfertigen?

Bedarf es dessen nicht? Was mag mein Vater nicht alles von mir gesagt haben! Ich sah ihn vor einer Stunde von Ihrem Gemahl bis zur Thür begleitet in den Wagen steigen.

Mein Gemahl hat vor einer Stunde den ***schen Gesandten zum Wagen begleitet.

Ja wohl, gnädige Frau, meinen Vater, den ***schen Gesandten, Graf Hugo Gerstatt.

Gerhardine hob den Leuchter höher und sah scharf dem jungen Manne ins Gesicht. Aber die Malerin, die erfahrene Frau, die mißtrauische Mutter mußte sagen: der junge Mann sprach die Wahrheit. Er war wirklich Hugo's Sohn, eine größere Aehnlichkeit gab es nicht auf Erden.

Er hatte ruhig lächelnd die Prüfung ausgehalten und sie mit seines Vaters Augen, nur etwas ehrlicher und unbefangener, dabei angesehen.

Also deswegen war er bei mir! sagte Gerhardine laut, indem sie den Leuchter auf den Tisch stellte.

Wie, hat er das nicht deutlich gesagt, gnädige Frau?

Keine Silbe hat er von Ihnen gesprochen.

So wollte er wohl das Terrain sondiren, die Bekanntschaft Ihrer Fräulein Tochter machen.

Geben Sie sich nicht falschen Hoffnungen hin. Ihr Herr Vater kam, um mit mir von Ihnen zu sprechen, wahrscheinlich mich vor Ihnen um meiner Tochter willen zu warnen — und wurde daran nur durch einen Zufall verhindert — er fand in mir, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt, eine — Jugendbekannte.

O, das ist herrlich! So wird er wiederkommen?

So sagt er. Aber nun bitte ich Sie, Graf Gerstatt, entweder zu gehen oder, wenn Sie mir noch dringend etwas mitzutheilen haben —

Das habe ich! Ich beschwöre Sie nur um die Unterredung einen Viertelstunde!

So warten Sie einen Augenblick. Ich will hinaus gehen und sorgen, daß meine Tochter nicht herüberkommt. Es würde mir äußerst unangenehm seyn.

Georg verbeugte sich, als begreife er das vollkommen. Gerhardine mußte den Kopf umdrehen, um das Lächeln zu verbergen, das sie bei seiner naiven Zustimmung nicht unterdrücken konnte.

Sie ging zu ihrem Manne und erzählte ihm in wenigen flüchtigen Worten, wer sich bei ihr gesund und wohlauf. Wolfram, dessen Laune schon durch den Vater getrübt worden, wollte aufbrausen und den Jungen zur Thür hinaus werfen". Aber Gerhardine strich mit ihrer weichen Hand über seine faltige Stirn und sagte mit ihrer süßesten Stimme: Laß mich gewähren, Wolf, er ist noch so jung! Wenn du hinüber kommst, bekommst die Sache gleich einen so feierlichen Anstrich! So etwas verstehen wir Frauen besser zu ordnen.

Ja, Liebesaffairen und Courmachereien sind Euer Terrain, das weiß Gott! und selbst die Beste kann sich eines geheimen Mitleids für einen Menschen nicht erwehren von dem Moment an, wo sie sieht, daß er verliebt ist — wenn er auch äußerdem gar nichts ist!

Ist das nicht schön von uns, daß wir theilnehmend und barmherzig sind? Ich will aber ja dem armen Jungen zehe Hoffnung mit Stumpf und Stiel aus dem Herzen reißen! Sey du so gut, und beschäftige mir hier so lange Laura, die ich dir schicken werde.

Gut, gut! Mache nur, daß du diese diplomatische Verhandlung zu Ende führst — diese Gesellschaft convenirt mir nicht.

Gerhardine nickte ihm noch einmal lächelnd zu, und nachdem sie dem Kammermädchen gesagt, Laura werde von ihrem Vater verlangt, ging sie in den Gartensaal zurück, wo sie Georg in peinlicher Erwartung antraf.

Vor allen Dingen, meine gnädige Frau, hub er nun an, nehmen Sie mein Geständniß entgegen, daß ich keinen gröberen, innigeren Wunsch hege, als — in Ihre Familie aufgenommen zu werden!

Als Gerhardine lächelnd mit dem Kopf schüttelte, sagte er eifrig: Nicht nur, weil ich Ihre Tochter anbete, sondern auch weil ich Sie, weil ich Ihren Gemahl verehre und auf das tiefste die Personen jener Crême verachte, aus deren Mitte mir mein Vater einst eine Frau auszusuchen gedenkt!

Sie sagen selbst: einst! Und das ist eine Hauptsache, mein junger Freund — so nenne ich Sie um Ihres unbeschränkten Vertrauens willen! Einst! Das ist es. Alles ist für Sie noch Zukunft, wenigstens alles, was ernst ist. Nur Scherz, nur Lust, nur Freude kann die Gegenwart für Sie umfassen.

Und wie lange soll diese Gegenwart noch währen, meine gnädige Frau?

Zum mindesten noch sechs Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Krystallpalast.

Nach der „Indépendance Belge"

Zu meiner Rechten, dem Transsept zugewendet, erblicke ich zwei ungeheuere Vasen von japanischem Porzellan auf einem Pfeilertische von vergoldetem Holz. Sie kommen nicht so weit her, als sie sich den Anschein geben; nicht aus Japan, sondern aus Sardinien und sind von . . . Holz. Die Arbeit ist täuschend, doch kommt die hölzerne Nachahmung theuerer zu stehen, als wäre sie von Porzellan, und die Geschirre sind zu nichts zu brauchen.

Vom hat Rinaldo und Armide in Marmor gesendet, Beide

scheinen sich miteinander zu langweilen, und für den Ruf des Künstlers wäre es wahrlich besser, sie langweilten sich anderswo.

Hier spiegelblanke Geschütze aus Spanien. Das eine davon heißt „der Furchtbare". So hieß auch ein spanisches Schiff bei Trafalgar. Doch reden wir nicht hier von Trafalgar; England hat dort seinen Nelson eingebüßt, Frankreich den Sieg verloren, und Spanien noch mehr des Unglückes erfahren.

Wir wollen zu der großen englischen Ente übergehen. Der Brite liebt den derben Spaß, wenn er selber ihn macht. So hält John Bull zu London seit mehreren Wochen schon den Spießbürger aus der Provinz zum Besten. Ein Stück Bergkrystall, groß und dick wie ein übereifer Granatapfel, muß den Koh-i-Noor spielen, den berühmten Diamanten Nandschit-Singhs.

Dieser angebliche Diamant, eine Ente, welche man den Gänsen zu verschlingen giebt, stammt vom Simplon her und wurde ausgegraben, als Napoleon die Straße bahnen ließ, welche Hannibal einst geahnt hatte. Der Herzog von Devonshire, Eigenthümer des Krystalls, hatte den Gedanken, ihn als ein Stück britischen Kunstfleißes auszustellen; aber der helle Stein, welcher kaum würdig wäre, den Stöpsel einer tadelsohn Krystallglasflasche zu spielen, muß jetzt den kostbarsten Edelstein des Erdenrundes bedeuten. Sechs Wochen lang war er in hellem Tageslicht ausgestellt, auf blauem Sammet ruhend, in einem großen Käfich, in welchen man nur einen Blick hineinwerfen konnte, indem man sich recke und streckte, und dabei, wenn man wohlberathen war, die Taschen zuhielt.

Woher kommt dieser Diamant? Wer kennt seine Vergangenheit? Er ist am Ende eine neue Art von krystallisirtem Kohlenstoff, eine Abart des Diamanten, die Mode werden soll . . . im Reiche der Blinden. Man hat ja schwarze Perlen erfunden und giebt sich alle erdenkliche Mühe, rothe Vergißmeinnicht zu erzeugen. Bei solchen Dingen handelt es sich gerade nur um das Uebereinkommen zu freiwilliger Täuschung. Wenn die Bank von England ein Stückchen Papier ausstellte mit der Inschrift: „Gut für zwei Millionen Pfund Sterling", so würde die bewunderude Anerkennung nicht ausbleiben. Der Engländer staunt im Gegenstande nur den Geldwerth an, welcher demselben zugeschrieben wird. So in dem Bergkrystall, der auf schwarzer Unterlage in einem dunkeln Behälter jetzt im Scheine von Gasflämmchen blitzt und leuchtet, unter Verhältnissen, in welchen die erste beste Austerschaale auch sich prachtvoll ausnehmen würde.

Doch kehren wir zu den Beschauern der Ausstellung zurück. Ich will nicht die Gestalten aus der Provinz beschreiben; dazu gehörte der Griffel eines Gavarni und eines Cham. Die Frauen sind in überwiegender Mehrheit da. Geschieht das etwa, weil des Menschengeschlechtes schönere Hälfte auch die neugierigere ist? Vielleicht; ich will es nicht entscheiden, aber ich sehe, daß der Besucher häufig genug zwei, drei oder vier Damen mit sich führt, und dazu eine Schaar kleiner Mädchen.

Auch in den Straßen von London sieht man noch einmal so viele Weiber wie Männer. Eine statistische Angabe darüber hat mir den Umstand erklärt, ohne jedoch mein Erstaunen zu vermindern. In London allein giebt es 154,429 mehr menschliche Wesen weiblichen als männlichen Geschlechtes. Diese Abweichung von der gewöhnlichen Regel ist eine Eigenthümlichkeit Englands. Wenn nun, was übrigens nicht erwiesen ist, die Zahl der Geschlechter bei der Geburt sich das Gleichgewicht halten sollte, so fragt sich, wohin die männliche Bevölkerung kommt, denn die Zahl der Verschiffung junger Mädchen nach Australien beträgt um vieles mehr, als die Zahl aller männlichen Auswanderer des Reiches nach allen Weltgegenden.

So erklärt sich also mit Hülfe der weiblichen Neugier gar leicht, warum man gar so viel Weiberröcke mehr in der Ausstellung sieht, als schwarze Anzüge.

Aber sofort drängt sich eine andere Frage auf. Wohin kommen die jungen Frauen in England? Ich sehe nur junge Mädchen und alte Weiber.

Das kommt daher, weil die Mädchen, im Ganzen sehr hübsch, hier überaus schnell verblühen, wenn sie ledig bleiben, und die jungen Frauen sehr rasch altern, um ihrer wunderbaren Fruchtbarkeit willen. In allen Klassen der Gesellschaft sind wier Kinder für eine Haushaltung nicht viel. Ich kenne Familien mit vierzehn Sprößlingen und der Aussicht auf weiteren Zuwachs. Man erzählt mir von andern, die zweiundzwanzig und sechsundzwanzig haben. Eine Frau von vierzig Jahren zählt in England nicht mehr zum schönen Geschlecht, während sie bei uns noch Unheil anrichtet. Die Engländerin hat ihr Liebesleben hinter sich in einem Alter, worin die Frau des Festlandes mit einiger Rundung viel Würde gewinnt, wo die Fülle sie vor Runzeln bewahrt, wo sie in hellem Sonnenscheine glänzt wie die ersten Novembertage, welche der Altweiberfommer heißen.

Die alternde Engländerin weiß sich aber mit Anstand in ihr Loos zu schicken. Sie weiß nichts von jener Verzweiflung, welche sich krampfhaft an die scheidende Blüthezeit klammert. Die junge Engländerin behängt sich mit dem buntesten Flitterstaat; nicht so die verblühte. Lassen wir also die dunkeln einförmigen Gestalten, die nur noch Hausmütter sind, und wenden wir uns der schmetterlingsbunten Jugend zu.

Welch' grelle Farben! Grüne Bänder auf blauem Hut, gelbe Kleider und rothe Umschlagtücher. Und dazu der Aufwand von Stärke und Roßhaargewebe.

Eine junge Britin braucht im des Umfanges ihrer Unterröcke willen mehr Platz als drei Männer. Aber wie schön sind sie oft und wie glücklich immerdar. Weiß von Haut, blond von Haar, blauen Blickes, sehen sie vor sich Alles rosenfarb. Shakespeare und Byron haben ihre wunderbaren Reize meisterhaft geschildert, ihr bezaubernd Lächeln und die schneeblanken Schultern, auf welchen der Beschauer in jedem Augenblick sich ein Schwingenpaar entstalten zu sehen fürchtet, das den Engel heimwärts trage. Doch Eins haben die Dichter nicht besungen: die Eitelkeit dieser Schönheiten.

Ich befand mich eines Tages mit einer Gesellschaft unter einer Ulme im Transsept. Ein junges Fräulein sprach das Bedürfniß nach einer Erquickung aus. In unserer Nähe befand sich eines der riesigen Buffets, deren Eigenthümer für die Bewilligung allein 4- bis 5000 Pfd. St. erlegten, und, wie man berechnet, das dreifache durch die „Erquickung" zarter Huldgestalten verdienen werden.

Ich erbot mich zum Geleitsmann, wie die englische Sitte vergönnt, so lange ein Mädchen noch sich selber zugehört.

Ich begann Sorge zu fühlen, womit ich wohl das zarte Vöglein füttern sollte, denn nichts war zu erblicken, als Altengland's derbe Kost in ungeheuren Stücken. Ich nahm, um meine Begleiterin nicht zu beschämen, für mich einen von den mit schwärzlichen Korinthen bestreuten Ziegelsteinen, von dem ich keine drei Bissen hinabzuwürgen im Stande war. Mein zartes Vöglein aber pickte in aller Gemüthlichkeit eine ganze Mauer solcher Ziegelsteine auf, und hörte nicht eher auf, als bis sie sich mit Kuchen für sechs Schillinge (3 fl. C.-M.) „erquickt" hatte.

Ob das blonde Fräulein wohl bis zum Essen hat aushalten können?

Zur Londoner Industrie-Ausstellung.

Statistisches.

Vom 1. Mai bis zum 21. Juni wurde die große Ausstellung in London von 1,512,313 Personen besucht, was 101,058 Pf. St. 2 Schill. einbrachte, außer den Personal-Billets, die etwa 20,000 zu 3 Pf. St. 3 Sh. und zu 2 Pf. St. 2 Sh. betragen. Zu der angegebenen Zahl der Besucher gehören auch die Polizei-Agenten und die in der Ausstellung Beschäftigten. In den drei ersten Tagen des Mai wurde zu 1 Pfd. St. die Ausstellung von 1042 Personen be-

sucht, und von 49,000 mit Personal-Karten, im Ganzen von 50,042 Personen; in der zweiten Woche, vom 5. bis 10. Mai einschließlich, von 41,194 Personen, die zu 5 Shill. am Eingange 10,298 Pf. St. 9 Sh. zahlten, mit den Personal-Karten, den Angestellten u. s. w. von 118,253 Personen; in der dritten Woche, vom 12. bis 17. Mai, von 53,386 Personen, die am Eingange zu 5 Shill. 13,346 Pf. St. 10 Shill. zahlten; im Ganzen wurde die Ausstellung von 145,507 Personen besucht; in der vierten Woche, vom 19 bis 24. Mai, von 89,458 Personen, die zu 5 Sh. 22,189 Pf. St. 1 Sh. zahlten; die Zahl sämmtlicher Besucher betrug 192,869; in der fünften Woche, der ersten Ein-Schillings-Woche, vom 26. bis 31. Mai, von 160,857 Personen, die 11,123 Pf. St. 5 Sh. zahlten; im Ganzen belief sich die Zahl der Besucher auf 222,114; in der sechsten Woche, vom 2. bis 7. Juni, zu 1 Sh. wurde die Ausstellung von 218,799 Personen besucht, die 13,694 Pf. St. 2 Sh. zahlten; die Zahl der Besucher betrug im Ganzen 245,928; in der siebenten Woche, vom 9. bis 14. Juni, zu 1 Sh. von 206,233 Personen, die am Eingange 12,943 Pf. St. 12 Sh. zahlten, der Besuch im Ganzen war 238,385 Personen; in der achten Woche, vom 16. bis 21. Juni, zu 1 Shill. wurde die Ausstellung von 207,800 Personen besucht, die 16,421 Pf. St. 3 Sh. zahlten, im Ganzen von 303,013 Personen. In der Fünf-Schillings-Zeit war der 24. Mai der stärkste Tag; er brachte am Eingange für 20,312 Personen 5078 Pf. St. ein. Die größte Einnahme an den Ein-Schillings-Tagen war am Montag den 23. Juni; sie betrug für 66,792 Personen, mit Personal-Billets zu 2 Pf. St. 2 Sh., 3018 Pf. St. 13 Sh. In der letzten Zeit sind die Arbeiter vieler großen Fabriken auf Kosten ihrer Brodherren nach London zur Ausstellung geschickt worden, wechselt auch in den letzten Tagen die Räume, wo die Maschinen aufgestellt sind, stets gedrängt voll waren.

In Nro. 494 der „Exhibition Supplement to the Illustrated London News“ findet sich folgende merkwürdige Angabe: Chaucer († 1400) hatte, wie es scheint, eine prophetische Ahnung von dem berühmten Glas-Palast. Die Stelle, die wir hier anführen, findet sich in dessen bekanntem Gedichte: „Das Haus des Ruhmes“ (House of Fame), wo der Dichter in der Einleitung dieses Glashaus als eine Vision beschreibt und für eine Art Traum erklärt, deren Ursachen ihm selbst unerklärlich scheinen. Er sagte nämlich: „Die Geister haben die Macht, Träume zu erwecken; ja, selbst die entkörperte Seele kann in ihrer Vollkommenheit die Fähigkeit erlangen, den Schleier der Zukunft zu durchblicken .... Ich schlief und befand mich in Traume in einem Palaste, von Glas erbaut, worin an verschiedenen Orten zahlreiche goldene Bilder standen, worin reiche Tabernakel, viele Aufsätze mit Juweten, viel sonderbares Bildwerk und ungewöhnliche Figuren und Goldarbeit in einer Menge vorhanden waren, wie ich solche früher nie gesehen .... Dann sah ich, wie von beiden Seiten bis zu den Thoren vom erhabenen Boden empor sich viele Säulen erhoben im hellen Lichte .... Dann schaute ich um mich her und sah viele Menschen hereinströmen aus verschiedenen Weltgegenden, von vielerlei Ständen, wie sie unter dem Monde vorkommen, arme sowol als reiche .... Ein Menschenschwarm, wie dieser, theils hereindringend, theils unher verbreitet, war nie vorher gesehen, noch wird er jemals wieder beisammen gesehen werden.“

Pot-Fourri.

Ein Hemd ohne Naht.

Das vorige Jahrhundert hatte keine das Erdenrund vertretenden Industrieausstellungen, nicht tausende von Zeitungsblättern verkündeten ein gelungenes Werk; an stillem und kunstreichem Fleiße aber, an dem Fleiße, der da

— — „im innern Herzen spürt,
was er erschafft mit seiner Hand“,

stand es der Gegenwart nicht nach, und während ein nach London eingesandtes „Hemd ohne Naht“ durch alle Tagsblätter die Runde macht, ruhet ein solches seit etwa hundert Jahren in der Truhe eines Weberhauses zu Steinhude, Flecken des Fürstenthums Schaumburg-Lippe am gleichnamigen See, welcher durch die darin auferbaute kleine Veste Wilhelmstein weltgeschichtliche Bedeutung hat. — Auch in die Geschichte des Hemdes ist der Name verwebt, der glorreich durch alle Zeiten gehen wird, der Name des großen Feldherrn Wilhelm Grafen zu Schaumburg-Lippe: Es mochte im Beginn der fünfziger Jahre vorigen Jahrhunderts seyn, als von der Weberzunft zu Steinhude dem Webergesellen Johann Dietrich Bühmann ebendaher Schwierigkeiten gemacht wurden wegen seiner Aufnahme als künftiger Meister. Da verfertigte derselbe, erst seit zwei Jahren Gesell, zwei Hemden gänzlich ohne Nähte, die Aute unter dem Arm sogar kunstreich eingewoben, die Knopflöcher mit dem Webereisschiffchen hergestellt, Schulterstücke aber, Handstreifen und Kragen gar zierlich von buntem Drellgewebe, kein Nadelstich an dem ganzen Werk, als Meisterstück. Diese beiden Hemden nun überreichte er dem Landesherrn, der seine Aufnahme in die Zunft sofort verfügte. Graf Wilhelm verschenkte eines dieser Hemden an das Königshaus in Portugal, den stillen Gewerbfleiß seines Landes dahin sendend, wo einst seine und der Seinen hohe Kriegesthaten geleuchtet; das andere gab er, mit reichlicher Belohnung, dem Verfertiger zurück, ihm aufgebend, seinen Nachkommen es zu hinterlassen. Der Weber ist vier Jahre vor dem Grafen, 1773 gestorben, dem Willen aber des „hochseligen Herrn“ ist von der Tochter des Webers treu nachgekommen, und gegenwärtig ist das Hemde im Besitz eines Enkels, des Webermeisters Heinrich Brettbauer zu Steinhude, als ein Heiligthum verwahrt. Bei Gelegenheit von Anwesenheiten des Fürstenhauses auf Hagenburg, dem Lustschlosse am Steinhuder Meere, wird es herausgenommen und vorgezeigt.

Heinrich Pröhle erzählt in seinem eben erschienenen interessanten kleinen Skizzenbuch: „Aus dem Harze“ (Leipzig, Avenarius und Mendelssohn), folgende bedeutungsvolle und passende Sitte der Arbeiter in dem niedersächsischen Orte Sangerhausen: „Niemand arbeitet dort allein, Jeder hat fortwährend seinen Kameraden bei sich. „„Ob Sie bei mir Arbeit bestellen, oder bei meinem Kameraden““ — sprach mein Reisegefährte — „„das ist ganz gleich. Ich bringe ihn mit, und er bringt mich mit. Sitz' ich zu Hause, so sitzt er auch zu Hause. Heute, wo ich meinen Bruder besuch hab' und auf der Landstraße lieg' und faulenz', hat er daheim seinen Feiertag. Wird auf dieselbe Zeit an zwei Orten Arbeit bestellt, so geht mein Kamerad hier hin, und ich gehe dort hin. Aber Abends komm' ich zu ihm, oder er kommt zu mir und sagt: Bruder, sagt' er, ich hab' heut so und so viel verdient. Und dann sag' ich auch, was ich verdient hab'. Und das geht dann beides in gleiche Theile, und wenn er auch mehr verdient hat als ich, so gibt er mir doch die Hälfte davon, wenn ich ihm nur von meinem Wenigen auch die Hälfte gebe. Kommt aber eine Arbeit vor, die nur Einer verrichten kann, so braucht der Andere den ganzen Tag über nichts zu thun und erhält doch am Feierabend die Hälfte vom Verdienst.““

Zur Nachricht!

Anonyme Einsendungen werden von uns in keiner Weise berücksichtigt. Dies zur Nachricht dem Einsender des Gedichtes an E. W.

Redaktion des „Sammlers“

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 56.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 12. Juli.

Frauen-Diplomatie.

Novelle.

V.

(Fortsetzung.)

Sie sind wirklich gnädig! Aber wenn ich nun gern sechs Jahre warten will und Sie nur bitte, bis dahin Laura mir zu hüten und zu bewahren? Kein Mensch soll es erfahren; aber, so wahr mir Gott helfe, sie soll mir so lange eine heilige Braut seyn, und ich werde dann vor Sie treten, kein Jüngling, kein Cavalier, kein Graf, kein Diplomat, sondern ein Mann, und zwar ein tüchtiger!

Es würde ein Unrecht gegen Sie, gegen Laura, gegen Ihre Eltern, gegen uns seyn, wenn ich auf irgend einen solchen Gedanken einginge!

Gegen Sie und meine Eltern? das will ich nicht versuchen zu widerlegen; denn Sie würden alle meine Gründe verwerfen. Aber gegen Laura und mich?

Sind Sie denn der Zuneigung meiner Tochter so sicher?

Das bin ich! obgleich sie nie ein Wort zu mir geredet, nie durch einen Wink, durch einen länger verweilenden Blick die Sitte verletzt hat. Ach, gnädige Frau, ich bin noch sehr jung, noch sehr unerfahren, aber ich verstehe doch, in dem Auge eines Menschen zu lesen, ob er mir wohl will oder nicht!

Gerhardine wußte hierauf nichts zu erwiedern. Leider theilte sie ja die Meynung des jungen Mannes. Leider mußte sie sich selber gestehen, daß Laura ihm gewogen sey.

Nach einer Pause sagte sie zögernd: Und wenn auch — wenn Sie auch Recht hätten! Laura wird — Laura muß Sie vergessen, sobald sie erfährt, daß Sie einer Familie angehören, die ihren Eintritt in die unsere als eine Schmach betrachten würde. Ich habe mich noch nie verrechnet, wenn ich mich auf den Stolz einer reinen Frauenseele verließ. Stolz und Unschuld gehen immer Hand in Hand!

Ich werde meine Familie aufgeben. Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau! Bei uns ist es nicht wie bei Ihnen — wir lieben uns nicht. Meine Mutter ist eine kränkliche Dame, welche die Welt höchst unerquicklich findet, das heißt, seitdem sie nicht mehr jung und gesund ist. Sie finden es abscheulich und unehrerbietig, daß ich so etwas von meiner eigenen Mutter sage — aber ich habe das nicht entdeckt, mein Vater hat mir es mehr als hundert Mal gesagt. Es mag wohl keine gute Erziehung seyn, wenn der Vater in Gegenwart der Söhne über die ewig klagende Frau satirische Bemerkungen macht — aber es ist bei uns so. Uns Kinder hat meine Mutter nie geliebt — meine Gesellschaft ist ihr nur angenehm, wenn ich ihr Anekdoten aus der Welt erzähle, die ihre Kränklichkeit sie gewöhnlich hindert, aufzusuchen. Mein Vater sieht in mir nur den Fortpflanzer der gräflichen Familie Gerstatt zu Lingendorff. Aber mein zweiter Bruder, ein kleines mauvais sujet, ist ihm eigentlich zehn Mal lieber als ich mit meinem „träumerischen, uncavalierenden Wesen". Was thue ich nun Schlimmes, wenn ich ein paar Jahre nach Amerika gehe, meinen Grafentitel ablege und irgend etwas Tüchtiges erlerne?

Das ist leicht gesagt!

Ich bin kein Träumer, wie mein Vater meynt, ich bin nur gewöhnlich wortkarg. Ein entschiedenes Talent besitze ich, das aber durchaus nicht gräflich ist und bisher nur von mir als Liebhaberei betrieben wurde.

Und das ist?

Das Maschinenbauen. Lassen Sie mich ein paar Jahre mit Stephenson oder einem Anderen Studien machen, und — ich prahle nicht — und ich vermag eben so viel wie ein anderer deutscher Civil-Ingenieur.

Gerhardine war mit dem festen Entschluß ins Zimmer getreten, dem jungen Liebhaber jede Hoffnung zu benehmen — und jetzt konnte sie sich nicht versagen, mit wahrem Vergnügen diesen schönen Kopf zu betrachten, von dem sie nicht begriff, daß sie darin Anfangs solche Aehnlichkeit mit seinem Vater entdeckt. Die Züge freilich — aber der Ausdruck, wie verschieden! Graf Hugo's Züge sprühten von Geist und Leben, aber auch von Uebermuth, Stolz und Selbstgefallen. In Georg hingegen war Alles, bis auf sein Gefühl für Laura, Ruhe, Kälte, Ueberlegung und Festigkeit.

Noch Eins, gnädige Frau, was ich schon einmal berührt, lassen Sie mich Ihnen ausführlich wiederholen. Ich ersehne nicht Laura's Hand, trotzdem, daß sie nicht aus den Cirkeln meiner Mutter ist, sondern weil sie nicht daraus ist, ist sie mir so unaussprechlich lieb. Sind Sie hier je mit diesen „Comtessen" zusammen getroffen, diesen Puppen, die dressirt werden, zu gefallen, denen man bei jeder Unart schon von der Wiege an droht: Du bekommst keinen Mann? — Mein Vater hat keine Güter, zu deren Uebernahme sechszehn Ahnen nöthig sind. Das Vermögen meiner Mutter liegt in Staatspapieren im Schreibtisch meines Vaters! Mag er das auch behalten! und mögen meine Brüder mit Hülfe dieser Papiere sich wieder andere Papiere erheirathen! Das, was ich Ihrer Tochter einst bieten werde, das giebt auch sie mir in tausendfachem Maße wieder, das habe ich in ihren schönen dunkelblauen Augen gelesen!

Er war roth geworden vom eifrigen Sprechen. Jetzt stand er auf und trat vor Gerhardinen hin. Ich habe nun mein Herz ausgeschüttet. Welche Antwort geben Sie mir?

Es wurde Gerhardinen sehr schwer, zu sagen: Keine ermuthigende!

Eine tiefe Trauer verbreitete sich über das schöne Gesicht des jungen Mannes. Nach einer Pause fragte er: Was werden Sie meinem Vater sagen, wenn er wieder kommt?

Nichts. Keine Sylbe von Ihnen, bis er Sie zuerst nennt.

Er soll mich nennen, gnädige Frau, so wahr ich Georg getauft bin! Er soll mich nennen!

Gerhardine erhob sich jetzt. Der junge Mann verabschiedete sich stumm mit einer tiefen Verbeugung. An der Thür des Gartens blieb er aber stehen und fragte, sich umwendend: Und was werden Sie Laura sagen?

Alles! die volle, unverkürzte Wahrheit!

Dafür segne Sie Gott im Himmel! rief Georg, indem er noch einmal zurück eilte und mit heißer Inbrunst Gerhardinens kalte Hand wiederholt an seine brennenden Lippen preßte.

Als er nun ging, sah ihm Gerhardine unendlich bewegter nach, als sie vor ein paar Stunden seinem jugendlichen Vater nachgesehen!

VI.

Als Graf Hugo seinen nächsten Besuch bei Gerhardine machte, fand er Laura bei ihr. Er war dem anmeldenden Bedienten auf

dem Fuße gefolgt; wahrscheinlich aus Angst, abgewiesen zu werden. Auf einen Wink der Mutter entfernte sich aber die Tochter.

Als sie draußen war, rief Gerstatt enthusiastisch: Aber Ihre Tochter ist ja ein vollkommener Engel! Es ist merkwürdig, sie hat nicht einen Zug von Ihnen und ist doch schön wie der junge Tag!

Gerhardine hätte gern gesagt: Und doch führt nur die Abneigung gegen dieses Kind Sie in mein Haus! Aber sie sagte nur, kurz: Es ist ein gutes, bescheidenes Kind!

Gerstatt sah ihr forschend in die Augen, aber diese eigentlich so ehrliche, einfache Natur war ihm, dem ausgemachten Schalk, dem gewandten Diplomaten, dieses Mal doch vollkommen gewachsen — ihr Stolz half ihrer geringen Verstellungskunst nach — der Graf konnte nicht ahnen, daß sie ihre Tochter in Beziehung zu seinem Sohne wußte. Er blieb dieses Mal nicht lange, lud aber Gerhardinen und ihren Mann zu einem ländlichen Diner nach der Brühl ein. Wolfram, nach welchem seine Frau geschickt, nahm zu ihrer Verwunderung die Einladung an. Der Graf entschuldigte, daß seine Gemahlin nicht in der Brühl seyn werde, da sie auf einige Zeit zu ihren Verwandten nach Berlin gereist.

Gerhardine hatte ihrem Manne alles auf den Grafen und seinen Sohn Bezügliche mitgetheilt, aber bei dem, was sie selbst, was ihr früheres Interesse für den Ersteren betraf, sich blöderer Farben als der wahren bedient. Als er zur Thür hinaus war — Wolfram begleitete ihn dieses Mal nicht —, fragte Gerhardine verwundert: Sage mir um aller Welt willen, warum nahmst du die Einladung an?

Wolfram lachte laut auf. Der Curiosität wegen! zu sehen, was so ein Diplomat nicht alles unternimmt. Welche großartige Aufgabe: der Mutter den Hof machen und die Tochter für den Sohn desavouiren! Den Vater als Vater beleidigen und als Ehemann betrügen wollen — den eigenen Sohn hintergehen und seine Frau um — doch an die denkt er nicht, also lassen wir die auch aus dem Spiele. Du siehst aber, er will uns alle betrügen, nur mit dir meynt er's gut!

Gerhardine stimmte nicht in sein Lachen ein. Laß uns nicht hinausfahren, Wolf! Eines Mannes zu Gast seyn, der deine Frau und deine Tochter beleidigt, das ziemt nicht für deinen sonst so ehrlichen Charakter!

Aber Wolfram lächelte und ließ sich nicht stören. Meinen Scrupeln genügt es, wenn Laura, die er ja auch eingeladen, nicht mitfährt. Du aber sollst mit. Verdirb mir den Spaß nicht! Und nimm die Sache nicht so ernst!

Ich nehme es nur ernst um der jungen Leute willen, die sich wirklich lieben. Ich habe Laura Alles gesagt, ihr gesagt, wer ihr Anbeter ist — nur Eines — des Grafen lächerliche Komplimente für mich — konnte ich meiner Tochter nicht sagen. Aber sie kennt äußerdem alle Verhältnisse, so wie des jungen Mannes Absichten, und hat auch augenblicklich jeder Auflösung entsagt, doch nicht ihrer Liebe! Statt sie zu heilen, haben meine Mittheilungen sie tief verwundet. Das Kind ist anders als ich. Wie die Dinge stehen, hätte ich jeden Gedanken an Georg Gerstatt in meinem Herzen ertödtet!

Wolfram sagte lächelnd: Ich habe dir ja immer gesagt, daß du nicht weißt, was Liebe ist!

Gerhardine reichte ihm die Hand, und ihren schönen, feinen, blonden Kopf an seine Schulter legend, fragte sie traurig: Ist das dein Ernst?

Wolfram aber sagte mit komischem Pathos: Gewiß. — Nach einer Weile fragte er: Also Laura ist wirklich unglücklich?

Ich hoffe, daß sie bei ihrer Jugend, bei ihrer Liebe zu dir und mir sich trösten und vergessen wird!

Wolfram ließ wirklich nicht ab von seinem Vorsatz, die Einladung des Gesandten anzunehmen. Er, der sonst so eifersüchtig war, führte seine Frau zu einem Manne, von dem er wohl wußte, daß er ihre Eroberung zu machen beschlossen — aber die klare Einsicht, daß Gerstatt's Abneigung gegen die Heirath seines Sohnes mit Laura ihre Mutter zu seiner Feindin machte, ließ jede Regung dieser Art in ihm verschwinden.

Und er hatte Recht; Gerhardine haßte beinahe den Grafen, aber hauptsächlich um der unerhörten Kühnheit willen, einer Frau gefallen zu wollen, die er als Mutter so tief verletzte!

Und dennoch mußte sie am anderen Tage ihres Mannes Verlangen nachgeben und mit ihm hinaus fahren. Der Graf empfing sie vor einer im Grünen gedeckten Tafel. Er sah vortrefflich aus in einem höchst eleganten Kostüme. Gerhardine war ganz weiß gekleidet. Der Graf meynte, als sie den Hut ablegte und ihre langen blonden Locken das edle Gesicht umwallten: Sie sehen aus wie die Germania! Wolfram aber fragte: Welche Länder sollen wir beide denn repräsentiren? Der Graf stockte keinen Augenblick: Jedenfalls zwei der Germania unterworfene Länder. Etwa Ungarn und die Lombardei?

Das sind schlechte Vasallen, Herr Graf! Die ersten geringschätzen die Germania und können doch nicht von ihr lassen, weil sie ein altes Band verknüpft, während die zweiten sie geradezu als unebenbürtige Barbarin verabscheuen.

Der Graf warf einen äußerst mißtrauischen Blick auf den Maler; Gerhardine bückte sich, um die aufsteigende Röthe ihres Gesichtes zu verbergen.

Als bei dem Nachtisch der Champagner kam, erhob Hugo sein Glas und rief: Unserer Dame!

Wolfram aber sagte ironisch: Bitte, sagen Sie: „Unseren Damen!“ und vergessen Sie Ihre Frau Gemahlin nicht.

Aergerlich rief Hugo: Wer wird denn so ein Philister seyn und einer abwesenden Frau Gesundheit trinken!

Nun gut, so will ich es eleganter einrichten! Ich trinke die Gesundheit Ihrer abwesenden Gemahlin, und Sie trinken die Gesundheit meiner abwesenden Tochter. Die werden Sie doch nicht refusiren?

Der Graf wurde dunkelroth! Schweigend stürzte er sein Glas hinunter. Gerhardinen brannte der Boden unter den Füßen; diese Rache ihres Mannes, obgleich sie der Graf zehnmal verdient, war ihrer innersten Natur zuwider.

Endlich war das Essen zu Ende. Hugo bot ihr den Arm zu einem Spaziergange, Wolfram ging, die Cigarre im Munde, lächelnd hinterher.

Wie kam es, Graf, daß Sie die militärische Carrière verließen?

Durch meine Heirath. Der Vater meiner Frau, damals Gesandter in Paris und ein entfernter Verwandter, bot mir die Hand seiner Tochter und die Stelle als Gesandtschafts-Sekretär an. Ich nahm Beides — faute de mieux — an!

Faute de mieux! sagte Gerhardine entrüstet.

Nun ja, meine gnädige Frau — meine Frau nahm mich faute de mieux und ich sie faute de mieux.

Abscheulich!

Aber meine Frau hat mir das selbst gesagt! Sie war nicht schön, fünfundzwanzig Jahre alt und sollte sich verheirathen. Ein Mann von Familie sollte es seyn, und da sich kein anderer vorfand, so wählte man mich.

Sie wollen sagen: von guter Familie? fragte Wolfram.

Nun ja, gute Familie und Familie — so wie hohe Geburt und Geburt dasselbe bedeuten.

Wolfram lachte laut. Niedere Geburt ist nach Ihrer Theorie also gar keine?

Hugo war für diesen Spott nicht zugänglich. Indem er die Lippen etwas herabzog, sagte er nur kurz: Davon spricht man nicht. Eine niedere Geburt verhüllt oder verläugnet man.

Wolfram lachte noch mehr, so sehr, daß er stehen blieb und ausrief: Göttlich! göttlich!

Gerhardine aber sagte verlegen: Die Herren verstehen sich nicht. Mein Mann denkt an Niedriggeborene überhaupt, und Sie

denken nur an den Fall, wo diese sich Hochgeborenen gegenüber befinden.

Gerstatt sagte nichts, denn er fand Wolfram mit seinem naiven, unbegreiflichen Lachen geradezu niederdrückend.

Der Graf fuhr mit dem Ehepaare zurück nach Wien. Seine beiden Gäste nahmen den Fond des Wagens ein, und er setzte sich Gerhardinen gegenüber. Sie sprachen von Rom, wo alle Drei in verschiedenen Zeiten mehrere Jahre zugebracht. Hier zeigte sich Hugo als der Mann von Geschmack und Bildung, und beinahe hätte er das Künstlerpaar durch seine guten, richtigen, warmen Urtheile verführt. Als er bemerkte, welchen vortheilhaften Eindruck er bei Beiden durch seine Kunstbildung hervorbrachte, erhöhte sich natürlich seine Lebhaftigkeit und seine gute Laune noch um ein Bedeutendes, und Wolfram selbst mußte zugeben, daß er ein brillanter Gesellschafter sey. Gerhardine aber vergaß darüber die umangenehmen Empfindungen, mit welchen sie heute den Wagen bestiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Londoner Industrie-Ausstellung.

Die Klavierindustrie.

Mit Ausnahme Oesterreichs haben alle übrigen Länder Europa's und Amerika's nach Maßgabe ihrer relativen Productionsfähigkeit reichlich beigetragen, und es befinden sich in sämtlichen Sectionen beinahe zweihundert Klaviere von den verschiedensten Größen und Formen. Zur Bildung dieser ansehnlichen Kohorte haben Frankreich 45, der Zollverein 23, Belgien 15, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 10, Oesterreich 5, die Schweizer Kantone 3, Dänemark 2, Hamburg 2 und Rußland 2 an musikalischen Contingent geliefert. England stellte für sich allein nicht weniger als neunzig Pianoforte auf das gewerbliche Schlachtfeld.

Broadwood, der großartigste Industrielle dieses Faches auf dem Erdtreiſe, dessen jährlich fabricirte Instrumente die Zahl von 2500 übersteigen, also ungefähr der sämmtlichen Produktion der Wiener Klaviermacher in derselben Zeitperiode gleichkommen, hat in der Glashalle nur einen einzigen Nebenbuhler zu fürchten, nämlich Herrn Erard aus Paris, welcher als Franzose gilt, obgleich dieses Haus seit 60 Jahren auch in London etablirt ist, und hier fortwährend seine Werkstätten und Niederlagen unterhält. Der Kampf muß zwischen diesen beiden Herren allein und ausschließend abgemacht werden. Es ist schwer zu entscheiden, wem von Beiden die Palme des Sieges gebühre; Jeder von ihnen hat seine Spezialität und seine eigenthümlichen Vorzüge, welche mit einander abgewogen auf die gleiche Summe des Verdienstes hinauskaufen dürften. Broadwood und Erard erscheinen uns wie zwei Banquiers von großer Kapitalkraft, wovon der eine sein ganzes Geld in Silber, der Andere in Gold realisirte. Bei der vorgenommenen Bilanz zeigt es sich aber, daß alle Zwei auf Heller und Pfennig das gleiche Vermögen besitzen. Broadwood, durch und durch Engländer, weltgreifend und sichergehend in seinen kolossalen Unternehmungen, ist der höchste Repräsentant der conservativen Schule in der Kunst des Klavierbaues; er hält fest an dem Prinzipe und schreitet nur vor in der Verbesserung der einzelnen Nuancen. Broadwood hat über ein Vermögen von 20 Millionen C. M. zu gebieten und wird in die erste Linie der reichsten Industriellen des Inselreichs gezählt. Mütterlicher Seits stammt er von der berühmten deutschen Familie Tschudi ab, deren Einer für Friedrich den Großen das bekannte Klavier mit 2 Manualen verfertigte, das noch jetzt in Potsdam zu sehen ist. Die unermüdliche Thätigkeit dieses bereits in Jahren vorgerückten Mannes, welcher noch immer an der Spitze seines unermeßlichen Geschäftes steht und darin von seinen Söhnen unterstützt wird, hat etwas wahrhaft Bewunderungswürdiges an sich, besonders wenn man erwägt, daß er bereits das Hundertfache von dem erworben, was für den glücklichsten Virtuosen der Gegenwart ausreichend seyn würde, sich mit Ehren zurückzuziehen und auf den gesammelten Lorbeeren auszuruhen. Broadwood's einziger Kummer ist der Ruhm seines Nebenbuhlers in Paris. Denn das leiseste Gerücht von der Erfindung einer neuen Verwollkommnung des Instrumentes in den Ateliers von Erard läßt ihn nicht schlafen, gleich dem Jüngling Themistokles, als er die frischen Siege des Miltiades vernommen. Seine Pianos, strenge nach englischem Mechanismus gebaut, sind an Gewalt und Breite des Tones, technischer Behandlung und unverwüstlicher Dauerhaftigkeit die ersten der Welt. Broadwood hat sich mit seinen Klavieren in der Geschichte des englischen Gewerbsfleißes einen unvergänglichen Namen gemacht und die innere Einrichtung seiner grandiosen Werkstätten darf zu den hervorragensten Merkwürdigkeiten Londons gerechnet werden.

Pierre Erard, der gefeierte Piano-Manufacturist, welcher Frankreich und England zugleich angehört, ist ein Abkömmling des in Deutschland gebornen Sebastian Erard, der sich bereits im Jahre 1776 in Paris häuslich niedergelassen hatte, von welcher Epoche an die Franzosen den eigentlichen Anfang ihrer Klavier-Industrie zu bezeichnen gewohnt sind, während sie früher den Bedarf an diesem Instrumente aus Deutschland und England bezogen. Es muß hier insbesondere darauf aufmerksam gemacht werden, daß noch im gegenwärtigen Augenblicke unter den ersten Pariser Häusern, welche als Klaviermacher eines verbreiteten Rufes genießen und auch im Glaspalaste zu London als Concurrenten auftraten, beinahe ausschließend nur deutsche Namen zu finden sind, wie die Firmen Pape, Pleyel, Pejvold, Roller und Blanchet, Herz u. s. w. zur Genüge beweisen. — Erard ist vor Allem der Mann, der Concert-Instrumente zu machen versteht, und ohne Widerrede gegenwärtig der bevorzugteste Liebling unserer größten und bewundertsten Pianisten. In der Form unübertrefflich, zeichnen sich seine Flügel durch einen weitgetragenen mächtigen Klang aus, welcher in den tiefen Baßlagen an Dicke und nachhaltiger Kraft mit den sonoren Tönen der Ophikleide wetteifern kann. Sein berühmtes im Hauptgange des Krystallpalastes angebrachtes Instrument aus Tulpenholz mit den prachtvollsten Verzierungen, das sowol an poetischer Ausstattung, als an Klarheit und Anmuth des Tones keinen Nebenbuhler zu scheuen braucht, ist in der That der Löwe des Tages geworden.

Auch in der Klavier-Industrie hat man Gelegenheit zu beobachten, wie sich darin das Naturell der beiden großen rivalisirenden Nationen abspiegelt. Die englischen scheinen nach dem Anblicke ihrer comfortablen Solidität wie für die Ewigkeit gebaut, während der strebende Geist der Franzosen unaufhörlich darauf gerichtet ist, auch auf diesem Gebiete neue Entdeckungen zu machen und die äußere Form des Instrumentes mit allem Zauber einer künstlerischen Phantasie auszuschmücken. Es ist doch gewiß sonderbar, daß Franzosen und Engländer die besten Pianoforte zur Weltausstellung gesendet, während sie an musikalischer Anlage so weit von den Deutschen übertroffen werden und weder jenseits noch diesseits des Kanals jemals einen einzigen Pianisten vom ersten Range hervorbrachten. Den Deutschen gebührt das Verdienst, das Klavier ebenso wie die Kunst Guttenberg's erfunden zu haben. Die zwei Nationen im Westen Europa's wußten aber aus beiden Entdeckungen mehr Nutzen zu ziehen, als ihre ursprünglichen Urheber.

Es hat sich Niemand in London darauf gefaßt gemacht, daß die hochgefeierten Wiener Klaviermacher in der Glashalle ausbleiben werden, und lange hegte man die Hoffnung, daß einige Nachzügler später eintreffen dürften. Selbst die Königin Victoria erkundigte sich neulich bei ihrer letzten Anwesenheit in der österreichischen Section, wo denn die Wiener Klaviere, von denen sie so viel Günstiges gehört, aufgestellt wären. Man befand sich in einiger Verlegenheit, die geeignete Antwort zu geben. Es wird hier als eine ausgemachte Thatsache angesehen, daß die Wiener Klavier-Industrie in Beziehung auf Preisconcurrenz allen Uebrigen voranſteht. Das Pianoforte

des Herrn J. Pottje von Wien, ein höchst anspruchsloses aber gediegenes Instrument, wird hier wegen seines herrlichen Tones allgemein gerühmt, und hat es so weit gebracht, daß die Klavierspieler Londons davon reden, was bei dieser Masse des Gebotenen gewiß viel sagen will. — Als einen höchst bemerkenswerthen Umstand müssen wir anführen, daß Herr Broadwood zu London in der neuesten Zeit seine Klaviere mit den von Herrn Müller in Wien erzeugten Metallsaiten bespannt, dessen Erfindung von dem niederösterreichischen Gewerbsvereine mit der großen Vereinsmedaille ausgezeichnet wurde. Es ist somit dem Messingfabrikanten Herrn Müller zu Gumpendorf gelungen, den wegen seiner vortrefflichen Metallsaiten früher so sehr geschätzten Webster in Birmingham, welcher den englischen Markt in diesem Fache beinahe ausschließend beherrschte, bei dem ersten Pianoverfertiger Londons vollständig aus dem Sattel zu heben.

Noch erübrigt uns, einige Details über die Aufstellung der Instrumente im Glaspalaste beizufügen. Die Klaviere sind, wie gesagt, in sämtlichen Geschossen und Sectionen, im Hauptgange und den Corridors, auf den Gallerien und in den hinterstenGemächern vertheut. Man kann kaum zwei Schritte unter dem krystallnen Dache machen, ohne auf eines oder das andere zu stoßen. — Ein Nordamerikaner brachte ein Doppelpiano, und der Franzose Colin lieferte nur ein halbes Klavier, um an der unvollendeten Klaviatur den Mechanismus des Ganzen zu zeigen. Die englischen und französischen Pianos in den eleganteren Sectionen werden jeden zweiten Tag gestimmt, und alle 8 Tage regelmäßig frisch polirt. Wenn die Ankunft der Mitglieder des Hofes gemeldet wurde, so sorgt man dafür, bei den Instrumenten Fußteppiche auszubreiten. Mehrere englische und französische Häuser besolden eigens dazu bestellte geschickte Pianisten, um dem vorüberwandelnden Publikum den Klang der Klaviere gratis zum Besten zu geben. Man sagt, daß die Firma Erard wenigstens 100,000 Franken darauf verwendete, um bei der Exposition im Hydepark mit allem Glanze aufzutreten.

Große Räuberbande in Michigan (Nordamerika).

Seit den letzten zwei Jahren wurden der Central-Eisenbahn durch Michigan beständig Hindernisse in den Weg gelegt und von unbekannten Personen der Versuch gemacht, das Leben der Passagiere und Eigenthum der Gesellschaft zu gefährden. Die Gesellschaft hatte bereits seit 18 Monaten mehrere Personen, welche die Gegend an der Bahn bereisten, eigens zu dem Zwecke angestellt, um die Bande der Böswichter zu entdecken, aber erst vor vier Wochen erhielt die Gesellschaft die ersten Nachrichten von dem schrecklichen Komplott. Eine der Personen, welche von der Gesellschaft angestellt waren, schlich sich in das Vertrauen eines der Mitglieder der Bande; es wurde ihm aber, bevor er in die Geheimnisse der Gesellschaft eingeweiht wurde, der Auftrag gegeben, das Eisenbahn-Depot zu Niles in einer gewissen Nacht in Brand zu stecken. Er führte dies Probestück, natürlich mit Vorwissen der Gesellschaft, aus, und es hieß: „im Depot zu Niles ist Feuer ausgebrochen, aber, weil es zeitig genug entdeckt wurde, schnell gelöscht worden.“ Er wurde dann in alle Geheimnisse eingeweiht und zu den geheimsten Versammlungen der Anführer zugelassen.

Jetzt erhielt die Gesellschaft die vollständigsten Nachrichten von einer Räuber- und Mordbrennerbande, wie sie vielleicht noch nie existirt hatte. Fast jede Art von Verbrechen wurde von derselben ausgeübt, kein Plan war ihr zu teuflisch, kein Mittel zu schrecklich, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Von Falschmünzerei, Pferdediebstahl, Brandstiftung, Einbruch, Räuberei bis zum kleinsten Diebstahl, war ihnen kein Verbrechen zu groß oder zu klein. Ein Plan, der binnen Kurzem ausgeführt werden sollte, war: die Eisenbahn an einer Stelle mit dem ganzen Zuge in die Luft zu sprengen, und den unschuldigen Passagieren das Leben zu rauben. Dies sollte vermittelst einer Höllenmaschine geschehen, welche durch die Lokomotive selbst auf eine sehr klug ausgesonnene Weise in Brand gesetzt werden sollte. Der spionirende Beamte blieb unter den Missethätern, bis er die Namen von 30 — 40 derselben und ihre Wohnungen kannte. Die meisten derselben wohnten in Detroit, Leoni, Michigan, Centre und Jackson. Bevor definitive Anordnungen zur Verhaftung der ganzen Bande getroffen werden konnten, wurde der „General“ derselben, Jo. Dows, auf Requisition des Gouverneurs von Pennsylvanien nach Pittsburg ausgeliefert, und die Führung des Komplottes kam in die Hände eines Menschen, der sich O. D. Williams nannte. Dieser reiste nach Buffalo ab, man durfte ihn vor der Abreise nicht verhaften, weil man fürchten mußte, die ganze Bande dadurch zu zersprengen. Es wurde ihm heimlich ein Beamter zur Begleitung mitgegeben, der ihn während der Reise beobachtete und ihn am Samstag nach Detroit zurückbrachte. Mittlerweile war in der Nacht von Freitag auf Samstag ein Extrazug mit einer großen Anzahl Polizeibeamten von Detroit abgeschickt worden, um die Verhaftungen im Innern vorzunehmen, und diese wurden mit einer solchen Geschicklichkeit ausgeführt, daß fast zu derselben Minute bei Tagesanbruch zu Leoni, Michigan, Centre und Jackson einige dreißig der Verbrecher verhaftet und gegen Mittag nach Detroit ins Gefängniß abgeliefert wurden. Unter den Gefangenen befinden sich drei Friedensrichter, fünf Aerzte, ein Richter und vier Konstabler. Viele Beamte, vom Supervisor bis zum Postmeister, sollen mit der Bande in Verbindung stehen. In Detroit wurde im Hause eines der Gefangenen eine ganze Sammlung von Materialien und Werkzeugen für Brandstiftungen aufgefunden; die Maschinen waren so eingerichtet, daß die Explosion eine Stunde bis zwei Tage nach der Entzündung erfolgt. Durch eine solche Maschine wurde das große Depot zu Detroit im vorigen Herbst in Brand gesetzt.

Pot-Pourri.

Es giebt eine Krankheit, unheilbar wie die Schwindsucht, die heißt Schachkrankheit und einer ihrer gefährlichsten Patienten war der im vorigen Jahre verstorbene englische Kapitain Thomas. Er erhielt gegen das Ende des Jahres 1849 die Ordre, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung abzureisen, was ihn in Verzweiflung setzte, weil er eine mit Herrn Williamson vor sechs Monaten angefangene Korrespondenzpartie nicht beendigen konnte. Die beiden Gegner verabredeten die Partie fortzusetzen. Sie hatten einige Züge miteinander gewechselt, als der Kapitain Thomas in einem Scharmützel mit den Kaffern verwundet wurde und zwei Monate darauf im Militärspital von Cape-Town starb. Während seines Krankenlagers beschäftigte er sich mit nichts Anderem, als mit seiner Korrespondenzpartie, und entwarf ein umfassendes Memoire, in welchem er alle wahrscheinlichen oder möglichen Züge seines Gegners bis zum Schlusse der Partie berechnete. Als er fühlte, daß sein Ende herannahe, beauftragte er testamentarisch einen seiner Freunde und Mitglied des Londoner Royal-Clubs, die Partie des Herrn Williamson nach den ihm vermachten Anweisungen fortzusetzen. Herr Williamson nahm das Anerbieten an, und nach einem dreimonatlichen Kampfe zwischen ihm und dem Testamentsvollstrecker, der das lebhafteste Interesse der englischen Schachspieler erregte, wurde vor wenigen Tagen der Letztere als Sieger erklärt.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 57.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 16. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die große Sonnenfinsterniß.

Das „K. B. a. B." enthält einen lehrreichen Aufsatz über die Sonnenfinsterniß am 28. Juli. Es heißt darin: Die Blätter berichteten, daß der 28. Juli durch das Stattfinden einer totalen Sonnenfinsterniß zu einem der interessantesten Tage dieses Jahrhunderts werde. Während der Finsterniß sollen am Firmamente die Sterne sichtbar werden, und der Mond mit einem silberweißen Ringe umgeben erscheinen. — Anfang der totalen Finsterniß am 3 Uhr Nachmittags. Eine ähnliche Sonnenfinsterniß sey nur in den Jahren 1654, 1666 und 1788 zu sehen gewesen. — Um die sehr hoch gespannten Erwartungen eines größeren Lesezirkels keiner Täuschung hinzugeben, und um das Vertrauen in die Richtigkeit astronomischer Berechnungen auf keine unbillige Probe zu stellen, erlauben wir uns, den Inhalt der gedachten Angaben dahin zu berichtigen, daß die bevorstehende allerdings große Sonnenfinsterniß in keinem Theile Deutschlands total erscheine; — daß man eben deßhalb weder ein Hervortreten der Sterne am Himmel, noch das eines silberweißen (?) Ringes um den Mond zu gewärtigen habe; — daß ferner auf dem ganzen europäischen Kontinente kein Punkt existire, wo eine totale Finsterniß um 3 Uhr der resp. Ortszeit eintrete *) und daß endlich die Berufung eine eben so irrthümliche sey, nach welcher seit 200 Jahren nur in den oben citirten drei Jahrgängen eine ähnliche Sonnenfinsterniß zu sehen war. Vielmehr bietet, auf die Erde im Allgemeinen bezogen, fast ein jeder Jahrgang für irgend eine Gegend dasselbe Phänomen in gleich hohem Grade dar, da hingegen in lokaler Hinsicht ein jeder speziell bestimmter Ort der Erde innerhalb einer jeden Säkularfrist und ganz besonders schon in der kaum abgeschlossenen Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts mehrfache Beispiele von theils ähnlichen, theils sogar größeren Finsternissen aufzuweisen hat. — Im frischesten Andenken dürfte wohl die vielfältig besprochene große Finsterniß vom 8. Juli 1842, welche für einen großen Theil Europa's total war, geblieben sein. Die Zone der totalen Finsterniß erstreckte sich damals mit einer ziemlichen Breitenausdehnung von Spanien her über Saragossa, Montpellier, Turin, Mailand, Trient, Graz, Wien, und von da durch Oberungarn über Lemberg und Brody in das russische Reich, durch Asien hindurch bis zur östlichen Gränze von China, wo sie nach mehr als 2000 Meilen Wegs im stillen Weltmeer endete. Dieselbe große Finsterniß, obwol für Deutschland fast durchgehends nur partial, betrug doch für dieses Land allerorts reichlich über 11 Zoll (in Augsburg 11,3 Zoll), eine Größe, auf welche bei der bevorstehenden Finsterniß am 28. Juli nur ein ganz kleiner Theil Aussichten hat. Andere große Finsternisse sah man in den Jahren 1804 am 11. Februar; desgleichen 1816 am 18. Nov.; endlich die zwar nirgends totale, für günstig gelegene Orte aber ringförmige Finsterniß vom 7. Sept. 1820. — Die nächste Zukunft bis zum Jahre 1900 bietet neben einigen anderen, zum Theil bis 10zölligen Finsternissen nur noch eine einzige von hoher Bedeutung dar, und zwar am 19. August 1887. Es kann nicht überflüssig erscheinen, für Freunde der häuslichen Astronomie noch einige populäre Andeutungen über den angeregten Gegenstand folgen zu lassen. Ueberhaupt stellt sich nach den Berechnungen heraus, daß für einen und denselben Ort der Erde durchschnittlich nur alle 150 bis 200 Jahre eine totale Sonnenfinsterniß sich ereigne; und daß selbst von diesen leicht mehr als die Hälfte durch ungünstige Witterung der Beobachtung entzogen werden. So war und verbleibt in dem laufenden Jahrhunderte die Finsterniß vom 8. Juli 1842 die einzige für Wien totale. Berlin hat erst eine solche zu erwarten im Jahre 1887, nachdem derselben Stadt diese Begünstigung sogar im ganzen vorigen Jahrhunderte nie zu Theil ward. Paris theilt die nicht beneidenswerthe Konstellation mit Prag, erlebte aber dafür im Jahre 1847 die eben so seltene Erscheinung einer ringförmigen Finsterniß. Da eine Sonnenfinsterniß bekanntlich nichts anderes ist, als die mehr oder minder vollkommene Bedeckung der Sonnenscheibe durch den vorüberziehenden uns weit näher stehenden Mond, so kann dieser letztere, welcher sich bei dieser Stellung stets im Neulichte befindet, für sich am freien Himmelsgewölbe nicht sichtbar seyn. Bei seiner eigenen Bewegung von West gegen Ost muß ferner der Mond die Sonnenscheibe an ihrem westlichen Rande zuerst bedecken; und hier oder nach der Lage des Beobachtungsortes auch mehr weniger nord- oder südwärts nimmt die Finsterniß ihren Anfang, schreitet in östlicher Richtung hin fort, und endet in einem dem vorigen entgegengesetzten Punkte. Bei diesem Vorübergange des Mondes vor der Sonne wird offenbar deren Anblick, je nach dem Grade der Bedeckung, theilweise oder auch gänzlich für gewisse Erdgegenden entzogen, und zwar findet die totale Bedeckung (Finsterniß) nur für solche Standpunkte statt, die sich in, oder doch sehr nahe in der Richtung einer durch die Mittelpunkte der beiden Gestirne gedachten und auf die Erde verlängerten Linie befinden. Orte außerhalb dieser Linie sehen entweder gar keine, oder doch eine nach Größe und Dauer verschiedene, partielle Bedeckung der Sonne, — ganz vergleichbar mit jener Erscheinung, wo in Betreff einer dahin schwebenden dichten Wolke es dahin kömmt, daß einzelne Orte von deren Schatten getroffen und des Sonnenanblickes beraubt werden, während andere, oft wenig entlegene Orte in heller Beleuchtung glänzen. Auch der um Vieles entferntere Mond wirft vor sich hin einen Schattenkegel, dessen Basis bei ihm selbst sich befindet, und dessen Ende (Spitze) in seiner möglich größten und kleinsten Erstreckung resp. bis auf 51,100 und 49,400 Meilen in die Ferne reicht. Weit aber der Mond um die Erde keinen Kreis, sondern eine elliptische Bahn beschreibt, in der er bald bis auf 49,000 Meilen sich nähern (Erdnähe), bald aber auf 54,600 Meilen sich entfernen kann (Erdferne), so wird es sich auch öfters treffen, daß die Spitze seines Schattenkegels die Erde gar nicht erreicht und somit auf dieser letzteren nirgends ein eigentlicher Schattenkreis projizirt wird (Finsternisse um die Zeit der Erdferne). In einem solchen Falle werden alle in der verlängert gedachten Schattenachse befindlichen Erdorte, da sie mehr oder weniger central zwischen sich und der Sonne den Mond haben, eine ringförmige Finsterniß sehen. Hier vermag nämlich die wegen stattfindender Erdferne scheinbar kleinere Mondscheibe die Sonne nicht vollkommen zu decken, sondern läßt um sich herum einen nach Maßgabe der scheinbaren Größenifferenzen geringeren oder größeren Theil des Sonnenrandes als glänzenden Ring erblicken, in Folge dessen sich wohl eine verminderte Beleuchtung, aber keine eigentliche Beschattung oder Verfinsterung auf der Erde ausspricht. Solche ringförmige Finsternisse nehmen ihren Fortgang auf der Erde in mehr minder breiten Zonen, und gewähren allen bis auf entfernte Distan-

*) Die Gegend, wo der Eintritt der totalen Finsterniß der Stunde 3 Uhr Nachmittags entspricht, fällt in den atlantischen Ocean, in die nordöstliche Nähe der Schottland-Inseln.

gen seitlich abgelegenen Orten blos den Anblick einer gewöhnlichen partiellen Finsterniß mit abnehmenden Größen. (Beispiele: 1847 am 9. Oktober, ringförmig für Paris; — 1820 am 7. September, ringförmig für einen Theil Deutschlands.) Indess verhält es sich bei den totalen Sonnenfinsternissen. Hier erreicht nach Maßgabe der gleichzeitig viel größeren oder zuweilen größten Nähe des Mondes das Ende seines Schattenkegels wirklich die Erdoberfläche, und es haben alle von dem projizirten Schattenkreise (eigentlich Kegelschnitte) getroffenen Gegenden eine totale Verfinsterung auf mehrere Meilen im Querschnitte. Zufolge der von West gegen Ost rasch fortschreitenden Bewegung des Mondes wird auch dessen Kernschatten in einer gleichen Richtung auf der Erde mit Eile dahinjagen, und es müssen für östlicher gelegene Gegenden alle Momente der Erscheinung in absoluter Zeit später eintreten, als für westliche. Alle zu beiden Seiten außerhalb dieser Schattenzone befindlichen Orte haben nur mehr eine partielle Finsterniß, da ihnen nach dem Maße ihres seitlichen Abstandes oder schiefseren Stellung bereits ein kleinerer oder größerer Theil der Sonnenscheibe vom Monde unbedeckt bleibt. Bei der am 28. Juli bevorstehenden Finsterniß wird der auf der Erdoberfläche projizirte Kernschatten in Beziehung auf das europäische Festland seinen Weg in einer schief von Nordwest gegen Südost absteigenden Linie nehmen. Die uns zunächst gelegene, also südlichste Gränzlinie dieser durchschnittlich über 30 Meilen breiten Zone der totalen Finsternis berührt diesen Welttheil auf einem Punkte im Südwesten der norwegischen Küste, ungefähr 1 Grad (15 Meilen) unterhalb Bergen (welche Stadt schon in die central totale Finsterniß fällt), führt von da über Christiansund, Hörring und Helsingborg zur Insel Bornholm, tritt sodann zwischen Köslin und Stolpe auf preußisches Gebiet, berührt nahe unterhalb Warschau sich fortsetzend Lublin und von da zwischen Lemberg und Brody hindurchziehend die Städte Tarnopol und Zampol, um wenige Meilen oberhalb Odessa die Nordgränze des schwarzen Meeres zu erreichen. — Alle innerhalb der obigen Zonenbreite gegen Nord von dieser Linie gelegenen Orte fallen mehr oder minder tief in den Zug der totalen Verfinsterung, darunter z. B. Bergen, Göteborg, Karlskrona, Elbing, Ostrolenka, Terespol (alle diese central), ferner Stolpe, Danzig, Königsberg, Warschau, Brody u. a. m. In paralleler Kette zu jener südlichen Gränzlinie der totalen (oder 12zölligen) Finsternis befinden sich — und haben nur noch eine 11zöllige Finsterniß — die Orte: Bremen, Hannover, Halle, Leipzig, Freiberg, von wo aus dieselbe Linie durch Teplitz, Theresienstadt, nahe oberhalb Prag hin nach Altbunzlau, Kuttenberg, gegen Brünn u. s. w. sich fortsetzt. Abermals parallel mit dieser geht die Linie der 10zölligen Verfinsterung durch die Orte: Tübingen, Kempten, Innsbruck, dicht oberhalb Triest hin gegen Travnik. Die 9zöllige durchschneidet unter anderen: Lyon, Grenoble, Mondovi und stößt unterhalb Livorno sich fortsetzend auf Rom.

(Schluß folgt.)

Frauen-Diplomatie.

Novelle.

(Fortsetzung.)

VII.

Es war schon spät am Abend, als das Ehepaar zurückkehrte. Gerhardine sah sogleich an Laura's Empfange, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen seyn mußte. Das junge Mädchen war in einer fieberhaften Aufregung. Kaum war sie mit der Mutter allein, so warf sie sich laut weinend in ihre Arme.

Was ist geschehen? fragte Gerhardine zitternd vor Angst, mein süßes, theures Kind, was ist geschehen?

Ich habe über mein Leben, über meine Zukunft verfügt, o Mutter, zürne mir nicht, — ohne dich verfügt!

Erkläre dich deutlicher, was ist vorgefallen?

Ich habe ihn gesprochen! Georg Gerstatt gesprochen!

Wer er hier?

Nicht doch. Du hattest ja gewünscht, daß ich heute bei der Generalin speise, und mich bei ihr angemeldet. Um vier Uhr schickte sie mir ihren Wagen, die beiden Nichten saßen darin, um mich abzuholen. Es war der Ennen Namenstag. Sie sagten mir, ich würde bei ihnen noch eine kleine Gesellschaft finden. Ich ahnte aber nichts — und als ich den Speisesaal betrat, da — stand Georg Gerstatt vor mir! O Mutter, wie war mir da! — als wenn im düsteren Saale mit Einem Mal tausend Kerzen flammten. Ich hatte Flügel, ich ging nicht mehr, die Menschen kamen mir vor wie Engel — ich hätte Allen um den Hals fallen mögen! O Mutter, warum hast du mir nie gesagt, welch überschwängliches, unbenkbares Glück in der Liebe liegt!

Gerhardine hatte ihrem Kinde mit geöffneten Lippen, mit bleichen Wangen und flammenden Augen zugehört — ihre noch nicht sechzehnjährige Tochter hatte mehr erlebt als sie!

Laura aber kniete vor sie hin und sagte immerwährend, indem sie ihren schönen dunklen Kopf auf der Mutter Knie legte: O, welch ein Glück, welch ein Glück!

Mein einziges, geliebtes Kind! rief Gerhardine, indem ihre Thränen auf die reichen Flechten der Tochter fielen.

Laura aber fuhr fort: Mit ihm in Einem Raume zu seyn, seine Stimme zu hören, auch wenn er nicht mit mir sprach — er saß neben mir bei Tisch — er konnte mir Alles sagen, ohne daß die Anderen es verstanden! Nach dem Essen gingen wir in den runden Gartensaal; es waren zwei Offiziere da; die Generalin setzte sich an das Klavier und spielte einen Walzer, die älteren Leute beredeten die drei jungen Männer zum Tanzen — er tanzte mit mir! Als wir uns anstellten, riefen die Anderen uns laute Bewunderung über unser rasches, leichtes Dahinfliegen zu. Das glaube ich wohl! O Mutter, o Mutter, wie war ich so glücklich! Wenn ich heute Nacht sterbe, weine nicht um mich!

Erzähle weiter, mein Kind.

Nach dem Tanzen wurde noch im Garten auf und ab gegangen; da — Mutter, habe ich ihm — nicht mit Worten — aber durch ein Kopfnicken zugesagt, daß ich ihm folgen will, wenn er mich einmal ruft — von jedem Orte, von jeder Stelle, selbst — ach, Mutter, zürne mir nicht! — selbst aus deinen Armen!

Gerhardine sagte nichts, sie bedkte mit der Hand die Augen; aber Laura zog die Hand weg und flehte: Verzeihe mir! Du hast ja den Vater und meine beiden Brüder, und ich, ich würde dir doch keine Freude mehr machen, ich würde mich verzehren, aus Sehnsucht nach ihm!

Gerhardine fragte mit einem tiefen Seufzer: Wie kam er in das Haus der Generalin?

Er erfuhr, daß sie beinahe unser einziger Umgang sey, und ließ sich dort durch einen der Neffen einführen.

Ziel denn der Generalin Euer Benehmen nicht auf?

Glücklicher Weise wurde sie durch den unerwarteten Besuch eines Jugendbekannten ganz absorbirt. Es scheint mir eine Jugendliebe gewesen zu seyn, denn die alte Dame war ganz verändert.

Da du das heute bemerktest, so muß es freilich eine auffallende Veränderung gewesen seyn. — Aber nicht wahr, mein Kind, es ist nicht dein Ernst, daß du ihm folgen willst, wenn er dich ruft? Das kann nicht dein Ernst seyn!

Gewiß, Mutter, du weißt, wie lieb ich dich habe — alles Glück, das ich bisher genossen — und ich habe ja nichts als Glück genossen — verdankt' ich dir! Und dennoch — ein solch Gefühl, wie es mein Herz jetzt klopfen macht, hat nicht der gütige Gott in ein frommes Herz gelegt, daß es unterdrückt, vertilgt werde! Warum ist es denn stärker und mächtiger, ja, jedes andere Gefühl hinunterbach überragend? Warum soll ich es unterdrücken und ihn und mich elend machen, ohne dich zu beglücken? Um der hoch-

müthigen Launen zweier herzlosen Eltern willen? Rede mir nicht zu, Mutter! Wenn du mich überredetest, ich würde dann vielleicht dich betrügen, und da vor sey Gott!

Ohne Abschied willst du doch nicht von mir gehen?

Eben das habe ich ihm versprechen müssen — versprechen müssen, keinen Abschied von dir zu nehmen, sondern unmittelbar seinem Rufe zu folgen — er fürchtet sonst, mich vergebens zu erwarten, und zum zweiten Male sey es vielleicht für ihn unmöglich, eine Flucht für uns Beide vorzubereiten.

Gerhardine schwieg im peinvollen Kampfe — Laura brach jetzt bei dem Anblick der Schmerzen ihrer Mutter in lautes Schluchzen aus und rief: O, zürne mir nicht — ich kann ja doch nicht ohne dich leben, und kehre dann mit ihm zu dir zurück.

Aber die Mutter schüttelte traurig mit dem Kopfe und fragte dann: Was erwartet er, um jene Flucht mit dir anzutreten?

Daß er eine Stellung in England oder Amerika gewinne. Er will jetzt hier noch ein Jahr studiren, dann eine Reise antreten, die wohl ein halbes Jahr und länger währen kann, und auf welcher er sich seine Zukunft sichern will — dann, dann will er . . .

Dich mir entreißen! O Laura! Laura!

Das Kind weinte und schluchzte, aber kein Wort, kein Versprechen kam über ihre Lippen, das den Kummer der Mutter hätte lindern können.

Graf Hugo kam von Zeit zu Zeit ins Haus, seine anfänglichen Huldigungen für Gerhardine schlugen mit der Zeit in den Ton einer wahren Freundschaft um. Als Wolfram das bemerkte, gewann auch er ihn lieber, und bald verging keine Woche, wo nicht Hugo einen Abend im Familienkreise des Malers zugebracht hätte. Laura war dann auch zuweilen zugegen, und Gerhardine bemerkte nicht ohne stille Freude, wie Gerstatt von des Mädchens Schönheit und lebhaftem Geiste eingenommen wurde. Sobald sie den Rücken wandte, lobte er sie bei der Mutter.

Das Kind ist ein wahrer Schatz, sagte er einmal. Nie ist so viel Offenheit, so viel Geist und so viel Wärme des Gefühls in einer so schönen Hülle vereinigt gewesen. Es ist, als hätten bei ihrer Geburt alle Musen und alle Feen sie mit ihren Gaben überschüttet. Gerhardine schwieg und wagte nicht einmal, ihn anzusehen, weil sie fürchtete, ihre Blicke möchten ihm ihre Gedanken verrathen.

Georg ließ sich nicht mehr sehen. Er hatte Laura bei ihrem einzigen Zusammentreffen mitgetheilt, daß er den Wachtposten ihrem Hause gegenüber jetzt aufgeben müsse, weil er mit seiner Zeit geizen wolle, bis auf die Minute, um so viel eher für immer mit ihr vereinigt zu werden. Nur von Zeit zu Zeit schickte er ihr irgend einen Liebesgruß. Einmal war es ein Buch, ein andermal ein Strauß seltener Blumen, dann ein Körbchen mit auserlesenen Früchten.

Diese kleinen Geschenke brachte ein Kind, von welchem Georg durch die Nichte der Generalin erfahren, daß Laura es aus dem Elend gerettet. Gerhardine wußte darum und gestattete es; sie sah im Verweigern nur eine unnöthige Grausamkeit gegen ihre Tochter, deren leidenschaftlicher Charakter die sorgfältigste Behandlung erfahren mußte, wenn er nicht durch Widerstand völlig unnahbar und unbezähmbar werden sollte.

Wolfram durfte davon nichts erfahren; daß Laura Georg getroffen und Versicherungen seiner Leidenschaft erhalten, theilte Gerhardine ihrem Manne mit, aber sie verschwieg ihm noch das Versprechen, welches der junge Mann seiner Geliebten abgenommen; sie fürchtete von Wolfram ein hartes Auftreten und dann vielleicht ein Verschwinden des Zutrauens ihrer Tochter, welches sie bis jetzt noch ungeschmälert besaß, und wodurch sie sie vollkommen in Händen hatte.

Sie bewachte sie bis jetzt freilich ängstlicher als früher, ohne daß Laura es bemerkte, die überhaupt in letzter Zeit viel mehr in sich versunken und zerstreut war. Gerhardinens Hoffnungen wurden bitter dadurch getäuscht. Sie hatte gehofft, die Leidenschaft ihrer Tochter werde mit der Zeit abnehmen, aber diese gewann im Gegentheil an intensiver Kraft und drohte zuletzt alle ihre Fröhlichkeit, ihre Theilnahme an Menschen und Dingen zu verschlingen.

Selbst Hugo fragte zuweilen, warum „das Kind" so ernsthaft sey. Dann suchte das junge Mädchen durch verdoppelte Zärtlichkeit für die Mutter dieses liebende Auge wenigstens nicht aufmerksam auf ihr trübes Sinnen werden zu lassen.

VIII.

Eines Abends saß Gerhardine allein mit den beiden jüngsten Kindern in ihrem Salon. Sie half den Jungen ihre Aufgaben für die Schule machen. Laura war bei dem Vater in dessen Atelier beschäftigt. Da trat Hugo leise in den Saal, denn die Gartenthür stand offen — es war wieder Mai — ein Jahr verflossen.

Als Hugo's wohlbekannte Stimme mit sanftem, wehmüthigem Klange Guten Abend! sagte, fuhr Gerhardine erschrocken in die Höhe.

Sie erschrecken vor mir, fuhr Gerstatt vorwurfsvoll fort; und ich komme doch trost- und hülfebedürftig zu Ihnen. Sie wissen, meine Frau, die beinahe ein Jahr bei ihren Verwandten in Berlin war, wurde fortwährend durch Kranksein verhindert, hierher zurück zu kehren, ich dachte nicht, daß es gefährlich sey; denn seit unserer einundzwanzigjährigen Ehe ist sie immer krank; aber eben — eben erhalte ich die Nachricht ihres Todes!

Mein Gott! sagte Gerhardine tief ergriffen, mein Gott, wissen es schon Ihre Kinder?

Die beiden Jüngsten sind in einer Erziehungs-Anstalt auf der Wieden, der Aelteste ist gestern Abends nach England abgereist.

Georg ist fort?

Ja, er ist fort. O, Gerhardine, ich stehe jetzt ganz allein.

Gerhardine gab den Kindern einen Wink, sich zu entfernen, dann sagte sie ruhig: Es ist recht traurig, Graf, daß Sie die Mutter Ihrer Kinder verloren — aber sagten Sie mir nicht selbst, daß Sie sie nie geliebt? — Sie sind durch ihren Tod nicht einsamer, als Sie es bis jetzt waren!

Doch, doch, wenigstens fühle ich jetzt bei dem Tode der ungeliebten Frau es doppelt schmerzlich, nicht während der Jugend meines Lebens ein Herz neben mir gehabt zu haben — wenn man es auch verloren, ist nicht die Ueberzeugung, einmal es besessen zu haben, schon beglückend? Die Welt hat mich einen beneidenswerthen Menschen genannt, und ich bin nie geliebt worden; selbst meiner eigenen Frau habe ich dieses Gefühl nicht einzuflößen vermocht, obgleich es eine Zeit gab, wo ich mich darum bemühte, wenn auch nur aus Eitelkeit!

Dann verdienten Sie es auch nicht besser!

O, seyen Sie nicht so streng, Gerhardine! Warum sind Sie nicht die Meinige geworden? wenden Sie Sich nicht ab, Sie dürfen hören, was ich sage — Sie müssen es hören! Aus Menschlichkeit dürfen Sie nicht dem Schrei einer zerrissenen Seele Sich entziehen — wären Sie die Meine geworden — ich wäre ein anderer Mensch! Was bin ich jetzt? Das unnützeste Geschöpf der Welt: ein Hofmann, ein Kavalier, ein Diplomat!

Mein Gott, Graf Gerstatt, wie kommen Sie auf einmal zu dieser trüben Ansicht Ihres Lebens?

Das will ich Ihnen sagen: ich werde alt! Vorgestern war ich siebenundvierzig Jahre alt!

Und ich vor ein paar Wochen siebenunddreißig. Das ist für eine Frau auch nicht jung!

Aber Sie haben nicht Ihre Existenz auf Ihre ewige Jugend gebaut wie ich! Sie lieben Ihren Mann, Sie lieben Ihre Kinder, Ihre Kinder lieben Sie!

Das Letztere hinge doch auch nur von Ihnen ab.

Nein, Gerhardine, zehn Mal nein! Das ist die unglückselige Frucht einer Konvenienz-Ehe, daß die Kinder auch schon keine Liebe

zu ihren unnatürlich verbundenen Eltern fassen! O, die Natur rächt sich, wenn man sie mißhandelt!

Versuchen Sie es, Graf, die Liebe Ihrer Kinder zu gewinnen.

Das ist nicht möglich. Der Aelteste, Georg, ist ein Träumer, ein Gelehrter, eine abgeschlossene, in sich gekehrte, liebesarme Natur. Der Zweite ist ein geistreicher, witziger Kopf, aber ein leichtsinniger Taugenichts und ein Egoist. Der Dritte ist kränklich, menschenscheu, mißtrauisch und beschränkt!

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben in Chile im April 1851.

Die „Weser Zeitung“ enthält folgenden interessanten Brief aus Santjago vom 25. April.

..... Am 2. April 6½ Uhr wachte ich plötzlich mit einem seekrankheitsähnlichen Gefühle auf. An der schaukelnden Bewegung des Betts, dem knarrenden Geräusch in den Wänden, dem Rasseln fallender Lehmtheilchen hinter den Tapeten erkannte ich sofort ein Erdbeben, und daß es ein ungewöhnlich starkes war, konnte ich schon daraus schließen, daß ich davon erwachte, während bis dahin alle nächtlichen Erdbeben, an denen wir bekanntlich reich sind, spurlos an mir vorübergegangen waren. Ich machte demnach eine halbe Schwenkung und setzte mich auf den Rand meines hohen eisernen Betts. Plötzlich aber bekam die Fonda (Wirthshaus) einen so gewaltigen Stoß, daß ich vom Bett mitten in die Stube flog und mich von da sofort unter meine Stubenthür retirirte, denn die Thüren bleiben beim Erdbeben am längsten stehen, und ich habe mir ein- für allemal vorgenommen, nicht aus dem Hause zu laufen. Das nehmen sich viele Leute vor, bringen's aber nicht fertig, und so wie sie ein Zittern der Erde spüren, springen oder fliegen sie aus dem Hause auf die Straße. Die Furcht vor dem Erdbeben ist denn freilich erklärlich genug, und ich merke an mir selber, daß ich durch die letzte Katastrophe schon ein Bedeutendes an Herzhaftigkeit verloren habe. Ich stellte mich also unter meine Stubenthüre, steckte den Kopf hinaus und sah die ganze Bevölkerung der Fonda durch den engen Gang, der bei meiner Stube vorbeiführt, hinausfliehen. Die Meisten hatten nicht genug Besinnung gehabt, um irgend eine Bedeckung an sich zu reißen, Einige hatten eine Bettlaken umgeschlagen und wenn sie liefen, flatterte das gespenterartig hinter ihnen her, Andere hielten ihre Kopfkissen über den Kopf und duckten sich, als erwarteten sie jeden Augenblick einen herunterstürzenden Balken. Jämmerlich war es anzusehen, wie die Frau des Wirths ihre kleinen Kinder schreiend hinausschleppte. Alles huschte in wenig Sekunden vorüber und das Schütteln ging nun erst recht los. Ich war allein in der taumelnden, knarrenden Fonda, seine Seele in dem dunklen, von Staub noch mehr verfinsterten Gange, in dem ich stand. Der Boden schwankte dermaßen unter mir, daß ich mich an der Stubenthüre festhalten mußte. Es wurde mir am Ende ganz schwindlich zu Muthe, denn die schütternde Bewegung des Hauses hatte in den Gängen und Stuben einen so furchtbaren Staub hervorgebracht, daß man kaum athmen konnte. Die Schwankungen der Erde folgten schneller als man zählen kann.

Endlich legte sich der Krampfanfall der Erde; ich kehrte in meine Stube zurück, — auch hier ein Staub, so dicht, daß ich kaum das Fenster sehen konnte, und Bett, Tische und Stühle fingerdick voll Staub und Kalk; — und doch sind die Decken der Stuben sämmtlich mit Brettern benagelt, so daß nur durch die Ritzen der Lehm herunterfallen kann. Ich riß das Fenster auf und sah auf die Straße. An der Ecke, wo sich zwei Straßen kreuzen, war ein dichter Menschenknäul im Hemde, zitternd, betend, bleich, knieend, sich vor die Brust schlagend, und „Misericordia“ schreiend. Als ich aber einen alten Herrn aus der Fonda im Hemde sah, der sich in der Eile der Flucht noch schnell einen Frackrock übergezogen hatte, erscholl von meinem Balkon ein so homerisches Gelächter, daß Alle zu mir herausſahen, und ich, um Aergernis zu vermeiden, mich schnell zurückziehen mußte. Ich zog mich nun an und ging aus. In allen Zimmern des Hotels waren die Wände geborsten, und die Tapeten gerissen, die Kalkverzierungen und Gesimse an den Mauern des Hauses waren größtentheils heruntergestürzt. Auf der Straße war alles in größter Bestürzung. Auf manchen Stellen lagen die Straßen so voll von heruntergestürzten Dachziegeln und Gesimsen, daß man weit hin über Trümmer steigen mußte. In vielen Kirchen sind die steinernen Bogen auseinander gewichen und tiefe Risse klaffen in den Mauern. Zwei sind dem Einsturz nahe und geschlossen. Der Schaden in der Kathedrale ist auf 200,000 Dollar anzuschlagen. Die Moneda (Münze,) ein prächtiges massives Gebäude, hat so gelitten, daß der Präsident ausgezogen ist. In der Kirche St. Francisco sind von einem herabstürzenden Ballen zwei Frauen erschlagen worden. Sonst ist merkwürdiger Weise kein Todesfall vorgekommen, auch nicht in Valparaiso, wo das Erdbeben noch stärker gewüthet hat. Am meisten soll dasselbe zwischen Valparaiso und Santjago gewüthet haben, in Casablanca und Curacavi. In Casablanca sind fast alle Häuser, außer dem Wirthshause, eingestürzt, in Curacavi ist Kirche und Wirthshaus ein Schutthaufen. Hier hat die Erde tiefe Risse bekomen und heißes Wasser ist daraus hervorgestürzt. Seit 1822 ist kein so starkes Erdbeben gewesen. Es soll 70 Sekunden gedauert haben. In den ersten 5 Stunden nachher spürte man 10 andere Stöße, worunter einige ganz erkleckliche, die natürlich jedesmal sämmtliche Hotelbewohner auf die Straße jagten. In den nächsten Tagen hat man über 100 Temblores gezählt. Temblor nennen die Spanier die schwachen, Terremontos die heftigen Erdbeben. Die Nordamerikaner, die auf dem Felsen Santa Lucia astronomische Beobachtungen machen, erzählten mir, daß das Quecksilber in ihren Gläsern oft ½ bis 1 Stunde lang fortwährend oscillirt habe. In allen Häusern, in allen Familien drehte sich in dieser Zeit das Gespräch lediglich ums Erdbeben, und eine Menge komischer Geschichten wurden erzählt. In den leichtgebauten Häusern brauchte man nur mit dem Fuße zu wippen, um sogleich die Gesichter der Frauenzimmer bleich zu machen. Zwei Tage lang nach dem Erdbeben regnete es in Strömen, und unaufhörlich rollte Gewitterdonner näher oder ferner in den Cordilleren. Ein Gewitter ist sonst eine seltene Erscheinung in Chile. Aber das Erdbeben hat die ganze Natur in Aufregung gebracht.

Pot-Pourri.

Noch eine Probe des Londoner Ausstellungs-Deutsch.

An den verehrten Deutschen Freunden, welche jetzt in London sind.

Der „Sunday-Times“ des 8ten dieses Monats wird ein volles und umständiges Bericht enthalten über die weitberühmten Wettrennen bei Ascot; und das Königliche Beyseyn daselbst; wobei Ihro Majestät, die Königliche Familie, so wohl als die meisten Fremden jetzt in London zugegen seyn werden. Da dieses die frappanteste und glänsendste zusammen kunft des Jahres ist, so ist der Herausgeber besonnen, ein vollständigis Bericht über alle interessante Begebenheiten, pikante Auftritte und charakteristische, Scenen dieses Grossen Sport-Spectakel „Deutsch“ zu geben.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 58.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 19. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die große Sonnenfinsterniß.

(Schluß.)

Der Abstand je zweier Gränzlinien beträgt zwischen 50 bis 55 Meilen, und es kann durch Auftragen derselben auf einer Landkarte die Größe der Finsterniß für jedwelchen Zwischenort mit dem Zirkel abgenommen werden. Nach dieser Uebersicht hat Augsburg (wie überhaupt Bayern) nur eine partielle Finsterniß zu erwarten (Augsburg in der Größe von 10,2). Da etwa 33 Stunden nach derselben Finsterniß der Mond seine Erdnähe erreicht, wo sein scheinbarer Durchmesser 33½ Bogenminuten beträgt, die Sonne aber (wie alljährlich im Juli) in der Erdferne sich befindet, wo sie blos 31½ Minuten Durchmesser zeigt, so wird auch die Bedeckung der für das Auge kleineren Sonnenscheibe mit einem bedeutenden Uebergreifen des Mondrandes stattfinden, und die totale Verfinsterung für sehr günstig (central) gelegene Orte durch einige obwol im Allgemeinen nicht über 4 bis 5 Minuten andauern können. Um die gesammten Veränderungen in der Natur möglichst vollständig aufzufassen, wird es für den Nichtastronomen dienlicher seyn, den Vorgang im Freien, am besten von einem etwas erhobenen Punkte aus, wo zugleich einiges Strauchwerk und andere Schatten werfende Gegenstände sich vorfinden, zu beobachten. Das Eintreten des Mondrandes, so wie das Fortrücken der schwarzen Mondscheibe auf der Sonnenscheibe bis auf fast ¾ Stunde Dauer wird am besten durch ein, wenn auch nur schwaches Fernrohr (vor dessen Objektivöffnung ein geschwärztes oder besonders gefärbtes Glas befestigt ist) beobachtet, da sich einzelne größere Ausbuchtungen und höckerige Erhabenheiten des Mondrandes (Gebirge) leicht auf dem hellen Hintergrunde der Sonnenscheibe präsentiren und ohnehin das freie Auge bis zu dieser Zeit keine besondere Veränderung in der Natur wahrnimmt. Interessant dürfte es seyn, im Falle vorhandener Sonnenflecken, deren progressive Annäherung und endliches Verschmelzen mit dem Mondrande zu bemerken. — Hat aber die Finsterniß einmal über 9 Zoll erreicht, so wird sofort eine Lichtabnahme immer merklicher, und es ist nun schwer, die Blicke mehr auf die nächste Umgebung und freie Natur, als auf die verfinsterte Sonne allein zu richten, deren Anblick übrigens um die Zeit der größten Verfinsterung neuerdings interessant wird. Die Beleuchtung gewinnt nun nach allgemeinen Erfahrungen mehr und mehr einen eigenthümlichen Ausdruck, dem von einer Lampe geworfenen Scheine immer näher kommend. — Die Schatten der Gegenstände werden schwärzer und weit schärfer begränzt, obgleich sich der Gegensatz zwischen Beleuchtung und Schatten wesentlich mindert. — Bei nicht zu dicht belaubten Bäumen läßt sich in den Lücken der geworfenen Schatten sogar deutlich die Sichelform der verfinsterten Sonne wahrnehmen. — Vorhandene Wolken zeigen grünliche Säume. Das Blau des Himmels verliert sich. Ein den Sonnenstrahlen ausgesetztes Thermometer sinkt um viele Grade und Brennglaser versagen ihre Wirkung. — Bei nahe oder wirklich totalen Finsternissen ist auch die Beängstigung und Verwirrung der Thiere bemerkenswerth; insbesondere soll auf ein Scheuwerden der Pferde zu achten seyn. Da für unsere Gegend am 28. Juli immer noch über 1/12 des scheinbaren Sonnendurchmessers unverfinstert bleibt, so wird dem ohngeachtet diese schmale Sichel, welche zugleich der vorherrschenden Mondesgröße wegen merklich weniger als einen Halbkreis umfaßt, doch noch einen erheblichen Unterschied der Beleuchtung im Vergleiche zu einer wahrhaft totalen Finsterniß veranlassen, zu Folge welchem es für unsere Gegenden kaum weiter, als zu einer sehr mäßigen Dämmerung kommen dürfte. — So wenig wir unter diesen Umständen darauf rechnen dürfen, irgend eines Fixsternes erster Größe ansichtig zu werden, eben so gering bleibt die Hoffnung in Betreff der beiden größten Planeten des Himmels: Venus und Jupiter, obgleich während der größten Finsternißphase Venus nur etwa 15 Grade von der Sonne rechts und etwas tiefer als diese sich befindet; Jupiter hingegen seine Stellung links von der Sonne und zwar sehr nahe im Meridiane und circa 35 Grade über dem Horizonte haben wird. Allein dieser letztere Planet dürfte an Lichtstärke immer noch zu schwach, — Venus aber bei ihrer zufälligen sehr großen Entfernung von der Erde an Durchmesser zu gering seyn, um dem freien Auge bemerkbar zu werden. Visuri! — Eben so wenig ist zu erwarten, daß von dem bei totalen Finsternissen stets, und bei nahezu totalen einigermaßen wahrnehmbaren Strahlen- und Farbenringe rings um den schwarzen Mondkörper etwas zu Gesicht kommen werde. Um die Mitte der Finsterniß oder bald nachher pflegt nicht selten ein stürmischer Nordwest sich zu erheben, dessen hier ohne weitere Beziehung gedacht sey. Doch ließe die Jahreszeit erwarten und im Falle einiger aufeinander folgenden warmen Tage nicht sehr unwahrscheinlich finden, daß durch die während der Finsterniß bewirkte ungleiche und etwas rasche Abkühlung der Atmosphäre eine vermehrte Luftströmung in der Richtung des Finsternißzuges erfolgen könnte. — Die Abnahme der Finsterniß gewährt die schon genannten Erscheinungen in umgekehrter Reihenfolge. *)

*) Allen jenen, die sich näher über diese Naturerscheinung unterrichten wollen, empfehlen wir das in allen Buchhandlungen vorräthige, mit Abbildungen versehene und sasslich geschriebene Werk von Dr. Küchenmeister betitelt „die Sonnenfinsternisse."
Die Redaktion des „Sammlers"

Frauen-Diplomatie.

Novelle.

VIII.

(Fortsetzung.)

Sagten Sie nicht, daß Georg liebesarm sey?

O, ich weiß, Gerhardine, wovon Sie reden wollen. Aber das ist vorbei. Er hat Ihre Tochter vergessen, und ich rede die volle Wahrheit, wenn ich sage: Ich verachte ihn deßhalb! Durch eine treue Liebe zu dem herrlichen Mädchen hätte er bei mir jedes Vorurtheil besiegt — ich würde ihm meine Einwilligung nicht länger verweigert haben.

Gerhardine — und wer möchte mit ihr deßhalb rechten? — glaubte dieses Mal dem Geliebten ihrer Jugend — er glaubte ja selbst an das, was er eben sagte! — und entgegnete rasch: Er hat sie nicht vergessen, er liebt sie wie am ersten Tage — gestern erhielt sie eine weiße Taube von ihm geschickt, die um den Hals einen emaillirten Ring mit den Worten trug: Adieu, pour longtemps, mais pas pour toujours. Wollen Sie den Ring sehen? sie trägt ihn an einer Schnur um den Hals. Seit einem Jahre erhielt sie jeden Sonntag ein Zeichen seiner Liebe und Treue!

Des Grafen aufgeregte Züge spannten sich im unangenehmsten Erschrecken, er sprang auf, und heftig im Zimmer auf und ab

schreitend, rief er in abgebrochenen Sätzen: Wer hätte das dem Jungen zugetraut, ein so falsches Spiel! Also für Fräulein Laura waren die schönen Blumen und Früchte, also für Fräulein Laura die Vögel und Tauben, während ich harmloser, gutmüthiger, ehrlicher Narr glaubte, sie seyen für der Ueberbringern Schwester, für die Ballet-Tänzerin!

Hier mußte Gerhardine trotz allem Unangenehmen und Verletzenden in des Grafen Benehmen dennoch laut auflachen.

Dazu gehört wirklich viel Harmlosigkeit, Güte und Ehrlichkeit, um bei den Geschenken, die ein junger Mann seiner Braut macht, zu glauben, er richte sie an eine Ballet-Tänzerin!

Der Graf fiel oder ließ sich in einen Sessel fallen, das Wort „Braut“ aus Gerhardinens Munde hatte ihn völlig vernichtet.

Seine Freundin, die ihm absichtlich diesen Stich beigebracht, trat aber vor ihn und sagte in ihrer gewöhnlichen milden Weise: Graf Gerstatt, liegt Ihnen denn gar nichts an meiner Achtung, an meiner Freundschaft?

Hugo sprang auf, und ihre Hand ergreifend, rief er mit dem Tone des höchsten Ernstes, und es war ihm auch Ernst: Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich keine Frau höher achte! Ich weiß, daß Sie für Niemand Sinn und Theilnahme haben als für Ihren Mann und Ihre Kinder, und doch sind Sie mir das Theuerste auf Erden!

Gerhardine entzog ihm ihre Hand und sagte verletzt: Ich wollte keine solchen Betheuerungen! Nun hören Sie mich aber an: Wenn Ihnen etwas an meiner Achtung, meiner Freundschaft liegt, wie können Sie Sich so unverantwortlich wiedersprechen, indem Sie in dem einen Augenblicke beklagen, daß Sie nicht nach Ihrem Herzen gewählt, ja, sogar behaupten, Sie würden dann besser und glücklicher seyn, und in dem anderen Augenblicke die unzweideutigsten Zeichen der Wuth von Sich geben, wenn Sie erfahren, daß Ihr Sohn an meiner Tochter mit treuer Liebe hängt, an meiner Tochter, die besser, schöner, liebenswürdiger und viel bedeutender ist, als ich je war!

Das ist nicht wahr, Ihre Tochter ist nur anders als Sie. Mein Sohn ist anders als ich. Ich gehöre zu den Menschen, auf die ihr Umgang segen- oder fluchbringend wirken kann. Georg ist eine vollkommen abgeschlossene Natur — in jeder Atmosphäre derselbe! Ihre Milde, Ihre Sanftmuth, Ihre Klarheit, Ihr tiefes, inniges Gefühl würden aus mir einen Mann gemacht haben, der an des Lebens edlen Interessen sich betheiligt, während ich jetzt am Boden krieche. Ihre Tochter ist schön, geistreich, aber sie ist leidenschaftlich und darum ohne wohlthätige Einwirkung für Andere — o, glauben Sie, mir ist es nicht entgangen, wie Sie mich haßt — da wir einmal den Punkt berührt, so kann ich auch Alles sagen!

Nun mußte Gerhardine wieder lachen. Das gute Kind, und Sie hassen! Mit ihrer reinen, weichen, für Alle nur Wohlwollen empfindenden Seele! Nein, ich bleibe dabei, Laura ist, wie ich in ihrem Alter war, nur tiefer, feuriger und energischer. Ihr Sohn ist auch so, wie meine Cousine Sie mir schilderte, aber auch tiefer, feuriger und energischer. Die Verhältnisse sind dieselben: mein Vater war der Sohn eines geadelten Kaufmanns, Wolfram der Sohn eines geadelten Offiziers. Mein Vermögen galt für groß und war klein — Laura's Mitgift — nun, ihres Vaters Bilder tragen hohe Summen ein, und er wird für die einzige Tochter wohl sorgen — wo bleibt da die Rechtfertigung dafür, daß Sie dasselbe, was Sie Ihrem Sohne verwehren, für Ihre Person unterlassen zu haben bedauern und mir dennoch zumuthen, daß ich Ihnen glauben soll?

Und doch ist es so, Gerhardine! Ich gäbe meinen Rang, mein Vermögen, meine Kinder, wenn . . .

Wenn man Sie nicht beim Wort nimmt, sagte ärgerlich Gerhardine; er aber sotzte nach dem flatternden Bande ihrer Scharpe und drückte es an seine Lippen.

Das, was Sie wünschen, ist nicht geschehen — wenn aber nun das, was Sie nicht wünschen, dennoch geschähe?

Hugo war in peinlicher Verlegenheit, in so peinlicher, wie kaum je ein Diplomat; er faßte sich aber und sagte ernst: Es wird nicht geschehen, denn er kann nicht ohne meine Einwilligung.

Ich sage Ihnen aber, wenn er Sie nun ohne Ihre Einwilligung, ohne unsere Einwilligung — ohne Ihre und unsere Hülfe und Theilnahme dennoch zur Frau bekommt?

Dann, sagte Gerstatt, in der höchsten Pein zu dem Universalmittel des Scherzes sich wendend, dann wäre es ein Fait accompli, und vor dem werfen sich selbst die Diplomaten in den Staub.

Gerhardine antwortete lachend: Vortrefflich aus der Klemme gezogen — ich würde es sehr passend finden, wenn man Ihnen alle Orden, alle Schleifen, Schwerter und alle Eichenlaube Ihres Staates an den Hals hängte.

Dann schellte sie, ließ den Thee bringen, ihren Mann und ihre Tochter rufen, und der Abend verging, als sey nichts vorgefallen; wem Tode der armen Gräfin Aurelie sprach Niemand mehr.

IX.

Georg war durch seine Abwesenheit seiner Geliebten viel näher gerückt; denn er schrieb ihr, und ihre Mutter erlaubte ihr von Zeit zu Zeit, ihm ein paar Zeilen zu antworten. Diese Zettel, die sie jedes Mal ihrer Mutter vorlegte, waren von einer so merkwürdigen Fassung, streng in Worten und glühend in Gefühlen, wie ein Liebesgluth athmender Blick unter einem Nonnenschleier, als wolle sie um keinen Preis die ihr von der Mutter gewährte Erlaubniß mißbrauchen, und vermöge es dennoch nicht. Als Georg einst einen außerordentlich schönen Kupferstich: „Christus als Tröster“, von modernen Dulder-Gestalten umringt, nach einem Gemälde von Ary Scheffer aus Paris schickte, schrieb Laura ihm:

„Bild und Brief sind glücklich angelangt. Doch obgleich beide mit der Mission, zu trösten, zu mir kamen, gelingt es keinem.

„Dieser Christus ist nicht mein Vermittler, denn meine Leiden sind nicht modern — seit dem Anfang des Menschengeschlechts haben sie die Herzen zerrissen! Ich halte mich an den alten Gott!

„Ihr Brief, zwar gut gemeynt, hat mich auch nicht erheitern können, weil ich daraus ersehe, daß Sie selbst nicht heiter sind.

„Leben Sie wohl, und suchen Sie den frischen Muth wieder zu gewinnen, wovon Sie mir schrieben, daß er Sie bei Ihrer Abreise von Wien beseelte.

„Ich will nicht falsch seyn und Sie zum Schlusse versichern, daß ich ihn habe — ich bedarf ihn aber auch nicht; ja, wenn ich ihn hätte, würde er mir vielleicht bei der mir zugewiesenen Dulderrolle eher hinderlich als fördertlich seyn! Aber Sie! Selbst wenn Sie im Kampfe unterliegen, erhalten Sie ein Epitaph, auf welches keiner Ihrer hochgräflichen Vorfahren Anspruch machen kann: Er hat gearbeitet!

Laura.“

Graf Hugo behielt seine alte Weise bei. Er kam von Zeit zu Zeit, bis auch er für mehrere Monate auf Urlaub an seinen Hof reiste. Als er zurückkehrte, besuchte er sogleich die Maler-Familie und theilte Gerhardinen mit, daß er seinen Sohn auch in diesen Tagen zurück erwarte. Sie wußte das durch die Briefe Georg's an ihre Tochter — einer offenen Frage des Grafen würde sie das gesagt haben, für seine forschenden Blicke aber blieb sie stumm.

Doch Laura bereitete ihr an demselben Abend noch eine heftige Gemüthsbewegung. Als sie auf ihr Schlafzimmer kam, fand sie ihr liebstes Kind, das sie schon längst zur Ruhe glaubte, noch oben und sie erwartend.

Mutter, sagte Laura mit beklommener Stimme, ich muß ein Wort zu dir reden, das mir schon seit Monaten schwer auf dem Herzen liegt; ich wollte dich aber nicht vergeblich und unnöthig ängstigen.

Rede, fahre fort, sagte voll Sorge die Mutter.

Du hast alle Briefe Georg's gelesen, auch seinen letzten?

Auch seinen letzten.

So wirst du dich wohl erinnern, daß er darin mich mahnt: des Versprechens eingedenk zu seyn.

Gerhardine nickte stumm.

Dieses Versprechen betrifft meine Flucht mit ihm, sobald er Alles dazu geordnet hat und mir ein sicheres Asyl, ein hinreichendes Auskommen zu bieten weiß.

Du sprichst von dieser Flucht, mein Kind, wie von einer unabwendbaren Nothwendigkeit!

Das ist sie, wenn wir nicht Beide zu Grunde gehen wollen! Sein Vater will mich nicht, und Ihr könnt nichts gegen des Gesandten Willen — selbst wenn alle Schwierigkeiten durch Georg's Mündigkeits-Erklärung und Entsagen der väterlichen Erbschaft beseitigt wären — Ihr könnt selbst dann nicht die Heirath Eurer Tochter mit dem Grafen Gerstatt feiern — das feine Ehrgefühl meines Vaters würde sich gegen ein solches Aufdrängen seiner einzigen Tochter auflehnen, sie unmöglich machen! So sagt Georg, so sage auch ich! Beste, theuerste Mutter, was sagst du?

Gerhardine schwieg bekümmert — und nach einer Pause fuhr ihr Kind fort: Du kannst nichts mir einwerfen, trotz deines liebenden Herzens — siehst du, Mutter, — uns bleibt nichts Anderes übrig, als zu flüchten und uns selbst den Altar zu bauen, den sonst gütige Eltern ihren Kindern so schön auszuschmücken sich bemühen! Sein Vater will nicht — also kann es der meinige nicht!

Aber wenn dein Vater schweigend deine Flucht billigt, ist das nicht dasselbe?

Das soll er eben nicht — das war's, um was ich dich bitten wollte. Du hast, wie du mir sagst und wie ich dich auch dringend bat, dem Vater Alles, bis auf mein Georg gegebenes Versprechen, mitgetheilt. Der Vater weiß, daß er mich treu liebt, daß er mir unter seiner Adresse schreibt, daß ich ihm unter deiner Aufsicht antworte, aber er ahnt nicht, daß ich auf Georg's ersten Ruf bereit bin, sein schützendes Dach zu verlassen!

Nein, nein, und das darfst du auch nicht — das ist unmöglich. Ich habe bis jetzt geschwiegen, weil ich hoffte, du würdest von selbst von diesem abenteuerlichen Plane zurückkommen.

Mutter! rief Laura nun plötzlich, die kalte krampfhaft bewahrte Ruhe abstreifend, um in ein leidenschaftliches Weinen auszubrechen — Mutter, verlange nichts Unmögliches, Unmenschliches von einem schwachen Mädchen, von deiner einzigen Tochter! Ich bin bereit, jeden Augenblick für dich, für den Vater, für meine Brüder zu sterben, aber für ihn muß ich leben oder gar nicht leben — ein Leben ohne ihn ertrage ich nicht!

Gerhardine zog die Tochter, die außer sich war und an allen Gliedern zitterte, an sich und suchte sie durch Schmeichelworte zu beruhigen, aber vergebens!

Zwinge mich nicht, dich zu betrügen, Mutter! Mir bleibt nichts Anderes übrig, wenn du das unnatürliche Gebot wiederholst — ich muß dich dann heimlich wie eine Verbrecherin verlassen, dich, die bisher jeden Vorsatz meiner Seele vernommen, jeden Gedanken meines Herzens belauscht!

Gerhardine trat mit gefalteten Händen ans Fenster. Durch die klare, kalte Februar-Nacht schien leuchtend der volle Mond. Sie schickte aus dem zerrissenen Mutterherzen ein inbrünstig Gebet hinauf zu Ihm, der ja auch so viel Milde für seine Kinder hat. Und ein Gedanke, ein Rettungsstrahl fiel von oben in ihre Seele, in diese Seele, die nur das Gute, Rechte, Beglückende wollte. Ganz gefaßt wandte sie sich nun zu der still weinenden Tochter und sagte weich: Ich gelobe dir feierlich, mein Kind, deiner Flucht nicht das Mindeste in den Weg zu legen, sie im Gegentheil durch alle in meinen Kräften stehenden Mittel zu befördern, wenn du mir gelobst, mich davon zu benachrichtigen, sobald Georg dir selbst die Mittheilung macht.

Laura fiel freudig der Mutter um den Hals und gelobte, was sie wünschte.

Gerhardine aber beschwichtigte ihr Mutterherz, daß es nicht zum Aeußersten kommen werde, daß jetzt nach Georg's Rückkehr Graf Hugo ihr Gelegenheit geben werde, noch zu Gunsten der Kinder ihn zu stimmen, wenn sie ihm offen gestehe, daß Georg noch immer unverändert bei seiner Werbung um Laura beharre.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Cityfest in London.

Das am 10. Juli abgehaltene große Cityfest zu Ehren der Königin und der großen Ausstellung hat Alles, wodurch Feste dieser Art zu jeder Zeit bemerkenswerth sind: beleuchtete Gebäude, Flaggen und Inschriften, mehr oder weniger abgenutzte Transparents, Hurrahrufen, Gedränge ohne Gleichen, Staub, zerrissene Kleider und dabei den Anblick schweißtriefender, aber doch sehr befriedigter Gesichter. In den Straßen, welche nach Guildhall führen, war schon um 4 Uhr Nachmittags kaum durchzudringen. Menschen, Wagen, Karren und Pferde bildeten in Cheapside z. B. einen so dicht verschlungenen Knäuel, daß der Polizeistock zuweilen die Rolle des Alexanderschwertes übernehmen mußte, ihn durchzuhauen. Vor Guildhall selbst saßen seit 3 Uhr in schönem Doppelhalbkreise geputzte Frauen mit ihren Kindern und Gemahlen. Sie sahen geduldig, etwas Proviant auf dem Schoose und viel loyale Neugier im Herzen, bis die Sonne unterging, worauf dem Programme gemäß der Mond, dann die Garden, später die Citygäste und zuletzt die Königin erschien. Die Straßen von der Bank bis hinauf nach Buckinghampalast halten sich mittlerweile mit Menschen vollgefüllt; einzelne Häuser außerhalb der City zündeten farbige Gasfterne an; die City selbst, in jenen Straßen zumal, wo der königliche Zug sich durchbewegte, putzte sich mit Flaggen und Fähnlein, welche oft — eine sehr geschmacklose englische Festsitte — wie schmutzige, zum Trocknen ausgehängte Wäsche an Stricken quer über breite Straßen gespannt werden; vor den Fenstern und Balcons prangten in geistreicher Combination die Anfangsbuchstaben V. A. allein oder V. R. mit A. P., künstlich verschlungen in blendenden Gasflammchen, und mitten hindurch wogten die Massen, das elegantere Publikum vom Balken, der große zewll noch aus den städtischen Themsequartieren herbeiströmend, so daß bei Templebar ein Zusammenstoß der Eleganz mit der Volksmuskulatur stattfand, der grauenhaft anzusehen war, und bei dem die Eleganz natürlich den kürzern zog. Aber allmälig brochten die Massen selbstthätig Ordnung in ihr eigenes Chaos, und wer einige wunde Flecke, mehrere Rippenstöße und ein paar hundert derbe Zurtritte nicht scheute, konnte sich in zwei bis drei Stunden sehr comfortabel von Trafalgar-Square bis zur Börse fortschieben lassen. Von irgend einem nennenswerthen Unfalle haben wir bis jetzt nichts gehört.

So viel von dem Feste auf der Straße, von dem Feste der Nichtgeladenen, welche sich gewöhnlich am besten amusiren und jeder solchen Feier den erwünschten gedrängten Hintergrund verleihen. Im Innern von Guildhall selbst war Alles aufgeboten, das Bürgerthum vor königlichen Augen zu Ehren zu bringen. Der Wunsch der Königin war pünktlich erfüllt worden; sie hatte so viele ihrer getreuen Unterthanen um sich, daß sich die Luft zum Athmen bescheiden entfernte. Die Höhe erinnerte an die britischen Colonien in den Tropenländern, an das Cap und besten Kaffernbälle, an die nächtlichen Unterhaltungen an der Gränze Bengalens, wo sich die Gränzvölker zuweilen zu Gaste bitten. Gelangt wurde viel, aber nur in Gedanken. Die Füße fanden keinen Boden, den Lüsternheiten des Kopfes und Herzens zu gehorchen. Glücklicherweise bedarf der Magen nicht viel Raumentwickelung, um sich zu unterhalten, und so war auch das Souper in der unterirdischen altertümlichen Halle das Erquickendste. Die königliche Tafel hatte jenes ursprüngliche Naturansehen, wie es die Unnatur unserer Fein-

schmeckerei verlangt. Pfauen prangten gebraten in natürlichem Federschmucke; Wildschweinsköpfe aus den Ardennen grinsten noch im Tode freudig über die Auszeichnung, in England verspeist zu werden; da waren ferner **Chapons à la Pompadour**, **Boudins de soie gras aux truffes** und **105 Jahre alter Sherry**, für Napoleon auf Flaschen gezogen, wurde aus Gläsern getrunken, auf welchen die Wappenschilder seiner Erzfeinde (Napoleon's nämlich), England, Rußland, Oesterreich ꝛc. als Embleme des gegenwärtigen Friedenszeitalters kunstvoll gemalt waren. Um 1 Uhr fuhr die Königin unter dem Hurrahrufe der Menge nach Buckingham-Palast zurück, und die Bierfüßer, welche zwei Stunden später bei grauendem Tageslichte ihre vollen Fässer in die City führten, fanden die Straßen noch voll, und auf dem Fronton der Börse war noch in Feuerschrift die heuchlerische Trauvoerentinschrift zu lesen: „Die Erde gehört Gott, und ihm gehört ihr Reichthum.“ In diesem Augenblicke that wieder Jeder auf der Börse sein Mögliches, dem lieben Gott einen Theil seines Reichthums abzunehmen. Die Nacht, das Fest und die Frömmigkeit der Börse ist zu Ende.

Pot-Pourri.

Eine Anekdote vom Herzog von Wellington.

Der alte Herzog v. Wellington, der, so lange er Kabinetsminister war und einen direkten Einfluß auf den Gang der Regierung übte, vom Volke mit Spott und Hohn verfolgt wurde und der damals die sämtlichen Fenster von Apsley-House, nachdem sie durch einen Steinhagel eingeworfen worden waren, mit eisernen Läden — etwas hier ganz Ungewöhnliches, besonders an einem Palast — verwahren ließ, ist jetzt der populärste Mann vielleicht in der ganzen Welt. Er soll auch der einzige Mensch sein, der die kleinen weiblichen Launen der sonst bekanntlich sehr constitutionellen und vom Volke ebenfalls ungemein verehrten Königin zu besiegen weiß. Es wird erzählt, daß Viktoria sich einmal ein sowol durch seinen Schnitt, als durch seine Farbe sehr auffallendes Kleid angefertigt hatte, in welchem sie nicht blos ausreiten, sondern auch die Parade über die Truppen abhalten wollte. Vergebens hatte Prinz Albert sie gebeten, in diesem Kleide nicht öffentlich zu erscheinen; die Königin wollte von ihrem Vorsatze nicht abgehen, und die Pferde des königlichen Marstalls waren bereits unten im Vorhofe des Buckingham-Palastes, um bestiegen zu werden. Da erschien der von der Sache benachrichtigte Herzog von Wellington in seiner Uniform als Oberbefehlshaber der Truppen, trat vor die Königin hin und sagte: „Ew. Majestät habe ich gehorsamst zu benachrichtigen, daß die Parade abbestellt ist.“ — „Von wem?“ rief die junge Königin mit einiger Aufwallung. „Ew. Majestät,“ erwiederte der Herzog, „werden mir gewiß auch bei dieser Gelegenheit das königliche Vertrauen nicht entziehen, dessen ich mich stets erfreue. Ich habe es im Interesse Ihrer Majestät für recht gehalten, die Parade abzubestellen.“ — Und die Königin reichte gutmüthig dem alten Herzog die Hand und sagte: „Sie mögen recht haben; wir wollen ein andermal die Parade abhalten.“ — Und das seltsame **fancy-dress** wurde nicht mehr angezogen.

Theuere Blumen.

Es gab bekanntlich in Holland einmal eine so leidenschaftliche Tulpenliebhaberei, daß nicht selten einzelne Zwiebeln mit 5000, ja 10,000 Gulden bezahlt wurden. Die Liebhaberei ist samt dem Hazardspiel, das sich an dieselbe knüpfte, längst verschwunden; aber die Kunstgärtnerei hat durch jene merkwürdige Manie einen mächtigen Impuls zum Fortschritt erhalten. Sie leistet jetzt in Betreff der Zucht der schönsten Spielarten von Pflanzen und hinsichtlich der künstlichen Vermehrung derselben Außerordentliches, und es kommen noch Beispiele von Pflanzenkäufen vor, welche lebhaft an die holländische Tulpenliebhaberei erinnern. So hat kürzlich der Kunstgärtner Alfred Topf in Erfurt (Mitglied der Akademie für Acker- und Gartenbau in Metz) eine Pflanze acquirirt, welche nur in einem einzigen Exemplare vorhanden ist, und für dieselbe 10,000 Francs gezahlt. Es ist dies eine Magnolia, die ein glücklicher Blumenliebhaber in Virginia in Oberitalien gezogen und an Herrn Topf abgetreten hat. Die Blume ist von außergewöhnlicher Größe und vom herrlichsten Colorit (carmoisinroth und weißfleischfarbig); ihr Duft erfüllt ganze Gärten mit süßem Arom. Als baumartiger Strauch dauert die Magnolia auch in Deutschland den Winter über aus. Das prachtvolle Exemplar erregt die Bewunderung aller Besucher. Herr Topf hofft in 2 bis 3 Jahren 3 — 400 Pflanzen von seinem Exemplare zu ziehen und hat schon jetzt eine Subscription auf dieselben eröffnet; die stärksten Pflanzen (4 Jahr alt) kosten in Subscriptionspreise 150, minder starke (3jährige) 80, 2jährige 50 und 1jährige 25 Thaler. Derselbe hat eigens Reisende für Holland, Belgien, England, Frankreich, Deutschland und Rußland engagirt, welche die Subscriptionen besorgen. Wir hören, daß das Unternehmen dem thätigen und speculativen Kunstgärtner ein lohnendes zu werden verspricht.

Das durchgreifendste Kunsturtheil,

das wohl je gegeben wurde, gab Kaulbach als junger Maler in Rom. Der damalige sächsische Gesandte in Rom malte leidenschaftlich und zwar große Bilder. Ein solches hatte er nun wieder als Carton entworfen und lud Kaulbach und Cornelius zu sich ein, damit sie darüber urtheilen möchten. Er führte sie in sein Atelier, zog den Vorhang des Cartons weg und entfernte sich, damit sie ungestört ihre Meynungen darüber austauschen könnten. Das Bild stellte Hagar in der Wüste vor, wie sie ihren Sohn Ismael „eines Bogenschusses Weite“ von sich aussetzt. Der Maler hatte sich streng an die Bibel gehalten und demnach folgende Gruppirung gemacht: Rechts in der äußersten Ecke Hagar, links in der äußersten Ecke Ismael und zwischen beiden ungefähr zwölf Quadratfuß Wüste, nichts als Wüste. Kaulbach und Cornelius sahen sich einen Augenblick ganz verblüfft an; plötzlich sprang Kaulbach mit aller Kraft in einem Satz mitten durch die Wüste und zum Zimmer hinaus, Cornelius denselben Weg, und draußen brachen Beide in ein homerisches Lachen aus. Als der Gesandte in Erwartung andächtigen Schweigens der Künstler wieder eintrat, sah er erstaunt das durchgreifende Kunsturtheil. Er hat nie mehr gemalt.

Zwischen Sicilien und der Insel Pantellaria tauchte im Jahre 1831 ein Inselchen auf, das etwa 700 Meter im Umkreis hatte und sich bis zur Höhe von 70 Meter erhob. Nach Ende eines Monats verschwand es wieder, und zwar so tief, daß das Senkblei es nicht mehr erreichte. Doch spürten die Schiffe, welche über jene Stelle fuhren, noch immer vulkanische Stöße. Ende März traf das französische Schiff „Aeolus“ bei der Untersuchung des Meeres mit dem Senkblei wieder auf jene Insel und man gab ihr den Namen Julia. Unlängst hat ein englisches Schiff, der „Scourge“ (Kapitän Keer), die Beobachtung geprüft und gefunden, daß die Insel sich wieder erhebe und nur noch 3 Meter unter dem Wasserspiegel sich befinde. Er ließ also eine Stange mit einer Inschrift und Flagge darauf pflanzen. Man hält diese Insel so wie die benachbarte Pantellaria vulkanischen Ursprungs, und erklärt sich daraus das zeitweise Auf- und Niedertauchen.

Ein ostindisches Blatt meldet den Hintritt von einer der siebzehn Frauen eines reichen Hindu's Namens Dinnunauth Mokerdschi; durch welches traurige Ereigniß besagter Mokerdschi folglich der siebzehnte Theil eines untröstlichen Wittwers geworden sey.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 59.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 23. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Götzschthalbrücke.

(Aus der „Illustrirten Zeitung“.)

Die sächsisch-bayerische Staatseisenbahn geht in ihrer Hauptrichtung von Leipzig aus im Pleißengebiete über Altenburg und Crimmitschau nach Werdau. Im Hinblick auf die besondere Wichtigkeit, welche die Ausdehnung des Eisenbahnbetriebes nach Zwickau eben so wegen des Personenverkehrs wie mit Rücksicht auf die erleichterte Herbeischaffung des Brennmaterials haben mußte, wurden die beiden Städte, Werdau und Zwickau, mit einer 14,647 Ellen langen Zweigbahn, welche mit nicht geringen Terrainschwierigkeiten zu kämpfen hatte, verbunden. Von Werdau ab bis zur bayerischen Gränze setzten das ansteigende hohe Gebirge und die die Richtung der Bahn rechtwinkelig durchkreuzenden tiefen Fluß- und Bachthäler, sowie zahlreiche Schluchten, welche auf keine Weise zu umgehen waren, dem Entwurfe und der Anlegung einer Eisenbahn große Schwierigkeiten entgegen. Um diese zu mindern und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß innerhalb der vaterländischen Gränzen die günstigste Bahnlinie gefunden worden sey, wurden zahlreiche Terrainuntersuchungen vorgenommen, und es stellte sich heraus, daß die Bahn von Werdau aufwärts nicht wohl anders zu führen sey, als an dem Städtchen Neumark vorüber ziemlich nahe an dem obern Theile der Stadt Reichenbach, zwischen Ober-Mylau und Friesen über das Götzschthal und Reyschau und von da bei Christgrün vorbei über das Elsterthal und Plauen.

Von Plauen aus, wurde nun eine Bahnlinie über die Dörfer Neundorf, Kobitzwalde, Röhnitz, Thosen, Deichselhaus, Schwand, Kemnitz nach Gutenfürst bearbeitet. Auf dieser Strecke mußten jedoch theils zwei bedeutende Seitenbäche der Elster, die Syrau und der Röhnitzbach, in bedeutender Höhe (60 und 110 Ellen) überbeckt werden, theils machte sich die Anlage einer solchen Menge von überaus hohen Dämmen nothwendig, daß das hierzu nöthige Material in dortiger Gegend unmöglich zu beschaffen gewesen seyn würde.

Diese Gründe veranlaßten die Bearbeitung des angenommenen Projekts von Plauen über Syrau, Mehlthauer, Drochhaus, Schönberg, Kornbach, Reuth und Grobau nach Gutenfürst, bei welchem zwar die Bahnlinie um etwa 12,000 Ellen verlängert wurde, jene weit kostspieligeren Uebelstände aber beseitigt sind.

Die Länge der Hauptbahn zwischen Leipzig und der bayerischen Gränze beträgt 275,634 dr. Ellen = $20_{/8}$ sächsische Postmeilen oder $21_{/1}$ geographische Meilen; einschließlich der hinter Werdau nach Zwickau abgehenden Zweigbahn beträgt die ganze Länge der sächsisch-bayerischen Staatseisenbahn 290,281 dr. Ellen = $21_{/8}$ sächsische Postmeilen oder $22_{/2}$ geographische Meilen.

Die Bahnlinie hat auf dem Bahnhofe bei Leipzig eine Höhe von 19 Ellen, bei Altenburg eine Höhe von 122 Ellen, bei Crimmitschau eine Höhe von 228,5 Ellen, bei Werdau eine Höhe von $339_{/8}$ Ellen und bei Zwickau eine Höhe von 316 Ellen über dem Wasserspiegel der Pleiße bei Leipzig, als dem für diese Bahn angenommenen Nullpunkt. Von dem Ausgangspunkt der Zweigbahn, circa 2500 Ellen hinter dem Bahnhof bei Werdau bis zum Gasthof zur „grünen Linde“ oberhalb Neumark, wo die Wasserscheide zwischen der Pleiße und der Götzsch überschritten werden muß, steigt die Bahnlinie $207_{/8}$ Ellen und erreicht an diesem Punkte eine Höhe von 351,1 Ellen über dem angenommenen Nullpunkt, von wo aus sie dann wieder fällt; auf dem Bahnhofe bei Reichenbach hat sie eine Höhe von $512_{/5}$ Ellen; auf dem Bahnhofe bei Plauen, bis wohin die Bahn mehrmals steigt und fällt, eine Höhe von 550 Ellen; unweit dem Dorfe Reuth — auf dem Gebirgsrücken des Elstergebirges, welches die Wasserscheide zwischen Saale- und Elstergebiet bildet — als dem höchsten Punkte dieser Bahn, eine Höhe von $831_{/4}$ Ellen und fällt wieder nach der Gränze hin, wo die sächsisch-bayerische Staatseisenbahn den Vereinigungspunkt mit der k. bayerischen Nordgränz-Eisenbahn in einer Höhe von $781_{/4}$ dr. Ellen über dem Leipziger Nullpunkt erreicht.

Einen besonders wichtigen Theil der sächsisch-bayerischen Staatseisenbahn bilden die Thalüberbrückungen der Götzsch und Elster und es kamen deßhalb, außer der vorstehend beschriebenen Bahnlinie, hauptsächlich noch zwei Richtungen, welche sich in sieben Linien zertheilen, in Frage. Wir geben hiervon nur die zwei Hauptlinien zur Betrachtung, welche unter dem Publikum allgemein für besser und zweckmäßiger geachtet wurden, als die nun endlich vollendete Bahnlinie, welche am 16. Juli zum öffentlichen Verkehr dem Betriebe übergeben wurde. Die eine dieser Linien wendet sich von Werdau durch die fürstl. reußischen Lande nach Greiz und trifft in der Gegend von Mehlitheuer in die oben beschriebene Bahnlinie. Es wäre hier bei einem Steigungsverhältniß 1:80 die zwischen Werdau und Greiz liegende Wasserscheide der Pleiße und Elster wohl zu ersteigen und von da ab mit einem ebenso starken, gegen 17,300 Ellen langen Fall das Elsterthal bei Greiz in einer Höhe von nur etwa 23 Ellen über der Thalsohle zu erreichen gewesen. Allein die Ersteigung der Höhen des linken Elsterufers, welche in der Nähe von Mojchwitz, dem für diese Bahnrichtung günstigsten Punkte, noch 240 Ellen über dem Elsterspiegel bei Greiz sich erheben, würde unter Annahme des Steigungsverhältnisses von 1:80 nur dann möglich geworden seyn, wenn das Elsterthal daselbst über 112 Ellen hoch und in einer Länge von wenigstens 2000 Ellen überbrückt worden wäre, indem das Thal bei Greiz eine bedeutende Breite hat und der rechte Thalrand weit niedriger ist als der linke. Außerdem aber umgeht auch diese Linie die Städte Reichenbach und Plauen und somit den größten Theil des Voigtlandes, welchem dadurch der Nutzen einer Eisenbahn fast gänzlich entzogen worden wäre.

Die zweite, einer genauern Untersuchung unterworfene und mehrere durch Gewerbthätigkeit ausgezeichnete Ortschaften Sachsens berührende Linie macht die Strecke von Werdau bis Zwickau zu einem Theil der Hauptbahn und führt vom letztgedachten Orte über Kirchberg zur Wasserscheide zwischen Götzsch und Mulde bei Rothenkirchen, dann aber über Auerbach nach Oelsnitz zur bayerischen Gränze bei Possek oder Sachsgrün.

Die Wasserscheide bei Rothenkirchen liegt an dem Punkte, wo dieselbe mit der Bahnlinie überschritten werden mußte, ungefähr 536 Ellen höher als der Bahnhof bei Zwickau. Die Erreichung dieser Höhe hätte sich in der angegebenen Richtung auf eine Länge von etwa 41,700 Ellen vertheilen lassen und es würde hieraus über 2 Meilen lang ein Steigungsverhältniß von 1:75 hervorgegangen seyn, wobei immer noch vorausgesetzt werden mußte, daß das Terrain die Durchführung einer solchen unveränderlichen Steigung auf eine so große Strecke ohne übermäßige Kosten gestattet hätte. Mochte demnächst von Rothenkirchen mit einem Fall von 1:80 unmittelbar nach Auerbach oder an der Götzsch hinab bis nach Lengenfeld gegangen werden, so mußte das Götzschthal ebenso hoch und wenigstens

so lang als das Elsterthal bei Greiz überbrückt werden, indem die Göltzsch bei Auerbach 295 Ellen und bei Lengenfeld 417 Ellen unter der Wasserscheide bei Rothenkirchen liegt, im ersteren Falle aber nur gegen 13,300 Ellen, und im zweiten gegen 22,000 Ellen Länge entwickelt werden kann. Auch würde von Bayern aus die jenseitige Bahn zum Anschluß an diese Linie nach der Gränze bei Posseck oder Sachsgrün nicht füglich zu führen gewesen seyn, weil hier der Höhenrücken der Wasserscheide zwischen Elster und Saale mehr auf dortigem Gebiete und zu nahe nach Hof zu liegt, als daß ein annehmbares Steigungsverhältniß hätte erreicht werden können.

Diese Ermittelungen ließen die zuerst erwähnte Linie über Reichenbach und Plauen nach der Gränze hinter Gutenfürst als die vorzugsweise zu empfehlende erscheinen. — Wie sorgfältig und umsichtsvoll nun auch der mit Aufsuchung der Bahnlinie beauftragte Oberingenieur, Hr. Ingenieur-Major Wilken, bei den diesfalls angestellten Erörterungen zu Werke gegangen war, so wurde doch, um sich in allen nur vorkommenden Fällen sicher zu stellen, von demselben der Antrag gestellt, daß vor Beschlußnahme über die zu wählende Richtung noch die Ansicht bewährter Sachkundiger des Auslandes vernommen werden möge. Zu diesem Zwecke wurde der **Inspecteur général des ponts et chaussées** Herr Teichmann aus Brüssel berufen, dieser sendete einen seiner Ingenieure, der die oben beschriebenen drei Hauptlinien mit den fünf in ihnen selbst enthaltenen Abweichungen genau untersuchte, er kam selbst, von einem Maschinen-Ingenieur begleitet, Anfangs Juli 1844 an, beging diese Linien und ein sehr detaillirtes Gutachten dieser Techniker, welches alle Linien, jede einzeln, umfaßt und schildert, sprach sich ebenfalls für die von den sächsischen Technikern vorgeschlagene Bahnlinie aus, worauf die Annahme derselben festgestellt wurde.

Es konnte daher nur die Ueberbrückung des Göltzsch- und Elstert hales hinsichtlich der Sicherheit und Ersparniß in Frage kommen, weßhalb vom Direktorium der Bahn eine Aufforderung zur Einsendung von Zeichnungen zu den Brücken erging, wobei demjenigen Bewerber, dessen Plan zur Ausführung kommen würde, eine Prämie von 1000 Thalern zugesichert wurde, und es sind nicht weniger als 81 Preisarbeiten eingegangen, welche der von der königl. sächsischen Staatsregierung deshalb zusammenberufenen technischen Kommission zur Prüfung vorgelegt wurden. Da sich nun unter den eingegangenen Preisarbeiten überhaupt kein Plan befand, dessen unveränderte Ausführung die Kommission empfehlen zu können glaubte, wurde von derselben aus vier der eingegangenen Concurrenzarbeiten ein Plan für diese Thalüberbrückungen zusammengestellt und der ausgesetzte Preis von 1000 Thalern wurde den Verfassern der vier Projekte mit zweimal 300 Thaler und zweimal 200 Thaler zugetheilt.

(Schluß folgt.)

Frauen-Diplomatie.

Novelle.

(Fortsetzung.)

X.

Einige Tage darauf kam der Graf wirklich zu seiner Jugendfreundin und theilte ihr die Rückkehr seines ältesten Sohnes mit.

Nach einer Pause, als Gerhardine schwieg, setzte er hinzu: Bei dieser Gelegenheit ist mir wieder recht der Fluch meines Hauses fühlbar geworden — der Fluch einer Convenienz-Heirath! Georg war beinahe acht Monate weg, ich hatte in dieser Zeit vergessen, wie fremd wir uns waren; ich meynte, ich hätte einen liebenden Sohn, der nur etwas steife Briefe schreibe! Als ich heute Nachmittags nach Hause komme, sehe ich in meinem Vorzimmer einen fremden Paletot liegen, ich frage den Kammerdiener, wer zum Besuche in meinen Zimmern sey. Er antwortete: Der junge Herr Graf ist zurückgekommen und, bis seine Zimmer geheizt sind, bei Excellenz abgetreten. Ich öffne rasch die Thür. Am Fenster sitzt lesend ein junger Mann mit einem langen Barte; er erhebt sich bei meinem Eintritt und — macht eine steife Verbeugung. Es war Georg! Georg mit einem Ausdruck von Kraft und Energie in den regelmäßigen Zügen, der ihn in meinen Augen um zehn Jahre älter erscheinen ließ! Wäre dieser Kraft und Energie nur etwas Milde und Liebe beim Anblick des Vaters hinzu getreten, ich hätte ihn stolz in meine Arme geschlossen; so aber schüttelte ich ihm kalt die Hand! Und doch darf ich ihm nicht zürnen — seine Mutter hat ihn, ich habe seine Mutter nicht geliebt, und die Frau und Mutter ist ja der Mittelpunkt der Liebe in jedem Hause, die Sonne, welche die Strahlen auffängt und wieder ausgießt — zu ihr trägt Jedes seine Liebe wie in einen Schrein, und sie theilt immer aus, ohne je zu Ende zu kommen; denn auch um Liebe zu stiften bei den Ihren unter einander, reicht ihr Vorrath aus! Sie hat für Alle genug!

Sprechen Sie nicht von diesem Thema, Graf Gerstatt, es schadet Ihnen bei mir, weil ich Sie dann durchaus nicht „de bonne foi“ glaube. Sie glauben das nicht — **Exempla sunt odiosa** — sonst würde ich Ihnen beweisen, daß diese Versicherungen Ihnen alle nicht ernst sind.

Für mich sicher, heilig, bei Gott! Aber nicht was meinen Sohn betrifft, denn der ist nun einmal ein herzloser Mensch, der ist nicht zu ändern; aber ich . . .

Gerhardine lachte laut auf, aber dennoch entging dem feinen Ohre des Diplomaten nicht die scharfe Betonung ihrer Worte, als sie sagte: Es gibt leichtsinnige oder eigensinnige Menschen, bei denen ist Alles vergebens! Trübe Erfahrungen, gute Rathschläge, das Schicksal und die Menschen warnen sie vergebens — und zu diesen Leuten gehören Sie — oder Sie sind bodenlos falsch!

Der Graf wollte sich verwahren, aber durch Wolfram's Eintritt wurde dieses Gespräch unterbrochen und kam auch später natürlich nicht mehr an die Reihe.

Der Maler Wolfram gehörte zu den Künstlern, die vom eigentlichen Treiben der Menschen, von ihren Beziehungen zu einander und ihrem gewöhnlichen Charakter und ihren Eigenschaften sich eine durchaus falsche Vorstellung machen, weil sie in ihrer Excentricität nur die Extreme sich denken; für sie giebt es nur gut oder bös, schön oder häßlich, Teufel oder Engel.

Die gute Folge dieser Denkungsart war, daß er selbst auch nie etwas halb that — in Allem und Jedem genügte er vollkommen dem, was seine reine Natur als das Gute, das Schöne, das Richtige einmal erkannt hatte. Von der halben Tugend der meisten Menschen hatte er keinen Begriff, aber im Ganzen that er ihnen doch nicht Unrecht, weil er für jeden halb Guten, den er für ganz schlecht hielt, auch wieder einen für vollkommen anerkannte!

Aus diesem Grunde war es aber unsäglich schwer, ihn irgend einer halben Maßregel freundlich zu stimmen, ihm klar zu machen, daß es zuweilen Fälle giebt, wo ein offenes Auftreten unheilbringend, und dann wieder solche, wo ein Verschweigen, ein Umgehen des für gewöhnlich als recht Feststehenden segenbringend seyn könne. Das, was man im Privatverkehr Lebensklugheit und im Staatenverkehr Politik nennt, verachtete er aus tiefster Seele. Er scheute Niemand, er wollte nicht geschont seyn, er verzieh keine Umschweife und ging immer selbst kerzengerade Wege.

Man wird nun vielleicht denken, diese Art, zu seyn, habe das Leben mit ihm sehr leicht gemacht, und dennoch empfand Gerhardine gerade das Gegentheil, trotz ihrer unsäglichen Liebe und Achtung für ihn. Sie selbst, was sie betraf, befand sich natürlich in Beziehung zu ihrem Manne auf wolkenloser Bahn; aber seine Beziehungen zu Anderen, zu der Kunstwelt, zu seinen Auftraggebern, seinen Kritikern, seinen Kollegen, seinen Schülern, gaben ihr bei seinem Charakter desto mehr zu schaffen, machten ihr um so mehr Sorgen

— wäre sie nicht als Vermittlerin, verschweigend und verhüllend, versöhnend und besänftigend, überall aufgetreten, er hätte sich bei dem wohlwollendsten Herzen mit der ganzen Welt verfeindet, seine Existenz, seinen Ruhm, seine Zukunft zertrümmert. Eine dunkle Ahnung sagte ihm das auch, und er zog daher beinahe immer seine Frau zu Rathe, wo es nur irgend anging — sie war sein Sekretär, sie schrieb und empfing seine Briefe, sie las ihm bei der Arbeit die Journale vor; kurz, sie war der eigentliche Nerv, durch den er mit der Außenwelt in Verbindung blieb. Wurde ein Bild von ihm mit Recht getadelt, so las sie ihm das in einer heiteren Stunde vor; einen ungerechten Angriff aber verschwieg sie, jede Perfidie eines Menschen, den er sich befreundet glaubte, verhüllte sie. Sie stiftete hiedurch nur Gutes, sie ließ ihm die Welt wieder rosig und einladend erscheinen. Denn als er sie heirathete, war Gerhardine von allen Seiten vor seinem ganz unnahbaren und unerträglichen hypochondrischen Wesen gewarnt worden — und seitdem sie seine Frau war, fand Jedermann den Maler höchst liebenswürdig und umgänglich.

Wir haben den Charakter Wolfram's, der schon dem Leser in seiner Weise wohl klar ins Auge gefallen, noch einmal so ausführlich detaillirt, weil er einen Plan Gerhardinens unmöglich zu machen drohte, den Plan, den sie am Abend gefaßt, als ihre Tochter sie anflehte und als sie dem Kinde ihr Wort gegeben, die Flucht nicht hindern zu wollen.

Dieses Wort lag ihr jetzt centnerschwer auf der Seele — denn der einzige Ausweg, die Erfüllung zu umgehen, konnte nur durch Wolfram's Mitwirkung ihr gebahnt werden; und diese Mitwirkung schien ihr bei ruhiger Prüfung seines Charakters eine Unmöglichkeit — eben weil es sich um ein Umgehen, einen Ausweg handelte, und er ja immer und immer nur den geraden Weg verfolgen wollte!

Sie verzehrte sich völlig vor Angst und Gram, denn sie durfte nicht jetzt schon der Ungewißheit ein Ziel setzen und Wolfram mittheilen, was sie quälte — die einzige Hoffnung des Gelingens beruhte für sie nur darin, daß er im Drange des Momentes für einen Augenblick vielleicht seinen Charakter verläugnen würde, und dann war ja Alles gewonnen, es galt ja nur um einen Augenblick!

Wolfram fragte täglich seine Frau, was ihr fehle; denn ihre Wangen wurden immer bläßer, ihr Blick immer trüber. Gerstatt, der immer mehr und mehr aufrichtige Hochachtung vor ihr empfand, und dem es nach und nach ganz unentbehrlich wurde, die freundliche, sinnige, kluge Frau zu treffen, ängstigte sich auf das peinlichste um sie und schickte ihr unter einem Vorwand seinen Arzt ins Haus. Laura allein errieth, worüber die Mutter litt, und litt noch hundertmal mehr — zehn Mal an einem Tage faßte sie den Entschluß, ihre Liebe ihr aufzuopfern — aber wenn sie der Mutter das sagen wollte, versagte ihre Zunge ihr den Dienst, und die Leidenschaft für Georg schloß ihre Seele in unzerreißbare Fesseln.

XI.

Endlich, endlich nahte der Augenblick der Entscheidung für die beiden Frauen. Georg schrieb an Laura:

„Heute Abend Elf bis Zwölf ist die Stunde, wo du dein Wort halten mußt, Geliebte! Alles ist zur Flucht bereit. Vor dem Haupteingange der Karlskirche werde ich mit einem Wagen dich erwarten, der uns zur nächsten Eisenbahn-Station bringt, die morgen früh um sechs Uhr uns in die Freiheit, in das Glück führt. Ich bringe dich zuerst nach London. Aus dem Prozeß, den der König von Neapel, um die Nichtigkeits-Erklärung der Ehe seines Bruders mit Penelope Smith zu bewirken, führte, haben wir andern unglücklich Liebenden gelernt, daß in Englands Hauptstadt den gesetzlichen Forderungen zu einer kirchlichen Trauung genügt ist, wenn die Brautleute einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in zwei verschiedenen Kirchspielen sich bezeugen lassen können; dies und die Erklärung ihrer Unabhängigkeit aus ihrem eigenen Munde genügt dem Geistlichen, um sie einzusegnen. Laß uns dem Beispiele des Prinzen von Capua folgen! Vor Eurem Gartenthore wird die Mutter der kleinen Lisa stehen und dich bis zu der Kirche bringen. Gott wache über dich, bis es mir vergönnt ist!

Dein Georg."

Todtenblaß und ohne ein Wort zu sagen, legte Laura diesen Zettel in die Hand ihrer Mutter — es war sechs Uhr Abends!

Gerhardine fragte: Was wirst du antworten? Laura bewegte die Lippen, und kaum konnte ihre Mutter die Worte verstehen: Der Bote hat keine Antwort abgewartet; es sey nicht nöthig, sagte er.

Er rechnet fest auf dich, er ist seiner Sache sehr sicher! sagte Gerhardine mit schmerzlicher Ironie.

Sie ging mit klopfendem Herzen, mit gefalteten Händen in ihres Mannes Zimmer. Er war ausgegangen! So unglücklich eigentlich dieser Umstand war, so hätte die arme Frau doch beinahe aufgejauchzt vor Freude, als sie ihn nicht fand — so bange war ihr vor dem Zusammentreffen mit ihm.

Sie ging wieder hinab zur Laura. Ihre Tochter lag auf den Knieen, den Kopf zwischen den Händen, und zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

Darf ich ihm schreiben, Laura, darf ich ihm schreiben, daß du deiner Mutter treues Kind bist und sie nicht verlassen kannst — er wird das in dir ehren!

Mutter, dann hast du mich morgen doch nicht mehr! Er würde mir das nie verzeihen! Bedenke, ihn hat seine Mutter nie geliebt! Er kennt nur eine Liebe! Laß den Glauben daran mich bei ihm erhalten — dann wird er auch noch an andere Liebe glauben lernen. Er hat sein Wort voll und ganz gehalten, lasse mich nicht von ihm beschämt werden. Wir sehen uns bald wieder — meine halbe Seele bleibt ja bei dir! Und so wahr der allmächtige Gott lebt, ich würde ganz hier bleiben, wenn du mir sagtest: Es gereicht zu unserem Glück! Ich mache Euch zehnmal elender, wenn ich hier bleibe, als wenn ich gehe. Der einzige Grund, den du anführst: das erbärmliche Vorurtheil des Gesandten, ist nicht werth, daß ihm zu Gefallen zwei Herzen gebrochen werden!

Stunde um Stunde verrann, Wolfram kam nicht nach Hause. Endlich schlug es neun Uhr, und damit zugleich erscholl die Klingel des Hauses, von der wohlbekannten starken Hand des Hausherrn gezogen.

Gerhardine stand auf der Schwelle seines Zimmers, als er es betrat — ihr Aussehen mußte ihn erschrecken, denn er fragte mit ungewöhnlicher Hast: Was ist geschehen, Kind?

Als sie die so geliebte und gefürchtete Stimme hörte, als seine Augen so fragend und besorgt auf die ihrigen sich richteten, da brach die Spannung, in der sie die ganze letzte Zeit sich gehalten, zusammen. Laut weinend, schluchzend wie ein Kind fiel sie an seine Brust. So hatte er sie nie gesehen, immer war sie ruhig, besonnen, milde und klar gewesen — was war ihr geschehen?

Ein erschreckender Gedanke fuhr durch seinen Kopf. Wer hat dich beleidigt, sage es mir, Gerhardine, wer hat es gewagt? fragte er bebend vor Zorn.

Nicht das ist es, stammelte sie, Niemand hat mich beleidigt, aber es steht Alles auf dem Spiele, wenn du nicht hilfst!

Was soll ich thun? Sage mir es, liebes, theures Weib!

Gerhardine hatte, ohne die leiseste Absicht, den Weg eingeschlagen, ihres Mannes Herz zu rühren. Die Fassungslosigkeit, die Verzweiflung seiner sonst so aufrechten Gefährtin hatten den starken Mann ganz und gar erschüttert und zerstört. Was soll ich thun? sage es mir!

Erst, Wolf, muß ich dir Alles erzählen! — Sie theilte ihm nun mit fliegenden Worten mit, was wir wissen, und was er zum Theil schon früher von ihr erfahren; eigentlich war ihm nichts unbekannt, als die beabsichtigte Flucht der jungen Leute.

Sie schloß mit den Worten: Ich habe Laura mein heiliges

mütterliches Wort gegeben, daß ich ihre Flucht nicht hindern will — ich habe es gethan, nicht nur weil meine Liebe dem verzweifelnden Kinde gegenüber mir das gebot, sondern die ganz gewöhnliche Klugheit. Sie ist einer von den Charakteren, die nicht zu biegen, nur zu brechen sind, und dieses Brechen ist zugleich ihr Untergang. Hätte ich ihr mein Versprechen vorenthalten, so hätten wir jetzt statt eines trauernden, verzweifelnden, liebenden Kindes eine uns drohende Freunde, eine widerwillige Gefangene, eine uns zuletzt überlistende Verbrecherin im Hause!

Wir können aber doch das Kind nicht mit dem jungen Menschen durchgehen lassen und die Hände im Schooß halten und zusehen? fragte Wolfram, zornig auf- und abgehend.

Nein, das ist unmöglich, und eben davor sollst du uns bewahren und zugleich mein Wort dem Kinde gegenüber nicht brechen lassen.

Um Gottes willen, wie kann das seyn?!

(Schluß folgt.)

Pot-Pourri.

Ein entsetzliches Unglück ist einer englischen Familie begegnet, welche sich gegenwärtig in Indien aufhält. Am verflossenen 4ten Mai feierte der Major Lowel das Verbindungsfest seiner Tochter mit dem Lieutenant Smith vom fünften Infanterie-Regimente, welches zur Zeit in Bengalen in Garnison liegt. Er hatte eine zahlreiche Gesellschaft in ein kleines Landhaus eingeladen, das seine Familie gewöhnlich in der Gegend von Rangpour, zehn Meilen von den Cantonirungs-Quartieren, bewohnt. Am Abend wurde ein prächtiges Essen im Garten gegeben, der durch hohe Schanzpfähle von dem in diesem Theile des englischen Indiens so bekannten Walde Dakka getrennt ist; es war ein herrliches Wetter und ein prächtiges Fest und die freimüthigste Herzlichkeit herrschte unter den Gästen, als ein Schuß von einer der zum Schutze der Wohnung aufgestellten Schildwache fiel und die Anwesenden beunruhigte. Sogleich, und ohne daß man Zeit hatte sich zu fassen, setzte ein Tiger von ungeheurer Größe mit einem Sprunge über die Pfahlwand, stürzte sich auf den Sohn der Mistreß Lutge, packte ihn in der Mitte und verschwand mit seinem Raube, ohne daß man jenem zu Hülfe kommen konnte. Alles dieses ging so schnell wie der Blitz. Man hörte noch zwei Schüsse außerhalb fallen, allein das Thier, geschützt durch die Finsterniß, wurde nicht getroffen. — Nichts vermag den Eindruck zu schildern, welchen dieser schreckliche Augenblick auf die Anwesenden machte; ein Geschrei der Wuth und der Verzweiflung ließ sich hören, man griff zu den Waffen, folgte eiligst der Spur des Tigers, verunstaltete sogleich eine Jagd, konnte aber dieses grausame Thier nicht erreichen. Einige Tage nachher wurde eine frische Jagd angestellt; man durchstreifte den Wald mehrere Meilen weit und es gelang, ein Tigerweibchen und zwei von seinen Jungen zu tödten; allein ein Sergeantmajor von dem Regimente wurde schwer verwundet. Man kann sich keine Vorstellung von dem Eifer machen, welchen die an dieser Jagd theilnehmenden Offiziere bewiesen, und welche alle in den indianischen Kriegen sich immer verdienten Ruhm wegen ihres Muthes und ihrer Unerschrockenheit erworben haben. Was die Mistreß Lutge; die Mutter des unglücklichen Kindes anbelangt, so hat sie der Schmerz und der Kummer so sehr ergriffen, daß sie sich gegenwärtig in einem Zustande befindet, welcher ihre Familie und ihre Freunde äußerst besorgt für sie macht.

In Paris ist kürzlich eine in allen vornehmen Häusern dort bekannte achtbare alte Frau, „Mutter Gertrude", gestorben, die Denkwürdigkeiten hätte schreiben sollen, denn sie war 84 langen Jahren — Krankenwärterin und hatte viel gesehen und viel erfahren; sie hat Chopin die Augen zugedrückt, sie hat aber auch Mirabeau, Sieyes und die Brüder Lamth, Barnave und den letzten Herzog von Luxun bedient, sie hat Marat Blutegel gesetzt und Robespierre Senfteige gelegt, sie hat selbst den Kopf des Generals Bonaparte gehalten, als ihn das Fieber ergriff; sie hat vor einiger Zeit einem Manne die Augen zugedrückt, der zwanzig Jahre lang bis zur Februar-Revolution die Kasse der „geheimen Fonds" führte, der viel wissen mochte, denn ehe er verschied, ließ er sich ein Glas Wasser bringen, tauchte die Fingerspitzen hinein und starb mit den Worten: „Ich wasche meine Hände in Unschuld." Mutter Gertrude sah einst auch ein Kind sterben und auferstehen, ein Kind, das jetzt eine der vornehmsten Damen in Paris ist. Das Kind war gestorben, man hatte es in den kleinen Sarg gelegt, die Kerzen brannten um denselben her, im Hause war es still, aber die Mutter weinte unablässig. In der nächsten Nacht lag sie in ihrem Zimmer auf den Knieen, betete und weinte; mit einem Male stand sie auf, es zog sie unwiderstehlich fort, ihr todtes Kind im Sarge noch einmal zu sehen. Sie schlich leise in der stillen Nacht nach der Thüre des Zimmers, trat hinein, schrie aber sogleich laut auf, denn ihr Kind, das sie so schmerzlich beweint hatte, saß lächelnd im Sarge, um den her die Kerzen noch brannten, spielte mit den Blumen und Kränzen und streckte dann die Händchen nach der Mutter aus. Diese ergreifende Scene hat Lamartine damals zu einem seiner schönsten Gedichte begeistert.

Ein polnisches Dorf in Asien.

Seit Jahren besteht auf der asiatischen Küste, drei Stunden von Konstantinopel entfernt, das vom Fürsten Adam Czartoryski gegründete und nach ihm benannte Dorf Adamkeuis, welches eine Polen-Kolonie im strengsten Sinne des Wortes ist. Fürst Czartoryski hatte zur Zeit den Grund von der türkischen Regierung angekauft und ihn seinen Landsleuten theils nebst baaren Vorschüssen, Werkzeugen und Geräthschaften gegen später zu zahlende Abgaben überlassen, theils den Bemittelteren gegen baare Summen wieder verkauft. Nach der letzten ungarischen Revolution strömten die Flüchtlinge in Massen nach dieser Kolonie und suchten dort Aufnahme, allein die älteren Kolonisten, die bereits die Früchte mehrjährigen Fleißes zu genießen anfangen, waren mit der Aufnahme sehr streng, gewährten nur Handwerkern und eigentlichen Landleuten das Bürgerrecht, während sie den Nichtsthuern den Zutritt versagten. Kürzlich hatten sich zwischen dem Fürsten und der Kolonie einige Streitigkeiten erhoben, die durch die Abtretung allen Grund und Bodens und aller Rechte derselben an die Gemeinde Adamkeuis, welche eine bedeutende Kaufsumme entrichtete, die zum Theil auf die Gemeinde hypothecirt wurde, ausgeglichen wurden. In diesem Dorfe wohnen nur Polen, Sprache, Sitten und Gebräuche, Recht und Gesetze sind polnisch, und man muß es gestehen, Zucht und Sitte, Ordnung und Reinlichkeit haben aus dem seit Jahren brach liegenden, mit Gestrüpp, Steinen, Wurzeln und Hecken überdeckten Boden ein Paradies geschaffen, welches den fleißigen Kolonisten als Belohnung ihres Fleißes reichen Segen bringt. Auch ein schmuckes Kirchlein ladet die Gläubigen zur Andacht ein, und der Besuchende wird angenehm überrascht, mitten zwischen türkischen Dörfern eine Kolonie zu finden, die in Kleidung, Tracht, Sitten und Gebräuchen ihre Nationalität gewissenhaft zu bewahren wußte.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 60.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 26. Juli.

Die Gölgschthalbrücke.

(Schluß.)

Nach der erfolgten definitiven Feststellung des Brückenprojekts wurde auch sogleich das Ausheben der Pfeilergründe zur Gölgschthalüberbrückung in Angriff genommen und es konnte schon Mitte Mai 1846 der Grund von 14 Baugruben daselbst von den dazu von Seiten der Regierung besonders abgeordneten Technikern untersucht werden. Letztere fanden dieselbe durchgehends von festen Felsen und erklärten, daß darauf die Pfeiler unbedenklich mit der vollständigen Sicherheit gegründet werden könnten, worauf dann am 29. Mai 1846 in der Baugrube des Pfeilers Nro. 16. (des Mittelpfeilers) mit großer Feierlichkeit der Grundstein gelegt wurde, welches Fest durch die gleichzeitige Eröffnung der Bahnstrecke von Werdau nach Reichenbach und der günstigen Witterung noch besonders erhöht wurde. Die später ausgehobenen Fundamentgruben haben mit einer einzigen Ausnahme ein mit den oben erwähnten gleiches Resultat ergeben. Hier fand sich bei dem Grundgraben in einer Tiefe von etwa 9 Ellen unter der Thalsohle an dem stromaufwärts gelegenen Ende eine mit Thonadern, Alaun- und Kieselschiefer gelegene durchzogene Thonschieferbank, während der übrige Theil einen anscheinend festen, jedoch nach einigen Tagen durch den Zutritt des Wassers und der Luft in eine weiche, thonige Masse sich verwandelnden Alaunschiefer enthielt. — Es wurden nun Bohrlöcher angesetzt und die fortgesetzten Bohrversuche ließen nur vermuthen, daß günstigen Falles in einer Tiefe von 45 bis 46 Ellen unter der Thalsohle ein fester Felsengrund gefunden werden könne. Die unverhältnißmäßigen Kosten der dann erforderlichen Gründung, sowie die Nothwendigkeit, von einer Pfahlrost- oder Betongründung, durch welche eine nachtheilige Verschiedenheit in die Fundamentirung gekommen wäre, abgehen, veranlaßten den Oberingenieur, die Weglassung dieses Pfeilers vorzuschlagen, dafür aber die Pfeiler Nro. 16 und 17 (Mittelpfeiler) mit einem 54 Ellen weit gespannten Bogen zu verbinden und die fraglichen Pfeiler verhältnißmäßig zu verstärken, wodurch der als unüberwindlich ausgesprochene Uebelstand beseitigt war.

Während nun die Ausmauerung der Baugruben schon lebhaft vorwärts schritt, wurde anstatt dieser Brücke eine Dammschüttung in Anregung gebracht, welche wir hier nicht unberücksichtigt vorüber gehen lassen können. Eine solche Dammschüttung auf das Gölgschthal würde bei Annahme von nur dreifüßiger Böschung auf der Thalsohle eine Breite von circa 900 dr. Ellen haben erhalten müssen. — Durch diesen Damm wäre nun für die Gölgsch ein Wasserdurchlaß von 900 Ellen Länge, einer dergleichen für den Mühlgraben, und eine Durchführung des im Thale hingehenden und nicht zu beseitigenden Weges, in derselben Länge zu erbauen gewesen. Nimmt man nun an, daß diese Bauten die Last eines circa 130 Ellen hoch darauf geschütteten Erddammes zu tragen hätten, so hätten, um eine dauernde Haltbarkeit dieser Durchlässe zu erzielen, so ungewöhnliche und außerordentliche Stärkedimensionen hierbei angewendet werden müssen, daß der Gedanke einer Kostenersparniß um so weniger Raum gewinnen kann, als auch über die Haltbarkeit eines Dammes von solcher Höhe, welcher sich erst nach Verlauf vieler Jahre festlegen würde, kein Beispiel anzugeben ist. Auch würde ferner die große Länge der Wasserabzüge bei bedeutendem Eisgang gegen ein Verstopfen derselben sehr wahrscheinlich machen, da eine Beseitigung der im Innern dieser tunnelartigen Durchlässe sich anhäufenden Eismassen ganz unmöglich ist. Nimmt man, da hier auch der schlimmste Fall berücksichtigt werden muß, endlich an, daß bei einem nicht ganz unmöglichen Einsturz eines einzigen solchen Durchlasses zur Wiederherstellung desselben wohl fast der ganze Damm abgegraben und dadurch der Betrieb auf mehrere Jahre unterbrochen werden müßte, so wird, ohne der namentlich durch Regen und Frost herbeigeführten, schon an minderhohen Dämmen öfters vorkommenden Abrutschungen zu gedenken, gewiß Jedermann die Unzulässigkeit einer solchen Dammschüttung schon hierin erkennen.

Nachdem die Unräthlichkeit dieser Dammschüttung dargethan war, kamen auch die schiefen Ebenen in Vorschlag; aber, wie mit Zahlen nachgewiesen worden ist, sowol die Dammschüttung als auch die schiefen Ebenen würden einen unverhältnißmäßig größern Kostenaufwand beansprucht und bei Weitem noch nicht den regelmäßigen und sichern Betrieb dargeboten haben, als die Brücken. — Die Ursachen ließen nun auch hier von den gemachten Vorschlägen abstehen, und die bauführenden Ingenieurs hofften nun ungestört ihre ganze Aufmerksamkeit den Brückenbauten widmen zu können.

Die Angriffe, welche auf dem außerordentlichen Landtage gegen diese Thalüberbrückungen erhoben wurden, sind hinreichend bekannt, und wir haben deshalb hierauf weiter nicht einzugehen, sondern bemerken nur, daß von den Abgeordneten der II. Kammer der Antrag gestellt wurde: Die hohe Staatsregierung möge abermals gründliche Terrainuntersuchungen und noch genauere Erörterungen darüber anstellen lassen, ob diese Ueberbrückungen auf einem andern Wege nicht umgangen werden könnten.

Deßhalb erschienen im Herbst 1847 von der Staatsregierung hierzu aufgefordert abermals zwei anerkannt im Eisenbahnwesen erfahrene ausländische Techniker, welche ein nochmaliges Gutachten über die Bahn und über die Ausführung der Thalüberbrückungen abgeben sollten. Da aber auch dießmal ein Umgehen dieser Brücken nicht möglich war, so wurde an der Gölgschbrücke nur die Höhe um 3 Ellen und die Länge um ungefähr 150 Ellen vermindert. Die Gölgschthalüberbrückung ist also $1022_{,6}$ Ellen lang; die größte Höhe über der Sohle des neuen Gölgschbettes bei Pfeiler Nr. 17 beträgt $138^{7}/_{8}$ Ellen, die Breite der Fahrbahn zwischen den Balustraden 14 Ellen.

Die erste Etage besteht aus 10 Pfeilern, und zwar von Pfeiler Nr. 13 bis mit Nr. 22; die Etagenhöhe bei Pfeiler Nr. 17 über dem Gölgschbette beträgt $42^{3}/_{4}$ Ellen, die Höhe über dem Sockel 29 Ellen. Die Pfeilerstärke über dem Sockel beträgt bei Pfeiler 16 und $17\ 13^{1}/_{2}$ Ellen, die lichte Weite zwischen je zwei gekuppelten Pfeilern 13 Ellen, die Spannung zwischen 16 und $17\ ist\ 50^{1}/_{2}$ Ellen überm Sockel; die Stärke der übrigen Pfeiler beträgt $9^{1}/_{2}$ Ellen, die Spannung 21 Ellen; die Pfeilerbreite in der Etagenhöhe 37 Ellen 7 Zoll. Die Gründung, Sockel und Pfeiler bis zur Kämpferhöhe der Spannbogen, die Kämpfer, Bogenanfänge und Deckplatten sind von Granit oder Sandsteinen, die Strebemauern an den Landpfeilern von Bruchsteinen, alles übrige Mauerwerk ist von Ziegeln hergestellt.

Die zweite Etage besteht aus 17 Pfeilern, und zwar von Nro. 8 bis mit 24. Die Etagenhöhe beträgt 36 Ellen. Die Pfeiler Nro. 8 bis mit 15 und Nr. 18 bis mit 24 sind 8 Ellen

stark, die Spannung beträgt 22½ Ellen, die Pfeilerbreite in der Etagenhöhe 28 Ellen 19 Zoll, die beiden Spanngurte sind jeder 9¼ Ellen breit.

Die Pfeilergründungen, Sockel, Bogenanfänge und Deckplatten sind von Granit. Die Strebemauern an den Landpfeilern von Bruchstein, alles übrige Mauerwerk ist von Ziegeln.

Die dritte Etage besteht aus 22 Pfeilern, und zwar von Nr. 6 bis mit Nro. 27; die Etagenhöhe beträgt 31 Ellen. Die Pfeiler von Nro. 6 bis mit 15 und von Nro. 18 bis mit 27 sind 6½ Ellen stark, die Spannung beträgt 21 Ellen, die Pfeilerbreite 20½ Ellen; die Pfeiler Nr. 16, und 17 sind 12 Ellen stark, die Spannung beträgt 54½ Ellen; die Breite jedes Stammgurtes 5 Ellen.

Die Pfeilergründungen, Sockel, Bogenanfänge und Deckplatten sind von Granit, alles übrige Mauerwerk von Ziegeln.

Die vierte Etage besteht aus 22 Pfeilern, und zwar von Nr. 6 bis mit Nr. 27; die Etagenhöhe bis zur Planie beträgt 29⅛ Ellen. Die Pfeiler von Nr. 6 bis mit Nr. 15 und von Nr. 18 bis mit Nr. 27 sind 5½ Ellen stark; die Spannung beträgt 25 Ellen, die Pfeilerbreite 14 Ellen; der Landpfeiler Nr. 28 ist 41 Ellen lang.

Die Tragbogen, Sockel und Kämpfer der Pfeiler, die Deckplatten des Perron, Hauptsims und Deckplatten der Balustrade sind von Sandstein oder Granit; der Pfeiler Nr. 28, sowie dessen Gründung und die Strebemauern von Bruchsteinen, alles übrige von Ziegeln.

Die Brückenabtheilung besteht aus dem Landpfeiler Nro. 1, den Pfeilern Nr. 2, 3, 4 und dem Doppelpfeiler Nr. 5 mit den anstoßenden halben Bogen der dritten und vierten Etage. Die Höhe dieses Brückentheils im Brückenmittel und am Anfange des Landpfeilers Nr. 1 beträgt 27,5 Ellen, in der Mitte des Doppelpfeilers 50 Ellen. Die Pfeiler Nr. 2, 3, 4 sind in der Ziegelmauer 5 Ellen stark, die Brustschrimmauer der Pfeiler hat 1/24 Anlauf, die Spannung beträgt 20 Ellen; der Landpfeiler ist 70½ Ellen lang mit drei 15elligen Oeffnungen durchbrochen und an den Seiten mit Futtermauern für den angeschütteten Erdkegel versehen; der Doppelpfeiler Nr. 5 ist im Ganzen 21 Ellen stark und mit einer 5 Ellen weiten Oeffnung durchbrochen. Die sämmtlichen Pfeilergründungen, der ganze Landpfeiler Nr. 1, die Pfeiler 2, 3, 4, 5 bis zu 29⅛ Ellen unter der Planiehöhe sind von Bruchsteinen; die Sockel, die Bindeschichten, die Bogen im Landpfeiler, die Tragbogen, die Kämpfer, die Abdeckung der Spanntrillen, der Hauptsims, der Perron, die Abdeckung der Balustrade, die oberen Bogen der vierten Etage von Granit oder Sandstein, das übrige Mauerwerk ist von Ziegeln.

Die Eröffnung der bisher noch nicht befahrenen Bahnstrecke nebst der Gölsjochthalbrücke fand unter der freudigsten Theilnahme vieler Eingeladenen und einer großen Menge Zuschauer am 15. Juli statt. Den trüben und regnerischen Morgen folgte ein heiterer und sonnenheller Vormittag, welcher schon von Grimmitschau aus die Schönheiten der landschaftlichen Umgebung der Bahn genießen ließ. In Werdau und Reichenbach fanden festliche Begrüßungen des ankommenden Zuges Seitens der Bürgerschützen, in erster Stadt auch durch eine sehr gelungene Anrede des dasigen Superintendenten an den Prinzen Albert statt. Von Reichenbach aus war die Bahn fast fortdauernd mit einem dichten Saume jubelnder Zuschauer umgeben; unzählige Fahnen und Guirlanden, und an den Hauptpunkten Böllerschüsse und Festmusik empfingen den Zug, der dann um 9 Uhr von letzterer Stadt abging. Im Angesichte der Gölsjochthalüberbrückung wurde Halt gemacht: der Oberingenieur Major Willen, übergab den Bauriß und der Staatsminister Behr brachte dem Könige ein Hoch aus. Hierauf bewegte sich der Zug unter lautem Jubelklang langsam über die Brücke; ein Schauspiel vielleicht noch imposanter für die von unten Schauenden, als für die Fahrenden, da die ziemlich hohe Balustrade, die noch von dem Gerüste umgeben war, und die auf allen dazu freien Räumen sich drängende Menschenhaar den Blick in die nächste Tiefe beschränkte und nur in weiterer Entfernung die Höhe erwessen ließ.

Ueber rauhe Bergegend, aber trotzdem an allen Straßen und Orten von freudig bewegten Zuschauern, namentlich auch ganzen Reihen munterer Kinder mit Fähnchen begrüßt, rollte der Zug in einer kleinen halben Stunde bis zur Elsterbrücke, die in gleicher Weise wie die Gölsjochthalbrücke überschritten ward. Der Blick auf das Elsterthal, das zwar minder breit, aber mit den prachtvollsten, im schönsten Grün prangenden Waldungen umkleidet ist und auf beiden Seiten der Brücke sich höchst anmuthig hinschlängelt, erhöhte sichtlich die Freude aller Theilnehmer noch mehr. Gleich nach dessen Ueberschreitung wurde von Neuem angehalten, der Ober-Ingenieur übergab auch hier wieder den Riß der Brücke und Prinz Albert theilte an mehrere der bei dem Bahnbaue Betheiligten Orden aus. Hierauf sprachen noch die Herren Regierungs-Rath Schiff und Staatsminister Behr auf die Bedeutung der Bahn bezügliche Worte, und mit einem „Nun danket Alle Gott" schloß die Feierlichkeit. In Plauen, wo der Zug nach einer Viertelstunde anlangte, fand gleich festlicher Empfang Statt, nachdem ihn schon von einer vor der Stadt gelegenen Höhe Böllerschüsse begrüßt hatten. Hier war für die Eingeladenen ein Dejeuner bereitet. Auf dem Rückwege, der nach 12 Uhr angetreten wurde, ward wiederum dicht vor der Elsterthalüberbrückung ein kleiner Aufenthalt gemacht, um die Gelegenheit zu bieten, einen Blick in das Thal und auf die prächtige Bogenverbindung der Brücke von der Bergwand aus zu werfen.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß bald recht Viele sich dieser Bauwerke, der erhabenen Zeugnisse der Kunst und zehnjährigen Fleißes, der bewundernswürdigen Denkmäler deutscher und insbesondere sächsischer Kraft und Ausdauer, durch eigne Anschauung erfreuen mögen.

Frauen-Diplomatie.

Novelle.

XI.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Jetzt ist neun Uhr vorüber. Um zehn Uhr geht der letzte Zug der Nordbahn ab. Wie soll ich dir's sagen — komm hinüber mit mir zu Laura — bringe du sie selbst nach England!

Welch ein Gedanke! Was würde der Gesandte sagen, wenn ich so die Hände zu der Heirath seines Sohnes böte? zu einer Heirath, von der wir wissen, daß er sie durchaus nicht gestatten will — das ist gegen meine Ehre!

O Wolf! Um dieses Phantoms willen zerstöre nicht das Glück deiner einzigen Tochter! Sieh, auf den Knieen beschwöre ich dich, bringe Laura nach London!

Wolfram gab keine Antwort; mit verschränkten Armen ging er raschen Schrittes im Zimmer auf und ab, und bemerkte nicht einmal, daß Gerhardine halb bewußtlos vor Angst neben dem Sessel hingesunken war.

Sie faßte sich dennoch zuerst — sie trat zu ihm, sie legte sanft den Arm um seinen Nacken, und mit der Stimme, die noch nie den Eindruck auf sein Herz verfehlt hatte, flüsterte sie: Wolf! Ich habe dich nie gebrängt mit einer Bitte — wenn du nicht gleich gewährtest, stand ich ab; aber hier weiß ich mir bei Gott nicht zu helfen, wenn du nicht nachgiebst! Es ist die einzige Art, dem Kinde das Wort zu halten, ihre Flucht nicht hindern zu wollen, und doch sie nicht preiszugeben. In Berlin kannst du zu bleiben und mit ihm reden; er ist jung, er wird deiner Einsicht weichen und, sieht er die Geliebte, auch von ihr sich bestimmen lassen, die Einwilligung seines Vaters abzuwarten. Der Gesandte kann ja nicht länger dem entschiedenen Willen des Sohnes gegenüber sich weigern!

Das ist mir das Unerträglichste — der Gedanke, daß Gerstatt

sich gezwungen fühlen wird, von uns gezwungen, seine Einwilligung zu geben! Und wenn er sie nun nicht gibt?

Dann verlassen wir Wien; wir sind ja frei, und ziehen mit den Kindern, wohin die Sonne der Kunst uns lockt! Nicht wahr, Wolf, du gehst! Ich bestelle dann sogleich, daß angespannt wird, und nachdem ich Euch Beiden auf den Bahnhof gebracht, fahre ich zur Karlskirche, um meinen jungen Freund zu benachrichtigen, daß er Euch morgen früh folgen darf und Euch in Berlin trifft. Nicht wahr, Wolf?

Es ist der schwerste, peinlichste Schritt meines Lebens, und mir dünkt, du hättest mir das ersparen können!

Aber dennoch ging er zu seinem Schreibtische, nahm eine Rolle Goldes und steckte sie in die Tasche, und dann hinüber zu Laura. Gerhardine wagte ihrer Dankbarkeit ihm gegenüber keine Worte zu leihen — sie flüchtete, ihn zu verstummen.

Laura erschrak heftig, als sie beide Eltern eintreten sah, aber ein Blick in Gerhardinens leuchtendes Gesicht, und sie war ruhig. Wolfram sagte bald Böse: „Du willst fort von uns, Laura? So muß ich dich wohl selbst wegbringen — wohl der erste Vater, der die eigene Tochter für den Liebhaber entführt!

Gerhardine erklärte der Tochter ihren Plan, und es ist erklärlich, daß Laura sich kaum der Freude zu fassen wußte! Sie sollte den Geliebten treffen, mit ihm, wenn auch nicht für immer, vereinigt seyn, ohne einen Schritt zu begehen, gegen den ihr ganzes besseres Selbst sich auflehnte! Unter dem Schutze ihres geliebten Vaters war es ihr nun vergönnt, das elterliche Haus zu verlassen, aus dem sie noch vor wenigen Minuten wie eine Diebin sich schleichen zu müssen fürchtete. Ein Mißtrauen, daß ihre Eltern ihr nicht alles halten würden, was sie ihr versprachen, der Gedanke, daß sie eben so gut von ihm weg wie zu ihm gebracht werden könne, kam nicht in ihre Seele, eben so wenig, wie der Gedanke des Mißtrauens je gegen Georg aufgetaucht war — in ihrer warmen Seele gab es keinen Raum für solche kalte Gedanken.

Freudig nahm sie Hut und Mantel — alles Uebrige versprach die Mutter ihnen nach Berlin nachzuschicken nebst der Nachricht, wo und wann Georg sie treffen werde.

Als Gerhardine vom Bahnhofe zurückkehrend dem Kutscher die Richtung nach der Karlskirche einzuschlagen befahl, war es ihr doch eigenthümlich zu Muthe. Welche Gemüthsbewegungen hatte sie heute Abend nicht schon empfunden!

Als sie den Wagen Georg's von Weitem erblickte, ließ sie den Kutscher halten und stieg aus. Erst als sie näher kam, sah sie Georg an den Schlag seines Wagens gelehnt. Sie rief ihn an.

Er fuhr zusammen, er erkannte sie trotz Mantel und Schleier auf der Stelle und rief mehr zornig als traurig: „Alles verrathen!

Nicht doch, sagte Gerhardine, nicht doch! Sie ist Ihnen nur voraus geeilt! Geben Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich zu meinem Wagen, so werde ich Ihnen Alles erklären.

Georg war natürlich von Gerhardinens Mittheilung nicht so entzückt wie Laura; aber was blieb ihm Anderes übrig, als sich zu fügen?

Erlauben Sie mir, Sie bis an Ihr Haus zu bringen, und dann morgen früh vor meiner Abreise noch einmal zu Ihnen zu kommen.

Gerhardine nickte gewährend; aber als die Beiden sich eben zu dem Wagen wenden wollten, trat eine große Gestalt, tief in den Mantel verhüllt, ihnen in den Weg.

Georg!

Mein Vater! Wie kommen Sie hierher?

Denselben Weg, den du hierher kommst, da ich deinem Wagen von Hause aus gefolgt bin. Wer ist die Dame?

Gerhardine hob den Schleier und wendete ihr lächelndes Gesicht dem Vollmond zu.

Gerhardine! Und wo ist Laura?

Auf dem Wege nach Berlin!

Seit wann?

Mit dem letzten Zuge. Sie begleitet ihren Vater, der wegen der Bestellung eines Bildes dorthin mußte, setzte sie schnell besonnen hinzu.

Und seit wann war denn diese Reise beschlossen?

Meines Mannes Reise gestern Abend; nachdem Sie uns verlassen, erhielt er Briefe, die ihn bestimmten. Laura entschied sich erst heute Nachmittag, ihn zu begleiten.

Oder vielmehr, Sie, klügste aller Frauen, entschieden, daß Ihr Kind seinen Vater begleite, damit es nicht jemand Anderen begleite! O, ich weiß Alles! Sie haben wahrscheinlich den Verabredungsbrief meines Sohnes an Ihre Tochter aufgefangen und so Alles entdeckt, und sind nun hier, um diesem jungen Ungeheuer die Leviten zu lesen, was immer noch viel zu viel Ehre für ihn ist.

Gerhardine antwortete lächelnd: Was das junge Ungeheuer betrifft, so haben Sie Recht, aber was meine Tochter betrifft, Unrecht — ich habe den Brief nicht aufgefangen, sie hat mir ihn selbst eingehändigt.

O, welch ein Kind! Und welche Erziehung! Ohne Weiteres diesen Jungen da der Pflicht gegen die Eltern zu opfern! Laura ist wirklich ein Engel.

Es war gut, daß es Nacht war, denn Gerhardine erröthete ein klein wenig in der Seele ihrer so unverdient gelobten Tochter!

Und Sie Herr Georg, was beschließen Sie nun zu thun?

Meiner Braut nachzureisen und mir von ihrem Vater, dem mir fremden Manne, das zu erbitten, was mein Vater mir herzlos verweigert, das Glück meines Lebens; und gewährt man mir nicht Laura — nun, dann reise ich allein nach Liverpool.

Georg, lieber Georg! habe etwas Geduld, und vor Allem versprich mir, morgen früh mit mir zu dieser vortrefflichen Dame zu gehen und aus ihrem Munde zu vernehmen, was du thun sollst.

Georg schüttelte den Kopf. Wenn Sie mir die Mittel nehmen, nach Berlin zu fahren, so gehe ich zu Fuße, und wenn Sie mich einsperren lassen, räche ich mich an mir selbst für die Härte Ihres Herzens!

So hören Sie doch, gnädige Frau, welch einen unbeugsamen Bären mir der Himmel zugetheilt hat. Was soll ich nun mit dem Menschen anfangen? Gott, wie glücklich sind Sie? Ihre Tochter gehorcht Ihrem leisesten Winke, geht fort mit dem Vater, läßt den Liebhaber im Stiche — an diesem gehorsamen Engel sollte du dir ein Beispiel nehmen, wie man den Wünschen der Eltern seine Neigungen aufopfern und —

Und den gehorsamen Engel treulos mißbrauchen soll, sagte Georg mit einem unwiderstehlichen Lächeln über die Täuschung seines Vaters, welche ihn unaussprechlich ergötzte.

Wenn Ihnen so sehr viel daran liegt, setzte er nach einer Pause hinzu, so will ich übrigens meine Reise bis übermorgen aufschieben und Ihnen im Nachgehen mit gutem Beispiel vorangehen!

Hugo schlug die Hände zusammen und flüsterte leise: Der ungerathene Sohn! Dann wandte er sich zu Gerhardine:

Erlauben Sie uns jetzt, Sie in Ihrem Wagen zu haben. Morgen früh werden Vater und Sohn ihre Aufwartung machen.

Sie sagte laut: Das wird mich recht sehr freuen! Dann aber flüsterte sie leise, so leise, daß es Georg nicht verstehen konnte: Aber nun bitte ich Sie auch, Graf Gerstalt: Ihren Eigensinn nicht durch Ihres Sohnes Consequenz beschämen zu lassen! Sie dürfen nun auch nicht nachgeben und müssen eben so fest bleiben, wie er!

Dann fuhr sie mit leichtem Herzen nach Hause. Die glücklich hatte sich Alles gefügt! Sie schrieb noch in der Nacht den Verlauf ihres Zusammentreffens mit Georg und seinem Vater an ihren Mann und theilte ihm mit, wie sehr sie sich freue, daß der Gesandte bis jetzt keine Ahnung von ihrer und ihres Mannes Mitwirkung zur Verbindung der jungen Leute habe, sondern im Gegen-

theil die ganze Reise für ein gewaltsames Abbrechen dieses Verhältnisses von ihrer Seite halte.

Der Gesandte war in dieser Nacht nicht so zufrieden mit sich und den Seinen! Schlaflos ruhte er auf seinem Lager, und zum ersten Male fand sein diplomatisches Talent keine Auskunft!

Georg's eisenfeste Erklärung, übermorgen seiner Braut nachreisen und, wenn ihm der Vater sie noch nicht gewähre, dann doch seinen Kontrakt in Liverpool halten zu wollen — !

Dann das beschämende Gefühl, Gerhardinen, der einzigen Frau, die er noch liebte und achtete, gegenüber mit der Ueberzeugung zu stehen, daß sie seinen Sohn, der in seinen Augen dem Alter nach noch ein Kind war, für männlicher halte, als ihn selbst — hatte sie nicht gesagt, er sey eigensinnig, aber Georg consequent?!

Und dann Laura! Sie war offenbar, seitdem sie, wie er glaubte, seinen Sohn aufgegeben, in seinen Augen im Werthe gestiegen.

Das ist ja ein charakteristischer Zug der Menschen von Gerstäcker's Gattung, daß sie nur dann etwas zu schätzen beginnen, wenn dessen Erwerbung für sie mit Schwierigkeiten verknüpft ist, daß sie nur die Menschen aufsuchen, von denen sie glauben, daß sie selbst ihnen entbehrlich sind, daß sie selbst nur diejenigen achten, die ohne sie leben können.

(Schluß folgt.)

Die große Sonnenfinsterniß im Jahre 1842.

Unserer Mittheilung über die Sonnenfinsterniß am 28. Juli lassen wir noch die interessante Schilderung einer Sonnenfinsterniß aus dem Jahre 1842 folgen. Der Berichterstatter ist Arago, der Beobachtungsort ein erhabener Punkt auf den die Citadelle von Perpignan umgebenden Wällen, von dem aus die Blicke weithin die umliegende Gegend beherrschen. „Fontenelle erzählt, daß im Jahre 1654, auf die bloße Ankündigung einer totalen Sonnenfinsterniß hin, eine nicht unbeträchtliche Zahl der Bewohner von Paris in die Keller flüchtete. Dank den Fortschritten der Aufklärung, fand die totale Sonnenfinsterniß 1842 ihre Zuschauer in ganz anderer Stimmung. Die kindischen Befürchtungen von 1654 hatten einer lebhaften und wohlbegründeten Neugierde Platz gemacht; die Bevölkerung der ärmlichsten Dörfer in den Pyrenäen und den Alpen begab sich in Masse auf hochgelegene Punkte, von denen die Erscheinung am besten wahrgenommen werden konnte; sie zweifelten nicht, einige Ausnahmen abgerechnet, an dem genauen Eintreffen der vorausgesagten Finsterniß, und hielten dieselbe für ein durchaus natürliches, die allgemeine Ordnung in keiner Weise störendes, ja eben der Berechnung sich nicht entziehendes Ereigniß, über welches sich nicht zu beunruhigen der gesunde Menschenverstand gebiete. In Perpignan selbst waren nur die schwer Kranken in den Wohnungen zurückgeblieben. Mit dem frühen Morgen*) waren die Terrassen und Wälle der Stadt und alle kleinen Hügel in der Umgegend, von denen aus man den Aufgang der Sonne zu erblicken hoffen konnte, von Menschen bedeckt. Wir in der Citadelle konnten außer den zahlreichen auf dem Glacis gelagerten Gruppen von Städtern eine Anzahl Soldaten beobachten, die Behufs einer mit ihnen abzuhaltenden Revue auf einem weiten Hofe versammelt waren. Der Augenblick des Beginns der Finsterniß nahte heran. Nahe an 20,000 Menschen, ein Jeder ein von Rauch geschwärztes Glas in der Hand, betrachteten forschend das strahlende Gestirn auf dem dunkelblauen Himmelsgrunde. Kaum hatten wir, mit unsern starken Fernröhren, die erste Spur eines Ausschnitts im westlichen Rande der Sonne wahrgenommen, als ein ungeheurer Schrei, der Zusammenfluß von 20,000 verschiedenen Ausrufungen, uns meldete, daß wir nur um wenig Sekunden der mit bloßen Augen angestellten Beobachtung von 20,000 improvisirten Astronomen, die damit ihr Probestück ablegten, zuvorgekommen. Man muß glauben, daß die lebhafte Theilnahme, der Wetteifer und die Begierde, ja nicht zu spät zu kommen, die Macht gehabt haben, die Schärfe der Sinne auf eine ungewöhnliche Weise zu steigern. Von diesem Augenblicke bis zu dem dem Eintritt der vollständigen Bedeckung unmittelbar vorhergehenden bemerkten wir durchaus nichts Besonderes in dem Verhalten dieser Menge von Zuschauern. Als aber die Sonne nur noch die Gestalt einer schmalen Sichel hatte, und die Schwächung des Tageslichts schon sehr auffallend wurde, bemächtigte sich der Menge eine Art von Unruhe; Jeder fühlte das Bedürfniß, den Eindruck, den er empfand, seinem Nachbar mitzutheilen. Daher jenes dumpfe Geräusch, wie man es wohl nach einem Sturme hört in einiger Entfernung vom Meere. Dieses Gemurmel wurde um so lauter, je schmaler der dünne Lichtfaden wurde. Endlich verschwindet auch das letzte Pünktchen; tiefe Dunkelheit tritt plötzlich ein und mit ihr laudlose Stille, den entscheidenden Moment so scharf bezeichnend als nur immer der Schlag einer Pendeluhr. Das großartige der Erscheinung hatte gesiegt über den Muthwillen der Jugend wie über die Nichtachtung, die gewisse Leute für ein Zeichen von Ueberlegenheit ausgeben möchten, und über die lärmende Gleichgültigkeit, die sonst wohl den Soldaten eigen. Tiefes Schweigen auch herrschte in den Lüften; die Vögel waren verstummt mitten in ihren Liedern. So in feierlicher Erwartung vergingen etwa zwei Minuten; da bedrängte Freudengeschrei und beläubendes Händeklatschen mit derselben Gimmüthigkeit, wie aus innerm unwillkürlichen Antrieb, das Wiedererscheinen des ersten Sonnenstrahls. Unerklärliche Gefühle hatten die Seele erfüllt gehabt; ihnen wurde nun eine volle und gern eingestandene Befriedigung, deren lebhaften Ausdruck zurückzuhalten oder mäßig zu zügeln zu mächtigen Niemanden einfiel. Für die Menge war die Erscheinung zu Ende; der weitere Verlauf hatte kaum einen aufmerksamen Beobachter außer den dem Studium der Astronomie Gewidmeten."

*) Die Finsterniß überhaupt währte von 4 Uhr 55 Min. Morgens bis 6 Uhr 46 Min., die totale von 5 Uhr 46 Min. 51 Sec. bis 5 Uhr 49 Min. 2 Sec.

Kunst und Literatur.

* Augsburg, Mitte Juli 1851.

Die Gallerien von München. Eine Stahlstich-Sammlung der vorzüglichsten Gemälde des kgl. Pinakothek, der herzogl. Leuchtenberg'schen und der Schleißheimer Gallerie. Nebst Text von D. Alex. Baud und einer Beigabe: Feuilleton für Künstler und Kunstfreunde, enthaltend alle neuesten Nachrichten über Künstler und Kunstwerke, biographische Notizen, Referate, Besprechungen über Kunstwerke, Anzeigen und Berichte über Kunstausstellungen, Notizen über neue artistisch-literarische Erscheinungen, Anfragen, Inserate ꝛc. ꝛc. in kurzer übersichtlicher Fassung. Groß Quartformat. In 42 Heften, jedes mit 3 der vortrefflichsten Stahlstiche nebst Text, Feuilleton für Künstler und Kunstfreunde und Umschlag. Subscriptionspreis pr. Heft: 27 kr. Mit Prämie, bestehend in dem großen, schönen Kunstblatte „Georgine und Flora."

Vor uns liegt das erste Heft eines Werkes, das namentlich bei uns in Bayern die freudigste Aufnahme und regste Theilnahme finden wird. Wer schon einmal die mit ausserlesenen Kunstwerken gefüllten Säle des unter König Ludwig entstandenen Prachtbaues der Pinakothek durchwandert, wer die Schleißheimer und die Leuchtenberg'sche Gallerie mit ihren Kunstschätzen besucht hat, und im Bewundern dieser Meisterwerke nur durch den Gedanken gestört wurde, daß ihm nicht öfter und länger dieser Genuß des Anschauens vergönnt ist, wird ein Unternehmen mit Freuden begrüßen, das die bewundertsten Zierden obengenannter drei Gallerien in getreuen Kopieen wiedergibt. Die hohe Stufe der Vollendung, die auch die Stahlstechkunst in letzter Zeit erreicht hat, machen diese Kopieen zu selbstständigen Kunstwerken. Hiezu wird ein Text geliefert, der Unterhaltendes und Belehrendes in gleich ausgezeichneter Weise behandelnd, dem Unternehmen auch in literarischer Beziehung gebührenden Werth verleiht. Die Verlagshandlung, die englische Kunstanstalt von A. H. Payne in Leipzig, rühmlichst bekannt durch die herausgabe werthvoller Stahlstich-Werke, wie „Payne's Universum", die „Dresdener Gallerien" u. s. f. wird auch bei diesem Werke ihren Ruf zu bewahren wissen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

№ 61.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 31. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Frauen-Diplomatie.

Novelle.

(Schluß.)

XII.

Am folgenden Morgen kamen wirklich die beiden Grafen, der ältere mit niedergeschlagener, der jüngere mit triumphirender Miene. Gerhardinens Herz schlug hoch, und ihre Hand zitterte, als sie dem Grafen Hugo eine Tasse Chocolade reichte.

Wie sind sie auf die Entdeckung der Flucht Ihres Sohnes gekommen? fragte sie.

O, sagte der Diplomat, sich erheiternd, mich betrügt man nicht so leicht! Auf seiner Reise hatte ich den jungen Herrn durch Agenten, die mir gefällig waren, schon etwas beobachten lassen. Ich erfuhr immer nichts, als: er studirt, er sucht Ingenieure auf und Fabriken und Dampfmühlen und Maschinen. Er ging in London in kein Theater, meine herrlichen Empfehlungsbriefe hat er mir alle wieder mitgebracht. Um Allem die Krone aufzusetzen, schreibt mir dieser Tage aus Liverpool ein Konsul, an welchen ich meinen Sohn wegen eines Wechsels gewiesen und den ich auch um Berichte über ihn ersucht:

„Erst jetzt erfahre ich, daß Ihr Herr Sohn sich hier in einer der ersten Maschinen-Fabriken als zweiten Werkmeister hat anstellen lassen. Sein Kontrakt ist einfach: Georg Gerhardt unterzeichnet, und lautet auf drei Jahre vom ersten Juli an; er erhält hundert Pfund Sterling jährlichen Gehalt."

Da gingen mir die Augen auf. Also lieber arbeiten wie ein Tagelöhner, als ohne Laura! Als er nach Wien zurückgekommen, fragte er mich noch einmal um meine Einwilligung zur Heirath, aber kurz und unhöflich — remonstrire nicht, Georg! kurz und unhöflich —; als ich sie ihm eben so kurz abschlug, sagte er kein Wort, sondern bat mich nur vor ungefähr acht Tagen um tausend Gulden Münze für einen Gig und ein Pferd zur Praterfahrt! An demselben Tage war der Brief aus Liverpool eingetroffen. Ich gab ihm das Geld, aber — ich ließ aufspoiren. Er kaufte nichts als einen ganz besonders kleinen Koffer! Das genügte — von nun an wurde er nicht mehr aus den Augen gelassen. Als ich erfuhr, daß er heute Nachmittag einen Wagen für die Nacht gemiethet, begab ich mich denn um zehn Uhr in Ihr Haus, um Sie wegen Ihrer Fräulein Tochter zu warnen. Sie waren alle drei ausgefahren — mir blieb nun nichts übrig, als zurück zu kehren und die weiteren Schritte meines vortrefflichen Sohnes zu beobachten; denn erst im letzten Augenblicke wollte ich ihm meine Entdeckung wissen lassen, da ich sonst sein Läugnen fürchtete.

Deßwegen konnten Sie unbesorgt seyn, Vater!

Schon gut! Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich, nachdem ich hinter meinem Sohne hergefahren und in einiger Entfernung ausgestiegen, nach elf Uhr eine Dame in einem Wagen ankommen sehe, den ich sogleich für den Ihrigen erkannte. Ich dachte, Laura hätte Ihren Kutscher bestochen, Sie, anstatt nach Hause, dorthin zu fahren; denn ich hielt Sie für Laura und schrieb der Mondbeleuchtung zu, daß Sie mir so groß erschienen. Wie freute ich mich, das Paar zu ertappen, zu beschämen, Laura zu Ihnen zurück zu bringen! und nun — nun muß ich bedauern, meinem Sohne gefolgt zu seyn; denn Sie wären wahrscheinlich viel besser mit ihm fertig geworden, als ich! Und stellen Sie sich vor, bei meinem Nachhausekommen fand ich auf meinem Schreibtische einen Abschiedsbrief von ihm, den er bei seinem Wegfahren dagelassen. Da pocht er denn auf seine vor ein paar Monaten erlangte Großjährigkeit, weist meine Erbschaft zurück, will keine Ansprüche auf seinen Grafentitel machen — was nützt mir das? Ich kann mich nicht selbst beerben, und mit dem abgelegten Grafentitel kann ich gar nichts anfangen! Nehmen Sie ihn in die Kur, meine gnädige Freundin!

Georg hatte lächelnd der Erzählung seines Vaters zugehört. Er fühlte wohl, daß die heitere Färbung nur der Humor der Verzweiflung war — aber eben deßhalb ergötzte er ihn um so mehr — denn Mitleid hatte er keines mit seinem Vater, eben so wenig wie dieser mit ihm!

Zu Gerhardinen sich wendend, sagte er jetzt herzlich und heiter: Das ist ein guter Vorschlag meines Vaters. Nehmen Sie mich in die Kur, liebe gnädige Frau!

Gerhardine aber schüttelte lachend den Kopf und sagte: Unverbesserlich — wie Ihr Vater!

Sie wußte wohl, daß diese Bemerkung Beide verdroß — Keiner wollte ja dem Andern gleichen!

Graf Hugo saß da, ein Bild des Jammers, vollkommen rathlos, zum ersten Male in seinem Leben, und das gerade einer Frau gegenüber, deren Achtung und Freundschaft ihm unentbehrlich dünkten!

Georg, als sey sein Vater nicht da, fragte Gerhardinen, ob sie ihm erlaube, daß er ihr von Liverpool aus schreibe. Sie aber sagte: Nein, Graf Georg!

Da sie aber dabei nicht streng aussah, fragte Georg ganz zuversichtlich: Weshalb nicht?

Ach, sagte sie mit einem komischen Seufzer, mir ist bange vor den schwarzen Flecken auf Ihrem Briefpapier! Ein Werkmeister in einer Maschinen-Fabrik kann doch unmöglich reinliche Hände haben!

Georg rief beinahe auffauchzend vor Lachen: O, seyen Sie unbesorgt, an Sie schreibe ich nur Sonntags!

Gerhardine hatte ihren Zweck erreicht: der harmlose kindische Scherz, auf den Georg so listig eingegangen, hatte den „alten Löwen" tödtlich verwundet, ihm den letzten Stoß gegeben.

Er war kaum fähig, den plebejischen Gedanken zu fassen, daß sein Sohn nur Sonntags werde schreiben können!

Das herzliche Lachen der Beiden war ihm unerträglich, und er unterbrach sie unwirsch, indem er sagte: Da habe ich auch ein Wort mitzureden!

Mit nichten, Graf, sagte Gerhardine in ungestörter Heiterkeit. Das habe nur ich zu bestimmen, da ich in einem Alter bin, wo die Erlaubniß meines Eheherrn zu einer Korrespondenz mit einem jungen Manne überflüssig ist.

Mein Gott, wer denkt denn an Ihre Korrespondenz! Ich rede von der Reise Georg's nach Liverpool!

Da wurde Georg plötzlich wieder ernst. Als sein Vater sah, daß er mit zornfunkelnden Augen etwas sagen wollte, kam er ihm zuvor, indem er sich zu Gerhardinen mit der Frage wandte: Und wenn man von Allem absähe — ein Hinderniß ist doch unübersteiglich, die Jugend der Kinder!

Es war der letzte Strohhalm — Gerhardine ließ aber den Armen rettungslos versinken. Als er selbst sich gar keinen Rath

wußte, hoffte er, seine Freundin werde ihm eine Auskunft an die Hand geben — denn seit sie Laura entfernt, glaubte er auch an ihren Widerwillen gegen die Verbindung — aber sie gab ihm keine andere Antwort als: Wozu sich noch den Kopf um abgethane Dinge zerbrechen! Laura kommt wieder hierher mit ihrem Vater, Ihr Sohn geht nach Liverpool — drei Jahre ändern viel!

Der Graf fühlte, daß eben der letzte Augenblick des Gewährens für ihn da war, während vielleicht in ein paar Minuten man ihm seine Einwilligung abzwingen könne; denn er war entschlossen, eher jeden Preis zu zahlen, als seinen Sohn „Werkmeister" werden zu lassen.

Er sagte deßhalb kleinlaut: Laura ist eigentlich viel zu gut für den Menschen — aber schreiben Sie ihr doch und fragen Sie sie in meinem Namen, ob sie ihn will.

Natürlich, sagte Gerhardine — sie konnte ihm das nicht ersparen — natürlich, man braucht kein so großer Diplomat zu seyn wie Sie, um von zwei Uebeln das kleinste zu wählen. Besser doch die Tochter eines Malers zur Schwiegertochter, als einen Werkmeister zum Sohne!

Wie Sie boshaft sind! stöhnte Hugo.

Georg aber küßte mit großer Wärme und unaussprechlicher Fröhlichkeit die weißen Hände seiner geliebten künftigen Schwiegermutter, während Hugo melancholisch zusah.

Ein Tag in Birmingham.

Die große Stahlfederfabrik des Herrn Gillot in Graham-Street war die erste, welche wir in Birmingham betraten. An der Pforte wurden wir von einem festlich gekleideten Gentleman sehr artig, wie alte Bekannte und Freunde des Hauses, empfangen, der uns später einen äußerst intelligenten Werkmeister als Führer durch die verschiedenen Lokalitäten des weitläufigen Gebäudes zuwies. Unser Cicerone wollte gleich mit der Vorzeigung des Waarenlagers anfangen, aber auf meinen Vorschlag ersuchte ihn die Gesellschaft, mit dem Rohstoff und dessen vorläufiger Verarbeitung zu beginnen, damit wir auf diese Weise alle Metamorphosen des ursprünglichen Materials durchmachen, und eine vollständige Uebersicht dieser grandiosen Fabrikation gewinnen könnten. Wir müssen vorausschicken, daß in diesem industriellen Zweig hauptsächlich Frauen und Mädchen zu den leichtern Arbeiten verwendet werden, während solche Manipulationen, welche einen Aufwand von physischen Kräften erfordern, ausschließend den Männern obliegen. Es sind in dieser ausgedehntesten Stahlfederfabrik von Europa ungefähr fünfhundert weibliche Individuen beschäftigt. An dem heutigen Tage waren alle sehr niedlich herausgeputzt. In reinlichen Calicotkleidern saßen diese frischen Mädchengestalten an ihren kleinen Tischen, die jüngern mit Blumen in den zierlich gescheitelten Haaren, und ließen sich durch die fremden Besucher in der emsigen Erfüllung ihres Tagewerkes nicht im mindesten stören. Wenn man die behagliche Ruhe und das zufriedene Aussehen dieser fleißigen Arbeiterinnen betrachtet, so sollte man beinahe glauben, daß England von dem verpestenden Hauche jener sinnlosen Doktrinen bisher gänzlich frei geblieben seyn müsse, welche den Werkleuten goldene Berge versprechen und sie gegen ihre Brodgeber systematisch aufzustacheln versuchen. — Die Arbeitsstunden in der Anstalt des Herrn Gillot dauern von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends. Doch wird während dieses zwölfstündigen Zeitraums eine Stunde für das Mittagsmahl, und jedesmal Morgens und Abends eine halbe Stunde zum Frühstück und Nachmittagsthee gestattet, so zwar, daß die eigentliche Arbeitsdauer sich nur auf 10 Stunden erstreckt. Auf meine Erkundigung über die Arbeitslöhne dieser Mädchen entgegnete mir der Werkmeister, daß sie je nach der speciellen Verwendung und Brauchbarkeit des Individuums als sehr verschieden angenommen werden müssen, daß aber selbst neunjährige Kinder wöchentlich niemals unter 4 Shillinge verdienen, während die geschicktesten Arbeiterinen in derselben Zeit 18 Shillinge empfangen. — Unter diesem Schwarme wurden wir auch auf eine noch sehr hübsche und junge Wittwe aufmerksam gemacht, welche an dem nämlichen Tische mit ihren beiden Töchterchen beschäftigt war. Es lag für uns etwas Ergreifendes darin, diese Mutter zu sehen, wie sie, herausgerissen aus dem stillen Heiligthum des häuslichen Kreises, durch ein strenges Schicksal darauf angewiesen war, samt ihren zarten Kleinen in diesem bunten, mit der unerbittlichen Pünktlichkeit einer Maschine fortschreitenden Gewühle ihren kargen Taglohn zu gewinnen.

Die Federn des Herrn Gillot werden aus Sheffielder Stahl verfertigt, welcher, nachdem er in der gehörigen Breite geschnitten, und zwischen zwei Walzen dünn gemacht worden ist, durch eine eigene Behandlung von allen Unebenheiten und Schuppen gereinigt wird, die darin besteht, daß man die Stahlplatten in Säuren oder in eine schwache Auflösung von Vitriolöl taucht. Der übrige Fabrikationsprozeß bis zur gänzlichen Vollendung der Feder wird ebenfalls in erster Linie durch lauter Maschinen bewerkstelligt, wobei Menschenhände nur eine untergeordnete Rolle spielen. Einige dieser Mechanismen werden durch Dampf, andere durch persönliche Arbeitskraft in Bewegung gesetzt. Unter diesen unzähligen Vorrichtungen ist uns besonders jene complicirte Maschine aufgefallen, welche wie ein dreischneidiges Messer aus einer kleinen Guillotine herab sinkt, um die verschiedenen Oeffnungen in die Feder zu schneiden. Ebenso interessant ist der Mechanismus, welcher die Biegung der Feder hervorbringt, nachdem früher die Aufschrift eingeprägt worden ist. Unter die allerinteressantesten Operationen gehört aber unstreitig die Politur und Glättung der Stahlfedern, die dadurch erzielt wird, daß man sie in große Cylinder wirft, welche mit der unglaublichsten Geschwindigkeit um ihre Achse gerollt, in sehr kurzer Zeit dem Fabrikate den nöthigen Glanz verleihen. Als die schwierigste Funktion, deren Ausführung und Ueberwachung die meiste Genauigkeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, wurde uns das Spalten der Federn angegeben. Es geschieht durch eine Handpresse, und die Federn müssen Stück für Stück von der Arbeiterin in die erforderliche Lage gebracht werden, wie denn überhaupt jede einzelne Feder bei diesem Akt die individuellste Behandlung erfordert. Dennoch spaltet eine ihrer Aufgabe vollkommen gewachsene Arbeiterin, wenn die Maschine in Ordnung ist, und die 10 Werkstunden gewissenhaft verwendet werden, an einem Tage oft mehr als 14,000 Stück.

Wir besahen uns nach der Reihe alle Zimmer und Säle, und gelangten endlich in jenes Gemach, wo die Federn auf Papier eingenestelt, oder in zierlichen Schächtelchen zum Verkaufe hergerichtet werden. Bei dem letzteren Akte werden die Federn nicht gezählt, weil dies zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde, sondern blos abgewogen. — Die jährliche Erzeugung von Birminghamer Stahlfedern hat in dem letzten Decennium ungeheure Proportionen angenommen, namentlich fördert das Etablissement des Herrn Gillot eine so unermeßliche Quantität zu Tage, daß er allein sämmtliche Dikasterien Europa's mit ihrem Bedarfe zu versorgen im Stande wäre. — Wie man uns wiederholt versicherte, werden von Monat zu Monat in dieser grandiosen Fabrik neue Verbesserungen des Arbeiterprozesses, insbesondere aber bedeutende Vervollkommnungen der hiebei gebrauchten Werkzeuge und Mechanismen ins Leben gerufen. Einige Zeit hat Herr Gillot sogar Maschinen verwendet, welche durch ihre automatische Konstruktion sämmtliche Operationen allein und selbstständig ohne Hülfe von Menschenhänden bis zur definitiven Herstellung der Feder, mit Ausnahme des Härtens, vollbrachten. Man ist aber von diesem System wieder abgekommen. Doch waren solche self-acting Maschinen heute sowol bei Herrn Gillot, als auch in der Fabrik der Herren Hinks, Wells & Comp. aufgestellt, und wurden auch von mehreren, in die Mysterien der Mechanik speziell eingeweihten Herren auf das sorgfältigste besichtigt.

In der berühmten Manufactur des Herrn William Elliot und Sohn werden alle erdenklichen Sorten von Knöpfen fabricirt und

zwar aus Metall, Holz, Horn, Glas, Bein, Perlmutter, Tuch, Elfenbein, Schildplatt, Seide, Baumwolle und Tuch. Auch dieses merkwürdige Etablissement wurde unter der Leitung eines Führers in allen seinen einzelnen Sektionen, untersucht. Man veranstaltete uns zu Ehren ganz eigenthümliche Arbeitsprozesse, um uns den vollständigsten Einblick in die Genesis der Metallknöpfe zu gewähren. Von den Uranfängen der messingenen und kupfernen Blättchen bis zur Polirung und gänzlichen Herstellung der Knöpfe, wie sie in die Hände des Schneiders gelangen, haben wir alle einzelnen Phasen durchgegangen. Mit der seltensten Bereitwilligkeit und Liberalität wurden uns Exemplare von den außerordentlichen Erzeugnissen dieser Fabrik verabreicht, welche wir als angenehme Erinnerungszeichen in die ferne Heimath mitnehmen werden. — Ungemein sinnreich ist die Procedur, wodurch die Vergoldung der Knöpfe vorgenommen wird. Sie geschieht mit vorläufiger Anwendung des Queckfilbers, und wir waren Zeugen davon, daß mehrere Dutzend weißer Knöpfe in Zeit von einer halben Minute sich mit der schimmerndsten Goldfläche bedeckten. Auch bei der Maschine, welche die Perforation der metallenen Beinkleiderknöpfe vollzieht, verweilten wir sehr lange und bewunderten die außerordentliche Wirkung des pfeilschnell wirbelnden Bohrers, der die 4 Löcher zu machen bestimmt ist. Die Prägestöcke, welche den Knöpfen die Inschriften aufdrücken, oder darauf die halberhabenen Verzierungen hervorbringen, leisten in Bezug auf Raschheit und Vollendung der Arbeit wahrhaft Unglaubliches. Für den Laien konnte sich aber in dem ganzen Bereiche der Fabrik kaum ein anziehenderes Schauspiel darbieten, als die Erzeugung der Leinwandknöpfe, welche für Hemden und andere Waschstücke bestimmt sind, und in ihrer unzerstörbaren Dauerhaftigkeit wirklich alle Vorstellungen übertreffen. Die Maschine, welche diese Mirakel vollbringt, tritt beinahe ganz selbstständig auf und der Arbeiter, der ihr zur Seite steht, erscheint dabei als vollständig subordinirtes Wesen. Die Art und Weise wie der Metallreif, der das Gerippe des Knopfes bildet, von dem Mechanismus erfaßt, und dann die Leinwand wie ein Trommelfell im Momente darüber gespannt wird, gränzt beinahe an Zauberei. Wir gestehen, daß die unbegreifliche Thätigkeit dieser, für Nichtkenner ganz geheimnißvollen Mechanik auf uns den Effekt eines Taschenspielers hervorbrachte. — In dem Etablissement des Herrn Elliot werden viel weniger weibliche Arbeiter verwendet, als in der Stahlfederfabrik. Doch bemerkten wir eine große Anzahl von Kindern.

Das Haus Elliot hat zu London eine prachtvolle Niederlage in Noblestreet, Fasterlane. Dieser Industriezweig verspricht in der neuesten Zeit eine ungeheure Entwicklung, wie sich Jedermann überzeugen kann, der die Straßen Londons und der großen Städte von England durchwandelt und die Auslagen der Kurzwaarenhändler mit Aufmerksamkeit betrachtet. Nicht nur daß die Knöpfe an den Herrenröcken einen so gesuchten Modeartikel bilden, wie dies in solchem Maße vielleicht seit den Tagen unserer Urgroßväter niemals der Fall war, sondern die Spekulation hat sich jetzt auch auf die Hervorbringung der mannigfaltigsten Muster von Westen- und Hemdenknöpfe geworfen, welche zu den unerläßlichen Bedingungen einer eleganten Toilette gehören.

Müller's Briefe aus London an seine Gattin.

II.

London, Pinten-Street, 22. Juni 51.

My good little Puselken! Mein einziges Puselken! I have before yesterday gekriegt thy lettre, worin thou, mein Hundeken, to bitter lamentirst, dess ick dir of english schreibe my hearteken! Thou willst nicht immer erst nach den Knigt of house von Lewy rufen, when thou what von mich kriegst! So is es! Thou wonderst dir, woher ich so schnell des English los gekriegt habe? I have a cold in my head. Ich kriegte naemlich den Schnuppen, and musste to house bleiben. Nu have ick mir den janzen jeschlagenen Tag mit meine Wirthin amusing and conversehschen. Begin to see clear? Jeht dich nue en Seifensieder uf? Und et is am Ende doch nöthig, dass man mit Eenem reden kann, wenn man mit Eenem sprechen will. The english expresschen, Aussprache nennt man des, is sehr schwer, und et jiebt hier villes, wat man jar nich rausser kriegt. Et is nu aberst in Berlin ooch manches, wat man nich sagen kann! Det weest de ja! Und aussprechen können muss sich doch der Mensch, sonst kommt er uf Jedanken. Denn die Niedertrechtigkeit fängt allemal da an, wo die Sprache ufhört, und et jiebt ooch Dinge bei uns, wovor du in keene Sprache een Wort finden wirscht!

That is to much! Da kannst du Gift druf nehmen. The english langawäsch is eigentlich die dipplomatische Sprache, et wird andersch jeschrieben and andersch ausjesprochen, und die Hauptsache is dabei: ville runterschlucken. Dadrum hab ick et ooch so schnell gelernt als Preisse.

Des Schwierigste is des Geschlechtswort, des the. Ick will dir sagen, wie thou det maked. Pass uf, myn Jong! Erscht machst de den Mund uf, denn langst du dir die Zunge, and stekst se, so weit die deutsche Zunge reicht, rausser, denn klemmst de de Zähne tosammen un nu, — raus mit'n Haucher! — feste! — Siehst de — da hast de dein „The!“ — propper! — als wenn de mit jeboren wärst. Wenn du dir of diese Art mit de Consonanten familiär jemacht hast, dann kannst du dir schon eher mit de Vocale inlassen. Aus det A machst de'n O, and aus det harte I machst de dir'n weichet Ei — verstehst de, — und so weiter. Aber mach' mich keen X for'n U! Ich bitte dir!

Ach! my Schnuteken! I have the Spleen. Ick wees nich, wat det is, det muss der Nebel sind, mich is schrecklich bange nach dich. Ach! my good Justeken! Is it possible! Ick hätte nie gedacht, dess man sich an seine Frau so gewöhnen könnte. Wenn det Wasser nich wäre, der verfluchtige Kanal, i my maked the pleasure und liess dir rüber kommen. Aber i cannot. Ick habe schon to ville ausgegeben!

Ei weih my Monney! Et wird alle!

Dein

Müller!

Pot-Pourri.

Deutsche Fische werden in Frankreich einheimisch gemacht.

Nicht bloß die französischen Ministerien des Ackerbaues und Handels, sondern auch die Akademie der Wissenschaften zu Paris haben sich jüngst damit beschäftigt, die vortrefflichen deutschen Fische, welche in den Flüssen Frankreichs nicht vorkommen, dorthin zu verpflanzen. In Folge eines officiellen Auftrages wurde der berühmte Zoologe, Professor Valenciennes, Mitglied der Akademie, nach Berlin gesandt, um gewisse Fische, namentlich den Sander und den Wels, auch noch einige andere gute Fische in einer größeren Anzahl Exemplare lebendig nach Paris zu bringen. In Berlin stellte Valenciennes zuerst, unter Unterstützung und Beirath von A. v. Humboldt und Lichtenstein, Versuche an, wie lange sich jene Fischarten, ohne Erneuerung des Wassers, lebendig erhalten, und auf den Grund der dadurch erzielten Erfahrungen wurde der Transport einer Quantität dieser Fische von Berlin nach Paris auf der Eisenbahn bewirkt. In Potsdam bemerkte Professor Valenciennes, daß das Wasser aus den Bottichen zum Theil ausgeronnen war.

Es konnte aber hier kein Aufenthalt gestattet werden, indeß lag die Wahrscheinlichkeit vor, daß bis nach Magdeburg noch so viel Wasser übrig bleiben würde, um das Leben der Fische nicht zu gefährden. Flugs wurden durch den Telegraphen Arbeitsleute und frisches Wasser auf der Station Magdeburg bestellt. Hier gelang die Reparatur der Bottiche, und mit frischem Wasser setzen die Fische ihre Eisenbahn-Tour nach Paris fort. Sie sind, einige auf dem Wege gestorbene abgerechnet, lebendig in Paris angekommen und schwimmen jetzt, zum Studium der Naturforscher und zur Ergötzung des großen Publikums, frisch im Wasser der Seine in einem großen Bassin im Jardin des plantes herum. Valenciennes hat schon der Akademie Bericht erstattet über die Eisenbahn-Reise der deutschen Fische; auf dieser scheinen sie, nach den beobachteten Symptomen, an einer Art von Seekrankheit gelitten zu haben, von welcher sie sich aber meist recht gut erholt haben. Demnächst kommen sie in größere Behälter in den Garten von Versailles. Hier sollen sie durch künstliche Befruchtung vermehrt werden, und dann hofft man mit ihnen die Flüsse Frankreichs bevölkern zu können.

Interessante Notiz für Heirathskandidaten.

Das „Lennepер Kreisblatt" enthält folgendes Kuriosum: Heirathsgesuch. Eine junge Dame von 18 Jahren, aus einer der ältesten und geachtetsten adeligen Familien, reizend wie eine Hebe, häuslich wie eine Penelope, wirthschaftlich wie die Churfürstin Anna, gelehrt und gestritzt wie die Frau von Stael, liebenswürdig wie die Nimon Lenclos, eine Sängerin wie die Frau von Marxa, eine Tänzerin wie die Cerito, eine Pianistin wie die Clara Schumann, eine Violinistin wie die Milanollo, eine dramatische Künstlerin wie die Rachel, eine Harfenistin wie die Bertrand, eine Bildhauerin wie die Marie von Orleans, keusch wie die Lucretia, wohlthätig wie die h. Elisabeth, patriotisch wie die Gräfin Plater und im Besitz eines disponiblen Vermögens von 3 Millionen Thalern, sucht aus Mangel an Bekanntschaft einen Lebensgefährten, wo möglich einen Postsecretär, um ihm die wenig freien Augenblicke seines angestrengten Berufs zu versüßen. Nähere Auskunft auf frankirte Briefe.

Hier werden Zähne ohne Schmerz ausgerissen.

Ehe noch das Chloroform erfunden wurde, um die armen Zahnleidenden in sanften-Schlummer zu wiegen, las man in großen Buchstaben obige Aufschrift auf der Thüre eines New-Yorker Zahnarztes. Ein Patient tritt ein. „Bitte Platz zu nehmen". Der Zahnkünstler nimmt gravitätisch seine Zange zur Hand und setzt an. — Ruck und auf fährt der arme Patient und schreit wie besessen. „Sind Sie ruhig, sind Sie ruhig, ich machte Ihnen absichtlich diesen kleinen Schmerz, um Ihnen Millers Methode zu zeigen. Nicht wahr, die gefällt Ihnen nicht? Setzen Sie sich." Und wieder setzt der Quacksalber die Zange an. „Gott und alle Heiligen!" schreit das unglückliche Opfer. „Sehen Sie, das ist meines Nachbars Methode, Zähne auszureißen. Ist das nicht eine schändliche Methode?" Und wieder setzt er das Instrument an. „Nu weh, au weh!" schreit der Gemarterte. „Sehen Sie, das ist Seemannsmethode, die schlechteste, die ich kenne." (Nun hängt der Zahn nur noch an einem Faden.) „Nun beobachten Sie meine Methode; hier ist der Zahn. Nun werden Sie doch von der Vortrefflichkeit meiner Methode überzeugt seyn. Bitte mich zu rekommandiren."

Englische Zeitungen erzählen nachstehenden Vorfall, welcher die Amerikaner treffend charakterisirt. Da bekanntlich fortwährend Dampfböte auf den Flüssen und Seen der Vereinigten Staaten verunglücken, vorzugsweise in die Luft fliegen, so hat sich die Bundesregierung veranlaßt gesehen, jeden Kapitän, welcher abfährt, ohne daß die Maschine seines Schiffes durch einen angestellten Ingenieur untersucht worden ist, in eine bedeutende Geldstrafe zu nehmen. Vor einiger Zeit nun heizten gleichzeitig zwei Dampfschiffe auf dem Hudson und die zahlreichen Passagiere freuten sich bereits auf die Wettfahrt; da aber die Visitation des einen vor dem andern beendigt seyn mußte, so mußte das letztere dem ersteren natürlich einen Vorsprung von mindestens einer Viertelstunde lassen. Das schlug die Freude der Passagiere sehr nieder. Die von dem zuletzt zu untersuchenden Schiffe entschlossen sich demnach rasch und brachten auf der Stelle den Betrag der Strafsumme auf. Da die Hälfte derselben dem Angeber zufällt, so ging der Kapitän so weit, selbst von seiner Gesetzesübertretung Anzeige zu machen, spannte dann seine Maschine bis zum Aeußersten an und fort brauseten die beiden Boote im vollsten Wettlauf. Zum Glück flog diesmal keines der Fahrzeuge in die Luft!

In neuester Zeit hat eine Familienscene die Popularität der Königin Viktoria noch mehr gesteigert. Bei einem Besuch der Ausstellung — so wird erzählt — fand sich der Prinz von Wales veranlaßt, einzelne Gegenstände aufzuheben, an Kurbeln und Rädern zu drehen und andere Experimente zu machen. Auf dem Festtanbe würde das ungefähr so beschrieben worden seyn: Se. königl. Hoheit bethätigten das lebendige Interesse, welches Hochdieselben, des jugendlichen Alters ungeachtet, an den mechanischen Wissenschaften nehmen, durch eine sehr genaue Inspektion der ausgestellten Uhren und kleinen Maschinen, und geruhten Allerhöchstselbst verschiedene Versuche anzustellen, die ein tiefes Verständniß verriethen. Man kann also mit dem vollsten Vertrauen u. s. w. — Hier nahm die Sache einen ganz anderen Verlauf: Se. kgl. Hoheit wurden von der höchsten Autorität des Landes an das Gebot erinnert: Du sollst nichts anfassen, und als die Warnung nicht fruchtete, erfolgte „a royal box on the ear" (ein königlicher Schlag hinter's Ohr). Sämmtliche Familienväter der vereinigten Königreiche sind wegen dieser Geschichte überglücklich.

Dem Andenken unsers theuren Freundes

Herrn Max Ketterle,

Cand. jur. an der Universität München. Gestorben zu Dillingen den 11. Juli 1851.

Der Lenze wenig hatten um die Wangen
Dir noch gestreut, wir hatten Deine Hand
Kaum erst gedrückt zum innigen Verband
Und uns zu lieben kaum erst angefangen —

Da kam der Tod, der bleiche, schon gegangen —
Ein Hauch — und ach! Dein junges Leben schwand
Dahin — es sinkt der Kräfte Widerstand —
Dein Blick, er brach — zum Schlaf, zum letzten, langen.

Nun ruhest Du; es ruhet all Dein Sehnen,
Still ist das Herz, das redlich hat geschlagen.
Die Treuen, die Dein kurzes Seyn Dir gab,

Sie rufen: „Freund! Du warest werth der Thränen,
„Wir wissen, was in Dir wir tief beklagen.
„Ruh' Schwabenbruder, sanft im frühen Grab!"

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nr. 62.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 1. August.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Das Eisen.

Michel Chevalier, der bekannte französische Nationalökonom, setzt seine Ausstellungsartikel aus London im „Journal des Débats" fort; wir lesen einen mit der Ueberschrift „das Eisen." Der von ihm an die Spitze gestellte Satz, daß die Eisenproduktion der Maßstab für den Civilisationsgrad eines Volkes sey, ist zwar darin nicht streng durchgeführt, auch einzelne freihändlerische Ergüsse darin sind es nicht, um derentwillen wir den Artikel in Folgendem wieder geben, als vielmehr eine Menge lehrreicher statistischer Notizen über Erzeugung und Verbrauch des Eisens hauptsächlich in England.

„Das Eisen ist ein dem Menschen so nützliches Metall, daß man bis zu einem gewissen Punkte für den Civilisationsgrad eines Volkes seinen Eisenverbrauch als Maßstab anlegen kann. Der Eisenverbrauch der neuern Civilisation ist ungeheuer. Er steht außer allem Verhältniß zur Eisenerzeugungsfähigkeit nicht nur des alten Griechenlandes, sondern selbst des römischen Reiches. Seit jener Zeit hat sich denn auch das Verfahren bei der Fabrikation vollständig geändert. Der neue Prozeß, zwar schon 600 — 700 Jahre alt, besteht darin, die Erzklufe in thurmhohen Oefen zu schmelzen, die mit Recht den Namen Hochöfen führen. Man hat dadurch ein Mittelerzeugniß, das Gußeisen, das sich nicht schmieden, noch schweißen läßt, aber einen tausendfachen Gebrauch erlaubt, dem das Schmiedeisen widerstände. Macht dieses Gußeisen einen weitern Frischungsprozeß durch, wird es zum Schmiedeisen, und dieses verwandelt sich durch Cementationen in Stahl. — Seitdem man das brennbare Mineral (Steinkohle) zur Behandlung des eisenhaltigen Minerals in Hochöfen anwendet, hat die Industrie riesige Verhältnisse angenommen. Besonders sieht man das in England und Schottland. Ein schottischer Hochofen liefert jede Woche 200,000 Kilogr. (4000 Centner) Gußeisen, woraus man 140,000 Kilogr. (2800 Centner) Schmiedeisen in Barren erhält. Zwanzig Menschen, in zwei Rotten getheilt, reichen zum ganzen Dienste am Hochofen aus. Nach dem alten Verfahren erzeugte einer der angewandten kleinen Oefen in vier- bis fünfstündiger Thätigkeit 12 bis 15, höchstens 20 Kilogramme Eisen und erforderte 4—5 Personen zur Bedienung, da selbst das Blasewerk der Triebkraft des menschlichen Armes oblag. Ist man wie in Schottland und Wales, so in Frankreich glücklich genug, Mineral und Kohle an Einem Punkte zu finden, so kann die Produktion des Metalls noch ungeheuer werden und der Preis fällt; und dann hat die Industrie eine mächtige Waffe, deren sie sich mit Vortheil zur Beschleunigung und Vervollkommnung des Reichthums bedient. Eine Waffe sage ich? eine Rüstkammer sollte ich's nennen; denn das Eisen dient der Industrie zu tausend Zwecken, tausenderlei Werkzeuge fertigt man daraus, um tausenderlei Arbeiten zu verviel- und zu vereinfachen. — Nirgends treten diese Wirkungen so vor's Auge, wie in England, Guß-, Schmiedeisen und Stahl sieht man hier überall; es ist für den Ackerbau, wie für die Manufaktur, für den Hausbrauch wie für die Werkstatt, zu Wasser, wie zu Land eine nie erschöpfliche Hülfsquelle. Man sehe die Werkzeuge vom Hebel bis zum Hobel, vom Spaten bis zur Feile, musterl alle Haushaltungswerkzeuge, zerlegt eine Maschine und wiegt ein Stück um's andere, was das für ein Stoff ist und wie solid; was das eine Wirkung haben muß in der Hand eines geschickten Arbeiters; hier hat man das Material nicht gespart; nicht wie bei den Geräthen Indiens, oder Chinas oder wie bei denen der Muskelmänner ist es, wo man das Eisen spart, weil es in diesen Ländern zu theuer ist, denen man nur eine unzureichende Einrichtung gegeben hat, weil eine vollkommene zu viel Metall gekostet hätte. Ein ähnlicher Unterschied, nur weniger deutlich ausgeprägt, spricht sich bei den Werkzeugen und Geräthschaften der abendländischen Völker aus, indem auf dem Festlande das Eisen bis jetzt viel theurer war, als in England. Man ist beim Anblicke der englischen Ackerbauwerkzeuge, die in der Ausstellung ausgelegt sind, betroffen über die Ueberlegenheit mehrerer über die unsrigen. — Eine Menge Artikel, anderswo von Holz oder Stein, und für's Erste zerbrechlich und zweitens schwerfällig, sind hier von Eisen. Zum Bau von Häusern und Magazinen kommt das Eisen von Tag zu Tag mehr in Gebrauch zur großen Zufriedenheit des Publikums, welches neben andern Vortheilen auch in der Wohlfeilheit seine Rechnung findet; denn auf diese muß es doch immer hinauslaufen. Wir sprechen dabei natürlich von einer regelmäßigen und bleibenden Wohlfeilheit, die aus dem Abnehmen der Erzeugungskosten und nicht aus dem Sinken bei einer politischen oder kommerziellen Krise entspringt. Hier in England ist eine große Masse Einsäumungen von Guß- oder Schmiedeisen. Jene kleinen Roste und Dohlen, die man auf französischen Straßen bei Kreuzung mit andern zur unterirdischen Fortsetzung der Gräben maurert, sind hier beinahe alle durch eiserne Röhren ersetzt. Gußeiserne Säulen erblicke ich, wohin ich nur mein Auge wende. In Liverpool und in London sind sie in den Docks, 3 Fuß im Fundamentallurchmesser; es gibt kein Gewicht, das sie zu biegen vermöchte. Gußeisernes Hausgeräthe wird immer häufiger; bisweilen begegnet man Häuschen von Eisenblech, z. B. dem ganzen Schienenweg der London-Dover Eisenbahn entlang bei den Magazinen; will man feuerfeste Gebäude, so zimmert man Decke und Thüre aus Eisen. Viele Schiffe, für die längsten Wasserwege bestimmt, sind von Eisen; M. Porter schätzt deren seit 1830 gegen 200; wie viel Eisen auf der Bahn, der es seinen Namen gegeben hat; eiserne Schienen, eiserne Maschinen, eiserne Tender, eiserne Geländer, eiserne Werkzeuge aller Art. Die Brücken oder Viadukte, so häufig bei Eisenbahnen, wo es gilt die Horizontalebene möglichst einzuhalten, waren einst von Stein; aber das Mauerwerk ist theuer, und der Stein versteht sich nicht auf jede Bogenweite. Auf den französischen Eisenbahnen z. B. mag man den steinernen Bogen nicht über 17—20 Meter (60 Fuß) Weite geben. Man hat daher in einigen Ländern, wie in Frankreich und den Vereinigten Staaten zum Holz seine Zuflucht genommen; hier wie dort sind die Eisenbahnviadukte häufig aus Holz, auf gemauerte Pfeiler gelagert. Die Engländer haben sich nach einigen Versuchen den eisernen Brücken zugewandt und machen keine anderen mehr. In ihrem Suchen nach der besten Manier diese solide Materie als Trägerin der in die Luft gebauten Schienenwege zu verwenden, kamen sie zu der Erfindung, die den Namen Robert Stephenson, den würdigen Sohn seines Vaters, bei der Nachwelt verewigen wird. Ich meyne die Röhrenbrücke, von der eine großartige Probe 100 Fuß über dem Menaikanal weg gelegt ist Behufs der Fortsetzung der Eisenbahn von Chester nach Holyhead. Mit diesem Brückensystem macht man sich keine Unruhe mehr wegen der Breite der Klüfte; mit der Röhrenbrücke ist es ein Spielwerk die größte Breite zu überspringen, ohne sie durch Mauervorsprünge ein-

zuengen oder durch einen Pfeiler zu durchschneiden. Die beiden großen Zwischenräume an der Menaybrücke haben 185 Meter (über 400 Fuß) Oeffnung. Mit diesem System könnte man also in Paris von einem Steinufer aus andere eine Brücke schlagen, ohne Pfeiler noch Ketten als Tragmittel. Die Röhre mißt von der einen Mündung zur andern 460 Meter (über 1500 Fuß) Länge. Ein hübsches Modell davon sieht man in der Ausstellung, die den Neugierigen auch die hydraulische Presse vorlegt, welche die Röhre in die Höhe gehoben hat, in der sie jetzt schwebt. Es ist ein riesiges Stück, ein Werkzeug scheint sie zur Handthierung in Titanenarmen. — Weil in England das Eisen so wohlfeil ist, begnügt man sich nicht, daraus allexlei Werkzeug zu fertigen, man führt damit beträchtliche Bauten aus. Schon lange baut man eiserne Brücken; nachdem einmal ein Amerikaner die eisernen Kettenbrücken erfunden hatte (noch findet man bei Washington über den Potomak die erste, welche überhaupt in einer der beiden Hauptarten aufgehängt wurde), bemächtigten sich die Engländer schleunigst der Erfindung. Unter allen ihren Hängebrücken ist die berühmteste diejenige, welche Telford über dieselbe Menaystraße geschlagen hatte; jetzt ist sie von Stephensons Werk — so verlöscht Menschennahm — verdunkelt. Aus England kam die Entdeckung nach Frankreich. Dieses hat von ihr einen starken Gebrauch gemacht; von allen existirenden Hängebrücken ist die kühnste die von Cubzac, an der man noch von einem andern Gesichtspunkt den Nutzen des Eisens als Baumaterial einsieht. Die Pfeiler, welche die Ketten an der Brücke in Cubzac tragen, sind aus Gußeisen. Als Mauerwerk wären sie 10 oder 20mal schwerer geworden und hätten sich in das schlammige Flußbett eingesenkt, und mit sich die Brücke. Die Engländer haben der Kettenbrücke eine weite Verbreitung gegeben. Die Ausstellung zeigt das sorgfältig gearbeitete Modell einer Kettenbrücke, welche gegenwärtig ein englischer Ingenieur, Mr. Vignoles, in Kiew (Rußland) über den Dnieper baut. Er hat 800 Meter Länge zu überbrücken, sie hat dabei vier Weiten von 134 Meter und noch einige kleinere. Doch Kettenbrücken sind schon etwas altes, neuer ist der Bau eiserner Leuchtthürme. Ich kenne zwei solche, ohne zu sagen, daß es die einzigen seyen; den einen in Irland zu Fostnett; er ist 80 Fuß hoch bis an den Kranz, am Fuße hat er 24 Fuß Durchmesser. Die gußeisernen Ringe, aus denen der Thurm aufgebaut ist, messen nicht ganz 4 Centimeter Dicke; ein zweiter, höherer, ist auf den Bermudah Inseln, auf der sogenannten Höhe von Gibbs Hill; die Höhe dieses Leuchtthurms beträgt 110 Fuß. Das Gußeisen ist aber bei diesem noch dünner, als bei dem vorigen. Ehe man von einem Californien, wo eiserne Häuser ein bedeutender Einfuhrartikel sind, etwas wußte, bauten die Engländer schon eiserne Häuser. Vor Kurzem erst hat man eines nach Port Natal geschafft, 74 Fuß in der Fronte, 60 in der Tiefe messend. — Die Leichtigkeit der Anwendung von Guß- und Schmiedeisen hat im täglichen Leben des Engländers neue Gebrauchmachungen hervorgerufen, für Reinlichkeit und Gesundheit, wie für den Beutel gleich vortheilhaft. Die Wohlfeilheit der eisernen Röhren war ein Grund, Wasser- und Gasleitungen zu vermehren. Auf die Vertheilung des Wassers versteht man sich in England sehr gut; Städte zweiter Größe versichern sich die Bequemlichkeit; das Wasser wird bis in die Höhe des Hauses geführt und strömt von da in jedes Zimmer. Die Gasbeleuchtungskompagnien verlängern ihre Röhren; manche treibt ihre Adern bis auf 6, 7, 8 und 10 Kilometer (bis über 30,000 Fuß) in die Länge, wie die letztere Ausdehnung bei der von Vauxhall sich findet. Dadurch steigt der Verbrauch und fällt immer mehr der Preis. Gegenwärtig ist in den volkreichen Quartieren Londons, wie der City, der Gaspreis 5 Fr. (2 fl. 20 kr.) für 1000 Kubikfuß Gas; in den andern beträgt er viermal, in Paris ungefähr zehnmal so viel. Wie zur Beleuchtung, so beginnt man das Gas in England zu Küchenzwecken zu verwenden. Man versichert, das Kochen gehe viel bequemer, reinlicher, und daß man dabei eine Ersparniß wahrnehme. Ich habe die Nützlichkeit des wohlfeilen Eisens für den Ackerbau schon berührt; noch verschiedenartigen andern Gebrauch, den der englische Bauer vom Eisen macht, könnte ich namhaft machen. Kürzlich machte ich einen Besuch in einer der bedeutendsten Meiereien in Shropshire und sah alda eine Art Fuhrwerk, bestehend in gußeisernen Röhren, die dazu dienen, Gülleneh auf 4 — 500 Meter (1600 Fuß) mittelst eines Druck- und Saugwerks zu leiten. Die Dampfmaschine, die der Landbau sich zum festen Eigenthum gemacht hat, und wovon man mehrere Proben in der Ausstellung sieht, ist auch der Neigung für eiserne Geräthe und Werkzeuge entstanden, die eben die Wohlfeilheit des Stoffes dem Engländer eingegeben hat. Eine solche Maschine von dreibis vierfacher Pferdekraft kostet ihn 2- — 3000 Fr. — Die Ausstellung des englischen Stahls, Schmied- und Gußeisens, im rohen Zustand sowol als verarbeitet, ist glanzvoll. Nicht blos schön, sondern auch außerordentlich reich und mannigfaltig ist sie. Sie bezeugt riesige Produktionskraft und ungeheuren Verbrauch. Von der Erzfluxe und rohen Kohle bis zum massiven runden und viereckigen Barren, bis zu der größten Hohlsäge, bis zur härtesten, schärfsten und feinsten Feile. Man sieht Platten von der mächtigsten Dicke, wie von der äußersten Dünne, mikroskopische Eisendrähte und alle nur erdenkliche Auswahl in Spiel- und Kleinwaaren. Die Feilen namentlich ziehen das Auge des Kenners auf sich. Der Stahl, obwol aus schwedischem Eisen, ist einer der Triumphe englischer Industrie, sie erzeugt ihn im Ueberfluß und trefflicher Qualität, setzt ihn an die ganze Welt ab, und würde noch mehr absetzen, wenn nicht mehrere festländische Regierungen im Interesse der heimischen Industrie den englischen Gußstahl mit exorbitanten Zöllen belegten." . . . (Kommt eine freihändlerische Erzgiesung.) . . . „In dem Quartier, wo die Erzeugnisse von Sheffield und Birmingham vereinigt sind, ist die englische Ausstellung wahrhaft blendend. Der Engländer formt und modelt den Stahl mit außerordentlicher Herrschaft; besonders eine wundervolle Politur weiß er ihm zu geben. Ihre Kamine aus verarbeitetem und polirtem Stahl, auf weißem Marmor oder schwarzer Gußplatte ruhend, erregen die Bewunderung der Fremden im Glaspalaste. Ihre Messer und Quincailleriewaaren genießen einen Ruf, der mit der Anziehungskraft verbotener Frucht wächst, indem nämlich die meisten dieser Artikel bei den andern Völkern verboten sind. Die Strafe, die ich unseren Prohibitionisten außerlegt wissen möchte, wäre, ihnen persönlich den Gebrauch englischer Rasirmesser zu verbieten; es verstünde sich dabei von selbst, daß sie bei der Rückkehr aus England ihren Töchtern und Frauen keine englischen Nadeln und Scheeren, sondern original-französische zum Angebinde mitbringen dürften. . . . Das Ausstellungsgebäude selbst, welch ein Beispiel ist es nicht von der Rolle, die in England das Eisen spielt. — Und die Ausdehnung der Eisenproduktion in England? Porter hat in seiner trefflichen Behandlung eine getreue Zusammenfassung dessen gegeben, was man über diese Produktion in ihren verschiedenen Perioden weiß. Im Jahre 1740 betrug sie 17,390 Tonnen Gußeisen (die Tonne zu 20 Centner). Diese geringe Quantität veranschaulicht uns, was die Eisenindustrie in der alten Zeit war, und was sie bei der Unvollkommenheit des Erzeugungsverfahrens überhaupt seyn konnte. 1750 kam man schon auf 22,000, 1788 auf 68,000 Tonnen. Die Eisenfabrikation durch Steinkohle war endlich bekannt und Gemeingut geworden. Man kam 1806 auf 250,000 Tonnen, 1820 auf 400,000 Tonnen, 1840 auf 1,400,000 Tonnen und 1849 auf 2,200,000 Tonnen; wir verstehen dabei immer das Gußeisen. Schottland zeichnet sich vor dem übrigen vereinten Königreich durch die ganz besondere Schnelligkeit seiner Fortschritte in dieser Fabrikation aus. Nach einer Bekanntmachung von Héron von Villefosse überschritt 1806 und 1807 die Produktion von ganz Europa, England inbegriffen, in Schmied- und Gußeisen 772,000 Tonnen nicht, was 1,100,000 Tonnen bloßem Gußeisen gleichkommt. Noch 1806 kostete die Fabrikation von Schmiedeisen ungefähr 16 Liv. Sterl. (192 fl.) die Tonne; heute stehen die Pro-

duktionskosten auf 5½ Pf. St. (66 fl.). Das Gußeisen hat ein noch stärkeres Sinken erlitten; sogar noch im Jahre 1835 kostete es in Glasgow 103 Fr., gegenwärtig 50—60 Fr. (23—28 fl.) die Tonne von 1000 Kilogr. In den andern Staaten hat sich die Eisenproduktion nicht bedeutend erweitert. In Frankreich hat sie sich von 1806 — 1847 nur vervierfacht. Frankreich hatte es 1847 auf 520,000 Tonnen Gußeisen gebracht, führte aber vor 1848 noch um 100,000 Tonnen mehr ein, während England noch ausführt und zwar viel mehr. Die französische Eisenproduktion hätte sich weiter vergrößert und die Preisverminderung wäre bemerkenswerther gewesen, hätte man diesen Artikel nicht der Thätigkeit ausländischer Konkurrenz entzogen. So hat man in Frankreich die Fabrikation im alten Geleise erhalten. Bildeten sich neue Unternehmungen, so wählte man nicht immer den besten Ort; man war ja geschützt und im Schatten des Zolltarifs, und glaubte sich eines ewigen Absatzes versichert. Man fährt fort, viel Eisen mit Holzkohle zu fabriziren, was die Produktion vertheuert. Es gibt manche Gegend in Frankreich, wo die Eisenindustrie sich wie in Schottland entwickelt hätte, wenn der Sporn fremder Konkurrenz die Fabrikanten genöthigt hätte, sorgfältig die hinsichtlich der Erzstufe und der Kohle von der Natur am meisten begünstigten Punkte aufzusuchen.... Die französischen Zollsätze auf fremdes Eisen kommen einem Verbote gleich. Doch diese Mißbräuche gehen ihrem Ende entgegen; die Grundsätze: Gerechtigkeit und Freiheit, haben Schritt für Schritt sich Bahn gebrochen. Der Irrthum, der in Europa das Ausschließungssystem so lange hat dauern lassen, ist jetzt erkannt, die Privilegien, welche der Tarif ohne ernstlichen Willen des Gesetzgebers verbarg, sind ausgewittert. Die Handelsfreiheit, eine der ersten Verkörperungen der bürgerlichen Freiheit, ist der Wahlspruch auf dieser Seite des Kanals; nicht mehr lange wird sie's auch in Frankreich seyn. Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo man sagen konnte: Wahrheit an dieser Küste ist Irrthum an der andern. Der Begriff von Wahrheit, wie der von Freiheit und Gerechtigkeit ist künftighin ein und derselbe durch ganz Europa."

Dyce Sombre.

Am 1. Juli starb in London der obengenannte excentrische und bei großem Reichthum sehr unglückliche Mann, der sowol wegen seiner romanhaften Familienverhältnisse, als durch den langjährigen Prozeß über seine Geisteskrankheit, die er hartnäckig in Abrede stellte, viel von sich reden gemacht hat. Er war der Adoptivsohn der in Indien und Europa vormals vielgenannten Begam (d. h. Fürstin) Somru, deren Geschichte wir hier (aus Leopold v. Orlichs „Reise in Ostindien", Bd. 2., S. 220 ff.) kurz wiederholen wollen.

„Zur Zeit als die Mahratten das Reich des Großmoguls bedrohten, wußte sich ein Schlesier (dem „Globe" zufolge ein Westphale), Namens Sommer, den die romanhaftesten Schicksale nach Indien geführt hatten, zur Würde eines der ersten Anführer emporzuschwingen, und wurde von Najaff Khan, des Königs von Delhi, Cossim Aly Khan, vorzüglichstem Rathgeber, als tributpflichtiger Statthalter in der Provinz Sirhind (in der Mitte des Duab, 80 Meilen nordöstlich von Delhi) eingesetzt. Sommer hatte seine eigenen Truppen und 20 Geschütze, denen einige Europäer vorstanden, unter andern der Italiener Levasso und ein Deutscher, Legois, aus Lüttich. Wenn nicht kriegerische Thätigkeit diesen glücklichen Abenteurer beschäftigte, suchte er Zerstreuung und Erheiterung in den Vergnügungen des Volks, in Tanz und Musik.

Bald nach dem Tode seiner ersten Frau ließen eines Tages Bajaderen um die Gunst bitten vor ihm tanzen zu dürfen, unter ihnen befand sich ein dreizehnjähriges Mädchen von seltener Schönheit und Anmuth, welche einen so tiefen Eindruck auf Sommer machte, daß er ihr den Antrag machen ließ bei ihm zu bleiben. Diese Bajadere, die nachherige Begam Somru, erklärte sich bereit ihm anzugehören, wenn er sie zur Gattin wähle, und versprach ihm zu Liebe, sich in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen; denn das wandernde Nodge-Mädchen war listig und klug genug, um bald zu ermessen, daß das Herz des Verliebten für sie auf das heftigste entbrannte, so daß Sommer ihr seine Hand gab, als sie Miene machte weiter zu ziehen.

Die Begam befand sich in der ersten Lebensblüthe, und wußte ihren Gatten so zu fesseln und für sich einzunehmen, daß er oft in einsamen Stunden von dem Gedanken gepeinigt wurde: er könne sie überleben; aber der herrschsüchtigen Begam wurde der überaus zärtliche Gatte bald überdrüssig, obgleich sie ihn in dem Glauben zu bestärken suchte, daß auch ihr Herz von gleichen Empfindungen beseelt wäre. In einem dieser glücklichen Augenblicke kam die Begam auf den Gedanken zwei Ringe machen zu lassen, deren jeder mit Gift gefüllt wurde, und gab einen derselben ihrem Gatten, mit dem gegenseitigen Versprechen daß, wenn sie je von einander getrennt seyn sollten, und der Eine von des Andern Tod hörte, der Ueberlebende mit diesem Gifte seinem Leben ein Ende machen müßte.

Sommer verfiel bald darauf in eine Krankheit, welche ihn an das Lager fesselte. In diesem entkräfteten Zustande traf ihn die Nachricht von einem Aufstand in der Herrschaft, und da Gefahr im Verzuge war, setzte sich die Begam auf einen Elephanten an die Spitze der Truppen, indem sie beim Abschied ihren Gatten an ihr gegenseitiges Versprechen erinnerte. Wenige Tage nach ihrem Abmarsch kam es zu einem Gefechte, während dessen die Begam einen Vertrauten mit der Nachricht nach Sirhind absandte: daß sie in demselben getödtet worden sey. Kaum hatte Sommer die traurige Kunde vernommen, so öffnet er seinen Ring, nimmt das Gift und stirbt (1770). Nach andern Nachrichten soll Sommer natürlichen Todes gestorben seyn. Der Aufstand war bald unterdrückt, die Truppen huldigten der Begam, welche von Najaff Khan das Pergannah unter der Bedingung erhielt, drei Bataillone zur Sicherheit der Herrschaft kriegsgerüstet zu stellen.

Kurze Zeit nach Sommers Tod vermählte sich die Begam mit Levasso, dem General ihrer Truppen. Als auch diese Ehe kinderlos blieb, wurde die merkwürdige Frau von einer an höchste Wildheit gränzenden Eifersucht geplagt, welche so weit ging, daß sie ein schönes Mädchen ihrer Umgebung, für die Levasso bei einer Gelegenheit Interesse zeigte, unter ihrem Gemache einmauern ließ und sich an deren Gewimmer, Angstgeschrei und Todesschmerz ergötzte. Levasso besaß weder die Klugheit noch das Geschick und die Menschenkenntniß seines Vorgängers; eitel und rachsüchtig, wollte er seine Stellung benutzen, um den in dem Dienste der Mahratten stehenden General George Thomas zu vernichten, welcher ihm bei mehreren frühern Gelegenheiten seine Ueberlegenheit hatte fühlen lassen.

George Thomas genoß einen großen Ruf als Feldherr, seine Unternehmungen hatte stets das Glück begünstigt und seinen Kriegern reiche Beute gebracht. Als Levasso unerwartet gegen ihn anrückte, gelang es ihm in kurzer Zeit eine an Zahl zwar sehr untergeordnete, an Kriegstüchtigkeit aber überlegene Macht zusammenzubringen. Levois rieth Levasso sich mit Thomas zu versöhnen; aber Levasso, schon längst eifersüchtig auf die Zuneigung und Liebe der Offiziere für Levois, sah hierin einen Verrath, und entsetzte den braven Levois seiner Stelle. Die Truppen, hierüber erbittert, riefen Zaffer Yab Khan aus Delhi, einen Sohn des Sommer von seiner ersten Frau, auf den Masnad (Thron) von Sirhind.

Ohne Aussicht auf Hülfe, verlassen von ihren Anhängern und Truppen, erkannte die Begam leider zu spät wie unklug ihr Gatte gehandelt als er feindlich gegen Thomas auftrat, und sie beschloß sich von einem Manne zu befreien, der sie nicht zu schützen verstand und ihrer überdrüssig geworden war. Sie erklärte ihm, daß sie ihre Sache für verloren halte, daß sie aber von ihm erwarte: er werde lieber mit Ehren sterben, als schmachvoll seinen Feinden in

die Hände fallen. Von ihren vertrauten Dienern und Dienerinnen begleitet, begaben sie sich flüchtend aus Sitzhind, die Begam befand sich in einem Palankin, ihr Gatte folgte dicht dahinter, zu Pferde; aber wenige Meilen von Sitzhind wurden sie von Zaffer Jabs Truppen eingeholt, gefangen genommen und nach Sitzhind zurückgebracht.

Auf dem Wege dahin ließ sich die Begam einen Dolch geben, entblößte sich die Brust und ritzte sich dieselbe so, daß Blut floß, indem sie dabei in einen ohnmächtigen Zustand verfiel. Bei dem Wechsel der Pferde Hauptmann Lewis, der Dolmetscher Lewasse ängstlich, was der Lärm bedeute, und auf die Antwort, daß sich die Begam getödtet habe, zog er ein Pistol aus seinem Gürtel und erschoß sich. Die Begam verblieb als Gefangene in Sirhind, indeß gelang es ihr den General Thomas zu überreden, sich ihrer Sache anzunehmen, so daß dieser auch in der That gegen Sirhind vorrückte, ihre Wiedereinsetzung bewerkstelligt und Zaffer Jab als Gefangenen nach Delhi abführte.

Seit dieser Zeit regierte die Begam mit unumschränkter Gewalt und mit seltener Klugheit und Umsicht bis zu ihrem 74sten Lebensjahre zu Sirhind, woselbst sie ein großes Schloß bewohnte, welches theils europäisch, theils indisch eingerichtet war. Sie war der persischen Sprache und des Hindostani vollkommen mächtig, und berieth täglich zu bestimmten Stunden die Regierungsgeschäfte mit ihren Offizieren, indem sie dabei hinter einem Vorhang saß. Auch bei öffentlichen Derbars zeigte sie sich nur verschleiert. Dagegen liebte sie mit Europäern den Tafelfreuden nachzugehen, wobei nur weibliche Dienerschaft aufwartete, und sie alsdann in der kostbarsten indischen Tracht, reich mit Juwelen geschmückt, unverschleiert erschien. Sie war von kleiner Statur, etwas wohlbeleibt, leicht und behende in ihren Bewegungen, im Ausdruck ihrer Züge sag Strenge und Härte, aber noch im spätesten Alter blickte aus den schwarzen großen Augen ein jugendliches Feuer. In den letzten Lebensjahren wurde sie von Gewissensbissen geplagt, suchte Trost bei ihrem Beichtvater, und gelobte der katholischen Kirche einen Theil ihres Vermögens zu vermachen. Um das Gefühl der Einsamkeit und des Alleinstehens, über welches sie sich oft beklagte, zu mildern, adoptirte sie zwei Kinder eines Goravallas (Pferdehüters); der Knabe ging als reicher Erbe — unter dem Namen Dey Sommer — nach England, und heirathete die Tochter eines vornehmen Lords, das Mädchen vermählte sich mit einem in ihren Diensten stehenden Major Regalini, dessen in dieser Ehe geborner Sohn von dem kinderlosen Oheim Dey Sommer nach England eingeladen ward, und jetzt mit und die Reise dahin antrat."

So weit Orlich. Man titulirte den Verstorbenen Oberst Dyce Sombre, es scheint aber nicht, daß er je Militärdienst gethan. Der „Globe" sagt über ihn: „Der junge Dyce — dessen Zuname Sombre der spanische Umlaut des deutschen Namens Sommer ist, wie Somru der indische — wurde von einem Geistlichen der anglikanischen Kirche erzogen, wiewohl die Begam selbst eine schwärmerische Anhängerin des Papstes geworden. Ausnehmend selbstsüchtig, stiftete sie eine prächtige Moschee, um sich das mohammedanische Paradies zu sichern, wenn es ein solches Ding geben sollte, während sie zugleich, um in zwei Sätteln gerecht zu werden, auf den Rath eines portugiesischen Paters eine große römische katholische Kathedrale baute, ein Wäthum und ein Kloster stiftete. Ihr Adoptivsohn Dyce wäre wahrscheinlich ein würdiger Nachfolger seiner Wohlthäterin geworden, und hätte eine gleich repertable Rolle in der indischen Gesellschaft gespielt; aber er verfiel darauf, aber ließ sich bestimmen, England zu seiner Heimath zu machen, und diese verhängnißvolle Uebersiedelung aus dem träumerisch wollüstigen Klima seines Geburtslandes in unsern kalt verständigen Norden, dessen Sitten und Lebensweise ihm fremd blieben, hatte für ihn sehr traurige Folgen. Auf seiner Reise besuchte er Rom, und bestellte da das berühmte Kenotaph — eine Marmorgruppe von Engeln, Sipahis, Elephanten und Kanonen, mit der ihr Hukah rauchenden Figur der Begam darüber — mit dessen Ausführung der Bildhauer Tadolini beauftragt, und welches, nachdem es lange in Rom als ein großes Wunder angestaunt worden, endlich nach dem Ganges eingeschifft wurde. Nicht zufrieden damit, der achtzigjährigen Semiramis oder Messalina Ober-Indiens dieses Mausoleum errichtet zu haben, machte er auch noch mit einer großen Summe die Stiftung eines ewigen Seelenamtes in der Kirche des heil. Borromäus, und ließ darin einen ungeheuren Katafalk errichten, an dessen Stufen Dr. Wiseman, unser jetziger Kardinal und Erzbischof von Westminster, die Tugenden der orientalischen „Mutter Drowning" in einem Panegyricus feierte, der mit allen Blumen morgenländischer Beredsamkeit reichlich ausgestattet war. Die Predigt wurde gedruckt, und der Katafalk figurirte einige Jahre später in der St. Andreaskirche zu Rom, indem man die Insignien der Begam mit denen Daniel O'Connells übermalte."

Dyce Sombre ward in England, auf Andringen der Familie seiner Frau, für geisteskrank erklärt und unter Kuratel gestellt, protestirte aber dagegen wiederholt, und der Prozeß, der den Advokaten reichliche Diäten und den Gerichten fette Sporteln eintrug, schwebte, soviel wir wissen, noch zur Zeit seines Todes. Seine Sachwalter wollten bloß eine gewisse Exzentricität einräumen, aber keine eigentliche Geisteskrankheit, die ihn unfähig gemacht hätte, sein Vermögen selbst zu verwalten. Wie es scheint, zeigten sich die ersten Spuren dessen, was seine Gegner Narrheit nannten, in dem heftigen Unwillen, womit er, der an orientalische Einschränkung der Frauen gewohnte, das freie Gehaben seiner Frau Gemahlin in der Londoner Gesellschaft wahrnahm. Ein Thema freilich, worüber schon mancher in Europa geborene und erzogene Ehemann, wenn nicht närrisch geworden ist, doch närrisch hätte werden mögen! — Da Dyce Sombre kinderlos gestorben ist, so dürfte über seine, trotz der Advokaten und Gerichtshöfe, noch immer enorme Verlassenschaft ein neuer Prozeß ausbrechen. Ueber seinen in Indien lebenden Neffen, den Sohn des Majors Regalini, sagt Herr v. Orlich in einer Note zu obigem Bericht: „Dieser junge Mensch, ein harmloser, aufgeweckter und hübscher Knabe von 16 Jahren (im Jahr 1843), traf vor dem Hause seines Oheims in London in dem Augenblicke ein, als dieser für wahnsinnig erklärt und ins Irrenhaus gebracht worden war. Die Angehörigen schickten den Verlassenen sofort nach Liverpool, wo eben ein Schiff nach Calcutta abging, welches den trostlosen Knaben nach Indien zurückführte."

Pot-Pourri.

An einem der ersten Theater zu Boston in Amerika fertigt der erste Held und Liebhaber Siegellack und hält damit, ehe er seine Rolle herunterrasselt, in einer Eckbude feil. Der Intriguant, ein gewisser Hartwig, der vor etwa zwanzig Jahren in Leipzig und Halle studirt haben soll, gibt sich, wenn er dem Theaterdolche unterlegen, mit Silhouettiren ab und schneidet von der ersten Coulisse aus diejenigen Visagen, die ihm zunächst sitzen; am Ausgang des Theaters lauert dann der von den Todten Auferstandene und bietet seine Waare den Betreffenden an. Die erste Liebhaberin offerirt sich in den Zeitungen als einzige kunstgerechte Wäscherin von feinen Spitzen, während der Kapellmeister, Chordirektor und Notenexpist in einer Person seine Nebenstunden mit Klavierstimmen ausfüllt. Wie das Orchester beschaffen ist, kann man daraus abnehmen, daß neuerdings eine Oper von Balfe mit zehn Musikmachern in Summe besetzt war, von denen die Hälfte aus Dilettanten bestand und deren etliche gar nicht bei der einen Probe zugegen waren.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 63.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 6. August.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Deutschen in London.

Man hat die Zahl der Deutschen in London schon lange auf 80,000 bis 90,000 angegeben. Seit einem Jahre und mit Berechnung einer Durchschnittssumme der Flüchtlinge sind 100,000 Deutsche unter 2½ Millionen Londoner nicht mehr zu hoch angeschlagen. Dabei ist von den Gästen, welche der große kosmopolitische Tempel in Hyde-Park täglich aus Deutschland bringt, noch gar nicht die Rede. Viele dieser Gäste haben sich auf 4, 6 bis 8 Wochen oder noch länger eingerichtet, so daß man annehmen kann, es seyen viel „über 100,000 Continental-Deutsche unter den drittehalb Millionen Insel-Brüdern" der Welthauptstadt thätig und wirksam: — „Brüdern!" — Ja wohl! Streng genommen sind die Engländer bekanntlich unsere Brüder und die englische Sprache nur die ausgeartetste Transformation aller deutschen Mundarten. Brüder, Sprößlinge Eines Namens, alle Tage im lebhaftesten Verkehr, seit Jahren zu hunderttausenden einander besuchend*), diese englisch, jene deutsch lernend, durch unzählige Tausende von Arbeitern sich in Sitten, Sprache, Arbeit, Geschichte und Fleiß mit einander vermittelnd — und doch welche schneidende Gegensätze zwischen einer deutschen Familie und einer angelsächsischen in London! Wir denken uns eine Berliner und eine Londoner bürgerliche Familie von etwa gleichem Vermögen. Beide mögen dem Kaufmannsstande angehören, der ohnehin am allerentschiedensten in Sitten, Arbeiten und Lebensart uniformirt. Der deutsche Kaufmann trägt seinen Bart wie er will. Der englische, der ihn auf einer andern Stelle, als wo man einen offiziellen Backenbart zu tragen pflegt, nur $^1/_{1000}$stel Zoll lang wachsen ließe, wäre ein verlorner Mann und Stadtgespräch der ganzen City. An der Berliner Börse sieht man Hüte in allen Richtungen auf den Köpfen stehen; tief von den Augenbrauen bis in den Nacken haben die Krempen unbestrittene Rechte, eben so von einem Ohr zum andern; der freie Engländer und Gentleman duldet ruhig die Tyrannei, sich von dem nach hinten geneigten Filze unfehlbar ein stupides, lasziges Aussehen geben zu lassen. Wie grazios weiß bei uns der feine Mann des Handelsstandes Damen auf der Straße zu grüßen. Welch' einen Grad von Schönheitsfinn und Huldigung kann er in die Curve bringen, die er mit seinem Castor in der Luft beschreibt. Ein feiner Engländer grüßt nie. Auf der Straße würde er eher sein Leben geben, als seinen Hut abnehmen. Als Mann von Bildung darf er überhaupt nie eine Dame grüßen, und wenn diese ihn zuerst grüßt, darf er nur eine Handbewegung machen, aber nicht dazu lächeln. Eine deutsche Hausfrau, und wäre sie eine Millionärin, bekümmert sich selbst um die Küche, wenigstens um den Speisezettel oder um Einkauf und Würzung der Speisen; die englische Gemahlin in London würde sich auf ewig entehrt haben, wenn sie sich solcher culinarischen Nebengeschäfte schuldig wüßte. Ueberhaupt darf es gentiler Weise in London keine Küche geben. Das Dienstmädchen hängt eine Keule an den Kamin, wo sie in ihrem eigenen Fette braten muß. Wenigstens ist das im Winter so Fashion. Was Gemüse betrifft, so giebt das Dienstmädchen einen Topf voll heißes Wasser über daffelbe und bringt es so auf den Tisch. Gesalzenes, geschmalzenes, zubereitetes Gemüse kennt der Londoner Gentleman nicht, und wenn er es auf dem Continent kennen gelernt hat, darf er es nicht kennen. Die deutschen Töchter lernen nähen, stricken, sticken, ausbessern selbst in Pensionen und in den größten Reichthum hinein. Eine englische Lady, die dies gelernt hätte, wäre auf ewig der Lächerlichkeit und Verachtung preisgegeben. Die gebildete englische Familie steht um 9 Uhr auf und genießt dann sogleich Eier, Speck, Käse, Thee, Kaffee und große Fleischmassen. Der contemplative und speculative Deutsche ißt entweder gar nicht oder unmerklich, um seinem Geiste, seinem höheren Ich im Magen keine Hindernisse zu bereiten. Der Deutsche hat fast in allen Kreisen und Bildungsgraden für den Abend ein gemüthliches Plätzchen unter guten Freunden und genießt dabei des Rauches von möglichst gutem Aroma und einer angenehm beleidenden Flüssigkeit. Der gebildete Engländer verschlingt zwischen 5 bis 6 Uhr Abends zwei bis drei Gerichte Fleisch mit furchtbarer Schnelligkeit, was man Dinner nennt, fährt dann ins Theater oder bleibt in seinem „Kasten" liegen. Die Zimmer haben nämlich alle etwas kastenartiges und die Fenster gleichen selbst in den vornehmsten Häusern oben, blöden Augen ohne Blumen, Sinne und ohne jede Spur der vielen Zierden, die gebildete deutsche Fenster auszeichnen. Wie schön in Deutschland, wenn die zarte Tochter des Hauses hinter Spiegelscheiben und Blumen am Fenster arbeitet! Eine englische Lady vom guten Rufe am Fenster — das ist noch nie dagewesen. Ein Damenkopf am öden Fenster gilt als die größte Verletzung des Anstandes. Welch' einen schönen Luxus treibt man in Deutschland mit Gardinen! Diese kennt man in London nur in vornehmen, geschäftslosen Häusern, sonst nirgend. Ganze Stadttheile haben nicht eine einzige Fenstergardine aufzuweisen. An den schmalen, einförmigen Schiebefenstern ein kleiner Vorhang unten, und oben Rouleaux — das ist Alles. Tausende von Häusern, ganze Straßen und Stadttheile sind nach einer einzigen geschmacklosen Schablone gearbeitet. Von äußerem Anstrich keine Spur. London ist das Comptoir der ganzen gebildeten Welt aller Länder der Erde, die Handel treiben. Deshalb hat man blos Luxus in Läden und **Whonehouses**. Privatwohnungen sind eigentlich nur Schlafstellen, **bed-rooms**. Der Millionär wohnt zwar auch sehr kostbar, aber in Berlin und Wien findet man bei einem wohlhabenden Handwerker mehr Geschmack in den Meubles, mehr Comfort.

In dieser Beziehung zerstört die kosmopolitische Industrie-Ausstellung bei allen Völkern viele Illusionen, Vorurtheile und eingebildete Vorzüge. Was die gebildete, die künstlerische, das Leben verschönernde Industrie betrifft, so kommen Deutsche und Franzosen durchaus vor jedem Engländer. Der Cockney, das auf seine Weltstadt, auf sein Land brutal stolze Londoner Stadtkind, entwickelt auch bereits eine offenbare Feindseligkeit, einen boshaften Aerger über die Tausende ausgestellter Luxusartikel, die jede englische Concurrenz abweisen und niederschlagen.

Es ist hier nicht der Ort, dies auszuführen, aber es verdient specificirt zu werden, und wir trügen wohl gelegentlich selbst das Unsrige dazu bei.

Wir sprechen hier von den Deutschen in London, d. h. speziell von dem Einflusse, den der in London reichlicher wie je vertretene deutsche Geist auf die 2½ Millionen Bewohner Londons ausübt.

Der Londoner an sich — der Bewohner der Weltstadt, des reichsten Städteungeheuers der ganzen Welt, dem Indien und China gewöhnliche Kunden sind, ist dennoch der kleinlichste, ängstlichste Kleinstädter, wie man ihn in einer deutschen Provinzialstadt von

*) Ohne Rücksicht auf die Ausstellung ist die Durchschnittszahl der täglich in London ankommenden Fremden offiziell 40,000.

2000 Einwohnern nicht ausgeprägter finden kann. Hut, Bart, Kleidung, Gesicht, Gesichtsausdruck, Essen, Trinken, Schlafen — Alles wird in bestimmten Formen und Normen abgemacht. Wer davon abweicht, wird ausgelacht oder mißhandelt. Noch vor einem Jahre durfte sich kein Deutscher oder Franzose mit einem Schnurr- und Kinnbart sehen lassen, ohne mindestens ausgezischt und von Straßenjungen verfolgt zu werden. Heutzutage noch wird jedes Individuum mit einem Schnurr- und Kinnbart für einen „Frenchman" gehalten. Von einem Deutschland hat selbst der gebildetere Londoner keine Ahnung. Das mag unglaublich klingen, ist aber eine durchaus bestätigte Thatsache. Man kennt von Deutschland nichts als „Hamburgh". Von den Tausenden deutscher Flüchtlinge, die hier zum Theil seit Jahr und Tag leben, ist noch Niemand, der etwa nach einem Wege fragt, für einen Deutschen gehalten worden. Wenn sich der Londoner recht zeigen will, so antwortet er dem Deutschen mit einigen französischen Brocken. Kurz es steht fest, wer einen nichtenglischen Bart trägt und sonst nicht als Chinese oder sonst in einer nationalen Tracht auftritt, ist ohne Ausnahme ein „Frenchman".

Im Juni vorigen Jahres wurde ein Deutscher mit einem langen Kinnbart am Trafalgar-Square, wo zwei Springbrunnen spielen, dermaßen am Barte gezupft und mißhandelt, daß er sich nur durch Umsichschlagen retten zu können meynte. Jetzt wurde das Volk erst recht wüthend, warf ihn in das Wasserreservoir und tauchte ihn so oft unter, daß er keine trockene Faser mehr an sich hatte. Nur mit Hülfe einiger Polizeimänner konnte er sich der Wuth des Volkes entziehen.

Dies ist jetzt endlich gründlich anders geworden. Eins der wichtigsten und die Londoner überraschendsten Resultate der Ausstellung und des längern Aufenthalts bärtiger Flüchtlinge ist: die Londoner können alle Sorten von Bärten sehen, ohne zu lachen oder zu schimpfen. In mancher Beziehung ist es bereits noch viel weiter gekommen. Die bärtigen Barbaren erfreuen sich bei vielen Damen entschiedener Bevorzugung vor den röthlichen, uniformirten Backenbärtigen der Cockneys (Stadtkinder). Zu diesen Siegen der Deutschen im Lande werden in Industrie, Lieb' und Leben mit der Zeit noch viel ernsthaftere kommen. Wir erwähnen hier nur noch folgende auffallende Erscheinung. Früher wußte man in den Kaffeehäusern Londons nichts von deutscher Sprache, noch weniger von deutschen Anstalten der Art. Jetzt findet man unzählig oft an den Fenstern Zettel hängen, welche verkünden, daß hier auch Deutsch gesprochen wird. Bekannt ist es, daß viele englische Zeitungen angefangen haben, einen Theil ihrer Spalten mit deutscher Sprache zu füllen. Dabei macht sich nun zwar zunächst wieder englische Pedanterie und nationaler Stolz auf eine für den Betheiligten empfindliche Weise geltend: die englischen Redakteure erlauben nur Uebersetzungen aus dem Englischen. Der englische Literat ist nämlich der Ansicht, daß der Deutsche aus eigenen Mitteln und Gedanken durchaus nichts schreiben könne, was in einer englischen Zeitung Platz finden dürfe. Die einzige Zeitung, die dies gewagt hat, die deutsche Ausgabe der „Illustrated London News" ist dieser Tage plötzlich von dem Eigenthümer selbst, dem ächten Vollblutengländer Ingram verboten worden. Im Uebrigen macht die deutsche Literatur auch schon lange Anstrengungen, sich mit eigenen Druckereien eigene Organe zu schaffen. Zwar haben bis jetzt deutsche Zeitungen in London kein Glück gehabt. Das Organ des Herzogs von Braunschweig ist eingegangen. Der „Kosmos" von Haug, Ruge, Tausenau u. s. w. hat es bis in die Mitte des Juni erst zu zwei Nummern gebracht, da er, weder typographisch, noch durch den Inhalt, noch durch Redactionseinheit empfohlen, aufzutreten verstand. Auch das Organ von Marx und Engels hat nicht bestehen können. Es sind indessen anderweitige Versuche unterwegs, die durch den Schaden Anderer klug geworden, vielleicht gelingen. Wir sehen in den bisherigen Versuchen im Wesentlichen Trieb und Bedürfniß für eine literarische Vertretung Deutschlands auf englischem Boden. Was daraus wird, werden wir erst abwarten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Jullien in London.

Nach der „Independance belge".

Wenn man die wunderlichen Launen der Engländer ein wenig näher beobachten und kennen lernen will, so braucht man blos die abenteuerlichen Schicksale von zwei französischen Charlatanen, die seit einer Reihe von Jahren dem englischen Publikum durch kecke Aufschneidereien und durch tolle Einfälle das Geld auf eine geschickte Weise abzunehmen verstehen, zu studiren. In der That bieten die Erlebnisse der Herren Jullien und Soyer einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik Londons. Soyer ist bekanntlich der Unternehmer einer grandiosen Restauration, in welcher er erst kürzlich die Vertreter der gesammten europäischen Journalistik zu einem solennen Banket versammelte. Wer aber ist Jullien? fragen Sie. Er ist schon mehr bekannt. Haben Sie nie den berühmten Leiter der Konzerte im Jardin turc zu Paris gesehen? Da thronte er in strohgelben Handschuhen mit dem Taktstocke in der Hand auf einer prachtvollen Estrade und dirigirte gleich einem Monarchen die Konzerte, zu welchen die ganze elegante Welt zusammenströmte. Ein höchst merkwürdiges Duell, welches er um diese Zeit bestand, verschaffte ihm eine noch größere Berühmtheit, die er sehr geschickt auszubeuten verstand, und nur in Folge einer Mißhelligkeit mit der Polizei, die er durch einen kolossalen Anschlagzettel erbitterte, in welchem einzelne mit riesigen Lettern gedruckte Buchstaben ein den Behörden straffällig scheinendes Wort bildeten, sah er sich veranlaßt, Paris etwas eilfertig zu verlassen und London zu seinem künftigen Aufenthalt zu wählen. Dort angelangt, organisirte er eine Musikbande, welche sich theils durch ausgezeichnete Leistungen einzelner Künstler, theils aber durch die wunderlichen Einfälle Jullien's eine große Beliebtheit zu verschaffen wußte. So begab er sich zum Beispiel nicht wie ein gewöhnlicher Kapellmeister zu seinem Pult, sondern wenn das Publikum bereits erwartungsvoll versammelt war, öffnete sich eine Fallthüre und im Strahl der leuchtenden Blitze und des bengalischen Feuers schwang er sich, wunderlich aufgeputzt, auf seinen Sitz, empfing aus den Händen des Bedienten seine strohgelben Handschuhe, welche dieser auf einem silbernen Präsentirteller überreichte, und begann endlich den Takt zu geben. Kaum war ein Musikstück beendet, warf er sich dem Anscheine nach von der gehabten Anstrengung gänzlich erschöpft in einen kostbaren Armsessel und ließ sich vom Publikum, welchem vor zehn, zwölf Jahren ähnliche Manieren noch ganz neu waren, staunend bewundern.

Es ist begreiflich, daß alle Welt neugierig hinzuströmte, Jullien zu sehen und dabei auch — zu hören. Jullien's Musikbande wurde immer beliebter und die Damen und Herren der vornehmen Gesellschaft übertrugen ihm die Leitung ihrer Bälle und Konzerte. Sein Glück schien gemacht, um so mehr, als seine Frau einen Blumenhandel errichtete, der bald eben so Mode wurde, als seine Konzerte, welche die vornehme Welt nie anders besuchte, als mit einem für zwei, drei Pfund gekauften Bouquet aus dem Laden der Madame Jullien in der Hand. Jullien eröffnete sodann eine große Musikalienhandlung, die noch heute, wenn auch in fremde Hand übergegangen, unter seinem Namen fortbesteht, und organisirte eine Sängergesellschaft, mit welcher er die wichtigsten Provinzialstädte bereiste. Er mag übrigens dem schlechten Geschmack der Engländer gar zu viel aufgebürdet haben; denn in Dublin war das Publikum endlich über die schlechte Musik unwirsch geworden und begrüßte ihn mit faulen Eiern und ähnlichen unappetitlichen Beweisen der Unzufriedenheit, was ihn jedoch durchaus nicht aus der Fassung brachte. Im Gegentheil ging er sogleich nach London und ließ dort in seinen Konzerten eine eigens unter dem Namen „les Oeufs" componirte Polka spielen.

Der Zudrang zu diesen Konzerten gränzt nun ans Fabelhafte und seine Beliebtheit, welche sich in mannigfachster Weise kundthat, hatte wieder den höchsten Gipfelpunkt erreicht; sein Name war in aller Mund; sein Porträt in allen Auslagekasten. Man konnte dasselbe überdies in Gyps, Porzellan, Pfefferkuchen und in verschiedenen anderen Transformationen bewundern. Jullien gewann ein enormes Vermögen, welches er auch auf die großartigste Weise verschwendete. Im Besitz eines Hauses in der Stadt und auf dem Lande begründete er in seinen großartigen Salons eine sogenannte nationale Musik, die, obgleich nur von Fremden exerzirt, der Eitelkeit des englischen Publikums unendlich schmeichelte, und sowol von Seiten des Hofes als von Seiten des Publikums wurde er aufgemuntert, ein größeres Theater für diese nationalen Darstellungen zu pachten. Im Jahre 1847 eröffnete er das Drurylanetheater mit einem selbst in London unerhörten Luxus; Hector Berlioz wurde aus Paris verschrieben, um das Orchester zu dirigiren, und mehrere berühmte Künstler wurden engagirt, um das Publikum herbeizulocken. Die Sache ging Anfangs sehr harmanf; aber eines schönen Morgens fand er ein Deficit von 400,000 Pfund Sterling vor! Wie gewonnen, so zerronnen, auch die prächtigen Häuser samt der Beliebtheit des Impresserio. Ein Anderer wäre diesem harten Schlage erlegen; er aber verzweifelte keineswegs. Um seine Mertzenheit zu vermehren, begann der Geschmack des Publikums sich gegen die von ihm eingeführte Musikgattung zu sträuben und er hatte nicht nur für die Erlangung seines Vermögens, sondern, was noch weit wichtiger war, für die Zurückeroberung seiner früheren Beliebtheit zu kämpfen. Ein genialer Mensch wie Jullien verzweifelt nie! Er läßt aus Paris zwölf Tambuare der Nationalgarde und einen Regimentstambour von merkwürdig schönem Wuchse und martialischer Haltung kommen, komponirt eine Quadrille für diese sonderbaren Musikanten, führte sie erst in die Provinz, kam dann nach London zurück, wo er zum Erstaunen aller Welt einen fabelhaften Erfolg errang. Heute ist dieser Mann, welcher in zehn Jahren, wie er selbst gesteht, zwei Millionen Pfund Sterling verdient hat, Orchester-Direktor der Surreygärten, in welchen er nicht selten eine tägliche Einnahme von 1000 Pfund Sterling erzielt.

Er hat nun seine ehemalige Beliebtheit, wenn auch nicht sein ganzes Vermögen wieder zurückerobert und ist nach wie vor der extravaganteste, aber gutmüthigste Charlatan, welcher die vielen Schwächen des englischen Publikums genau kennend nie verzweifelt, wenn der momentane Erfolg ihm ungünstig ist. Sein großes Einkommen theilt er oft mit armen Kunstgenossen der die liebenswürdigste Weise und ist trotz seiner Theorieen der-Liebling Londons.

Spuren der Nordpolexpedition Franklin's.

Wie bereits in Nro. 214. der „Augsb. Abendzeitung“ gemeldet, hat man wieder einige Spuren der Nordpolexpedition Franklin's entdeckt, welche über das Schicksal derselben keinen Zweifel mehr übrig lassen. Der Steuermann des Wallfischfahrers Flora, welcher anderthalb Jahre aus war und vor kurzem in Stromneß einlief, erzählt in einem Brief an seinen Bruder, Hrn. G. Douglas in Aberdeen, folgendes romantische Abenteuer: Vorigen Februar lagen wir im Lancasterſund eingefroren; ein Theil unserer Mannschaft verließ das Schiff und baute sich ein großes, ziemlich comfortables Schneehaus am Ufer, und von da aus pflegten wir kleine Jagdpartien zu unternehmen. Auf einem dieser Ausflüge begegneten wir einer Gesellschaft von 9 Eskimo-Indianern, die etwas englisch radebrechen konnten und uns fragten, ob wir Engländer oder Amerikaner seyen, und dann, ob wir etwa dem Häuptling (Chief) Franklin angehörten. Auf unsere eifrige Bejahung zeigten sie nach Osten auf eine hohe Koppe von Schneebergen und gaben uns durch Geberden zu verstehen: „Sie sind schlafen gegangen!“ -Wir nahmen sie nach unserm Schneehause mit und meldeten den Vorfall unserm Kapitän, Herrn Roob, und es wurde beschlossen, daß zwölf Mann die Indianer begleiten sollten, um ihre Aussage zu erproben. Ich war einer von den zwölf Auserwählten. Wir nahmen reichlichen Mundvorrath mit, packten ihn in ein flachkieliges Boot, welches mit Seehunden fell überdeckt wurde, ferner Speere, Büchsen ꝛc., und machten uns am 27. März auf die Reise. Sie war eine der wildesten, die man sich denken kann, und ging in fortwährendem Zickzack bergauf, bergab, von rechts nach links und von links nach rechts. Am vierten Wandertage begannen unsere kühnen Theerjacken zu brummen; denn scharfe Eissplitter schnitten ihnen die Haut und das Fleisch von den Sohlen, Thauwetter stellte sich ein, und wir mußten besorgen, von den Lawinen begraben zu werden, die wie der Blitz von den Eisbergabhängen herabdonnerten. Am zehnten Tage endlich, 5. April, brachten uns unsere Führer in ein großes natürliches Amphitheater zwischen den Bergen. Nachdem wir darin einige Miles fortgewandert waren, sahen wir einen dunklen Gegenstand über dem Schnee wehen. Es war ein schwarzseidenes Taschentuch, das wie eine Trauerfahne an einen Stock gebunden war. Eiligst zogen wir den Stock aus dem Schneehoden und gruben etwa zwei Fuß tief — da stießen wir auf eine Mannsleiche und nach wenigen Minuten entdeckten wir noch drei Leichen. Sie waren gefroren wie Eiszapfen, aber die Verwesung verrieth sich durch keines ihrer gewöhnlichen Symptome. Ihre Bärte waren lang und zottig, während ihre abgesehrten Glieder in der Sprache der Natur verkündigten, daß sie den Hungertod gestorben waren. Ihre Kleidung war die britischer Seeleute in kalten Breitegraden. Einer trug seinen Namen, H. Carr, auf dem Arme eingegraben; die andern waren mehr oder weniger tätowirt, bald mit Kreuzen, Sternen oder Schiffen, bald mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen auf Hand oder Brust. Der Anblick war herzzugend. Wir legten sie wieder in ihr kaltes einsames Grab und richteten dasselbe traurige Memento mori wieder auf. Wahrscheinlich war ein großer Theil von Franklin's Expedition in dem Versuche, überlandwegs ihre Heimath zu gewinnen, auf solche Art umgekommen. Da uns die Indianer keine fernere Auskunft geben konnten, machten wir uns auf die Heimkehr.

Der Stierkämpfer Montes.

Eine der Celebritäten Spaniens ist nicht mehr. Don Francisco Montes, dessen Name sich den der berühmten Stierkämpfer Romero Pepillo, El Americano, Luis Corchero, Pablo de la Cruz, würdig anreiht, ist zu seinen Vätern versammelt worden.

Wie Sevilla, der große Platzer, starb Montes in seinem Bett, das Opfer eines bösartigen Fiebers. So berichtet ein aus Chiclana in Madrid eingegangenes Schreiben, welches ausführliche Details über dieses traurige Ereigniß gibt. Chiclana ist die Vaterstadt des heldenmüthigen Tauromachen, wohin er sich in den letzten Tagen seines Lebens, thatenmüde und Besitzer eines ansehnlichen Vermögens, von dem er den edelsten Gebrauch machte, zurückzog.

Die Bestattung des berühmten Torero wurde eine Zeitlang ausgesetzt, da der Körper gewisse Merkmale zeigte, die das Vorhandenseyn eines Restes von Leben vermuthen ließen. Man legte ihn in einer Todtenkammer nieder und bewachte ihn Tag und Nacht, bis der Zustand der Leiche den letzten Hoffnungsschimmer vernichtete; erst dann schritt man zu ihrer Beerdigung.

Das oben erwähnte Schreiben verdient wegen seines ächt spanischen Stils eine buchstäbliche Uebersetzung; es lautet wie folgt:

„Montes, der König der Toreros, ist im Alter von sechsundvierzig Jahren gestorben. Ein bösartiges Fieber hat seinem Dasein ein Ziel gesetzt; alle Kunst der Aerzte war vergebens, und heute wurde sein Leichenbegängniß gefeiert unter dem Zulauf der ganzen Bevölkerung dieser Stadt, welche so ein öffentliches und gerechtes Zeugniß der-Achtung gab, die ihr der berühmte Kämpfer eingeflößt hatte. Sechs Toreros trugen den Sarg durch die schwei-

Digitized by Google

gende Menge und brachten ihre letzte Huldigung dem Meister dar, der so würdig war der ihm bewiesenen allgemeinen Anhänglichkeit. Aus einer adeligen Familie entsprossen, sah er sich bei seinem Eintritt in die Welt genöthigt, seinen Unterhalt durch die Kraft seiner Arme zu gewinnen, da sein Vater, Don Juan Felix Montes, gebürtig aus Puento Real und Verwalter des Herrn Marquis von Monte Corso, nachdem er diese Stelle verloren hatte, außer Stande war, ihm eine Erziehung zu geben oder seine Zukunft zu sichern; aber das Leben eines Taglöhners konnte einem so kräftigen Geiste nicht genügen.

„In einen engen Kreis gebannt, suchte er einen Ausweg, um zum Tempel des Ruhms zu gelangen; er fand ihn und erhob seine Kunst zu einer ungekannten Höhe, auf der die Welt voll mit Schrecken gemischter Bewunderung seine Geschicklichkeit und seinen Muth anstaunte. So klar war der Geist unseres Montes, so stark und furchtlos sein Herz, daß, hätte ihn das Schicksal an die Spitze von Kriegsheeren gestellt, man ihn zu den Helden unseres Zeitalters gezählt haben würde. Freigebig, großmüthig und mitleidig, glänzte er durch alle Tugenden, welche das Attribut der Tapferen sind, und mehr als ein gemildertes Unglück, mehr als eine getrocknete Thräne werden sein Andenken in Chiclana erhalten."

Man wird aus dem Ton dieses Briefes entnehmen können, welche Achtung Montes in seinem Vaterlande genoß. Sein Bildniß, gemalt, gestochen, lithographirt, auf Taschentücher gedruckt, auf Fächer geschnitten, verfolgt den Reisenden ganz Spanien hindurch. In den Posadas der kleinsten Dörfer Andalusiens sieht man ihn in Fresko auf der Mauer gekleckst, im Kampfe mit einem Stier und von einem Kranze poetischer Lobpreisungen eingefaßt, wie sie der Cid nicht enthusiastischer hätte wünschen können. Noch bei den Hochzeitsfestlichkeiten der Königin Isabella und der Infantin Donna Luisa sah man ihn so muthig, so gewandt, so sicher, als jemals, aber seine Physiognomie trug den Ausdruck der Ermüdung und er schien weit älter als seine Jahre.

Montes war mittler Größe, von schlanker, edler Gestalt, und als er, sich in seinen Mantel hüllend, einen wüthenden Stier von Utrera oder Colmenar reizte und in koketter Stellung unter dem schäumenden Rachen des zur Raserei gebrachten Thieres stillhielt, hatte sein Anstand etwas wahrhaft Heroisches. Den Degen führte er als Meister; in der Sauberkeit und Regelmäßigkeit seiner Streiche war er unvergleichlich. Montes tödtete die Stiere nicht, er eskamotirte ihnen das Leben, und ehe sie oder das Publikum es sich versahen, lagen sie schon todt da.

El Chiclanero, der Neffe des Montes und wie er, aus Chiclana bei Cadix gebürtig, ist mit glänzendem Erfolg in seine Fußstapfen getreten. Er besitzt eine schöne Methode, die Kaltblütigkeit und das Geschick seines Oheims. Wer den Chiclanero Degen und Muleta handhaben sieht, kann sich einen Begriff machen von der Kunst des großen Montes.

Pot-Pourri.

Naturwunder.

In Blois fanden am 23. Juni Brunnengräber in einer Tiefe von zwanzig Metres Kieselnieren in einer Kalksteinmasse von beinahe runder, etwas abgeplatteter Form und etwa fünfundzwanzig Centimetres im Durchmesser; eine derselben war durch die Grabarbeiten gesprengt, und theilte sich, als sie auf den Boden geworfen wurde, in zwei beinahe gleiche Hälften; mit Erstaunen erblickte man in einer Höhlung von fünf bis sechs Centimetres eine lebendige Kröte, welche ihr Gefängniß verließ, einige Bewegungen machte, und als man sie leicht mit dem Fuß berührte, wieder in die Höhle zurückkehrte. Diese schloß auf allen Seiten fest, ohne irgend einen Zwischenraum zu lassen; auch zeigte sich keine Oeffnung, durch welche Luft hätte eindringen können, zudem war der Stein in einer Kalksteinmasse von zwanzig Metres Tiefe eingeschlossen. Seither wiederholte man mehreremal den Versuch, die Kröte aus ihrer Höhlung herauszutreiben, und immer mit dem gleichen Erfolg. Sie wurde sorgfältig untersucht und man bemerkte, daß sowol Mund als After mit einer Haut verschlossen waren, daß also das Thier weder Nahrung nehmen noch Entleerungen haben konnte. Seine äußere Bildung ist vollkommen diejenige der Thiere seiner Art, seine Bewegungen leicht und sein Blick lebhaft; seine Augen ertrugen das Sonnenlicht ohne anscheinende Unbequemlichkeit. Fälle dieser Art haben sich zwar schon hin und wieder zugetragen, sie sind aber selten genug, um die Aufmerksamkeit der Gelehrten zu verdienen, und an den Geologen und Naturforschern ist es nun, zu erklären, wie das Thier in dieses enge Gefängniß eingeschlossen worden, wie es Jahrhunderte hindurch ohne Luft und Nahrung leben konnte. Ein ehemaliger Handelsmann von Blois, Herr Matonel, hatte den Stein mit der Kröte gekauft und wollte ihn dem dortigen Museum zum Geschenk machen. Es hieß auch, man wollte ihn wieder vergraben und etwa alle Jahre nachsehen, wie lange die Existenz dieses tausendjährigen Amphibiums, das vielleicht ein Zeitgenosse Noah's ist, noch dauern könne. Die Kröte wurde indessen mit ihrer Hülle der Akademie der Wissenschaften in Paris zugesandt, wo sie wohlbehalten ankam, und eine bereits ernannte Kommission soll einen Bericht über dieses merkwürdige Ereigniß abstatten. Das Thier gehört der größeren Gattung an, und auf der Oberfläche seiner ganz reinen und glatten Umhüllung bemerkt man die farbigen Streifen seiner Haut.

Merkwürdiger Selbstmord durch Hunger.

Cornelius Regan, ein 31jähriger Mann, wurde am 10. Juni wegen Trunkenheit und excessiven Betragens im Depot zu Springfield zu dreißigtägiger Einsperrung oder Bezahlung einer Strafe von fünf Dollars und der Gerichtskosten verurtheilt. In den ersten Tagen seiner Strafzeit bemerkte man nichts Besonderes an ihm, obwol er sich sehr störrisch zeigte. Er wurde zweimal in eine besondere Zelle eingesperrt, arbeitete, hörte aber dann wieder auf. Am Freitag nach seiner Einsperrung weigerte er sich, Speise und Trank zu sich zu nehmen, und erklärte, er wolle frei seyn oder sterben. Man sperrte ihn wieder in eine abgesonderte Zelle, wo er bis Dienstag Abends blieb, ohne auch nur das Geringste zu sich zu nehmen. Nachts kam Dr. Gray und beredete ihn, etwas Brod und Wasser zu genießen, was er auch that. Am Mittwoch und Donnerstag verweigerte er wieder, zu essen, worauf man ihn zu Boden warf und ihm etwas Milch mit Gewalt in den Mund goß. Sein Widerstand war jedoch von der Art, daß man sah, man könne zu keinem Zwecke kommen. Vom Donnerstag blieb er noch sechs Tage lang, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen; nur ein paar Mal verschluckte er einige Tropfen Wasser. Endlich eröffnete man ihm, daß sein Bruder die Strafe für ihn bezahlen wolle und er in Freiheit gesetzt werde. Er schien damit zufrieden, sammelte sich wieder und versuchte, etwas zu essen. Er war aber bereits so schwach, daß sein Magen keine Speise mehr behalten konnte. So lange es möglich war, ging er in seiner Zelle auf und ab; vier Tage vor seinem Tode mußte er jedoch liegen bleiben. Am Montag fing er an, seinen Eigensinn einiger Maßen zu bereuen, am Dienstag starb er. Er war die ganze Zeit vollkommen bei Sinnen, obwol die Aerzte aus seinem Benehmen Anfangs schlossen, daß er wahnsinnig sey. Er klagte sehr über seine Frau, und wenn sie ihn besuchte und ihr Bedauern ausdrückte, warf er ihr das Milchgeschirr in das Gesicht. Dr. Gray behauptet, daß er bei gesundem Verstande durch absichtliche und wohlüberlegte Selbstaushungerung gestorben sey.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 64.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 9. August.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Deutschen in London.

(Fortsetzung.)

Als Ort der industriellen Völkervereinigung und einziges Asyl europäischer Flüchtlinge in den Gränzen Europa's hat London außer französischen auch viele deutsche Restaurationen, Logir- und Kaffeehäuser entstehen sehen. Das berühmteste und besuchteste findet man in Long-Acre, wo der badische Flüchtling Herr Schärfner seine Gäste oft nicht in drei Stockwerken unterbringen kann. Man findet hier alle Abende die meisten Notabilitäten der Emigration, ehemalige hohe Offiziere, Minister, Dictatoren und Mitglieder provisorischer Regierungen. Man trinkt sein Glas, raucht mit wehmüthigen Erinnerungen an deutschen Varinas und gute billige Cigarren schlechten englischen Tabak aus Thonpfeifen und weiß die deutsche Gemüthlichkeit und Geselligkeit im Ganzen sehr gut mitten unter den staunenden Engländern zu copiren. Zuweilen erschallen aus kräftigen schönen Männerkehlen beliebte deutsche Lieder mit Solo und Chor, daß draußen die Engländer haufenweise stehen bleiben und horchen. Ein Spanier singt außerdem für Geld manches politische Lied in französischer Sprache, namentlich das Universalvolkslied Frankreichs.

Ein Seitenstück zu diesem ersten deutschen Kaffeehause Londons ist das von Gehringer in der Madac-Street, wo die Ungarn hervorragend vertreten sind. Auch ist hier ein Berührungspunkt mit den Franzosen. Ledru Rollin trank hier mehreremal seine Pinte Porter.

Das deutsche Kaffeehaus von Schütz in der Old-Campten-Street ist mehr ein Versammlungsort für Künstler und Handwerker, die hier Arbeit suchen. Die deutschen Logirhäuser von Faulenbach und Werner in der Nähe der Bollwerke, wo die Dampfschiffe landen, dienen zu wohlfeiler, nächster Aufnahme ankommender Deutschen. Doch ist letzteres mit seinen schmutzigen Schlafstellen nur zu sehr auf seinen Vortheil bedacht. Deutsche und ungarische Flüchtlinge fanden bisher in besonders dazu gemietheten Häusern die erste gastliche Aufnahme.

Im Ganzen haben die deutschen Flüchtlinge bisher immer noch bald erträgliche Existenzquellen entdeckt. Man findet sie als Lehrer, Korrespondenten, Musiker, Dolmetscher, Aerzte, Handwerker und Künstler in den verschiedensten Sphären thätig. Auch die Ausstellung hatte fünfzehn verselben in der Abtheilung des Zollvereins anständige Beschäftigung zugewiesen. Wahrscheinlich ist Ihnen schon bekannt, daß sie auf Befehl des Herrn Biebahn sämtlich plötzlich entlassen wurden. Die in nichtdeutschen Abtheilungen angestellten Deutschen behielten zunächst ihre Aemter; doch wird man wohl auch zum Wohle dieser Vaterländer das Seinige dazu beitragen, den betreffenden Flüchtlingen ihr Stück selbstverdientes Brod zu entziehen.

Nur ein Wort von den deutschen Bürgern Londons. Man findet sie zum Theil als steinreiche Industrielle in der City und oft dieselben, die Deutschland nicht aus politischen, sondern aus ganz anderen, nicht eben ehrenhaften Gründen verließen. Wer hier sein „business“ hat und „makes money“, ist ohne Weiteres ein vollständig gültiger Bürger und Mensch. Um Antecedenten bekümmert sich Niemand. Das ist hier das Große, daß Jedermann ohne Weiteres aus eigener Kraft anfangen, forstehen und vollenden kann, was er will. So werden hier aus deutschen Bankerotteurs und Taugenichtsen nicht selten die gewichtigsten Männer. Die Freiheit, die volle Pflicht und das ganze Recht der Selbstbestimmung bringt hier Männer hervor. Wir haben in der City Deutsche und Millionäre, die Manchem beiläufig mit hundert Pfund oder einem anständig bettenden Landsmann mit einer Zwanzigpfundnote unter die Arme griffen. Die meisten Deutschen sind hier Handwerker, entweder selbstständige, oder Gesellen, Gehülfen und Fabrikarbeiter. Die Meister haben sich zum Theil ganz englisirt, ein Theil davon — der gebildetere — unterhält seine Verbindung mit Deutschland als Mitglied „des deutschen Klubs“, der wöchentlich zweimal in einem großen Saale in Martins-Lane zusammenkommt. Er existirt schon viele Jahre, nahm nach der Revolution sehr zu, dann später wieder ab und scheint jetzt unter der Leitung eines Herrn Dr. Bauer wieder an Mitgliedern und Interesse zu gewinnen.

Die deutschen Gesellen und Fabrikarbeiter stehen durch ihre Versammlungen in Windmil-Street, wo sie sich ein eigenes Haus gemiethet und eingerichtet haben, tausendweise in Verbindung. Jedes Mitglied und jeder Deutscher hat in dem Klubhause stets ohne Weiteres Zutritt. Man findet dort eine hübsche Leihbibliothek, Schreibmaterialien, Zeitungen und Erfrischungen jeder Art. Die Herren Marx und Engels machten früher Versuche, sich Einfluß auf diesen Verein zu begründen, sind aber damit — aus Gründen, die noch nicht für spruchreif gelten, so unglücklich gewesen, daß die Vereinsmitglieder sich nicht nur ihrem Einflusse, sondern ihnen selbst ganz entzogen haben.

Der Windmilstreet-Verein steht mit englischen Arbeiter-Vereinen in ganz England in genauer Verbindung. Und nach dem, was wir über seine Wirksamkeit erfahren haben, zu schließen, verdanken die englischen Vereine ihm sehr viel an Belehrung und Bildungsmitteln, wie dies englische Arbeiter — frei von der nationalen Eitelkeit der gebildeten Klassen — auch gern und freudig zugestehen. Hier lernt der deutsche Arbeiter englisch, der englische deutsch, und mit der Sprache kommt Letzterem eine tiefere klarere Einsicht in sociale und politische Verhältnisse. Es ist ein Vorurtheil, wenn man dem englischen Arbeiter mehr Bildung, mehr Kenntnisse zuschreibt, als dem deutschen. Der englische Arbeiter hat mehr Selbstgefühl auf seinem englischen Boden, mehr Bewußtseyn seiner Rechte; aber überall hat der Deutsche mehr Bildung, mehr Kenntnisse, mehr Logik, mehr Geschmack, größere Universalität und liebenswürdigere Umgangsformen. Aus dem Deutschen auf freiem Boden wird viel mehr als aus dem gebornen Engländer, der im Durchschnitt eben so schlecht erzogen als unterrichtet wird. Ueber die fabelhafte Vernachlässigung des englischen Schul- und Unterrichtswesens u. s. w. ließe sich interessantes Material bieten.

Mehrere kleinere deutsche Vereine muß ich hier unerwähnt lassen, da ich sie bis jetzt nur dem Namen nach kennen gelernt habe.

Nun muß ich aber den Leser noch zu einer langen Reise in London selber einladen. Ich muß ihm „Klein-Deutschland“ in London wenigstens oberflächlich zeigen; zu einer nähern Untersuchung würden sich ohnehin weder seine Augen, noch seine Riechwerkzeuge bequemen.

Wir wandern durch furchtbar tobende Straßen, wo Tausende von Menschen, Kabs, Omnibus, Lastwagen und Kutschen in rasender Hast durcheinander jagen, ohne daß — ein wahres Wunder — Menschen dutzendweise gerädert werden. Die Kunst der englischen

Wagenlenker grünzt wirklich an's Fabelhafte. Wir wandern durch die ganze City vor Guildhall, vor der Central-Post, vor dem blinden **Steinkolosse der englischen Bank**, vor Mansionhouse, vor Wellington-Statuen vorbei, bald durch weite, bald durch enge Straßen, immer weiter, immer weiter und kommen endlich in White-Chapel — in Kleindeutschland — an. Das sollte noch London seyn? Nein, das sind ganz andere Häuser, das sind ganz andere Menschen. Zwar sind erstere immer noch ungeheuer hoch, aber manchmal kann man mit ausgebreiteten Armen die ganze Straße sperren, so eng sind sie. Und was kriecht und wimmelt da unten so dicht durcheinander? Wahrhaftig lauter Kinder, und noch Kinder oben an den Fenstern, noch Kinder in den Thüren, noch Kinder auf den Armen von Erwachsenen, die dicht gedrängt in oder vor den Thüren sitzen, lungern, flaniren, stehen, sitzen, lachen und gerade thun, als kehlen sie im Paradiese vor dem Apfelbiß. Thun diese Menschen nichts? Wovon leben sie? In der City jagt und läuft Alles durcheinander, jeder mit gespanntem Geschäftsgesicht, als gält' es, sich noch heute Abend vor Hunger und Untergang zu retten mitten unter unzähligen Millionen aufgehäufter Schätze. Und dort in Lumpen, Schmutz und Elend aller Art: welches dolce-far-niente? Mitten in London seyn und müßig sitzen und schäkern und lachen und den Fremden mit edler Dreistigkeit zuwinken und sich so behaglich fühlen, als wär' Jeder ein Rentier? Wie ist das Alles zu erklären?

(Schluß folgt.)

Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß auf der Redlauer Höhe neben Zoppot bei Danzig.

Die wissenschaftlichen Berichte über das seltene Phänomen erscheinen jetzt in rascher Folge. Wir theilen nachstehende interessante Beobachtungen nach der „Ostsee-Zeitung" mit.

Um 3 Uhr 20 Min. mittlerer Danziger Zeit wurde die erste Thermometer-Beobachtung angestellt und gab im Schatten 16° R., in der Sonne aber vermittelst einer mit meissingenem Gefäß bedeckten frei hangenden Thermometerkugel 20°. Der Einschnitt der Mondscheibe in die Sonne war vermittelst eines Frauenhofers von nahe 2 Fuß und eines Dollonds von $2^1/_2$ Fuß, beide mit $1^1/_4$zölliger Objektiv-Oeffnung, um 3 Uhr 31 Min. so weit zu unterscheiden, daß der Anfang der Finsterniß etwa 1 Minute vorher stattgefunden haben mußte. Die nächste Viertelstunde war etwas verwaschener Himmel, später aber bis zum Eintritt der Total-Verfinsterung ganz klar. Um 3 Uhr 58′ Th. in der Sonne 18°, und um 4 Uhr im Schatten $15^1/_2$°. Schon um diese Zeit begann nach der Windstille ein sanfter, etwas kühler Wind von NW.; um 4 U. 10′ aber war wieder völlige Windstille. Bei einer 6zölligen Verfinsterung um 4 Uhr 2′ trat die erste Spur eines orangefarbigen Lichts der irdischen Gegenstände ein; 10 Minuten später war eine für Jedermann merkliche Lichtschwächung eingetreten, in Oxhöft schon in abendliche Dämmerung gehüllt; Schwalben flogen scheu durch die Luft. Um 4 Uhr 8′ Th. in der Sonne 17°, im Schatten 13°. Die Kraft des Brennglases, die bis dahin ungeschwächt gewirkt hatte, ließ um 4 Uhr 13′ bedeutend nach, und um 4 U. 15′ stellte sich wieder der sanfte Nordwestwind ein. Bei $9^1/_2$zölliger Verfinsterung um 4 U. 18′ zeigte sich über Oxhöft ein dunkelgraues Licht. Um 4 U. 21′ Th. in der Sonne 16°; um 4 U. 23′ versagte das Brennglas seine Wirkung. Um 4 U. 25′ bei 11zölliger Verfinsterung entschieden orangefarbige Beleuchtung der irdischen Gegenstände; in den letzten Minuten vor der Totalität nahmen die menschlichen Gesichter eine weißgrünliche Färbung an. Der Kernschatten des Mondes war in seinem Erscheinen und Vorüberfliegen auf dem Lande und auf der See nicht scharf begränzt; er hatte eine sehr düstere, schwarz-violettbraune Färbung, und über dem Horizont wölbte sich ein hügelähnlicher Nebel. Um 4 U. 28′ Th. in der Sonne 15°. Der letzte Sonnenstrahl verschwand um 4 U. 30′, nachdem schon einige Sekunden vorher die Lichtkrone (bester Strahlenkranz genannt) sich zu bilden angefangen hatte. Der Eintritt der Dunkelheit war mit dem Erlöschen des Sonnenlichtes plötzlich; dieser Augenblick brachte, verbunden mit dem nun in glänzender Pracht aufblitzenden Strahlenkranze und dem Hervortreten der Sterne, einen Ausdruck des freudigen Erstaunens in der versammelten Menge hervor. Das zurückgebliebene Dämmerlicht war etwa so hell, als das des Mondes im ersten und letzten Viertel, und man konnte auch feingedruckte Schrift lesen, desgleichen die menschlichen Gesichtszüge unterscheiden; jedoch konnten die Sekunden von dem an der Uhr Beobachtenden nur bei größerer Annäherung der Uhr an das Auge angegeben werden. Der Strahlenkranz hatte bei sehr intensivem, aber nicht blendendem Lichtglanze die größte Aehnlichkeit mit einem Heiligenschein; er bildete einen weißglänzenden Ring von einer dem halben Mondhalbmesser gleichen Breite, aus welchem 12 bis 14 unter gleichen Winkeln gegeneinander geneigte weiße Strahlen von der Größe des ganzen Mondhalbmessers hervortraten, diese Strahlen schienen am oberen Mondrande etwas größer als am unteren zu seyn; eine Veränderung oder Bewegung war an ihnen während der 3 Minuten Dauer der Totalfinsterniß nicht zu bemerken; auch verlor ihr Glanz wenig von seiner Wirkung, wenn man sie mit einem Fernrohr und daran angebrachtem hellgrünen Blendglase betrachtete. An der rechten Seite, etwas nach unten, zeigten sich, sowol mit bewaffnetem, als mit unbewaffnetem Auge betrachtet, 2 strahsenrothe Lichtpunkte; der obere erschien zuerst, und eine halbe Minute später der untere, um einen Bogen von fast 45° von ihm entfernt. Von den meisten Beobachtenden wurden 3 Sterne, Venus, Merkur und Jupiter, vorzüglich die erstere, in schönem Lichte, von einigen aber 4 Sterne, der vierte im Osten mit Jupiter in gleicher Höhe gesehen, und sie blieben in ihrem Glanze während der 3 Minuten der Totalfinsterniß ungeschwächt. Mehrere Sterne zu unterscheiden, hinderte das nunmehr wieder eingetretene leichte Gewölk am südlichen Himmel, welches in einem imposanten Lichtglanze, in eigenthümlicher, fast nie gesehener Färbung, nämlich bräunlich-violett erschien. Ein kleines Wachtelhündchen kauerte sich zusammen, und war auf dem Schooße seiner Herrin dem Einschlafen nahe; ein größerer Jagdhund ward etwas unruhig und unstät in seinen Bewegungen; dagegen schien die Totalfinsterniß auf einen sehr lebhaften Pinscherhund gar keinen Eindruck zu machen, indem derselbe auf den Wink seines Herrn bei einem Steinwurf, wie sonst gewohnt, aufmerkte. Am Zoppoter Seestrande will man 5 Sterne gesehen haben. Die Pferde daselbst wurden während der Totalfinsterniß ängstlich und drängten sich zusammen; die Hühner begaben sich in ihre Ställe, um die nächtliche Ruhe zu suchen; mit dem Wiedererscheinen des ersten Lichtstrahls aber fingen alle Hähne an zu krähen. Zwei Hunde waren während der totalen Finsterniß eingeschlafen. Bei Schweinen ließ sich keine Veränderung wahrnehmen; die Vögel dagegen flatterten scheu hin und her. Die Temperatur hart am Strande war empfindlich kühl; die Bannwipfel im Dorfe schienen mit einem grünen Flor überzogen. Die Gesichter der Menschen nahmen daselbst eine Leichenfarbe an. In dem Augenblick des Erscheinens des ersten Lichtstrahls eilte über die Sandflächen am Meeresgestade ein weißliches, wellenartig zitterndes, magisches Licht, dem Auge schnell entschwindend. — Das Erscheinen des ersten Lichtstrahls um 4 U. 33′, gleich einer plötzlich aufflackernden Leuchtkugel in diamantenem Lichte, brachte in der ganzen Gesellschaft eine sehr behagliche, auf allen Gesichtern strahlende Freude hervor; diese Stimmung schien begünstigt zu werden durch die milde, einer schönen Sommernacht ähnliche Temperatur, welche während der totalen Verfinsterung geherrscht hatte. Es dauerte nur wenige Minuten, bis die Erleuchtung den Eindruck des vollen Tageslichtes auf das Auge machte; hierbei stieg das Thermometer in folgender Weise: Im Schatten um 4 U. 33′ 13°, 4 U. 37′ $13^1/_2$°; um 4 U. 39′ waren Merkur und Venus noch mit unbewaffnetem Auge sichtbar; um 4 U. 44′ zündet

bes Brennglas wieder, und die Sterne sind nicht mehr sichtbar; Thermometer in der Sonne um 4 U. 47′ 14°, um 5 U. 15°. Um 5 U. 4′ war die Verfinsterung noch etwas über 4 Zoll; um 5 U. 7½′ Thermometer in der Sonne 16°, im Schatten 13°, 8. Um 5 U. 12½′ Verfinsterung noch 2½ Zoll, um 5 U. 17′ 2 Zoll; Thermometer in der Sonne 17°. Um 5 U. 24′ waren nur noch ⅞ Zoll verfinstert; das Thermometer war in der Sonne 17° geblieben, im Schatten aber auf 14°, 2 gestiegen. Um 5 Uhr 31′ gänzlicher Austritt des Mondes aus der Sonnenscheibe, worauf heiteres, schönes Wetter bis zum Schluß des Tages blieb.

Die Engländer in Tripolis.

Herr Richardson erzählt in seinem neulich veröffentlichten Werke: „Reise in der Sahara", daß bei seiner Ankunft in Tripolis die Engländer hier eine fast unverschleierte Herrschaft ausübten. Oberst Warrington, der großbritannische Consul, war der eigentliche Pascha dieses Barbareskten-Staates, und er besaß eine Herrschaft, deren Ausdehnung folgende Thatsachen hinreichend beweisen werden. Eines Tages ergriff der Pascha eine Maßregel, die der Consul für eine Beleidigung seiner Würde hielt. Als der Consul sie erfuhr, ritt er gerade spazieren. Sofort sprang er vom Pferde, stürzte in den Palast und stellte sich, die Reitpeitsche in der Hand, Seiner Hoheit vor. Der Pascha gab gerade einem Italiener Audienz, und dieser rief, als er den Zorn so deutlich in Warrington's Zügen ausgedrückt sah: Was wünschen Sie, Herr Consul? — Sagen Sie ihm, rief der Consul auf Englisch aus, daß er eine Canaille ist! — Glücklicher Weise verstand der Italiener kein Englisch, und da der Dolmetscher nicht zugegen war, so mußte sich der Consul auf die Zeichensprache beschränken; er machte deßhalb mit seiner Peitsche eine Bewegung, die noch roher war als seine Worte. — Der Pascha wurde von Schrecken ergriffen, um so mehr, als alle seine Hofleute Zeugen dieser Entweihung seiner Würde waren. Am anderen Tage gab er dem Obersten Erklärungen über das Mißverständniß, worauf ihm Herr Warrington seine Gnade wiederschenkte, ihn zu Tische bat und trotz Koran und Propheten in Wein berauschte. Uebrigens liebte es der Consul Warrington, die Monotonie der Herrschaft so viel als möglich durch Variirungen seines Benehmens zu verbannen. Bald war er grob wie in der erzählten Scene, bald lieh er sich zu freundlichen, aber nachdrucksvollen Scherzen mit dem Pascha herab und verbarg unter scheinbarer Freundschaftheit die Tatze des britischen Löwen. Man weiß, mit welcher Ehrfurcht die Muselmänner ihre Gräber betrachten. Der Pascha erfuhr, daß die Engländer die Kirchhöfe entweiht hätten, um die Knochen herauszuwühlen. Sofort ließ er den Consul kommen. Herr Warrington warf sich in seine prächtigste Uniform und begab sich, von seinem Sekretär, dem Dolmetscher und Viceconsul begleitet, in den Palast. Er wurde in den versammelten Divan geführt. Seine Hoheit war von den ersten Würdenträgern umgeben; man bat den Consul, sich zu setzen, dann fragte der arme Pascha mit emporgerechter Gestalt und feierlichster Stimme, ob es wahr wäre, daß die Christen alle Knochen im Lande zusammensuchten, deren sie habhaft werden könnten, und daß sogar die Grabstätten für diesen Handel entweiht worden wären. Der Oberst drückte zuerst, ohne im Geringsten die Fassung zu verlieren, dem Pascha seinen lebhaftesten Glückwunsch aus, den Divan mit einer so wichtigen Angelegenheit zu unterhalten, und fügte dann hinzu: Ich finde es sehr unangenehm, daß die Christen sogar in Gräbern nach Knochen suchen müssen, um sie nach Europa zu transportiren. — Wie unangenehm! rief der Pascha, aber wer eine solche Schandthat begeht, verdient den Tod. — Wenn Sie es wünschen, erwiederte der Oberst, handeln Sie ganz, wie es Eurer Hoheit gefällt. — Diese Worte beruhigten den Pascha einiger Maßen, und er bat den Obersten, ihm zu sagen, welchen Gebrauch die Christen von diesen Gebeinen machen könnten. Herr Warrington nahm seine würdigste Haltung an und sprach ernst: Hören Sie mich in Ruhe an! Sie trinken Kaffee? — Ja! — Sie werfen Zucker hinein? — Ja, erwiederte der ungeduldige Pascha. — Dieser Zucker ist weiß? — Ja, Ja! — Erfahren Sie also, daß man die alten Knochen gebraucht, um den Zucker weiß zu machen. — Eine allgemeine Explosion, „Allah, Allah!" brach aus dem Schooße der Versammlung hervor, und der Oberst wandte lächelnd und grüßend, grüßend und lächelnd, dem Pascha den Rücken und verließ den Saal. Seine Hoheit erließ am anderen Tage der Form wegen ein Verbot, Knochen auszuführen. Die Engländer kümmerten sich natürlich nicht darum. Nur verbannte der Pascha von diesem Tage an den raffinirten Zucker von seinem Tische.

Amerikanische Justiz.

Nach den von Dr. Kirsten herausgegebenen Skizzen aus den Vereinigten Staaten befindet sich bei einer gänzlich danieberliegenden theoretischen Betreibung der Rechtswissenschaft sowohl die Gesetzgebung als die Rechtsanwendung in Amerika im Zustande höchster Unvollkommenheit. Im Wesentlichen liegen dem bürgerlichen Rechte noch die altenglischen Gesetze zu Grunde, die sich durch ihre Dunkelheit, Verworrenheit und Unvollständigkeit auszeichnen. Unbegreiflich erscheint beispielsweise der Mißbrauch, der in Amerika gesetzlich mit der Leistung von Eiden, die nach unserm Recht möglichst geschont werden sollen, getrieben wird. Bei jeder unbedeutenden gerichtlichen Handlung ist sie Requisit. Hat ein Advokat eine Prozeßschrift abgefaßt, so schwört die Partei, daß sie mit deren Inhalt einverstanden sey; in gleicher Weise ist das bei Ausstellung einer Vollmacht der Fall. Die Abnützung des Eides geschieht daneben auch bei außergerichtlichen Gelegenheiten, wie bei Einführung von Waaren, deren Werth eidlich erhärtet werden muß, wenn auch derselbe durch die Rechnung des Absenders nachgewiesen wird. Zur Beurtheilung der Strafrechtspflege theilt Kirsten folgenden Fall mit: „Ein österreichischer Oberst, Graf ***, hatte bei festgelegtlagener Hoffnung, in amerikanische Militairdienste zu treten, vor zwei Jahren in Neuyork eine Schenkwirthschaft errichtet. Eines Tages, kurze Zeit vor der Präsidentenwahl, kommt ein berüchtigter und in großem Ansehen bei seinen Genossen stehender Loafer, Deutscher von Geburt, in Gesellschaft einiger Anderer seines Geschlechtes zu ihm und läßt sich für sich und seine Begleiter Speisen und Getränke, endlich auch Champagner geben. Aufmerksam gemacht durch einen gegenwärtigen andern deutschen Gast, sich wegen der Zeche zu sichern, läßt der Wirth bei erneuerter Bestellung um zuvorige Berichtigung des bereits Verzehrten bitten. Hierauf stellt sich der Besteller gekränkt, prügelt den Kellner durch und zertrümmert alle in der Gaststube vorräthigen Flaschen, Gläser und sonstige Gegenstände. Andern Tags bringt der Wirth unter Beistand eines Advokaten bei dem Richter auf Schadenersatz und Bestrafung des Hausfriedensbrechers. Der Richter meynte jedoch, bei der Sache werde nicht viel herauskommen, weil der Wirth das Versehen begingen, daß er Anfangs auf Borg gegeben habe. Die nachmalige Kündigung des Credits hätte daher der Besteller als Beleidigung ansehen mögen. Um ihn aber vor Wiederholung ähnlicher Ungebühr zu sichern, wolle er ihn ermächtigen, wenn der nämliche Loafer wieder zu ihm komme und auf sein Geheiß die Wirthsstube nicht verlasse, denselben niederzuschießen. Von Stunde an bewahrte der Wirth in dem Börte, worin die Flaschen und Gläser stehen, ein Paar geladene Pistolen. Als nun jener Störenfried wieder sich bei ihm einfand, hielt er ihm eine Pistole mit dem Verlangen entgegen, sich augenblicklich zu entfernen, dem derselbe Angesichts Dessen, was ihm drohte auch nachkam." Ferner: „Der Herausgeber eines neuyorker Schmähblattes wurde im vergangenen Jahre von einer Dame dahin, daß er sie in jenem auf das unwürdigste beleidigt hatte, am hellen Tage, gerade um die Mittagszeit, auf der Hauptstraße in Neuyork, während die schöne Welt auf derselben lustwandelte, mit einer Heypeitsche auf das

Jämmerlichste durchgepeitscht. Ihre Gereiztheit ging so weit, daß sie ihn Straßen weit verfolgte und ihm fortwährend mit Hieben zusetzte. Die Sache kam auf Antrag des Durchgepeitschen vor die Geschwornen, welche, da die Dame die That durchaus nicht in Abrede stellte, sie schuldig erkannten, worauf das Gericht sie zu einer Strafe von sechs Cent, der kleinsten Silbermünze in den Vereinigten Staaten, oder zwei Groschen, verurtheilte. Kein Monat, keine Woche vergeht, aus der nicht merkwürdige und wunderbare Entscheidungen von Strafsällen sich mittheilen ließen. Die Freisprechung offenbar Schuldiger wird durch die Bestimmung außerordentlich begünstigt, daß zur Verurtheilung Einstimmigkeit der Geschwornen erforderlich ist."

Pot-Pourri.

Die „Neue preußische Zeitung" veröffentlicht nachstehende drei Briefe von Gneisenau an Müffling über die proponirte Hinrichtung des Kaisers Napoleon. Im ersten steht:

Bonaparte ist durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt; der Herzog von Wellington möchte (aus parlamentarischen Rücksichten) vielleicht Bedenken tragen, den Ausspruch der Mächte zu vollziehen. E. H. wollen demnach die Unterhandlungen über diesen Gegenstand dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen. So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Deklaration vom 13. März, so wird das Blut unserer am 16. und 18. getödteten und verstümmelten Soldaten gerächt. Compiegne, 27. Juni 1815. v. Gneisenau.

Der zweite lautet so:

Der Herr Feldmarschall trägt mir noch auf, daß Ew. dem Herrn Herzog v. Wellington erklären, daß es der Wille des Herrn Feldmarschalls gewesen sey, Bonaparte auf demselben Fleck hinrichten zu lassen, wo der Herzog von Enghien erschossen worden, daß er aus Nachgibigkeit gegen des Herzogs Wünsche die Hinrichtung unterlassen werde, daß aber der Herzog die Verantwortlichkeit der Unterlassung übernehmen müsse. Es scheint mir, als ob die Engländer mit der Auslieferung von Bonaparte in Verlegenheit seyn werden. Ew. wollen daher die Unterhandlung nur darauf richten, daß er uns ausgeliefert werde. Senlis, 29. Juni. N. v. Gneisenau.

Der dritte:

Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tödtung Bonaparte's sich erklärt, so denkt und handelt er als Brite. Großbritannien hat keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeit, als gerade diesem Bösewicht, denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichthum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft, noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft mehr zu fürchten. Ein Anderes ist es mit uns Preußen. Wir sind durch ihn verarmt. Unser Adel wird nie mehr sich aufrichten können. — — — Es sey indessen! Will man theatralische Großmuth üben, so will ich mich dem nicht widersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche. Senlis, 29. Juni 1815. Graf v. Gneisenau.

Dampfschiff-Verkehr und Frauenwerth in Californien.

Der californische Mitarbeiter des Journal des Débats, Herr Derber, schreibt aus San Francisco unter Anderem: „Die Communikationsmittel zwischen San Francisco und den Goldrevieren haben sich gegen das vergangene Jahr sehr vervollkommnet. Viele Dampfschiffe gehen täglich nach allen schiffbaren Küsten in das Innere des Landes ab. Sie sind von den mannigfaltigsten Formen und Größen, so wie die Amerikaner sie zu bauen pflegen, um Originalität mit Bequemlichkeit zu verbinden. Diese Schiffe fahren, um keine Zeit zu verlieren, nur des Nachts. Man besteigt sie des Abends, schläft bis des Morgens und erwacht erst, wenn man hundert Stunden abgemacht hat, besorgt dann seine Geschäfte und kann in gleicher Weise des folgenden Abends wieder an den Ort der ersten Abreise zurückkehren. Sie haben nur das Unangenehme, daß sie, da sie auf dem Deck stark beladen werden, wie ein Schiff auf offenem Meere schwanken.(?) Die bizarrsten in der Gestalt sind diejenigen, welche den Dienst im Golf versehen; sie gleichen keinem Schiffe, sind viereckig, einer großen Kiste ähnlich, fahren langsam, können aber große Waarenladungen tragen und versorgen fleißig die längs dem Golf aufgebauten Städte mit jeglichem Bedarf. Die Preise der Fahrten sind sehr niedrig geworden; an gewissen Tagen bezahlt man nur einen Piaster. Der gewöhnliche Preis für die entferntesten Punkte ist aber eine halbe bis eine ganze Unze. An den Anhaltspunkte stehen Diligencen bereit, welche die Reisenden bis in die entferntesten Reviere bringen. Jüngst hatten vier bis fünf Dampfschiffe eine Anzahl Frauenzimmer mitgenommen, welche ihre Reisekosten nach Californien nicht bezahlen konnten. Die Frauen wurden, wie Waaren, öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Die Schiffscapitaine haben bei ihrer Unternehmung Schaden gehabt; denn die weniger schönen Weibsleute wurden jede zu nicht mehr als zwanzig Dollars (achtundzwanzig Thaler) zugeschlagen, und die schönsten kamen nicht über funfzig Dollars (siebzig Thaler). Auch in diesem Artikel hat die große Konkurrenz den Werth gewaltig herabgedrückt. Die Douane kaufte die meisten. Es dürften dadurch nicht gerade sehr feste Ehebündnisse geknüpft worden seyn."

Vor einigen Tagen erblickte man vor den Pforten des Krystallpalastes in London eine ländliche Schöne, deren körperlicher Umfang sich unter allen Sorgen und Mühen des Landlebens bis zu dem Grad ausgedehnt hatte, daß es rein unmöglich war, sie durch einen der zahlreichen Eingänge des Gebäudes hindurchzuzwängen, obgleich ihre ländlichen Freunde mit kräftigen Armen zu Hülfe kamen. Man denke sich die Lage der Unglücklichen vor den geöffneten Thoren des irdischen Paradieses, in welches rechts und links vor ihren Augen ununterbrochen Ströme Glücklicher einziehen. Und sie die einzige Ausgeschlossene unter Millionen, verurtheilt wieder heimzukehren, ohne den lockenden Preis der beschwerlichen Reise mit zurückzubringen. Ein Helfer erschien in der Gestalt eines Aufsehers in der Ausstellung, der die Verzweifelnde auf verborgenen Wegen zu einem andern Eingang leitete, durch welchen vordem Forteplanos und andere umfängliche Gegenstände in das Innere des Gebäudes befördert wurden. Auf das Gebot des Helfers in der Noth öffneten sich die weiten Thürflügel und die erlöste Schöne schob sich mit danküberfluthendem Herzen in das Innere des Palastes.

Einer ganz originellen Idee verdankt die Fabrik von Stiefelwichse der HH. Day und Martin, welche jetzt ein weltläufiges Etablissement in Oxford-Street mit mehreren hundert Arbeitern besitzen, ihren Ruf. Diese Handlung schickt nämlich, so erzählt man, eine Menge Laquaien in sehr aristokratischer Livree in alle Läden, um nach der Stiefelwichse von Day und Martin zu fragen, dadurch wurde man aufmerksam. Des Lord X. des Marquis Y. und Grafen Z. Patronat bewies, daß es eine höchst aristokratische Wichse war; Nachfrage und Angebot regelt den Preis, und so wurden die HH. Day und Martin Millionäre.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 65.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 13. August.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Deutschen in London.

(Schluß.)

Diese in engen, schmutzigen Straßen und Gäßchen gleichsam zusammengeschichteten Menschen-, Mädchen-, Kinder- und Lumpenmassen, wie wir sie an einem warmen Nachmittage sehen, bilden immer nur erst etwa die Hälfte der Bewohner. Die andere Hälfte vertheilt sich in Zuckerfiedereien und sonstige Fabriken, geht mit Harfen, Leierkästen, Besen, Mausefallen, Strohdecken und sonstigen Gesellschten umher oder geht amtlich in der City brandschatzen. Der beste Theil der deutschen Bewohner arbeitet in Zuckerraffinerien. Bayer'sche, thüring'sche, hannover'sche und junge deutsch-jüdische Mädchen verwerthen vagabondirend ihr musikalisches Instrument, ihre Stimme, ihren Körper. Manche haben als Entrée irgend einen kleinen wandernden Laden, dessen Vorräthe 4 — 6 Pence werth sind; etwas Grünes, einige Besen, ein musikalisches Instrument oder unpatentirte Mäusevertilgungsmaschinen, das ist ihre traurige Waare. Der raffinirtere, gebildetere Theil wandert als Eintreiber freiwilliger Steuern für Klein-Deutschland umher mit genauen Listen und Instructionen aus dem „Bureau". Kleindeutschland in Whitechapel nämlich hat sein Hauptbettel-Bureau mit verschiedenen Agenturen. Dort bekommt jeder Steuereinnehmer eine genaue Liste der Steuerpflichtigen mit dem durch Erfahrung festgestellten Quantum und dem Tage, an welchem die Steuer fällig ist. Die Summe wird Abends revidirt, controllirt, registrirt und der Staatskasse Kleindeutschlands einverleibt. Von hier aus beziehen die Invaliden und Nahrungslosen dieser kommunistischen Gemeinden ihre Renten. Das kommunistische Element ist hier auf eine wunderbare Weise verwirklicht. Zehn bis fünfzehn Personen bewohnen einen einzigen schmutzigen Raum. Der Eine bringt ein Paar erbeutete Kartoffeln, der Andere ein Stück Brod oder ein unförmliches Stück Steinkohle oder gar ein Stück verdorbenes Fleisch, ein Dritter große, unförmliche Pence-Stücke u. s. w. Der Ertrag des Tages wird am Abende zusammengeworfen und gemeinsam verzehrt. Er reicht oft bis zum Anfange des nächsten Tages hin, der in einer Tanzbeize bei einem deutschen Wirth in süßem Jubel erwartet wird. Wir sahen mehrere solcher Kneipen mit ihren Sälen. Die Wirthe sagten, bei ihnen sey jede Nacht hindurch Tanzmusik; nur des Sonnabends hatzige man dem englischen Gesetze und schließe um 12 Uhr des Nachts.

Welch' eine fabelhafte Welt! Merkwürdig, daß meines Wissens Dicken's (Boz) Pinsel nie aus dieser Welt Genrebilder gemalt hat! Hier stecken noch ein Paar Dutzend Bozische Romane vom ersten Wasser, die nur des Schliffs und der Fassung harren. Sind sie zu ekelhaft? Es sind noch lange keine „Gullys", keine „Peculiss" u. s. w. Zugänglich sind sie auch dem Engländer, denn Kleindeutschland spricht hier ebensogut englisch, als die englischen Mitbewohner deutsch. Hier ist Deutschland in Großbritannien, oder vielmehr Letzteres in Ersterem aufgegangen.

Wie ist Kleindeutschland in Whitechapel entstanden? Eben so, wie es noch jeden Tag entsteht und sich vergrößert. Unter den 40,000 bis 50,000 Fremden, die durchschnittlich jeden Tag in London an's Land geworfen werden, befinden sich immer mehr oder weniger unglückliche deutsche Individuen, die ohne Mittel, ohne Sprache, ohne Glück und Verstand so lange umherirren, bis sie von Elendeutschen Brüdern entdeckt, mitgenommen und dem großen, socialen Verbande Kleindeutschlands einverleibt werden. Es ist eben nichts Seltenes, daß zwei Personen im dichtest Dunkel von Nacht und Nebel unter einem schützenden Thorwege oder Durchgange sich im Schlafe gegenseitig anstoßen und dann die Entdeckung machen, daß Beide Deutschland ihre Mutter nennen! Der Eine weiß schon den Weg nach Kleindeutschland, der Andere, eben erst von seiner Mutter verstoßen und im Suchen nach Arbeit bis unter das Thor avancirt, findet nun in Whitechapel endlich Brüder und Schwestern, die sich seiner erbarmen und ihre Eigenthumslosigkeit freudig mit ihm theilen. Was dieses Erbarmen, was Genügsamkeit, Gemüthlichkeit und die Kunst, auch das elendeste Leben zu „genießen" betrifft, so kann der Engländer, besonders der reiche Bewohner der City, von jedem Deutschen nur lernen. Wenn man mit seinem deutschen Gemüthe erschrickt vor den entsetzlichen, glänzenden, athemlosen Rennen und Fahren in der City, zurückbebt vor diesen Tausenden, die wie von einem bösen Geiste getrieben, nämlich von ihrer Jagd nach Millionen, den Hut im Nacken hin- und herlaufen, Jeder mit dem Ausdrucke gleichsam versteinerter Leidenschaft, Geld zu machen und dabei alles Andere links und rechts, in sich und um sich rücksichtslos liegen zu lassen; — so werden einige Gänge durch die schmutzigen, engen Straßen Kleindeutschlands fast zur Erholung. Hier scherzt und lacht man, hier spielen Kinder um den Schooß der Mutter, die mit Freunden und Nachbaren vor der Thür auf einer Bank oder wohl gar auf dem schmalen Trottoir sitzt. Hier grüßt man sich, spricht aus den Fenstern, aus welchen neben Menschengesichtern auch Blumentöpfe hervorgucken, hier theilt man sich Freud' und Leid mit und fühlt sich solidarisch verbunden. Dies giebt diesen Armen und Elenden mehr Sicherheit ihrer Existenz, als den athemlosen Millionären und Money-makers, die so wenig Sinn für Lebensgenuß und Erholung haben, daß sie ihres eigenen ungeheueren Besitzes kaum froh werden. Man erzählt von einem dreifachen Millionär der City, zugleich Besitzer von 6 bis 7 großen Landgütern, daß er einmal eine Reise nach Italien gemacht und dort einen Landsitz für den schönsten in der Welt erklärt habe. Der Besitzer desselben habe jedoch erklärt, es gäbe in England noch einen viel prächtigeren. Eine nähere Untersuchung habe ergeben, daß dieses bis nach Italien berühmte Landgut unjenem Tripel-Millionär gehöre. Dieser sey nun nach England zurückgereist und habe jetzt erst die Schönheit seines Gutes entdeckt. — Alle diese Erscheinungen mit einander verglichen geben uns die feste Ueberzeugung, daß der Deutsche auf einem freien Boden und vollständig berechtigt über sein Walten und Thun, Schaffen und Gestalten als Mensch viel höher und vollendeter dastehen werde, als der Engländer und der Amerikaner. Hier wie dort ist der angelsächsische Stamm unter der Tyrannei blos materieller Interessen kleinlich, pedantisch, egoistisch, genußsüchtig, gemüthlos geworden. Die Sphäre des Schönen, der Humanität, der wirklichen socialen Solidarität ist ihm fremd geblieben. Dieser edlere Gehalt des Menschen liegt brach und vernachlässigt in ihm, er kennt ihn nicht, wie er ihn nicht anerkennt. Wenn man sich dieses kolossale, athemlose, nie zur Ruhe, nie zu sich selbst kommende industrielle und merkantile Thun und Treiben näher ansieht, so begreift man nicht, wie die Consequenzen davon zu ertragen seyen. Und so klatt und die Ueberzeugung näher, daß auch dem stolzen Britenreiche eine tiefgreifende, sociale Umgestaltung nicht mehr fern stehen könne. Materialien und Menschen dazu sind in Masse vorhanden. Wir meynen nicht nur die eigentlichen Arbei-

ter. Ich habe mehrere „discussing-rooms“ besucht, deren Mitglieder aus englischen Literaten, Zeitungs-Reporteren, Gelehrten und Bürgern bestehen, und bin erstaunt über die Kenntniß und das Feuer und die Beredsamkeit, womit die Materialien der sozialen Wissenschaft, der National-Oekonomie, des Zwangsstaates und die Forschungen deutscher Gelehrten und Volksmänner behandelt und discutirt werden. Ich habe in einem solchen Klub Deutsche reden hören, deren Englisch selbst die besten Cockney's unstudelhaft fanden und deren Mittheilungen über deutsche Verhältnisse mit der lebhaftesten Dankbarkeit aufgenommen wurden.

Es wäre voreilig, jetzt schon über die kosmopolitischen Folgen des Industrietempels aller Völker ein endgiltiges Urtheil fällen zu wollen; aber das sieht man jetzt schon gleichsam aus allen Poren des Lebens und Treibens in London hervorgehen, daß der endlose Völkerstrom, der Tag für Tag sich durch die Riesenstadt ergießt, auf den egelsüßen, pedantischen, stolzen, vorurtheilsvollen Loadoner den wohlthätigsten Einfluß ausübt. Der deutsche Einfluß ist jedenfalls einer der bedeutendsten: viele, sehr viele Klubs lernen Deutsch und halten sich mit der deutschen Literatur in der lebhaftesten Verbindung. In ungähligen Schulen gehört der Unterricht im Deutschen zu den wesentlichsten Bestandtheilen. Mancher Fürchtling lebt vom Unterricht in seiner Muttersprache. Und so mag man sich der Hoffnung hingeben, daß die Tausende, welche jetzt die Industrie-Ausstellung von Deutschland hierherzieht, und die vielen Unglücklichen, die von der geltendgemachten Politik zu Verbrechern gestempelt, hier ein Asyl finden, sich für dieses Asyl und für die ganze Schöpfung, welche zuerst alle Völker der Erde wahrhaft vereinigt, dadurch dankbar erweisen werden, daß sie, die Sklaven im Verhältniß zu den Britten, den Freien die Freiheit lehren, wie die Deutschen von hieraus Schöpfungen der Selbstregierung, segensreiche Folgen und Erfahrungen unconcessionirter, unbevormundeter Selbsthülfe in Industrie und Leben in lebendiger Erinnerung und Anschauung mit zurückbringen werden.

Vielleicht werden die sittlichen, socialen und politischen Gränzen zwischen den Völkern nun ebenso unbedeutend, wie es, seitdem der Donnergott des Dampfes und die Blitze des obersten der Götter zu Postpferden und Briefboten geworden sind, bereits die geographischen sind.

Die Sonnenfinsterniß.

Ein mecklenburgischer Dorfschulmeister in der Gegend von Plau hat seinen Schulkindern die Sonnenfinsternißs folgendermaßen erklärt: „Ihr könnt euch wohl denken, daß die Bewohner der Sonne, in welcher es auch bei Nacht Tag ist, sich auch einmal nach dem Schlaf sehnen; dies ist aber nur bei einer Sonnenfinsterniß möglich. Tritt nun solche ein, dann legt sich alles in der Sonne zu Bett und schläft sich so geschwind als möglich aus, um sogleich nach Beendigung derselben wieder an die Arbeit gehen zu können.“ Die Erklärung klingt ganz praktisch, sie schmeckt wenigstens nicht nach krassem Aberglauben, der sich noch dazu breit macht; sie schmeckt vielmehr nach Humor. Der Schulmeister hat sicherlich gewußt, daß er nichts weiß, und war insofern sogar noch vernünftiger als der berühmte Tycho de Brahe, der, obgleich ein Mann vom Geschäft, doch noch ganz merkwürdige Dinge geglaubt und behauptet hat, die mit den probaten Entdeckungen des noch berühmtern Copernikus geradezu im Widerspruch stehen. Dem mecklenburgischen Dorfscholarchen soll darum verziehen seyn; daß sein Wissen Stückwerk sey, durfte er die Bauern nicht merken lassen, sonst war es um seine Autorität geschehen: er hat darum schnell die Sonnenschlafmühen erfunden. Was aber soll man dazu sagen, wenn die Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn, die bekanntlich vor einigen Monaten zum Katholicismus übergetreten ist, über die eben beobachtete Sonnenfinsterniß in einem Dresdener Blatt sich folgendermaßen äußert: „Es will nicht geglaubt werden, daß das Himmelszeichen ein Zeichen von Gott ist, durch welches er den Menschen kundgibt, was jetzt in dieser Zeit für eine totale Sonnenfinsterniß des Geistes eingetreten ist.“ Ferner: „Ueber dies Licht (des biblischen Glaubens) in Wort und That in den Menschen, so hätten wir keine Sonnenfinsterniß, doch gut, wenn dies die letzte ist.“

Wenn Leute solchen Unsinn schwatzen, die nicht nur zu den Gebildeten, sondern sogar zu den „Gebildetsten“ zählen, weil sie viele Bücher geschrieben und die Leihbibliotheken jahrelang besprochtet und bevölkert haben, dann darf man sich nicht mehr wundern, daß es unter der großen Masse der sogenannten Ungebildeten noch eine Menge abergläubischer Menschen gibt, denen die Sonnenfinsterniß Angst und Schrecken eingejagt hat, ja daß sogar einige nichts weniger als den Weltuntergang befürchteten. Es sind, wie Bayerische Blätter aus ihrer Heimath als zuverlässig versichern, dort aus Anlaß der Sonnenfinsterniß gegen achtzig gerichtliche Testamente gemacht worden. So sah auch das Landvolk im Göttingenschen mit Furcht der Verfinsterung entgegen. Allgemein herrscht von alters her unter ihm der Glaube, es regne aber thaue Gift herab und verderbe das Heu, das sich auf der Weide befindet. Auf dem Wassermeint man, schlage sich dieses Gift als bläulicher Anflug nieder, und ein zufällig auf einem draußen hingestellten Eimer bemerkter bläulicher Duft mußte sofort als Beweis dienen. Wer weiß nicht, erzählt Jemand in der „Weserzeitung“, ob das Gerede wahr ist, auf dem benachbarten Eichsfeld habe man die Bauern verwarnt, ihre Brunnen wohl zu bedecken. Eine alte Frau höre ich sagen: „Ja, as et hat letzte Mal war, wören hau swarte Dinger up be Kahlbläders fallen.“ Bei Friedland will man sogar das Gift wie Silber haben im Gras liegen sehen. Unter diesen Umständen kann es nicht überwundern, wenn man hört, daß in manchen Ortschaften der Bauer seine Thiere zu Hause behielt; in andern trieb der Hirt gar nicht, und Kühen, Schweinen, Gänsen ward sorglich der verderbliche Anblick entzogen. Ja noch mehr; — in den öffentlichen Anzeigen für den Harz war sogar eine Bekanntmachung des hochwohlweisen Magistrates von Klausthal zu lesen, nach welcher das Austreiben des Viehes am Tage der Sonnenfinsterniß untersagt wird. Das Verbot mit seinem höchst originellen Eingange lautet: „Bekanntmachung. Da nach uns vorliegenden Beschreibungen die am 28. bs. Mts. Nachmittag eintretende Sonnenfinsterniß so bedeutend seyn wird, daß eine starke Dämmerung eintritt, während welcher es nicht rathsam seyn möchte, das Kuhvieh auf der Weide im Walde zu haben, so ist den hiesigen Hirten das Austreiben des Viehes am 28. dieses Monats untersagt. Klausthal, 25. Juli 1851. Der Magistrat. Rombohr.“ — Da ähnliches in der Gegend von Bien geschehen, so scheint dort ein ähnlicher Volksglaube zu herrschen. Es ist wenigstens bewährte Thatsache, daß der Bürgermeister einer Marktgemeinde im sogenannten Waldviertel am Tage vor der Sonnenfinsterniß den amtlichen Auftrag ergehen ließ, alle Wiesen abzumähen und kein Vieh auf die Weide zu treiben, weil der nach der Sonnenfinsterniß fallende Thau vergiftet sey. — Im Hannover'schen aber wünschten auch die Menschen nicht unterwegs zu seyn und noch am Sonntag suchte Jemand aus der Nähe von Eimbeck nach Kassel zu kommen, um nur vor der Finsterniß nach Hause zu gelangen. Bei Manchem mochte allerdings die Furcht durch die im voraus gegebene Beschreibung der Erscheinungen bei totaler Verfinsterung vermehrt seyn. — Dergleichen Erfahrungen werfen ein Streiflicht auf die Bildungsstufe des Volkes im allgemeinen, auf den herrschenden Aberglauben und vielleicht in Nachklängen auf den Glauben früherer Zeiten.

Ein ganz besonderes Interesse knüpfte sich zu Straßburg an die Beobachtung der Sonnenfinsterniß. Man weiß, daß die wundervolle Uhr des Herrn Schwilgue mit so vieler Kunst und Genauigkeit ausgedacht und gebaut worden ist, daß sie durch das Spiel ihres Mechanismus nicht allein die gewöhnliche Folge der Zeit und den Gang der Gestirne, sondern auch die ausnahmsweisen Erscheinungen und die geringsten Störungen ihrer Bewegungen wiedergibt und

dem Auge sichtbar macht. Es war also ungemein interessant, die astronomische Konjunktion vom 28. Juli sich so zu sagen in mikroskopischen Verhältnissen auf einem der Zifferblätter der Münsteruhre abbilden zu sehen zu einer gleicher Zeit und auf die nämliche Weise, wie sie sich im unermeßlichen Raume vollbrachte. In der Mitte des Zifferblattes, von welchem wir sprechen (das untere Centralzegerblatt) und welches zu den Angaben des Kalenders und der Tageszeiten bestimmt ist, steht man die Erdkugel abgebildet, nach dem Meridian von Straßburg gerichtet und den Blicken alle auf ihrer nördlichen Halbkugel gelegenen Länder darbietend. Rings um diese Kugel bewegen sich zwei Zweiger, wovon der eine mit einer goldenen Strahlenscheibe, welche die Sonne darstellt, und der andere mit einer kleinen Kugel endet, die auf der einen Seite silberfarbig und auf der andern Seite schwarz ist und den Mond darstellt. Die Dimensionen dieser beiden Gestirne sind in genauem Verhältnisse mit ihrer sichtlichen durchschnittlichen Größe, was unerläßlich war, um sie zur Darstellung einer Finsternis geeignet zu machen. Diesen kleinen Mond, dessen Durchmesser kaum einen halben Centimetre beträgt, und welcher sich auf dem Zeigerblatte eben so wenig wie am Firmament in einem runden Kreise bewegt, diesen kleinen Mond, so groß wie eine Pille, sah man am 28. Juli auf der von Herrn Finf angegebenen Minute, auf die Sekunde sich der niedlichen Sonnenscheibe des Herrn Schilgué nähern, Anfangs einen kleinen Rand davon bedecken, hierauf die Scheibe mehr und mehr verhüllen und zuletzt den entgegengesetzten Saum überschreiten, ganz übereinstimmend mit den Wandelungen der wirklichen Finsterung. Fügen wir noch hinzu, daß durch die Projektion der Tangentenlinien an der Mondkugel man die Zone der Hemisphäre bestimmen konnte, wo man das Schauspiel der völligen Finsternis genießen konnte. Zahlreiche Neugierige drängten sich in die Vorhalle des Münsters, wo man nur Ausrufe von Ueberraschung und Freude hörte beim Anblick dieses wunderbaren Ergebnisses einer zweifachen Anstrengung des menschlichen Geistes und des Urhebers des mechanischen Apparates. Besonders die Fremden wurden der Glückwünsche bei Herrn Schilgué nicht müde, und eine schwedische Dame hat ihre Begeisterung für das, was sie sah und hörte, nur dadurch befriedigen können, daß sie dem ebenso geschreibenen als gelehrten Manne, der Straßburg mit diesem unvergleichlichen Meisterstücke bereichert hat, die Hand drückte und küßte.

In Paris stand bei der Sonnenfinsternis eine beobachtende Gruppe von etwa zwanzig Personen auf dem Bastillenplatz. Einer von ihnen, der Tournure und dem Kostume nach ein Provinzbewohner, bittet seine Nachbarn, ihm doch das Phänomen zu erklären. Ein neben ihm stehender Herr, in dessen Miene sich die Kennzeichen einer ehrlichen bürgerlichen Haut und eines würdigen Mannes spiegeln, während der Aplomb seiner Rede auf einen Gelehrten hindeutet, — ist zu der erbetenen Erklärung sofort bereit. „Merken Sie auf!“ beginnt er zu dem wißbegierigen Krähwinkler, — „Sie sehen hier ein Zwei-Sousstück, — dies stellt den Mond vor; — ich bitte nun um ein Fünffrankenstück — zufällig habe ich selbst keins bei mir — um es als Bezeichnung für die Sonne zu benutzen.“ Der Provinzler fährt zuvorkommend in seine Tasche, holt die Fünffranken-Sonne hervor und überreicht sie mit graziöser Armbewegung dem verlangenden Cicerone, der zur Höfste den Silberthaler mit der Scheidemünze bedeckt und diese mit gewandten Fingern alltäglich über das Fünffrankenstück hinschiebt. Der Mann aus der Provinz folgt mit angetrengtem Blicke dieser Geldverfinsterung, die ihm als vollkommenes Bild der Sonnenfinsterniß angedeutet wird. „Nehmen Sie jetzt das geschwärzte Glas vors Auge, während Sie das Andere zudrücken,“ mahnt die erklärende „ehrliche bürgerliche Haut“ aus Paris, „und schauen Sie vergleichend mit meiner Explication das Originalwunder am Himmel an. Aber rasch, ehe der glückliche Moment vorüber ist.“ Der Provinzielle thut, wie ihm geheißen, und während seine Nase und sein verschwärztes Auge in die Lüfte emporstreben, ist der Erklärer noch so zuvorkommend, ihm das Fünffrankenstück wieder in die Tasche zu schieben. Der Kleinstädter genießt nun, belehrt von dem würdigen Pariser, alle Schönheiten des Naturereignisses. Als die Finsternis am Himmel aber vorüber, wird es ihm hier auf Erden klar, daß sein Cicerone verschwunden ist und mit ihm etwa zehn Fünffrancsstücke aus der Tasche, statt welcher dieser zehn bescheidene kupferne Zehn-Centimesstücke erhalten hat. Der Fremde, ein gewandter Taschendieb, hatte „das firmamentale Vergnügen mit dem irdischen Geschäft verbunden“, der Provinziale aber die astronomische Vorlesung unverhältnismäßig theuer bezahlt.

Die Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III.

Die Aufstellung der Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III. in Königsberg ist vollendet. Die Reiterstatue ist 15½ Fuß hoch, aus erobertem Kanonen-Metall gegossen, und stellt den König in Generals-Uniform mit dem Krönungsmantel dar, der in reichen Faltenwurfe auf das Pferd herabfällt. Das Postament von Bronze, auf welchem der königliche Reiter zu stehen kommt, ist 9 Fuß hoch, 13 Fuß lang und 6 Fuß breit. Um dasselbe stehen 6 Fuß hohe allegorische Figuren an Pilastern, deren Kapitale mit entsprechenden Ornamenten reich verziert sind. Sie stellen die Frömmigkeit, die Borussia, die Gerechtigkeit, die Vaterlandsliebe, die Abundantia (den Ueberfluß) und die Weisheit dar. Die Ergebung in Gottes Willen, das betende hoffende Herz ist trefflich in der Statue ausgedrückt, welche die Frömmigkeit darstellt. Die Borussia ist eine mit Helm, Panzerhemd, Schild und Lanze geschmückte kräftige Figur, die Jedem Anfugung gebietet und dem Feinde trotzt. Die Gerechtigkeit hält eine Figur dar, welche mit ritterlichem Ernste das Gesetzbuch in der linken trägt und mit der Rechten das Schwert führt. Die Vaterlandsliebe repräsentirt eine Mutter, welche einen Säugling auf dem linken Arme trägt. Derselbe schmeigt sich an die Mutter an und hat den Daumen im Munde. Zur Rechten der Mutter steht ein kräftiger Knabe, dessen Haare sich emporsträuben, dem der Muth aus den Augen blitzt und der ein guter Vaterlandsvertheidiger zu werden verspricht. Die Abundantia trägt die Mauerkrone auf dem Haupte, in der Rechten einen Erntezweig und in der Linken ein Füllhorn mit solchen Früchten, die in der Provinz Preußen auf Feldern und in Gärten reifen. Die Weisheit repräsentirt eine Figur, welche sinnend und forschend nach Wahrheit sucht. In der Rechten trägt sie ein Buch, und zu Füßen steht als Attribut eine Eule. Sie trägt ein leichtes Obergewand, unter welchem die linke Hand durchschimmert. Von diesen sechs Figuren stehen vier an den Ecken und zwei in der Mitte der breiten Seiten des Postaments. Die Zwischenräume sind mit Reliefs ausgefüllt, die wir nun genauer betrachten wollen. Die Stirnseite des Postaments hat die Dedikations-Platte mit dem preußischen Adler, welcher zwei Palmenzweige und einen Lorbeerkranz in seinen Klauen trägt. Darunter stehen die Worte mit großen lateinischen Buchstaben: Ihrem Könige Friedrich Wilhelm III. die dankboren Preußen 1841. (Dieses ist das Jahr, in welchem der Entschluß, das Denkmal zu setzen, zur Reife kam.) Zwischen den Statuen, welche die Frömmigkeit, die Borussia und die Gerechtigkeit darstellen, sind zwei-Reliefs, von denen das eine das königliche Paar im Kreise ihrer 7 Kinder darstellt. Der König steht in der Mitte und gibt dem kleinen Prinzen Karl eine Fahne. Neben diesem stehen in Uniform der Prinz von Preußen und im Waffenrock unser jetziger König, der ein Buch unter dem Arme trägt. Linker Hand sitzt die Königin mit dem Diadem auf dem Haupte, und auf ihrem Schoße wiegt sie den kleinen Prinzen Albrecht, mit welchem die jetzige Kaiserin von Rußland, die zu den Füßen der Mutter kniet, spielt. Die Prinzessin der Niederlande sitzt der Mutter zu Füßen. Neben der Königin steht linker Hand die jetzt verwittwete Großherzogin von Mecklenburg, welche die Hand auf den Kopf ihrer jüngeren Schwester legt. Das zweite Relief stellt den König in seinem Kabinet sitzend im Gespräch

mit dem Staats-Kanzler v. Hardenberg dar, dem zur Seite Stein und Scharnhorst stehen. Der Stirnseite gegenüber stellt das Relief den Volks-Aufruf zu Königsberg dar. In der Mitte steht das wohlgetroffene Portrait des Generals York, die Rechte gen Himmel erhoben; ihm zur Seite links und rechts die Grafen Dohna und noch mehrere Notabilitäten der Stadt, von denen nur Barbeleben und Heidemann bekannt sind. Auf der zweiten Längenseite des Postamentes schließen die Figuren, welche die Vaterlandsliebe, die Abundantia und die Weisheit darstellen, wieder zwei Reliefs ein, von denen das eine den Ackerbau und die Viehzucht, und das andere die drei Stände darstellt. Den Ackerbau repräsentiren drei Landleute, von denen zwei mit Auerochsen pflügen, während der dritte, das Säetuch am Halse tragend, den Samen ausstreut. Im Hintergrunde ist ein mit Bäumen umpflanzter Weideplatz dargestellt, auf welchem eine Heerde Schafe graset. Die drei Figuren, welche die drei Stände repräsentiren, reichen sich gegenseitig die Hände. Den Lehrstand vertritt der Professor Bessel, und den Wehrstand der in Frankfurt a. M. erschlagene General Auerswald, welcher, in der Uniform eines Landwehr-Ulanen, sein Pferd, das nach Futter sucht, am Zügel hält. Im Hintergrunde dieses Reliefs sieht man die Sternwarte Königsbergs und die mit Flaggen versehenen Masten der Schiffe. An dem unteren Theile des Architravs stehen mit großen lateinischen Buchstaben die den Reliefs entsprechenden Worte: „Sein Beispiel und seine Gesetze machten uns stark zur Befreiung des Vaterlandes. Ihm danken wir des Friedens Segnungen." Mit dem Granit-Unterbaue ist das ganze Denkmal 35 Fuß hoch.

Shakespeare-Hotel

Das „Konstitutionelle Blatt aus Böhmen" enthält von seinem Ausstellungsberichterstatter die Beschreibung eines Besuchs in Shakespeare's Geburtsort, der wir folgende komische Episode entlehnen: „Gegen 6 Uhr erreichten wir das Ziel unserer Reise und begehrten in dem ganz dicht an Shakespeare's Vaterhaus gelegenen weißen Löwen unser Nachtquartier; denn in Stratford upon Avon kann man verhältnißgemäße allein nur im weißen Löwen einkehren, wie zu Weimar nur im Erbprinzen. Der Wirth zum weißen Löwen in Stratford am Avon, dessen Schild, wie ein eigenes aus den Zeiten Elisabeths aufbewahrtes Dokument beweist, schon zu Lebzeiten des glorreichen Dichters bestanden, hat mit Bezeichnung seiner Gastzimmer eine merkwürdige Einrichtung vorgenommen. Sie sind nämlich nicht numerirt wie in andern Hotels, sondern über den Thüren derselben wurden schwarze Tafeln angebracht, auf welchen jedesmal mit goldenen Buchstaben der Name eines einzelnen Shakespeare'schen Dramas aufgeschrieben steht. So viel Stücke, so viele Gemächer. Man hat dabei die Vorsorge getroffen, die Titel der Lustspiele, als: „Was ihr wollt", „Ende gut, Alles gut", „Wie es Euch gefällt" ꝛc. für jene Versammlungssäle anzuwenden, wo gespeist und gefrühstückt wird, oder wo die Gesellschaft sich des Abends vereinigt, während die Trauerspiele und historischen Dramen ausschließend den Schlaf- und Passagierzimmern vorbehalten bleiben. Wir vergaßen zu fragen, wann diese in ihrer Art scharfsinnigen und auf Speculation berechneten Aufschriften eingeführt wurden, denn ein hierländischer Gasthalter von reinem Volksblut sucht bei seinen Unternehmungen auch die Werke der einheimischen Kunst und Literatur einträgend zu machen; es muß aber jedenfalls eine neuere Anordnung seyn, da wir uns nicht erinnern, in den vielfältigen Beschreibungen der Touristen jemals davon gelesen zu haben. Jedermann wird begreifen, daß in einem weitläufigen Gasthof eine solche Bezeichnung der Wohnzimmer statt der überall auf dem Festlande und in England gebräuchlichen Numerirung zu den possirlichsten Verwechslungen Anlaß geben muß. So ruft das Stubenmädchen von einem Fenster des ersten Stockwerks mit lauter Stimme in den Hof hinunter: Kellner! Butter und Rettig für Julius Cäsar; ferner ein Dutzend Sitzencercigarren für Antonius und Cleopatra. — Timon von Athen verlangt augenblicklich nach dem Friseur, und König Lear behauptet, die Wäscherin habe ihm vorgestern zwei gestärkte Kravatten ausgelassen. — Fragen Sie doch den Hausknecht, ob er für Romeo und Julie die Stiefel bereits fertig geputzt, aber machen Sie hurtig. — Als ich mit meinem Ränzlein um weißen Löwen angelangt war, führte mich die Beichtleserin eine Treppe hoch über den Gang und wies mir das Zimmer von Richard III. an, dessen Fenster in den nämlichen Flucht auf die Gasse gehen, wo das Geburtshaus des Dichters steht. — Nun, ist es Ihnen gefällig einzutreten? — In der That, ich möchte beinahe einigen Anstand nehmen, in diesem Gemach eine Nacht zuzubringen. Ich besitze eine erregbare Phantasie und die fürchterliche Traumscene im letzten Akt hat sich zu lebhaft meinem Gedächtniß eingeprägt, als daß ich mich stark genug fühlen dürfte, diese schreckhaften Bilder zu überwinden. Wenn mir heute Nacht die Geister der Gemordeten, wenn mir Hastings, Buckingham und die unglückliche Königin Anna in ihren blutigen Leichentüchern erscheinen, so haben Sie es auf dem Gewissen. Gleich daneben sehe ich ein Zimmer mit der Aufschrift „Sommernachtstraum". Sperren Sie es auf. Hier möchte ich es vorziehen, die Stunden der Nacht zuzubringen, um mich während des Schlafes von der zeitenden Feengestalt Titonias und ihrer Camarilla aus luftgewebenen Cisternen umgaukeln zu lassen; oder legen Sie mich kurzweg auf das Zimmer der „lustigen Weiber von Windsor". Mir thut es leid, Ihren Wünsche nicht willfahren zu können, aber die beiden Gemächer von „Sommernachtstraum" und „Hamlet", welche sich noch rechts und links befinden, sind bereits von zwei fremden Gentlemen eingenommen, die einen Ausflug in die Umgegend gemacht haben. „Othello, der Mohr von Venedig" wird so eben gewiß und „Troilus und Kressida" werden angekrochen, so bleibt Ihnen nur „König Johann" übrig, wenn Sie nicht auf einem der Corridore gegen den Hof einziehen wollen. Dort sieht Ihnen aber das ganze Haus zu Gebote, denn wir haben heute sämtliche Zimmer leer. Da ich als österreichischer Patriot mein erstes Nachtlager zu Stratford wegen der im dritten Akt des „König Johann" enthaltenen ungarten Aufspielungen gegen mein Vaterland anstandshalber nicht aufschlagen wollte, so blieb mir nichts als der rasche Entschluß, mich nolens volens bei „Richard III." häuslich niederzulassen."

Auf das Grab

der Frau Rechtsanwalt

Anna Glas.

(Eingesandt.)

Für uns auch ist der Myrthenkranz gewunden,
Der tränend Deine Todtenbahre schmückt,
Ist ja ein Herz, beglückend und beglückt,
Auf immerdar für uns dahingeschwunden!

Natur und Geist und Anmuth still verbunden,
Des Weibes Vollzier, die den Mann entzückt,
Darum so schön — und doch so schnell entrückt?
Warum so viel gesiebt in wen'gen Stunden?

So sendet heut' noch herrlich die Cactke
Den Lebensduft aus voller Strahlenbluthe,
Und morgen sinkt sie schlaff und todesmüde.

Das Treffliche bleibt nie das Unverfehrte,
Stets lauernd steht der Tod in seiner Nähe,
Den Edlen, wahrlich, nicht gehört die Erde!

Memmingen. **C. D.**

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 66.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 16. August.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Franzosen-Nacht.

22. — 23. März 1848.

Ich hatte, ehe ich zu Bette ging, noch eine Schilderung der Schlacht bei Aspern gelesen; kaum war ich eingeschlafen, so führte mich der Gott der Träume auf jene Schlachtfelder an der Donau, wo schon so oft, seit den dunkelsten Jahrthunderten, die Geschicke Europas entschieden worden. Rings um mich wogt der Kampf, Schüsse folgen auf Schüsse, Tausende wälzen sich in ihrem Blute; wie Felsen stehen Oesterreichs Heldensöhne und jeder Anprall der Reiterei wird zurückgeworfen, ein Bataillon wankt, da ergreift der Erzherzog die Fahne und spricht vor die Reihe, das Heldenfeuer, das in seinem Auge blitzt, entzündet die Kampfbegeisterung von Neuem in den Herzen der tapfern Grenadiere, sie folgen dem geliebten Führer zum Sieg. Auf einmal hörte ich meinen Namen nennen und stürmen von der großen Glocke zu Freiburg. Wie kommt denn das Münster von Freiburg an die Donau? „Herr Stürmer, die Franzosen sind nah, stehen Sie doch auf!“ Das Stürmen und Schießen bringt mich aus dem Traum in die Wirklichkeit. Ich erwache, öffne schnell die Thüre, zitternd und halbangekleidet steht mein wackerer Hausherr davor, das Licht in der Hand. „Herr Ferdinand, die Franzosen sind über den Rhein bei Breisach, morden, sengen und brennen, plündern, was sie können. Schon sind sie in Munzingen und vielleicht in einer Stunde hier. Ziehen Sie sich schnell an, Ihre Leute warten schon auf Sie.“

Gleich nach der Februar-Revolution herrschte überall eine ungeheure Gährung; Gesindel, das aus Frankreich kam, machte Alles unsicher; theils zum Schutz von Person und Eigenthum, theils in einer eigenen Begeisterung waffnete sich Alles. Das Studenten-Korps zeichnete sich vor andern durch ein kriegerisches Element aus, und ich war Mitglied einer Abtheilung geworden. Schnell zog ich mich nun an, schnallte meinen Säbel um, lud meine Pistolen und eilte auf den Münsterplatz. Wenn ein Ameisenhaufen aufgerüttelt wird, so ist ein Laufen, ein Eiligthun bei den kleinen Thierchen. So kam es mir jetzt vor auf dem Münsterplatz. Da ist ein Ernst in allen Gesichtern, eine Eile in allen Bewegungen, Rotten stellen sich auf und ziehen ab, das Kommando erschallt und wird pünktlich befolgt; der Platz ist von Fackeln erleuchtet und der alte ehrwürdige Münster schaut ernst in das bewegte Treiben der wogenden Menge. Und wie hier Freiburg sich rüstet, so auch das kleinste Oertchen längs des Oberrheins, die Sturmglocken tönen von allen Kirchthürmen, mit ländlichen Waffen stellt die Mannschaft am Eingang des Ortes sich auf, die Frauen machen Wasser siedend, um sich nach ihrer Weise zu wehren, Steine werden auf die Bühnen getragen; Viele bereiten sich förmlich zum Tode, alte Feinde drücken einander die Hand, der Hader ist vergessen und der Haß schmilzt; Liebende nehmen zärtlichen Abschied und die Mütter beten zu Gott für die Kinder ihrer Wehen. Reiter reiten von einem Ort zum andern und berichten, daß die Franzosen sengend und brennend nahen und fordern auf zur männlichen Abwehr und so fliegt die Kunde von Ort zu Ort und wächst im Vorschritt; der Schwarzwald regt sich in den Höhen und Thälern, auch Sigmaringen waffnet sich; auch der rege Schwabe wird aufgeschreckt, der die Sturmfahne des Reichs trägt; es stürmt in Rottweil, „Burschen 'rauß!“ rufts in den Straßen von Tübingen, bis nach Ulm bringt die Schreckenskunde, ja noch weiter hinaus werden alte Gewehre geputzt, Kugeln gegossen, Säbel geschliffen; und wer nicht Flinte und Säbel bekommt, greift zur Heugabel und zum Dreschflegel.

Wenn die Zimmen schwärmen und man auf einen Kessel schlägt, so sammeln sie sich augenblicklich. Die Trommeln rasseln und Alles ordnet sich. Mir wurde aufgetragen, mit meinem Korps den Weg gegen Breisach zu untersuchen. Ein junger Mann tritt auf mich zu und bittet mich in englischer Sprache mitgehen zu dürfen, er verstehe sich auf die Büchse und hasse die Franzosen — **robber people** nannte er sie — von Herzen. Freudig ward es gewährt, der Marsch sogleich angetreten.

Rasch gehts voran durch die warme Nacht über die Brücke und die Dreisam murmelte noch einen Abschiedsgruß; vorwärts, am Schönberg vorüber und dem großen Schlachtfeld, wo 1644 im Riesenkampf Oesterreicher und Franzosen rangen um den blutigsten der Siege. Die Geister der Helden sind auferstanden und rufen uns zu, muthig und tapfer den alten Erbfeind zurückzuwerfen, wie sie einst gethan. Vorwärts! Die alte Kirche von St. Georgen schaut uns ernst an und der Hahn auf dem Thurm dreht sich und schreit: „Wachsam!“ Vorwärts durch den Wald von Munzingen und die Bäume flüstern: „Seyd tapfer wie die Väter!“ In Munzingen ist Alles auf den Beinen; „in Breisach sind sie schon.“ Also voran! Noch ein Ort und nun kommt der lange und ebene Weg nach Breisach. Ich wurde mit Einigen zum Kundschaften ausgeschickt und es wird mit aller Vorsicht weiter marschirt.

O liebliche Nacht! Die Sterne gehen auf und unter, mit tausend und tausend Liebesaugen sieht uns der Schöpfergeist an. Warme Winde wehen, der Frühling bricht an. Auch ein anderer Frühling ist angebrochen, ein Völker-Frühling. Stürme und warme Lüfte sind ihm vorangegangen; der Augenblick ist groß; ein Ruck vorwärts ist gemacht und kann nie mehr zurückgebracht werden, ein neues Wellaller ist angebrochen. So phantasirte ich damals.

Doch die Sonne einer neuen Zeit wirft immer nach vorn ihren Schatten; große Perioden führen heftige Kämpfe mit sich. Und gerade wir sollen hier einen solchen bestehen. Zeigen wir uns würdig des großen Augenblicks. Muthig voran! So gehts fort und schon fängt der Tag zu grauen an; die Spekulanten gewahren nicht das Geringste, was Verdacht erwecken könnte. Im Grauen des Tages sieht man schon Breisach, man hört aber keinen Schuß, kein Mordgeheul, nur das Brausen des Rheinstromes. Wir kommen vor Breisach, es ist so ruhig wie ein alter Invalide, der sein Schläfchen macht. Arm und Bein sind ihm weggeschossen und das Antlih hat manche Narbe. Unser Schritt hallt in den Straßen wieder, da und dort geht ein Laden auf und ein schlaftrunkenes Gesicht sieht uns verwundert an. Alles so still und nirgends ein Sanskulot! Wir kommen an die Rheinbrücke, die Wache sieht uns verwundert an und lacht, als wir sagen, warum wir gekommen. Alles war leeres Gerücht; nirgends ist ein Franzose, umsonst ist alles Stürmen, Kugelgießen, Säbelschleifen, der ganze Schwarzwald, ganz Schwaben ist zum Narren gehalten. Ja, was das Sonderbarste: Im Elsaß stürmte es und die Leute flohen zum Gebirg, „weil die Deutschen kämen.“

Wie dieser Franzosenlärm entstand und so schnell die Bevöl-

kerung des ganzen Südwestens alarmiren konnte, ist bis jetzt ein Geheimniß. Man sagt, der Bundestag hätte es veranstaltet, um die Leute in Schrecken zu setzen und ein Armeekorps in das aufgeregte Gränzland versetzen zu können. Wenn dem so wäre, so hätte diese Maßregel gerade das Gegentheil bewirkt von dem, was sie sollte. Denn das Volk bewaffnete sich unmittelbar darauf. Andere ganz gewiß bessere Rechner behaupteten, es sey der Franzosenlärm von den demokratischen Klubs ausgegangen, welche das Volk unter die Waffen bringen wollten, wie 1789 auf einmal durch ganz Frankreich die Nachricht verbreitet wurde: „Räuber nahten", was Alles zu den Waffen trieb, so daß in Kurzem das ganze Königreich wie ein Igel von Bajonetten starrte. Jedenfalls kam die Sache der Bewegungspartei zu Gute, und in der Politik schließt man bei derartigen Ereignissen stets: Cui commodum, is fecit.

Ein merkwürdiges Ereigniß ganz gleicher Art fand 1688 in England statt; es ist noch heute unter dem Namen der „irischen Nacht" viel besprochen und Macaulay schildert es ausführlich in seiner klassischen Geschichte der glorreichen Revolution. Dort verbreitete sich in der Nacht des 28. Dezember plötzlich das Gerücht, Irländer, Soldaten Jakobs, marschirten gegen London und metzelten Alles nieder; kein Protestant werde Gnade finden; Kinder würden gezwungen werden, ihre Eltern zu morden; andere auf Lanzen gesteckt und in die brennenden Häuser geschleudert werden. Leute waren am Abend gekommen, um diese Nachricht zu verbreiten; Briefe wurden gebracht, die vor den annahenden Barbaren warnten.

In London erregte die Nachricht Entsetzen; die Alarmtrommel wurde geschlagen, alle Straßen wurden beleuchtet; überall waren erschrockene Weiber weinend und die Hände ringend, während ihre Väter und Gatten sich zum Gefechte rüsteten. Zugleich bemächtigte sich derselbe Glaube in hundert Städten des Volkes, allenthalben bewaffneten sich die Massen, wurden Brücken abgebrochen, Barrikaden aufgeworfen. Bald zeigte sich zur allgemeinen Beschämung, daß die Furcht ungegründet gewesen. Viele Jahre später versicherte ein gewisser Hugo Speke, daß er die Landleute angestellt habe, welche London in Unruhe versetzten, und daß er der Urheber der Schreiben gewesen sey, welche im Lande Schrecken verbreitet hatten. Seine Behauptung hatte keine innere Unwahrscheinlichkeit, aber sie beruht auf keinem Zeugnisse außer seinem eigenen Worte. Er war ein zur Verübung einer solchen Buberei ganz fähiger Mann, aber auch ganz fähig, sich fälschlich zu rühmen, daß er sie begangen habe!

Ich bin begierig, ob die wahre Veranlassung des Franzosenlärms je bekannt wird. In den bisher erschienenen Memoiren ist Nichts darüber veröffentlicht, die bisherigen politischen Prozesse haben Nichts ans Licht gebracht.

Mit Freuden erinnere ich mich stets jener Nacht, sie gab mir eine köstliche Gabe, einen Freund. Mit dem jungen Engländer wurde ich bald vertraut, und fand einen kernhaften Sohn Albions in ihm. Er trat bald darauf im italienischen Feldzug als Freiwilliger bei den Kaiserjägern ein, zeichnete sich aus und ward zum Offizier befördert. Der Feldzug von 1848 und 1849 brachte ihm tödliche Wunden, aber Ehre.

Die Tochter des Nabob.

Nach Eugène Guinot.

Die Opernbesucher in Paris bemerkten seit einiger Zeit in jeder Vorstellung eine junge Person von seltener Schönheit. Herrliche Augen, eine bewunderungswürdige Gestalt, einen Teint wie Lilien, Haare, so schwarz wie Ebenholz, die in kaum gelockten Wellen auf ihre Schultern herabfielen. Diese schöne Dame begleitete ein kleiner, fettsam magerer Mann; seine Haut, gelb wie Safran und vertrocknet wie Pergament, war so dicht über seine spitzen Knochen gespannt, daß man sich versucht fühlte, ihn für eine auferweckte Mumie zu halten.

Wie alt war er? Niemand hätte es bestimmen können. Vielleicht fünfundvierzig, vielleicht neunzig Jahre. War er der Mann jener schönen jungen Dame? Das wäre schade; doch gibt es derlei Verbindungen sowol in Asien, als in Europa. Man erfuhr aber, daß Beide Indier seyen, daß sie aus Kalkutta kämen und daß und Tochter wären.

Der Vater trug Abzeichen seines Reichthums an sich: fünf oder sechs mächtige Diamanten an seinen dürren Fingern und auf der Brust zum Zierrath seines Hemdes. Der Luxus seiner Toilette bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu der Einfachheit der Tochter: ein Kleid von weißem Musselin, um die schlanke Taille durch einen grünen Gürtel zusammengehalten, das war ihr ganzer Putz; nicht das unbedeutendste Kleinod, kein Halsband, kein Armband, noch Ohrringe. Zu welchem Zwecke auch? was hätte die erfindungsreichste Koketterie Besseres ersinnen können?

Den Abstand vollständig zu machen, waren die Blicke der Tochter so leuchtend, als die des Vaters ohne und matt; seine Augen waren erloschen, seine Züge starr. Niemals gewahrte man eine Regung des Gemüths oder Verstandes auf diesem krankhaften, das volle Gepräge der Langenweile an sich tragenden Gesicht. Der arme Mann war ein gewaltig reicher, vom asiatischen Spleen befallener Nabob. Er hatte seinen Reichthum mißbraucht und war in jenem heißen Klima durch eine zu üppige Lebensweise in den traurigen Zustand eines wandelnden Gliedermannes versetzt, der jedes Gefühls entbehrt, der eine belebende Aufregung sucht und nicht findet. Er siechte hin an Ermattung, und die indischen Aerzte hatten ihn nach Europa geschickt, um ihn wo möglich zu retten. Die Hoffnung war indeß gering, denn Europa ist sehr fade und unsere Civilisation sehr eintönig für einen Mann, welchen indische Pracht und Unmäßigkeit übersättigt haben.

In der That setzte ihn nichts zu Paris in Verwunderung, nichts bewegte ihn; Erstaunen würde ihn erfrischt, eine Erregung ihn gerettet haben; er hätte für das Erstaunen hunderttausend Thaler, für die Erregung sein halbes Vermögen hingegeben, unglücklicherweise aber sind Dinge solcher Art nicht für Jedermann käuflich, und Geld hilft nicht dazu, wo die Fähigkeit fehlt.

Von Paris dachte der Nabob nach London zu gehen. Er hoffte nicht etwa, die Weltausstellung werde günstiger wirken und ihn einen Gegenstand des Verwunderns entdecken lassen, die junge Dame aber verlangte, den Glas-Palast zu betrachten, und der Vater wollte nicht sterben, bevor er seine Tochter an einen englischen Herzog und Pair vermählt habe.

Jeden Anderen hätte es in eine lebhafte und glückliche Bewegung versetzt, seine Eitelkeit durch solche Verbindung zu befriedigen, der Nabob aber war für Genugthuung des Stolzes so abgestumpft, wie für alles Uebrige. Das seine Tochter Herzogin werde, war ihm etwas ganz Einfaches, Natürliches; es war ein Rang, welcher ihr rechtmäßig durch die Allmacht ihrer Millionen zukam. Bezgab Jemand sich bei solcher Verbindung seiner Würde, so that dies, nach seiner Meynung, nicht der Herzog, sondern der indische Prinz; denn diese Nabobs, welche ganze Provinzen besitzen, sind bejuglere Prinzen als viele Andere.

Die junge und schöne Indierin hatte Anfangs den Wunsch geäußert, nur sehr kurze Zeit in Paris zu verweilen und so schnell als möglich nach London zu gehen. Bald aber ließ diese Eile nach, ja, verschwand gänzlich. England und die Welt-Ausstellung wurden vergessen, man redete nicht mehr davon, und der Aufenthalt in Paris verlängerte und verlängerte sich.

„Es ist eine ergötzliche Stadt; man versichert, London biete bei weitem nicht so viel Zerstreuung", sagte sie, verschwieg aber, daß zu den Annehmlichkeiten von Paris ein junger Mann gehörte, der ihr Herz gerührt hatte, denn die Tochter war nicht ge-

fühllos, wie der Vater, ein liebender Blick, ein zärtliches Wort hatten genügt, Bewegung hervorzubringen.

Der Nabob dagegen, der sich immer mehr langweilte, wollte seinen Ueberdruß außer Landes tragen und befahl die Abreise nach London anzuordnen. Am Abend der Abfahrt kam ein junger Mann zu dem reichen Indier und sagte ohne weitere Einleitung:

„Ich komme, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten."

Der Nabob verzog die Augenbrauen nicht, heftete seinen matten, leblosen Blick auf den Bewerber und sagte:

„Was für Vermögen besitzen Sie?"

„Gar keines."

„Das würde mir gleichgültig seyn, meine Tochter hat Millionen; doch welches ist Ihre Stellung, Ihr Rang in der Welt?"

„Ich bin noch nichts, aber ich hoffe emporzukommen."

„Welchen Namen, welchen Titel führen Sie?" fragte der regungslose Nabob.

„Ich habe keinen aristokratischen Rang", antwortete jener und nannte, sich verbeugend, einen gewöhnlichen bürgerlichen Namen.

„Also," fuhr der Indier fort, „Sie haben weder Vermögen, noch Stellung, noch Rang und verlangen die Hand meiner Tochter?"

„Ja, mein Herr."

Der Nabob hatte keine Vorstellung von solch einer Vermessenheit und erstaunte zum erstenmale seit undenklicher Zeit, wurde aber nicht erregt. Nachdem er die Empfindung des Erstaunens genossen hatte, sprach er mit seiner gewohnten Kälte zu dem jungen Manne:

„Wären wir in Indien, so würde ich Sie vielleicht aus dem Fenster werfen oder in ein Tollhaus sperren lassen, in Paris habe ich nur das Recht, Sie aus der Thür zu weisen. Ich bitte Sie, zu gehen."

„Ich begreife, daß meine Gegenwart Sie erzürnt."

„Nein, mein Herr, Sie langweilen mich."

Der junge Mann ging, kaum aber war er über die Thürschwelle, als eine weiße Hand die feinige drückte und eine sanfte Stimme sagte:

„Dies war gut, Sie haben meine Lection genau wiederholt, jetzt schreiben Sie den Brief, welchen ich Ihnen diktiren werde."

Das Erstaunen hatte eine glückliche Wirkung auf den Zustand des Nabob ausgeübt, und er befand sich an jenem Tage weit besser als früher. Am folgenden Morgen erschien die Tochter zur gewöhnlichen Frühstücksstunde nicht, und er befahl, sie zu rufen.

Im selben Augenblick brachte man ihm einen Brief. Er öffnete ihn mit schlaffer Hand und warf einen Blick darüber hin, erst zerstreut, dann aufmerksam bei den ersten Worten, die ihn beherrschten. Der kurze Brief lautete:

„Mein Herr!

„Ich liebe Ihre Fräulein Tochter und bin von ihr geliebt. Sie haben sie mir verweigert, und ich entführe sie."

Unter diesen Zeilen stand der am Abend zuvor bescheiden genannte Name.

Der Bediente, welchen man beauftragt hatte, der Tochter des Nabob zu melden, daß ihr Vater sie zum Frühstück erwarte, kam mit dem Bescheid: das Fräulein sey nicht in ihrem Zimmer, sey am Morgen fortgefahren, gleich als wolle sie verreisen, denn sie habe Koffer und Cartons mitgenommen.

Der Nabob blieb einen Augenblick regungslos, dann ließ er plötzlich eine Art furchtbaren Gebrülles vernehmen und stieß, sich auf seinen Lehnstuhl zurückwerfend, mit seinem Fuß den Tisch um, auf welchem das Frühstück stand. Die Bedienten eilten herzu, er prügelte sie aus allen Kräften, und als sie flüchteten und ihn allein ließen, zerschlug er sämtliche Möbel des Zimmers und hielt nicht ein, bis er, von Zorn und Anstrengung erschöpft, bewußtlos auf den Teppich des verwüsteten Salons niederfiel.

Als er wieder zu sich kam, war die heilsamste Rückwirkung in ihm vorgegangen. Die Krisis hatte einen plötzlichen und unglaublichen Erfolg gehabt.

Es war die Erregung! Die so ersehnte Erregung, die endlich eintrat und ihn rettete!

Ein Abgesandter seiner Tochter trat ein, Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. „Sie soll kommen", sprach er, „ich werde sie mit dem vermählen, welchen sie liebt".

Die jungen Leute waren nicht fern und traten bald ein.

„Mein Herr", sagte der Nabob zu dem jungen Manne, „Sie haben kein Vermögen, keine Stellung, keinen Rang, aber Sie haben gestern Erstaunen und heute eine Erregung in mir bewirkt, das heißt, Sie haben mir das Leben gerettet, und das ist ein Verdienst, welches wohl des Lohnes werth ist. Durch Sie ist meine Seele so neu erweckt, daß ich, der gestern noch gegen Alles gleichgültig war, jetzt Freude daran finde, das Glück meiner Tochter zu begründen, indem ich sie mit dem Manne verbinde, den sie ihr Herz wählt. Dank, mein lieber Schwiegersohn, ich bin es, der Ihnen verpflichtet ist."

Gleicht diese Erzählung einem Roman, so ist das nicht unsere Schuld, und sie ist deßhalb nicht minder wahr, in der Hauptsache, wie in allen Einzelheiten.

Belustigungen des spanischen Hofes.

Vergangenen Freitag (den 25. v. Mts.) — so schreibt ein englisches Blatt — war der Cirkus von Aranjuez der Schauplatz eines Auftritts, der bei den alten Romö in der Kaiserzeit würdiger war, als unseres civilisirten 19ten Jahrhunderts. Es fand ein Kampf zwischen mehreren wilden Bestien statt, und zwar in Gegenwart der Königin-Mutter und ihrer Familie, die mit dem König Don Franzisco und dem Herzog von Riaqares in der Hofloge zu sehen waren. Zuerst mußte ein Wolf mit einigen Hunden kämpfen. Der Wolf hatte jedoch augenscheinlich Furcht und versuchte zu wiederholten Malen das eiserne Gitter zu überspringen, welches die Arena umgab. Diese Anstrengungen wurden noch vergeblicher, als er von vier kräftigen Doggen gepackt ward, die ihn nach wenigen Minuten so kläglich zurichteten, daß man ihn wegtragen mußte. Der Wolf beschränkte sich ganz auf die Defensive; er schüttelte die Hunde ab, ging aber nie zum Angriff über. Jetzt trat eine Hyäne ein, gegen welche gleichfalls vier Doggen losgelassen wurden. Einer von den Hunden zeichnete sich in diesem Kampfe ungemein aus und ward die Hyäne mehreremal ganz allein zu Boden, wurde aber von ihr so arg gebissen, daß sein Herr sich dazwischen legen und ihn unter donnerndem Beifall aus der Arena schleppen mußte. Auch die Hyäne ward alsdann in einem etwas zerfetzten Zustand fortgeschafft. Ein stämmiger, mürrischer Bär nahm ihre Stelle ein, den man durch nicht weniger als dreizehn Hunde angreifen ließ. Es war dies auch offenbar ein weit furchtbarerer Feind, da die Hunde sich hüteten ihn zu packen, und sich damit begnügten, ihn im Kreise anzubellen; wagte einer von ihnen sich näher, so wurde er mit einer Umarmung und einem Biß empfangen, die ihn anscheinend leblos hinstreckten. Das Publikum rief jetzt laut nach dem muthigen Hunde, der es mit der Hyäne aufgenommen hatte. Er war der erste von der Schaar, der es wagte, den Bären mit den Zähnen zu packen. Die anderen folgten seinem Beispiel mit geringerer Entschlossenheit, aber nichts schien die mindeste Wirkung auf das zottige Thier hervorzubringen, dessen dickes Fell allen Anstrengungen seiner Feinde trotzbot. Der letzte Akt des Schauspiels hatte die Menge ganz besonders auf der Erjenbahn nach Aranjuez gezogen: es war ein Kampf zwischen einem Löwen und einem Stier. Ersterer war einer der schönsten seines Geschlechts. Kaum war er in die Arena getreten und des Stiers ansichtig geworden, als er mit einemmal auf ihn zusprang und ihn wüthend angriff. Es gelang ihm jedoch nur, den Schweif seines gehörnten Gegners zu ergreifen, an welchem er sich mit den Klauen festhielt. Der Stier, so von hinten überfallen, konnte sich mit seinen Hörnern vertheidigen; als aber der Löwe ihm den Schweif dicht am

Rumpf abgebissen hatte, wandte er sich gegen ihn, fuhr, rasend vor Schmerz, mit unbeschreiblicher Wuth auf ihn los und schleuderte ihn, trotz seiner Größe, hoch in die Luft, auf den Muth des Löwen so dämpfte, daß es sogleich klar ward, auf welche Seite der Sieg sich neigen werde. Der Löwe kauerte sich schmerzvoll nieder auf den Boden und wurde von dem Stier mehreremal nach einander angegriffen, wozu letzterer mehr durch die vor dem Gitter versammelten Zuschauer, als durch eigenen Antrieb veranlaßt wurde, denn sobald der Löwe hors de combat war, schien ihn der Stier nicht länger belästigen zu wollen und hätte ihn gern in Ruhe gelassen. Der Kampf endete mit dem Tode des Löwen.

Ein Unglücksprophet.

Französische Blätter erzählen folgende sonderbare Geschichte: Schon lange hat der schwankende Zustand des Glockenthurms der Kathedrale zu Orleans dessen Einwohnern einige Besorgnisse erregt, die in jüngster Zeit durch die Eigenthümlichkeit eines Engländers aufs Neue angefacht wurde. Dieser hatte einmal eine Menagerie besucht, und, von dem Gedanken ergriffen, daß der Besitzer derselben unfehlbar einst dem Löwen, dem er täglich mehrere Besuche in seinem Käfige abstattete, zur Beute fallen würde, schloß er sich jenem auf das Innigste an, begleitete ihn auf allen seinen Reisen und wohnte jeder öffentlichen Ausstellung der Thiere bei, von Ungeduld verzehrt, den schrecklichen Moment eintreten zu sehen, der seine Ausdauer endlich durch die Vernichtung seines neuen Lebensgefährten krönen sollte. Mehrere Jahre verstrichen auf diese Weise, die Freunde gewannen sich mit jedem Tage lieber, waren bis auf die Visiten bei Seiner Majestät der Wälder unzertrennlich, und kein Abend verstrich, an dem vor dem Schlafengehen der Thierbändiger seinem Gefährten nicht lächelnd zurief: „Für heute war's nichts", worauf dieser unabänderlich erwiederte: „So hoffe ich, es wird morgen seyn". Und dieses „Morgen" trat endlich mit seiner furchtbaren Bedeutsamkeit ins Leben. Kaum hatte der kühne Löwenbezwinger die Schwelle des gefangenen Thieres überschritten, als dessen angeborne Wildheit die Kette der Zucht und Gewohnheit sprengte und seinen bisherigen Herrn mit furchtbarer Wuth in eine unkenntliche Fleischmasse verwandelte, zum allgemeinen Entsetzen aller Anwesenden, bis auf des Todtgeschiedenen Freund, der im stillen Selbstbewußtseyn den Triumph seiner siegenden Ausdauer genoß. Doch auch die gewaltigsten Aufregungen geben wieder der Ruhe Platz; sie trat auch bei unserem Engländer ein, und mit ihr der alte Spleen, die alte Langeweile, die alte Sucht nach heftigen Gemüthsbewegungen. Er reiste, forschte, suchte und — fand nichts. Da führte auf einer Reise nach dem südlichen Frankreich sein Glücksstern ihn durch Orleans; er fuhr an der Kathedrale vorüber, erblickte den Glockenthurm und rief entzückt wie Archimedes: „Eureka! Ich habe es gefunden!" Sogleich läßt er halten, abpacken und miethet in der Umgegend von Sainte-Croix eine Wohnung, von deren Fenster aus er bequem den Glockenthurm gewahren kann, wie den Platz, auf den dieser nothwendig einst niederstürzen muß. Hier sitzt er, gleich dem Toggenburger Ritter, unbeweglich von Morgen bis spät Abends und starrt hoffnungs- und erwartungsvoll dem Gegenstande seiner Sehnsucht entgegen. So wie er schlafen geht, muß sein Diener Wache halten und ihn bei jedem aufsteigenden Winde werden, der ihn denn rasch den Armen Morpheus' entreißt, seinen sehnsüchtigen Blicken am Fenster Raum zu geben. Es scheint, daß er die Hoffnung hegt, nicht so lange wie auf den Löwen zu warten und seiner Ungeduld im Jahr 1852 quitt zu werden.

Pot-Pourri.

Ein Stückchen amerikanischen Lebens

gibt in Folgenden die „New-Yorker Tribune" zum Besten: „In der Nähe von Texas, im nordwestlichen Theil von Louisiana, werden die Leute nicht allzusehr von der Furcht Gottes geplagt. Ein wandernder Prediger mußte davon gehört haben und richtete seine Schritte in diese religiöse Einöde, um die Mauern Zions durch sein Wort aufzubauen. Aber er strengte sich vergebens an. Kaum daß sich ein halb Dutzend Trostbedürftiger bei seinen Predigten einfand. Da verfiel er auf ein geistreiches Mittel und führte es geistreich aus. Er ließ im ganzen Distrikt Zettel folgenden Inhalts anschlagen: „Religiöse Anzeige. Der ehrw. Mr. Blaney wird nächsten Sonntag um 10 Uhr Vormittags und 4 Uhr Nachmittags, so Gott will, in Dempseys grove predigen. Zwischen beiden Predigten wird der Prediger seine goldbraune Stute, genannt Julie, gegen jeden Klepper dieser Gegend rennen lassen; Preis 500 Dollars." Nun hätte man den Strom von Menschen sehen sollen, der aus allen Gegenden zusammengelaufen kam, den prächtigen Pastor zu schauen. Des Morgens predigte er vor vollen Stühlen, dann ritt er seine Julie vor noch mehr Zuschauern, gewann 500 Dollars, predigte nach dem Ritt wieder vor vollem Hause. Er und die Zuhörer waren im höchsten Grade begeistert."

Ein New-Yorker Blatt berichtet einen Fall höchst origineller Rechtspflege. Zu Natchez hatte ein Passagier eines Dampfbootes seine Brieftasche in einem Hutbehälter des Spielsaales verloren. Der Kapitän, dem er sein Leid klagte, ging zum Hausherrn und reklamirte den Artikel. „Ich geb' Euch", sagte er, „so viel Zeit, bis ich mein Boot fertig habe, und wenn dann das Geld nicht mit uns geht, so geht das Haus mit". Damit entfernte er sich. Einige Minuten vor Abgang des Bootes erschien er wieder in dem Spielhause, begleitet von einem Haufen Deckarbeiter, welche das dickste Kabeltau des Steamers mitbrachten. Dies ward ums Haus und durch einige Fenster gezogen, und als alles fertig war, forderte der Kapitän die Brieftasche von neuem. Statt aller Antwort erhielt er Flüche. Nun sprang er an Bord, rief den Maschinisten zu „langsam angehen zu lassen", und das Boot setzte sich in Bewegung. Das Tau fing an straff und straffer zu werden, und das Haus begann zu knacken. In diesem verhängnißvollen Augenblicke kapitulirte das Spielhaus, und die Brieftasche mit allen Banknoten ward zum Fenster heraus geworfen.

Das gemeine Volk von China glaubt, wenn eine Sonnenfinsterniß eintritt, daß ein großer Drache im Begriff sey, die Sonne zu verschlingen und erhebt deshalb in Städten und auf dem Lande und selbst in der Hauptstadt Peking einen furchtbaren Lärm mit Trommeln und Kesseln, um das Thier zu verscheuchen, bis die vermeintliche Gefahr vorüber ist. Und doch hat man in China, freilich nur in der Umgebung des Kaisers, schon seit Jahrtausenden mit der Vorherbestimmung der Finsternisse sich beschäftigt. Die älteste Sonnenfinsterniß, von welcher chinesische Geschichtschreiber berichten, fällt in das Jahr 2155 vor Christi Geburt, zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche, unter die Regierung des Kaisers Tschong-Kang, und ist überdies durch einen eigenthümlichen Zug bemerkenswerth. Nämlich die kaiserlichen Hof-Astronomen Ho und Hi, welche die Ankündigung dieser Finsterniß verabsäumt und dadurch das Reich in Angst und Verwirrung gestürzt hatten, wurden durch Dekret des Kaisers zum Tode verurtheilt. Das Dekret soll noch vorhanden seyn. Unsere heutigen Astronomen haben freilich einen zweiten Tschong-Kang nicht zu fürchten.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 67.

Zwanzigster Jahrgang.

1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 20. August.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nekrolog.

Der am 10. August bs. Jrs. in Heidelberg in einem Alter von nah zu 90 Jahren gestorbene geh. Kirchenrath Dr. H. E. G. Paulus wurde geboren den 1. Sept. 1761 zu Leonberg im Würtembergischen, wo sein Vater damals Diakonus war. Von diesem bis zum vierzehnten Jahre unterrichtet, bezog er 1775 die Klosterschule von Blaubeuren und zwei Jahre darauf die höhere Klosterschule zu Bebenhausen. Nachdem er in Tübingen seine theologischen Studien vollendet hatte, machte er in den Jahren 1787 und 1788 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich. Zum ordentlichen Professor der Philosophie und morgenländischen Sprachen in Jena wurde er an Eichhorn's Stelle ernannt 1789, ordentlicher Professor der Theologie 1794, in gleicher Eigenschaft, wie auch als bayerischer Landes-Directions- und Consistorialrath zu Würzburg 1804, Kreisschulrath zu Bamberg 1808, Kirchen- und Schulrath des Pegnitzkreises zu Nürnberg 1809, später Schulrath zu Ansbach bis 1811, wo er als badischer geheimer Kirchenrath und ordentlicher Professor von dem unvergeßlichen Großherzog Karl Friedrich als eine der größten Celebritäten unter den Theologen jener Zeit nach Heidelberg berufen wurde. Seit einer Reise von Jahren hatte er keine Vorlesungen mehr gehalten, war aber bis zu den letzten Tagen seines Lebens wissenschaftlich thätig. Bei seinem Jubiläum wurde ihm eine hohe Freude und Anerkennung zu Theil: seine zahlreichen Freunde und Verehrer im In- und Auslande ließen ihm zu Ehren eine Denkmünze prägen. Einen Orden hat er, soweit dieses öffentlich bekannt ist, nie erhalten. Am 13. Aug. wurde das Leichenbegängniß gefeiert. Seinem Sarge folgten die evangelischen Stadtgeistlichen, so wie Geistliche aus anderen Orten, die Dozenten der Universität, die Beamten, die Lehrer der verschiedenen Unterrichtsanstalten, so wie endlich eine große Anzahl von Studirenden und Bewohnern der Stadt Heidelberg, deren Ehrenbürger Paulus gewesen war. Am Grabe sprachen Stadtpfarrer Zittel und Professor Schenkel. Der Erstere erwähnte unter Andern, daß Paulus nicht nur als Theologe, sondern auch als Mensch unsere hohe Achtung und Anerkennung verdiene. Als die bezeichnendsten Merkmale seines Charakters rühmte er seinen tiefen sittlichen Ernst und sein standhaftes, muthiges Festhalten an dem, was er einmal als recht und wahr erkannte, so wie sein freundliches, leutseliges Wesen Allen gegenüber, mit denen er in Berührung kam. Wenn er für sich selbst, namentlich in der spätern Zeit seines Lebens, nur sehr wenige Bedürfnisse gehabt habe, so sey er um so eifriger bemüht gewesen, Anderen hilfreiche Hand zu bieten, wie und wo er nur konnte. Der Redner schließt mit der Mahnung, daß Jeder seine Ueberzeugungstreue so aufrichtig und ernst bewähren möge, wie der Vollendete, und an seinem Theile dazu mitwirken, daß die Freiheit des Glaubens und der Gewissen, für die Jener so viel gekämpft habe, erhalten werde. Schenkel bemerkt in seiner kräftigen Ansprache, daß Paulus nicht allein in der Theologie von Epoche machender Bedeutung gewesen sey, sondern für die Wissenschaft überhaupt Großes geleistet habe. Auch er rühmt vor Allem seine Ueberzeugungs- und Gesinnungstreue, und findet darin den wichtigsten Grund, ihn einen großen Mann zu nennen. — Tief ergriffen verließen Alle die Grabesstätte, nachdem die Leichenfeier mit einem erhebenden Trauergesang beschlossen worden war.

Das Gasthausleben in London.

Speisen und Getränke der Engländer, wie sie in London an öffentlichen Orten täglich gereicht werden, haben etwas so gründlich Verschiedenes von den auf dem Continente herrschenden Gewohnheiten, daß der Fremde bei seiner Ankunft im Inselreiche, so viel er auch früher darüber gehört und gelesen, dennoch auf das Tiefste davon überrascht wird, und sich in den meisten Fällen nach jahrelangem Aufenthalte schlechterdings nicht damit zu befreunden vermag. Die italienische Küche, der türkische Pilaw, die spanische olla potrida sind von der deutschen und französischen Bereitungsart der Gerichte nur in einigen Zufälligkeiten abweichend, während die britische Kochkunst gegenüber der continentalen Uebung ein durchaus entgegengesetztes Prinzip befolgt, dessen merkantieste Eigenschaft nach unserem Dafürhalten darin besteht, sämtliche Eßwaaren, sowohl Fleisch als Gemüse, möglichst in jenem primitiven Zustande auf die Tafel zu liefern, wie sie aus der Hand der Natur hervorgegangen sind. Halbroher Braten und in Salzwasser flüchtig überbrühte Gränsbeisen ohne weitere Zuthat machen noch immer, wie zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers, die Hauptnahrung des angelsächsischen Stammes aus.

Treten wir einmal in der City, umweit der Börse und Bank, zwischen drei und sechs Uhr in eines der besseren dining-rooms, wo sich um diese Zeit Hunderte von kleinen und großen Comptoiristen versammeln, um dort nach altenglischer Weise ihr echtnationales Mittagsbrod einzunehmen. Was uns sogleich auffallen muß, ist die ungewöhnliche Stille in diesen von Eßlandibaten vollgepfropften Lokalitäten, denn ungeachtet dort vielleicht 60 bis 80 Personen anwesend sind, regt sich auch nicht der leiseste Laut unter den Gästen, welche an niedlichen, mit Brustwehren von einander abgesperrchten Tischen sitzen, und sich entweder mit gedämpfter Stimme, oder blos mimisch, indem sie die Hand bedeutungsvoll auf den Speisezettel legen, mit dem funktionirenden Kellner verständigen. Wer an die lebhaften Mittheilungen in den südeuischen, namentlich in den Wiener Restaurationen gewohnt ist, kann sich über das wahrhaft katrappistische Schweigen der Londoner Gastwirthschaften nicht genug wundern. Unmittelbar nach dem Eintritte bemerken wir auf der Stelle, daß der Engländer die mächtigen Prinzipien der Mechanik und Theilung der Arbeit, welche seine Industrie zu einer so fabelhaften Entwicklung gebracht, auch auf die Speisesäle und Trinkstuben anzuwenden verstand. Die Aufwärter brauchen nämlich hier nicht in die Küche und den Keller zu gehen, um das von den Gästen Verlangte herbeizuholen, — dies würde nach britischen Begriffen eine unverzeihliche Verschwendung an Zeit und Menschenkräften seyn, — sondern eine elegant gekleidete Dame hat vor einer Art von Klavier Posto gefaßt, dessen elfenbeinerne Tasten mit den unterirdischen Bierfässern in Verbindung stehen. Sie darf diese Klaviatur nur mit einem Finger, wie Moses mit seinem Stabe den Felsen berühren, und augenblicklich quellen aus silberplattirten Röhren die mannichfaltigsten Gattungen von Porter und Ale hervor, welche in zinnerne Krüge abgeschöpft, und wovon die feineren Sorten wie der Champagner in zierlichen Kelchgläsern aus Krystall getrunken werden. Die Communication zwischen dem Kellner und den Küchenregenten wird durch einen ausstischen Telegraphen vermittelt, denn es befinden sich von fünf zu fünf Schritten im Speisesaale aufseiterne Säulen mit Oeffnungen, bei denen der Aufwärter die von den Gästen

begehrten Gerichte hineinschreit, welche sodann nach Maßgabe der zu ihrer Bereitung erforderlichen Zeit durch eine in der Ecke des Lokals operirenden Minde aus der Küche herausgerufen werden, wie dieß vor Jahren auch zu Wien in dem alten Gebäude des Seitzerhofs während der Gastwirthschaft des Herrn Daum bewerkstelligt worden ist. — Sämtliche Tische der Londoner Restaurationen sind täglich mit frischgewaschenen und blendend weißen Tüchern aus Linnenzeug, selten mit Damast belegt, aber der Gebrauch von Servietten ist hier eine ganz unbekannte Sache, und der Ausländer muß es sich schon gefallen lassen, diesen auf dem Festlande bei Tafel unerläßlichen Artikel ein für allemal entbehren zu lernen.

Wenn wir von den hiesigen Gasthöfen im Allgemeinen sprechen, so versteht es sich von selbst, daß wir darunter ausschließend nur die englischen im Auge haben, und alle fremdländischen, nämlich die deutschen, spanischen, italienischen und französischen Gasthalter, welche sich hier besonders während der Weltausstellung in beträchtlicher Anzahl etablirten, vorläufig ganz aus dem Spiele lassen, obwol wir auch diesen egotischen Instituten die gehörige Aufmerksamkeit zuwenden werden, und die bekanntesten von ihnen mit der Wißbegierde eines encyklopädischen Touristen nach der Reihe besuchten, um den Horizont unserer gastronomischen Anschauungen dadurch zu erweitern. Was die sogenannten Pariser Restaurants in London, namentlich jene in der Umgebung des Golden-Square und Leicester-Square anbelangt, so müssen wir leider das Geständniß ablegen, daß die französische Küche in der nebligen Atmosphäre der britischen Metropole wesentlich degenerirte, von welchem harten Urtheile wir selbst die glänzende Ausnahme des Herrn Verrey auf der Regentsstreet nicht ausnehmen können, welche von ihm selbst mit dem bombastischen Namen „réfectoire des nations“ bezeichnet wird.

Wir wollen nun die einzelnen Kategorien der hiesigen Mahlzeiten und zwar in jener Ordnung durchgehen, wie sie aufgetragen werden, um unsern Lesern ein beiläufiges Bild von den eigenthümlichen Tafelfreuden der Londoner Bevölkerung zu geben. Das Departement der Suppen, deren Einführung von Stockengländern übrigens als eine ausländische Neuerung betrachtet wird, ist hier äußerst dürftig besetzt, und bietet deßhalb nur wenig interessante Gesichtspunkte dar, was schon darauß erklärbar wird, daß John Bull gewöhnlich gleich mit den Fischen beginnt, und dieses flüssige Introductionsgericht mitteleuropäischer Mahlzeiten in der Regel als eine continentale Weichlichkeit mit souveräner Verachtung behandelt. — Die sogenannte Mock-turtle, ein kümmerlicher und abscheulicher Nachdruck des kostspieligen Schildkröten-Originals, behauptet in dieser Sektion den ersten Platz, und bringt in ihrer gewürzhaften Ueberladenheit mit dem schärfsten Cayennepfeffer unverantwortlich geschwängert, auf den jungfräulichen Gaumen eines Festländers einen so mörderisch-penetranten Eindruck hervor, daß man sich nach dem Genusse derselben erst am andern Morgen allmälig erholen kann, und unwillkürlich an die Eigenschaften des berüchtigten Grünebergerweines aus Schlesien erinnert wird, von welchem der selige Hofmann in Berlin behauptete, daß er zuerst auf ihn den Effekt machte, als ob man eine Katze in seine Kehle hinabgelassen, und sie beim Schweife wieder herausgezogen hätte. Noch widerlicher als diese Teufelsbrühe ist die sogenannte „Schöpsensuppe“, die in der That bei Fremden die männlichste Ausdauer und Ueberwindung in Anspruch nimmt, um auch nur einige Löffel von diesem bräunlichen Fluidum hinunterzuwürgen, dessen Duft die amangenehmsten Reminiscenzen an das Parfum eines Ziegenbockes auftauchen läßt.

Wenden wir uns aber von dieser düstern Schattenseite zu den glänzendsten Errungenschaften der englischen Schule, nämlich zu den Fischen, worin man hier unstreitig Ausgezeichneles leistet, wiewol ihre hiesige Bereitung nach dem Ausspruche bewährter Feinschmecker mit der französischen, italienischen und hanseatischen Küche auch nicht den entfernetsten Vergleich aushalten kann. Fische bilden auf den Londoner Tafeln der sämtlichen gesellschaftlichen Schichten täglich einen stehenden Artikel. Hauptsächlich ist es die Scholle, der Kabeljau, der frische Häring und die Makrele, welche abwechselnd an den verschiedenen Wochentagen in der bürgerlichen Haushaltung und auf dem Tarife der Garküchen erscheinen. Störe, Aale und Lachse gehören schon zu den seltneren Leckerbissen, wiewol die sogenannten Aalpasteten, welche hier in den Laden der Pattissers um zwei Pence per Stück zu haben sind, auch von den geringeren Klassen in unerwestlichen Quantitäten verzehrt werden. Die Steinbutte, hier Turbot genannt, wird unter den englischen Fischspeisen nach unserer Meynung noch am besten zugerichtet, nur ist die baue gehörige stereotype Tunke, welche auch bei den andern Fischgattungen regelmäßig erscheint und stets in derselben melancholischen Coloratur auftritt, von einer unausstehlichen Unerfindsamkeit ohne den mindesten Accent. Wir wollen das Geheimniß nicht verrathen, wie diese weißfisch-klebrige Flüssigkeit ausfieht, können aber nicht genug erstaunen, wie eine Nation, welche Shakespeare, Sterne und Lord Byron hervorgebracht, eine so abschreckend geschmackloſe Sauce noch ferner auf ihrem Tische zu dulden vermag. Die Steinbutte liefert auch das treffliche Oel, welches in neuerer Zeit bei der ersten Ulrmachern eine so hervorragende Rolle spielt. — Das Ideal der Londoner Gourmands ist jedoch ohne Widerrede jener zwerghafte, unter dem Lokalnamen White-bait bekannte Fisch, der zu Tausenden die Bassins der hiesigen Docks bevölkert und in der Saison bei keinem Festessen fehlen darf. Wir haben „im Interesse unserer Leser“ sowol in Greenwich als in Gravesend gange Schocks von diesen besagten Infusionsthierchen verschlungen und fanden sie so vortrefflich, daß wir vollkommen begreifen, wie die im Amte befindlichen Rathgeber Ihrer großbritannischen Majestät sich alljährlich im Herbste zu einem offiziellen Diner in Blakwall eigens versammeln können, um bei dem harmlosen Genusse von gebackenen White-baits sich in corpore für ihre ministeriellen Anstrengungen wenigstens einigermaßen zu entschädigen. Uebrigens ist der White-bait nichts anders als der in Oesterreich mit so unverdienter Geringschätzung behandelte Schneiderfisch.

In Bereitung des Fleisches, sowol des gesottenen als gebratenen, befolgen die Engländer noch immer die waldursprüngliche Methode ihrer Vorväter. Die ungekennten Lendenstücke werden nur zum Scheine ganz obrrflächlich in den Topf geworfen oder am Spieße gebräunt, um in der äußeren Form eine kleine Metamorphose zu erleiden, der innere Kern derselben bleibt aber blutig und roh, was besonders bei dem gekochten Rindfleisch nichts weniger als einladend erscheint. Von den Londoner Gastwirthen werden die Fleischspeisen in zwei Hauptsectionen abgetheilt, nämlich in die sogenannten Steaks, welche man für jeden einzelnen Gast individuell dem Röthungsprozesse unterzieht, und in die Joints oder massiven Rücken und Keulenbraten von so riesenhaften Umfange, daß man mit zwei solchen Exemplaren allein die ganze ehemalige Wiener Hofkanzlei samt ihren Hilfsämtern vollständig bewirthigen könnte. Solche ausgiebige Fleischklumpen werden in den besuchteren Lokalitäten von Stunde zu Stunde aus der Bratmaschine abgehoben, und es steht auf den meisten Speisekarten ausdrücklich bemerkt, daß um 2 Uhr frisches Roast-beef, um 3 Uhr Hammelskeule und um 4 Uhr Lammsbraten in ihrer vollsaftigsten Blüthe zu haben sind.

Die englische Gartenkunst liefert so treffliches Gemüse, vorzüglich aber so ausgezeichneten Blumen- und Sommerkohl, daß uns, abgesehen von der Bereitung sowol rücksichtlich der vegetabilischen Entwicklung als des feinen Pflanzengeschmackes, in keiner Gegend des Continentes etwas Aehnliches vorgekommen. Dennoch muß der Fremde darauf verzichten, da jegliche grüne Waare hier blos im Naturzustande, ohne Butter und Fett, wie sie der liebe Gott erschaffen zugetischt wird. So werden in London z. B. die grünen Erbsen nicht einmal gar gesotten beinahe in derselben Gestalt ohne die mindeste Beigabe verzehrt, wie sie aus ihrer Schote enthäutet worden sind. — Am meisten haben wir uns immer erzürnt, die Engländer in den hiesigen Restaurationen Salat essen zu sehen. Er wird in der Regel sehr appetitlich, natürlich ohne Essig und Oel

serviert, wovon man hier nur ausnahmsweise Gebrauch macht, und besteht gewöhnlich aus Lattich, jungen Zwiebeln, Kressen äußerst würzigen Schnittlauch und frischer Brunnenkresse. Auf dieses mixtum compositum streut der britische Feinschmecker höchstens einige Pfefferkörner mit Salz und schluckt das unverfälschte Produkt der Mutter Natur, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, gemächlich hinunter. Mit einer solchen gentlemänlichen Resignation mag sich ungefähr König Nebukadnezer benommen haben, als ihn Jehova verurtheilte, auf den Triften seines eigenen Territoriums Gras fressen zu lernen.

Man kann den Engländern im Allgemeinen bei ihrer nationalen Kochkunst eine gewisse Logik und ein getreues Festhalten an dem letzthin erwähnten obersten Prinzipe nicht absprechen; nur möchten wir bemerken, daß bei der hiesigen Vorliebe für halbrohe Fleischspeisen es nicht einmal nöthig erscheinen dürfte, zu diesem Behufe Feuer zu machen, sondern, daß es genügen würde, das täglich erforderliche Kontingent unter den Sattel zu legen, und es wie der Tartarensohn in der mongolischen Wüste ganz einfach mürbe zu reiten.

Wenn wir die Londoner Tischfreuden einer speziellen Kritik unterstellen, so versteht es sich wohl von selbst, daß wir darunter nur öffentliche Häuser begreifen, denn bei öffentlichen Gelagen und im Kreise von Familien haben wir so äußerlichen gespeist, und das Mahl wurde noch überdies durch die dem Engländer angeborne herzliche Gastfreundschaft zu ungemein verschönert, daß wir nur unsere dankbarste Anerkennung dafür aussprechen müssen. Freilich hält man sich weder bei großen Banketten, noch in Privathäusern an die strengen Traditionen des altbritischen Speisezettels. Auch die puritanische englische Staatskirche hat ihre Dissenters, welche wie die religiösen Secten von der orthodoxen Disziplin der Hochkirche abweichen, und sich wie es scheint bei dieser Apostasie sehr wohl befinden. Wir kommen nun auf das Kapitel der Londoner süßen Mehlspeisen, welches wir gern übergehen möchten, wenn uns nicht die ernste Pflicht des Touristen zwänge, überall die Wahrheit und nur die Wahrheit zu sagen. Um sich einen Begriff von der bedeutenden Kluft zwischen England und Frankreich in diesem Artikel zu machen, vergleiche man nur die Auslagstafeln der betreffenden Gewerbsgenossen in London mit jenen zu Paris. Welche Plumpheit und Stagnation der Ideen bei dem Engländer und welche überschwellende Phantasie und maleriche Gruppirung bei dem französischen Patissier und Zuckerbäcker. Die Paste des Londoner Backwerks besitzt, selbst wenn sie so eben aus dem Ofen kommt, eine unbeschreibliche Zähigkeit und nichtssagende Geschmacklosigkeit, als ob sie bereits wie der Kuchen Lenau's über Jahr und Tag im Wandschranke verwahrt gewesen wäre. Wahrhaft unglaublich schmecken aber hier die süßlichsauren sogenannten Rhabarbaratorten und Puddings, von welchem Lieblingsgericht in London täglich eine unermeßliche Quantität verbraucht wird, bei deren bloßem Anblicke in der bangen Seele des continentalen Essers die schlimmsten Befürchtungen für die nächste Zukunft aufsteigen. Wenn man die bedauerlichen Verirrungen der englischen Kochkunst auf diesem Felde betrachtet, so fimt man unwillkürlich auf die geeigneten Mittel, wie einem solchen unbegreiflichen Uebelstande gründlich abgeholfen werden könne. Die Bewohner des mächtigen Inselreiches haben ja in allen Fächern so erhabene Dinge geleistet, warum sollen sie allein in dem kulinarischen Departement hinter sämtlichen civilisirten Ländern Europa's zurückstehen? — Erst vor Kurzem begegneten wir hier auf dem Trafalgarplatze einem Bekannten aus Altbayern, der in seiner angestammten bojazischen Treue mit der innigsten Leidenschaft an den dortigen Dampfnudeln hängt und auf dieses vaterländische Produkt so stolz ist, wie der Britte auf seine magna charta. Er schilderte uns seine harten Entbehrungen in dieser Beziehung während seines langjährigen Aufenthaltes an der Themse mit so glühenden Farben und sprach so überwältigend von den gräulichen Beschaffenheit der hiesigen Mehlspeisen, daß wir uns sogleich vornahmen, über die möglichst baldige Entfernung dieser Landplage auf britischem Boden ernstlich nachzudenken.

Legt man es einem Fremden nicht als Unbescheidenheit aus, wenn er seine unbefangene Stimme über diesen von internationalem Gesichtspunkte höchst wichtigen Gegenstand hebt, so mögen folgende schickerische Propositionen hier ihren Platz finden. Nach unserer Meinung könnten die Engländer bei dem allgemein vernachlässigten Zustande ihrer Küche nichts besseres thun, um diese haarsträubenden Mißbräuche radikal auszurotten, als in Oxford und Cambridge auf legislativem Wege eigene Lehrkanzeln zu errichten und dieselben zwei bewährten ausländischen Köchen anzuvertrauen. Die Engländer müssen ihren Bedarf ganz auf dieselbe Weise decken wie wir, die wir ja auch unsere abgängigen Philologen aus der Fremde geholt haben. Als empfehlenswerthe Lehrbücher möchten wir besonders den cuisinier français du dix neuvième siècle von dem unsterblichen Carême, dem Aristoteles der feinen Hühnerragouts, und Rumohr's, des denkenden Essers „Geist der Kochkunst" vorschlagen, welche beide Werke unverweilt in gutes Englisch übersetzt werden müssen. — Was aber speziell die schwächste Seite des großbritannischen Staates, nämlich die Pastetenbäckerei und die sweet-meats betrifft, so ist nach unserem Dafürhalten nur ein einziger Ausweg zur Abhülfe denkbar, der darin besteht, eine Wiener Mehlspeiskochin mittelst Parlamentsacte augenblicklich zu verschreiben und sie auf das große Schuldbuch der Nation wenigstens mit den Bezügen der Jenny Lind zu dotiren, damit sie sich ihrer großen Aufgabe ohne kleinliche Nahrungssorgen mit der vollsten Hingebung widmen kann. Der durch diese Ausgabe erzielte Gewinn wird für England jedenfalls in der Folge ersprießlichere Früchte tragen, als die fabelhaften Summen, welche hier den Trillern der schwedischen Nachtigall gespendet wurden. *)

Spiellust und Lustspiel in einem deutschen Bad.

Unabhängig von den Vergnügungen, die man in den deutschen großen Bädern findet, kann der Beobachter dieser Sammelpunkte der verschiedensten Menschen der Erde reichen Stoff für Betrachtungen suchen. Es lassen sich wahrhafte Charakterstudien machen und eine Zusammenstellung der kleinen Begebenheiten, die sich dort ohne Ende erneuern, gäbe eine ganz artige Blumenlese von Anekdoten. Eine der neuesten ist folgende wahre Geschichte, der es an Originalität nicht fehlt.

Zwei amerikanische Brüder, der eine Geschäftsmann, der sich zurückgezogen, der andere Seemann, der längst abgetakelt hatte, Beide Besitzer eines jener in Europa fabelhaften Vermögen, bestimmten dasselbe ganz und allein für Miss Emma, die einzige Tochter des älteren Bruders, des Geschäftsmannes. Der Seemann war niemals vermählt und überzog alle väterliche Zärtlichkeit, deren sein Herz fähig gewesen wäre, auf seine Nichte, sich auch das Recht des Vaters vorbehaltend, ihr einen Gatten zu wählen. Miss Emma, sanft und unschuldsvoll, ließ hoffen, daß sie ohne Einwendung einen Gatten aus der Hand dessen empfangen werde, dem es zuerst glücken sollte, einen passenden zu finden.

Die beiden Brüder berieten eines Tages über das beste Mittel, den Charakter des Menschen gründlich kennen zu lernen, den sie zu ihrem Schwiegersohn und Neffen auserschen sollten, und kamen überein, daß sich die Wahrheit der menschlichen Natur nirgends so

*) Daß der Londoner Korrespondent des „Konst. Bl. aus Böhmen", welchem Blatte wir diese Schilderung entnehmen, nur wahrheitsgetreu berichtet, wird uns durch die Aussagen von mehreren aus London zurückgekehrten Landsleuten bestätigt. Dieselben klagen sowol über die englische Küche, als über die wohl mit Unrecht berühmten englischen Biere, an die man sich erst nach längerer Zeit gewöhnen kann.

Die Redaktion des „Sammlers"

sehr als in den Aufregungen des Spiels verrathe. Ohne dem Mädchen grade einen Spieler geben zu wollen, suchten sie doch unter den jungen und glänzenden Cavalieren, die sich in dem Bad Hauzweilen um den grünen Tisch setzen, zu erforschen, welcher in Bezug auf Geburt, Erziehung und Temperament der würdigste seyn könnte. Zwei junge Deutsche, ein Hannoveraner und ein Münchener, waren so glücklich, die Aufmerksamkeit der Amerikaner zu fesseln. Waren die Brüder über das Mittel einig, den Charakter des zukünftigen Gemahls der Miss Emma zu erforschen, so waren sie es doch keineswege über die moralischen Eigenschaften, die sie von demselben forderten. Der junge Hannoveraner, der die Sympathieen des Geschäftsmannes besaß, ein Baron K., war groß und stark und blonden Haares. Der Schützling des Seemannes, ein Graf v. L., war Gardecapitän. Durch ein entgegengesetztes Benehmen gewannen sie die Gunst des Vaters und des Onkels der Miss Emma.

Der Baron verlor am Spieltisch unaufhörlich, ohne daß eine Muskelverziehung, eine Wolke auf seinen Zügen, eine Bewegung an ihm verrathen hätte; kein Murren kam aus seinem Mund, kein Seufzer aus seiner Brust bei den stärksten und unerwartetsten Fehlschlägen des Geschickes. Gut, dachte der Geschäftsmann, das wäre der Mann, den ich Emma geben würde. Welche Festigkeit, Geduld und Resignation! Wie sehr verräth es einen festen und ruhigen Charakter, mit unendlicher Selbstbeherrschung verbunden, seinem Mißgeschick nicht einmal einen Fluch nachzusenden!

Der Graf von L., auf welchen der Seemann seine Gunst geworfen, verlor ebenfalls, aber ungleich seinem Schicksalsgefährten gab er dem unschuldigen Tuch des grünen Tisches die heftigsten Faustschläge, zwei Stühle waren schon unter ihm zerbrochen und sein Mund strömte über von Verwünschungen gegen das Schicksal und dessen Agenten. Gut, dachte feinerseits der Seemann, so liebe ich die Menschen; Lebhaftigkeit, selbst Zorn, das verräth einen warmen Kopf und dessen unzertrennlichen Gefährten, ein gutes Herz. So müßte der Mann seyn, den ich meiner Nichte gebe: vor allem Blut und Leben und um keinen Preis einen Mann, der nicht wie ein Seemann ein wenig fluchen kann, wenn er verliert.

Als das Spiel zu Ende war, lauerte der Geschäftsmann seinem phlegmatischen jungen Mann auf und sprach ihn so höflich als möglich mit den Worten an: Herr Baron, könnte ich die Ehre haben, einige Augenblicke mit Ihnen zu plaudern? — Plaudern! erwiderte ungestüm der früher so eiskalte Baron, Sie wählen Ihre Stunde gut, alle Teufel, ich habe nicht die mindeste Zeit. — Aber, Herr Baron, es handelt sich.... — Und wenn es sich um den Großtürken handelte, lassen Sie mich in Ruhe, — ich bin nicht in der Laune, mit irgend Jemand zu sprechen. — Könnte man nicht die Ehre haben, bei Ihnen empfangen zu werden, und zu welcher Stunde? — Ich bin nicht gewohnt, Leute bei mir zu empfangen, die ich nicht kenne, Adieu!

Der Amerikaner war nicht wenig erstaunt über diese Heftigkeit, doch dachte er grade den Moment getroffen zu haben, in welchem sich diese so ruhige und muthige Natur zum erstenmal einem Ungestüm überließ, und um darüber ins Klare zu kommen, meldete er sich noch desselben Tages beim Baron. Dieser empfing ihn mit einer Wuth über die Störung, daß er den Elfenbeingriff der Feder, mit der er eben schrieb, zerbrach und seinen Hund mit einem Fußtritt in die Ecke des Zimmers schleuderte. Als der Amerikaner im Lauf der Unterhaltung, die sich nun entspann und bei einer Andeutung auf Heirath erfuhr, daß der Baron in einem Scheideproceß schwebe, den seine Frau gegen ihn anhängig gemacht, weil er sie in seiner unbezwingbaren Heftigkeit geschlagen hatte, da nahm unser Geschäftsmann Hut und Stock und dachte, indem er sich glücklich fühlte, über die Treppe und nicht durchs Fenster auf die Straße zu kommen, daß er in der That nicht das richtige Mittel gefunden habe, das menschliche Herz zu erkennen.

Während sich dies beim Hannoveraner begab, hatte der Oheim den bayerischen Offizier unter den grünen Bäumen getroffen, welche den Garten des Casino begränzen. Bei seinem Anblick recapitulirte er sich seine sämmtlichen seemännischen Kraftwörter und drückte dem jungen Manne mit tausend Donnerwettern das Entzücken aus, ihm zu begegnen. Dieser trat schüchtern zurück und sagte im Ton eines Fräuleins: Sie irren ohne Zweifel; was verschafft mir die Ehre? — Nein hol' mich der — Sie sind es, den ich sprechen will, aber wir wollen uns setzen; zwischen zwei Flaschen Rum spricht sich's besser, ich weiß, Sie machen keine Umstände, Ihr Mund donnerte beim Spiel wie ein Achtundvierzigpfünder. — Mit niedergeschlagenen Augen entschuldigte der junge Bayer, daß er, des Spielens ungewohnt, sich so sehr habe hinreißen lassen und allen Umstehenden die schlechteste Idee von seiner Erziehung und seinen Manieren gegeben; er bereue es tief, sogar gesucht zu haben. Der Seemann wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen dürfe; in seiner Verlegenheit fragte er: was nehmen wir, Kirsch, Absynth, Punsch? — Ich genieße niemals geistige Getränke, erwiderte der junge Bayer und fügte dann hinzu: Sie wünschten mich zu sprechen, sollte es irgend eine weltliche Angelegenheit betreffen, so muß ich Ihnen bemerken, daß ich seit heute fest entschlossen bin, den Dienst zu verlassen. Der Auftritt am Spieltisch hat mich nur darin bestärkt, die Welt abzuschwören. — Der Seemann empfahl sich. Alle Wetter, dachte er, das Spiel scheint mir doch nicht das rechte Mittel, wir müssen etwas anderes finden, um Emma zu verheirathen.

Dies andere hatte sich bereits gefunden; während die beiden Brüder ihre psychologischen Studien machten, hatte ein Engländer, Lord William S., solche im Herzen Emma's angestellt, und zwar mit besserm Erfolg, denn er entführte die sanfte und unschuldsvolle Miß, die auf den glänzenden Bällen H.'s mit dem zwar vermögenslosen aber in jeder Beziehung vollkommenen jungen Mann gelangt hatte. Und da Engländer stets die Mädchen heirathen, die sie entführen, so versteht es sich von selbst, daß Miss Emma gegenwärtig Lady S. ist.

Pot-Pourri.

Man hört bisweilen von den sonderbarsten Briefadressen. So schrieb einmal ein Bauer an seinen Sohn, der mit dem Heer der Alliirten nach Frankreich gezogen war, als Adresse auf seinen Brief ganz einfach die Worte: „An meinen Sohn Joseph, dreißig Meilen hinter Paris.“ In diesen Tagen bekam ein Berichterstatter der „Ulmer Schnellpost“ ein Gegenstück davon zu Gesicht, eine Adresse, welche den Brief ganz bedeckte und mit Weglassung eines Namens buchstäblich lautet wie folgt: „An den Schuhmachergesellen, wo bei Herrn Schuhmacher N. R. in der B.. gasse in Arbeit ist, ich weiß nicht wie er heißt, sondern ich kenne ihn nur mit dem Namen Heß oder frangforter er hat einen rothen gnebbelbart aber nur glein, abzugeben in Ulm.“

An der Verbreitung der Bibel unter Christen und Nichtchristen arbeiten gegenwärtig 5000 Gesellschaften. Es giebt jetzt, wie der „kirchliche Anzeiger“ berichtet, 32 Millionen Bibeln in 200 verschiedenen Sprachen, während man noch vor 50 Jahren nur vier Millionen in 50 Sprachen zählte. Im Jahre 1524 wurde an dem Buchhändler Herrgott zu Leipzig, auf Befehl des Herzogs Georg zu Sachsen, der die evangelische Lehre als Ketzerei betrachtete, die Hinrichtung vollzogen, weil er die Bibel verkauft hatte, einem Andern, der gegen das Cölibat gesprochen, wurden die Augen ausgestochen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

No. 68.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 23. August.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Der freigesprochene Mörder.

Aus dem „Examiner".

Unter diesem Titel theilt der englische „Examiner" die Entwickelungsgeschichte eines Verbrechers mit, dessen Thaten mit zu dem Entsetzlichsten gehören, was bisher in der Geschichte der Verbrechen vorgekommen ist. Das englische Blatt macht hiebei die Bemerkung, daß Geschworne sich aus dieser Erzählung eine Lehre ziehen möchten, und sagt: „Wenn irgend ein vernünftiger Mensch daran zweifeln sollte, daß die Gesellschaft ebenso verpflichtet ist für die Bestrafung des Schuldigen wie für die Abwendung der Strafe vom Unschuldigen zu sorgen, dieser Fall wird ihn belehren."

Des Mannes Name war Lynch. Ursprünglich war er von Irland transportirt worden, — anscheinend nicht wegen eines bewiesenen peinlichen Verbrechens, und als er im Jahre 1835 vor den Assisen zu Berrima, bei Sydney, stand wegen Verdachtes, einen auf demselben Gute mit ihm beschäftigten Arbeiter ermordet zu haben, war er 25 Jahre alt. Die Anklage scheiterte weniger wegen Abneigung des Geschworenen, ihn schuldig zu sprechen, als wegen des Umstandes, daß der wichtigste Zeuge in trunkenem Zustande vor dem Gerichte erschien. Erst im Jahre 1842 saß Lynch wieder auf derselben Bank wegen einer ähnlichen Anschuldigung, ward überführt und gehängt. Am Tage vor der Hinrichtung gestand er einem Polizeirichter zu Berrima nicht allein, daß er den Mord, wegen dessen er im Jahre 1835 freigesprochen war, verübt, sondern auch, daß er seitdem noch neun andere Morde begangen habe. Er hatte rasch die ihm gebotene Straflosigkeit benutzt und in Blut gewatet nach Herzenslust. Wir entschuldigen uns nicht, wenn wir aus dem Berichte des Polizeibeamten über dieses Geständniß ausführliche Auszüge mittheilen. Wir haben selten etwas gefunden, was in der Kategorie der sittlichen Erscheinungen der Verbrechenwelt der Aufzeichnung würdiger wäre. Das Aeußere und das Wesen des Mannes bei seinem letzten Prozesse wird beschrieben als nicht allein nicht abschreckend, sondern als mild und einnehmend; er führte seine Vertheidigung selbst mit bemerkenswerther Geistesgegenwart, Kaltblütigkeit und Einsicht. Er war ganz der Mann, um das Mitleid einer empfindsamen Jury zu bestechen. Er hatte nicht allein die gewinnenden Manieren eines guten Kerls, sondern er wußte auch, so oft die Gelegenheit sich darbot, die Verübung der scheußlichsten Verbrechen mit der Weihe religiöser und menschenfreundlicher Beweggründe zu umgeben. Wir fürchten, dieser Charakter ist häufiger als man gewöhnlich meynt, und gerade deßhalb lenken wir die Aufmerksamkeit auf diesen Fall.

Die Wahrheit des Geständnisses ist über allen Zweifel erhaben. Zu lügen hatte der Verbrecher keinen Grund mehr, und wir erblicken in seiner lebhaften Erzählung nur seine natürliche Geschwätzigkeit und die Tiefe seiner kalten Selbstsucht. Die größesten Meister der Dichtung haben nie das übertroffen, was wir mittheilen werden. Daniel de Foe schrieb nie eine Erzählung, die in diesem Maße den Stempel der Wahrheit trug; Fielding legte nie die frevelhaften Motive so in ihrer Nacktheit dar, wie Lynch es in seinem Geständnisse gethan hat. Wir wollen voraus schicken, daß der erste Mord, den er nach seiner Freisprechung beging, uns nicht näher erzählt wird. Seine Schlachtopfer in diesem Falle waren zwei Personen, ein Weißer und ein schwarzer Knabe, denen er zufällig auf der Straße begegnete und die für einen Hrn. Cowper einen mit Schinken und andern Waaren beladenen Karren nach Sydney zum Markte führen wollten. Er erschlug die Schlafenden mit einer Axt, verbarg die Leichen unter einem Haufen Steine, fuhr nach Sydney, verkaufte dort die Ladung des Wagens und kehrte mit dem leeren Karren ins Innere zurück, wo er auf zwei Leute Namens Fraser, Vater und Sohn, stieß, welche einen mit Pferden bespannten Lastwagen führten.

„Während ich an der Straße Rast machte (erzählt er) kamen die beiden Frasers mit Bawtree's Gespann und Wagen herauf. Wir saßen miteinander am Feuer, plauderten, und wie gewöhnlich erzählte ich ihnen so viel Lügen als meinem Zwecke diente, und richtete es so ein, daß ich alles über ihre und ihres Herrn Geschäften und über die werthvolle Ladung, die sie hatten, zu wissen kriegte. Aber ich hatte da noch nicht die Absicht ihnen ein Leides anzuthun. Wir reisten den nächsten Tag zusammen, und ich war im Stande ihnen große Hülfe zu leisten, denn keiner von ihnen konnte gut fahren, und ich verstand mich darauf mit Zugvieh umzugehen. Wir lagerten in Bargo-Brush, an der Seite der Straße, und ein Karren mit zwei Männern und einer Frau stieg hernach zu uns. Als wir alle niederlagen und Alle, glaub' ich, außer ich selbst, schliefen, kam ein Mann zu Pferde herangeritten und that besondere Fragen nach Herrn Cowper seinem Wagen, und beschrieb ihn genau und erzählte die ganze Geschichte von seinem Verschwinden und von dem Fuhrmann und dem schwarzen Jungen. Ich lag still und sagte kein Wort, aber Fraser — der Alte — stand auf, half im Schlaf, und antwortete etwas aufs Geratewohl. Der Reiter fragte dann, wie weit es zum nächsten Wirthshause sey und ritt davon. „Puh, dachte ich, das ist sauberes Zeug; das geht so nicht; ich muß diesen Wagen los werden, und einen anderen kriegen, so oder so." Ich hatte die ganze Nacht die Sache zu überdenken und meine Plane zu machen. Ich ging Morgens unter dem Vorwande, nach meinen Ochsen zu sehen, aber in Wirklichkeit, um sie in eine tiefe Schlucht zu treiben. Ich erdrosselte den Hund, der Herrn Cowper's Ochsentreiber gehörte, und blieb lange genug fort, um den anderen Karren mit den beiden Männern und der Frau wegfahren zu lassen, da ich wußte, daß die beiden Frasers auf mich warten würden wegen der Hülfe, die ich ihnen beim Fahren leistete. Als ich zurückkam, sagte ich ihnen, ich könne meine Ochsen nirgend finden; sie seyen gewiß nach Hause gelaufen, das Land hinen, jenseits Berrima. Ich berieth mit ihnen, was ich am besten zu thun hätte, und wir kamen überein, daß ich meinen Wagen da lassen solle, da er fast leer sey, und mit ihnen den Ochsen nachgehen. Die wenigen Sachen, die ich hatte, wollten sie auf ihrem Wagen mitnehmen. Wir lagerten diese Nacht in einem Tiefgrunde jenseits Cordeaux-Hill."

„Am Morgen ging der junge Fraser die Pferde einzuholen, und ich erbot mich ihm zu helfen. Es war kalt, und ich zog eine Pierjacke an, nicht um mich warm zu halten, sondern um eine Axt zu verstecken, die ich unter dem Arm hielt. Ein günstiger Augenblick ergab sich bald; ich versetzte ihm eins auf den Kopf und er fiel hin wie ein Holzklotz. Wenn die Leute wüßten, wie leicht es ist das Leben zu nehmen, so würde so etwas öfter vorkommen. Ich kehrte dann zum alten Fraser zurück, der beim Wagen geblieben war, und sing an ihm was vorzuschwadronirten. Nach einer Weile fing er an sich zu wundern, was aus dem Jungen geworden wäre. Ich hatte meine Axt bei der Hand, aber ich wollte nicht zuschlagen, bis ich sicher machen konnte. Am Ende drehte er den Kopf um, und nieder kam er. Das nächste Geschäft war die Leichen los zu werden. Ich schleppte den Alten einige Ellen aus dem Wege, damit Vor-

übergehende nicht darauf zukämen, und ging zu der Leiche des Sohnes zurück. Mit einem Spaten, den ich im Wagen kriegte, grub ich ein Loch und verscharrte ihn; nachher begrub ich den Vater in derselben Weise."

Es ist eine prägnante Bemerkung über die Leichtigkeit einem Menschen das Leben zu nehmen, zumal im Munde eines Mannes, der auch entdeckt hatte, wie leicht es war die Folgen davon zu vermeiden unter einem Strässystem, das eigens darauf berechnet scheint, den Schuldigen so viel Chancen des Entkommens wie möglich zu geben. Aber wir nähern uns jetzt dem Meisterstücke des Mörders, und man wird bemerken, welchen Einfluß fortgesetzte Straflosigkeit auf die Beurtheilung seiner Handlungen und Beweggründe hatte. Er glaubte an eine besondere Gunst des Himmels, da er findet, daß es ihm so vollkommen frei steht, die Gesetze Gottes und der Menschen zu verletzen. Er versetzte sich in die Lage eines Mannes, der von seinen beabsichtigten Schlachtopfern gekränkt worden ist, er fühlt sich berechtigt, den Beistand der Vorsehung anzurufen, und geräth zuletzt in eine so fromme Seelenstimmung, daß er förmlich erschrickt, wenn einer von den Unglücklichen, die er eben morden will, „so unmittelbar vor seinem Abgange von dieser Welt" irgend einen gottlosen Zug verräth."

„Um die Zeit, da ich fertig war, war der Tag weit vorgerückt — ich hielt es für besser die Nacht da zu bleiben. Am nächsten Abend kam ich nach Mulligan's Farm. Es fiel mir nicht ein, mich ihnen oder sonst wem anzuvertrauen; ich schwatzte ihnen vor, ich hätte mich verdungen, den Wagen für einen Herrn in Sydney hinaufzubringen. Die Familie bestand aus dem alten Mulligan, aus Frau Mulligan, die mit ihm lebte, aber nicht seine Frau war, ihrem Sohn, einem Burschen von etwa 18, und ihrer Tochter von 14 Jahren. Frau Mulligan, da sie Theeliften auf dem Wagen sah, sagte, sie sei just ohne Thee und schlug mir vor, mir eine Kiste abzukaufen. Zuerst mahnte ich sie daran, wie sie mir früher übel mitgespielt hätten, aber am Ende that ich, als handelte ich mit ihr. Aber das war blos meine List, müssen Sie wissen; denn es fiel mir nicht ein, ihr was von den Artikeln abzulassen. Ich wollte blos wissen, wie viel Geld sie im Hause hätten. Sie sagte, sie hätten 9 L. St. Wir wurden nicht Handels einig, aber ich ließ sie bei der Hoffnung, daß sie etwas von dem Eigenthum meines Herrn bekommen würden. Am nächsten Nachmittag zog ich eine Pfundnote heraus, und ließ von Gray's Schenke etwas Rum holen, um sie zu tractiren. Am Abend tranken wir zusammen und wurden sehr gesellig, aber ich nahm mich in Acht nicht viel zu trinken. Nun ja, es gingen mir Gedanken durch den Kopf, und die Zeit nahte heran; ich fing an wunderlich zu werden und ich ging hinaus aus der Hütte. Es war eine helle, kalte, windige Nacht. Ich sah hinauf zum hellen Mond und betete zum allmächtigen Gott mich zu lenken! Ich sagte zu mir selbst: ich bin ein gekränkter Mann, und die Umstände haben mich um das geprellt, wofür ich Leib und Leben eingesetzt hatte. Als ich im Gefängniß zu Berrima Hunger litt, da hatte jener Kerl viele Pfund in Händen, die von Rechtswegen mir gehörten. Wie, wär es nicht gerecht, wenn sie nun all das Ihrige verloren als eine Strafe dafür, daß sie den armen Gefangenen das Seinige vorenthalten haben?" Der Himmel leite mich und zeige mir, was ich thun soll. Dann, ich ging wieder in das Haus, und wir hatten noch ein Glas Rum auf dem Tisch. Nun war es eine kalte windige Nacht; ich nahm die Axt auf und sagte, ich wolle gehen und ein Paar Schiebkarren voll Holz hauen für das Feuer, wenn John (der junge Bursche) sie einfahren wollte. Wir gingen hinaus und schwatzten mit einander, indeß ich das Holz hieb. Er sagte mir, Mulligan sey ein alter Mann; nach seinem Tode werde er die Farm kriegen, wenn Gott ihn nicht bald hinweg nähme, so würde er, John, ihm ein Bischen nachhelfen. Ich erschrack, da ich ihn so sprechen hörte, weil ich wußte, wie nahe sein eigener Abgang aus dieser Welt war; ich sagte: „Gi, John, Ihr solltet nicht so sprechen, Ihr wißt nicht, was für Euch selber in Bereitschaft ist."

Um diese Zeit hatte er zwei Ladungen in den Schiebkarren aufgenommen und holte sich die dritte. Ich war just mit meiner Arbeit fertig; ich nahm die Axt, gab ihr einen Schwung gegen seinen Hirnkasten und warf sie darauf. Ich warf einen Haufen Buschwerk über die Leiche und ging in die Hütte zurück."

„Wir nahmen noch ein Glas zusammen, und die Mutter fragte nach ihrem Sohn. Ich sagte, er hätte sich erbrochen, in den Busch zu gehen und nach meinem Pferde zu sehen. Nach einiger Zeit fing sie an bange zu werden, daß John gar nicht wiederkäme. Das geninte mich. Sie sprach von einem Traume, den sie vorige Nacht gehabt hätte; es war ihr vorgekommen, sie hätte einen Säugling und hätte ihn gesehen fürchterlich verstümmelt und mit Blut bedeckt. Ich hatte dies alte Weib, denn sie hantirte mit Beckern und Kugeln herum und konnte prophezeihen. Gut, nichts konnte sie beruhigen; sie mußte hinausgehen und nach John hallooen. Sie hallote nach John, aber kein John kam, und zuletzt wollte sie sogar nicht mehr trinken. Da sagte der alte Mulligan: „Vielleicht hat der Junge sich im Busch verirrt", und er ging mit seiner Flinte hinaus zu feuern, daß er die Richtung nach der Hütte finden könne. Das paßte mir nicht, die Nachbarn nach dem Hause zu locken; so sagte ich zu Mulligan: „Ihr thätet besser nicht zu feuern; es werden Leute kommen, vielleicht die Polizei, und wenn wir handeln sollen, so taugts nicht, daß man den Wagen hier sieht." „Recht, Junge, da hast ihr einen gescheuten Gedanken", antwortete er, und anstatt zu feuern, faltete er die Arme und hielt die Flinte mit der Mündung nach oben. Gut, es war nicht möglich das alte Weib zur Ruhe zu bringen, und ich beschloß sie im Auge drinnen, während ich draußen bei dem Alten stand. Ich sah, wie sie ein großes Messer herausstriegte und es in ihren Kleidern versteckte und es nachher dem kleinen Mädchen gab: es war keine Zeit zu verlieren; ich hatte die Axt im Busche gelassen, als ich das Holz schlug, aber meine eigene, mit der ich so großes Glück hatte bei den anderen vier, war im Wagen; nur, wie sollte ich sie kriegen, ohne meine Absicht zu verrathen? Aber ich war nie verlegen, was Plannmachen angeht; so schützte ich vor, ich hätte einen unruhigen Hund und den müßt' ich an den Wagen festbinden; dies gab mir eine Gelegenheit die Axt zu kriegen und sie unbemerkt unter meinen dicken Rock zu stecken. Um diese Zeit wollte das alte Weib, das ganz bebzet schien, sich mit nichts geringerem zufrieden geben; sie wollte selbst hinausgehen und nach ihrem Sohne sehen; sie ging nach der Stelle und fing an in den Büschen herumzustöbern, welche die Leiche bedeckten, — jetzt oder nie, dachte ich, — ich betete zu Gott mir zu helfen, entschlossen zu siegen oder unterzugehen, und hielt mein Auge auf Mulligan, der neben mir stand, — er wendete seinen Kopf — ein Hieb, und nieder fiel er. Nun lief ich auf das alte Weib zu; — sie hatte die Leiche gefunden und kam just zurück, aber sie spielte die Schlaue und rief: „Gott, was bringt die Polizei hierher? Drei von ihnen kommen über den Haag herüber?" Ich war nicht so zu überlisten; ich stieß sie mit dem Fuß, daß sie strauchelte, und dann schlug ich sie nieder. Jetzt war Niemand mehr über, als das kleine Mädchen, — das arme kleine Ding hatte mir nie ein Leides gethan, und sie dauerte mich wirklich. Ich ging in die Hütte, wo sie geblieben war, und sagte zu ihr: „Nun, mein klein Mädchen, ich will für dich thun, was ich für die Andern nicht thun wollte, denn du bist ein gutes Mädchen: du sollst zehn Minuten Zeit haben dein Gebet herzusagen."

Hier, sagt der Richter, welcher diese furchtbare Beichte berichtet, hielt Lumb inne, als ob selbst ihm es schwer würde, die jammervolle Scene zu schildern, wie das Kind um sein Leben flehte. Der Richter machte der Pause ein Ende mit den Worten: „Kurz, Ihr tödetet sie, und mit der Axt", worauf er versetzte: „das that ich", und dann fortfuhr:

„Ich ging nun mit mir zu Rathe, wie ich am besten die Leichen bei Seite schaffte. Wenn ich sie in einer so bewohnten Gegend begrübe, so könnten die Gräber leicht entdeckt werden. Es widerstand

mir, die Leichen meiner Mitmenschen zu verbrennen; es schien mir so barbarisch; aber dann dachte ich bei mir, die armen Dinger fühlen doch nichts, und es ist ihnen ziemlich egal, ob sie verbrannt oder begraben werden. Ich legte sie daher auf einen Haufen Klötze dicht am Hause, wo die Mulligans ein Stück Kartoffelland abgeschweit hatten. Als das Feuer recht im Gange war, erstaunte ich wie die Leichen brannten. Sie flackerten auf, als wären's Fettsäcke gewesen. Es war schrecklich so allein zu stehen in der todesstillen Nacht und die Leichen zu Asche brennen zu sehen. Am Morgen war nichts mehr übrig als ein Haufe wie gelöschter Kalk; den nahm ich in die Hand und verscharrte ihn an einer andern Stelle des Gehöftes. Es mag seyn, daß ich einige Enden Knochen habe liegen lassen. Ich verbrannte dann den größeren Theil von den Kleidern der Mulligans und machte solche Veränderungen im Hause wie ich für nothwendig hielt; denn ich hatte noch eine schwere Karte zu spielen und mußte die Nachbarschaft überreden, daß ich rechtmäßig in den Besitz der Farm, der Pferde und des Viehs gelangt sey."

Wir müssen die Manöver übergehen, durch welche er die Nachbarschaft von seiner Redlichkeit überzeugte. Genug, seine List kam seiner Verworfenheit gleich, und er ward zuletzt als sehr achtbarer Mann und guter Nachbar aufgenommen. Er hegte nun die Absicht in Zukunft mit diesem kostbaren Rufe sehr vorsichtig umzugehen, aber am Ende kamen doch seine alten mörderischen Gewohnheiten wieder zum Ausbruche.

„Ich hatte nun eine bequeme Niederlassung, verbesserte die Farm, beschloß noch ein Stück Grasland zu klären und einzuhegen und beabsichtigte ehrlich zu leben und schlicht und recht zu handeln, aber ich war genöthigt hinunter zu reisen und mit Smith, dem damaligen Gutsherrn, alles in Ordnung zu bringen. Er war ein alter Pfiffikus, aber ich war mindestens ebenso gerieben wie er; so ordneten wir alles zu beiderseitiger Zufriedenheit. Als ich einmal von Sydney heimkehrte, am letzten 18. Februar, kampirte ich auf der Nordseite von Razor Back. Am Morgen, als ich just aufbrechen wollte, begegnete mir ein fremder Mann, der sich zu mir gesellte. Er schien sehr frei und offen im Gespräch, und sagte, er suche abseit zu kommen, so daß Niemand erführe, wohin er gehe. „Ei, sagt' ich, Ihr seht nicht aus wie ein Buschläufer." „Nein, sagt' er, ich bin ein Auswanderer aus Irland; ich habe mit meiner Frau gezankt und geschworen, nimmer mit ihr zu leben." Ich brauchte einen Mann, mir beim Einhegen zu helfen. Nun, dieser war ein schmucker Kerl und sah aus wie ein guter Arbeiter, und allem Anscheine nach simpel genug, ganz der Mann, wie ich ihn brauchte. Ich sprach ihn darauf an, und nach einigem Reden dang ich ihn auf sechs Monate für 15 Pfund. Dies war Kerns Landregan, der Mann, um dessentwillen ich jetzt dran glauben muß. Um jene Zeit hatte ich nicht den leisesten Gedanken, ihm ein Leides zu thun. Wir gingen zusammen nach Berrima. Unterwegs holte ich ihn weiter aus, — er sagte, er und seine Frau hätten zusammen nicht weniger als 8 Pfund die Woche verdient oben im Lande während der letzten Ernte. Ich sagte, das wäre viel Geld, und er sagte, er könne gegen jedweden Mann anarbeiten, und seine Frau sey auch die Arbeit gewohnt. Sie pflegte die Garben für ihn zu binden. Als er sie verließ, hatte er das Geld für sich behalten. Ich sagte: „Ist sie Eure rechte Frau?" Er sagte: „Ja." „Und könnt Ihr, sagte ich, Eure eigene Frau um das Geld betrügen, das sie im Schweiße ihres Angesichts sauer verdient hat? Ich wollte lieber eine Flinte nehmen und auf der Heerstraße rauben, als solche Grausamkeit begehen." Ich setzte ihm zu, er sollte ihr etwas von dem Gelde abgeben, aber er blieb hartnäckig. Als wir Volland's passirten, wo seine Frau wohnte, sah ich sie, während er sich unter einigen Kleidern auf meinem Wagen versteckte. Ich versuchte noch einmal ihn zu bereden, seiner Frau ihren Antheil zurückzugeben, aber er hatte kein Gefühl für sie, und mein Herz fing an, sich gegen ihn zu wenden und Haß gegen ihn zu fühlen, als gegen einen selbstsüchtigen, hartherzigen Mann. Als wir bei Crisp's vorbeikamen, versteckte er sich wieder, und als ich ihn ausfragte, erzählte er mir, wie er Herrn Crisp angegeben hätte vor dem Friedensrichter, daß er einen Packen gestohlen hätte, welchen er selbst in seinem Hause gelassen hatte. Aus seiner Erzählung merkte ich, daß er ein Stück von einem Advokaten war und ein Freund von Prozessen und viel pfiffiger als ich zuerst geglaubt hatte. Es reute mich ihn gedungen zu haben, und ich wäre ihn am liebsten gleich los gewesen, da aber das Unglück wollte, daß ich nur Anweisungen bei mir hatte, die ich zu Stonequarry nicht einkassiren konnte, so hatte ich eine Pfundnote von ihm geborgt; — ich versuchte den Tag über aller Orten vergebens, meine Anweisungen einzuwechseln, aber es ging nicht; ich war sogar gezwungen, noch eine Pfundnote von ihm zu leihen. Bei Sonnenuntergang stießen zwei Männer mit Bündeln diesseits Nattai-Brücke zu uns und gaben ihre Absicht zu erkennen, mit uns zu campiren. Aber das paßte mir nicht, so daß ich grob mit ihnen sprach, worauf sie beleidigt weiter gingen. Wir campirten, Landregan und ich, auf dem Platze, der ihnen, Sir, wohl bekannt ist, und nun fing ich an, mir zu überlegen, was ich thun solle; ich war sehr aufgeregt und konnte kein Auge zuthun, während der Andere schlief wie ein Schwein. Was sollte ich thun? Wenn ich diesen Kerl mit seinen Advokatenkniffen mit auf meine Farm nahm, so war's mein sicherer Ruin; denn wie er seine Frau behandelt hatte, so würde er sich auch nicht besonnen haben, mich zu denunciren; selbst hätte ich ihm seine Pfunde wiederbezahlt und ihn seiner Wege gehen geheißen, so hätte er mich vor Gericht gekriegt wegen Contractsbruch, und dann konnten die Richter allerlei Fragen thun. Wir waren unterwegs von so vielen Leuten zusammengesehen worden, daß es sehr gefährlich war, ihn zu tödten, aber alles wohl erwogen, schien das am Ende doch noch das Sicherste und Beste. Er verdiente es für sein schlechtes Betragen gegen seine Frau, und er hatte etwas Geld in der Tasche; obwohl es nicht das Geld war, weßhalb ich ihn tödtete. Die Nacht verbrachte ich mit diesen Gedanken, und am nächsten Morgen, nachdem ich das Pferd angeschirrt hatte, warf ich die Augen auf ihn. Er war ein stark gebauter Mann, ich klein, wie Sie sehen, und er hatte sich vor mir gerühmt, daß er seit seinem fünfzehnten Jahre nie den Mann gesehen hätte, der ihn niederwerfen könnte. Schon gut, mein Freund, dachte ich, es scheint mir, ich soll schon mit dir fertig werden, trotz deiner schönen Glieder. Er hatte just den Tomahawk hingelegt, mit dem er ein wenig Holz für's Feuer gehauen hatte. Ich nahm ihn auf, ohne daß er's merkte. „Jetzt muß ich Acht geben, was ich thue, denn wenn ich nicht recht treffe und er packt mich, so ist's um mich geschehen." Er saß rittlings auf dem langen Baumstumpfe, an dem unser Feuer brannte und rauchte seine Pfeife an nichts denkend; sein Kopf war ein wenig von mir abgewendet, — ich gab ihm einen Schlag und er fiel, und dann einen andern, als er lag, aber der erste machte ihm schon den Garaus. Ich versteckte dann die Leiche unter einige Büsche, wo sie am nächsten Tage gefunden ward, nachdem ich die Kleider bis auf's Hemd abgestreift und versteckt hatte; mein Plan war, sobald als thunlich zurückzukehren und die Leiche zu begraben, — aber meine Stunde hatte geschlagen und ich kann Gottes Hand in meiner Entdeckung sehen, denn ich erinnere mich, wie ich den Gürtel abnahm, dessen Auffindung in meinem Hause der stärkste Beweis gegen mich war, und ihn in ein kleines Loch voll Wasser warf, aber hernach sah, wie ein kleines Stückchen davon hervorschaute und wie ich ihn aus Vorsicht auf den Karren warf und hinterdrein nicht wieder daran gedacht habe. Das war am Sonntag, — ich kehrte heim, und am Dienstag ward ich auf ihren Befehl verhaftet. Sie wissen, Sir, wie dann Alles nach und nach herauskam."

Diesem Geständnisse ist wenig hinzuzufügen. Der Vollbringer dieser Greuel fühlt humane Skrupel, seine todten Mitmenschen zu verbrennen, wie Eugen Aram Bedenken trug, einen Wurm zu zertreten. Er ist entrüstet über den Mann, der seine Frau betrügt; er sieht sich als ein Werkzeug der himmlischen Vergeltung an, und

tritt damit sehr nahe an jene edlen Verbrecher hinan, deren Ritterſinn ſchon manche ſintimentale Jury beſtochen hat. Merkwürdig iſt jenes Gefühl des Stolzes, welches ſich in der triumphirenden Phraſe Luft macht: „Schon gut, mein Freud, es ſcheint mir, ich ſoll ſchon mit dir fertig werden!“ Erfolg im Morde, eine ſtrafloſe Verbrecherlaufbahn gelangt am Ende zu demſelben Gefühle der Macht und zu derſelben Neigung, ſie ohne Skrupel zu gebrauchen, welche den Erfolg in anderen Laufbahnen zu begleiten pflegen. Wer die menſchliche Natur kennt, weiß, daß dieſes Machtgefühl, begünſtigt durch äußeres Glück, oft in den Wahn ausartet, daß man unter der beſonderen Gunſt des Himmels ſtehe, und daß dieſer Glaube vereinbar iſt mit den ſchwärzeſten und gemeinſten Verbrechen, und gleichwohl ſind es gerade ſolche religiöſe Phantaſtereien, die am bereitwilligſten das Publikum zu einer verwerflichen Sympathie mit dem Verbrecher verleiten.

Pot-Pourri.

Die Colonial School in London.

Eine ausgezeichnete Unterſtützungsanſtalt für unbeſchäftigte entlaſſene Verbrecher zwiſchen 16 und 20 Jahren iſt die London Ragged Colonial Training School of Industry im Weſtminſterviertel. Sie beſteht erſt ſeit zwei Jahren, iſt die einzige Inſtitution dieſer Art, welche bis jetzt exiſtirt, und wird wie alle engliſchen Wohlthätigkeitsanſtalten durch freiwillige Beiträge erhalten. Wenn ein jugendlicher Verbrecher, der einen ehrlichen Erwerbszweig ergreifen will, ſich um Aufnahme meldet, ſo wird ihm, um den Ernſt ſeines Willens zu erproben, eine 14tägige einſame Haft bei Waſſer und Brod angeboten. Unterwirft er ſich dieſer Prüfung, ſo iſt er aufgenommen, und wird nicht nur im Hauſe verpflegt, ſondern in irgend einem beliebigen Handwerk unterrichtet. Nach zwölfmonatlicher guter Aufführung hat er Anſpruch auf Unterſtützung zur Emigration. So wurde 1849 ein junger Menſch aufgenommen, der ſich 11 Jahre lang in den Straßen Londons als Dieb und Vagabund herumgetrieben hatte und während dieſer Zeit 32 mal im Zuchthauſe einquartiert geweſen war; als er ſich meldete, hatte er weder Schuhe noch Hemd, noch einen Fetzen Tuch am Leibe. Im März 1850 verſchaffte ihm eine von den Ladies Patroneſſen der Anſtalt die Mittel zur Ausſwanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Direktor hat von ihm mehrere Briefe bekommen; in dem letzten ſchreibt er, daß ſein Wochenlohn 3 Pf. 12 Sch. beträgt; daß er in einem Jahre 150 Dollars erſpart und im verfloſſenen Monat eine junge Engländerin heirathete, die ihm eine Mitgift von 300 Dollars erſpartes Geld mitbrachte. Das Erfreulichſte aber iſt die Dankbarkeit des ehemaligen Bettelbuben und Taſchendiebes; er hat ſich nämlich erboten, der Anſtalt einen jährlichen Beitrag zu ſenden. Der zweite Jahresbericht des Comité der Anſtalt hebt natürlich dieſen Zug mit gerechtem und freudigem Stolze hervor.

In Amerika gehört zur Schriftſtellerei mehr als eine Feder; man bedarf dazu noch verſchiedener anderer minder harmloſer Inſtrumente, wie man aus einem Artikel der Boſtoner „Ronge Gazette“ ſehen kann. Dieſes Blatt wünſcht dem Publikum recht eindringlich zu machen, daß das Inſtitut einen „verantwortlichen“ Redakteur hat. „Er iſt ein geſährlicher Mann, damit zu ſpaßen. Der große Nußbaumſtock, den er in ſeiner Rechten ſchwingt, verbunden mit ſeinem Teufelhol-Blicke, würde genügen, die meiſten Menſchen in Schrecken zu ſetzen; wenn wir aber hinzufügen, daß er in den Tiefen ſeiner Rocktaſche einen von den ſchönſten „„Ueberredern““ aus Colt's Fabrik trägt, ſo ſind wir überzeugt, daß er alle Uebelthäter mit Entſetzen erfüllen wird. Wir wollen noch bemerken, daß er gewöhnlich außer Hauſe beſchäftigt iſt, daß er aber jeden Sonnabend bis ein Uhr Nachmittags im Bureau iſt, immer bereit, Jedermann für jeden Artikel des Blattes jede Genugthuung zu geben.“ — Ein anderes Beiſpiel von transatlantiſchen Preßzuſtänden: Die Redakteure der „Indianopolis Sentinel“ und des „Indianopolis Journal“ ſind natürlich geſchworene Feinde. Die „Sentinel“ ſchreibt, nachdem ſie einen Artikel des Journal citirt hat: „Das Obige iſt eine Lüge; und der Verfaſſer, John Defrees, iſt ein Lügner. Mag er das Brandmal tragen wie eine Memme, oder es rächen wie ein Gentleman.“ — Darauf antwortete das Journal: „Man fordert uns auf, dieſe höfliche Sprache zu rächen wie ein Gentleman. Wir möchten wiſſen, was der Redakteur mit den Worten: wie ein Gentleman, meynt. Meynt er damit, daß wir ihn durch unſere Straßen mit Füßen ſtoßen ſollen (wenn wir ein Paar Stiefeln finden können, welche nicht durch die Berührung mit ihm geſchändet werden würden), ſo wollen wir ſeiner Einladung gern entſprechen.“

Saphir's „Humorik“ bringt folgende A-B-C-Studien: Welche ſind die reichſten Buchſtaben? — h b (Habe); welche die frömmſten? — b t (bete); welche die weltlichſten? — r d (Erde); welche die finnreichſten? — i b (Idee); welche die poetiſchſten? — o b (Ode); welche kommen zuletzt? — n d (Ende); welche Buchſtaben ſtießen durch Deutſchland? — l b (Elbe); welche ſind wehmüthig? — a b (Ade!); welcher iſt grob? — g (geh'!); welche machen reich? — r b (Erbe); welche ſind brummig? — b r (Bär); welche machen ſatt? — ſ n (eſſen); welche ſind neugierig? — w r (wer?); welche macht die Spinne? -- w b (Webe); welche ſprechen von Dummheit? — i — a; welche rauchen? — ſ c (Eſſe); welche ſchwimmen? — n t (Ente); welche braucht der Kaufmann? — l e (Elle); welche ſind die zerſtörendſten? — l m n t (Elemente); welcher Buchſtabe iſt oft Arznei? — t (Thee); welche Buchſtaben braucht das Theater? — z l (Zettel); welche ſind hoch? — r h ö n (erhaben); welche ſind älter als die übrigen? — l t r n (ältern); welche Buchſtaben ſitzen im engliſchen Parlament? — p r (Peer); welche ſind die ſchmerzlichſten Buchſtaben? — o w (o weh!).

Auſtraliſcher Aberglaube.

Aus einem in der Londoner ethnologiſchen Geſellſchaft von Herrn W. Miles gehaltenen Vortrage über die auſtraliſchen Eingeborenen (Papuas) entnehmen wir unter Anderem, daß dieſe Schwarzen an eine eigenthümliche Art von Seelenwanderung nach dem Tode glauben. Sie ſind nämlich der Meynung, daß ſie nach ihrem Ableben auf die Erde als weiße Menſchen zurückkehren. Ein Papua, der kürzlich in Melbourne hingerichtet wurde, tröſtete ſich und die Seinigen mit den Worten: „Hat nichts zu ſagen. Als ein weißer Kerl komme ich wieder, und dann werde ich alle Taſchen voll Sixpencestücke haben.“ — Das Wort „Dſchanga“, welches am Schwanenfluſſe ſo viel als „Todter“ bedeutet, wird dort allen Europäern ohne Unterſchied beigelegt, da man ſie für verſtorbene Eingeborne hält, die mit einer neuen Farbe wieder auf die Welt gekommen ſind. Gouverneur Grey iſt oft ſchon von den Eingebornen gefragt worden, ob er nicht wiſſe, wer er eigentlich in ſeinem früheren Leben geweſen ſey?

Man lieſt folgende Styſprobe in der „Poſener Zeitung“: Bartſch und Neumann ſind zwei, die gerne nach Amerika reiſen wollten, aber es fehlt nur am beſten, ſo wollten wir gebeten haben, ob nicht einer in Poſen wehr, der uns Geld borgen wolte, ſo wolten wier ihn für ein zweiſach abgeben, wier bitten unterthänigſt ſehr.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'ſchen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 69.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 27. August.

Eine dänische Geistergeschichte.

Erzählt von Theophilus Bayer.*)

Aus der „Europa.“

Der dänische Obrist von Bielke, welcher im Auftrage seines Königs nach Rendsburg reisen mußte, war genöthigt in dem holsteinischen Dorfe Aschoffel, jetzt der Familie Ahlefeld gehörig, zu übernachten. Das Gasthaus bot ihm so wenig Bequemlichkeit dar, daß er sich veranlaßt sah, den dasigen Pfarrer, Namens Kreppet, welcher ein stattliches und geräumiges Gebäude bewohnte, um seine Gastfreundschaft zu ersuchen.

Dieser, ein sehr heiterer und lebensfroher Mann, welchem das Glück, gebildete Männer als Gäste bei sich zu sehen, nur spärlich zugemessen war, nahm den Obrist mit großer Liebe und ächter Gastfreundlichkeit auf, stellte ihm ein schön meublirtes Wohnzimmer nebst prächtigem Schlafkabinet zur Disposition und sorgte hinlänglich für seinen Bedienten und seine Pferde.

Kreppet war ein Mann in seinen besten Jahren und besaß neben seiner Heiterkeit viel Bildung und einen großen Vorrath von Kenntnissen und Geschicksamkeit. Der Obrist war über die Bequemlichkeit seines Logis im Pfarrhause und über die freundliche Aufnahme höchlich erfreut. Die Stunden verschwanden Beiden theils unter allerlei witzigen und satyrischen Mittheilungen, Bemerkungen und Erzählungen, so daß sie bereits vier Flaschen alten Johannisberger geleert hatten, als das Gespräch auf das unbewohnte in der Nähe von Aschoffel gelegene Schloß Silberberg kam.

Kreppet, welcher zumüßt feierlich versicherte, daß er durchaus nicht an Geistererscheinungen glaube, wie ihm als Geistlichen überhaupt aller Aberglaube unzugänglich sey, theilte dabei dem Obristen in Bezug auf dieses Schloß Folgendes mit:

„Der Besitzer desselben, ein äußerst begüterter Mann, den ich noch genau gekannt und mit dem ich manche schöne Stunde verbracht habe, hatte einen langwierigen und sehr kostspieligen Proceß endlich durch Ableistung eines Eides gewonnen. Seit Ableistung jenes Eides war Ruhe und Friede von ihm gewichen, er ward von Tag zu Tag ernster, suchte bekannte und betreundete Personen zu meiden und gab sich, von Gewissensbissen gepeinigt, hinter den düstern Mauern seines Schlosses eben so düsteren Betrachtungen hin. Als ich ihn eines Tages besuchte, um ihm, nach seinem eigenen Wunsche, geistliche Zusprache und Trost zu gewähren, war er gänzlich gebrochen; ich höre noch seine schwermüthige Stimme und seine Worte, die er beim Weggehen zu mir sprach. „Mein Freund,“ sagte er, „Sie haben mich zu trösten und zu beruhigen gesucht, und dafür bin ich Ihnen dankbar, allein meine Leiden lasten zu schwer auf meiner Seele! Ich gäbe gern alle meine Güter und Reichthümer für meine Seelenruhe! Ich habe weder Freude noch Hoffnung mehr, meine moralische Kraft ist gebrochen. Mit der Welt habe ich mich durch mein kürzlich festgestelltes Testament ausgeglichen; ob mir Gott vergeben wird, wie Sie als dessen verordneter Diener mich versichern, muß ich erwarten!“ — Dies waren seine letzten Worte, die er zu mir sprach. Wenige Tage darauf hatte er seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht.“

In seinem Testamente hatte er seinem Processgegner das Doppelte des durch den Prozeß gewonnenen Gegenstandes als Legat ausgesetzt, und der hiesigen Kirche 7000 Thaler mit der Verpflichtung zugewiesen, daß der jedesmalige Geistliche an einem bestimmten Tage im Jahre eine Predigt über die Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides zu halten habe. Seine entfernten Erben haben das Schloß Silberberg, wo er sich erhängt hat, nie bezogen und so ist es bis auf den heutigen Tag, obgleich noch in ziemlich baulichem Stande, unbewohnt geblieben. Dieses Schloß ist jetzt der Sitz böser Geister, — Silberberg besucht kein Mensch ohne Verlust seines Lebens!“ —

Der Obrist lachte. Kreppet aber erwiederte: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erden, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, ja, Herr Obrist, ich versichere es Ihnen auf das bestimmteste, und ich glaube, Sie werden meinen Worten Glauben schenken, daß bereits mehrere Fremde, welche das Schloß Silberberg besucht haben, von dort nicht wieder zurückgekehrt sind; ich behaupte wiederholt: Silberberg besucht kein Mensch ohne Verlust seines Lebens!“

Der Obrist, welcher inzwischen der fünften Flasche Johannisberger zugesprochen hatte, bat den Pfarrer, ihm durch seinen Bedienten und durch seinen Knecht Stroh und Betten auf das Schloß schaffen zu lassen, da er beabsichtige, entweder allein, oder mit seinem Diener, dasern Letzterer geneigt sey, diese Nacht oben zu schlafen. Je mehr ihn Kreppet von seinem Vorhaben abzubringen suchte, desto mehr bestand der Obrist, welcher kühn bis zur Tollheit war, auf Ausführung seines Vorhabens, und da alles Zureden von Seiten des Pfarrers fruchtlos blieb, auch der Obrist äußerte, hier walte eine Betrügerei ob, hinter die er um jeden Preis kommen müsse, so wurden die nöthigen Anstalten zur Reise auf den Silberberg getroffen. Der Pfarrknecht nahm einige Bündel Stroh, der Bediente ein Packet Betten, einige Wachskerzen nebst einer Waffe, der Obrist eine Laterne nebst zwei geladenen Pistolen und seinem Degen, und so ging der Zug, der Obrist an der Spitze, vorwärts. Der Pfarrer rief ihnen noch das Gottbegleite zu und gab ihnen seinen Segen.

Als sie an das Schloß kamen, entdeckten sie sogleich an der ersten Thüre rechter Hand eine Treppe. Sie stiegen hinauf und gelangten in einen großen Saal mit vielen alten, zu Theile erloschenen Wandgemälden. Rechts und links führten Thüren in kleine Nebenzimmer. Der Obrist besah beide Zimmer und wählte das zur linken Seite, der Treppe am nächsten gelegene Zimmer zu seinem Schlafgemache. Der Bediente richtete die Betten her, zündete auf Befehl seines Herrn zwei Wachskerzen an, und stellte sie auf einen alten morschen Tisch; die Laterne setzte er neben seine aus einem Federkissen und einem Mantel bestehende Lagerstätte. Des Pfarrers Knecht sah diese Vorbereitungen mit Furcht und Graufen an; ihn überlief ein Schauer nach dem andern. Endlich als alles fertig war und der Pfarrknecht sich entfernen sollte, bat er inständig ihn bis an die äußerste Thüre des Schlosses mit der Laterne zu begleiten, da er sonst des Todes seyn würde. Der Obrist bemerkte den Angstschweiß auf der Stirn des armen Menschen, der an allen Gliedern zitterte, er lachte und sagte: „Guter Freund, hier wird uns Niemand ein Leid zufügen; doch wollen wir Deinem Wunsche entsprechen und Dich bis an die äußerste Pforte begleiten. Sag' Deinem Herrn nochmals gute Nacht, morgen wollen wir ihm erzählen, was wir hier oben geträumt haben!“

Nach Entlassung des Pfarrknechtes legte der Obrist eine geladene Pistole zur Rechten und eine zur Linken des Bettes und

*) Es wird das Jahr, in welchem diese wahrhafte Begebenheit stattgefunden, nicht mitgetheilt.

streckte sich — den Degen in der Hand — auf sein Lager nieder. Der Bediente, welcher sich ebenfalls mit einer Waffe versehen hatte, fing bald an zu schnarchen; der Obrist, welcher sich zu murmeln und neugierig war, blieb munter. Nach etwa einer Stunde erhob sich in dem untern Corridor des Schlosses ein entsetzlicher Lärm und es schien ihm, als ob eine ganze Kompagnie Soldaten mit schweren Waffen die Treppe herauf marschire. Obgleich es sonst den Obristen an Muth nie gebrach, so standen ihm doch jetzt, wie man sagt, die Haare zu Berge. Er weckte sogleich seinen Diener und befahl ihm standhaft zu bleiben mit dem Bemerken, daß dieser Lärm nur von Menschen herrühren könne. Als das Gefolge dem Schlafzimmer näher kam, nahm der Obrist eine der Pistolen in die linke, den Degen in die rechte Hand und erwartete so den Angriff. Plötzlich öffnete sich die Thüre mit großem Ungestüm; durch den heftigen Zug löschten zugleich beide Lichter aus. Als der Obrist im bleichen, durch die Fenster dringenden Mondlichte die eintretende Riesengestalt mit feurigen und funkelnden Augen gewahrte, entfand Degen und Pistol seinen Händen, sein Muth war dahin. Die Gestalt rasselte mit Ketten und brüllte wie ein Löwe, im großen Nebensaale aber vernahm man ein wunderjames Klirren, Heulen, Winseln und Stöhnen. Bald darauf trat tiefe Stille ein, und vom Saale aus ertönte ein zweimaliges donnerndes Hurrah. Der Obrist und sein Bedienter lagen wie todt auf ihren Lagerstätten. Die Gestalt ging einigemal im Zimmer auf und ab und entfernte sich dann mit dem Gefolge im großen Saale.

Der Obrist faßte jetzt wieder Muth, ergriff sein Pistol und schlich der Erscheinung langsam nach, welche mitten in einem langen Corridor plötzlich verschwand. Anfangs traute sich der Obrist wegen der Dunkelheit nicht weiter zu folgen, doch das Verlangen, das Nähere dieser seltsamen Geschichte kennen zu lernen, trieb ihn vorwärts; er spannte den Hahn seiner Pistole und schritt im Corridor trotz der Dunkelheit weiter, stürzte aber plötzlich in eine Gruft, wobei seine Pistole losging und einen nicht unbedeutenden Knall verursachte. Er hatte noch so viel Besinnung, daß er mit den Händen um sich griff; er vermuthete, er müsse auf Stroh oder Heu gefallen seyn. Bald darauf erschienen vier hanfveste Männer mit Licht und Waffen in der Hand, von denen ihnen einer also anredete: „Verwegener Hund, was unterfängst Du Dich, an einen Ort zu kommen, wo Niemand außer uns seyn darf?“ — Man faßte ihn sofort und führte ihn in ein Zimmer, wo gegen zwanzig Personen, welche zum Theile aus vornehmem Stande zu seyn schienen, an einer langen Tafel saßen. Das Zimmer war äußerst anständig und geschmackvoll decorirt und mit kostbaren Tapeten versehen.

Die Anwesenden waren über die Erscheinung des Obristen ebenso erstaunt, wie dieser über die Versammlung, in der er sich mit einmal befand. Endlich erhob einer derselben, anscheinend der Vorsitzende, seine Stentorstimme und sprach: „Was für ein Frevel hat Dich Tollkühnen bewogen, in dieses Schloß zu kommen? Wußtest Du nicht, daß dergleichen Wonvitz mit dem Leben bezahlt werden muß? Du sollst sehr bald erfahren, wie wir dergleichen Verwegenheit bestrafen; bereite Dich zum Tode vor!“

„Zum Tode?“ erwiederte der Obrist. „Ich schwöre Euch bei Gott und meinem Könige, daß Euch mein Tod theuer zu stehen kommt!“

„Führet diesen trotzigen Hund ab und bringt ihn zu Arrest!“ rief der Vorsitzende, „wir wollen sein Todesurtheil fällen!“ — Obige vier Diener führten ihn in ein dunkles Gefängniß, welches sie sorgfältig verriegelten. Die Sache war jetzt für den Obrist ebenso verzweifelt als gefährlich; alle Mittel zur Rettung schienen verschwunden zu seyn.

Als er so in tiefen Gedanken saß, gewahrte er einen Schein durch die Mauer des Gefängnisses und entdeckte bald, daß dieser aus dem anstoßenden Sitzungszimmer seiner Richter hereinfiel. Er legte sein Ohr an die Oeffnung und vernahm so den größten Theil der Verhandlungen über sein Schicksal. Die Herren Urtelsverfasser waren unter sich sehr entgegengesetzter Ansicht; einige stimmten für sofortige Erdrosselung, andere und bei weitem die Meisten, waren für seine Freilassung unter angemessener Bedrohung und nach nöthiger Angelobung einiges Stillschweigens. Einer derselben aber trug darauf an, vorerst den Obristen genauer und umständlicher zu vernehmen, namentlich darüber, was ihn bewogen habe, dieses Schloß zur Nachtzeit zu besuchen; dann, sagte er, sind wir im Stande, ein den Umständen entsprechendes Urtheil zu fällen! — Dieser Antrag fand die Unterstützung der Mehrzahl und es wurde deshalb die Dienerschaft befehligt, den Obristen sofort wieder in's Verhör zu bringen. Letzterer, welcher die Verhandlung auf die oben angegebene Weise kennen gelernt hatte, sah wohl ein, daß es seinem Zwecke am dienlichsten seyn dürfte, wenn er bescheiden auftrete und seine Richter durch Höflichkeit und Leutseligkeit zu gewinnen suche. Als er eintrat, begann sein Verhör nach Maßgabe des obigen Antrags; der Obrist ließ sich dabei folgendermaßen vernehmen:

„Ich bin der Obrist Freiherr von Bielke in königlich dänischen Diensten. Meine Güter liegen zum Theil in Jütland, zum Theil in hiesiger Gegend. Se. Majestät der König hat mich in einer wichtigen Angelegenheit nach Rendsburg gesendet. Durch üble Witterung und schlechte Wege wurde ich genöthigt unten im Dorfe Aschoffel zu bleiben, und da der Gasthof nicht die mindeste Bequemlichkeit zu meiner Aufnahme darbot, so ersuchte ich den Pfarrer des Ortes um seine Gastfreundschaft, und dieser bot mir solche bereitwillig dar. Als bei unserer Abendunterhaltung die Rede auf das Schloß Silberberg kam und der Pfarrer mir ausdrücklich und bestimmt versicherte, Silberberg besuche kein Mensch ohne Verlust seines Lebens, wurde in mir der Gedanke, dasselbe nicht nur zu besuchen, sondern auch eine Nacht auf demselben zu verweilen, immer lebendiger. Der ehrliche Priester warnte mich wiederholt; ich schlug seine Warnung leider in den Wind und stehe nun vor denen, welche über mein Leben zu entscheiden haben. Mein Schicksal liegt nun in Ihren Händen und ich muß Ihnen die Erwägung, ob Ihnen mein Leben oder mein Tod mehr Gefahr drohe, lediglich überlassen. Ich selbst glaube das Letztere. Ich habe Ihnen mitgetheilt, daß ich hohe königliche Ordre in Bezug auf Rendsburg bei mir habe; es ist dem Könige an Beschleunigung derselben viel gelegen. Nehmen Sie mir das Leben, setzen Sie sich jedenfalls in Gefahr, denn der Pfarrer des Ortes und dessen Leute wissen, daß ich auf das Schloß gegangen bin, und der König wird gewiß nicht eher ruhen, als bis er entdeckt hat, wo ich hingerathen. Ich gebe Ihnen dies mit seinen Folgen zu überlegen. Ich bin Offizier und zweifle nicht, daß unter Ihnen Personen meines Standes sind. Wollen Sie mir nun als einem solchen trauen, so gebe ich Ihnen hiermit mein Ehrenwort, daß ich diesen Vorfall verschweigen und ewig in meinem Herzen vergraben halten will. Ich will auch, dafern es verlangt werden sollte, mich dazu eidlich verpflichten!“ — Dies alles sprach der Obrist zwar mit freundlicher Miene, aber fester und starker Stimme.

Diese Auslassung hatte, wie es schien, einen guten Eindruck gemacht; doch erfolgte keine Erwiederung, welche den Obristen hätte beruhigen können. Endlich erhob sich abermals der Vorsitzende und rief: „Er will uns durch seine Beredsamkeit bestechen und blind machen; ich stimme für seinen Tod und bitte nicht lange zu zaudern!“ — Eine zweite und eine dritte Stimme schlossen sich diesem Votum unbedingt an, die übrigen dagegen trugen auf nochmalige Berathung in Abwesenheit des Obristen an, und so wurde derselbe wieder in das Gefängniß zurückgebracht. Er hörte durch die oben erwähnte Oeffnung, daß sie heftig debattirten, daß aber bei der Abstimmung sich nur vier Stimmen gegen und alle übrigen für ihn aussprachen. Hierauf wurde er wieder vorgerufen und ihm bei seinem Eintritte eröffnet, daß er in Erwägung seines Standes und seiner Verhältnisse zum Könige von Dänemark und in Erwägung seiner anscheinend wahrheitsgetreuen Mittheilungen

und Versicherungen freigesprochen und entlassen werden solle, dafern er eidlich bestärken würde, was er bereits zugesagt habe. Der Obrist dankte und äußerte, daß er über alles, was er hier wahrgenommen, ewiges Stillschweigen beobachten wolle; er bekräftigte dieses durch einen Eid. Hierauf wurde er entlassen; zwei Diener begleiteten ihn bis an das Ende jenes verhängnißvollen Corridors, aus welchem er in die Gruft gestürzt war.

Der Obrist dankte jetzt seinem Schöpfer im Himmel, stieg die Treppe hinauf, um seinen getreuen Diener abzuholen, welchen er noch immer todtensteif auf seinem Lager hingestreckt fand. Als dieser aber seinen Herrn erblickte, sprang er auf und fiel ihm vor Freude sprachlos in die Arme.

Inzwischen war der Morgen gekommen und sie kehrten in das Pfarrhaus zurück zu einer neuen Umarmung, denn der Pfarrer hatte sie bereits aufgegeben. Der Obrist erzählte alles, was sie gesehen und wahrgenommen hatten, bis auf die Scene im unterirdischen Gemache, die er zu verschweigen sich eidlich verpflichtet hatte. Hierauf überreichte er dem Pfarrer als Andenken seine werthvolle Uhr und schied mit warmen Händedruck von dannen nach Rentsküng, um seine Mission zu vollbringen. Nach seiner Rückkehr begab sich der Obrist auf seine Güter in Jütland. Er lebte dort mit dem benachbarten Adel in höchst freundlichem Verkehr. —

Als er einige Jahre nach diesem Vorfalle eine größere Anzahl Gäste bei sich hatte, rief ihn ein Bedienter von der Tafel mit dem Bemerken hinweg, daß ein fremder Reitknecht mit drei Pferden vor der Pforte des Thores seiner harre und ihn dringend und persönlich zu sprechen wünsche. Er befahl seinem Bedienten, ihn dahin zu begleiten. Der fremde Reitknecht händigte ihm einen Brief mit dem Bemerken ein, daß ihm einige bekannte Herren ein Geschenk übersendeten; dabei überließ er dem Bedienten des Obristen zwei auserlesene kastanienbraune Hengste, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte in Carrière davon. Der Obrist öffnete den Brief und fand in demselben ein saubergeprägtes Goldstück von etwa 20 Dukaten an Werth. Der Brief lautete:

„Hiermit wollen wir Sie Ihres uns geleisteten Eides entbinden. Unsere Gesellschaft hat sich aus den unterirdischen Räumen des Ihnen wohlbekannten Schlosses Silberberg entfernt. Beifommende Münze wird Ihnen andeuten, womit wir uns dort beschäftigt haben: Da Sie keinen unter uns, weder vom Stande noch Namen kennen, so gereicht es uns zum besonderen Vergnügen, daß wir die Ehre haben, einem Manne von so seltener Verschwiegenheit ein kleines Andenken durch zwei auserlesene kastanienbraune Hengste zu verehren.“ rc.

Der Obrist, welcher nunmehr seines Eides entbunden war, ließ die Pferde in den Stall führen, theilte den Gästen den Inhalt des Briefes mit und erzählte ihnen die ganze Begebenheit auf Silberberg umständlich.

Der Obrist und seine Gesellschaft, welche letztere dies seltene Abenteuer mit gespannter Aufmerksamkeit vernommen hatte, ließen am Schlusse der Erzählung die galanten dänischen Falschmünzer bei einem Glase Johannisberger dreimal hoch leben, womit ein fröhlicher Abend im Bielke'schen Hause beendet wurde.

Eine furchtbare Scene.

Ein Herr aus Hallowell, welcher sich während des großen Feuers zu San-Francisco in Wells und Co.'s Bank befand, entwarf folgende lebendige Schilderung über die mit knapper Noth einem schauderhaften Tode entkommenen Bewohner: Ich hätte beinahe mein Leben im Feuer eingebüßt, wie ich all mein Hab und Gut durch dasselbe verlor. Die Ursache davon war, daß wir Wells' feuerdichtem Strofengewölbe, das Jedermann gegen äußeres Feuer für fest gesichert hielt, zu großes Zutrauen schenkten. Die Mauern waren aus Backsteinen erbaut und zwei Fuß breit, das Dach mit Cement von einem Fuß Dicke bedeckt, die Fensterrahmen waren wenigstens 18 Zoll von den eisernen Läden entfernt. Viele Leute schafften ihre Juwelen und kostbaren Papiere während des Feuers in das Gebäude; den Jedermann hielt sie dort am besten geborgen. Die Herren Wells, General James Wilson, die beiden Whitcomb, die Herren Norton und Sattalen und E. Austin (letztere fünf Herren sind Advokaten, welche daselbst wohnten) und ich selbst schlossen uns in dem Gebäude, als das Feuer die Nachbarschaft erreicht hatte, mit so viel Whisser, als wir aus dem Brunnen im Hofe mit Eimern, Kübeln u. dgl. erhalten konnten, ein, sek entschlossen, darin auszuharren. Beinahe um den ganzen Block herum lagen hölzerne Gebäude und Norton, Rabes' breistöckiges Frameg ebäude nur vier Fuß entfernt im Rücken desselben. Als letzteres in Brand gerieth, nahm die Hitze furchtbar zu; die Flammen brüllten um die Nordecke des Gebäudes die Clay-Straße hinunter in einer ungeheuren, dem Zuge des Windes folgenden Lohe und hüllten das ganze Ende von Wells' Gebäude in ein feuriges Gewand, in einen brüllenden Flammen-Niagara. Es war ein schauderhafter Anblick. Alle eisernen Fensterläden und Thüren auf dieser Seite wurden weißglühend, schmolzen und bogen sich um. Die Flammen gingen durch sie herein und setzten das innere Holzwerk in Brand. Wir kämpften wie Tiger gegen das Feuer an. Unser Wasser verfiegte. Wir wurden die Treppe hinunter in das Comptoir des Erdgeschosses getrieben. Die Flammen wälzten sich unterdessen um das ganze Gebäude. Das große hölzerne Straßengewölbe an der Montgomery-Straße, welches uns gegenüber lag, stand in Feuer. Die Gebesfenster des Daches geriethen in Brand und setzten die Treppe in Flammen. Wir drangen nun gegen den einzigen Rettungsort vor, der uns geblieben war, die Banthür an der Montgomery-Straße, welche von innen verschlossen und verriegelt war. Schauderhaftes Geschick! Die Thüren hatten sich durch die schreckliche Hitze so gedehnt, daß wir den Riegel nicht öffnen konnten. Einen Moment lang schien unser Geschick ein unvermeidliches. Wir mußten lebendig gebraten werden. Da fand Einer eine eiserne Stange. Es war Norton. Sattalen hatte sich bereits in seinem verzweifelten Versuche, die Thür zu öffnen, die Hände gräßlich verbrannt. Mit Hülfe dieser Stange sprengten wir die Thür und eine grausenvolle Scene bot sich außen unsern Blicken. Ein Flammenmeer wogte uns eine ungeheure Strecke lang auf beiden Seiten der Montgomery-Straße hinauf und hinunter entgegen und brüllte um die Ecke der Clay-Straße. Die Hitze war schauderhaft. Nun begann unser Wettlauf auf Tod und Leben. Durch Flammen und Rauch, die uns erstickten, brieten, erblinden ließen, jausten wir dahin. Meine Hände und Füße waren bald erstarrt, Meine Kräfte schwanden, aber ich kämpfte und wankte weiter in der einzig möglichen Richtung zu meiner Rettung; die Montgomery-Straße hinauf. Endlich war die Feuerwoge vorüber, ich erreichte die Spritzenleute bei ihren Maschinen, wurde in einer Apotheke mit Oel gebadet und kam endlich bei Leuksburg in dem äußersten Norden der Stadt an, wo ich seitdem wohne. Ich bin jetzt im Stande herumzugehen. Meine Wunden, die nicht sehr tief sind, fangen an zu heilen. Mit Ausnahme Wheeler's wurde jeder meiner Begleiter schlimmer verbrannt als ich. Wheeler rettete sich eingehüllt in eine wollene Decke. Wells ist furchtbar verbrannt, ebenso General James Wilson. Whitcomb und Austin sielen im Feuer nieder und wurden so grausenvoll zugerichtet, daß sie nicht wieder genesen können. Beide befinden sich im Delirium und das Fleisch hängt ihnen in Lappen von den Knochen. Sechs bis sieben Männer wurden in einem benachbarten Hause lebendig gebraten, ein Geschick, den auch wir nur noch durch ein Wunder entkamen.

Astronomisches.

Schon wieder ist ein neuer Planet auf die Welt gekommen, aber wir wissen noch nicht, wie er heißt, weil er noch nicht getauft ist. Ehe der Großvater die Großmutter nahm, damals grade als man zum letztenmale 1799 schrieb, lernte er in der Schule, es gebe

sieben Planeten. Als dann der Vater noch im Flügelkleide in der Mädchen Schule ging, lernte er, es gebe elf, und hätte er dem Schullehrer auf seine Frage geantwortet, es gebe zweiundzwanzig, so hätte er wahrscheinlich einen „Dummkopf“ eingecernirt oder hätte nachsitzen müssen. Und doch kennt man jetzt nicht weniger als zweiundzwanzig Planeten, von denen nicht weniger als fünfzehn erst im Lauf dieses Jahrhunderts entdeckt worden sind. Die vier sogenannten Asteroiden Ceres, Pallas, Juno und Vesta wurden kurz nacheinander von Olbers, Harding und Piazzi in den Jahren 1801, 1802, 1804 und 1807 aufgefunden. Sie vermehrten die sieben Planeten unserer vormaligen Astronomen und Schulbücher auf elf, und dabei blieb's bis gegen Ende 1845, wo am 8. December Henke einen zwölften Planeten entdeckte, den man Asträa nannte; derselbe berühmte deutsche Astronom fand aber am 1. Juli 1847 auch den dreizehnten Planeten auf, „Hebe“ genannt, und der Engländer Hind entdeckte im August Nummer 14 und im Oktober Nummer 15: sie heißen „Iris“ und „Flora“. Das Jahr 1848 hatte wichtigere Dinge zu thun; es beschenkte uns durch Graham nur mit einem Planeten, dem sechzehnten, den ein Deutscher vielleicht „Märzerrungenschaft“ genannt hätte; Herr Graham aber taufte ihn „Metis“, was da heißt, „weise Fürsicht“, an der es just 1848 überall sehr gefehlt hat. Im Jahr 1849 im April fand der berühmte neapolitanische Astronom de Gasparis Nummer 17 auf und nannte den neuen Planeten „Hygäa“, und am 11. Mai 1850 fand derselbe Gelehrte auch Nummer 18 und nannte sie nach seinem Wohnort „Parthenope“: Hind entdeckte am 13. September desselben Jahres Nummer 19: die „Klio“ oder „Viktoria“, und wiederum de Gasparis am 2 November Nummer 20: die „Egeria“. Dann wurde im Mai 1851 von Hind und de Gasparis gleichzeitig der einundzwanzigste Planet, die „Irene“ entdeckt, und zu diesen ist nun als Nummer 22 der am 29. Juli, also einen Tag nach der berühmten Sonnenfinsterniß wiederum von de Gasparis entdeckte, bis jetzt aber noch ungetaufte Planet getommen. Wenn's so fortgeht, wird bald das zweite Dutzend voll seyn. Alle fünfzehn in diesem Jahrhundert entdeckten Planeten sind sogenannte Asteroiden und stehen zwischen Erde und Jupiter in folgender Reihe von der Sonne ab: Flora, Klio, Vesta, Iris, Metis, Hebe, Parthenope, Egeria, Irene, Asträa, Juno, Ceres, Pallas, Hygäa, der neu entdeckte noch ungenannte Planet.

Besteigung des Mont-Blanc.

Am 12. und 13. August haben vier Engländer (drei Studenten aus Oxford und Albert Smith, der bekannte englische Literat, das Musterbild eines Londoner Cockney), den Mont-Blanc bestiegen. Albert Smith beschreibt den Hergang in einem Briefe an die „Times“ folgender Maßen: „Drei Herren aus Christ-Church und zwanzig Führer begleiteten mich. Wir verließen Chamouny am Dienstag um 7 Uhr Morgens und gelangten um 4 Uhr zu unserem Bivouac auf den Gletschern der Grands Mulets; hier gründeten wir ein Feuer an und speisten. Um Mitternacht machten wir uns wieder auf den Weg, und zwar mit Laternen, da der Mond nicht schien. Wir gingen längs des Glacier de Taconay und erreichten das Grand Plateau (wo eine Lawine den Dr. Hamel mit seinen Begleitern im Jahre 1820 wegfegte) etwa um 4 Uhr Morgens. Nachdem wir uns mit vieler Mühe durch die Gispalten (Crevasses) hindurch gearbeitet hatten — wir mußten uns öfters jede Fußstapfe im Eise mit Aexten einhauen —, stiegen wir über die Mur de la Côté und erreichten am Mittwoch Morgens um halb 10 Uhr den Gipfel des Mont-Blanc, wo wir eine halbe Stunde verweilten und uns einer vollkommen unumwölkten Aussicht zu erfreuen hatten. Beim Hinabsteigen gelangten wir um 1 Uhr zu den Grands Mulets zurück. Von da an begann der gefährlichste Theil der Wanderungt, da die sehr große Hitze des Tages viel von dem Schnee des Glacier du Bossons aufgethaut hatte und der Boden unter unsern Füßen bei jedem Schritte nachzugeben drohte. Wir waren jedoch sämmtlich mit Stricken an einander gebunden. Ohne diese Vorsichtsmaßregel wäre einer von unserer Gesellschaft verloren gewesen. Wir gelangten endlich um halb 7 Uhr Abends sicher in Chamouny an, wo das ganze Dorf uns entgegen kam und Herr Tairraz, der Wirth des Hôtel de Londres, ein kleines Fest zu Ehren unserer glücklichen Rückkehr veranstaltet hatte. Geschüße wurden gelöst und Wein vertheilt, und die Brücke ward in der Nacht mit Tannenzweigen erleuchtet. Ich glaube, wir bildeten die größte Gesellschaft, die je auf dem Gipfel des Berges zusammen gewesen ist; aber die außergewöhnliche Zahl der Führer war wegen des verrätherischen Zustandes des Schnees nöthig nach dem schlechten Wetter, das hier in der letzten Zeit geherrscht hatte.“ Bis vor Kurzem hatten die Franzosen ein stärkeres Contingent zur Besteigung des Berges gestellt, als die Engländer. Der 13. August hat den Ausschlag zu Gunsten Englands gegeben. Die letzte Besteigung des Mont-Blanc ist die fünfundzwanzigste; die erste fand, so viel man weiß, im Jahre 1787 statt. Unter den Touristen, welche an der neulichen Bergfahrt Theil nahmen, befand sich ein Herr Floyd, ein Vetter Sir Robert Peel's. Nachdem die Gesellschaft sich auf den Weg gemacht hatte, kam Sir R. Peel in Chamouny an und lud fast sämmtliche zurückgebliebene Männer des Dorfes, etwa sechszig an der Zahl, ein, die Gesundheit der auf dem Mont-Blanc schlafenden Engländer zu trinken.“ Diese Ceremonie ward mit sehr großem Eifer ausgeführt und von den höflichen Alpensöhnen mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit einmal über das andere Mal bis lange nach Mitternacht wiederholt. Die von dem Gipfel des Gebirgs-Monarchen zurückkehrenden Kinder Albions und ihre Begleiter sahen sehr ermattet und — sonnenverbrannt aus. Ihre Augen waren mit Blut unterlaufen und ihr Costume etwas dilapidated. Abgesehen davon jedoch schienen sie sich leidlich wohl zu befinden.

Pot-Pourri.

In Ehra, einem Dorf bei Fallersleben in der hannoverschen Provinz Lüneburg, ist das Tanzen ein Privilegium für sieben Mädchen, die sogenannten Tanzjungfern, welche vom Dorf gewählt werden. Man sieht vorzüglich auf Rechtschkeit, Fleiß und andere lobenswerthe sittliche Eigenschaften. Die andern Mädchen dürfen im Dorf nicht tanzen. Die sieben Tanzjungfern tanzen sich beßhalb oft zu Tode. Ein Glück, daß dieser barbarische Gebrauch nicht auch anderwärts im Schwung ist! — Bei den Bewohnern im Harzgeberg ist folgender schöne Trinkspruch landesüblich:

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz.

Nehmen Sie ja keine Prisell

Die Zeiten scheinen vorüber zu seyn, wo man ohne Gefahr zu irgend Jemand sagen durfte: „Ich bitte um eine Prise!“ Kommt nämlich vor Kurzem zu einem Berliner Tabakshändler eine muntere Forelle geschwommen, nämlich ein von sehr heiterer Stimmung erfüllter Scheerenschleifergeselle, der jenen schmackhaften Namen führt, und bittet „um eine Prise“. Wegen Bettelns wird „Forelle“ darauf zur Untersuchung gezogen und zu 8 Tagen Gefängniß verurtheilt, eine Strafe, die zwar in zweiter Instanz auf 48 Stunden ermäßigt wurde, aber jedenfalls doch noch immer „eine sehr theure Prise“ ist!

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 70.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 30. August.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die schwere Wahl des Leibeigenen.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von A. Linden.

In ihrem reichgeschmückten Palast zu Petersburg stand die junge Gräfin Olga Staninsky; sie blickte mit erregten Mienen durch die doppelten Glasscheiben in das heftige Schneegestöber hinaus. Um sie herum athmete alles Behaglichkeit und Pracht; die lustig flackernde Flamme, die im Kamin brannte, und nur zuweilen durch die Gitter von hellpolirter Bronze züngelte, verlieh dem weiten Gemach eine solch' wohlthuende Wärme, daß man eben nur durch die trotz des Zwielichts sichtbaren Schneeflocken daran erinnert wurde, daß es Winter war. Die junge Dame beachtete weder den Winter, noch die geschmückte schöne Umgebung; sie lehnte die schmale Stirn sorgenvoll gegen die kalten Scheiben, und ließ die langen lichtblonden Locken unbekümmert in der Feuchtigkeit der aufgethauten Fenster sich auflösen.

Während ihres ängstlichen Harrens war die Dämmerung immer mehr vorgeschritten. Die wirbelnden Schneeflocken verhüllten das Fenster bald so sehr, daß der letzte matte Tageosschimmer kaum mehr hindurchzudringen vermochte. Die großen Kronleuchter des schönen Gemachs strahlten bereits von hellen Kerzen; die tiefen Nischen, die sich an beiden Seiten des Saals befanden, und die mit weiten bauschigen Gardinen von grünem Sammet verhangen waren, flehten duftenden Lauben; so kunstvoll waren seltene Topfgewächse und blühende Büsche hier geordnet. Hier schimmerten aus dunkelm Grün Orangen und Citronen, so frisch und duftend, als wären sie in ihrer südlichen Heimath. Der lichtblaue Atlas, den die junge Gräfin trug, paßte vollkommen zu dem Reichthum und Luxus, der sie umgab. Gewand und Schmuck schienen darauf hinzudeuten, daß sie Besuch erwartete. Dem war indessen nicht so; Gräfin Olga erwartete nur ihren Gemahl, und zwar mit unverkennbarer Unruhe. Er war schon vor vielen Stunden in den Palast der Kaiserin Katharine gegangen, und noch nicht zurückgekehrt. Es war Nacht geworden, die arme Olga harrte noch immer vergebens. Sie quälte sich mit Vermuthungen und Sorgen, und konnte nicht begreifen, warum heute die Audienz bei der großen Kaiserin so ungewöhnlich lange währte. Ihrer Berechnung nach mußte die Zeit der Audienzen überhaupt längst vorüber seyn. Ihr bittender Blick, den sie zum düstern Winterhimmel emporhob, schien noch um ein kurzes Verweilen des Dämmerlichts zu flehen, damit sie die bis dahin fruchtlosen Wanderungen ihrer schönen Augen über die öden Straßen noch ein kurzes Weilchen fortsetzen könnte; aber der Blick blieb unverstanden, die Nacht trat jetzt völlig in ihre Rechte ein.

Es war kein Zweifel, es mußte dem Grafen etwas Ungewöhnliches begegnet seyn, denn stets hatte er sich der Pflichten im Palast seiner Gebieterin schneller entledigt, als es anscheinend heute der Fall war. — Graf Alexis Staninsky, Olga's Gemahl, war von vornehmer Geburt und hohem Rang; auch besaß er bedeutende Güter, und galt für einen der reichsten Kavaliere an Katharine's Hofe. So jung er auch noch war, so war er dennoch schon Major eines Reiterregiments; doch hatte er diesen Rang weniger seinen Verdiensten zu danken, als vielmehr dem hohen Ansehen, welches seine Familie stets in Petersburg und am kaiserlichen Hof behauptete. Graf Alexis schien indessen bei Katharine selbst nicht allzusehr in Gunst zu stehen. Es war mehr ein altes Herkommen, daß die Staninsky's stets in die Nähe des Thrones gezogen wurden, als Zuneigung zu seiner Persönlichkeit, was Katharine bewog, den jungen Alexis die Stelle anzuvertrauen, die sein Vater und Großvater schon bekleidet hatten. Graf Alexis besaß keine einzige Eigenschaft, die ihn bei der Kaiserin empfehlen konnte. Diese gewöhnt an Schmeichseleien und übertriebene Lobpreisungen ihrer glänzenden Eigenschaften und ihrer Herrschertalente, sah in dem stolzen Auge des Grafen nichts von Bewunderung für sie. Graf Alexis' stolzmarkirte Züge waren streng und ernst, beinahe finster, und so jung er auch war, so zeigte sich doch fast nie ein mildes, wohlwollendes Lächeln auf der scharfgezeichneten Lippe. Heftig und herrisch bis zum Despotismus war er zugleich seinen Untergebenen, besonders aber den zahlreichen Leibeigenen seiner Güter ein gefürchteter und ungeliebter Gebieter. Graf Staninsky paßte mit seinen kalten, gleichgültigen Mienen, seinem zornigen Zusammenziehen der dunkeln Brauen, mit den wenig gefügigen Manieren so schlecht in die glänzenden, schimmernden Säle von Katharine's Hof, daß man oft versucht war, ihn bei Festen für ein steinernes Standbild zu halten; so regungslos schienen seine Glieder; nur die Muskeln des Gesichtes änderten sich schnell und bedeutsam, und zeigten rücksichtslos, wie sarkastisch und bitter die Bemerkungen waren, die er zwar schweigend, aber unverkennbar über die ihn umwogende Menge machte. Er hatte wenig Freunde, aber schien dies nicht zu fühlen; wenigstens war es ihm gleichgültig, denn er that nichts um sich beliebt und angenehm zu machen. Seine Gemahlin war vielleicht die einzige Person, die nie eine Härte von ihm erfahren hatte; freilich würde es auch bei ihrem weichen, sanften und flügsamen Charakter schwer gewesen seyn, die rauhe Seite herauszukehren. Außerdem hatte sie alle seine Grillen und Seltsamkeiten so genau studirt, und wußte dieselben so sehr zu schonen, daß zwischen beiden Gatten das beste Einverständniß herrschte.

Olga's Geduld schien heute stark erprobt zu werden; so beharrlich sie auch durch die kalt angehauchten Scheiben blickte, der Graf kam noch immer nicht. — Endlich trat sie seufzend zurück, setzte sich still und geduldig neben den Marmorkamin, und schaute sinnend in das flackernde Feuer. Die grellen Lichter desselben verliehen den feinen Zügen der Dame einen seltsamen Glanz, dem Wiederschein des Feuers verdankte sie jetzt die rosige Färbung des Gesichts, welches zwar schön und regelmäßig, aber von kränklich blassem Ansehn war. So mochte eine halbe Stunde vorüber seyn, da hörte sie eine Equipage in's Thor rollen. Jetzt mußte der Erwartete kommen. Rasch sprang sie empor, und eilte gegen die Thür. Im Nu war der Flügel hastig aufgerissen, der Graf trat ein.

Er sah seltsam aufgeregt, fast verstört aus; das dunkle Auge schien Funken zu sprühen. Ein furchtbarer Grad von Zorn und Wuth leuchtete aus den Mienen, und Olga's Arme, die sie ihm bewillkommend entgegengestreckt hatte, sanken matt herab; sie selbst trat scheu und bebend zurück.

„Was willst Du von mir?“ rief er in so heftigem erregten Ton, daß die Stimme beinahe einem Zischen glich. Dann schien er sich zu besinnen, er nickte ihr zu, und eilte dann rasch an ihr vorüber in sein Kabinet.

Olga stand versteinert; so hatte sie ihn noch nie gesehen. Mit flüchtigen, raschen Schritten eilte sie ihm nach, und hob mit zitternden Händen die Thürvorhänge empor. — Da stand der Graf mit starrem Blick vor dem Sekretär und wühlte in seinen Papieren und Kostbarkeiten. Er steckte mehreres in seine Kleider, dann nahm er

ein Paar Pistolen von der Wand und vergrub sie ebenfalls in die weiten Taschen seines Mantels.

„Alexis, mein Gott, was hast Du vor?“ rief die Frau bebend.

Der Graf wandte sich um, und erwiderte, eine heftige Bewegung niederkämpfend, mit gleichgültigem Ton: „Ich muß eilig verreisen, Olga!“

„Nein, nein, Du täuschest mich nicht, Alexis! Es ist etwas Besonderes, etwas Schreckliches mit Dir vorgegangen! Du mußt mir sagen, was Dir fehlt, — ich habe ja ein Recht, danach zu fragen,“ setzte sie bittend hinzu.

Es war gefährlich, dem Grafen gegenüber von einem Recht zu sprechen; auch jetzt flammte der Zorn wieder heftiger aus seinem Auge; dann aber sagte er mit gedämpfter Stimme: „Quäle mich nicht weiter und wisse, daß, wenn ich jetzt nicht Petersburg verlasse, ich es leicht nur dann verlassen dürfte, um in die schauerlichen Eisfelder von Sibirien zu wandern!“

Olga schrie laut auf und wankte entsetzt zurück, dann aber umfaßte sie bittend seine schlaff herabhängende Hand und rief: „Täuschest Du Dich auch nicht!“

„Ich mich täuschen?“ lachte er bitter. „Bald wirst Du das Haus von Soldaten umringt sehen, die mich suchen, und wohl mir, wenn ich dann schon weit von hier bin; sonst ist mir eine Verbannung gewiß. Du indessen wirst ungefährdet hier weilen dürfen, darum laß mich gehen, ehe es zu spät wird!“ Und er versuchte sich von ihren umschlingenden Armen zu befreien.

„Ich aber will Dich begleiten!“ rief sie leidenschaftlich.

„Du?“ entgegnete der Graf, blickte prüfend auf ihr bleiches, zartes Gesicht und lauschte dann auf den heftigen Sturm, der gegen die Fenster tobte. — „Du würdest in solchem Wetter nur untergehen!“ fuhr er mit ungewöhnlich mildem Blick und Stimme fort.

„Glaube das nicht, Alexis! ich bin stärker als Du wähnst; ich kann alles ertragen, nur nicht die tödtende Angst und Ungewißheit, wenn ich allein zurückbleibe; o laß mich mit, ich will Dich weder mit Klagen, noch mit Fragen belästigen!“

„Und unser Kind?“

„O Benoni ist ein starker Knabe; ich hülle ihn warm ein, und wir beide drücken uns still in einen Winkel des Schlittens; dann sind wir doch nicht getrennt, und wenn sich Deine Angelegenheiten hier in Petersburg wieder ordnen, dann —“

„Das werden sie nie!“ rief der Graf heftig, „ich werde eher im Auslande sterben, ehe ich wieder bei Katharine in Gunst komme. Aber Du sollst mich begleiten, Olga,“ fuhr er warm bewegt fort, „Du und Benoni, dann thäter Ihr es nicht, so könnte unsere Trennung leicht auf ewig seyn.“

Olga schauderte vor den letzten Worten zurück, dann aber eilte sie hinaus, und sie, die sonst so verwöhnt und verzärtelt war, nahm jetzt ruhig und gelassen den schlafenden Benoni aus der Wiege, hüllte ihn und sich selbst in warme Pelze, und folgte mit festem Schritt ihrem Mann, der sie in den bereitstehenden Schlitten hob, ohne die Begleitung eines Dieners zu verlangen, mit kaltem Gruß durch die weite Thorhalle fuhr, und bald auf den dunkeln schneebedeckten Straßen Petersburgs verschwand.

Die Diener schichteten bedenklich den Kopf, doch waren sie zu sehr an die wunderlichen Launen des Herrn gewöhnt, als daß sie weiter über sein Thun gesorscht hätten. — Bald aber sollten sie aufgeklärt werden. Nach kaum einer halben Stunde begehrte mit strengen Mienen und finstern Drohungen eine starke Abtheilung Soldaten die Auslieferung des Grafen. — Kein Zimmer, kein Winkel blieb unnntersucht; die kostbaren Möbel wurden von dem rohen Haufen zerstört und zerrissen, die glänzenden Spiegel und Kronleuchter aus Uebermuth zerschlittert, oder aus Zorn, den Grafen nicht mehr zu fangen. Dann wurde das Palais vom Gericht verschlossen, und weitbin ergingen die strengen Befehle der Kaiserin, den Grafen Alexis Staninsky, wo man ihn auch finden sollte, zu verhaften, und ihn dem Gerichtshof in Petersburg auszuliefern.

Niemand war von Benoni, dessen sich Staninsky schuldig gemacht? — Stundenlang hatte er heute harrend im Vorzimmer der Kaiserin gestanden, immer vergebend, daß endlich die Reihe an ihn kommen würde, der hohen Frau die Depeschen zu überreichen, die über einen abwesenden Theil seines Regiments eingegangen waren. Vergebens harrte er stundenlang. Lächelnde Hofherren und aufgeputzte Favoritinnen hatten heute das Vorrecht, und der Graf stand noch immer gleich einer Bildsäule von Erz, obgleich es Abend ward und die Rubens hatte vorüber sein wußte. In seiner leidenschaftlich heftigen Seele brauste das Blut in heftigen Zorneswellen auf, und das Lächeln, die bedeutsamen Seitenblicke der Hofschranzen, die ihn umgaben, steigerten die innere Erregung.

„Ihr müßt heute viel Geduld üben, Graf!“ kichelte ein langer Kammerherr mit arroganter Miene, „jetzt naht dort Graf Potemkin, nun könnt Ihr Euch noch auf einige Stunden genüthlichen Harrens gefaßt machen, denn Graf Potemkin hat doch wohl vor Euch den Vorzug!“

Staninsky's Geduld war längst erschöpft; heftig brauste er auf und nicht bedenkend, an welchem Ort und in welcher falschen Umgebung er war, mischte er einige beleidigende Ausdrücke über Katharine in seine heftige Rede. Die Todtenstille, die ihn plötzlich umgab, brachte ihn zur Besinnung zurück; dann aber zeigte ihm das leise Flüstern und Murmeln, sowie das scheue Zurückweichen der Anwesenden, in welche Gefahr er sich gestürzt hatte. Nur ein Einziger näherte sich ihm; es war ein alter würdiger General mit weißem Haar und wohlwollendem Blick. „Verlaßt Petersburg rasch, Graf Staninsky!“ sagte er mit gedämpfter Stimme; hier ist ferner keine wohlthuende Luft mehr für Euch. Eilt, wenn Euch mein Rath etwas gilt, und geht nach Deutschland oder Frankreich; sonst könnte es leicht sein, daß Ihr bald in den unwirthbaren Steppen Sibiriens bei hungrigen Wölfen und Fischen fürlieb nehmen müßtet!“

Was General Olsaky sagte, war nur zu wahrscheinlich; denn wo die Willkür, nicht Rechtsgefühl herrscht, trifft oft die Unschuldigsten ein solch furchtbares Geschick. Wie vielmehr hatte es Graf Alexis zu fürchten, der sich einer Beleidigung der geheiligten Person bewußt war. Ein Frost durchrieselte seine Glieder; er fühlte schon im Voraus die erstarrende Todeskälte, die in den Einöden Sibiriens herrscht, schaudernd sah er den ewigen Schnee, der wie ein endloses Leichentuch die öden Steppen des asiatischen Rußlands deckt. Er mußte fliehen; er hatte von der ergrimmten Kaiserin keine Gnade zu hoffen. Wohl gedachte er erst allein ein fremdes Land zu gewinnen, ehe er Gattin und Kind folgen ließ; aber Olga's ausopfernde Treue und Liebe zerstörte diesen Plan. Wir folgen den Flüchenden auf ihrem einsamen Weg.

* * *

Der Schlitten, der die Flüchtlinge aufgenommen, war weder kostbar, noch zeigte er an den Seitenwänden das reiche Wappen des Grafen, der absichtlich dieses unscheinliche Fuhrwerk gewählt hatte, um unerkannt die Thore Petersburgs zu gewinnen und unbemerkt die Hauptstadt zu verlassen. Es war ihm gelungen, und bereits jagten die flinken Pferde mit einer Schnelligkeit und Hast über die schneebedeckte Fläche, daß sie die Erde kaum mit ihren leichten Hufen zu berühren schienen. Todtenstille umfing die einsamen Reisenden. Der bleiche Mond blieb ihr einziger Begleiter; rastlos wie sie selbst, wandelte er seine einsame Bahn hoch über den Häuptern der Verbannten dahin. Die Gräfin hatte sich, treu ihrem Versprechen, still und ohne Thräne in eine Ecke des Schlittens gedrückt, und hielt den dreijährigen Benoni in den Armen, der sanft fortschlummerte, und die kleinen Hände zärtlich um die Mutter geschlungen hatte. Auch der Graf hatte noch mit keiner Sylbe die tiefe Stille unterbrochen, schweigend überließ er sich all den finstern Gedanken, die auf ihn einstürmten. Verstoßen! Verbannt! er, der noch vor wenigen Stun-

den über unzählige Leibeigene und Diener zu gebieten vermochte, dessen leisester Wink Befehl für viele Hunderte war, er irrte jetzt heimathlos umher, und wußte nicht, wann und wo er eine Ruhestätte finden würde. Ihm glühte die Stirn; selbst die Hand, die in der starren Kälte die Zügel der Pferde lenken mußte, brannte in fieberhafter Gluth. — Es mochte Mitternacht vorüber seyn, da erwachte Benoni. Lebhaft hob er sich in die Höhe, blickte neugierig zu der geöffneten Fensterscheibe in der Vorderwand des Schlittens hinaus, und rief noch halb im Traume: „O schlief' das Glashäuschen zu, es ist so kalt, daß Benoni die Hände erfrieren!“ Die Mutter hüllte schweigend des Kindes Hand in ihre Pelze, denn das Fenster durfte nicht geschlossen werden, weil sonst der Graf die Zügel nicht hätte fassen können.

„Aber ich will nicht fort!“ rief das Kind weinerlich, „ich will wieder in mein Bett, wo all die kleinen Dragoner von Wachs und Zucker schlafen, und wo Mascha an dem Vorhang sitzt, und mir das hübsche Liedchen von der weißen Taube singt!“

„Sey ruhig, mein Kind! Mascha kommt bald wieder und singt Dir viele schöne Lieder!“ tröstete die Gräfin mit banger Stimme, „schlafe!“

„Willst Du mir auch das Lied von der weißen Taube singen?“ fragte der Kleine zärtlich.

Die Gräfin wollte um jeden Preis das Kind beruhigen, und nachdem sie ihn noch einmal fest und sicher in ihre Pelze gehüllt, sang sie mit flüsternder Stimme das Liedchen von der weißen Taube, die alle guten Kinder liebt, und in Rosenbüschen und Lilienwegen ihr hübsches, kleines Nest hat. — Das war gewiß ein seltsamer Gesang für die öde schweigende Landstraße, wo nur zuweilen ein hungeriger Fuchs oder ein krächzender Nachtrabe über den Weg huschte.

Benoni war bald wieder eingeschlummert, und träumte von der Taube auf Rosenzweigen, von schimmernden Soldaten von Wachs und Zucker und von seiner treuen Mascha. Die Gräfin endete seufzend ihr Liedchen, denn die Stimme erstarb im eisigen Windhauch, der durch das Fenster drang und wirbelnd die leichten Schneeflocken hereinführte, die wie spitze Nadeln ihr Antlitz berührten. Stunde an Stunde verrann, und schon begann ein matter Streifen im Osten den Tag zu verkünden, da wagte endlich die Gräfin, deren Erschöpfung den höchsten Grad erreicht hatte, die Frage: „Gönnst Du Dir wohl bald etwas Ruhe, Alexis?“

Der Graf erwachte wie aus einem langen Traum. „Du hast recht, wir müssen ruhen,“ erwiederte er, „sonst ereichen wir nimmer die rettende Gränze, denn die Austrengung tödtet Dich!“

„Hörst Du nichts Alexis?“ rief sie plötzlich schaudernd.

Der Graf horchte auf. Ein seltsames Scharren und Schnauben tönte zu ihnen herüber. Es schien noch fern, dennoch hoben sich schon jetzt die Pferde wiehernd und höhnend in den festen Zügeln, dann rasten sie wie in blinder Wuth weiter, während das Schnauben und Rascheln sich verdoppelte und mehr und mehr näherte.

„Aengstige Dich nicht!“ rief der Graf; aber seine Lippe bebte und wurde blaß, als er diesen Trost aussprach; „der Tag beginnt zu grauen, und den fürchten solch wilde Gesellen!“ setzte er mühsam hinzu.

Die Gräfin ahnte jetzt die Gefahr, und sank bebend in den verhüllten Schlitten zurück. Ein kleines Fenster in der Rückwand zeigte die grausigen Feinde.

Drei hungrige Wölfe, deren spitze rothe Zungen lang aus den offenen Rachen hingen, eilten mit fliegenden Sprüngen über das Schneefeld gegen den Schlitten heran, und ließen wüthig das schaurige Geheul vernehmen.

Schnell wie ein Gedanke drückte der Graf die kleine Scheibe in der Rückwand des Schlittens ein. Die Oeffnung war kaum so groß, daß sie seine Hand mit dem geladenen Pistol hindurchließ, und er mußte somit blind auf die Ungeheuer feuern.

Die Kugel traf ihr Ziel, denn mit wildem Geheul wälzte sich eine der Bestien in ihrem Blut. Die beiden andern stutzten, rollten die glühenden Augen wild und erschreckt in den tiefen Augenhöhlen, und ließen anscheinend von ihrer Verfolgung nach.

Als ob der Tod an ihren Fersen wäre, so jagten die Pferde weiter. Der Graf lud eilig sein Pistol, während Olga mit zitternder Stimme den weinenden Benoni beruhigte. Doch nur wenige Minuten dauerte das glückliche Gefühl der Sicherheit, denn hinter sie wieder das ruhelose, wilde Schnauben der Bestien, die ihren sterbenden Gefährten verlassen hatten, und mit tollen Sätzen dem Schlitten folgten, den sie auch bald auf Schußweite erreicht hatten.

Wiederum krachte ein Schuß, aber kein anderer Laut als das entsetzliche Schnauben und Scharren folgte; beide Thiere umtobten unversehrt den Schlitten. Sie umsprangen ihn wild und erreichten die Pferde, die sich schäumend bäumten, und in höchster Todesqual den Schlitten umzuwerfen drohten.

Olga umklammerte fest ihr weinendes Kind und jammerte laut um Hülfe, während der Graf die kurze Frist trefflich benutzt hatte, und jetzt mit sicherer Hand das wieder geladene Pistol auf eines der Ungeheuer absetzte. Ein wildes Geheul und der nächste Augenblick zeigte den einen der Wölfe blutend am Boden. Aber der andere würgte das eine Pferd, das er niedergerissen hatte.

Athemlos sprang der Graf auf den Vordersitz und hieb mit dem Degen die Stränge ab, welche beide Pferde mit einander verbanden. Damit fiel das eine der unglücklichen Thiere gänzlich in die Gewalt der Bestie, welche zufrieden mit seiner Beute von weiterer Verfolgung abließ.

Der Graf und die Seinen waren gerettet. Nach wenigen Minuten erreichten sie ein ärmliches russisches Dorf; hier fand die ohnmächtige Gräfin ihre Besinnung wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Landwirthschaft.

In London wohnt ein reicher Wasserhändler, Herr Mechi von Leadenhallstreet, welcher zugleich ein leidenschaftlicher, experimentirender, unermüdlicher Farmer ist, einer von jenen unschätzbaren Männern des Fortschritts, die jeden Augenblick bereit sind, für Andere ins Feuer und in die Gefahr zu gehen. Er ist fortwährend beschäftigt, Neuerungen zu versuchen, Erfindungen anzuwenden, die Theorien der Wissenschaft zu erproben, die sinkenden Preise durch gesteigerte Production auszugleichen. Solche Männer sind Wohlthäter ihres Geschlechts. Durch reichlichen Dünger, vollständige Wasserableitung, tiefe Abgrävung des Bodens ist es ihm gelungen, ein Jahr ums andere schwere Weizenernten zu erzielen. Seine Farm ist eine Musterwirthschaft, reichlich ausgerüstet mit Dampfkraft, wohl versehen mit Vieh, umgeben von Feldern; welche durch ihr Aussehen die Richtigkeit seiner Grundsätze beurkunden. Die neue Methode, das Vieh auf bloßen Brettern zu halten, hat er nunmehr vollständig systematisirt, und sie bewährt sich vollkommen. Auf den Lüftungen, auf die Entfernung der Fliegen ist in den Ställen die größte Sorgfalt verwendet. Freilich thut es dem Herzen weh zu denken, daß die grünen Wiesen Alt-Englands ihrer berühmten Staffage beraubt werden sollen, daß die Thiere wie Staatsgefangene zu ewiger Einsperrung ohne Streu verdammt seyn müssen, Rapskuchen und Heckel und Fülle von Wasser, letzteres bei jungen Kälbern mit Milch und Kalk vermischt, versöhnen das romantische Gemüth nicht mit den modernen Weisen der Stallfütterung. Selbst die Freuden des salzigen Lecksteins scheinen ungenügend einen Ersatz für die Würze duftiger Wiesen zu gewähren. Gleichwol sind Herrn Mechi's Besitzen offenbar sehr zufrieden mit ihrer Lebensweise, zumal da sie nicht wissen, daß Herr Mechi nichts Anderes im Auge hat, als sie so rasch und so sparsam wie möglich zu mästen. Herr Mechi gibt alle Jahre einigen Hunderten lernbegierigen Farmers ein Fest auf seinem Gehöfte, und am 26. Juli d. J. waren die Landwirthe

aller Provinzen des Reiches bei ihm versammelt. In diesem Jahre war das Fest besonders anziehend; man stellte Experimente an mit verschiedenen im Krystall-Palaste ausgestellten neuen Geräthschaften. Die Versuche waren zum Theil von außerordentlicher Wichtigkeit. Man erprobte namentlich zwei amerikanische Mähmaschinen, von denen die erste eine große Sense in Verbindung mit einem Rade enthält, dessen Querstangen das Korn auffangen, gegen die Klinge drücken, und, während die Maschine rasch den Acker entlang läuft, alles vor sich her niederschneiden. Der Erfinder dieser Maschine heißt M'Cormack. Eine ähnliche Maschine, aber ohne Raddrehung, mehr einer Scheere ähnelnd, rivalisirt mit der ersten. Ein Engländer, Namens Garet, hat die Ideen dieser Maschinen benutzt, um ein vervollkommnetes Instrument herzustellen. Herr Mecht gab ein unreifes Weizenfeld Preis, um die drei Maschinen zu erproben. Die Versuche gelangen vollständig; Cormack's Maschine schnitt zwei Acker Landes in einer Stunde. Sie kostet nur 25 Pfund. Sie kann für Heu ebenso gut wie für Korn benutzt werden. Die Hunderte von Farmers brachen in ein lautes Hurrah aus, als sie die Maschine in Arbeit sahen. Sie fühlten die Wichtigkeit einer Erfindung, welche eine rasche Ernte unabhängig von Menschenkräften macht. In Amerika ist diese Maschine schon seit sieben Jahren im Gebrauch. Um sie zu bearbeiten, bedarf es nur zweier Pferde und zweier Menschen, des einen zur Führung, des anderen zum Garbenbinden.

Pot-Pourri.

Der größte Dampfer in der Welt.

Kapitän E. Sturgeon's neuer Dampfer „Eclipse", jetzt auf den Werften zu Louisville in Kentucky (am Ohio) wird eine Länge von 359 Fuß haben! Derselbe wird mit 8 der größten Kessel versehen werden und sein Rad wird 42 Fuß Durchmesser halten. Im Herbst wird er fertig und man [illegible]tet, daß er die Fahrt von New-Orleans nach Louisville in 4 Tagen machen wird.

Unter den Gegenständen des Luxus, die auf der Londoner Industrie-Ausstellung ihrer Eigenthümlichkeit wegen Beachtung verdienen, werden die Damenschuhe der Herren Godfrey und Hancock aus London hervorgehoben, da dieselben aus weißen Atlas-Schuhen sogleich in schwarze, oder aus Schuhen für Tages-Toiletten in die elegantesten Ballschuhe zu verwandeln sind. Diese Herren stellten auch Damenstiefel aus zur Verschönerung schlecht gebauter Füße und zur Hebung des Wuchses.

Als neulich im Theater zu Liverpool „Julius Cäsar" gegeben wurde und Vandenhoff, der den Brutus spielte, an die Stelle gekommen war, wo der „letzte Römer" nachdem er seinen Freigelassenen umsonst aufgefordert hat, ihn zu tödten, im Begriffe ist, sich selbst das Leben zu nehmen, trat plötzlich ein alter Ziegenbock mit langem Barte und überhaupt von höchst ehrwürdigem Ansehen aus den Coulissen hervor und maß das dicht gefüllte Haus mit dem ernsten Blick eines gewiegten Staatsmannes. Die Zuschauer, die zuerst über diese unerwartete Erscheinung verdutzt waren, brachen bald in ein homerisches Gelächter aus, zum sichtbaren Erstaunen und Schrecken des Tragöden, der durch sein effektvolles Spiel eine ganz andere Wirkung hervorzubringen glaubte. Der fremde Gast näherte sich ernsten Schrittes dem Proscenium und glotzte die Versammlung an, deren Ausbrüche der Heiterkeit ihn jedoch zurückscheuchten und wieder nach dem Hintergrunde der Bühne trieben. Unterdessen hatte sich Brutus mit so vieler tragischer Würde entleibt, wie unter diesen Umständen nur möglich war, und fiel, in seinen Mantel gehüllt, zur Erde. Der Ziegenbock, der ihn liegen sah, marschirte auf ihn zu, beroch ihn und ward dann unter lautem Gelächter, als zuvor, in welches die Schauspieler einstimmten, von der Bühne geführt.

Kuriose Annonce.

In der „Köln. Zeitung" sucht eine Köchin, die in Gasthöfen ersten Ranges conditionirte, Kunden zum Auskochen.

Ruhe im Hochlande.

Wenn ich, entfloh'n dem lauten Stadtgewirre,
Im süßen Duft der Kräuter neu belebt,
Hin durch des Hochlands üpp'ge Triften irre,
Von Schauern hehrer Einsamkeit durchbebt,
Indessen in der lauschig tiefen Stille
Des Kuckucks Ruf nur stört den Sang der Grille,
Wird mir das Herz so leicht, so warm, so weit,
Und aus dem Busen schwindet Harm und Leid.

Wenn fernher mich die Bergeshäupter grüßen,
In Schnee gehüllt und rothen Glorienschein,
Der stolze Wildbach rauscht zu meinen Füßen,
Wo kann es schöner, als im Hochland, seyn?
Rasch fühl' ich mein Gemüth von allen Wunden,
Die ihm das rauhe Leben schlug, gesunden;
Mir wird das Herz so leicht, so warm, so weit,
Von jeder Fessel dünk' ich mich befreit.

Und wandl' ich zwischen duftig grünen Tannen,
Durch träumerische Schluchten still dahin,
Ist mir's, als könnt' ich all' das Böse bannen,
Das oft mir trübt den freiheitsdurst'gen Sinn;
Rah'n, ewig junge Reize zu entfalten,
Dann der Erinn'rung traulich Gestalten,
Wird mir das Herz so leicht, so warm, so weit,
Und nicht gedenk' ich mehr der armen Zeit.

Und lieg' ich, wo sich kühn die Felsen gipfeln,
Auf sanft geschwelltem Bergmoos hingestreckt,
Regt leise sich ein Hauch rings in den Wipfeln,
Der rasch den beff'ren Genius in mir weckt;
Und seh' ich, wie so herrlich ob den Auen
Des Alpenhimmels lichte Wolken blauen,
Wird mir das Herz so leicht, so warm, so weit,
Ich wähne mich von höh'rer Macht gefeit.

In vollem Zug die reinen Lüfte schlürfend,
Vergesse ich der Menschen kleinlich Thun,
Als dürft' ich, keines and'ren Glücks bedürfend,
Für immerdar an dieser Stelle ruh'n;
Und laff' ich auf des Abends gold'ne Streifen
Dann meine schönheitstrunk'nen Blicke schweifen,
Wird mir das Herz so leicht, so warm, so weit,
Als taucht' ich selig in die Ewigkeit.

Martin Porzer.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 71.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 3. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nekrolog.*)

(Eingesandt.)

Am 21. Juni 1851 verlor die Stadt Augsburg einen Mann, der noch zur Zeit ihrer Reichs-Unmittelbarkeit als freie Reichsstadt in den höchsten und wichtigsten Aemtern derselben stand und nachher auch als königlich bayerischer Staatsbeamter in hohen Stellen mit Auszeichnung wirkte.

Es ist dieses Franz Xaver Freiherr v. Pflummern, kgl. bayer. Regierungsdirektor und Ritter des Civilverdienstordens der bayerischen Krone.

Derselbe ward am 1. April 1769 in der damaligen freien Reichsstadt Biberach aus einem dortigen adelichen, durch seine großartigen Stiftungen und Edelthaten in gutem Andenken stehenden Patrizier-Geschlechte geboren, aus welchem auch schon früherhin mehrere Angehörige in Augsburg weltliche und geistliche Würden begleitet hatten. Schon als Jüngling zeichnete sich v. Pflummern durch ausgezeichnete Talente, einen hellen und klaren Verstand in seinen Studien aus, so, daß er nach deren Absolvirung schon als 21jähriger Jüngling durch Rathsbeschluß vom 25. Juli 1790 unter die Augsburgischen s. g. Geschlechter aufgenommen wurde. Am 1. Juli 1794 wurde er zum Stadtgerichts-Assessor ernannt, und durch die Wahl vom 28. Juli 1794 in den engeren Rath berufen, wo er bald Gelegenheit hatte, bei einer damals für Augsburg eingetretenen gefahrvollen Katastrophe Beweise seiner Kenntniß, seiner Geschäftsgewandtheit und seines Muthes abzulegen, da in jenem Jahre ein zweimal sich wiederholender Weber-Aufstand ausbrach, zu dessen Beilegung er wesentlich beitrug. Da durch diesen Aufstand mehrere höhere Magistratspersonen genöthiget wurden, ihre Aemter niederzulegen, so wurde Freiherr v. Pflummern noch am 23. September desselben Jahres zu dem wichtigen Amte eines Bürgermeisters erhoben, welchem er in jener vielbewegten und gefahrvollen Zeit mit eben so großer Umsicht als Kraft vorstand, und in dieser Eigenschaft, sowie in andern administrativen und finanziellen Branchen, wozu er nebenbei verwendet wurde, sich ein so allgemeines Vertrauen verschaffte, daß er am Wahltage des Jahres 1797 zum geheimen Rathe gewählt wurde, und er begleitete jetzt bis zur Mediatisirung Augsburgs nach den beiden Stadtpflegern die höchste Würde im Regimente der Stadt.

In dieser Eigenschaft wurde er zu den wichtigsten Geschäften der alten Reichsstadt verwendet. Am 15. November 1797 wurde er nebst dem Rathsconsulenten Schmid als Delegirter zu dem Friedens-Congreße nach Rastatt gesendet, auf welchem hochwichtigen Posten er verweilte, bis die bekannte tragische Katastrophe des französischen Gesandten-Mordes eintrat. Hier hatte er Gelegenheit Connexionen anzuknüpfen, welche ihm nachher in den Stand setzten, dem Rathe öfters wichtige Aufschlüsse über Staatsgeschäfte zu geben, welche von Paris aus insgeheim gegen Deutschland thätig waren. Späterhin erfolgte seine Mission nach Paris, um dort die Neutralität Augsburgs bei der französischen Regierung zu betreiben.

Während Freiherr von Pflummern auf solche Weise zu den wichtigsten und schwierigsten Geschäften nicht nur im innern Regimente der Stadt, sondern auch in deren Vertretung nach Außen verwendet wurde und sich in allen Beziehungen als den stets gewandten Geschäftsmann und den warmen Vertreter der Interessen der altberühmten Augusta erwies, trat in Folge der Bestimmungen des Preßburger Friedens vom 20. December 1805 eine neue Ordnung der Dinge ein. Augsburg verlor nach 644 Jahre langem Besitzstande seine Reichs-Unmittelbarkeit und wurde der Krone Bayern zugetheilt.

Bald erkannte der neue Souverain in Freiherrn von Pflummern den berufstreuen erprobten Geschäftsmann, den Mann des Vertrauens, und derselbe wurde bei der neuen Organisation des Gemeinde- und Verwaltungswesens der Stadt Augsburg als erster königlicher Stadtkommissär an deren Spitze gestellt, und hierdurch vor allen andern höhern Beamten der vormaligen Reichsstadt ausgezeichnet.

Bei der Organisation der höhern Verwaltungs-Stellen des Königreichs im Jahre 1808 wurde v. Pflummern als erster Kreisrath des Lechkreises ernannt, im Jahre 1809 dessen Verdienste um König und Vaterland durch Verleihung des Civil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone belohnt, und bei der neuen Kreis-Eintheilung im Jahre 1810, als Augsburg aufhörte Kreishauptstadt zu seyn, dessen Versetzung als erster Rath zum General-Kommissariate des Oberdonaukreises nach Eichstädt verfügt, wo er neben den wichtigsten Referaten lange Zeit zu der umfangreichen Kommission der Gränzberichtigung und Ausgleichung mit der Krone Würtemberg verwendet wurde.

Bei der Kreis-Eintheilung im Jahre 1817 und Bildung einer Kreisregierung in Augsburg erhielt Freiherr v. Pflummern die erste Regierungsrathsstelle in Augsburg und wirkte hier unermüdet und segensreich in seinem wichtigen Wirkungskreise fort, bis ihn im Jahre 1827 geschwächte Gesundheit nöthigte, um Ruheversetzung nachzusuchen, welche ihm am 2. Juli 1827 bewilliget wurde, und worüber die Bekanntmachung im Regierungsblatte hinlänglich beweiset, wie sehr Se. Majestät der König seine hohen Verdienste um die Krone und um das Vaterland zu würdigen gewußt haben, da ihm mit der auf sein Ansuchen bewilligten temporären Ruheversetzung als Zeichen besonderer allerhöchsten Zufriedenheit mit seinen vieljährigen treuen Diensten der Titel und Rang eines Regierungs-Direktors taxe- und stempelfrei verliehen wurde.

Freiherr v. Pflummern lebte nun zwar entfernt von Staats- und öffentlichen Geschäften, aber keineswegs unthätig, sondern eifrig besorgt um Ordnung der Angelegenheiten seiner eigenen Familie, welcher er stets mit besonderer Liebe und Sorgfalt zugethan war, und verwaltete mehrere Familien-Stiftungen mit gewissenhafter Treue. Bald nach seiner Ruheversetzung verlor er am 19. Septbr. 1828 seine treue Lebensgefährtin, M. Josepha geborne Freyin von Haysdorf, mit welcher er seit dem 6. Juli 1799 in glücklicher Ehe lebte und die ihm vier Töchter gebar.

Bis zu seinem letzten Lebensjahre hatte Freiherr v. Pflummern, obwohl manchen körperlichen Leiden unterworfen, doch dem Aeußern nach ein rüstiges Ansehen, bis ihn im Monat Mai 1851 eine bedenkliche Krankheit überfiel, welche sich bald verschlimmerte und ihn am 21. Juni 1851 im 83sten Lebensjahre seinen vielen Freunden und Verehrern entriß, deren zahlreiche und warme Theilnahme bei seinem Leichenbegängnisse und Leichengottesdienste sich deutlich aussprach.

Freiherr v. Pflummern war ein Mann von ausgezeichneten

*) Wegen Sammlung der Materialien und Geschäftslast des Verfassers unlieb verspätet.

Talenten, vielseitigen Kenntnissen und feiner Weltbildung, von hellem und klarem Verstande, schnellfassendem Ueberblicke und festem, muthvollem Charakter, dabei von strenger Rechtlichkeit und hielt mit fester unverbrüchlicher Treue wie früher an die Stadt, an deren Spitze er stand, so auch nachher an seinen rechtmäßigen König, an den Thron und an die gesetzliche Ordnung, die ihm über Alles galt.

Die schwere Wahl des Leibeigenen.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von A. Linden.

(Fortsetzung.)

Etwa sechzig Werste, also mehr als acht Meilen von Petersburg entfernt, erhebt sich ein ziemlich steiler Felsen, dessen Wände aus rauhem Granitstein bestehen, der grau und düster aus dem dichten Tannengehölz hervorblickt. Man würde die schichtenförmig über einander gethürmten Felsstücke für unerklärbar gehalten haben, wenn nicht das stattliche Gebäude auf der Höhe hinlänglich den Beweis geliefert hätte, daß der Gipfel zu erreichen und zu bewohnen sey. Aber wohlthuend mochte es dort oben nicht seyn, und der schmale, gewundene Weg, der durch die Felsen emporführte, war auch wohl selten von Menschen betreten, denn die schneige Straße zeigte weder Fußstapfen noch Räderspuren. Das Gebäude, aber vielmehr Schloß, war groß und von altertümlicher Bauart. Die hohen kirchenartigen Fenster spiegelten matt den bleichen Glanz der abendlichen Winternsonne zurück; der weite, gepflastrte Vorhof zeigte roh gearbeitete Figuren von Stein, die mit drohender Geberde ihre unförmlichen Schwerter geschwungen hielten, und auf deren schneebedecktem Scheitel welkes Moos und Gras wucherte. Es waren acht solcher gepanzerten Gestalten, die in stolzer Haltung vor dem steinernen Portal des Schlosses standen; schon Jahrhunderte lang hatten sie allen Stürmen und Wettern Trotz bietend hier Wache gehalten.

Ueber dem Haupteingang des Schlosses lagerte ein in Stein ausgehauener Panther, der einen mit einem Kranz umwundenen Speer in der grimmig erhobenen Tatze hielt. Es war dies das Wappen der Grafen Staninsky, deren Vorfahr einst bei einem Krieg gegen die Tscherkessen einen Panther mit einer Lanze in dem Augenblicke durchbohrt hatte, wo der Kaiser, unbewaffnet und wehrlos, dem grimmigen Thier zur Beute zu werden drohte. Der dankbare Kaiser erhob damals die Staninsky's, die früher arme lieflandische Edelleute gewesen waren, in den Grafenstand, gab ihnen Panther und Speer zum Wappen, und fügte noch den Lorbeerkranz, das Zeichen des Sieges, hinzu.

Diese reiche Besitzung gehörte also dem geächteten und verfolgten Grafen Staninsky, doch in diese Einöde war die Kunde von seiner Verbannung noch nicht gedrungen. Weit umher in der Ebene lagen Hütten und kleine Dörfer zerstreut, die alle von den Leibeigenen Staninsky's bewohnt wurden. Doch auch das Schloß war nicht unbewohnt; ein alter greiser Kastellan lebte hier schon seit vielen Jahrzehnten, treu und sorglich das einsame Schloß hütend.

Es war am späten Nachmittag. Die knarrenden Thüren eines Seitenpförtchens öffneten sich, und zwei Männer traten auf den Hof. Der eine, ein beinahe siebzigjähriger Greis, hatte tiefgefurchte Züge und gebleichte Locken; auch war seine Haltung gebückt und ermüdet; es war Iwan, der Kastellan des Schlosses. Der Andere war ein dreißigjähriger Mann, von herkulischem Bau und lebhaften Mienen. Das große, graue Auge blickte klug, aber es entbehrte jeden Zug von Milde; die Gesichtszüge waren markirt und unschön. Er trug die Kleidung russischer Diener, aber weder Gang noch Haltung paßten für einen Leibeigenen, und doch war Olaf ein solcher.

„Warum führt Ihr mich hierher, Vater Iwan?“ fragte der Zweite kurz und mürrisch, als sie den Hof betraten, „habt Ihr vergessen, was ich hier litt?“

„Da wenigstens scheint es nimmer vergessen zu können,“ sagte Iwan mit mißbilligendem Ton.

„Ha, wer könnte das auch!“ rief der Jüngere leidenschaftlich, „hier an dieser Stelle ließ mich der Graf an einen Pfahl binden und auspeitschen!“

„Du aber hattest durch Nachlässigkeit und starrsinniges Leugnen seinen Zorn gereizt, Olaf!“ erwiderte der Alte.

„Einen einzigen seiner despotischen, launenhaften Befehle vergaß ich auszuführen, und gegerte dies zu gestehen: das war mein Verbrechen! Und dafür ließ er mich auspeitschen wie einen Hund!“ rief Olaf mit zuckender Lippe.

„Acht Jahre sind seitdem verflossen, Olaf, und Du vergaßest jene Züchtigung nicht?“ schalt der Alte.

„Nein, bei allen Heiligen, ich vergesse jenen Tag und meine Rachegelübde nie!“ rief Olaf und seine Augen sprühten Funken.

„Du bist eine rauhe, ungezügelte Natur,“ fuhr der Alte kopfschüttelnd fort; „hätte ich ahnen können, welch wildes Feuer in Deiner Brust glüht, gewiß, ich hätte Dir mein sanftes Kind, meine Kathinka, nimmer zum Weibe gegeben.“

Olaf's Stirn glättete sich. „O fürchtet nichts für sie,“ sagte er lächelnd, „Kathinka wird nie über meine Rauheit klagen.“

„Das mag seyn, aber Deine Gedanken über den Grafen sind böse und gottlos.“

„Sie sind gerecht!“

„Nein, sie sind schlecht und unchristlich, sage ich Dir, und Du bist ein störrischer, harter Mensch, so lange Du sie hegst.“

Die Adern an Olaf's Stirn traten wiederum scharf hervor, ungemessener Zorn glühte in seinen Augen; dennoch schwieg er, denn Iwan's Gewalt über ihn war groß.

In diesem Augenblicke geschahen einige derbe Schläge gegen das äußere Hofthor; auch ließ sich das Stampfen von Rossestritten vernehmen. Beide Männer blickten sich erstaunt an, denn seit langen Jahren war kein solcher Laut hier vernommen worden. Iwan schob behutsam den Riegel des Seitenpförtchens auf, und blickte hinaus. Eine lange Reihe berittener Soldaten sah er den Berg hinaufsprengen; der Anführer, der bereits oben angelangt war, wiederholte mit Ungeduld die Schläge gegen das äußere Hofthor, indem er rief: „Im Namen der Kaiserin, öffnet!“

Nun durfte der Kastellan nicht länger zaudern, das einzige Wort „Kaiserin“ wirkte wie ein Zauberspruch. So rasch der alte Mann es vermochte, schob er an den halbeingerosteten Riegeln, und mit Olaf's Hülfe gelang es ihm, sie aus den eisernen Banden zu heben.

Die Reiterschaar sprengte mit wildem Gelächter und rohen Flüchen auf den Schloßhof. „Haben wir dich endlich erreicht, altes Eulennest!“ rief der Anführer, und blickte mit finsterm Blick auf das graue Gebäude, „beim heiligen Spindion! es fehlte nicht viel, so hätten wir auf dem holprigen Rücken des Berges den Hals gebrochen! — Oeffnet uns alle Thüren, Alter!“ herrschte er Iwan an, „wir wissen das ganze Schloß durchsuchen, ob sich Graf Alexis hier findet!“

„Der Graf?“ riefen Olaf und Iwan.

„Allerdings, Graf Alexis Staninsky, Major des **Reiterregiments Ihrer Majestät der Kaiserin! Seht her, alter Grautopf, hier ist ein Verhaftbefehl für den Grafen! Oder können Eure blöden Augen etwa nicht lesen? So gewiß ich Paul Wassiljewitsch heiße, so gewiß wird jeder Fuß breit Erde hier nach dem Grafen durchsucht! Keine Ratte im Schloß soll ungesehen in ihrem Winkel bleiben, darauf nehmt mein Wort!“

Der Anführer war vom Pferde gesprungen und näherte sich mit drohender Geberde dem Alten, der noch immer vor Schrecken regungslos stand; doch jetzt bekam er plötzlich Leben.

„Wie Ihr wollt!“ entgegnete er gekränkt, und schloß die Thüren der unteren Gänge auf, „tretet ein, wenn Ihr Befehl habt.“

„Freilich, freilich,“ fuhr Wassiljewitsch redselig fort, während

die rauhen Dragoner mit schleppenden Säbeln und triefenden Mänteln durch die fein getäfelten Prachtgemächer zogen und überall Spuren der Verwüstung und rohen Zerstörungssucht hinterließen. „Freilich werde ich alles durchsuchen, und meine Schuld soll es nicht seyn, wenn der Graf dem Exil in Sibirien entgeht."

„Was ist's mit dem Grafen?" fragte Olaf gespannt.

„Ho, ho, der stolze Herr Graf wähnt wahrscheinlich im kaiserlichen Audienzzimmer so reden zu können, als ob er mit seinen geknechteten Leibeigenen spräche!"

Olaf knirschte mit den Zähnen. „Und darum," fuhr der Andere fort, „ließ er gestern sich zu der schönen Rede herab, daß die Herrschaft der Kaiserin ein launenhaftes Weiberregiment sey, und —"

„Nun?" fragte Olaf athemlos.

„Nun, da wurde dem Herrn Grafen von seinen Freunden bedeutet, sich aus dem Staube zu machen, weil sonst leicht die kalte Luft Sibiriens seine heiße Zornesgluth löschen könnte. Das merkte sich der Herr Graf, und als man ihn eine Stunde später in seinem Palast verhaften wollte, fand man den Vogel ausgeflogen."

„Und wo ist er jetzt?" fragten Olaf und der greise Kastellan mit stockender Stimme.

„Dumme Frage! Ich bin hergekommen um ihn zu suchen oder ihn hier zu erwarten; denn herkommen wird er, wir haben seine Spur, und wenn er sich auch noch eine Zeit lang auf unwirthbaren Wegen herumtreibt, so muß er doch endlich hier Zuflucht suchen. Heute früh sahen wir auf der Landstraße eines seiner Pferde erwürgt, neben der Leiche eines Wolfes liegen; wir kannten es an der Satteldecke, auch fand sich ein abgefeuertes Pistol in der Nähe!"

„Heilige Jungfrau, schütze den Grafen!" betete der ehrwürdige Kastellan still für sich hin. In Olaf's Augen aber brannte düstre Gluth; die Rache, die er noch eben herbeigesehnt hatte, schien bereits erfüllt zu seyn.

Indeß stürmten die Dragoner durch die öden Säle; gewaltsam wurden Schränke, Thüren und Truhen aufgerissen, die kostbarsten Stoffe rollten zertreten auf dem Fußboden hin. Der Hauptmann Wassiljewitsch schien in keinem besondern Ansehen zu stehen, denn dicht vor seinen Augen raften die beutegierigen Soldaten die Kostbarkeiten zusammen, und erklärten sie für ihr Eigenthum.

Thränen traten in Iwan's Augen. So lange Jahre hatte er, treu seiner Pflicht, das Eigenthum seines Herrn gehütet, und jetzt ward alles vernichtet, sein Gebieter irrte als heimathloser Flüchtling durch die öden Steppen.

Eine Angahl Dragoner trat jetzt ein, und ein langer Riese mit maskenartigen Gesichtszügen rief jubelnd: „Wir haben den Keller durchstöbert, Hauptmann, und da fanden wir —"

„Den Grafen?" fragte Wassiljewitsch mit funkelnden Blicken.

„Nein, aber einige Fässer Wein, und wir wälzten sie behufsam die Stiegen hinauf; — da sind sie!"

Und wieder öffneten sich die weiten Flügelthüren, und herein rollten, von den derben Fäusten der Dragoner geschoben, zwei gewichtige Weinfässer, die schwer über das feine Täfelwerk des Parkettbodens glitten. Das war auch nach des Hauptmanns Sinne, kein Ziehen des alten Iwan half; ein loderndes Feuer wurde im Marmorkamin angezündet, und unter Sang und Jubel ward der Prachtsaal des Grafen Stanitnsky zur Trinkstube einer wilden Horde umgewandelt.

Iwan schlich weinend in sein stilles Kämmerlein. Olaf stand eine Zeit schweigend im Schatten einer Säule, und blickte dem rohen Treiben zu. Er verschwendete kein Wort, keine Bitte um Schonung an die Krieger, die für das Eigenthum des geächteten Grafen, welches sie ohnehin für verloren halten mußten, keinerlei Rücksichten zeigten; dann, als die Nacht schon angebrochen war, verließ er das Schloß und suchte auf einem versteckten Seitenpfad seine Wohnung zu erreichen.

Diese war eine von den zerstreuten Hütten im Thal, und nach einer halben Stunde raschen Wanderns hatte er sie erreicht. Es war ein einsames beinahe ärmliches Haus, mit kahlen Wänden und niedrigem Giebel. Die schmalen Fensterchen ließen einen hellen Dämmerstreifen sehen, und dienten dem Manne zum Führer, denn es war jetzt völlig dunkel geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Luftschiff des Herrn Petin.

Aus einem französischen Blatte.

Mit ganzem Herzen bewillkommnen wir Alles, was die Aufmerksamkeit des Publikums auf die großartige Frage der Luftschiffahrt lenken kann. Den aufgeklärten Freunden des Fortschritts hatte die Vernachlässigung, welcher eine Erfindung anheimfiel, die später, wenn sie vervollkommnet seyn wird, so bedeutende Folgen haben muß, aufrichtigen Kummer bereitet. In der That, wenn man sich die Zeit, in welcher die Luftballons erfunden worden, vergegenwärtigt, kann man sich kaum erklären, wie diese Erfindung so lange Zeit ungefördert bleiben konnte.

Den tiefen Eindruck, den der Anblick des ersten Luftballons hervorbrachte, muß man aus den Erzählungen von Zeitgenossen ersehen! Er war in einem Hause, das an den Platz des Victoires gränzte, mit Wasserstoff gefüllt worden, und man mußte ihn nach dem Marsfelde bringen. Um den großen Zufluß von Zuschauern zu vermeiden, mußte die Uebersiedelung bei Nacht vor sich gehen. Der Luftballon wurde auf ein Gestell gebracht, Gelehrte umgaben ihn; Abtheilungen der Wache zu Fuß und Pferde eskortirten ihn, und Männer, die brennende Fackeln in der Hand trugen, eröffneten den Marsch. Es war zwei Uhr nach Mitternacht. „Die Flüsterkutscher, die sich auf der Straße befanden, waren," wie Faujas Saint Fond erzählt, „von diesem Schauspiele so betroffen, daß sie sogleich ihre Wagen anhielten und während der ganzen Zeit, welche der Zug vorbeikam, mit entblößtem Haupte niederknieten!"

Wenige Tage darauf stiegen Charles und Robert zum erstenmal auf. Als der ungeheure Globus diese beiden unerschrockenen Männer in die Lüfte entführte, ward die ganze Menge in den Tuilerien, auf dem Platze Ludwig's XV., in den Elysäischen Feldern angehäuft stand, von einer religiösen Empfindung ergriffen. Es gab unter den Zuschauern Einige, welche auf die Kniee fielen und die Hände gen Himmel, in welchen die Luftschiffer steigen zu wollen schienen, erhoben. Es herrschte tiefes Stillschweigen; man wagte weder zu sprechen, noch sich zu rühren. Allein, nachdem ein unverhoffter Erfolg eine so große Verwegenheit gerechtfertigt hatte, brach Alles in Ausrufungen der Begeisterung aus.

Man fühlte, daß hier ein ungeheures Ereigniß vor sich gehen sollte; man hatte also Respekt vor der Eroberung, die eben gemacht werden sollte. Der Ballon war eine ernste Sache, mit der sich ernste Leute beschäftigten.

Kaum war am 5. Juni 1783 in Gegenwart der Stände von Vivarais ein Luftballon aufgestiegen, kaum war dieses wunderbare, unmögliche Ereigniß (denn der gelehrte Borelli hatte ja erklärt, daß es dem Menschen nicht gegeben sey, sich in die Lüfte zu erheben) geschehen, als die Akademie der Wissenschaften sich der Sache bemächtigte, sie zu der ihrigen machte. Sie wollte das Experiment auf ihre Kosten und im größeren Maßstabe versuchen. Sie ernannte sachkundige Kommissäre und beauftragte Meunier, die Probleme, welche diese Neuigkeit darbot, in Erwägung zu ziehen. Ein gewandter Professor der Physik, Charles, stieg zuerst mit einem mit Wasserstoff-gefüllten Ballon in die Höhe; ein anderer Physiker, ein Märtyrer der Wissenschaft, Pilastre de Rozier's, vertraute sich der ersten Montgolfière an. Guyton de Morveau, einer der Begründer der neuen Chemie, suchte nach Mitteln, dem Ballon eine beliebige Richtung zu geben, und Faujas-Saint-Fond leitete die Zurüstung des Tajugchörigen.

Als der Ballon, dessen Aufsteigen ich weiter oben gemeldet, vom Marsfelde aufstieg, beobachteten Gelehrte von der Terrasse des königlichen Garde-Meuble, von den Thürmen von Notre-Dame und der Militairschule aus seine Bewegungen mit Hülfe von Instrumenten und zogen die Resultate ihrer Beobachtung später in Erwägung. Ein Kanonenschuß kündigte allen Straßen der Stadt den Augenblick an, in welchem der Luftballon den Erdboden verließ, und noch hallte der betäubende Schlag wieder, als die erhabene Maschine in die Wolken verschwand. Und dieses Aufsteigen ward als eine Frage der Wissenschaft, als eine nationale Sache, als ein großes Ereigniß betrachtet. Heute nimmt das Vieh den Platz ein, welchen damals berühmte Gelehrte nicht verschmähten, und unter den Händen einer besonderen Klasse von Spaßmachern ist sie ein Mittel mehr zur Vertheirung des Volkes geworden.

Franklin sagte von der Erfindung Montgolfier's, sie wäre ein neugeborenes Kind. Noch hat sich der prophetische Sinn dieses Wortes nicht bestätigt; das Kind ist noch nicht herangewachsen. Allein der Augenblick kömmt, ist vielmehr schon gekommen, in welchem seine Glieder sich entwickeln werden. Und selbst diese rohen Belustigungen, diese Entweihungen des Heiligthums (insofern es sich um ein wahrhaft erhabenes Werk, um das Instrument unserer zukünftigen Größe handelt, durch welches einst alle Völker der Erde ein einziges Volk und die Erde ein Allen gemeinsames Gebiet seyn wird und dessen entlegenste Winkel leicht zugänglich, leicht benutzbar seyn werden) werden ihren Nutzen haben.

Endlich ist der Augenblick gekommen, einen neuen Versuch zu machen, welcher an Bedeutung der Erfindung der Luftballons selbst gleichkömmt. Wenn der Versuch ernst und gut geleitet wird, wird er die glückliche Folge haben, eine seit lange versperrte Straße zu öffnen.

Die Unternehmung des Herrn Petin hat viel Verwegenes. Ich spreche hier nicht von den größtentheils nur in der Einbildung existirenden Gefahren, denen man die Luftschiffer ausgesetzt glaubt. Die Verwegenheit besteht darin, mit einem Schlage einen vollständigen Versuch mit der Luftschifffahrt zu machen!

Ich will hier keinen Tadel aussprechen. Wenn ein Mensch sein Leben lang eine Idee genährt hat, gehört er sich nicht mehr, sondern der Idee; er geht, wohin sie ihn führt, und unter so dramatischen Umständen werden die gewöhnlichen Gebote der Vorsicht nicht befolgt. Herr Petin könnte uns auch bemerken, daß das Genie sich stets von diesen Geboten frei hält, und daß die Ereignisse dem Genie Recht geben. Allein der kalte Verstand macht ihm den Vorwurf, dieses so umfassende Problem der Luftschifffahrt nicht in eben so viele verschiedene Probleme, als es in sich enthält, getheilt und ihre Lösung in einer gewissen Reihefolge allmälig versucht zu haben.

Allein wenn ich den Plan des Herrn Petin recht verstehe, hat er auch auf diese Anforderung, allerdings als ein tapferer Kapitän, Rücksicht genommen. Mit aller Freiheit hat er alle seine Kräfte auf einen einzigen Punkt gewandt, allein dieser Punkt ist der Hauptpunkt und der Schlüssel zu allen anderen.

Wahrscheinlich glaubt der Erfinder nicht, daß er nach dem Tage seines ersten Versuches Luftschifffahrten, wie etwa Post- oder Schifffahrten, mit genauer Angabe der Stunden der Abfahrt und des Ankommens wird einrichten können. Herr Petin sagt sich wahrscheinlich selbst: Es giebt noch zahllose Dinge, die in der Luftschifffahrt unbekannt sind. Ich suche eine Erfindung zu machen, welche den besten Eindruck auf das Publikum machen, mir seine Sympathie, seinen Beifall am besten erwerben kann; ich beschäftige mich ausschließlich mit dem Steuern des Luftschiffes. Das ist der Hauptpunkt, der fraglichste Punkt; habe ich diesen einmal gefunden, so macht sich das Andere später von selbst: „für jede Arbeit gibt es einen Tag."

Wenn Petin so denkt, hat er gewiß Recht. Er thut wohl daran, alle seine Kräfte auf den streitigsten Theil des Problems, auf denjenigen, der alle Vorurtheile gegen sich hat und dessen Lösung einen unvergleichlichen Glanz auf ihn werfen würde, zu konzentriren. In den Augen Aller, die noch an der Luftschifffahrt zweifeln, lassen sich alle Schwierigkeiten in der einen, der Richtung, zusammenfassen. Man denkt an keine andere, ahnt nicht einmal, daß es eine andere gibt, und ich glaube, daß, sobald man einmal die treibenden Maschinen erfunden haben wird, sich der Eine ohne Umstände nach Kalkutta, der Andere nach dem Kap, noch ein Anderer nach Rio oder nach Californien einschiffen wird.

Auf die Skepsis folgt gewöhnlich eine unmäßige Begeisterung, und nach einer ersten gelungenen Erfindung kann man sich auf eine Reihe von Unterfuchungen, von technologischen und wissenschaftlichen Experimenten gefaßt machen, die eine geraume Zeit, welche zwischen dem ersten mit Glück gekrönten Versuche und einer ernsten regelmäßigen und anhaltenden Luftschifffahrt liegen wird, ausfüllen dürfte.

Diejenigen also, welche ihr Bündel schon schnürten, um nächsten Monat eine Reise durch die Luft zu ihren Gegenfüßlern zu machen, erwarten mehr als Herr Petin ihnen versprechen kann.

Ich glaube, daß es nicht unnütz war, die Sache auf ihr rechtes Maß zurückzuführen und so dem Publikum eine schmerzliche Enttäuschung zu ersparen, die es ungerecht gegen Petin gemacht hätte. Es wird noch kein Fahrzeug abgehen, man wird blos den Versuch machen, ob es möglich ist, in der Luft zu steuern.

(Schluß folgt.)

Nachruf

an unsern geliebten Mitschüler

Georg Michl.

Der Freund verblich; des Todessturmes Wüthen,
Das oft im Frühlinge vernichtend waltet,
Hat auch in unser'm heitern Kreis geschaltet,
Und knickte jene lebensvollen Blüthen.

Zu früh' ward Dir ein herbes Loos beschieden;
Kaum hatte sich Dein Lebenstraum gestaltet,
Zum Flug der Geist die Schwinge kühn entfaltet,
So gingst verklärt Du ein in ew'gen Frieden.

Zwar ist das trd'sche Band entzwei gerissen,
Das inniger begann uns zu verweben —
Und aus dem Auge stürzt ein Guß von Thränen;

Doch mit der Wehmuth, die Dich läßt vermissen,
Wirst Du in unserm Augedenken leben,
Indeß Du schaust das Ideal des Schönen.

Die Schüler der L. Gymnasialklasse
zu Neuburg a. d. Donau.

(Eingesandt.)

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 72.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 6. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die schwere Wahl des Leibeigenen.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von A. Linden.

(Fortsetzung.)

Im Innern der Hütte sah man ein Bild des Friedens, zu dem Olaf's aufgeregte Seele gar nicht passen wollte. Die niedrigen Wände des Stübchens hatten einen hellen Anstrich, und waren eben so reinlich und blank gescheuert wie die weißen Holzbänke, die kein Stäubchen zeigten. An der Wand hingen einige Heiligenbilder in ziemlich grellen Wasserfarben gemalt; um ein jedes schlang sich ein kleiner Kranz von frischem Moos. In der Mitte der Stube stand ein schwerer eichener Tisch, mit fünf zinnernen Tellern und einer Oellampe von Messing besetzt. Sowol die Lampe als auch das Kaminfeuer brannte hell, und auf dem letzteren stand eine große Schüssel mit dampfenden Kartoffeln.

Ein kleines Mädchen von etwa sechs Jahren kniete vor dem Gitter, und blies mit vollen Bäckchen in die Gluth, wobei ihr ein kleiner Bursche von kaum vier Jahren treulich half; denn er blies so mächtig, daß das frische Gesichtchen faßt zu springen drohte. — Eine alte Frau saß in ihrer Nähe am Spinnrocken und blickte heiter auf die Kleinen hin, die ihre Enkel waren.

„Laß es nun gut seyn, Mia," redete sie das Mädchen an, „die Kartoffeln sind nun völlig gahr."

„So laß uns essen!" rief der Knabe lebhaft, und ließ einen Augenblick seine kleinen Gesichtsmuskeln in Ruhe, die sich denn auch alsobald glätteten, so daß die aufgedunsenen Wangen wieder in natürlicher Form erschienen.

„Aber der Vater ist noch nicht da," erwiederte Mia ernsthaft, „und die Mutter will nicht, daß wir früher essen."

„Da ist er! da ist er!" rief der kleine Peter jubelnd. Er war alsbald in hohen Bogensätzen von der Holzbank herabgesprungen und hing jubelnd an Olaf's Halse. — Kathjuka trat nun auch mit freundlichen Grüßen ein; und bald waren die Kartoffeln auf die fünf Zinnteller vertheilt.

Zu derselben Zeit langte ein unscheinbarer Schlitten an dem Fuße des Schlossbergs an. Das einzige todtmüde Pferd konnte nur noch keuchend weiter, und dumpf schallte sein klägliches Wiehern durch den stillen Abend. Es war der Schlitten des Grafen Stanitzky. „Mögen und die Heiligen dort Ruhe finden lassen, meine arme Olga!" sagte der Graf mit merklich milderer Stimme, als man bei ihm gewohnt war, „reiche mir Deine Hand, daß ich fühle, ob sie noch so fieberheiß brennt."

Olga reichte sie zögernd hin und erwiederte hastig: „Es ist wohl kein Fieber, Alexis, gewiß nur einige Aufregung, nach einer kurzen Ruhe wird es mir wieder leicht und wohl werden."

Der Graf seufzte.

„Gib mir den Knaben wieder!" fuhr sie fort, und reichte nach Benoni, der ruhig auf den Knieen seines Vaters schlummerte.

Der Graf hatte indessen hinausgeblickt, und rief jetzt hastig: „Auch dort oben winkt uns die Ruhe nicht, Olga, wir sind verrathen, denn dort im Schlosse strahlen alle Fenster im hellen Kerzenschein. Die Wachen der Kaiserin sind uns zuvorgekommen! Und das kann leicht seyn, denn sie fanden mit leichten Herzen und frischen Kräften die ebenen Wege, während wir in der Wildniß umherirrten!"

„So laß uns umkehren, und anderwärts ein Obdach suchen!" erwiederte Olga einfach und ohne Klage.

Das erschöpfte Pferd wankte mit müden Schritten zurück, und trat keuchend den Rückweg an.

„Dort schimmert Licht," fuhr der Graf fort, als sein durchdringendes Falkenauge einen bleichen Schimmer in der Ferne gewahrte. „Wir können nicht mehr weiter, wir müssen ein Obdach erflehen. — Erflehen!" murmelte er dumpf, „ich ein Bittender an der Thür eines meiner Leibeigenen!"

„Laß uns weiter!" bat die Gräfin, „man erkennt Dich, und ist hart genug uns zu verrathen."

„Ein Erkennen ist nicht leicht zu fürchten, ich war in acht Jahren nicht in dieser Gegend, und was die acht Jahre nicht an mir zu ändern vermochten, das haben die letzten vierundzwanzig Stunden gethan. Dann meine Kleidung; glaube mir, man hält mich nicht für Alexis Stanitzky!" fuhr er bitter fort.

Die Gräfin widersprach nicht länger; auch ihr graute davor, noch eine zweite Nacht auf den kalten Feldern, umgeben von Raubthieren, zuzubringen.

Nach einer halben Stunde war das Haus erreicht. Der Graf sprang aus dem Schlitten, öffnete leise die Thür und fragte anscheinend mit ruhiger Stimme: „Könnt Ihr müden Reisenden auf eine Nacht Herberge geben?"

„O gewiß, seyd willkommen!" ertönte Kathjuka's freundliche Stimme. Auch Olaf sprang willfährig auf, und folgte dem dicht in seinen Mantel gehüllten Grafen. Bald war der Schlitten in einen schützenden Schoppen gezogen, das Pferd fand Ruhe in einem kleinen warmen Stall; Olaf sorgte für seine Nahrung. Olga wankte auf zitternden Beinen in die freundliche Stube und sank erschöpft in einen Stuhl am Kamin.

Kathjuka nahm ihr hülfreich den Knaben vom Arm, und legte ihn auf eine mit einem Fell überdeckte Bank, während die alte Wanda, Olaf's Mutter, ihr Mantel und Pelze abnahm.

„O mein Himmel, wie blaß Ihr seyd, schöne Dame", rief Kathjuka erschreckt.

„Könnt Ihr uns einen Löffel Suppe geben, gute Frau?" wandte sich jetzt der Graf an das Weib seines Leibeigenen.

Kathjuka war zu jeder Hülfe gern bereit; mit höflichen Worten und flinken Händen suchte sie alles zur Bequemlichkeit der Fremden zuzubereiten. Die Gräfin lehnte erschöpft und todesmatt im Stuhl, und suchte nur zuweilen durch einen Blick ihre Dankbarkeit auszudrücken. Der Graf saß neben ihr, und hielt ihre fieberheiße Hand in seiner Rechten; auch bei ihm war die Erschöpfung allzugroß.

Mia stand entzückt vor dem schönen kleinen Benoni, und streichelte mit leiser Hand über die sammetweiche Wange des Knaben, dann kniff sie vor Behagen die Aeuglein halb zu und flüsterte ihrem Brüderchen ernsthaft zu, das sey sicher das Christkindchen selbst, oder ein schöner kleiner Himmelsengel.

Peterchen fand dies sehr wahrscheinlich, doch wollte er sich genauer davon überzeugen. Zu dem Ende kletterte er mit Anstrengung auf die Holzbank, fuhr mit seinem rauhen Patschhändchen über das Gesicht des Knaben und flüsterte mit zärtlichen Liebestönen: „Duschinka!" was soviel wie „liebes Seelchen" heißt.

War es des kleinen Schmeichelwort, welches Benoni erweckte? Genug, er schlug in diesem Augenblick die dunkeln noch thränenfeuchten Augen auf, und blickte neugierig umher.

„Bist Du wach, kleiner Engel?“ fragte Peter zärtlich, und wohnst Du wohl auch im Himmel, wie Mutter sagt?“

Benomm zog sich scheu aus den um ihn geschlungenen Armen des kleinen Russen zurück, und sagte wimmernd: „Benomm hungert so sehr, und Mascha ist immer und immer noch nicht da, aber sie will nicht wieder in das dunkle Häuschen, das immer rollt, und wo die bösen Hunde herumspringen.“

Der arme Kleine meynte die furchtbaren Wölfe. — „Aber Du möchtest wohl gute warme Suppe? nicht wahr, mein Kind?“ fragte Kathinka und nahm ihn behutsam auf ihren Schooß. Während das Kind begierig die lang entbehrte warme Speise schlürfte, fuhr sie prüfend mit der Hand über den zerknitterten Sammetanzug des Kleinen, und schüttelte bedenklich den Kopf.

In diesem Augenblick trat Olaf ein. War es Vergeßlichkeit oder Absicht? Genug, der Graf hatte den dichten Reitermantel noch umgeschlagen, und die dunkele Kapuze, die aus dem Kragen gebildet war, verhüllte Stirn und Augen, oder zeigte wenigstens beides nur mangelhaft. Der dunkle Bart, der Kinn und Mund beschattete, paßte nicht zu dem Bilde, welches Olaf von seinem Todfeinde bewahrte; denn damals, als sich dieser so grausam gegen den Diener bewiesen, war der Graf ein blutjunger Herr gewesen mit glattem Kinn und oft lächelnder Miene; auch vermochte Olaf in der gedämpften Rede des Flüchtlings nicht die herrische tönende Stimme des Grafen zu erkennen, und so war er noch ohne Argwohn.

Olga's überreizte Nerven ließen sie keinen Gedanken mehr klar fassen. Ruhe war jetzt ihr einziges Bedürfniß, die einzige Sehnsucht, die sie noch zu empfinden vermochte. Kathinka verstand ihre stumme Bitte und sagte halb verlegen: „Wenn sich die Dame nicht scheut, mit uns das Schlafzimmer zu theilen, so findet sie hier in der Kammer ein leidlich gutes Bett, und ist vor Kälte und Gefahr geschützt!“

Welche Wonne gewährt ein weiches sicheres Lager nach solch erschütternder Ermüdung des Leibes und der Seele! Olga empfand dies jetzt, doch nur wenige Augenblicke war sie sich der wohlthuenden Gefühle wachend bewußt; bald sank sie in tiefen Schlummer und träumte von ihrem schönen Palast in Petersburg, von seinen strahlenden Kerzen, von seinen duftenden Blumen und von seiner Sicherheit. Sie lächelte beglückt im Schlafe, und Kathinka, die sie mitleidig betrachtete, zerdrückte eine Thräne in ihren Augen, sie ahnete wohl, daß beim Erwachen das Lächeln auf dem Antlitz der Dame verschwinden würde. Dann suchte auch sie mit Wanda ihre nahe Lagerstätte. Die Kinder schliefen bereits.

Im vorderen Zimmer breitete Olaf geschäftig einige Thierfelle aus, zündete neues Feuer im Kamin an, und legte sich auch zur Ruhe nieder, da die tiefen Athemzüge seines Gastes ihm verriethen, daß dieser den lang entbehrten Schlummer gefunden.

Olaf konnte jedoch nicht schlafen, seine Gedanken weilten bei seinem Gebieter, dem Grafen Stanislaski. Die Berichte des Hauptmanns Wasiljewitsch klangen ihm im Ohr und im Herzen wieder; sie beleidigten sein rachsüchtiges Herz, welches acht lange Jahre hindurch das Gefühl der Demüthigung, der unbefriedigten Sehnsucht nach Vergeltung und Rache genährt hatte; ihm war der Gedanke Wollust, daß der Mann, der in stolzem, jugendlichem Uebermuth ihn eines kleinen Vergehens wegen einst züchtigen ließ, verbannt und geächtet umherirre. Graf Alexis war nun sein Gebieter nicht mehr, denn die reichen Besitzungen mit ihren Bewohnern wurden wahrscheinlich von der Kaiserin eingezogen, und wenn Olaf und die Seinen auch nicht frei wurden, so hatten sie wenigstens in der neuen Knechtschaft sich keinem verhaßteren Gebieter zu beugen.

So waren Olaf's Gedanken, die er, ahnungslos wie nahe der Gegenstand seines unversöhnlichen Hasses weilte, mit Entzücken in sein rachedurstendes Herz aufnahm. Keine Erinnerung erwachte in ihm, daß der Graf damals jung gewesen, und ohne Rathgeber, ohne Schutz, seinen herrischen Launen hingegeben war. Er gedachte nicht, daß Graf Alexis zu andern Zeiten edel und großmüthig gehandelt hatte. Olaf wußte, daß das Verfahren des Grafen gegen ihn durch die russischen Gesetze gebilligt und erlaubt ist, aber auch diese Ueberzeugung beschäftigte nicht in seinem Gemüthe. In Alexis' Innern lebte kein Gedanke mehr, weder an die eigene That, noch an Olaf selbst. Er hatte bald nach jener Begebenheit die Gegend verlassen, und betrat sie jetzt mit scheuem, zögerndem Fuß zum ersten Mal wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Das Luftschiff des Herrn Petin.

Aus einem französischen Blatte.

(Schluß.)

Der Luftschiffer wird also mit einem Elemente in Verbindung kommen, das in seiner ganzen Ausdehnung noch durchaus unbekannt ist. Es sind nun die Hülfsquellen, so wie die Hindernisse, die es bieten kann, festzustellen.

Man vermuthet z. B., daß es in den höheren Regionen einen großen reißenden Luftstrom, der vom Aequator nach den Pole geht, gibt: dass ist nur eine Vermuthung. Mit Franklin nimmt man an, daß diesem Strome ein anderer, der nach der entgegengesetzten Richtung geht, entspricht, und daß man sich zwischen diesen beiden eine fast ruhige Region zu denken habe; alles dieses muß bewiesen werden. Bis zu welcher Höhe wird man aufsteigen können? Das muß der Versuch ergeben. Die Meteorologie, die zur Führerin dienen könnte, ist noch in ihrer Kindheit. Man kennt noch nicht einmal ganz genau die Gesetze der Verdünnung der Luft.

Allein aus dieser Unbekanntheit der Luftschichten darf man nicht schließen, daß jeder Versuch einer Luftschiffahrt vorschnell ist; denn nur die Luftschifffahrt wird uns die Kenntniß derselben verschaffen. Auch den Ocean kannte man nicht, als die ersten Seehelden den Muth hatten, sich von den Küsten zu entfernen und sie ganz aus den Augen zu verlieren. Wie die Seefahrten die Hydrographie geschaffen haben, so wird die Luftschifffahrt die Schöpferin der Meteorologie werden. Allein diese Bemerkung kommt zugleich, daß man sich sehr täuscht, wenn man glaubt, daß von dem Augenblicke ab, wo eine Maschine sich in die Luft in Bewegung setzt, die Luftschifffahrt schon eingerichtet ist.

Wenn die Lösung des Problems der Luftschifffahrt in der Behandlung des Luftballons, d. h. eines Werkzeugs liegt, dessen Gewicht den des gleichen Volumens Luft, das es verdrängt, und nicht in einer Maschine liegt, die, gleich den Vögeln und Fischen, ungeachtet sie schwerer als ihr Medium ist, sich durch ihre bewegende Kraft in der Luft erhalten würde, so besteht eine der Bedingungen der Luftschifffahrt in einer Umhüllung, die in Bezug auf das Gas undurchdringlich ist und durch die Einwirkung der Luft keine Veränderung erleidet.

Der Taffet, der für seltene und nicht sehr hohe Luftfahrten hinreicht, besitzt die Eigenschaften nicht, die für anhaltende und weite Reisen erforderlich sind. Leute, die in dieser Sache sehr competent sind, versichern laut, daß man sich erst mit diesen und ähnlichen Erfindungen beschäftigen muß, bevor man ernstlich an eine Luftschifffahrt in beliebiger Richtung denken kann. Allein in der lebhaften Bewegung, welche sichere Fortschritte in der Erfindung einer beliebigen Lenkung hervorbringen würden, sehe ich das Mittel, das alle andere Lösungen beschleunigen wird. Die fragliche Bedingung ist schon seit einem halben Jahrhundert aufgestellt, und doch hat sie noch Niemand erfüllt. Jetzt darf nur ein glücklicher Versuch Alles die Hoffnung der bevorstehenden Eroberung der Atmosphäre geben und wahrscheinlich wird binnen kurzem die gewünschte Umhüllung den Luftschiffern zu Gebote stehen.

Obgleich Petin unter der Menge der ihm vorgeschlagenen Mittel, den Luftballon auf- und niedersteigen zu lassen, das bei den gewöhnlichen Fahrten Gebräuchliche, welches darin besteht, beim Aufsteigen Ballast abzuwerfen und beim Niedersteigen Gas zu ver-

lieren, mit Recht zurückgewiesen hat, obgleich er, wie Dr. Van Hecke, das Aufsteigen und Herablassen vermittelst mechanischer Werkzeuge bewerkstelligt, so darf man doch nicht glauben, daß jeder Luftballon während der ganzen Dauer einer Reise dieselbe Menge Wasserstoff enthalten muß.

Da der Druck von innen dem von außen das Gleichgewicht zu halten hat, so muß, sobald der Ballon Regionen erreicht hat, welche dünner als die, aus denen er aufgestiegen, die Quantität Gas vermindert werden. Dieselbe Nothwendigkeit tritt ein, sobald die Spannung des Wasserstoffes unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen eine größere wird. Man weiß in der That, daß ein Ballon fortwährend und sogar reißend schnell steigen kann, während die Klappe, durch welche das Glas ausströmt, offen bleibt und Letzteres als dichter Dampf lärmend hinausdringt. Ferner werden, wenn das Fahrzeug während einer langen Reise sich in derselben Höhe erhalten soll, die Abweichungen, welche in den verschiedenen Stunden des Tages und der Nacht in derselben Luftschicht eintreten, die Nothwendigkeit herbeiführen, das Gewicht des im Ballon eingeschlossenen Gases sehr oft zu verändern. Andererseits wird dieses unnütze Gas, das in manchen Augenblicken sogar gefährlich ist, in anderen nothwendig. Es muß also zwar aus dem Ballon abgelassen, aber aufbewahrt und nicht in die Luft verflüchtigt werden. Da ferner die Aenderungen des Gewichtes der Gase oft sehr schnell vor sich gehen müssen, so muß man sehr wirksame Mittel dazu anwenden. Wenn diese Schwierigkeit noch nicht beseitigt ist, so kann man sicher seyn, daß sie gehoben werden wird, sobald einmal die Nothwendigkeit, sie zu heben, sich fühlbar macht.

Die Erfahrung wird später die Constructionen lehren, durch welche man den eigenthümlichen Gefahren, welche die Atmosphäre bietet, begegnen kann, wie den gewaltigen Windstößen, die von unten nach oben gehen, und welche dem gleichen, der den Ballon, in welchem die Brüder Robert und der Herzog von Chartres aufstiegen, in einem Augenblicke jenseits der Wolken trug, oder auch jenen entgegengesetzten Strömungen, welche die Maschine des Herrn Blanchard auf seiner ersten Reise gewaltig hin- und herwarfen und sie zu vernichten drohten.

Solche Zufälle, die schon einem gewöhnlichen Luftballon gefährlich sind, können für eine noch zusammengesetztere Maschine, die dem Winde eine größere Oberfläche bietet und die in Folge ihrer Form den Einwirkungen von außen weniger leicht als eine gewöhnliche Luftblase nachgeben würde, sehr unheilbringend werden.

Man wird Dampfmaschinen anwenden, Kohlen und Wasser verbrauchen; die Schwere des Apparats würde folglich geringer werden, wenn man nicht Mittel fände, die erzeugten Gase zu verdichten und die Ueberbleibsel der Verbrennung aufzubewahren. Diese Bedingung wird bald erfüllt seyn.

Eben so verhält es sich mit tausend anderen Unvollkommenheiten, die sich bei einer so komplizirten und neuen Sache zum voraus denken lassen. Der erste glückliche Erfolg wird die Aufmerksamkeit fähiger Männer, die sonst niemals ihren Geist auf diesen Gegenstand gerichtet hätten, auf Beseitigung derselben lenken. Es wird sich dann ereignen, was die Geschichte aller bedeutenden Erfindungen in zahlreichen Beispielen zeigt: Viele von demselben Gedanken erleuchtete Geister vervollkommnen eine Seite der Erfindung, und die Ausbildung erreicht einen Grad, den der Erfinder selbst nicht geahnt hat.

Wie viel Photographen hat die Erfindung Niepce's und Daguerre's hervorgerufen? Und wie viele unter denen, welchen diese wunderbare Kunst ihre bedeutendsten Fortschritte verdankt, würden Niepce und Daguerre für Träumer gehalten haben, wenn der Gegenstand ihrer kühnen Unternehmung vor dem Gelingen derselben bekannt worden wäre!

Möge Petin in seinem Versuche das Glück haben, das er durch seine Ausdauer und Hingebung verdient, und unbeschadet seines Ruhmes wird sich uns dieselbe Erscheinung darbieten. Die Ponce de Leon, die Juan Bermudez, die Ferdinand Cortez, die Pizarren und tausend Andere werden nicht fehlen; allein immer wird er der Columbus dieses neuen Welttheils, der größer ist als alle andere zusammengenommen, bleiben.

Wenn Petin durch Versuche zeigt, daß er Mittel zum Lenken des Luftschiffes gefunden hat, wenn er im Angesichte von ganz Paris ohne Hülfe des Windes Schwenkungen vollbringt, die, wenn auch nicht schnell, doch mannigfaltig sind, dann ist ein Fortschritt gemacht, der dem durch die Erfindung der Luftschifffahrt überhaupt gewonnenen gleichkömmt. Die Anspruchvollsten werden sich dann für befriedigt halten und ihre gerechte Hoffnung, sich des Luftreiches, wie seit lange des Meeres, zu bemächtigen, auf eine gewiß nicht mehr ferne Zukunft verschieben müssen.

Wird aber Petin wirklich in der Luft steuern? Ich habe die Bedeutung, welche ich den Mitteln der Luftschifffahrt beilege, dargelegt; ich höre jetzt auf, weniger aus Mangel an Raum, als mit Absicht. Die Stunde des Versuches wird bald schlagen, und es gibt weder Gründe, noch Berechnungen, die so viel werth sind, wie ein Versuch.

Sollte Petin sich auch in seinem großartigen Kampfe verrechnet haben, so würde ihm selbst dieses Fehlschlagen zu größerem Ruhme gereichen, als dem Kritiker die Prophezeihung eines solchen bedauerlichen Mißlingens.

Das deutsche Geschlecht der Müller.

Ein rheinhessisches Volksblatt enthielt eine humoristische Betrachtung über das im deutschen Vaterlande so weit verbreitete und mächtige Geschlecht der Müller, deren Mittheilung auch den Lesern dieses Blattes willkommen seyn dürfte. Wir lassen sie hier folgen:

Ein Franzose, welcher Deutschland durchreist hatte, setzte sich, als er wieder nach Hause gekommen, an seinen Schreibtisch und schrieb ein Buch, das mit den Worten anfing: „Die Deutschen sind ein Volk, das Müller heißt.“

Der Mann hatte so Unrecht nicht! — Nach den neuesten statistischen Nachrichten leben in den deutschen Bundesstaaten dreimal hundertsechsundfünfzigtausendfünfhundertachtundzwanzig „Müller's.“ Der dreiundsiebenzigste Mensch in Deutschland ist ein „Müller“, er mag wollen oder nicht. Der Wind-, Dampf-, Wasser- und Roßmüller sind hier nicht gerechnet.

Unlängst dedizirte ein Autor sein Buch einem Karl Müller. Wie kann man nur ein Buch einem Müller überhaupt, und noch dazu einem Karl Müller dediziren? Das ist eben so gut: als dedizirte er es der deutschen Nation. — „In welcher Nummer bei Ihnen wohnt denn Herr Müller?“ fragte ich die letzte Messe den Portier im Hôtel de Bavière zu Leipzig. Der Goliath starrte mich ganz verwundert an. „Herr Müller“, erwiederte er, „das ist eben so gut, als fragten sie mich: In welcher Stube wohnt denn der Herr Mensch; oder in welcher Stube wohnt denn der Herr, welcher Hosen trägt. Bei uns wohnen dermalen vierunddreißig Müller.“ Gerechter Himmel, wie sollte ich aus diesem Müllergewühl meinen Herrn Vetter herausfinden!

Fruchtbares Geschlecht! Der Bundestag wird sich endlich genöthigt sehen, ein wachsames Auge auf dich zu richten, denn du bist eine Macht im Staate. Wenn sämtliche „Müller“ einmal auf den Einfall kommen, sich zu verschwören, so kann es uns Nichtmüllern schlecht ergehen! Man bedenke, wohin überall Müller gekrochen sind; es gibt keine Klasse der Gesellschaft mehr, keine Zunft und kein Gewerbe, keine Kunst und keine Wissenschaft, kein Bataillon der deutschen Bundesarmee, kein Departement im Staatsdienst, keine Eisenbahnkompagnie und Hagelschadenversicherung, wo nicht Müller wären. Müller, Müller, nichts als Müller! Ja, ein Detaschement Müller hat sich sogar „adeln“ lassen. Man sieht

hieraus den hochstrebenden Sinn der Müller. Deutscher Adel, nimm dich vor den „Müllers“ in Acht.

Es ist eine festgestellte Wahrheit, daß sich namentlich in den letzten dreißig Jahren das Geschlecht der Müller auf eine wahrhaft beunruhigende Weise vermehrt hat. Nichts ist natürlicher. Man bedenke die zahllosen Müllerheirathen, woraus wiederum zu Tausenden „kleine Müllerchens“ auskriechen. Was wird die Folge seyn? Die andern Geschlechter werden eine so gefährliche Concurrenz mit der Zeit nicht aushalten, dünner und dünner werden, und endlich zum Besten der Müller's ganz verschwinden. Binnen hundert Jahren gibt's dann kein deutsches Reich mehr, sondern ein Müllerreich, und „Müller der Erste“ wird deutscher Kaiser.

Nun aber frag' ich einen Menschen, wo sie hergekommen sind? Wer hat denn zu Luther's und Melanchthon's Zeiten von einem „Müller“ etwas gehört? Sie müssen unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege in einem fruchtbaren Regen aus den Wolken gefallen seyn.

Eine besondere Abart sind die „Miller's“. Das scheint mir eine Art Freimaurer, Altlutheraner oder Herrnhuter unter den Müller's zu seyn. Ich habe mehrere deßhalb gefragt, aber sie verrathen's nicht. Mit der Zeit werden sie ebenfalls von den Müller's verschlungen werden.

Kurz, wenn der Bundestag nicht einschreitet, sehe ich als Nichtmüller nicht ab, wie das werden soll. Wenn's Juden wären, brauchten wir ihnen blos das Heirathen zu verbieten, die Sache wäre abgemacht. So aber sind's Christen und zwar von allen Konfessionen. Mir bleibt daher nichts übrig, als unsern wessen Staatsmännern zuzurufen: **videant Consules**, welches auf deutsch heißt: „Faßt die Müller in's Auge!“

Pot-Pourri.

Man meldet aus Berlin: Die eben erscheinende „Gastrosophie oder die Lehre von den Freuden der Tafel“ von Eugen Baron Vaerst lehrt, daß Epikur noch immer Jünger hat, Vaerst ist einer der genialsten unter diesen „Genießlingen“; seine Ansichten aus der Kavalier-Perspective — ihm gebührt der Ruhm der Erfindung dieses Begriffes für Deutschland — haben ihn eben so bekannt gemacht, als sein Dienst in der Armee des Don Carlos und seine spätere Wirksamkeit in Schlesien, wo er als Besitzer der „Breslauer Zeitung“ lebte. Seine „Gastrosophie“ ist nur geeignet, den wohlbegründeten Ruf dieses Mannes zu erhöhen. In zwei starken Bänden von beinahe 40 Bogen entwickelte er seine neue, durch ein langes Leben erprobte Wissenschaft mit einer Gründlichkeit, die in Erstaunen setzen muß. Schon der Eingang des Vorwortes legt Zeugniß ab von dem Ernst, mit welchem unser Baron seine Aufgabe erfaßt hat. „Wer in Deutschland“ — beginnt er — „ein Kochbuch schreiben will, der muß damit anfangen, den Töpfer zu lehren, den Heerd zu bauen, damit er nicht blos Feuer von unten oder von oben, sondern auch beides zugleich geben könne; er muß den Fleischer lehren, das Fleisch zu hacken, und vor allen Dingen den Bäcker, das Brod zu backen, und namentlich die Semmel, die oft eine Art von Leder und vollkommen unverdaulich sind. Zwar heißt es schon im Psalter (104, Vers 15), daß das Brod des Menschen Herz stärke, aber gewiß thut dieß nicht diese Semmelsorte; und wenn Linguet behauptet — und das ist eines der größten Paradoxen, die ich kenne —, das Brod sey ein schädliches Nahrungsmittel, so müssen ihm wohl dergleichen Leder-Semmeln vorgeschwebt haben. Es ist ferner nöthig, mit dem Gärtner, der Gemüse-Verkäuferin, dem Viehhändler und Viehmäster, mit hundert Leuten, bis zu dem Küchenjungen, damit er den Spinat sehr fein hackt, ihn tunquet reibt und rührt, den Salat nicht wäscht u. s. w. Rücksprache zu nehmen, und alles das ist um so gründlicher nothwendig, als alle schlechten Handwerker — und ihre Zahl ist Legion — keine Belehrung lieben und in dem Glauben leben und sterben, Alles besser zu wissen.“ Zu diesem weitläufigen, undankbaren, harten Belehrungsgeschäft erklärt der Verfasser sich hergegeben zu haben, weil ihm der eiserne Wille, den es erfordere, nicht fehle. Die eiserne Gesundheit, die dazu gleichfalls erforderlich sey, mangle ihm aber, und somit sey ihm „zum Besten vaterländischer Eßkünstler“ nichts übrig geblieben, als das vorliegende Werk. Der Dank der Nation kann ihm nicht entgehen. Hoffen wir, daß die Mitwelt nicht zu spät kommt, dem Denker der „Gastrosophie“ ihre Anerkennung darzubringen. Er liegt, wie wir hören, schwer erkrankt in Köthen.

Auf den Trottoirs von London sieht man neben den Dahinwandelnden oftmals eine Reihe schwarzgekleideter Männer. Sie schreiten vorwärts in langsamem Schritt, als begleiteten sie jemand zu Grabe, haben auch den Blick ernst zu Boden gesenkt; oft ließen ihrer zehn bis zwölf hinter einander, aber jeder hat auf seiner Brust sowie auf seinem Rücken eine lange Tafel herabhängen, gewöhnlich von grüner oder gelber Farbe, worauf mit großen Buchstaben geschrieben steht, daß z. B. in Vauxhall nächstens ein großes schottisches Fest stattfinden würde. Es sind wandelnde Anzeigen, diese armen Teufel; sie gehen Schritt vor Schritt, von Morgens bis in die Nacht, durch so viele Straßen wie ihnen möglich ist, aber sie erreichen ihren Zweck, aber vielmehr der, welcher sie gemiethet, denn sie erregen Aufsehen. Man bleibt stehen, wenn dieser sonderbare Zug bei einem vorüber kommt, und wenn man ihnen nachsieht, so liest man auch unwillkürlich die Anzeige auf ihrem Rücken. Einen einzelnen Menschen mit ähnlichen weißen Schildern sah ich in der Gegend der Bank häufig, er machte mir beständig einen traurigen, peinlichen Eindruck. Es war ein alter, sehr dürftig gekleideter Mann, dem der Hunger aus den Augen sah, und auf seinen Schildern stand zu lesen, daß in der und der Straße ein gutes Speisehaus sey, wo man für zwei und einen halben Schilling köstlich zu Mittag esse. Zuweilen hört man auch in den Straßen eine auffallende Musik; man drängt sich durch und bemerkt eine Gesellschaft von Negern in weißen phantastischen Costümen, die seltsame Tänze aufführen zu einer noch seltsameren Musik, bestehend aus einer Trommel, einer Pfeife, einem Triangel und Becken. Kommt man näher, so sieht man, daß diese Neger durchaus nicht die so feuntliche Kopfbildung haben, auch tragen einige langes, glattes Haar, sogar Bärte, und einem schaute unter der wolligen Negerperücke hellblondes Haar hervor. Es ist dies eine Spekulation, wie so vieles in London. Vor langen Jahren trieb sich auf den Straßen eine Bande wirklicher Mohren in ähnlicher Beschäftigung umher, und da diese nach und nach ausstarben, so setzten die heutigen gefärbten Wüstensöhne jenes lucrative Geschäft fort.

Der berühmte Herr Barnum hat, nach Aufhebung seines Kontrakts mit Jenny Lind, zwei Wunderkinder in Amerika aufgetrieben, die er dem Londoner Publikum produziren will und die *am* 25. Aug. auf dem St. James' Theater in Shakespeare's Richard *III.* ihr Debüt machten. Das ältere, Kate Bateman, spielte den Richmond, und das jüngere, Ellen, den Richard; ersteres ist acht und letzteres gar nur sechs Jahre alt. In ihrem Spiel sollen sie manchen erwachsenen Tragöden nichts nachgeben, aber der Eindruck, den zwei so winzige Helden, von gigantischen Norfolk's, Gatesby's ꝛc. umgeben, auf die Zuschauer hervorbrachten, war ein so komischer, daß das Trauerspiel eher einer lustigen Farce glich. Das Nachspiel „das junge Paar“, in welchem die beiden Mädchen allein auftraten, machte einen besseren Effekt und wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nr. 73. Zwanzigster Jahrgang. 1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 10. September.

Die schwere Wahl des Leibeigenen.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von A. Linden.

(Fortsetzung.)

Es war Mitternacht; die Feuerbrände im Kamin hatten keine Nahrung mehr und drohten zu erlöschen. Da erhob sich Olaf leise, um die Gluth von neuem anzufachen. Die trocknen Holzscheite brannten bald in lichten Flammen, und Olaf wandte sich zu gehen. Da lag vor ihm, das bleiche Gesicht von der Flamme röthlich angehaucht, der Fremde. Der Mantel schlug nicht mehr dicht; bei der unruhigen Bewegung des Schlafenden hatte sich der dunkle Mantelkragen zurückgeschlagen, Stirn und Augen zeigten sich unverhüllt.

Olaf's Blick haftete mit unheimlichem Ausdruck an dem Gast. Im Dämmerlicht seiner Erinnerung entwickelten sich plötzlich, mit malten, aber dennoch sicheren Linien, die Züge seines Todfeindes. Das war noch die stolze Stirn des jungen Alexis Staninsky! Die düstern Falten des Schmerzes und der Qual, die sie am Abend verhüllten, hatte der Schlaf mit milder Hand geglättet. Sicher und fest waren die dunkeln Augenbrauen in markirten Bogen über der Stirn gewölbt. Olaf kannte das genau, er glaubte der Augensterne zorniges Funkeln durch das breite geschlossene Augenlid zu sehen. Athemlos bückte er sich nieder; mit klopfendem Herzen beobachtete er das seltsame Zucken um die schmale, farblose Lippe; o er kannte es nur zu gut, es war keine Täuschung möglich! — Dicht an die dunkele Wange des Vaters geschmiegt zeigte sich das weiße, blühende Gesichtchen Benoni's. So zart und kindlich seine Züge auch waren, so waren sie dennoch von unverkennbarer Aehnlichkeit mit denen des Grafen, so wie er in seiner ersten Jugend ausgesehen hatte. Wo hatte Olaf seine Gedanken und Sinne gehabt, daß er dies erst jetzt gewahr wurde? Mehrere Minuten waren vergangen; Olaf stand noch immer regungslos und gebückt über dem schlafenden Grafen. Da lag er, still und wehrlos; sein erster Feind auf Erden, er war in seiner Hütte als irrender Fremdling, er war völlig in seiner Gewalt mit Weib und Kind. Des Leibeigenen Augen blitzten, sein Athem zischte leise und beklommen durch die fest zusammengedrückten Lippen. So nah, so unerwartet hatte er sich die ersehnte Rache nicht geträumt!

Rasch flog das Messer aus seinem Gürtel, und die aufgehobene Hand drohte das Instrument tief in die Brust des Schlafers zu senken. Da begann Benoni im Traum zu reden. Seine Worte waren leise und schmeichelnd, seine Träume mußten schön und heiter seyn, denn der rosige Mund des Kindes lächelte beglückt.

Olaf's aufgehobene Hand blieb regungslos. Das Kind fuhr fort mit Schmeicheln und Flüstern, und rief leise den Namen von Vater und Mutter. Der Graf, ohne sich von der Fessel des Schlafes befreien zu können, mochte etwas von den Tönen vernehmen, denn er schlang den Arm fest und fester um sein schlafendes Kind. Die Locken Benoni's verhüllten dem Auge Olaf's beinahe gänzlich die verhaßten Züge, und die zarte Gestalt des Kindes lag schützend über der bedrohten Brust. — Olaf's Waffe sank zur Erde nieder; er konnte keinen doppelten Mord begehen. — Doch kein mildes, versöhnendes Gefühl war dadurch in Olaf erwacht. Er hob das Messer leise vom Boden auf, verbarg es im Gürtel und flüsterte: „Nein, diese Hütte, in der ich so lange glücklich war, will ich nicht mit Deinem Blut besudeln, ich kenne einen andern Weg, der sicherer zum Ziele führt!“

Behutsam schlich er über den Fußboden, drückte geräuschlos das Schloß der Thüre auf, und befand sich nach wenigen Minuten im Freien. Er athmete hoch auf, als der kalte Nachtwind seine Stirn kühlte, und jetzt erst überdachte er genau was er wollte. Hoch oben von der Spitze des Berges herab leuchteten noch immer zahlreiche Lichter, und deuteten darauf hin, daß trotz der späten Nachtzeit das Gelage noch nicht beendet war. Dort oben weilten die Feinde des Grafen, die ihn suchten und einem unerbittlichen Geschick ausgeliefert drohten. „Da, es ist besser so: ich liefere ihn aus!“ rief Olaf in die Nacht hinaus, „so bleibt mir Hand und Hütte rein von Blut, und der stolze Alexis mag in Sibirien kennen lernen, wie Knechtschaft und der Druck erzwungener Arbeit thut!“ Olaf schritt rüstig zu und erreichte trotz Schnee und Wind die Höhe des Berges.

Das Hauptthor war weit geöffnet, doch der Hof des Schlosses war leer, nur die steinernen Wächter standen hoch aufgerichtet da, und ließen sich geduldig in den weichen Mantel von Schnee hüllen, den die wirbelnden Flocken um sie legten.

„Hier war es, wo die Staninsky's herrschten,“ sagte der einsame Wanderer zu sich selbst, „und hier war es, wo ich gleich einem Hunde gezeitscht wurde!“ fuhr er mit den Zähnen knirschend fort. Und entflohen waren die mildernden Gefühle, die Benoni's liebliches Bild vielleicht auf einen Augenblick in ihm erweckt hatten.

Er trat in die Halle und fand sich glücklich durch die gewundenen, doch wohlbekannten Gänge hindurch. In wenigen Augenblicken stand er in dem Prunkgemach. Welch ein Anblick! Zerrissen, zerstückt, bis zur Decke gehauen, flatterten die dunkeln Seitengardinen an den theils zertrümmerten Fenstern. Halb zertreten rollten die kleinen Figuren von Silber und Elfenbein, die die Thüren der Schränke und Truhen geziert hatten, auf dem Fußboden, aus dem die Tafeln des Parkets in wilder Zerstörungssucht gerissen waren. Zersplitterte Gläser, zerbrochene chinesische Tassen, Urnen und Gemälde waren im tollen Wirrwarr über einander gethürmt. Alle Gemächer hatten ihren besten Inhalt geliefert, und was man nicht dachte transportiren zu können, war unbrauchbar gemacht. So wollten es die Soldaten, und so wollte es auch der rohe Wasiljewitsch, der keinen Grad höherer Bildung hatte, als seine Untergebenen.

Wasiljewitsch thronte singend auf dem einen Faß, welches ausgeleert und hoch aufgerichtet stand. Halb berauscht, hielt er verworrene, sinnlose Reden, die der lärmende Haufe mit donnernden Bravo's begleitete.

„Ha, stolzer Graf, könntest Du jetzt Deinen geheiligten Ahnensaal sehen!“ flüsterte Olaf, der in dem tollen Treiben noch immer unbemerkt geblieben war, — „aber Geduld Du sollst ihn sehen!“

„Fülle mir den Becher, Demidoff!“ rief der Hauptmann jetzt mit lauter Stimme.

„Beim großen Spiridion, das Faß ist leer!“ rief der Russe zurück.

„So holt neuen Vorrath, Alter!“ herrschte Wasiljewitsch den greisen Iwan an, der bebend und wie vernichtet in einem Winkel des Saales stand, und zitternd erwiederte: „Seht selbst nach, so werdet ihr Euch überzeugen, daß kein Vorrath mehr da ist; das

Schloß ist schon seit mehr denn acht Jahren, außer mir unbewohnt. Die beiden Fässer waren aus Zufall hineingefallen."

„Ho, ho, glaubt dem alten verschmitzten Rabenaas nicht!" rief Demidoff.

„Nein, glaubt ihm nicht!" tönten jetzt viele Stimmen.

„Nimm das Licht und leuchte uns in die Gewölbe!" rief der Hauptmann gebietend.

„Es ist vergebens, Herr!"

„Der Russe stampfte wild mit dem Fuß, „knüpft ihn auf, den widerspenstigen Alten!" ertönte die Stimme des wilden Demidoff. Viele Hände zeigten sich bereit, die Drohung zu vollziehen.

In diesem Augenblick sprang Olaf hervor; mit nervigen Faust faßte er den halbtrunkenen Demidoff, zerrte ihn zurück und schleuderte ihn weithin auf den Boden. Alsbald umringte ihn jedoch der rohe Haufe, grimmige Augen, blitzende Dolche und schallende Flüche umwogten den lästen Russen. Olaf fühlte, daß der nächste Augenblick sein letzter, sein konnte; dennoch rief er mit keder Stimme: „Ihr wollt Wein? Schafft ihn Euch selbst, denn unten im Keller zur Rechten findet Ihr dessen genug!" Damit zog er den mächtigen Schlüsselbund aus Iwan's Tasche und schleuderte ihn den Kriegern hin.

Wie ein Zauber wirkte die Rede; die drohenden Mienen wandelten sich in ein wohlgefälliges Schmunzeln um; Niemand dachte mehr daran, den beleidigten Kameraden zu rächen; Alle hatten nur Ein Ziel, und suchten es jetzt auf der schwankenden Kellertreppe zu erreichen oder vielmehr zu erstürmen. Nur Demidoff blieb zähnend im Saal zurück.

Wie sich Iwan recht besinnen konnte, war er von seinem Schwiegersohn aus der engen Seitenpforte gerissen, und bald standen Beide unter dem grauen ungestirnten Nachthimmel und suchten tappend den kleinen Steinpfad.

„Rettet Euch, Vater Iwan, und sucht Schutz in meiner Hütte; sonst ist er Euch gewiß, denn im Keller sind nur leere Fässer und Steingeröll. Ich war ein kecke Lüge von mir, nichts weiter."

So sprach Olaf, und hatte auf einen Augenblick seine Rachegedanken unterdrückt, obwol nicht vergessen. Das Leben des Grafen schien zum zweiten Mal gerettet, aber er dankte die Rettung nicht Olaf's freundlicheren Gesinnungen, sondern allein der seltsamen Verkettung von Umständen, denn der Russe hatte in der Kriegerschaar neue Feinde gefunden, mit welchen er konnte den Grafen, das Ziel ihrer Wünsche, Denen nicht ausliefern, die den Vater seines Weibes aus rohem Uebermuth tödten wollten.

In Olaf's Seele reifte ein anderer Plan, und er erwog alles genau, während er jetzt den Alten hinabführte. Dieser mußte ihm sein Versprechen geben, in dem Hause Kaitsinka's nichts von den Kriegsleuten zu reden. Olaf hielt es für unmöglich, daß das schwache Auge des Greises den so wunderbar veränderten Grafen wieder erkennen könnte.

Die Nacht war noch nicht gänzlich vorüber als die beiden Wanderer in der verborgenen Hütte ankamen; geräuschlos traten Beide in das vordere Zimmer.

Arglos und bis zum Tode erschöpft sank Iwan auf die weichen Felle nieder und war bald entschlummert. Nicht so Olaf; mit kalten, starren Augen blickte er jetzt auf sein Opfer hin, welches noch immer ruhig schlummerte, und den kleinen Benoni schlummernd im Arm hielt. Es war als ob Vater und Sohn aus farbigem Stein gemeißelt wären, so ruhig lagen sie da, kein Pulsschlag schien sie bewegt zu haben, seit Olaf sie verlassen. Das glimmende Feuer im Kamin beschien noch wie vorher, nur mit matterem Licht, die beiden unverhüllten Gesichter. Es war ein schönes Bild, und Olaf's Herz begann plötzlich mit einer andern Sprache zu reden, als mit der des Hasses. Er hatte ja auch Kinder, die er liebte, deren Verlust ein unersetzlicher gewesen wäre. Der Greis war so unglücklich genug, so wie er war, ein heimathloser, verbannter Flüchtling.

„Schone ihn!" rief die bessere Stimme in des Russen Brust, „was er einst in jugendlichem Uebermuth verschuldet, hat er längst gesühnt. Nimm schone ihn nicht, laß ihn Deine Rache, Deine Macht fühlen!" rief dann die Stimme des Versuchers laut und tückisch in ihm. „Was kümmert Dich sein Glück, und die Wohlfahrt seines Weibes und Kindes, er ist in Deiner Gewalt, gebrauche sie!" — „Nun wohl, mein stolzer Herr, Du sollst erfahren, was es heißt, mich wie ein leidenloses Geschöpf, wie ein Thier behandelt zu haben. Doch die Gesellen dort oben sollen Dich nicht haben. Ich überrede Dich, den morgenden Tag in dieser Hütte zuzubringen, und verspreche Dich selbst am Abend weiterzubringen. Wenn Du dann in Sicherheit und Ruhe eingewiegt, Dich dem Schlummer in dichtverhangenen Sänften hingiebst, dann führe ich Dich nach Norden anstatt nach Süden, die dunklen Nächte sind meinem Vorhaben günstig, und beim Sonnenaufgange kannst Du die Thore Petersburgs begrüßen; dort harret Deiner das Verderben!"

So war Olaf's Plan. — Ein trüber, nebliger Lichtstreif drang durch die Fenster; noch war es kein Blick der Sonne, wenigstens kein warmer Sonnenstrahl, aber es war doch der erste Tagesschimmer, der jetzt, in ein nebelig Gewand gehüllt, anbrach, und die Finsternis der Nacht verdrängte. — Olaf verließ das Zimmer.

Iwan erwachte zuerst; er schien sich bald besonnen zu haben, wo er weilte, und trat nicht ohne Neugierde zu dem schlafenden Fremden. In diesen Augenblicke kroch der erwachte Benoni leise aus dem Arm seines Vaters hervor, und näherte sich still dem Alten.

„Pst!" sagte er, den kleinen Finger warnend empor haltend, „Ivy hübsch ruhig, denn Papa schläft, und Benoni will, daß er noch lange, lange schlafen soll!"

Iwan's Blicke streiften überrascht den schönen Kleinen; seine Augen waren nicht so altersschwach und verschleiert, wie Olaf gewähnt hatte; auch hatte er ein treues Gedächtnis, und lange Jahre war er der Hüter des Grafen gewesen, als dieser noch ein kleiner Knabe war; — Benoni glich ihm so unbeschreiblich!

Iwan glaubte zu träumen. Leise und wie um sich zu überzeugen, ob er keinen Geist sehe, griff er über die Locken des Kindes und flüsterte: „Alexis!"

Der Knabe blickte scheinisch zu ihm auf, und erwiderte mit leisem, frohen Lachen: „Ich bin ja Benoni, aber der Vater, den Du nicht aufwecken sollst, der heißt wohl Alexis, wie Mama sagt."

Es dauerte lange, die Iwan aus den blassen, ernsten Zügen des Schläfers das schöne Antlitz des jugendlichen Alexis, so wie er sich desselben erinnerte, erkennen konnte. Aber er erkannte ihn dennoch. Der greise Kastellan hatte nie über eine rücksichtslose Härte des Grafen zu klagen gehabt; im Gegentheil hatte der Herr stets das Alter und die bewährte Treue Iwan's geschützt. Darum erwachte in der Brust des Greises jetzt kein anderes Gefühl als das der gewohnten demüthigen Ergebenheit und Treue. Rasch kniete er vor dem Grafen nieder und rief flüsternd: „Graf Staminsky, erwachet!"

Der Graf fuhr empor, griff hastig nach der verborgenen Pistole, knelte sie aber mit einer gleichgültigen Miene wieder ein, als er nur einen alten, schwachen Greis vor sich sah. Er faßte ihn näher in's Auge und wurde bald inne, daß er den Kastellan seines Schlosses vor sich hatte. Hier half keine Verstellung mehr, er war erkannt.

„Ihr seyd es, Iwan? Sprecht, wie steht es auf dem Schlosse aus?"

„Verwüstet, zerstört, zertrümmert! Wagt Euch nicht dorthin, Herr Graf!"

„So hältst Du mich dort gefährdet?"

„Ihr seyd verloren, Herr, dort oben haust eine Wache der Kaiserin!"

„Ha, meine Ahnung!" murmelte der Graf und maß das enge Zimmer mit raschen Schritten; — „so muß ich also weiter wandern!"

„Wagt Euch nicht am Tag hinaus, Herr, der zügellose

Hause durchschwärmt die Gegend; bleibt noch hier, wo Ihr sicher seyd!"

„Doch wem gehört das Haus?

„Olaf Demitri, meinem Schwiegersohn."

„Und glaubt Ihr mich hier sicher?"

Diese bestimmte Frage forderte eine bestimmte Antwort, und Iwan fühlte, daß er die nicht zu geben vermochte, denn jetzt fielen ihm all die wilden Blicke und rachsüchtigen Worte ein, die er noch gestern von Olaf gehört. Er schwieg eine lange Zeit, dann sagte er stockend: „Man hat Euch sicher nicht erkannt, o harret bis zum Abend!"

Der Graf schwieg, und jetzt traten die Frauen und bald auch Olaf ein.

Ein rascher Blick, den der Graf auf seinem Weibe ruhen ließ, zeigte, daß auch er ihn jetzt erkannte, und daß die Erinnerung an jenen Tag der Schande für Olaf auch im Gedächtniß des Grafen auflebte.

„Ich bin verloren, wenn er mich erkannt hat!" sagte der Graf zu sich selbst, „aber nein, es kann nicht seyn, ich bin zu sehr verändert, doch will ich doppelt wachsam seyn!"

Die Gräfin war neu gestärkt und belebt nach der ruhigen Nacht; sie erwiederte Benoni's Schmeichelreien, und sprach freundlich mit Mia und ihrem Brüderchen, während Kathinka das Frühstück bereitete.

Iwan's Blicke ruhten mit namenloser Angst auf Olaf's unbeweglichen Zügen. Hatte er seinen Feind erkannt: dann hoffte er nichts von seiner Großmuth. Er mußte dies ergründen.

„Olaf," so begann er mit bewegter Stimme, „der Herr wünscht den heutigen Tag noch hier zuzubringen und gegen Abend erst weiterzureisen."

Der arme Alte ahnete nicht, wie sehr dieser Vorschlag zu Olaf's finsteren Plänen paßte; er nahm daher seine Antwort ganz anders auf, als sie gemeynt war. Sie lautete: „Gut denn, wenn dem Herrn die Aermlichkeit der Hütte nicht zuwider ist, so mag er schon bis Abend bleiben; ich selbst will ihn auf den betretenen Pfaden weiter führen."

„Gottlob, er hat ihn nicht erkannt!" dachte der Alte. Auch der Graf hielt einen Verrath für unmöglich.

Die kleine Hütte hat jetzt einen wunderbaren Zusammenfluß von verschiedenartigen Gestalten dar. Die harmlosere Gruppe zeigte sich dicht am Kamin, denn dort saß die greise Wanda am Spinnrocken, und dicht vor ihr kauerten die drei Kinder und lauschten auf merksam ihren wunderbaren Mährchen. Das war für Benoni eine neue Lust; mit strahlenden Blicken saß er auf dem Holzbänkchen zu ihren Füßen und hielt Mia's Hand in der seinen. Kathinka wanderte geschäftig hin und her, und Olga, theils um sich zu zerstreuen, theils aus Anhänglichkeit an die freundliche junge Frau, half ihr in der Bereitung des kleinen Mahles.

Der Graf lehnte schweigend und anscheinend theilnamlos an den von Frost angehauchten Scheiben; sein scharfes Auge schien den Nebel durchdringen zu wollen, der den Schloßberg und die Burg seiner Ahnen verhüllte. Erst gegen Mittag theilten sich die Nebelschichten, und jetzt erblickte er die rauhen Felsen, die heute belebt, und nicht unzugänglich schienen, denn einzelne Gestalten waren sichtbar, und zeigten, daß es den Soldaten oben noch behaglich schien. Kein Zeichen des Schmerzes verrieth sich auf den marmornen Zügen des Grafen; er verstand sich zu beherrschen, und keine Miene deutete an, wie schmerzlich aufgeregt sein Inneres war.

Auch Olaf's Mienen waren kalt wie die Schneedecke, die draußen lagerte, unheimlich wie der Nebelschleier, der schwer und düster auf der Gegend ruhte.

Iwan's Argwohn war zurückgekehrt; er traute seinem Schwiegersohn nicht mehr; er ahnete, daß Dieser über einem finstern Plane brütete.

Seine Vermuthung ward bald zur Gewißheit, denn in diesem Augenblicke nahte sich Benoni leise dem finstern Leibeigenen, der damit beschäftigt war, Thierfelle zu reinigen, und sagte: „Willst Du mich wohl auf den Arm nehmen, und mir die bunten Bilder dort an der Wand zeigen?"

Mit Widerwillen wendete sich Olaf von dem kleinen Bittenden ab; mit einer zornigen Geberde wies er das Kind seines Feindes zurück; der Kleine frech still und erschreckt zu Wanda's Füßen zurück.

Iwan hatte genug gesehen. Aber auch Olga's Blicken war der finstere Ausdruck in Olaf's Zügen nicht entgangen, auch sie ahnete Gefahr. Vergebens suchte sie ihrem Gatten ein leises warnendes Wort zuzuflüstern; Olaf und Iwan waren in seiner unmittelbaren Nähe, und sie durfte nicht, ob dem Letzteren zu trauen war.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß der Baronesse v. Beck und ihr Tod in London.

Zur Einleitung Folgendes: Die genannte Dame hatte ein Buch über Ungarn veröffentlicht, in welchem „ihre Schicksale als Agentin Kossuth's und der damaligen ungarischen Regierung" geschildert wurden. Es enthielt die gröbsten Unwahrheiten in jeder Sphäre, wie dieß auch von der deutschen Kritik gebührend hervorgehoben wurde. Die genannte Dame war eben im Begriff ein zweites Buch, ihre „Abenteuer am österreichischen Hofe", zu publiciren und bemüht, in England dafür Subscribenten zu sammeln. Aber es war mittlerweile in London ruchbar geworden, daß die Baronesse v. Beck nichts weniger als Baronesse und Freundin Kossuth's, sondern eine Wienerin von sehr gemeinem Schlage sey, welche Spionin für die ungarische revolutionäre Regierung gewesen war. In England existirt das Gesetz, daß, wer unter falschem Vorwande Geld sammelt, als Betrüger — wie überall — vor Gericht gestellt werden kann. Vermöge dieses Gesetzes wurde die Dame in Birmingham, wo sie wieder ihr betrügerisches Spiel trieb, auf Requisition des Hrn. T. Smith, welcher die Beweise gegen sie von der Londoner ungarischen Emigration in Händen hatte, eingezogen. Der Gerichtssaal war gedrängt voll und die Angeklagte sollte eben vorgeführt werden, als der Superintendant der Birminghamer Polizei mit der Nachricht in den Saal kam: sie sey im Verzimmer plötzlich verschieden. Die Bestürzung im Saale über diese schreckliche Katastrophe war groß. Indessen bestand Hr. Smith darauf, die Sache ins Reine zu bringen, weil durch das Betragen der Angeklagten bei ihren Lebzeiten ein schlechtes Licht auf viele Mitglieder der ungarischen Emigration gefallen wäre, das eben aufzuklären sey. Es wurde nun — um nur von den Hauptmomenten der Sitzung zu sprechen — ein Brief von Hrn. Karl v. Soden an Frau Therese v. Pulszky vorgelesen, worin Ersterer sich erbötig macht zu beweisen, daß die Angeklagte sich selbst als Spionin der kürzlich während der Ausstellung in London etablirten geheimen Polizei vom Continent angeboten und als solche angenommen und bezahlt worden sey (5 Pf. 16 Sh. 8 Den. [70 Gulden] per Woche), und in dieser Eigenschaft auch einige Verhandlungen des deutschen Flüchtlingscomité's der Polizei anvertraut habe. In diesem Briefe wird ferner gesagt, daß in der vielbesprochenen Affaire Pulszky-Mihalović dieser selbst gestanden habe, er sey von dem ci-devant Baronin von Beck zur That gedungen und von ihr sey auch die Strafsumme aus Gericht für ihn erlegt worden. (Wir bemerken hier, daß dieser Herr v. Soden seit längerer Zeit als Polizeichef bei der Londoner Polizei angestellt ist.) Herr v. Heinigk, unter Kaiser Ferdinand und später unter Kossuth Chef der Polizei in Ungarn, war als Zeuge erschienen und sagte aus: er kenne die Angeklagte sehr wohl, sie sey unter dem Namen Nacksula in Ungarn bekannt gewesen und als Spionin der gemeinsten Art während des Krieges verwendet worden, ohne jemals mit Kossuth oder einem der Revolutionshäupter in Verbindung gestanden zu haben. Alle

ihre Behauptungen gegen ihre englischen Wohlthäter sowol, wie in ihrem Buche, sowen daher vom Anfang bis zum Ende falsch. Der Mayor, welcher beim Gericht den Vorsitz führte, schloß nun die Verhandlung, welcher die Vertheidigung durch den Tod der Angeklagten entgehen war. Ein gewisser Torra, welcher als Begleiter der Baronesse ebenfalls vor Gericht stand, um sich wegen des Betrugs seiner Protectrice zu rechtfertigen, entschuldigte sich damit, daß er selbst der Betrogene gewesen sey, und wurde entlassen. Mehrere wichtige Papiere, welche im Nachlaß der Verstorbenen aufgefunden wurden, sind jetzt im Besitz des Herrn T. Smith. Sie sollen noch weiteres Licht auf ihre letzten Verbindungen werfen. Die Verstorbene soll an einem Herzfehler gelitten haben. Am Abend vor ihrem Tode und ihrer Verhaftung hatte sie noch getanzt.

Pot-Pourri.

Nachdem die Engländer die Franzosen aus Aegypten vertrieben, schenkte der Sultan denselben einen Obelisken, „die Nadel der Cleopatra", der bis dahin von der Regierung aber nicht gefordert wurde, und zwar wegen der Mühe und der Kosten des Transports. Zum Herüberschaffen und Aufstellen des Obelisken von Luxor, der jetzt die Place de la Concorde in Paris schmückt, brauchte man sechs Jahre. Um denselben vom Tempel von Luxor nach dem Nil zu bringen, waren drei Monate erforderlich, und als die Einschiffung unter den unsäglichsten Schwierigkeiten und einem eigens dazu construirten Schiffe stattgefunden und der Obelisk glücklich in Cherbourg gelandet, hatte man noch volle vier Monate nöthig, um ihn nach Paris zu schaffen, wo er erst, nach allen dazu nöthigen Vorbereitungen, im dritten Jahre nachher aufgerichtet werden konnte. Die Engländer wollen jetzt ihren 75 Fuß hohen Obelisken aus Aegypten als eine Sieges-Trophäe herüberbringen, um ihn in London aufzurichten, und Oberst Lloyd, einer der tüchtigsten Ingenieure Englands, hat den Vorschlag gemacht, denselben auf einem Art Floß von Gutta-Percha-Cylindern herüber zu schaffen. Er hat nach Versuchen berechnet, daß 170 Fuß dieser, 6 Zoll im Durchmesser haltenden Cylinder eine Tonne Gewicht schwimmend tragen. Er schätzt das Gewicht des Obelisken auf 250 Tonnen (im Wasser 170 Tonnen), die 30,000 Fuß solcher Gutta-Percha-Cylinder tragen würden. Er will nun den ganzen Obelisken mit solchen Cylindern von 72 Fuß bis 12 Fuß Länge umgeben, und zwar jede Seite mit 104 oder 105. In 10 Fuß Wasser würde die Masse schwimmen und leicht zu regieren seyn und ohne Mühe von einem Dampfer ins Schlepptau genommen werden können. Man könnte selbst Segel und Steuer an dem Floß anbringen. Er würde 28 Tonnen Gutta Percha zu diesen an den Enden hermetisch verschlossenen Röhren nöthig haben, und die Gutta-Percha-Kompagnie hat sich erboten, die ganze Quantität bis zum 15. Oktober zu liefern, und zwar gegen eine Entschädigung von 2295 Pfd., da sie das Material später wieder gebrauchen kann. Oberst Lloyd will die technische Leitung des ganzen Unternehmens, das nach seiner Ansicht wenig Schwierigkeiten bietet, übernehmen, und es steht zu erwarten, daß die Regierung es zur Ausführung bringt.

Englisches Reiseabenteuer.

Die „Ulmer Zeitung" erzählt folgende erbauliche Geschichte: Am 1. Sept. Nachmittag passirte den Ulmer Bahnhof eine englische Familie. Als der 4Uhr-Zug von Friedrichshafen ankam, stürzte plötzlich aus einem der Wagen eine Dame in das Büffet, ergriff hier ein Messer und schnitt sich mit demselben von einem aufliegenden Schinken mehrere Stücke von einer Größe herunter, welche zu der Annahme berechtigten, die Lady wolle sich zu einer kleinen Nothnotdurft verproviantiren. Ohne ein Wort zu sprechen, wickelte sie das Abgeschnittene in ein Papier und verschwand ohne Zurücklassung irgend einer landesüblichen Münzsorte eben so schnell als sie gekommen in dem Wagen. Als sich die im Büffet Anwesenden aus ihrer Verblüffung ob dieser englischen Erscheinung erholt, eilte der Kellner an den Wagen, um das Geld für den entführten Schinken zu verlangen, allein Mylord antwortete lakonisch: „Nichts Geld!" Der Kellner eilte zum Kondukteur, aber weder diesem noch dem ebenfalls herbeigeholten Bahnhofinspektor wollte es gelingen, den Engländer zum Zahlen zu bewegen. Selbst des Letzteren Vorstellung, daß man die Sache als einen Diebstahl betrachten könne, blieb erfolglos. Da endlich riß dem Kondukteur die unerquickliche deutsche Geduld, er rief: „Heraus aus dem Wagen! Sie sind arretirt!" und machte Miene, die Ausführung dieser Aufforderung thatkräftig zu unterstützen. Jetzt griff Mylord in den Sack und holte, nach dem Preis des Schinkens fragend, einen Beutel mit glänzenden Dukaten hervor, von denen er einen zur Bezahlung übergab. Der Schinken kostete 1 fl. 30 kr. Unterdessen hatte es jedoch bereits das dritte Mal geläutet, und ehe man herauszugehen konnte, setzte sich der Zug in Bewegung. Vergebens war das Protestiren Mylords, der sich denn auch mit der Versicherung beruhigen mußte, daß man ihm das ihn herausstreffende Geld sogleich übersenden werde, wenn man per Telegraph seine Stuttgarter Adresse erfahren habe. Bis jetzt hat man von der ambulanten Schinkenesserin und ihren Begleitern noch nichts gehört.

Deutsches Reiseabenteuer.

Ein Herr Lüneburg beabsichtigte kürzlich eine Vergnügungsreise von Hamburg nach Minden; glücklich passirte er Harburg und Winsen; als der Eisenbahnzug die Station Lüneburg erreicht hat, tritt der Schaffner an's Coupé und ruft: „Lüneburg — aussteigen!" Unser Reisender, verblüfft im ersten Augenblick, meynt, ihm gelte der schaffnerische Befehl und verläßt wirklich den Waggon. Der Train aber fliegt nach wenigen Minuten weiter und läßt Herrn Lüneburg in der Stadt gleichen Namens verwundert zurück.

In Paris wäre das Specificum entdeckt, um die Wachsamkeit der französischen Polizei schnell auf den Punkt der Gefahr zu lenken! Ein betrunkener Kutscher jagte wie toll über alle Boulevards, regalirte das nahestehende Publikum mit Peitschenhieben, und benahm sich derart excessiv, daß nichts übrig blieb, als bei der Polizei Abhülfe zu suchen. Doch vergebens, weit und breit war keine Spur eines Agenten; da entschloß sich der Muthigste unter dem bedrohten Publikum zu einem verzweifelten Schritt, ließ durch die Straßen der Hauptstadt der Republik sein weithin tönendes „Vive la Republique" erschallen, und die Beschwörungsformel war gefunden, um die unsichtbare Polizei ans Tageslicht zu zaubern.

Eine Luftexpedition, freilich der ungefährlichsten, aber der interessantesten Art, haben dieser Tage auf der Anhöhe von St. Chaumont mehrere in Paris weilende belgische Gelehrte unternommen, um Forschungen im Gebiete der Metcorologie anzustellen. Zu diesem Zweck lassen sie ein Dutzend großer, mit einer langen Magnetnadel beschnabelter Papierdrachen in die Wolken steigen, denen durch den elektrischen Contact mächtige Funken, wie Gewitterblitze, entlockt wurden. Dieser über alle Erwartung gelungene Versuch soll demnächst auf dem Montmartre noch in größerem Umfang wiederholt werden. Wer weiß, vielleicht erleben wir's noch, daß eine fliegende Batterie erfunden wird, welche, statt mit Pulver und Kugeln, mit Wolken voll Donnerkeilen geladen wird!

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeitgloggen Lit. B. Nro. 205.

№ 74.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 13. September.

Die schwere Wahl des Leibeigenen.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von A. Linden.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag begann Olga plötzlich laut, doch mit unsicherer Stimme zu ihrem Manne gewendet: „Laß uns noch bei Tag abreisen; ich fürchte mich vor der Wildniß in dunkler Nacht.“

„Ich kenne Weg und Steg und werde Euch sicher führen,“ wandte Olaf hastig ein.

Das aber fürchtete die Gräfin am meisten, und sie erwiederte mit ähnlicher Hast: „Es würde unrecht von uns seyn, Euch der Kälte und den Gefahren auszusetzen, wenn wir es vermeiden können.“

Olaf lächelte ironisch. „Meynt Ihr, schöne Frau? So syd darum ohne Sorgen, ich bin nicht an Rücksichten gewöhnt.“

„Wir graut vor dem Geheul der Thiere, vor einem möglichen Ueberfall!“ fuhr sie dringender fort, denn ihr Argwohn stieg.

„Wir nehmen Waffen mit, so sind wir sicher.“

„Aber ich sehe nicht ein, warum wir die lichten Stunden des Tages versäumen!“ fuhr sie mit steigender Erregung fort.

Warum? Der Graf wußte es, er fürchtete in diesem Augenblick nichts so sehr als die herumstreifenden Soldaten; aber er hatte gegen Olga nichts von dieser neuen Gefahr erwähnt, und sie glaubte, nur um ihrem erwöhnten Körper Ruhe zu gönnen, habe er die Gastfreundschaft der Hüttenbewohner in Anspruch genommen.

„Wir bleiben,“ sagte der Graf kurz und bestimmt, sich wieder zum Fenster wendend.

Die geängstigte Frau schwieg; sie hoffte sehnsüchtig, daß Olaf und Iwan das Zimmer verlassen würden, aber Stunde auf Stunde harrte sie vergebens darauf. Endlich stand Olaf auf und verließ das Zimmer; der Alte folgte ihm rasch.

Vor der Hofthür trafen sich Beide.

„Verstelle Dich nicht,“ sagte der Greis ernst, „Du hast ihn erkannt.“

„Wohl, es ist Alexis Stanisky, den ich bewirthe und unter mein Dach nahm,“ erwiederte Olaf kalt.

Iwan seufzte: „Was gedenkst Du nun zu thun, Sohn?“

„Ihr hört es ja, ich will ihn selbst begleiten.“

„Darf man trauen?“

„Das hattet wie Ihr wollt.“

„Sohn, um Gottes Barmherzigkeit willen, sage, wie Du es meynst?“

„Ich meyne, daß mein früherer Gebieter in meiner Gewalt ist, und daß ich einst in der seinen blutete.“

„Olaf!“ rief Iwan entsetzt.

„Aber ich sagte Euch nicht, wie ich diese meine Gewalt anwenden will.“

„Du wirst menschlich seyn, Du wirst seines unschuldigen Weibes, seines Kindes gedenken!“ rief der Greis dringend.

„Ich werde bedenken, daß er damals meine Mutter vergebens um Gnade für mich betteln ließ, die Mutter, die jetzt mit ihren blöden Augen den Verhaften nicht erkannt hat.“

„Du aber erheitelst von ihm nur eine gewöhnliche unter uns gebräuchliche Strafe, — und dafür willst Du ihn vernichten?“

„Er vernichtete mein Jugendglück; er stahl mir die Achtung vor mir selbst, und machte mich zum Spott frecher, höhnender Diener.“

„Dein ungezähmter Stolz war es, der Dich unglücklich machte; er war es, der durch die Strafe gedemüthigt wurde, und darum wähntest Du vor Dir selbst erröthen zu müssen!“ erwiederte Iwan streng.

„Laßt das, Vater, wir Beiden, Ihr und ich, sind nicht von derselben Masse gemacht. Eure weiche Seele nimmt willig jeden Druck der Härte und Despotie auf, es ist bei Euch als ob man bildsames Wachs berührte, so nachgiebig seyd Ihr. Bei mir ist das anders, jeder Druck, jede Verletzung läßt eine tiefe Wunde zurück, die lange blutet und nimmer heilt.“

„Ich sehe, ich darf auf Deine Großmuth nicht hoffen.“

Olaf schwieg.

„So werde ich selbst den Grafen warnen!“ fuhr Iwan fort.

Olaf lachte geringschätzig. „Es würde Euch wenig helfen, den Mann Eurer Tochter als Verräther zu brandmarken. Ein Wort von mir, und Hauptmann Wasiljewitsch erhält Kunde von des Grafen Nähe, dann habt Ihr mich in Kathinka's Augen geächtet und der Graf ist doch verloren!“

Iwan schwieg, aber er wußte geschickt die Blöße zu benutzen, die sich Olaf gegeben. Dieser war jetzt von Leidenschaft verblendet, aber er selbst hatte ausgesprochen, daß sein Vorhaben in Kathinka's Augen verächtlich scheinen müßte. „So laß um Deines Weibes willen Gnade walten,“ fuhr er mit dringender Bitte fort. „Glaubst Du, Kathinka's sanfte Seele könnte jemals einen Mörder lieben? Und der bist Du, so wie das erste Wort des Verraths über Deine Lippen geht. Glaubst Du, sie könnte noch jemals an ein Glück glauben, wenn sie weiß, daß Du aus Rachsucht das Lebensglück der geängstigten Frau da drinnen zerstörtest? Was that sie Dir? was that Dir der hülflose Knabe, daß Du sie vernichten willst? Und das wirst Du. Die Gräfin, trotz ihrer Pflicht und ihrer Liebe, wird dem Grafen in die Verbannung folgen. Dort ist ein schneller Tod ihr Loos, daran kann man bei ihrem zarten Körper nicht zweifeln.“

„Die Folgen ihres Handelns mag sie selbst vertreten, sie braucht ihn nicht zu folgen!“ entgegnete Olaf hart.

„Denke Dir den Fall, daß Du in die öden verwilderten Steppen wandern müßtest, daß Du Dein Leben in trostloser Verbannung verjeufzen müßtest, und Kathinka feig genug wäre Dich zu verlassen!“

„Sie würde es nicht thun,“ war die zuversichtliche Antwort.

„Wahrscheinlich würde sie dem Beispiel folgen, welches ihr die Gräfin durch ihre treue Anhänglichkeit schon jetzt gegeben hat.“

Es entstand wieder eine Pause. Des Alten Muth war beträchtlich gesunken, dennoch fuhr er endlich fort: „Olaf, laß die Stimme der Menschlichkeit walten, laß den Grafen frei und ungefährdet Dein Haus verlassen. Gedenke der Muhamedaner, die trotz ihres unvollkommenen Glaubens Desjenigen schonen, der hülfesuchend ihre Hütte betrat. Du bist mehr wie sie, Du bekennst Dich zu einer höheren Lehre, die Dir gebietet dem Feinde zu vergeben, ja ihm selbst Gutes zu erweisen. Doch so Schweres verlange ich nicht von Dir. Vergib ihm, laß ihn ungefährdet ziehen!“

„Ich kann ihm nie vergeben!“ war Olaf's dumpfe Antwort.

„Du kannst es doch, wenn Du nur ernstlich willst. Sprich, kannst Du auf eine ruhige Sterbestunde hoffen, wenn die Klage der

verrathenen Frau, die Thränen des verwaisten Kindes in Deinem Herzen leben?“

„Das hat die Kaiserin zu verantworten, die ihn losreißen läßt.“

„Das glaube nicht! Dein ist das Verbrechen, wenn Du ihn der Strafe ausliefert, der er schon durch Ausdauer und Muth entgangen ist.“

In Olaf's Seele sah es jetzt verworren aus; zwei mächtige Stimmen in ihm kämpften um den Sieg. Die eine Stimme sprach mild und beharrlich mit Iwan's Worten, und begleitet von den Gefühlen seiner Kindheit und ersten Jugend, wo er fromm und religiös keines andern Rathgebers als seines Gewissens bedurfte. Die andere Stimme klang hart und gebieterisch, sie zeigte ihm im grellen Licht jenen unvergeßlichen Tag, sie rief ihm all die bittern, rachsüchtigen Gedanken zu, die er acht lange Jahre genährt hatte, und denen er jetzt folgen konnte.

Ehe er zu einem Entschluß kam, und ehe der gedanklustige Iwan eine bestimmte Antwort erhalten hatte, trat der Graf aus der Thür und sagte in ruhigem Ton: „Es dämmert bereits, und wenn Ihr noch gesonnen seyd uns zu begleiten, so wird es uns freuen, wenn Ihr uns führet.“

Olaf zuckte zusammen; es war als ob sein Schicksal spräche; er nickte bejahend und begann den Schlitten herzurichten.

Iwan wich ihm nicht von der Seite; er bat, er beschwor, und glaubte endlich eine mildere Stimmung zu gewahren.

Der Graf schien seine Gemahlin über ihr Mißtrauen gänzlich beruhigt zu haben, denn sie trat jetzt gefaßt heraus.

Der Schlitten war geordnet. Mit unbeweglicher Miene sah Olaf, wie die Gräfin sich freundlich zu seinen Kindern neigte, er sah, wie sie Kathinka's Wange küßte und sie bat, einen kleinen Ring mit funkelndem Steine zum Andenken von ihr zu nehmen. Er hörte Wanda's Stimme, wie sie den Reisenden den Segen Gottes zurief; er sah wie Benoni den kleinen Peter zärtlich umarmte. Auch der Graf sprach einige freundliche Worte, und reichte Iwan zum Abschied die Hand.

Dieser stand bebend neben Olaf und flüsterte: „Sey kein Unmensch, kehre nicht von Sünden besudelt zu den Deinen zurück.“

Er erhielt keine Antwort. Der Schlitten flog über den knarrenden Schnee. Die Nacht war völlig eingebrochen.

(Schluß folgt.)

Ein Ritt durch die Pampas.

Buenos Ayres, 22. Dec.

Obgleich ich erst zwei Jahre hier bin, so habe ich doch schon mehr von diesem Lande gesehen als die meisten übrigen Fremden. Von Anfang an hab ich gesucht, mich mit Land und Leuten bekannt zu machen, habe Ausflüchte in die Umgegend genacht und den Umgang mit Hiesigen so viel gepflegt, wie es mir möglich war. Doch mehr als früher habe ich in den letzten Monaten auf meiner Reise gesehen, die ich ungefähr 70 Meilen weit ins Land hinein gemacht habe; vor einigen Jahren hausten dort noch die Indianer, jetzt aber ist wenig oder nichts mehr von ihnen zu bespüren; die dort wohnen sind friedlich und die dorthin kommen treiben einen Tauschhandel mit Salz und einer eigenen Art Zeug gegen Stuten. Ich reiste ganz nach hiesiger Weise mit einer Truppe Pferde, die ich vor mir austrieb und in der malerischen Tracht des hiesigen Landmanns, die zu Pferde äußerst bequem und lustig und überhaupt dem hiesigen Lande sehr angemessen ist. Statt der Hose hat man nur eine Art baumwollener Unterhose, die an der Hüfte mit einem Knopfe gehalten wird und deren Beinlinge wenigstens 1 Fuß weit sind; zur Bedeckung des Leibes bis zum Knie hinab windet man ein Tuch um, befestigt durch einen Gürtel, der außerdem auf dem Rücken das große Messer, gleich einem Hirschfänger hält. Auch der Sattel, auf dem man reitet, ist sehr verschieden von unserm, da er Nachts als Bett dienen muß; das Sitzstück ist klein, die Hauptsache dabei ist ein Stück Haut, ein Schaf-Leder und 3 bis 4 Decken; natürlich macht dies Alles das Pferd ziemlich breit, was uns Anfangs etwas unbequem, nach einiger Uebung aber so bequem ist, daß man darauf lieber als auf unserm Sattel reitet. Auf meiner Hinreise hatte ich einen unserer Leute mit, auf den ich mich ganz verlassen konnte; wir ritten daher gerade durchs Land und kamen ohne die mindeste Unbequemlichkeit durch die Bäche und schlechten Stellen. Die erste Nacht blieb ich im Hause guter Freunde, Deutsche, wo ich noch alle Bequemlichkeit hatte; die zweite Nacht mußte ich aber schon mit meinem Sattel verlieb nehmen und nicht wenig Kälte leiden, da unsere Lagerstätte etwas lustig war und es während der Nacht bitter fror. Dies machte mir aber durchaus keinen Kummer; mit Tagesanbruch war ich draußen, bald nachher zu Pferde und lustig ging's vorwärts. Erst spät Abends, wie es schon dunkel war, gelangten wir zu einer Hütte und hatten um Nachtquartier, das uns gewährt wurde; die Hütte war sehr klein und kümmerlich und so voll von Leuten, daß wir kaum Platz zum Sitzen hatten und zum Schlafen höchstens die Hälfte darin bleiben konnte. Zu dieser Hälfte gehörte auch ich, mir als Fremdem boten sie es an, mein Gefährte aber schlief draußen. Ich kam mir unter dieser neuen Schlafgenossenschaft wirklich komisch vor; während ich mich schon hingelegt hatte, saßen die Andern noch beim Feuer, das mitten im Raume auf der Erde brannte. Kein Einziger von ihnen war weiß, der Eine hatte indianischen, der Andere halb afrikanischen Blutes; in Deutschland würde man eine solche Gruppe mit so wilden Gesichtern und so eigenthümlichem Anzuge rundweg für eine Räuberbande erklärt haben, ich betrachtete sie gerade dieses malerischen Aussehens wegen indessen mit großem Ergötzen und schlief in ihrer Mitte so ruhig, so ungestört und sanft, wie vielleicht kein König, trotz seines Daunenbettes und der Wache vor seiner Thür. Gleich gut ging es mir an den folgenden Tagen; überall wohin man kommt wird man aufs freundlichste empfangen und erhält von Allem was sie selbst genießen. Mir hat die Reise ungemein viel Spaß gemacht, da dies Leben so ganz und gar von dem unsern verschieden ist. Die meisten Wohnsitze haben zwei Räume, gewöhnlich zwei von einander stehende Hütten, der eine Raum dient als Küche, als Wohnzimmer und als Schlafort für die gewöhnlichen Fremden; im andern Raum schläft die Familie und die bevorzugten Besucher, Männer und Frauen, Kinder, Alle ein durchs Andere; der Hausherr und seine Gemahlin haben bisweilen, aber auch nur bisweilen, ein Bett, die Uebrigen schlafen entweder auf bloßer Erde, auf einer Haut oder auf ihrem Sattel. Ueberhaupt ist die Einrichtung eines Hausstandes hier nicht schwer; die Hütte ist entweder von Häuten oder von Rohr mit Schilf, Thüren und Fenster kennt man nicht, die Erde bildet den Tisch und Ochsen- und Pferdeköpfe dienen als Stühle. Ihr ganzes Mahl besteht aus Fleisch, das am Spieß gebraten wird; ist's gar, so wird dieser etwas vom Feuer entfernt, in den Boden gesteckt, Jeder zieht dann sein Messer und haut sich ein Stück ab, wobei die Hand natürlich das doppelte Amt von Gabel und Teller übernehmen muß; während man den Happen schon mit den Zähnen hält, schneidet man ihn erst ganz ab und muß hierbei seine fünf Sinne gut zusammen fassen, damit nicht gleichzeitig ein Zipfel der Nase fortgeht. Bisweilen giebt's auch Suppe, die man hier nach dem Fleische ißt; unsere feinen Stadtdamen würden davon aber wahrscheinlich nicht nehmen, da entweder Alle aus einem Napf trinken oder mit einem Löffel essen. Ueberhaupt ist die Gütergemeinschaft in dieser Hinsicht hier sehr gewöhnlich; der hiesige Thee wird nicht aus Tassen getrunken, sondern vermittelst einer kleinen Röhre aus einem Behälter geschlürft und diese geht, seitdem hier in der Stadt, von Mund zu Mund, Jeder der zugegen ist, schlürft mit. Am sechsten Tage kam ich in Tordil an, wo wir unser Zweiggeschäft haben, so frisch und munter, daß ich sogleich hätte

zum Tanz gehen können. Obgleich das Städtchen nach unsern Begriffen nicht sehr groß ist, so hat dort doch Alles ein ganz anderes Ansehen; die 6 Häuser, aus denen dies zweite London besteht, sind auf städtische Weise eingerichtet, und wenn ihre Ausstattung auch vielleicht nicht prachtvoll zu nennen ist, so fehlt's doch nirgends an Tisch und Stühlen, ja in mehreren Häusern ist sogar ein Sopha. In frühern Jahren bildete dieser Ort die Hauptfestung gegen die Indianer; ich hasse die Festungen wie Alles was dem Menschen die freie Bewegung nimmt, von dieser habe ich aber nicht die mindeste Unbequemlichkeit verspürt, wenn ich die kleine Augenanstrengung abrechne, die dadurch verursacht wurde, daß ich sie suchte und Anfangs nicht finden konnte. Da der Graben nur 10 Fuß breit und ohne Brustwehr ist, so sieht man ihn nicht eher bis man gerade davor steht; die beiden Kanonen, welche an zwei Ecken stehen, haben aber durch den starken Rost so sehr die Farbe der Erde angenommen, daß man sie von dieser nicht unterscheiden kann, und das Festungsgebäude verräth eben nichts kriegerisches, da es gleich andern friedlichen Hütten mit Stroh gedeckt ist. Der Befehlshaber der Festung ist ein Schwarzer. Die Lage des Orts ist sehr hübsch; nach der einen Seite sieht man in die Ebene, die ohne Unterbrechung 60—70 deutsche Meilen fortläuft; nach der andern Seite hartan erheben sich die Gebirge, die als Zweig der Cordilleras das Land durchschneiden. Die höchsten Punkte sind vielleicht nicht über 800 Fuß hoch, aber diese mächtigen Felsmassen, die bald als nackter Stein steil und keck emporragen, bald sanft anlaufen und mit dem schönsten Grün überzogen sind, diese frischen Thäler, in deren Mitte meistens ein Bach läuft, dieses ganze Gemälde der Stille und auch wieder des Lebens, da in Tiefen und auf Höhen alles mit Heerden bedeckt ist, dies hatte für mich einen so unendlichen Reiz, daß ich nie müde geworden bin darin umher zu streifen, und um es so recht genießen zu können, manchmal die Vorsicht etwas mehr aus dem Auge gesetzt habe, als die kalte schwunglose Vernunft es vielleicht gutheißt. Gewöhnlich hatte ich bei meinen Streifereien ein Pferd bei mir und stieg nur dann ab, wenn es anfing recht steil zu werden und ich mich vor dem Vieh schon hüten konnte; einige Mal aber war ich zu Fuß und wurde in der Ebene so von diesen wilden Gesellen umkreist, daß ich gezwungen war mich langsam nach dem Felsen zurückzuziehen, beide Höhne meiner Flinte gespannt, um wenigstens dem ersten Unverschämten einen vor den Kopf brennen zu können. Das Vieh in den Gebirgen ist so böse, daß es nicht selten sogar den Reiter angreift und man ein gutes Pferd haben muß, ihm die Hörner nicht zu beschweren; sehr vieles davon ist ganz herrenlos; anderes hat in der Jugend zwar ein Zeichen bekommen, ist darum aber nicht weniger verwildert als das übrige. Natürlich macht es daher viel Mühe das Vieh einzufangen, zu auf einigen Stellen, wo die Gebirge sehr steil und hoch sind, ist's ganz unmöglich. Um dies Alles so recht kennen zu lernen war ich 3 Wochen auf einem Gute und sah das ganze Getreide von Anfang bis Ende mit an. In den 9 deutschen Quadratmeilen, die dieses Gut ungefähr groß war, liefen ungefähr 40,000 Stück Vieh, wovon vielleicht 10,000 andere Eigenthümer haben mochten; ist es fett, so macht man das ganze Jahr Jagd darauf und fängt was man nur kriegen kann, je mehr je besser; nimmt die Zahl des Viehs dadurch für den Augenblick ab, so erholt sich die Weide und dies zieht dann in kurzer Zeit von allen Seiten wieder mehr herbei als man gehabt hat. Das Einfangen kostet interessen viel Geld, jeder Arbeiter erhält ungefähr 2½ Bremer Thl. täglich, und wenigstens 50 Mann sind dabei nöthig, und wenn man in zehn Tagen eine Truppe Vieh von 600 bis 800 Stück fertig hat, so kann man zufrieden seyn. Während ein Ochs in der Wildniß daher nur 2 Thlr. kostet, muß man eingefangen 5 Thaler dafür zahlen. Je heißer und stiller das Wetter, je besser fällt immer die Jagd aus, das Vieh ist dann müde, läßt sich besser umzingeln und dahin treiben, wohin man es haben will, wobei 100 zahme Ochsen zur Lockung dienen müssen; die Aufregung dabei ist so groß, daß Jeder davon hingerissen wird, und ich nicht wenig Lust verspürte, mich mit unter die Verfolger zu mischen. Man kann sich kaum etwas Malerischeres denken als dieses Treiben, diese gewandten Reiter mit wilden Gesichtern und flattern den Anzug, die auf dem Pferde wie angewachsen scheinen und mit der einen Hand noch geschickt die Schlinge werfen, während es in gestrecktem Springen den Berg hinab geht, daß uns das Blut dabei in den Adern stockt; das Bäumen des noch ungezähmten Pferdes, der Angriff des wilden Viehes selbst im Sturz über Kopf, alles scheinen ihnen so gewöhnliche Dinge, daß sie ihnen kaum Aufmerksamkeit schenken. Eine Heerde von 500 bis 600 Pferden hält sich immer bei der Stelle auf, wohin sie das Vieh treiben wollen, jeder Mann hält sich 8 — 10 Stück, um, wenn das eine ermüdet oder stürzt, gleich ein anderes zu haben. Einige Stunden vor Sonnenuntergang machen sie Feierabend; jede 6 bis 7 Mann zünden sich dann mit Knochen ein Feuer an und suchen sich das beste Stück gleich als Abendmahl aus. Das Fett und Talg, das dies enthält, wird ins Feuer geworfen, zum Essen nimmt man nur das Stück über den Rippen und vor der Brust und wirft es mit der Haut aufs Feuer, alles Uebrige, Keulen ꝛc. ꝛc. wird den Hunden, den Vögeln und den Winden überlassen. — Wenn solche Wirthschaft eine deutsche Hausfrau sähe, sie würde schwahr Krämpfe dabei kriegen. Sobald das Mahl geschehen wirft Jeder, der nicht beim Vieh waschen muß, sich irgendwo auf einen Sattel hin; bei gutem Wetter ist dies ein Spaß, wenn es aber vom Himmel in Strömen gießt, wie ich es gerade mehrmals gesehen habe, dann möchte wohl Mancher wünschen, daß die Feenzeit zurück wäre und er für eine Nacht ein Schwan seyn könnte. Die Hiesigen haben übrigens in dieser Hinsicht eine Bärennatur; Nässe und Kälte, Hunger und Durst, Alles können sie ertragen. Wie bald man sich an Letzteres gewöhnt habe, indessen auch ich auf der Reise erfahren; außer des Abends, wo man eine Hütte zu erreichen sucht, bekommt man selten etwas für den Magen, in den ersten Tagen war mir dies ein etwas unangenehmes Gefühl und sehnsüchtig guckte ich nach allen Seiten, ob nicht irgendwo ein Ei zu entdecken sey. Auf der Herreise konnte ich es aber schon besser aushalten als mein Gefährte, trotz dessen war es mir am ersten Abend eine unangenehme Täuschung, wie ich mich mit leerem Magen hinlegen mußte. Ich hatte geglaubt noch ein Gut erreichen zu können und hoffte dies auch dann noch als es schon dunkel geworden war, da ich mir die Richtung gemerkt hatte; das Unglück wollte aber, daß wir in die Nähe einer bedeutenden Heerde Viehes kamen, die losen Pferde mischten sich gleich dazwischen, wir mußten ihnen in der Finsternis über Stock und Stein auf den Fersen folgen, sie nicht zu verlieren, und verloren dadurch, als wir sie endlich wiedererfingen, ganz und gar die Richtung. Der Himmel war so dick bewölkt, daß nirgends ein Stern zu sehen war; wieder mochten wir nun gekommen seyn? Lange guckte ich nach allen Seiten ohne irgend ein Erkennungszeichen zu gewahren, plötzlich entzündeten sich zwei Lichter; die müssen, sagte ich zum Schwarzen, der mich begleitete, doch wohl von einer Wohnung stammen. In gutem Glauben ritten wir ihnen also eine Zeitlang nach bis ich zu meinem großen Schrecken sah, daß sie eilends davon liefen, also nur Irrlichter waren. Wir machten also Halt, noch immer kein Stern und auch kein Hauch, der die Richtung schließen ließ, da hörten wir das Bellen eines Hundes, ich bellte wieder, mein Freund Phrlax antwortete und diesem Zeichen nach gelangten wir bald zu einer Hütte. Diese war aber so klein und kümmerlich, daß wir nicht bleiben konnten und wollten, ich fürchtete Regen und wollte daher entweder kein oder ein gutes Dach haben. Auf des Mannes Beschreibung machten wir uns wieder auf den Weg, verloren durch die Pferde aber auch diesmal die Fährte; ich hielt einen Augenblick an, meinen Schwarzen allein gewähren zu lassen, und sah an einem Stern, der während der Zeit herausgekommen war, daß er

ganz rund im Kreise herumritt und doch der festen Meynung war, seinen Weg gut zu verfolgen. Ich sah also, daß unser Suchen ganz vergeblich seyn würde, und ließ deshalb, als wir an eine etwas tiefere Stelle kamen Halt machen und entsatteln. Als die Pferde gefüttert und das eine mit einer Leine an unser Messer geknüpft und dieses unters Kopflager gesteckt war, befahl ich meinem Gefährten die harten Zwieback herauszukriegen, wovon ich ihm in Tandil wenigstens 50 Stück hatte den Mantelsack hatte stecken lassen; ich war hungrig und freute mich darauf; viel mehr als diese Vorfreude empfing ich indessen auch nicht, denn der Beutel hatte ein Loch bekommen und nach langem Suchen fanden sich nicht mehr als zwei, einen für mich und einen für ihn. Das sind die bittern Täuschungen des Lebens. So etwas macht mir aber Hauptspaß; ich habe mich kaum je zufriedener gefühlt als in dieser Widrigkeit, wo man sich frei fühlt wie der Vogel auf dem Baume; das Land hat etwas ungemein Einöniges, so weit das Auge sieht Alles eben, ohne Baum noch Strauch, oft meilenweit nichts als hohes Schnittgras, und doch hats auch wieder etwas Anziehendes; ja gerade das Einönige ist durch seine Eigenthümlichkeit ungemein eindrucksvoll. Diese Einsamkeit, wo meilenweit, nebst Pferd und Hornvieh, Reh und Strauß die einzigen Gesellschafter sind, erfüllen das Herz auf der einen Seite wohl mit einer gewissen wehmuthsvollen Sehnsucht, auf der andern aber auch mit einem erhebenden Gefühl der Herrschermacht.

Aeltermann Haase.

Ueber das bisherige Leben und Treiben des Aeltermann Haase in Bremen (vergl. Abendzeitung Nro. 246), der sich am 29. August selbst als Betrüger bei den Gerichten angab, bringt die „Hannov. Zeitung“ folgende interessante Mittheilung: „Heinrich Engelbert Haase, 68 Jahre alt, wurde als 3jähriger Waise eines kleinen Kaufmanns von einem nahen Verwandten seiner Mutter an Kindesstatt angenommen und erzogen. Dieser Mann, Namens Geisler, nahm ihn später als Associé in sein Geschäft, und nach dessen 1806 erfolgtem Tode setzte er dasselbe in Gemeinschaft mit der Wittwe Geisler fort, bis es etwa in den 20ger Jahren erlosch, weit Haase als reicher Rentier es aufgab. Haase war einer der geachtetsten Männer in Bremen; er war Schoßherr, Baufherr in St. Stephani, Verwalter des Schulfonds, der Missions- und Bibelgesellschaft, der großen Schling'schen Stipendien und Administrator des Vermögens vieler Wittwen und Bewahrer von Ersparnissen, besonders von Personen des Mittelstandes; außerdem war er Mitglied der ersten und wichtigsten Deputationen, z. B. der Kriegssteuer, und auch Mitglied der Regierungskommission. Er machte den Eindruck der gediegensten Wohlthabenheit und der gewissesten Rechtschaffenheit, war überaus wohlthätig, sowol öffentlich als privatim. Niemand hat ihn umfonst, er gab immer und sehr reichlich. Dienstfertig in hohem Grade war er immer derjenige, dem Jeder, der mit ihm bekannt war, bei etwaigen Reisen und Abwesenheiten seine Obliegenheiten gern anvertraute. Denn was Haase in Händen hatte, war ja sicher aufgehoben. Er heirathete 1813 eine Stallsorth aus alter bremischer Familie; die Frau starb aber schon 1814 im ersten Wochenbett. Seit 1830, in welchem Jahre er die Wittwe Geisler mit 80,000 Thalern beerbte, war er Aeltermann. Eine gewisse Geckenhaftigkeit — er trug z. B. Juwelen und Spitzen, was sonst hier Niemandem einfällt, und wandte allerlei Mittel an, sein Alter zu verbergen — wurde bei ihm nicht gerügt, weil er zu hoch in der allgemeinen Achtung stand. Niemand wagte über Aeltermann Haase auch nur im Entferntesten zu spötteln, er stand über allem Urtheil, fester und sicherer, wie irgend Jemand in Bremen. Mit großer Gastfreiheit sah er wöchentlich vornehme Gesellschaft, Herren und Damen, bei sich, und es war eine Auszeichnung, von ihm eingeladen zu werden. Bei seinen Diners herrschte ein solcher Luxus, daß derselbe nur dem reichen, kinderlosen Manne verziehen wurde. Diese Rolle spielte er seit 1806, er schien ein vollendeter Ehrenmann, er war aber schon seit 1806 auf unredlicher Bahn. Gleich in dem ersten Jahre seines Etablissements verhandelte er einen großen Theil des Vermögens der Wittwe Geisler, und hinterging die Frau mit falsch geführten Büchern, indem er Summen als vorhanden angab und verzinste, die lange nicht mehr existirten. Bei dem vermeynlichen Antritt der Geisler'schen Erbschaft zahlte er dem Staate die Steuer derselben mit 8000 Thlr., obgleich das Vermögen gar nicht mehr da war. Diese Steuer ward schon mit öffentlichen Geldern bezahlt, die er seit dieser Zeit für sich verbrauchte, verschlemmte und verschenkte. Eine Uebersicht der verunreuten Gesammtsumme liegt noch nicht vor. So viel ist aber gewiß, daß dem Schulfond über 100,000 Thlr. fehlen, die Stephani-Kirche — die er Sonntags zwei Mal besuchte — 8000 Thaler und die Missionsgesellschaft 9000 Thlr. verlieren, abgesehen von dem, was Privatpersonen einbüßen. Bei jährlicher Rechnungsablage seiner verschiedenen Kassen legte er seine bis zur Aengstlichkeit genau geführten Bücher vor, gab hin und wieder durch vortheilhafte An- und Verkäufe von Werthpapieren die verschiedenen Vermögen als vergrößert an und bot oftmals mit der größten Ruhe den Revisoren die Durchsicht der angeblich in den verschiedenen Schränken und eichenen Kisten aufbewahrten Dokumente an. Natürlich hielt es jeder für die größte Beleidigung des trefflichen Rechnungsführers, auf ein solches Anerbieten einzugehen. Um die Ehre Bremens zu retten, haben verschiedene Männer 10,000 je 20,000 Thlr. hergeben wollen, diese Sache zu unterdrücken; allein es war zu spät, da schon zu viel davon in die Oeffentlichkeit gelangt war. So mußte der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen und die Oeffentlichkeit der Besprechung somit nicht vermieden werden. Das Unglück für Bremen ist groß und die Folgen sind gar nicht zu berechnen; das sagt sich und darüber trauert jeder. Am Sonnabend haben Männer wie Kinder geweint, todtenblaß haben sie an der Börse gestanden, wo kein Geschäft gemacht worden ist. Auf den Straßen war es still und überall standen die Menschen in Haufen und flüsterten sich die entsetzliche Nachricht zu. — Ueber Haase's Haltung bei den Verhören sollen die Richter entsetzt seyn. Mit der größten Ruhe steht er Rede, von Wahnsinn findet sich keine Spur; doch lebt er noch immer in einer gewissen Selbsttäuschung und in der festen Zuversicht auf die Vergebung seiner Sünden, da er, als er Rechnung ablegen und seine Aemter abgeben sollte, selbst bekannt und sich dem Richter übergeben habe. Hier haben die Psychologen etwas zu enträthseln und durchzudenken.“

Pot-Pourri.

In der Welt-Ausstellung ist eine Sammlung aller Baumwoll-Manufakten, wie sie Manchester und Umgebung liefert, aufgestellt, welche den Industriellen in etwas einen Begriff von dem Umfange dieses Gewerbezweiges gibt. Manchester führte im vorigen Jahre an Baumwoll-Fabrikaten für 28 Millionen 252,878 Pfd. Sterl. aus; und zwar 1,358,238,837 Yards Baumwollen-Stoffe, 131,433,168 Pf. Baumwollen-Garn. Es waren für Baumwollen-Zeuge 249,627 Webestühle thätig, für Halbbaumwoll-Zeuge 32,617 und für Seidenstoffe 6092, im Ganzen also 288,336 Webestühle. Es wurden verarbeitet eine und eine halbe Million Ballen Baumwolle, zu 400 Pfd. jeden, welches das ungeheure Gewicht von sechshundert Millionen Pfund ausmacht.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nr. 75.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 17. September.

Die schwere Wahl des Leibeigenen.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von A. Linden.

(Schluß.)

Wie schon erwähnt, war es Olaf's Plan gewesen bis zum nächsten Wald in südlicher Richtung zu fahren, und dann, begünstigt von der Nacht, in den dichten Gebüschen den entgegengesetzten Weg und zwar den nach Petersburg einzuschlagen. Daß der Graf beinahe vierundzwanzig Stunden auf diesem Wege zugebracht hatte, war nur in Folge seiner Unkenntniß des Weges geschehen; denn Olaf's Hütte lag nur 60 Werste, also etwa acht Meilen von Petersburg entfernt.

Die Nacht war nicht so dunkel wie die vergangene; wohl war der Schimmer des Mondes bleich und farblos, aber die volle Scheibe stand unverhüllt an dem winterlichen Himmel. Graf Alexis traute, um Iwan's willen, seinem Führer gänzlich. Der Alte hatte ihm schon oft Proben seiner aufopfernden Treue gegeben, auch mußte er natürlich annehmen, daß wenn ihn sein Wirth erkannt hatte und verrathen wollte, er hierin sichereres Spiel bei Wasiljewitsch und den Soldaten gehabt hätte. Er konnte nicht des Leibeigenen Beweggründe, die ihn daran verhindert hatten, und so segnete er in Verblendung sein gutes Geschick, welches ihm in den Hüttenbewohnern so freundliche Helfer zugeführt hatte.

Zuweilen blickte der Graf durch die angehauchten Scheiben, und zog sich beruhigt zurück, sie waren noch auf dem rechten Weg. Olaf schien ein kundiger Führer, und die rasende Schnelle mit der er forteilte, war in des Grafen Augen völlig gerechtfertigt.

Je weiter die väterliche Burg mit ihren drohenden Bewohnern jetzt hinter den armen Flüchtlingen entschwand, je lebendiger erwachte in ihren Herzen das Gefühl der Hoffnung und Sicherheit. Olga's Blick ruhte wieder mit einem Ausdruck des Friedens auf ihrem Knaben, der schlafend auf des Vaters Knien lag.

Und der Graf? Auch er fühlte jetzt nicht mehr die nagende Qual, mit der ihn seine Verbannung noch vor Kurzem erfüllt hatte. Katharine's stolzem Hof mit seinen glänzenden Festen und schimmernden Gestalten galten jetzt nur noch flüchtige Gedanken; er gedachte nicht länger dessen, was er verloren hatte, er blickte dankbar hin auf das, was ihm das Geschick gelassen hatte, auf Weib und Kind.

„Du siehst, meine Olga, daß Du Deinen Verdacht völlig verbannen kannst," so redete jetzt der Graf zutraulich und weich zu seiner Gattin. „Wenn wir die rettende Gränze erreicht haben, wird uns alles wie ein furchtbar wüster Traum erscheinen. Ich habe Geld und Kostbarkeiten genug gerettet, um für's erste ruhig und sorgenfrei leben zu können. Dir überlasse ich es, den Ort zu wählen, wo wir so lange bleiben wollen, bis die Kaiserin verzihnt ist, und unser Vaterland wieder willig die Heimathlosen aufnimmt. Seyn es in Frankreich oder Deutschland, wo Du glücklich zu werden glaubst, wo Du hoffen kannst Dich heimisch zu fühlen, überall folge ich Dir gern und willig."

In Alexis' Seele war nach dem heftigen Wellenschlag, der sein Lebensglück auf eine öde Sandbank geschleudert hatte, jetzt eine wohlthuende Stille eingetreten. Die Gräfin hatte ihren Gemahl noch nie so ruhig und leidenschaftslos reden hören. Sie half ihm freudig bei den Entwürfen seiner Pläne für ihre Zukunft; und da sie viel von den schönen Ufern des Rheins gelesen und gehört hatte, so war es ihr Wunsch, dort die erste Zeit ihrer Verbannung zuzubringen. Und bei den wechselnden Bildern, die ihre Phantasie den armen Verblendeten jetzt vorführte, bei der freudigen Hoffnung, in den malerischen Thälern des Rheins Ruhe und Glück zu finden, vergaßen sie ganz, daß sie noch auf russischem Boden, umgeben von Gefahr und Verrath, weilten.

„Ob wir wohl schon weit von Kathinka's friedlicher Hütte sind?" fragte die Gräfin plötzlich.

Der Graf versuchte hinauszublicken, doch war es unmöglich etwas genau zu erkennen. Nur unbestimmt erkannte er, daß eine schmale Schlucht sie von einer Kette kahler Hügel trennte, auf deren höchster Spitze die dürftigen Kronen schwarzer Tannen unheimlich in die Mildniß hinausstarrten. Doch wie gesagt, alles verschwamm in unbestimmten Formen, in phantastischen Bildern.

„Olaf scheint des Weges kundig!" tröstete der Graf, „ich glaube, wir könnten uns unbeschadet der Ruhe überlassen."

Das leise, monotone Schlürfen des Schlittens über die gefrornen Felder, und die klagende Stimme des Windes, der in den erstorbenen Bäumen flüsterte, klang den beiden Flüchtlingen wie ein Schlafmannerlied, dessen traulichen Tönen sie nicht zu widerstehen vermochten. Nach wenigen Minuten waren Beide eingeschlummert.

In Olaf's Brust dagegen tobten noch immer die finstern Geister; sie waren nahe daran, mit despotischer Gewalt die bessern Regungen zu unterdrücken. — Der Vorderfitz des Schlittens, den er eingenommen hatte, war nur mangelhaft überdeckt, er war der feuchten Kälte völlig ausgesetzt, dennoch glühte ihm Stirn und Wange in fieberhafter Aufregung. Die öde, schaurige Gegend war ihm wohlbekannt, aber nie war sie ihm so trostlos und unheimlich vorgekommen. Heftig klopfte sein sonst so tapferes Herz, scheu flogen seine Blicke bald in die nahe dunkele Schlucht, bald auf den kahlen Hügel; immer wähnte er eine Gefahr zu sehen. Es zeigte sich keine. Die Gefahr war in ihm, sie ruhte in seiner Brust, es war die Versuchung, die Sünde, die er im Begriff war zu begehen. Noch kamn eine Viertelstunde war der Kreuzweg entfernt, und entschied er sich dort zum Bösen, nahm er die Richtung nach Petersburg, so war beim ersten Tagesgrauen der Graf in den Händen seiner Feinde.

Unwillkürlich ließ er den Zügel schlaffer werden; das Pferd ermattete in seiner Hast und Eile, und ging langsamer, beinahe im Schritt. Die Schläfer merkten es nicht. Olaf's Blicke suchten das Innere des Schlittens; der Mond schien auf Benoni's goldene Locken, das schöne Kind lächelte im Schlafe; auf der Gräfin Antlitz fiel das Licht der trüben Laterne fahl und farblos, sie war geisterhaft bleich und entstellt anzusehen.

„Sie findet den Tod in Sibiriens schauriger Wildniß; schone, o schone sie, thue mehr, als Dir selbst Iwan zutraute! Vergilt das Böse mit Gutem, führe sie weiter; nach wenigen Tagen sind sie an der rettenden Gränze, durch Dich gerettet!" So flüsterte der gute Engel wieder, und die furchtbare Beklemmung löste sich von Olaf's Brust, sie konnte nicht bestehen vor dem milden Einfluß jener bittenden Stimme. „Noch wenige Schritte, dort ist der Kreuzweg!" stöhnte er gepreßt, und wieder suchte sein unstätes Auge den Grafen im Innern des Schlittens; es war als wollte er sich beim Anblick des Feindes Kraft und Stärke zu der schwarzen That suchen.

Doch die Stelle, wo der Graf ruhte, war in düstern Schatten

gehüllt; Olaf sah wieder nur das bleiche Antlitz der Gräfin, auf die der farblose Schimmer der Laterne fiel.

Das Pferd stand plötzlich still; Olaf wandte sich — sie waren am Kreuzweg angekommen.

Es war kein schauriger Ort; nur ein enges Thal, in welchem drei Straßen sich kreuzten, die in gerader Linie auswärts führten. Die Schlucht war zu Ende, und die Hügelreihe zeigte hier Buschwerk, das, wenn gleich jetzt unbelaubt und farblos, dennoch ein Zeichen frischeren Lebens trug als die Strecke, die die Reisenden zurückgelegt hatten. Da, wo die drei Wege sich ineinanderschlangen, hatte frommer Glaube ein Crucifix hingestellt; es erhob sich einfach und ohne Schmuck am Rande des Weges, es hatte wohl schon manchen Wanderer Trost und Ruhe im Gebete finden lassen. Niemand aus der Umgegend ging hier an dem Bild des gekreuzigten Erlösers vorüber, ohne sich demüthig vor ihm zu beugen.

Olaf's Blicke suchten den Weg, der nach Norden, nach Petersburg führte. Da lag er dicht vor ihm, und auf die Straße, die der Graf nur zu seinem Verderben betreten konnte, blickte still und geduldig der gekreuzigte Heiland hin.

Olaf war von einer frommen Mutter erzogen, und jetzt, wo er den schwersten Kampf seines Lebens, den mit der Sünde, bestehen mußte, zog es ihn zu den Füßen des Kreuzes. Er stieg vom Schlitten, er kniete, aber er konnte nicht beten, er hatte keine Worte, keine Thränen, er hatte nur verworrene, stürmische Gedanken. Er blickte auf, da war es ihm, als ob eine sanfte Stimme vom Kreuze zu ihm sprach: „Segne die Dir fluchen, thue wohl Denen, die Dich hassen, bitte für die, so Dich beleidigen und verfolgen!“

Olaf's erhitzte Einbildungskraft ließ ihn deutlich die Worte hören; er lauschte, es war ihm als ob es eine menschliche Stimme war, doch nein — kein Laut ließ sich hören. Und weiter sprach es in seinem Innern: „Vergib, so wird Dir vergeben!“

In Olaf's Seele wurde es plötzlich still und feierlich; wie Weihnachtsklänge, so segenbringend und tröstend drang die milde Mahnung an sein Herz; er verstand die Stimme und wieß sie nicht mehr zurück. Jetzt konnte er beten, demüthig, innig und versöhnlich.

Er betete lange, dann stieg er den kleinen Hügel hinan, der Kampf war entschieden.

Er erreichte den Schlitten, er blickte hinein, die Schläfer waren noch nicht erwacht. Jetzt sah Olaf mit einer Thräne im Auge auf Benoni hin, jetzt war das zarte Kind nicht mehr der Sohn seines Feindes, — Olaf hatte keinen Feind mehr.

Nicht lange konnte er bei solchen Gedanken verweilen, denn ein unheimliches Geräusch schreckte ihn. Er fuhr empor. Vom Abhang des Kreuzes hinab, sah er eine dunkele Gestalt mit kühnen Sätzen herabkommen. Er konnte sich nicht täuschen, es war ein Wolf, einer von den gefährlichen Bewohnern in Rußlands Wäldern. Das Pferd stieß Jammertöne aus, und zerrte wild an den Strängen. Der Graf und seine Gemahlin fuhren entsetzt aus dem Schlummer; sie kannten die unheimlichen Töne, das Scharren und Schnauben zu gut, sie wußten, was ihnen bevorstand. Der Graf faßte noch halb schlaftrunken nach den Pistolen; er vermochte sie nicht zu finden; wehrlos fühlte der sonst so muthige Mann sich jetzt unrettbar verloren.

Nicht so Olaf. Mit der gefährlichen Jagd vertraut, spannte er kaltblütig seine Flinte; das Thier stutzte, ließ die funkelnden Augen einen Augenblick auf seinem Gegner ruhen, und sprang dann mit einem wilden Satz gegen das Pferd.

Pfeifend strich die Kugel durch den kurzen Raum, und verwundet, aber nicht zum Tode getroffen, wandte sich das Unthier zurück. Furchtbar rollten die glühenden Augen, als es jetzt mit Anstrengung seinen Gegner zu erreichen suchte. Der Graf suchte noch immer vergebens nach seinen Waffen.

Olaf's Hirschfänger war im Nu aus der Scheide, und ehe das wüthende Thier die grinsend gefletschten Zähne in die Glieder seines Feindes einzuwühlen vermochte, sank es getroffen zurück, und wälzte sich heulend in seinem Blute.

„Ihr seyd gerettet, Herr Graf,“ sagte jetzt Olaf mit ruhigem Ton.

Der Graf konnte nun nicht länger zweifeln, daß Olaf ihn erkannt hatte, er nahm seine Hand; „Und weißt Du auch, wem Du das Leben erhieltest?“ fragte er.

„Wohl weiß ich das, Ihr seyd mein Gebieter, Graf Alexis Stanisloky!“

„Der nicht so an Dir gehandelt hat, daß er solch aufopfernde Treue verdiente!“ fuhr der Graf erregt fort. „Hast Du vergessen, was ich einst als wilder, ungestümer Jüngling gegen Dich verbrach?“

Olaf's Lippen zuckten. „Daß ich es nicht vergaß, konnten Euch vor wenig Stunden noch die ungestümen Schläge meines Herzens sagen.“

„Und jetzt?“

„Ist es ruhig.“

„Du hast vergeben?“

Olaf reichte dem Grafen seine Hand; dieser fuhr gerührt fort: „Dreifach konntest Du mich verderben, und dennoch —“

„Begleite ich Euch zur Gränze, Herr!“

Olga's Thränen flossen, sie kannte weder Olaf's noch ihres Gatten Vergangenheit; aber dankbar fühlte sie, daß sie jetzt dem Schutze eines edeln Mannes vertrauen durfte.

Bald eilte der Schlitten wieder rastlos weiter; jede Minute trennte sie mehr und mehr von Petersburgs Thoren.

Die Gefahren, die dem Grafen noch auf russischem Boden begegneten, waren nichts im Vergleich zu dem, was er überstanden hatte. Bald war er mit den Seinen so weit von Petersburg entfernt, daß er getrost am Tage seine Reise fortsetzen konnte, ohne ein Erkennen befürchten zu müssen. Die langersehnte Gränze war endlich erreicht, und eine schwere Last fiel von den Herzen der Verbannten, als ihr Fuß zum ersten Male deutschen Boden berührte.

Hier erst schied Olaf mit gerührtem Herzen von dem Grafen, den er einst als Gebieter gehaßt, und nun als seinen Schützling lieben gelernt hatte. Die aufopfernde Treue, die er jetzt zeigte, bewies, welche große und gute Eigenschaften in dem jungen Russen schlummerten, die nur deßhalb nicht geweckt und gepflegt worden waren, weil der Haß, die Erbitterung, die er in frühester Jugend in sich aufgenommen hatte, sie unterdrückt und unentwickelt ließ. So beharrlich er einst zu haffen verstand, eben so beharrlich vermochte er jetzt zu lieben, und mit unermüdlicher Geduld wußte er die Gefahren und Entbehrungen von seinem Herrn und den Seinen zu entfernen.

Mit Thränen der aufrichtigsten Dankbarkeit entließ ihn die Gräfin und ihr Gemahl. Beide kannten die Größe seiner Selbstverläugnung, seines Opfers, und nie erstarben in ihren Herzen die warmen, anhänglichen Gefühle, die sie für ihn hegten. Durch die That vermochte ihn Graf Alexis vorerst nicht zu belohnen, denn standhaft wieß Olaf jede Art von Lohn zurück.

Schluchzend hing Benoni beim Abschied an seinem Hals, auch er schien das Kind nicht lassen zu können. Endlich aber riß er sich los, und nahm scheidend die letzten Grüße der Heimathlosen mit in ihr verlassenes Vaterland.

Der Jubel, der in Olaf's Hütte bei seiner Zurückkunft herrschte, läßt sich nicht beschreiben. Der klare, frohe Blick, mit dem er Iwan begrüßte, überzeugte den redlichen Alten, daß er nicht zuviel von Olaf's Herzen gehofft hatte.

Nach vielen beschwerlichen Tagereisen nahm ein kleines, freundliches Thal in der Nähe von Köln den Grafen und seine Familie auf. In einem einfachen Landhäuschen mit Rebenhügeln umgeben, wohnte er viele Jahre, und Niemand sah es wohl seinen heiteren, frohen Mienen an, daß er ein Verbannter und Ausgestoßener war.

Was ihm sein Vaterland, was ihm Glück, Reichthum und

Glanz nicht zu geben vermochte: Friede, Frömmigkeit und Demuth, das hatte er in der Fremde gefunden, denn das Unglück hatte ihn gereift. Aus dem stolzen, heftigen und leidenschaftlichen Alexis Staninsky, aus dem reichen, vornehmen Grafen war ein einfacher biederer, aber glücklicher Mann geworden. — Olga war nie so glücklich gewesen, wie sie es in Deutschland wurde. Auch das milde Klima war wohlthuend für sie, und die Frische und Gesundheit, die sie so lang entbehrt hatte, fand sie in ihrer heitern Umgebung am Rhein.

Doch so glücklich auch Beide waren, so schwand die Sehnsucht nach dem Vaterland nie ganz in ihnen. Erst nach zehn Jahren kehrten sie zurück. Die Kaiserin Katharine war todt, und der Graf trat in seine frühern Rechte und in den Besitz seiner Güter wieder ein. Er kehrte mit den Seinen nach Rußland zurück; doch brachte er die wohlthuende Erfahrung und seinen heitern, menschenfreundlichen Sinn aus der Verbannung mit zurück. — Das Wiedersehen mit Olaf und seiner Familie war ein unendlich herzliches und erneute sich noch oft. Olaf wurde Kastellan auf des Grafen Schloß, da der alte Iwan inzwischen gestorben war; auch erhielt er für sich, seine Kinder und Kindeskinder die unbeschränkteste Freiheit, und nie wieder wurde ein Glied von Olaf Dimitri Leibeigener eines russischen Großen.

„Les Carleurs souliers."

Im Faubourg St. Martin in Paris ist eine kleine Seitenstraße, welche den Namen St. Laurent führt, und in welcher sich ein Haus befindet, das ein eigenthümliches Bild aus dem Pariser Leben bietet. Dieses Haus, welches die Nummer 10 führt, ist ein Hôtel garni, und wird ausschließlich von über hundert Personen bewohnt, die sämtlich aus dem Departement de la Moselle gebürtig sind. Diese Individuen üben sämmtlich dieselbe Professien aus, leben in brüderlicher Eintracht neben einander, ohne daß sie jedoch eine Arbeiter-Association bilden. Dieses Haus ist eine Schuster-Colonie und dient seit langer Zeit Schustern aus diesem Departement, welche ihre Familie in ihrer Heimath zurücklassen und nach Paris gehen, um ihr Glück zu machen, zur Wohnung. Von Zeit zu Zeit kehren Einige dieser Schuster in ihre Heimath zurück und dann kommen Andere aus derselben Gegend, die dasselbe Handwerk ausüben und sich in demselben Hause einquartieren. Allerdings erscheint es als eine sonderbare Idee, wenn ein armer Schuster seine Vaterstadt verläßt, und ohne alles Geld nach Paris, wo es von Schustern wimmelt, zieht, um daselbst auf eigene Rechnung sein Handwerk auszuüben, allein sie bilden eben eine eigene Klasse von Schuhflickern, sie haben keine Boutique, sondern arbeiten auf der Gasse, sie haben keinen bestimmten Aufenthaltsort, sondern ziehen von einer Gasse nach der andern, melden allenthalben durch ein blos dem Pariser verständliches Gemecker ihre Gegenwart an, und ernähren sich von einzelnen Reparaturen, die man ihnen anvertraut. Diese ambulanten Schuster heißen Carleurs souliers, das gemeine Volk nennt sie Niasses, man unterscheidet sie also von den Cordonniers, Bottiers und Savetiers, die sämtlich ihre Buden haben, während die Schuster aus dem Mosel-Departement herumwandern. Man sieht, daß an Ort und Stelle die Sprache eigene Ausdrücke annimmt, und man die französische Sprache tüchtig studirt haben kann, ohne zu wissen, daß diese Worte Schuhflicker bedeuten.

Wenn man sich um sechs Uhr Morgens vor das Haus stellt, welches sie bewohnen, so sieht man alle hundert Carleurs souliers gleichzeitig aus demselben herauskommen und sich in Schlachtordnung gegen die Boulevards zuwenden. Jeder von ihnen trägt eine kleine Butte auf dem Rücken, welche ihm das Aussehen eines Lumpensammlers gibt. Doch ist die Butte etwas kleiner und reinlicher als die des Chiffonier, und überhaupt entnimmt man jowol der Gestalt, als der Sprache eines Carleur soulier, daß er aus dem Departement gebürtig sey. In dieser Butte befindet sich eine vollständige Schusterwerkstätte, nämlich alle Werkzeuge, welche zu diesem Handwerk erforderlich sind, und Leder. Diese ehrlichen Leute verlassen also sämtlich um sechs Uhr ihre gemeinschaftliche Wohnung, um sich Jeder in einen anderen Stadttheil zu begeben und des Abends wieder zurückzukehren. Wenn sie ungefähr dreihundert Schritte von der Rue St. Laurent entfernt sind, beginnen sie Jeder in einem andern Ton, aus allen ihren Leibeskräften mit einer Stimme, die Einen beklagen kann, zu schreien: „V'la Carleur soulier!" Auf diese Art gehen sie auf dem Fahrweg der Straßen vorwärts, blicken stets rechts und links, treten mitunter in einen Hof und schreien dabei stets den Leuten ihren Titel zu. Wenn Jemand einen solchen Carleur zu sich ruft und ihm irgend eine Naht oder eine Ausbesserung an einem Schuhwerk anvertraut, so setzt sich derselbe auf der Gasse an einen Eckstein nieder, flickt, indem er dabei irgend ein Lied aus seiner Gegend singt, den wunden Stiefel und erhält für seine Arbeit einen, zwei oder drei Sous. Mitunter ist es mehr als eine Naht, die er anzubringen hat, um derentwillen man sich nicht an seinen Schuster wenden wollte, man läßt ihn einen halben Absatz anbringen und gibt ihm dafür sechs Sous. Ja bisweilen will sein Glück, daß Jemand sich neue Sohlen an seine Stiefeln von ihm machen läßt, dann arbeitet unser „Niaße" nicht im Freien, sondern nimmt die Stiefel in seine Butte und die Ehrlichkeit dieser ambulanten Schuster ist so bekannt, daß man nicht einmal seine Adresse verlangt und ihn im vollen Vertrauen nach Hause gehen läßt.

Obschon der Carleur soulier nicht immer einen so guten Tag hat, verdient er sich in der Regel täglich zwei bis dreithalb Francs und verzehrt kaum die Hälfte. Die Carleurs souliers sind zwar nicht untereinander associirt, aber sie leben demungeachtet in brüderlicher Eintracht neben einander und wenn einer von ihnen krank wird, so steuern die andern täglich zwei Francs zusammen, als wenn er gearbeitet hätte und wenn ein Alter unter ihnen nicht mehr die Kraft besitzt, Paris und die Bonnmeile zu durchstreifen, um daselbst Arbeit zu suchen, so bringen ihm die Andern allerlei Schuhwerk zum Ausbessern nach Hause und überlassen ihm den Lohn. Alle diese ehrlichen und rüstigen Arbeiter schicken jährlich gegen zweihundert Francs in ihre Heimath, wo sie ihre Verwandten, Weiber und Kinder zurückgelassen haben. Außerdem reisen sie von Zeit zu Zeit zu ihrer Familie und erwerben sich die Reisekosten, indem sie auf dem Wege alle zerrissenen Stiefel flicken. Das ist eines der vielen ambulanten Gewerbe von Paris.

Die englische Presse.

Vor mehreren Monaten begann bekanntlich in England eine Agitation gegen die dem Journalismus so drückende Annoncen-Taxe und den Zeitungsstempel. Die Sache kam vors Parlament; das Parlament wies sie einem Spezialcomité zur Begutachtung zu, und es dürfte für Deutschland nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, wie weit diese Angelegenheit im geheimen Schooße des Comité's gediehen ist. Das Comité machte es sich zur ersten Pflicht, die Eigenthümer der großen Journale um ihre Ansicht zu fragen, die Statistik der periodischen Presse herzustellen und hiemit zugleich die Bilanz ihres Ertrages für den Staatsschatz zu ziehen. So viel wir über diese streng geheimgehaltenen Konferenzen erfahren konnten, sind dabei numerische Thatsachen zum Vorschein gekommen, welche in Deutschland zumal, wo man von der „riesigen Verbreitung der großen Londoner Tageblätter" sehr übertriebene Vorstellungen hat, einige Verwunderung erregen dürften. Es erscheinen in London blos folgende politische Zeitungen: „Times", „Daily News", „Morning Chronicle", „Morning Post", „Morning Advertiser" und „Morning Herald", dann die Abendblätter: „Globe", „Sun", „Express" und „Standart"; somit im Ganzen sechs Morgen- und vier Abendblätter. In Schottland und Irland erscheint mit Ausnahme der erst kürzlich gegründeten „Dubliner Zeitung" keine politische Zeitung täglich. Wenn man demnach

die allerdings gewaltige und einflußreiche Wochen-Journalistik ausnimmt (in der Provinz, z. B. in Glasgow, Edinburg, Dublin ꝛc. giebt es viele Journale, welche zweimal wöchentlich ausgegeben werden), so sieht man, daß die Journalistik Englands, was die Zahl der täglich erscheinenden Blätter betrifft, ganz enorm gegen die Zeitungspresse in Frankreich und Deutschland zurücktritt. Aber, das ist die allgemeine Meynung auf dem Continente, dafür geben „Times“, „Morning Chronicle“, „Daily News“ ꝛc. in einem Tage mehr Exemplare aus, als viele der selbst bedeutenderen deutschen Tageblätter im Laufe einer Woche. Von der „Times“ ist dies allerdings der Fall, aber eben die statistischen Tabellen, in deren Besitz jetzt das englische Preß-Comité ist (es wurden zu diesem Behufe die edlichen Auflagen der Journalbesitzer, der bedeutendsten Newsbenders [Zeitungsägenten und der] Postdirektion benutzt) weisen die überraschende Thatsache nach, daß die Gesammtzahl aller Londoner Tageblätter kaum mehr als 100,000 Exemplare per Tag in die Welt setzt, eine Summe, welche mit der Bevölkerung des Reiches, seiner politischen Bildung und namentlich mit den continentalen Ideen von der kolossalen Verbreitung der großen Journale in gar keinem rationalen Verhältnisse steht. Von diesen 100,000 Exemplaren (und wir bemerken hierbei, daß die Untersuchungen des Comité noch nicht zu Ende geführt sind; vielleicht ergeben sich ein paar Tausend mehr oder weniger) kommen auf die „Times“ allein 48,000, somit beinahe die Hälfte des ganzen Betriebes. Sämtliche übrige Blätter, unter denen die fashionable „Morning-Post“ noch am besten stehen soll, erfreuen sich durchaus keiner sehr brillanten Existenz. Es genüge hier die Andeutung, daß das „Morning Chronicle“ kaum auf die Kosten kommt, daß „Daily News“ nach sieben Jahre langem Ringen und nach ungeheuren Opfern der Unternehmer (darunter Männer wie Cobden, und Firmen wie Suse und Sibeth) nicht weit über die Deckungskosten hinaus ist. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß die Herausgeber der Londoner Blätter sich gegen die Zeitungs- und die Papier- und Anzeige-Taxe mit großer Energie erklären.

Der Aberglaube Friedrichs des Großen.

Vehse im vierten Bande seiner „Geschichte des Preußischen Hofes und Adels“ theilt hierüber Folgendes mit: „In verschiedenen andern unglaublichen Schwächen eines so großen Geistes wie Friedrich, schreibt der englische Gesandte James Harris unterm 11. März 1775, gehört auch die, daß er einigen Glauben an Astrologie hat, und ich habe von einer Person, der gegen deren Glaubhaftigkeit nichts einzuwenden ist, gehört, daß die Furcht vor der Erfüllung einer von einem sächsischen Wahrsager ausgesprochenen Prophezeihung ihm im Kopfe herumgeht und seine schon von Natur mürrische Stimmung noch vermehrt. Ich habe selbst bemerkt, daß er Jemandem, der bei seinem Lever in Trauerkleidern erschien, sein Mißfallen zu erkennen gab, und sichtbar sah ich ihn seine Züge verändern, als er erfuhr, daß ein gewisser Mann eines plötzlichen Todes verstorben sey.“

Bekannt ist, daß der König von dem General Tauentzien Alles genau aufschreiben ließ, was ein schlesischer Wahrsager Lucas, der im Laufe des siebenjährigen Krieges auftrat, vom Gange der Kriegsereignisse vorhergesagt hatte. Auch die Prophezeihungen des Bruders von Lebrin, des ältesten Brandenburger Propheten, wurden wieder hervorgesucht und fleißig gelesen und gedeutet.

Gegen den Minister Baron v. d. Horst, in den letzten sechs Jahren ein gerngesehener Tischgenosse des Königs, äußerte er: „Da ich überzeugt bin, daß man auf ganz vernunftwidrigen Wegen oft Wahrheiten entdeckt, und daß die scheinbarsten Vernunftschlüsse gar oft zu grundfalschen Begriffen leiten, so machte ich alle nur mögliche Untersuchungen. Alle, die sich für Astrologen ausgaben, sogar alle Dorfpropheten (devins de village) ließ ich um Rath fragen; denn über solche Dinge erfährt man nichts, weder von Kathedern noch Kanzeln. Der Erfolg aber war, daß ich überall nichts fand, als Alteweibermährchen und Unsinn!“

Gegen denselben Baron v. d. Horst beklagte er sich bitterlich über einen Verlust von 10,000 Thalern, welchen er bei alchemystischen Studien einer Frau v. Pfuel erlitten. — Loudon nahm er wegen seiner widerwärtigen Physiognomie und rothen Haare nicht in Dienst. Alle Personen, gegen welche seine Windspiele Widerwillen äußerten, flößten ihm Widerwillen ein, denn er traute diesen Thieren den Instinkt zu, ihm anzuzeigen, ob Jemand es ehrlich mit ihm meyne oder nicht.

Sehr fest sprach der König seine Meynung über das, was dem Menschen angeboren ist, in einem Briefe an d'Alembert vom 13. August 1773 aus: „Die Menschen haben bei ihrer Geburt einen unauslöschlichen Charakter an sich; die Erziehung kann Kenntnisse verschaffen, dem Zöglinge Schaum über seine Fehler einflößen — me wird sie die Natur der Dinge ändern. Die Grundlage bleibt und jedes Individuum trägt den Urstoff seiner Handlungen in sich.“

Pot-Pourri.

Verhältnißmäßiger Reichthum von Boston und New-York.

Ein Korrespondent des „Bostoen Journal“ theilt folgende vergleichende Uebersicht der Bevölkerung und des Reichthums der beiden Städte Boston und New-York mit: Nach der letzten in den Vereinigten Staaten stattgefundenen Volkszählung (Census) hat Boston 138,788 Einwohner, deren liegendes und persönliches Eigenthum auf 213,310,067 Dollars geschätzt wird, so daß auf jedes Individuum im Durchschnitt ein Vermögen von 1536 Dollars 95 Cents kömmt. Dagegen hat New-York eine Bevölkerung von 515,394 Köpfen (d. h. ohne Brooklyn und andere nicht zur eigentlichen Stadt gehörige Distrikte), und der Werth des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums wird auf 320,108,358 Dollars angegeben, so daß jeder Einwohner durchschnittlich 621 Dollars 9¼ Cents besitzt. Der Wohlstand in Boston ist also um beinahe 250 Prozent größer, als in New-York, was, außer der charakteristischen Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe der Neu-Engländer, wohl hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben ist, daß der Strom der europäischen Auswanderung sich fast ausschließlich nach New-York wendet und Boston unberührt läßt.

Aus San Francisco wird folgendes wunderliche Pistolenduell gemeldet: Herr Lemon und Herr Graham hatten ein Hühnchen mit einander zu pflücken; sie begegneten einander in Marchantstreet; auf einer Seite war eine Möbelhandlung, auf der andern ein Journalbureau, Spaziergänger und Geschäftsleute gingen hin und her, als Beide plötzlich a tempo feuerten und fehlten. Sie ermüdeten aber nicht, sondern schossen neunmal, und als Herr Graham am Arm verwundet auf der Erde lag, schoß ihm Herr Lemon in den Mund. Dann erst wurden die Duellanten durch die Zuschauer von einander gerissen. Zwei Vorübergehende wurden schwer verwundet und einige Fensterscheiben durchbohrt.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 76.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 20. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Eine einfache Geschichte.

(Aus der Erinnerung; erzählt von G. M. v. R.)

Es war eine stürmische, finstere Regennacht im März 18—; der „Northamerican" kämpfte ächzend und in allen Rippen und Planken erzitternd mit den schwarzaufrollenden, ihren weißen Schaum bis hoch an die Raaen aufsprizenden Wogen des empörten Oceans; alle oberen und Beiseget waren eingezogen, die übrigen gerafft und das Steuerrad durch Taue gesichert. Die ganze Besatzung des Schiffes war auf dem Verdecke beschäftigt, aber das sich die Wogen brachen; der Kapitän und der erste Steuermann lehnten fest gegen den Eingang zum Steuerhause, welches zugleich die Vorhalle zur ersten Kajüte bildete; die Schiffsglocke wurde beständig angezogen, Laternen hingen in der Takelage des Bugspriets und in den Wanten des großen Mastes, um etwa begegnenden Schiffen als Zeichen zum Ausweichen zu dienen und Jedermann am Bord starrte in unbeschäftigten Augenblicken hinaus in die dichte Finsterniß, durch welche das kolossale Schiff wie ein gespenstiges Wesen hindurchschnitt, oder blickten besorgten Auges zu den im schwankenden Lichte der Laternen erglänzenden Segeln empor, deren Wucht Mast und Raaen zu zersplittern drohte. Dreihundert Passagiere lagen eingepfercht im, vor dem Eindringen des überspielenden Wassers geschlossenen Zwischendecke, neun andere Passagiere wurden in den Cojen der Gate-rooms der ersten Kajüte hin- und hergeworfen und horchten ängstlich den durch das Sprachrohr erschallenden Kommandowworten des Kapitäns, dem antwortenden ay! ay! der Bootsmänner, dem Rasseln der Taue und all dem betäubenden Lärm am Bord eines mit dem Sturme kämpfenden Fahrzeugs. Nur zwei Kajütspassagiere, beide in Lederkappen und sogenannte Monkey-Jackets von schwerem Düffel gekleidet, die Cigarre im Munde, lehnten am Quarterdecke über das Leebollwerk hinüber und schauten hinab in die Furche, welche der keuchende „Northamerican" in die sich thurmhoch über einander wälzenden Wasserberge schnitt.

„Sie sind seefest," sprach der eine der beiden Männer, der hier eine Erinnerung aus seinem vielbewegten Leben niederlegt, „wahrscheinlich machen auch Sie nicht zum ersten Male die Tour über den atlantischen Ocean."

„Die erste," versetzte mein Reisegefährte, ein blasser Mann von einigen und zwanzig Jahren, dessen Aeußeres keineswegs hübsch, dessen Gesichtszüge aber etwas Einnehmendes hatten und einen lebhaften Geist verriethen. „Den Ocean kreuze ich zum ersten Male, aber am Meeresufer geboren und schon manchmal von der Ost- und der Nordsee geschüttelt, leide ich nie an der Seekrankheit."

„Brav! so halten wir Beide zusammen und weiden uns am Toben des Meeres, während unsere Kajütengenossen sich von einer Seite der Coje zur andern werfen lassen, die die Stöße der am Bug sich brechenden Wellen und das Gerassel und Getrampel auf dem Verdecke und das Krachen und Aechzen der stolzen Fregatte viel ärger empfinden als wir. Haben Regen und Salzwasser uns gehörig durchnäßt, werden Grog und ein Paar Stunden Schlaf uns desto besser munden; es gibt doch nichts Schöneres —"

Hier wurde das Gespräch durch den vom Bugspriet her ertönenden gellenden Ruf: A ship! veer! veer! unterbrochen und in demselben Augenblicke schoß eine schwarze Masse, ein tiefbeladener Dreimaster auf kaum fünf Schritte Entfernung in der von uns eingehaltenen, gerade entgegengesetzten Richtung, an uns vorüber und verschwand mit Blitzesschnelle in der Finsterniß, die wie ein schwarzer, undurchdringlicher Schleier über den Gewässern hing. Unsere Segel, denen das vorüberrauschende Schiff auf einem Augenblick den Wind genommen hatte, schlugen gegen die Masten zurück, dann zogen sie mit aller Macht wieder an, der „Northamerican" ächzte wie ein angeschossenes Wild, schwankte hinüber auf die Leeseite und wieder zurück und schnob weiter, wie zürnend über das gefährliche Begegnen, das ihm auf einen Augenblick die treibende Kraft und die feste Haltung geraubt hatte.

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, war ich vom Bollwerk zurückgefahren und hatte das Geländer der auf das Quarterdeck führenden Treppe gepackt, mein Reisegefährte stand aber fest am Bollwerk, als ob er die Gefahr nicht ahne, der wir so eben durch ein Wunder entgangen waren.

„Mann!" rief ich, erstaunt über seine Kaltblütigkeit, „nur um einen Achtel Strich höher gesteuert und wir wären dem Tode gewiß in den Rachen gesegelt!"

„Wären!" entgegnete er und betonte das Wort so schmerzhaft, so bedauernd, daß mir's klar wurde, ihm wäre das ewige Grab ein willkommenes gewesen. Dann schwieg er und starrte, wie vorhin, trüben Blickes in die Tiefe hinab.

Der Sturm ließ etwas nach, die halbe Mannschaft wurde in die Cojen geschickt, der Kapitän ging in die Kajüte hinab, wir Beide aber blieben auf unserm Posten am Bollwerke bis zur Morgenwacht, und als ich mich dann in meiner Coje streckte, um noch ein paar Stunden der Ruhe zu genießen, hatte ich die Lebensgeschichte eines Mannes erfahren, der, in einfachen Lebensverhältnissen aufgewachsen, theils durch eigne Schuld, mehr aber noch durch verkehrte Erziehung und durch eine Kette von Unglücksfällen mittellos vom Geschicke heimgesucht wurde. Offen und einfach erzählte er mir seinen Lebenslauf, ohne Rückhalt, und mehr im Selbstgespräche vertieft, als zu mir sich wendend, entdeckte er mir, daß er, von begüterten Eltern abstammend, früh seine Mutter verlor, die ihm durch eine ihn haßende Wirthschafterin ersetzt wurde; daß er später in eine Erziehungsanstalt, dann als Lehrling in ein Komptoir gegeben, aber immer der Ueberwachung eines älteren, vom Vater bevorzugten Bruders unterstellt und dadurch aus einem offenen, heiteren zu einem verschlossenen Menschen gemacht wurde. Er verhehlte mir nicht, daß er später, von dem Drucke der Ueberwachung befreit, bei dem Vater aber als ungerathener Sohn verschrieen und von ihm mit Mißtrauen behandelt, sich manchen Ausschweifungen und besonders dem Spiele hingegeben habe, in der eitlen Hoffnung, sich dadurch ein kleines Kapital und mit diesem die Unabhängigkeit von Denjenigen zu erringen, die nur seine Fehler, nie seine guten Seiten auszufinden wußten. Nach mehrjähriger Abwesenheit in verschiedenen Ländern des Continents ins Vaterhaus zurückgekehrt und ins väterliche Geschäft eingetreten, wurde er immer noch als Unmündiger behandelt und erhielt erst nach langem Kampfe, in welchem seine eigene Geschwister die heftigsten Gegner waren, die Zustimmung zu seiner Vermählung mit einem vermögenslosen, aber schönen und edlen Mädchen. An der Seite der Gattin verlebte er eine kurze, glückliche Zeit und suchte durch kleine Spekulationen dahin zu kommen, wohin er früher durch gewagtes Spiel zu gelangen gehofft, aber

jede seiner Unternehmungen mißlang, und gedrängt durch die Umstände, zurückgewiesen, wo er um Unterstützung anhielt, stürzte er sich in immer gewagtere Spekulationen, die ohne Ausnahme fehlschlugen, ihn ruinirten und ihn endlich vor der Schande des Bankerotts entflehen ließen. So traf ich ihn am Bord des Schiffes, das ich, um nicht vielleicht den Namen einer Familie zu compromittiren, den „Northamerican“ genannt habe, traf ihn fern von Frau und Kind, bei deren Erwähnung ihm die heißen Thränen über das bleiche Antlitz schossen, im Besitze einer nicht nennenswerthen Summe und beseelt von dem Wunsche, daß das Schicksal seiner treulosen Hand zuvorkommen und ihm durch einen Unglücksfall die Bürde des Lebens abnehmen möge.

Ich übergehe die Einzelnheiten, die er mir aus seinem Leben erzählte; ich will nicht dabei verweilen, die Schilderung zu wiederholen, die er mir von seinen Leiden während der letzten beiden Jahre seiner Ehe machte, wo er seinen Untergang vor Augen sah und sich mit aller Macht, mit der Kraft der Verzweiflung an jeden Strohhalm klammerte, von dem er Rettung für sich und seine Familie hoffte, die seine Lage nicht ahnte, vor der er die Sorge, die ihn aufrieb, verheimlichen mußte. Das große Publikum unserer Tage verlangt drastische Speise, Theatereffekte, um seinen Appetit nach Unterhaltung zu stillen; Scenen aus dem alltäglichen bürgerlichen Leben ergreifen nicht mehr; ich aber bekenne, bekenne es ohne Scheu, daß ich den flüchtigen Bankerotteur lieb gewonnen, daß er mir Mitleid, Freundschaft einflößte, und glaube, daß ich ihm durch ruhiges Anhören seiner Leidensgeschichte eine große Erleichterung verschaffte. Für den Rest der Reise schlossen wir uns wahrhaft innig an einander an.

Wir landeten in New-York; im Gewühle am Quai ward der Gefährte von mir getrennt, und am folgenden Tage mußte ich weiter gen Westen eilen, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben.

Der erste Tag des neuen Jahres fand mich wieder in New-York; ich spazierte am Castriver hin; da lag, von seinen Fahrten ausruhend, der „Northamerican“, Winterlager haltend, am Pier, festlich geschmückt mit weitausflatternden, sternenbesäeten Flaggen. Beim Anblick des edlen Gebäudes trat mir lebhaft das Bild meines fast vergessenen Freundes wieder vor die Seele und es trieb mich mit unwiderstehlichem Drange von einem Orte, wo ich Aufschluß über ihn zu finden hoffen durfte, zum andern, bis ich um Mittag endlich durch einen glücklichen Zufall erfuhr, er wohne in einem der niedrigsten Boardinghäuser in Brooklyn und liege krank daniedher. Wäre mein leiblicher Bruder auf dem Sterbebette gelegen, ich hätte nicht rascher zu ihm als hinüber zu dem armen Freunde eilen können. Ich gelangte in seine Wohnung, eine elende Dachkammer, in der er, sich selbst überlassen, hülflos auf einem zerlumpten Bette lag. Der Blick, mit dem er mich begrüßte, sagte mir, daß er mich erk nne; eine Handbewegung lud mich ein, auf einer am Kopfende des Bettes stehenden Kiste, das einzige Geräth im Zimmerchen, Platz zu nehmen, und nach einer ängstlichen Pause, in der er sich von der freudigen Ueberraschung des Wiedersehens zu erholen suchte, antwortete er auf mein Befragen nach seinem Befinden:

„Danke, danke, es wird bald ausgelitten seyn; jetzt bedarf es des Ueberseglens nicht mehr; ich fühle, daß ich die Sonne zum letzten Male scheiden sehe.“

Mein Bemühen, ihn aufzurichten, war fruchtlos; er fühlte, daß sein letztes Stündlein gekommen sey.

„Habe ich Ihnen meine früheren Schicksale erzählt“, fuhr er, nachdem ihn ein Anfall heftigen Hustens verlassen hatte, an, „so vernehmen Sie auch, was mir seit unserer Trennung begegnete. Es thut mir so wohl, mein Herz ausschütten zu können.“ Und nun erzählte er mir, oft erschöpft innehaltend, wie er gehofft, Weib und Kind würden ihm nachfolgen, wie er die schwerste Arbeit verrichtet, um außer seinem Unterhalt noch eine kleine Summe zum Ankaufe einer kleinen Farm zu erwerben, wo er im Kreise der Seinigen seine Tage in Ruhe zuzubringen gedacht, und wie jedes Wort in den ersten Briefen seiner Frau ihm ein Sporn gewesen sey zu neuen Anstrengungen und neuen Entbehrungen. Dann aber hätten seine Schwiegereltern der Tochter mit ihrer Rache gedroht, wenn sie dem Manne folge; sie habe ihm nicht mehr geschrieben, seine Briefe zurückgewiesen, man habe ihm ohne alle Nachricht gelassen. Von nun an war alle Kraft in ihm erstorben; er war in Verzweiflung einfach genannt: seine Gesundheit war gebrochen, seine Mittel waren geschwunden; ein Bettler, ein dem Tode Naher lag da. Er bat Gott um Vergebung seiner Sünden, er flehte zu ihm für Diejenigen, welche den Grund zu seinem Geschicke gelegt und trug mir noch die Besorgung einiger Angelegenheiten auf.

Spät Abends verließ ich ihn unter der Pflege einer herbeigerufenen Wärterin. Früh am nächsten Morgen eilte ich wieder zu ihm — er war eine Leiche; die himmlische Ruhe, welche sich in seinen Zügen ausdrückte, sagte mir, daß er sanft hinüberging ins Jenseits!

Des Coroner Aufsprch lautete: „Starb an Auszehrung“; der meinige: „Starb am gebrochenen Herzen.“

Auf Greenwood-Cemetery bei Brooklyn, in einem entlegenen Winkel, wölbt sich ein schmuckloser Grabhügel, ohne Stein, ohne Kreuz, ohne Namen, über den Gebeinen eines braven Mannes, den die Welt einen Schwindler, einen Betrüger nennt.

Ein Freund für sechzig Francs monatlich.

Von Alphons Karr.

Ich kenne einen Mann, der während seines ganzen Lebens sich damit beschäftigt hat, einen Freund zu suchen. Jedermann möchte einen Freund besitzen, aber Niemand bemüht sich, ein solcher zu seyn; so wie von zwei Liebenden, ist von zwei Freunden stets einer, der liebt, und einer, der geliebt wird. Vor kurzem begegnete mir jener Mann mit freudestrahlendem Gesichte. „Endlich ist mein Wunsch erfüllt,“ sagte er zu mir, „ich besitze einen Freund.“ „Ich gratulire,“ erwiederte ich ihm, „und der Andere, ist er eben so glücklich?“

Diesen Scherz würdigte er keiner Antwort. „Ich habe lange von einem Phiades oder einem Eurpalus geträumt,“ sagte er; „ich habe gute und vortreffliche Freunde, die jedoch meinem mir gemachten Bilde nicht ganz entsprachen, aus meinem Herzen ausschließen mußten, ohne mich zu fragen, ob ich einem Orest oder einem Nisus vollständig gleiche? Ich habe verschiedene Arten von Freunden gehabt: solche, die sich nicht um mich bekümmerten und um welche ich mich auch nicht bekümmerte; solche, die mich haßten und welche ich nicht mehr liebte. Als ich die zu einem Freunde erforderlichen Eigenschaften nicht in Einer Person vereinigt fand, habe ich den Versuch gemacht, sie in zweien zu finden, gleich dem Bauer, welcher mit zwei Eseln arbeitet, weil er keinen Ochsen besitzt. Dieß war ziemlich bequem, hielt auch am längsten an, denn bei jedem von ihnen pflegte ich mich über den anderen zu beklagen. Nach meinem letzten Besuche bei Ihnen, wo ich mich außerordentlich amüsirte, begab ich mich eiligst nach Hause, um auch bei mir solchen Zeitvertreib einzurichten. Ich kaufte einen Kahn zum Fischen, ich ließ eine Kegelbahn in der großen Allee meines Gartens herstellen und bat meine beiden Freunde, einige Tage auf dem Lande bei mir zuzubringen. Als ich aber vom Angeln sprach, überschütteten sie mich mit allen darüber so beliebten Sarkasmen und erzählten die Anekdote von jenem Angler, der seine Angel so lange unbeweglich halten mußte, daß eine Spinne ihr Netz zwischen der Schnur und dem Arm des Anglers anbringen konnte. Meine Frau lachte sehr darüber, und ich ging allein zum Angeln. Da es inzwischen geregnet hatte, kehrte ich ganz durchnäßt zurück; ich hatte nur wenig Fische gefangen, man behauptete

ich hätte diese gekauft, und meine Frau lachte mich wiederum herzlich aus.“

„Nach dem Diner schlug ich meinen Freunden eine Kegelpartie vor; sie fragten mich, ob ich sie für Invaliden hätte, worüber meine Frau in solches Gelächter ausbrach, daß sie fast den Athem verlor. Einer meiner beiden Freunde erinnerte sich eines Geschäftes in Paris und kehrte dorthin zurück, nachdem er zuvor sich noch etwas Geld von mir geliehen hatte; der andere übernachtete bei mir, nachdem er während des ganzen Abends meiner Frau den Hof gemacht und theils leise, theils halblaut mit ihr geflüstert hatte, wobei es mir nicht gelungen war, das Gespräch auf mich interessirende Gegenstände zu lenken. Mein Freund antwortete mir nicht, sondern sagte meiner Frau etwas in's Ohr, worüber sie laut lachte; er scherzte über meinen Bauch, über meine Beine, über meine Brille, und um nicht hinter ihm zurückzubleiben, offenbarte ihm meine Frau, daß ich Nachts schrecklich schnarche und mit einer baumwollenen Nachtmütze schlafe. Es ist höchst gefährlich, wenn eine Frau ihren Ehegatten lächerlich findet, und noch dazu in Uebereinstimmung mit einem anderen Manne. Mein Freund brachte eine ganze Reihe derber Komplimente und plumper Schmeicheleien vor, welche mit Erröthen aufgenommen wurden, und als ich mit meiner Frau allein war, sagte sie zu mir: „„Ah! siehst Du, das ist ein geistreicher und liebenswürdiger Mann!““ Am nächsten und an den folgenden Tagen, wo er mich seines Besuchs würdigte, wurde die bescheidene Hausmannskost meinen Tafel gänzlich verändert; man schickte bis Paris nach Gegenständen, die in unserm Dorfe nicht zu erlangen waren; meine besten Weine ersetzten die gewöhnlichen. Ich versuchte eine Angelpartie zu Stande zu bringen, man lachte mich geradezu aus, und während ich wieder allein angelte, machte meine Frau mit meinem Freunde einen Spaziergang, von dem sie erst zum Diner zurückkehrten. Als endlich auch dieser Freund abgereist und ich mit meiner Frau allein war, wie konnte ich die Leere ausfüllen, welche die Erinnerung an die Abschiedsscene und an jenes tête à tête in ihrem Herzen zurückließ!“

„Die Lektüre alter Romane mit galanten Abenteuern, Serenaden, Entführungen, Postchaisen u. dgl. vermochte allein die faden und sentimentalen Albernheiten des Abwesenden zu ersetzen. In diesen alten Büchern, die, wenn sie auch in Paris ziemlich aus der Mode gekommen sind, für die weniger verwöhnten Leserinnen der Provinz ihren Reiz behalten, widersteht gewöhnlich eine Frau jeder Versuchung während der Dauer eines Bandes und unterliegt am Schlusse auf ehrenvolle Weise. Die Frauen, welche jene Albernheiten emsig lesen, glauben natürlich, daß ihr Leben dem ihrer Heldinnen gleichen müsse; sie schauen sich um: der korpulente Ehegatte fällt sogleich in die Augen; da er einen dicken Bauch hat, so muß er auch der ziemlich einfältige Tyrann des Romans sein, und der erste schlanke, hagere Stutzer, welcher ihr ein abgedrochenes Kompliment macht, ist der ersehnte Held.“

„Ich habe gesehen, wie meine Frau an sie gerichtete Verse reizend fand und solche immer wieder von neuem las, und was für Verse! Man hätte mich mit dreizehnsüßigen Versen beinahe unglücklich gemacht. Mir ist einer im Gedächtniß geblieben, der eine große Wirkung hervorbrachte, obgleich an ihm nichts als seine Sitbenzahl ungewöhnlich war:

Yeux, col, front, port, teint, taille, en elle tout séduit.

„Der Ehemann ist gezwungen, seine Einnahme nach der Ausgabe einzurichten und den Phantasieen seiner Frau eine Gränze zu setzen, welches diese abschließlich von ihm fordert. Ingwischen versichert ihr der Stutzer unaufhörlich, daß Geld und Edelsteine ihrer unwürdig seyen, daß er ihr Sterne zu Ohrengehänge geben möchte. Das kostet nicht viel, ist jedoch von außerordentlicher Wirkung. Der Philosoph, welcher seinen Plan zu einer Republik damit begann, die Dichter zu verbannen, war ein sehr gescheidter Mann, und ich bedaure, daß ich dies nicht ihm selbst sagen kann.“

„So verbrachte ich denn meine Tage mit Angeln, spielte Abends Piquet oder ein anderes Kartenspiel, — ganz allein, für beide Seiten abwechselnd, denn meine Frau verabscheut die Karten. Meine Freunde kamen wieder, sie frühstückten, sie diniirten, sie spielten bei meiner Frau die Angenehmen und beschäftigten sich nur mit mir, um mich lächerlich zu machen.“

„Ich dachte über mein Leben ernstlich nach; ich zog die Bilanz mit meinen Freunden; ich erwog einerseits meine Dienstfertigkeit, meine Ergebenheit, meine Gefälligkeiten, andererseits ihre Gleichgültigkeit, ihren Egoismus, ihre fast bis zur Beleidigung getriebenen Neckereien. Ich sah mich allein; ich berechnete, was diese Schmarotzer an auf ewig geliehenem Gelde, an Diners u. dgl. seit einem Jahre mich gekostet haben. Da fand sich eine ziemlich ansehnliche Summe, durch die ich mich überzeugte, daß das Geschäft so schlecht sey, daß ich nicht auf meine Kosten dabei komme. Mein Entschluß war gefaßt: ich schrieb meinen beiden Freunden, ich würde den Rest des Sommers in Dieppe zubringen, und machte des Anscheins halber wirklich mit meiner Frau eine kleine Reise von vierzehn Tagen. Als ich zurückkam, sagte ich zu mir: von nun an will ich mir einen Freund anschaffen, wie ich so lange selbst einer gewesen bin; an mir sey es jetzt, anmaßend und selbstsüchtig zu seyn und meine Launen an Jemand auszulassen, ohne dafür ihm im mindesten gefällig zu seyn. Aber dies ist eine Lasträgerarbeit! rief ich aus, als ich daran dachte, was ich aufgeopfert hatte. Dieser Ausruf gab mir einen Gedanken ein: ich hatte einen Nachbar, einen ziemlich intelligenten Taglöhner, diesen suchte ich auf.“

„„Wie viel verdienst Du täglich?“ — „„Dreißig Sous, wenn ich Beschäftigung habe.““ — „„Möchtest Du wohl vierzig Sous täglich verdienen?“ — „„Das wäre Alles, was ich mir wünsche.““ — „„Nun gut! ich dinge Dich auf Tagelohn. Du wirst täglich zu mir kommen, und da Dir eine Beschäftigung eben so lieb seyn wird, wie jede andere, so soll die Deinige darin bestehen, daß Du mit mir spazieren gehst und Kegel oder Karten spielst.“ — „„Ich werde Alles thun, was Sie wünschen werden.““

„Mein Mann kam am folgenden Tage mit dem frühesten und trat sein Amt an. Seit diesem Tage bin ich der glücklichste Mensch, endlich habe ich einen Freund für den außerordentlich niedrigen Preis von vierzig Sous täglich, einen Freund, der, wenn er wie Orest sagen kann:

Depuisque je retrouve un ami si fidèle,
Ma fortune va prendre une face nouvelle,

— denn in der That hatte er niemals in seinem Leben sechzig Francs monatlich verdient — zum Ersatz mit mir spricht, wie Racine's Pylades mit Orest, nur daß er mich Monsieur nennt statt Seigneur, wie es in der Tragödie geschrieben ist, während ich ihn duze.“

„Sie können sich nicht vorstellen, wie bequem dies ist; weil doch die Freundschaft Rücksichten verlangt, sage ich zu ihm: Willst Du angeln oder spazieren gehen? Sofort bereit er sich seinen Hut zu holen. Willst Du Karten oder Kegel spielen? Er ist augenblicklich bereit. Er hebt mir die Kegel auf und mischt die Karten, gerade wie ich es bei meinen ehemaligen Freunden that. Habe ich Gesellschaft und will recht geistreich erscheinen, so nehme ich ihn zur Zielscheibe meiner Spöttereien, zum Helden meiner pikantesten Anekdoten, durchaus eben so wie meine früheren Freunde es mit mir machten. Jeden Abend gebe ich ihm seine vierzig Sous, und er ist entlassen. Von Morgens sechs Uhr bis Abends zehn Uhr ist er mit der größten Pünktlichkeit mein Freund, wohl wissend, daß ich in Hinsicht der Freundschaftspflichten keinen Scherz verstehe; daß wenn bei Morgens er eine Viertelstunde zu spät anfängt, mich zu lieben, wenn des Abends er eine Viertelstunde zu früh aufhört, eine aufrichtige und ergebene Zuneigung zu mir zu haben, ich ihm diese Viertelstunde von seinen vierzig Sous abziehen würde. Er hat die Nächte, um sich auszuruhen.“

Pot-Pourri.

Das Museum des Grafen von Derby.

Zu Anfang künftigen Monats wird, wie englische Blätter melden, das zoologische und ornithologische Museum des verstorbenen Grafen von Derby zu Knowsley in Lancashire in öffentlicher Auction verkauft werden. Es ist dies eine der merkwürdigsten naturhistorischen Sammlungen in ganz Europa und enthält nach dem Katalog 345 Säugethiere (94 Species) und 1272 Vögel (318 Species), im Ganzen 1617 Stück. Man findet hierunter die seltensten Exemplare: Antilopen, Zebras, Llamas, Känguruhs, Armadillos, die verschiedensten Arten von Geiern, Falken, Adlern, Papageien; ferner Strauße, Kasuare, Emus, Ibisse, Toucans und einen japanischen Fasan, das einzige lebende Individuum dieser Gattung in Europa. Der verstorbene Lord Derby (welcher Präsident der Zoological Society in London war) begann diese Sammlung noch als Knabe und widmete ihr bis zu seinem 76sten Jahr seine ganze Thätigkeit und einen nicht unbedeutenden Theil seines Vermögens; sie nahm einen Raum von 160 Morgen Land und 110 Morgen Wasser ein und soll ihm jährlich über 10,000 Pfund Sterling gekostet haben. Er hatte gewünscht, daß sie nach seinem Tode der Stadt Liverpool zufallen sollte, wenn sich die Municipalbehörden anheischig machen würden, ein passendes Gebäude dafür zu errichten; wie es indeß scheint, hat man sich hiezu nicht verstehen wollen oder können, und so wird jetzt dieses kostbare Museum stückweise an den Meistbietenden losgeschlagen werden. „Die Vögelsammlung von Knowsley", sagt der „Liverpool Courier", „hat nie ihresgleichen gehabt und wird schwerlich je wieder ihresgleichen haben. Ihre Zerstreuung wird allgemein bedauert werden. Ohne Zweifel werden Käufer aus allen civilisirten Ländern herbeiströmen und Theile davon nach den verschiedenen Hauptstädten Europa's entführen."

Probe von Industrie im Glaspalast zu London.

Während ich an einem Freitage, wo die Reicheren vorzugsweise den Glaspalast besuchen, an einer noblen Dame vorübergehe, nimmt ein Gentleman ihr anscheinend etwas mit dem Daumen und Zeigfinger vom Shawl. „Entschuldigen Sie, Mylady was haben Sie da?" Mylady erschrickt — zeigt ihr eine Wanze, die er auf den Boden wirft und zertritt, während sie verbindlichst dankt und sich in Vermuthungen ergeht, woher sie dieselbe bekommen, und schon ihre ganze Haushaltung im Geiste von Wanzen inficirt sieht.— Die Sache hat Mylady so affizirt, daß sie nothwendig in einer der Restaurationen gehen muß, ein Glas Eis zu essen. Sie fühlt sich wunderbar erquickt; ihr durch die Verlegenheit entstandenes Schaufement ist fast beseitigt; — sie will bezahlen, greift in die Tasche nach der Portemonnaie, und Portemonnaie ist verschwunden! Der Gaudieb hat ihre Wanzen-Verlegenheit benutzt, ihr dieselbe zu stipitzen. Mylady ruft aber sofort einen der Hunderte von Polizeimännern herbei, die dort ohne alles Aufsehen still umherwandeln, und theilt ihm die Sache mit; — in fünf Minuten ist der Vorfall ihnen Allen bekannt; nach 25 Minuten macht unser Industrieritter die obige Prozedur mit einer anderen Dame, der Polizeimann faßt ihn, führt ihn auf die Seite, leert seine Taschen und findet bereits 9 Stück Portemonnaies im Werthe von 100 Pfd. St., die alle auf ähnliche Weise erworben sind. Und diese neun Börsen hatten nur einen Aufwand von neun Wanzen gekostet, indem auch einem ebenfalls vorgefundenen seinen gebrechlichen Büchschen von Pflaumenholz zu jedem neuen Experimente nur Ein Exemplar hervorgeholt und zwischen die beiden vorderesten Finger genommen war. Der Schelm hatte aber den Druck den mit bereits bewanzten Fingerspitzen so natürlich gemacht, daß keine der bestohlenen Damen auch nur einmal auf den Gedanken gekommen war, getäuscht worden zu seyn.

Der Londoner Advokat A. Smith hat sich durch folgende höchst originelle Idee in kurzer Zeit zu einem reichen Mann gemacht. Eben von einer Reise nach dem Orient zurückgekehrt, während welcher er den Rest seines Vermögens ausgegeben, kam er auf den glücklichen Gedanken, seine Erlebnisse u. bekannt zu machen, aber nicht durch die Herausgabe eines Buches — denn Reisebeschreibungen über den Orient gibt es zu Tausenden — sondern im mündlichen Vortrag. Um diesem einen besonderen Reiz zu geben und sich der Vortheile der mündlichen Erzählung völlig zu versichern, beschloß er, das, was man in den Büchern über jene Gegenden findet, nur kurz zu berühren und seine Zuhörer hauptsächlich mit dem zu unterhalten, wovon die meisten Reisenden wenig oder nichts sagen, oder was sie gewöhnlich nur ihren Freunden am Kamin bei guter Laune mitzutheilen pflegen. Und seine Erzählungen hatten Succeß. Um die immer größere Zahl seiner Zuhörer empfangen zu können, mußte er einen großen Saal miethen. Das Auditorium stieg auf 500 bis 600 Personen, und da jede eine halbe Guinee bezahlte, so hatte er eine tägliche Einnahme von 5000 bis 6000 Franken! Herr Smith hat kürzlich den Montblanc bestiegen, lediglich in der Absicht, um seine Mühen und Gefahren, Entbehrungen und Entschädigungen nachher in London ebenfalls erzählen zu können. Man zweifelt nicht an dem Erfolg, und meynt, Herr Smith werde auf diesem Wege bald ein Millionär seyn, so viel ertrage ein glücklicher Einfall in England.

Folgende Münchhausenliade wird von der pariser „L. Corr." als Satire auf den modernen Fortepianiömus erzählt. Der russische Graf Orloff hat vor Kurzem dem Kaiser von Rußland einen jungen Pianisten, aus der Wallachei gebürtig, vorgestellt. Derselbe nennt sich Friedrich Bolz und besitzt vier Hände, jede mit 10 Fingern. Dieser vierhändige Pianist ist bis zum Alter von 20 Jahren von einem griechischen Priester, dem Pater Philippi, erzogen worden. Derselbe lehrte ihn das Orgelspielen; hierauf arbeitete Friedrich Bolz allein, und es gelang ihm, ein wirklicher Künstler zu werden. Er fertigte sich selbst ein Piano von 8 Octaven an, auf welchem er ohne Mühe spielt, denn seine Vorderarme sind ein Drittel länger als die gewöhnlichen Arme. Während 8 Jahren arbeitete Friedrich 8 Stunden pr. Tag, ohne sein Instrument zu verlassen; er aß selbst während dieser Zeit. Um Mittag brachte man ihm eine Suppe, welche er mit der einen Hand nahm, während die andern fortfuhren zu spielen. Die erste rechte Hand hat die Liszt'sche Methode, die erste linke Hand die Emile Prudent's; die zweite Rechte die Thalberg's und die zweite Linke die Chopin's. Diese verschiedenen Methoden bringen einen merkwürdigen Effect hervor. Der griechische Priester, der Friedrich erzogen hat, ist letztes Jahr gestorben und hat ihm ein kleines Vermögen hinterlassen; der vierhändige Künstler hat sich dafür eine Anzahl Diamantringe gekauft; wenn er spielt, zieht er sie alle an, wodurch die Wirkung eines diamantenen Regens hervorgebracht wird. Friedrich Bolz wird nächsten Winter nach Paris kommen. Man zweifelt nicht, daß er eine ungeheure Sensation hervorbringen wird.

Die Benennung: Philister, wie solche in der academischen Welt gebräuchlich, entstand im Jahre 1693 in Jena, als im Gasthof zum gelben Engel vor dem Lobedaer Thore Streitigkeiten zwischen Studenten und Bürgern ausbrachen, wobei ein Student so geschlagen wurde, daß er todt auf dem Platze blieb. Den Sonntag darauf predigte der Superintendent Göze heftig gegen diese That und sagte: es sei bei diesem Mordhandel hergegangen, wie in der Schrift (Buch der Richter 16, 20.) geschrieben stehe: Philister über Dir, Simson. — Kaum brach der Abend herein, so liefen die Studenten durch die Gassen und schrieen: Philister über Dir, Simson. Von dieser Stunde an wurden die jenaischen Bürger Philister genannt, welche Benennung denn auf andere Universitäten und so ziemlich ins bürgerliche Leben überging.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

№ 77.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 24. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Franz Raveaux,

dessen Tod kürzlich gemeldet, erhält von der „Kölnischen Zeitung" folgenden Nekrolog:

Franz Raveaux war der Sohn eines geborenen Franzosen, aber das Kind der Stadt Köln, und sein Herz war bieder, durch und durch deutsch. Die Stürme der ersten französischen Revolution brachten seinen Vater, Peter Raveaux, 1794 aus Frankreich als Beamten bei dem Militär-Verpflegungsamte nach Bonn, später nach Mainz und 1805 nach Köln, wo sein Sohn Franz am 1. April 1810 geboren wurde. Er ward Anfangs in die Handlungsschule der Gebrüder Schumacher geschickt, um sich zum Kaufmann auszubilden, später besuchte er das Karmeliter-Gymnasium, wo sein rasches Fassungsvermögen, das allgemein auffiel, seinen Fleiß ersetzte.

Kurze Zeit nach der Beendigung seiner Gymnasial-Bildung trat er als Freiwilliger bei den Dragonern ein. Einige Jahre später, gegen das Jahr 1834, begab er sich nach Spanien, aus welchen Gründen, vermochten wir nach sorgfältigen Erkundigungen, selbst im Hause seines Vaters, nicht zu erfahren. Während ihn die Kölner Damen die ihn als den schönsten Mann der Stadt zur Zeit seiner Abreise schildern, in Folge einer hoffnungslosen Liebe zu einem reichen Fräulein in die Fremde wandern lassen, sprechen die Männer von einem Duell mit einem Dragoner-Offizier. Am nächsten stehen wir vielleicht der Wahrheit, wenn wir beide Gründe vereint als Beweggrund zur Flucht annehmen; die Militär-Behörde erließ damals hinter ihm einen Steckbrief.

Nachdem er Belgien und Frankreich durchzogen und in Spanien angekommen war, nahm er gleich Antheil an dem Kampfe, der zwischen der Regierung und Don Carlos entbrannte. Er stritt mit den Christinos gegen die Carlisten und zeichnete sich so sehr aus, daß der Fremdling bald zum Offizier avancirte. Er ward gefangen; als er aus der Gefangenschaft von den Carlisten entlassen worden, trat er wieder in das Heer der Christinos, verdiente mehrere Orden und stieg zum Hauptmann. Bleibenden Wohnsitz aber wollte er nicht nehmen auf der Halbinsel der Pyrenäen, sein Herz hing zu sehr an den Fluren, die der Rhein durchwallt; er zog daher um das Jahr 1837 zur Heimath, wo er gleich nach seiner Ankunft einen strengen Arrest von drei Wochen abzubüßen hatte, weil er ohne Urlaub als Landwehrmann in ausländische Kriegsdienste getreten. Bald darauf verehelichte er sich mit Brigitta Neukirchen, die ihn auf seinen späteren Flüchtlings-Reisen durch die Schweiz, durch Frankreich nach Belgien begleitete. Handelsgezchäfte waren nicht sein Feld; daher trugen ihm dergleichen Unternehmungen wenig Früchte. Im Jahre 1843 oder 1844 wurde ihm das Präsidium der Allgemeinen Karnevals-Gesellschaft übertragen. Er strebte, diesem Volksfeste eine freiere Richtung zu verleihen, indem er die zwei Jahre vorher ins Leben gerufene, aber später eingegangene Oppositions-Gesellschaft mit großem Erfolge wieder erweckte.

Die August-Ereignisse von 1846 sind noch im Andenken zu frisch, als daß wir deren Geschichte hier in der Erinnerung nachriefen; wir führen nur an, daß Raveaux am entschiedensten für die Bürger auftrat, was gewiß auf die wiesen Wähler, die ihm ihre Stimmen bei den Wahlen zum Gemeinderath im Oktober desselben Jahres gaben, von Einfluß war. Sein Wirken im Stadtrathe, wo er der freisinnigsten Richtung angehörte, ist zu bekannt und selbst von seinen Gegnern anerkannt, als daß wir nicht gleich zu jener Periode übergehen dürften, in der wir Raveaux in einem weiteren Wirkungskreise wiederfinden. Als der März 1848 kam und alle deutschen Stämme in Gährung geriethen, begann der Hingeschiedene seine Thätigkeit damit, daß er zu den Stadträthen gehörte, die nach Berlin zum Könige entsendet wurden. Nach seiner Rückkehr wurde er zweiter Kommandant der Bürgerwehr, wirkte aber auf diesem Posten nur kurze Zeit, weil ihn Köln in das Vor-Parlament wählte und später in das Parlament. Seine Thätigkeit lenkte ihm die Aufmerksamkeit der Versammlung in einem so hohen Grade zu, daß dieselbe ihn nach der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser würdigte, ihn mit Anderen zu entsenden, daß sie den Gewählten nach Frankfurt entböten. Auf dieser Reise erkrankte Raveaux so, daß man wieder, wie auch im Jahre 1844, sein Ende nahe wähnte. Wäre er damals, auf der Höhe seines Ruhmes, gestorben, wie anders würden wieder Menschen Urtheile über ihn lauten! Aber er sollte noch einen bittern Kelch trinken. Kurze Zeit war er nun Reichsgesandter in der Schweiz, dann verließ er seinen Sitz im linken Centrum, um sich der Linken 5:zugesellen. Später, als die Versammlung von den verschiedenen Regierungen aufgelöst wurde, gehörte Raveaux zu denen, welche glaubten, man müsse die Reichs-Verfassung auf jede Weise durchführen, zu welchem Behufe auch er sich nach Stuttgart begab. Raveaux wurde zum Reichs-Regenten ernannt und floh, als das Rumpfparlament gesprengt war, nach Baden, wo er sich dem Heere der Insurgenten anschloß, indem er zu denjenigen gezählt werden muß, welche die meiste Energie entfalteten. Als der badische Aufstand überwältigt war, wandte sich Raveaux, zuerst nach der Schweiz, dann nach Frankreich, wo er dreimal in eine andere Stadt verwiesen wurde, so daß der Verbannte es endlich vorzog, in Belgien ein Asyl zu suchen. Dieses fand er bei Brüssel zu Laeken, wo er sich ein Landgütchen ankaufte, das Bürgerrecht zu erlangen. Seine Freunde hatten hier Gelegenheit, ihm ihre Liebe thätig zu beweisen. Den Hochverraths-Prozeß, in welchem er von dem hiesigen Assisenhofe in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde, übergehen wir. Ueber sein Schicksal war schon von einem Höheren entschieden. Seit lange siechte er an einem Brustleiden, und nach wiederholten Blutstürzen hauchte er am 13. ds. Mts., Nachmittags 3 Uhr, seine Seele aus, deren sehnsüchtiges Verlangen nach der irdischen Heimath nicht gestillt werden sollte.

Wo wir Raveaux auftreten sahen, ist seine rasche Entschlossenheit in hohem Grade der Bewunderung würdig; sein kecktes Wort und seine rasche That schien er fast dem französischen Blute in seinen Adern zu verdanken. Während Andere dem Nationalzuge der Deutschen ihren Tribut zollten, nämlich restlich hin und her alle möglichen Fälle erwogen, hatte er schon, der Mann des Momentes, ein Stück Handlung vollbracht. Was seine Reden im Parlamente anbelangt, so erwiesen sie sich größtentheils mehr reproductiv als selbstschaffend; denn er ließ in der Regel erst einige Redner ihre Ansichten über denselben Gegenstand aussprechen, dann nahm er das Wort und entfaltete im Combiniren so viel Geschick, daß der Applaus, der ihm selten entging, ein glänzender war.

Der Greis, der Vater des Entschlafenen, dauert uns herzlich; er, der von seinem Krankenlager vielleicht nie wieder aufsteht,

ahnt es auch nicht, daß sein Sohn dieser Tage in die Gruft gesenkt wurde.

Bei der Kürze der Zeit war es nur etwa zwölfter der zahlreichen Kölner Freunde des Verewigten gelungen, noch zeitig nach Laeken zu gelangen, um der Beerdigung beizuwohnen. Diese fand am 16. Sept. Vormittags um 11 Uhr, wie schon gemeldet, statt. Zunächst wurde der Sarg in der Pfarrkirche beigesetzt und ein Todtenamt gehalten. Dann begab sich der Trauerzug zum Friedhofe. Den Sarg trugen theils Brüsseler, theils Kölner Freunde, die Zipfel des Bahrtuches der Deutsche Eisenstuck, früheres Mitglied der National-Versammlung, der Ungar Ludwig, früher Adjutant Kossuth's und Mitglied der Magnaten-Tafel, der französische Dichter Arago und der Belgier Jordan, Mitglied der Repräsentanten-Kammer. Ihnen folgten nebst den hiesigen Freunden und den augenblicklich in der Nähe sich aufhaltenden Kölnern sämtliche in Brüssel verweilende deutsche, französische und andere Flüchtlinge, so wie die dort lebenden deutschen Arbeiter, welche für diesen Tag die Arbeit eingestellt hatten. Am Grabe sprach zunächst in höchst ergreifender Rede Professor Merz, der schon seit 1830 in der belgischen Hauptstadt lebt, dann ein Franzose und zuletzt, Namens der Kölner Freunde, der Kaufmann J. Schemmer. Alle Anwesenden waren von der tiefsten Rührung bewältigt, und zahllose Thränen flossen um den Dahingeschiedenen.

Ibrahim, der Jude von Tunis.*)

Im Jahre 1836 starb ein Jude in Algier und hinterließ seine Familie, die aus Mutter, einem Sohn und zwei Töchtern bestand, in großer Armuth. Nach dem Leichenbegängniß verkaufte der Sohn, welcher Ibrahim (Abraham) hieß, die geringen Habseligkeiten des Vaters, übergab den Erlös desselben seiner Mutter und seinen Schwestern und empfahl sie der Mildthätigkeit eines entfernten Verwandten. Er selbst verließ Algier und begab sich nach Tunis, in der Hoffnung, hier sein Glück zu machen, oder wenigstens seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Dort ging er mit seinem Heimatsscheine und Paße zu dem französischen Consul und bat diesen um Erlaubniß unter seinem Schutze als Eseltreiber sich beschäftigen zu dürfen. Diese Erlaubniß erhielt Ibrahim ohne Schwierigkeiten und er trat nun in den Dienst eines Maunes, welcher Esel zum Wasserstragen oder Reiten vermiethete. Ibrahim war zwar ein sehr hübscher, junger Mann und von seinem Benehmen, aber er wurde fast nur zu den allergröbsten Arbeiten im Stalle gebraucht, weil seine Kleider so zerlumpt waren, daß er sich nicht gut sehen lassen konnte, so arm war er. Indeß wurde er zuweilen mit den Wasserschläuchen in die ärmlichsten Stadttheile geschickt, und als er nun eines Tages seinen mit Wasser beladenen Esel durch eine enge Gasse trieb, kam ihm eine Schaar Frauen entgegen, die, wie in Tunis gewöhnlich, auf Eseln mit prachtvollen Schabraken bedeckt ritten. Er drängte sich an die Seite um sie vorbei reiten zu lassen, aber in demselben Augenblicke kam ein Zug Kameele ihnen entgegen und es entstand Gedränge und Verwirrung, dabei verschob sich der Schleier einer der Frauen und Ibrahim erblickte ihr reizendes Gesicht. Bald hatte er ausgeforscht, daß die Schöne eines reichen Juden Tochter war und Rebeca hieß. Jetzt wurde Ibrahim nur von dem einzigen Gedanken beherrscht, so reich zu werden, daß er Rebeca zur Frau erhalten könne. Kaum hatte er ein bischen Geld erspart, so kaufte er sich dafür bessere Kleider, und nun wurde er zuweilen ausgeschickt um die Reiteset zu vermiethen. Zufällig war Rebeca eine der ersten, welche seinen Esel miethete, um mit ihren Dienerinnen nach dem Laden eines Kaufmanns zu reiten; bei dieser Gelegenheit verschob sich Rebeca's Schleier wiederum aus Zufall oder Coquetterie; so hatte Ibrahim wieder Gelegenheit das himmlische Gesicht zu sehen und Ibrahims Figur, so wie sein leidenschaftlich glühender Liebesblick mißfielen ihr keineswegs. Von da an begleitete er sie häufig bei ihren Ritten; und ihm wurde gar oft gestattet unter ihren Schleier zu sehen. Ibrahim entzog sich jetzt fast die nöthigste Nahrung und ersparte dadurch nach einiger Zeit so viel Geld, um sich einen Esel anzuschaffen. Nach und nach war er im Stande deren mehrere zu kaufen, und Knechte zu halten, und als er endlich glaubte, wohlhabend zu seyn, suchte er Rebecas Vater auf und bat, ihm die Tochter zur Frau zu geben. Allein der Vater und die Familie, welche ihn nicht für reich und angesehen genug hielten, wiesen ihn mit Verachtung zurück, und nur Rebeca ließ durch ihre alte Amme ihm sagen, daß sie die Meynung der Familie nicht theile. Dadurch wurde Ibrahim immer mehr in seinem Entschlusse gestärkt sie zu heirathen. Er zog nun einen Zauberer zu Rath, und der befahl ihm nach Algier zurückzukehren, und dort das erste Anerbieten, sey es was es wolle, anzunehmen, welches ihm gemacht werde, nachdem er dorthin gekommen sey, weil er dadurch Reichthum und seines Herzens Wunsch erlangen werde. Ohne Zeitverlust verkaufte Ibrahim seine Esel und reiste nach Algier, wo er bis zum späten Abend in den Straßen auf- und abging und das ihm prophezeihte geheimnißvolle Anerbieten erwartete, welches aber nicht kommen wollte.

Indeß hatte eine etwas ältliche, aber reiche Witwe eines französischen Ingenieuroffiziers ihn bemerkt und eine ihrer Dienerinnen ausgesandt, um zu erfahren, wer er sey und wo er wohne. Diese ließ nun Tags darauf ihn ersuchen zu ihr zu kommen, und wurde von seinem Anstande und Benehmen noch mehr als von seiner Schönheit entzückt. Kurz, die Französin machte ihm den Vorschlag sie zu heirathen, worauf sie ihm einen bedeutenden Theil ihres Vermögens schenken wollte. Das war nun freilich nicht die Art und Weise, wie Ibrahim gehofft hatte, sein Glück zu machen, aber ihm fiel die Prophezeihung des Zauberers ein, und er nahm das Anerbieten an. Ein Jahr lang lebte Ibrahim mit seiner Frau in großem Glanz und anscheinend glücklich, dann gab er vor, wegen nothwendiger Geschäfte nach Tunis reisen und dort einige Zeit sich aufhalten zu müssen. Die Frau war ihm darin nicht zuwider, und hatte nur den Wunsch ihn zu begleiten, um nicht allein zu seyn; aber dem widersetzte er sich, und mit einer hübschen Summe Geldes versehen, reiste er allein fort.

In Tunis ging er wieder zu dem französischen Consul, der über seine jetzige, so sehr veränderte Erscheinung nicht wenig überrascht war. Der arme zerlumpte Jude trug jetzt eine Jacke von geblümter Seide mit Gold durchwirkt, eine Schärpe von kostbarem Seidenstoff als Gürtel, weite Beinkleider von feinem Tuch, Stiefel von rothem Saffian und einen Caschmirshawl von bunten Farben um den Kopf gewickelt; sein Bart hing sorgfältig gepflegt bis auf die Brust herab, ein Dolch, mit Edelsteinen besetzt, baumelte am Gürtel, und ein übergeworfener feiner Burnus drapirte malerisch seine hübsche Figur, während dadurch die kostbare Tracht verhüllt wurde, welche den Vorschriften in Tunis zuwiderlief, die den Juden nur dunkle Gewänder erlauben.

Ohne Zeitverlust begab er sich nach Rebeca's Hause und brachte wieder seinen Heirathsvorschlag vor, denn er fand sie unverheirathet, und diesesmal mit besserem Erfolge als früher, denn er sah jetzt aus wie ein reicher und bedeutender Mann, und der nachlässige Prunk mit seinen Kostbarkeiten that seine gehörige Wirkung. Da er früher in Tunis eines guten Rufes sich erfreut hatte, so nahm man an, daß er diesen auch jetzt noch habe, und fragte nicht auf welche Weise er seinen Reichthum erworben habe, sondern verheirathete ihn mit Rebeca. Es vergingen sechs Monate, da kamen aus Algier Nachfragen nach Ibrahim zu dem französischen Consul, weil seine Frau über die längere Abwesenheit ihres Mannes beunruhigt war. Der Consul ließ Ibrahim zu sich rufen und theilte ihm mit, was er vernommen hatte. Zuerst wurde Ibrahim verlegen,

*) Diese an die Abenteuer in „Tausend und Eine Nacht" erinnernde kleine Erzählung ist nach der Versicherung des französischen Consuls Gastyat in Tunis, welcher solche einem Freunde mitgetheilt hat, durchaus wahr.

dann heftig und läugnete in den stärksten Ausdrücken, daß er eine andere Frau habe, als Rebecka, er räumte jedoch ein, daß die Französin in Algier sich in ihn verliebt, ohne gesetzliche Ansprüche an ihn zu haben. Der Consul wußte nicht, was er dazu sagen sollte, denn Ibrahims Papiere waren in bester Ordnung, er hatte früher in Tunis sich musterhaft betragen, und für die von ihm geläugnete Heirath in Algier lag gar kein Beweis vor. Hätte Ibrahim nur etwas Geistesgegenwart gehabt, so würde er ohne Schaden weggekommen seyn, denn in diesem Lande der Vielweiberei hätten seine zwei Frauen keinen großen Scandal verursacht, obgleich die eine sogar eine Europäerin war. Seine Lage war nur etwas verwickelt und schwierig, aber keineswegs desperat; indeß schien er, nachdem er das Haus des Consuls verlassen hatte, von einer unerklärlichen panischen Furcht ergriffen und fast verrückt geworden zu seyn. Ihn beherrschte von jetzt an die fixe Idee, daß er vom Schicksal getrieben werde, die Rebecka zu morden. Um dieses auszuführen, traf er mit großer Ueberlegung alle seine Vorbereitungen; dabei aber veranlaßten Fanatismus und Aberglaube, welche in seinem Charakter ebenso wie bei vielen ähnlichen Charakteren des Orients vorherrschend erscheinen, daß er beschloß dem Zufall anzuvertrauen, ihr Leben zu retten, denn in seiner geistigen Verwirrung scheint er den Gedanken nicht verloren zu haben: es könne der Wille der Vorsehung seyn, sie am Leben zu erhalten. Er vertraute seinen Plan dem Capitän eines griechischen Schiffs, und brachte durch reiche Geschenke diesen dahin, ihm Beistand zu leisten; zugleich erzählte er, daß er nach Algier reisen wolle, um dem lächerlichen Gerüchte, welches über ihn verbreitet, und den Ansprüchen seiner dortigen angeblichen Frau ein Ende zu machen. Er schiffte sich auch wirklich mit Rebecka, aber ohne alle Dienerschaft, auf dem griechischen Schiffe nach Algier ein. Als Rebecka in die Cajüte trat, fiel ihr Blick auf einen sonderbar aussehenden schwarzen Kasten, der dort aufrechtstand, uns sie wurde sehr neugierig, was solcher enthalte. Der schwarze Kasten war so hoch und groß, daß ein Mensch darin sitzen konnte, und da die Thür desselben offen stand, so sah sie, daß der Kasten inwendig mit dicken Baumwollenzeuge ausgefüttert war, und ein kleiner kupferner Krug mit Wasser gefüllt und ein großes Brod darin fand. Indem sie diese Dinge verwundert betrachtete, trat Ibrahim mit dem Capitän in die Cajüte: ohne ein Wort zu sagen, stand Ibrahim hinter ihr, hielt mit der einen Hand ihren Mund zu, wickelte mit der andern ihren Kopf fest in ihren Schleier und schob sie mit Hülfe des Capitäns in den Kasten, dessen Thür dann rasch zugemacht und fest verschlossen wurde. Dann hoben beide den Kasten auf, trugen ihn auf das Verdeck und ließen ihn über die Schiffswand in das Meer gleiten. Der Kasten, in dessen Thür Löcher gebohrt waren, war stark und wasserdicht und so gemacht, daß er schwamm wie ein Kahn. Unterdessen setzte das Griechenschiff seinen Lauf nach Algier fort, und die Mannschaft hatte entweder nicht bemerkt, was Ibrahim und der Capitän vorgenommen, oder was wohl das Wahrscheinlichste ist, sie waren für ihr Stillschweigen bezahlt; so viel ist gewiß, die Matrosen hatten sich um die Sache gar nicht bekümmert. Am folgenden Morgen bemerkte man auf dem französischen Dampfschiff Panama, welches nach Tunis fuhr, daß vor ihm etwas, einem kleinen Kahne ähnliches umher treibe; diesen Gegenstand zogen sie aus dem Meere, als solcher an die Spitze ihres Fahrzeugs antrieb, und hörten zu ihrem Schrecken ein leises Gewimmer daraus ertönen. Sogleich wurde der Kasten aufgebrochen und darin fand man die unglückliche Rebecka halb todt vor Angst und Erschöpfung. Als sie sich so weit wieder erholt hatte, daß sie sprechen konnte, erzählte sie dem Capitän des Dampfers, wie sie in diese schreckliche Lage gekommen seyen, und dieser eilte nun raschen Laufs nach Tunis. Dort schickte der französische Consul ohne Zeitverlust Rebecka mit ihren Eltern und Verwanden auf einem schnellfahrenden Dampfboote nach Algier, und übergab ihnen eine Depesche an den Gouverneur, welche seinen kurzen Bericht über die ganze Begebenheit enthielt. Das Dampfboot kam vor dem griechischen Schiffe nach Algier und als letzteres in den Hafen fuhr, befahl der wachthabende Officier dem Capitän und Ibrahim, ihm zu folgen. Ein paar Minuten später stand Ibrahim vor seinem Schlachtopfer, und um die Verwicklung noch zu vergrößern, erschien seine französische Frau gleich darauf im Hause des Gouverneurs, weil sie vernommen hatte, daß ein Dampfboot mit Nachrichten aus Tunis vor kurzem angekommen sey. Im ersten Augenblicke war Ibrahim wie vernichtet, bald aber gewann seine fixe Idee die Oberhand in ihm und er gestand sein Verbrechen offen ein. Dann wandte er sich an Rebecka mit den Worten. „Ich übergab dich dem Meere, denn ich dachte, es könne der Wille der Vorsehung seyn, daß du gerettet werden solltest. Wärst du gestorben, so war es die Bestimmung deines Geschickes, aber du bist gerettet und ich bin verloren."

Beide Frauen vergossen heftige Thränen, und ihre natürliche Eifersucht gegeneinander verschmolz jetzt in dem Wunsch, den Gefangenen von den unausbleiblichen Folgen seiner wahnsinnigen That zu schützen. Rebecka versuchte ihre frühere Angabe zurückzunehmen und flehte ihre Eltern und Verwandten an, ihrer Rache zu entsagen. Die Französin bemühete sich, die Behörden von Algier zur Begnadigung Ibrahim's zu bewegen; alles aber vergebens, denn die unversöhnlichen Verwandten Rebecka's verlangten Bestrafung. Ibrahim wurde zu 20jähriger Galeerenstrafe verurtheilt, und ist jetzt im Bagno zu Toulon, wo auch der griechische Capitän seine Strafe verbüßt. Nur der Zauberer von Tunis treibt ungestört sein früheres Handwerk noch immer fort, wie wir fürchten müssen.

Ein Londoner Club.

Die „Berliner Consit. Zeitung" giebt in „Skizzen aus London" auch die Schilderung der dortigen Clubs. Unter diesen ist der Club der Excentrics einer der seltsamsten und verdient darum wohl der Erwähnung. Das Wort excentric, echt britannischen Ursprungs, hat in London sowol, wie in dem ganzen Umkreis von England einen schlechten Klang. In diesem Lande, wo das savoir-vivre darin besteht, sich soviel als immer möglich zu verwischen, ist Jeder, der eine eigene, originale, nicht gerade originelle Physiognomie zu tragen wagt, unrettbar verloren. Im Nu schließen sich die Thüren der Salons vor ihm, man weicht ihm auf der Straße aus, man flieht ihn wie einen Gläubiger oder einen Pestkranken. Und es bedarf in der That weder einer allzustarken Dosis von Grillenhaftigkeit oder Eigenthümlichkeit dazu, für excentrisch gehalten zu werden. Im Salon behaupten, Lord Byron sey ein großer Dichter gewesen, versetzt augenblicklich unter die Zahl der Excentrischen. Soviel England auch immer dem Geiste Byron's schuldig zu seyn glaubt, so ist es doch nicht erlaubt, öffentlich dem Dichter von Lara und Don Juan Bewunderung zu zollen. Stellt jemand die katholische Religion über die protestantische, so ist er excentric im höhsten Grade; wagt er den geringsten Makel an der Schönheit der Königin zu finden, trägt er einen Schnurrbart, ist sein Rock einmal nicht ganz dem Wetter oder der Tageszeit angemessen, so ist er in jedem Falle excentric, — und nur der, welcher sich vollkommen den Förmlichkeiten der modernen Tyrannei fügt, wenn er sich auch 365 Mal im Jahre betrinkt, ist kein excentric, sondern ein englischer Gentleman in der ganzen Bedeutung des Worts, und hat das Recht, wenn ihn anders Rang und Vermögen zu solcher Ehre befähigen, um die Hand der Tochter eines Lords anzuhalten. — Solche Unglückliche nun, die ein Augenblick des Vergessens oder des Irrthums vor den Augen der ganzen englischen Gesellschaft gebrandmarkt hatte, die sich überall zurückgestoßen, überall ausgeschlossen sahen, gründeten den Excentric-Club, wo sie sich nun, gleich jenen unglücklichen Mädchen, die einmal einer Schwäche erlegen, ausgestoßen aus den Reihen ihrer Gespielinnen, aus der Schande ein Gewerbe machen, vollständig allen wirklichen Excentricitäten sorglos hingaben; dieser Club wurde bald ein von so Vielen aufgesuchter Zufluchtsort, daß heutzutage der Eintritt in denselben nur sehr schwer und nur durch ganz außerordentliche

Meisterstücke zu bewerkstelligen ist. Zur Zeit der Thronbesteigung Ihrer liebenswürdigen Majestät öffnete der Name eines „in die Königin Verliebten“ beide Thüren des Clubs, — als aber allmälig ganz England, zur Devise den virgilischen Vers annehmend: **omnia vincit amor, et nos cedamus amori**, von jenem jungen Lord, den man nach Indien schicken mußte, bis auf die platonischen Schornsteinfeger, die aus allen Schornsteinen des Buckingham-Palastes in das Zimmer Ihrer Majestät hinabglitten, in die junge Königin verliebt wurde, da genügte dieser Titel nicht mehr.

Wir haben von Jemand, der die geheime Chronik Londons genau kennt, eine Geschichte aus dem Exzentric-Club gehört, die mit einem Male den Schlüssel zu einem bis heute nicht gelösten Räthsel giebt: Vor zwei Jahren gab sich ein junger Mann, einer reichen Familie der gentry angehörend, alle mögliche Mühe in diesen Club aufgenommen zu werden. Er begann, um recht bald das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, die verrücktesten Meynungen, die albernsten Ansichten aufzustellen und zu behaupten, er trug die extravagantesten Kostüme und geberdete sich mit einem Worte so toll, daß er wirklich binnen äußerst kurzer Zeit trotz seiner außerordentlichen Jugend aus allen Häusern, die ihn bisher empfangen hatten, geworfen wurde. Aber der Club fand, daß der Neophyt seine Sporen noch nicht verdient habe, und bat ihn noch ein wenig zu warten. Da griff der junge Mann, in heißer Begierde erglühend, sich dies Heiligthum öffnen zu sehen, zu einem verzweifelten Mittel, und heirathete; er führte ungeachtet der Verzweiflung seiner Familie, Fräulein Lola Montez zum Altar, brachte die zwei üblichen Honigmonde mit seiner jungen Gattin in Paris zu, und kehrte dann, nachdem alle Förmlichkeiten erfüllt, nach London zurück, wo er sich den Herren Exzentrics vorstellte, die ihn nunmehr mit offenen Armen empfingen. — Das ist das Geheimniß jener seltsamen Heirath, die in England so viel Bestürzung und bei aller Welt so viel Staunen verursacht hat. Mme. la Comtesse de Landsfeld glaubte sich aus Liebe geheirathet, während der Herr Gemahl sich ihrer nur wie einer Leiter zur Erklimmung des steilen Exzentric-Club-Felsens bediente.

Pot-Pourri.

Ein Blitz in einer mit Menschen gefüllten Kirche.

Der „Bohemia“ wird aus Grünberg vom 15. August geschrieben: „An dem Tage des merkwürdigen Bergschusses in Siebenbürgen fand auch bei uns eine seltene Erscheinung statt. Der 15. August ist ein Marientag, an dem die Schloßkapelle am Grünberge so zahlreich besucht wird, daß auch der Hofraum des Schlosses mit Menschen gefüllt ist. Diesmal mußten sie aber im Schlosse selbst Unterkunft suchen; denn schwere Gewitterwolken zogen heran und entluden sich bald nach dem Beginne der Predigt (10 Uhr Vormittags) in einem heftigen Regen. In der Kirche selbst war es sehr unheimlich. Nur einige Blitze erhellten die Finsterniß, die so überhand nahm, daß Lichter am Oratorium angezündet wurden. Kaum hatte der Geistliche die Predigt geschlossen und mit dem Amen den Segen ertheilt, als ein furchtbarer Schlag mit einer grauenhaften Erleuchtung der Kapelle erfolgte. Gleichzeitig wand sich die ganze anwesende fromme Schaar wie im Krämpf auf dem Boden der Kapelle, wehklagend und weinend; denn Jeder hatte den Schlag erhalten und glaubte, einzelne Gliedmaßen verloren zu haben, ohne daß wunderbarer Weise mehr als Fußverletzungen und Nasenblutungen statt fanden. Aber der Blitz hatte auch im Hofraume und im Vorhause des Hausmeisters mehrere Menschen niedergeworfen, ohne jedoch mehr als Füße und Fußbeleidigungen zu verletzen. Ein anderer Strahl schlug in das Vorhaus und in die Küche des Rentmeisters ein; die Frau, welche eben am Sparherde beschäftigt war, erhielt einen Schlag, daß sie bewußtlos zu Boden sank, während zu gleicher Zeit die im Vorhause Schutz Suchenden unsanft betroffen wurden; aber auch hier sah man nur versengte Füße und zerrissene Schuhe, nirgends Lebensgefahr. Aus der Küche drang der Blitz durch den Kamin in den Gang des oberen Stockwerkes; da fuhr er am Glockenzuge, den er zersplitterte, durch gesprengte Thüren in die fürstlichen Zimmer, zerschlug drei Fensterscheiben, durchbohrte die geschlossene Jalousie und fuhr so ins Freie. Als der Geistliche sah, daß Niemand lebensgefährlich verletzt war, sing er an, das heilige Dankamt abzuhalten; nach einer Viertelstunde entstand jedoch ein neuer Lärm, daß der Schloßthurm brenne. Trotz der Höhe von 330 Stufen wagten es Rauchfangkehrer und Zimmerleute, der Gefahr zuzueilen. Es gelang ihnen, die lodernde Thurmspitze herabzuwerfen, die dann unten sogleich gelöscht wurde.“

Die Zigeuner.

Ein Volk, räthselhaft in seinem Ursprunge, unzugänglich für jede Kultur, unempfänglich für jede Religion, hat nach vierhundertjähriger Rast wieder den Wanderstab ergriffen, um sich aus dem Bereiche der modernen Gesetzgebung zu flüchten und eine neue Heimath zu suchen; wir meynen die Zigeuner. Aufgeschreckt durch die Reorganisation Ungarns, schwärmen sie hordenweise in der österreichischen Monarchie umher und suchen einen Ausweg nach irgend einem andern Lande. Afrika ist das Ziel, das sie zu erreichen suchen. Gewohnt, gleich allen Höhlenbewohnern, den kargen Bedarf zum Leben ohne große Anstrengung zu erwerben, sahen sie sich streng bewacht, und dies brachte sie in eine unerhörte Aufregung und zu dem Entschlusse, ihre bisherigen Hütten zu verlassen und ihre alte Heimath, aus der sie vor vielen Jahrhunderten von einer unbekannten Macht vertrieben wurden, wieder aufzusuchen. Es ist wirklich merkwürdig, dieses Volk jetzt im Triebe seiner Wanderung zu sehen. Wie eingeschlossenes Wild sucht es aus den Gränzgehägen Europa's zu entkommen, und dies mit einer Ausdauer, die an den Wanderungsinstinkt der Zugvögel erinnert. Sie reden von nichts als von der neuen *Heimath*, wo es keine Gränzen, keine Pässe und keine Gendarmen giebt. Sie stammten aus Aegypten, sie müßten wieder dorthin, sagen sie. Sie wissen nicht, wie weit der Weg zu ihrem Ziele, wohl aber, daß ein großes Meer zwischen ihm und ihnen liegt. Sie wandern ohne Geld, ohne Pässe, nur mit dem Zeichen ihrer Acht auf der Stirn; ihr einziger Wegweiser ist Aldoberan am nächtlichen Himmel und ihr einziger Schrecken die — Gendarmerie.

Das häusliche Leben in Nord-Amerika.

Es gibt gewiß kein Land in der Welt, sagt de Tocqueville, wo das Band der Ehe so geachtet ist, als in Amerika, oder wo das Familienglück mehr nach seinem Werth geschätzt wird. In Europa entstehen fast alle Unordnungen in der Gesellschaft aus den Regellosigkeiten des häuslichen Lebens. Durch die stürmischen Leidenschaften angeregt, welche oft seinen Hausstand zerrütten, fühlt sich der Europäer zugleich von den Fesseln beengt, die ihm der Staat auferlegt. Wenn aber der Amerikaner aus dem Tumult der Oeffentlichkeit sich in den Schooß seiner Familie zurückzieht, findet er dort das Bild der Ordnung und des Friedens. Dort sind seine Vergnügungen einfach und natürlich, seine Freuden unschuldig und rein, und da er in einem geordneten Leben den sichersten Weg zum Glück findet, so gewöhnt er sich eben so an Mäßigung in seinen Meynungen, als in seinen Leidenschaften. Während der Europäer die Gesellschaft in Bewegung setzt, um seine häuslichen Sorgen zu vergessen, lernt der Amerikaner in seiner eigenen Häuslichkeit jene Ordnung lieben, die er in die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten einführt.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 78.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 27. September.

Landschaftliche Darstellungen vorweltlicher Perioden*).

Von Professor Unger.

Des Menschen Fuß wandelt auf Gräbern untergegangener Schöpfungen. Ueberall stößt er auf die Ueberreste von Wesen, welche zum größten Theile gar nicht mehr existiren.

Unter welchen Verhältnissen entstanden und lebten jene Geschöpfe und durch welche Katastrophen fanden sie ihr Grab? — Dies sind Fragen, die sich bei ihrem Anblick jedem denkenden Menschen aufdrängen. Die Geologie ertheilt uns hierüber Aufschluß, und wenn auch noch viele Einzelheiten unerklärt dastehen, so entwirft sie uns doch mit deutlichen Grundzügen, an denen die Zukunft wenig mehr ändern wird, die Entwicklungsgeschichte unseres Erdballs. Sie zeigt uns, wie nach und nach die Erde aus dem flüssigen Zustand in einen festen übergegangen sey, wie die ersten Erhebungen festen Gesteins, die aus den Wassern emportauchten, mit den einfachsten Organismen bedeckt, wieder verschwanden, um neuen Bildungen mit höher organisirten Wesen Platz zu machen, und wie nach und nach, vielleicht im Laufe von Jahrtausenden, aus dem Kampfe der Naturkräfte die Erde in derjenigen Gestalt hervor ging, in der wir sie heute noch erblicken. In Naturalienkabineten sehen wir die zahllosen aus dem Schooße der Erde gegrabenen Thier- und Pflanzenformen der Urwelt. Aber es ist eine schwierige Aufgabe, sich aus diesen bereiten Ueberbleibseln der Vergangenheit eine Vorstellung von den Zuständen der verschiedenen Perioden zu entwerfen. Oft schon ist daher der Wunsch ausgesprochen worden, eine bildliche Darstellung der verschiedenen Erdepochen nach diesen Ueberresten zu erhalten, aber nie befriedigend ausgeführt worden. Es kann daher nur im höchsten Grade erfreulich seyn, daß endlich ein Mann, dessen treffliche, wissenschaftliche Arbeiten eben so sehr den gewissenhaften Beobachter als den geistreichen Naturforscher verrathen, dieses schwierige Unternehmen gewagt, und auf eine Weise ausgeführt hat, die ihm zur Ehre gereicht und ihm den Dank der gelehrten Welt, wie auch des größern Publikums erwerben wird.

Die „landschaftlichen Darstellungen vorweltlicher Perioden" von Professor Unger stellen die geologischen Hauptepochen dar, jede mit den Hauptthypen ihrer eigenthümlichen Vegetation, und, soweit es ohne Störung möglich war, mit denen der Thierwelt.

Es möge hier der Versuch gestattet seyn, diese Perioden, wie sie in diesen Blättern gegeben sind, in flüchtigen Umrissen zu charakterisiren.

Uebergangsperiode. Noch bedeckt der Ocean die Erdrinde; nur hie und da sind einzelne Eilande schroff und zerrissen aus den Fluthen emporgetaucht und mit den Erstlingen der jungen Schöpfung bedeckt. Im fernen Hintergrunde dampfen die noch nicht ganz abgekühlten Massen der emporgewälzten Granite. Wunderbare Formen der Pflanzenwelt hasten im spärlichen Erdreich; es sind riesenhafte kryptogamische Gefäßpflanzen, die vorzüglich den Charakter dieser Landschaft bestimmen. Links erheben sich die dicken schuppigen Stämme von **Lomatophloyos crassicaule**, deren einfache in Spirallinien gestellte Aeste einen dichten Büschel schmaler Blätter tragen, und von denen hie und da parasitische Farn mit ihrem zarten Laub herunterhängen. Nach rechts hin wölben sich die dichten Kronen linienförmiger Blätter über die schlanken Stämme der Sigillarien. Im Vordergrunde dehnt sich eine Lagune aus, deren Ufer mit der wundersam gekrönten **Stigmaria ficoides** begränzt ist, hinter welchen sich starr die säulenförmigen Strunke des **Didymophylon** an einander reihen.

Steinkohlenperiode. Der Beschauer ist in einen dichten Urwald versetzt, der vielfältig von stehenden Gewässern durchschnitten wird; nur spärlich dringt das Licht her durch die aufsteigenden Dünste erhellichten Sonne zwischen den dichten Gipfeln der Riesenbäume hindurch, und die schwüle drückende Luft läßt selbst die nähern Gegenstände fern erscheinen. Im Vordergrunde stehen große gabelig verzweigte Stämme von Schuppenbäumen (**Lepidodendron**) mit feinlaubigen dichten Kronen, in denen man hin und wieder Früchte sieht, ähnlich unsern Tannzapfen; etwas weiter gerückt stehen Gruppen von baumartigen Farn, hinter denen sich noch einige Calamiten erheben. Zahlreiche Schmarotzerpflanzen hängen von den Aesten hinunter, oder bedecken die lebenden und abgestorbenen Stämme.

Ein zweites Blatt aus dieser Periode eröffnet uns den Blick auf jene großen Umwälzungen, durch welche die unermeßlichen Steinkohlenlager gebildet wurden, welche wir in der Erde vergraben finden. Die durch Jahrtausende aufgeschichteten Massen der Vegetation sehen wir durch Erschütterung mit theilweiser Versenkung und Hebung des Bodens zerstört und zertrümmert. Schaudervoll beleuchtet das Leuchten der Blitze diese Zerstörungsscene. Das Fremdartige und Ueppige der Vegetation vom dichten Regenschauer umflort und triefend von seinem Ueberflusse versetzt uns unter einen eben so heißen Himmel als auf eine heiße dampfende Erdoberfläche. Wie im vorigen Bilde sind es auch hier Pflanzen, deren Typen fast ausschließlich nur der Vorwelt angehören.

Periode des Todtliegenden. Der Beschauer ist auf dem Kamm eines in großartige Trümmer zerrissenen Gebirges Zeuge der mächtigen Revolutionen, die diese Periode charakterisiren. Im Hintergrunde strebt ein ungeheurer Porphyrkegel empor, der, noch nicht erhärtet, nur kahle rundliche Formen zeigt; links hinter ihm erstreckt sich das erste kammartige Gebirge; an seinem Fuße steigt zwischen dem klippenartig zerrissenen Gestein aus tiefen Schründen Rauch empor, rechts aber scheint so eben das Meer ein neues Gebirge gebären zu wollen, denn durch die schäumende und qualmende Oberfläche zucken Feuerstrahlen, und brausend emporgeschleuderte Wassersäulen weichen vor dem unheilgebaren Nachfolger. Nur wenige gut erhaltene Pflanzenreste haben sich aus jenen furchtbaren Umwälzungen erhalten, und diese sind sehr glücklich auf den scharfkantigen Riffen des Vordergrundes angebracht. Schlanke Stämme von Pfaronien erheben sich zwischen den niedrigeren Farn, etwas ferner stehen kleine Gruppen von Cicadeen.

Periode des bunten Sandsteins. In der Ferne erscheinen die in der vorigen Periode gehobenen Gebirge nur als schmaler Saum am Horizont. Vor ihnen behnt sich ein Landsee aus, an dessen Ufern nach links ein dünner Wald von Voltzien steht; nach rechts zu aber, wo der Boden sumpfiger wird, ver-

*) Diese herrlichen Bilder sind zugleich mit den fossilen Ueberresten, durch welche sich die verschiedenen geologischen Perioden charakterisiren, im naturhistorischen Vereine zu Augsburg zur Ansicht aufgestellt, und wir glauben, daß für die Besucher dieser Ausstellung obige kurze Skizze interessant seyn wird.
Die Redaktion des „Sammlers".

decken dicht an einander stehende Sumpfpflanzen die Fernsicht auf die Wasserfläche. Hier treten uns die ersten Spuren der höhern Thierwelt entgegen; aus dem Sumpfgrunde windet sich ein großes Amphibium, einem Riesen-Salamander nicht unähnlich (Chirosaurus), hervor.

Periode des Muschelkalks. Ueber die Ufer eines Flachlandes streift der Blick hinaus auf den ruhelosen Ocean. Im Vordergrunde erblickt man auf dem riffigen, von der Ebbe entblößten Strande die Mannigfaltigkeit des untermeerischen thierischen Lebens in seiner ganzen Fülle ausgebreitet. Zu den gewundenen Gehäusen der Amoniten (Amonites nodosus) gesellen sich Nautilus bidorsatus, Turritellen und andre Schalthiere. Auch die schönen Haarsterne mit ihren Gliederstengeln sind aus den Tiefen des Meeres losgerissen und von dem Wogenspiele hierher geführt worden. Mit gierigem Blick betrachtet sie als willkommene Beute ein crocodilähnliches Ungeheuer (Nothosaurus), das die Korallenbank zu erklimmen sucht. Die unendliche Schwermuth, welche sich über diese Gegend ausbreitet, wird durch den Schleier der Nacht, in welchen dasselbe gehüllt ist, noch ungemein erhöht.

Keuper-Periode. Wir finden uns wieder an einen großen Landsee versetzt, an dessen fernem Ufer niedrige Gebirge hinstreichen; seine trocknen dürren Dünen sind von aller Vegetation entblößt, auf dem nähern Marschlande aber steht eine üppige Pflanzenwelt. Rechts im Vordergrunde ist der Ausgang eines Waldes von Calamites arenaceus, dem weitaus vorherrschenden Baume jener Epoche; an den gegliederten Stämmen klammert sich ein Rankengewächs, die niedliche Preissleria antiqua an. Links stehen die starren, schachtelhalmähnlichen Equisetites columnares. Als Stellvertreter der Thierwelt kriechen in einer thalartigen Ausbuchtung zwei Amphibien (Labyrinthodon). Mit der eigenthümlichen Pflanzenwelt steht im innigsten Einklang die warme, von Dünsten erfüllte Atmosphäre, durch welche die Sonnenstrahlen sich nur spärlich einen Weg bahnen können.

Jura-Periode. Der Blick fällt hier auf eine weitausgedehnte Wasserfläche, von einem wenig erhabenen Festland umsäumt. Korallenriffe durchziehen dasselbe in verschiedenen Richtungen. Wie keine andere Periode ist diese durch das Vorwalten von Cicadeen ausgezeichnet, die hier in einzelnen Gruppen, dort in Wäldern in mehreren Arten erscheinen. Die ersten Pandaneen mit ihren abenteuerlichen Wurzelstützen treten auf; üppige Farnkräuter bilden die niedrige vegetabilische Decke. Von den diese Periode so sehr auszeichnenden Reptilien sind der Ichthyosaurus am Ufer, der Plesiosaurus im Wasser und der Pterodaktylus in der Luft angebracht.

Wealdenformation. Kleine, aber feuchte, waldige Inseln bezeichnen den Charakter dieser wenig über die Erdoberfläche verbreiteten Formation, auf welcher die größten und sonderbarsten Ungeheuer vorkamen, die in der Vorwelt lebten. Das Bild versetzt uns in eine Waldgegend in die Nähe eines Wasserfalles. Ein schöner Baum, die Clatraria Lyelii, mehrere baum- und krautartige Farn, sowie zahlreiche theils größere, theils kleinere Cicadeen (Pterophyllum) bilden die Pflanzenwelt. Im Vordergrunde tummeln sich gewaltige Iguanodonten mit dem charakteristischen Horn auf der Nase.

Kreideperiode. Der furchtbare Sturm, der das Kreidemeer aufwühlte, ist seinem Ende nahe. Die Landschaft stellt eine Meeresbucht dar, welche sich zwischen den schroffen Klippen von schmalen Inseln hinzieht, die nur spärlich mit Pflanzen bedeckt sind. Die Cicadeen und Farn sind bis auf wenige Arten verschwunden, dafür erscheinen neue Palmen, Nadelhölzer und was am überraschendsten ist — die ersten Laubhölzer. Auf einem vom Wasser beipülten Riff steht eine Gruppe der Credneria triloba mit ihren großen und ausgezeichneten Blättern; etwas tiefer unten haften ein weidenartiger Salicites und zwischen beiden im Hintergrunde baumartige Farn, während die schlanke Palme, Flabellaria chamaeropifolia, in der Mitte des Vordergrundes auf einem platten Felsen sich erhebt. Vom entfesselten Meere über die Ufer geworfen erblicken wir Algen und Schalthiere.

Eocenische Periode. Das feste Land hat an Ausdehnung gewonnen, die zerstreuten Inseln sind zu einem Continent verschmolzen. In das Innere eines solchen sehen wir uns versetzt. Eine unaussprechliche Ruhe ist über die Landschaft ausgebreitet, die einen um so größern Eindruck hervorbringt, da das Bild der vorigen Gegend so wild bewegt war. Hier ist die Vegetation in der üppigsten Fülle, wie in den tropischen Wäldern der Jetztwelt. Durch eine erweiterte Gebirgsschlucht fließt langsam ein breiter Fluß, der hie und da kleine Lagunen bildet. Auf dem felsigen verwitterten Kreideboden stehen in den schönsten Gruppirungen Kräuter, Sträuche und Bäume. Links im Vordergrunde streben ein paar Cypressen empor, ihnen entsprechend rechts ein pandanusartiger Baum mit seinem sonderbaren Gestell von Luftwurzeln. Zwischen beiden in der Mitte erheben sich von einem Felsen prachtvolle Bäume von Malvaceen und dichte Gebüsche von Leguminosen, die vielfältig von Schlingpflanzen umrankt werden. Eine friedliche Heerde von Paläotherien weidet im Hintergrunde am stillen Ufer des Flusses, und ein freundlicher Himmel wölbt sich über diese reizende Gegend.

Miocenische Periode. Aus der tropischen Landschaft sehen wir uns in eine subtropische versetzt, etwa ähnlich den Südprovinzen der nordamerikanischen Freistaaten. Es ist eine ebene mit reicher Vegetation bedeckte Gegend, die an einen Landsee gränzt, jenseits dessen sich niedere Gebirge hinziehen. Dampfende kegelförmige Massen lassen emporgehobene Basalte vermuthen. Den Hauptcharakter der Vegetation bilden Laubhölzer, Ahorne, Pappeln, Wallnüsse mit einigen Palmen untermischt. Aus dem Gebüsche brechen zwei elephantenähnliche Thiere (Mastodon) hervor.

Diluvium. Die Scenen eines mildern Himmels haben sich plötzlich geändert; dieselben sind zwar noch vorhanden, allein nunmehr blos auf die Aequatorialgegenden beschränkt, indessen die übrigen Theile der Erdoberfläche einen von diesen sehr verschiedenen Charakter annahmen. Die eingetretene klimatische Verschiedenheit hat sich auch in der Vegetation ausgesprochen. Das Bild ist dem mittlern Europa und zwar dem Nordrande der Alpenkette, die sich erst vor kurzem zu steilen Gebirgszacken emporwälzte, entnommen. Im Hintergrunde thürmen sich die gewaltigen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgsmassen auf. Zwischen einem weit zerklüfteten Thal ist ein von seiner Geburtsstätte ziemlich entfernter Gletscher vorgeschoben. Vor diesem Eiswalle dehnt sich ein stehendes Wasser aus. Nadelhölzer, Eichen, Buchen und andere Holzarten bedecken die gebirgige Gegend, die aber vorzüglich durch die Bewegung in der Thierwelt belebt wird. Im See badet sich eine unabsehbare Heerde von Bisons, auf die gierig ein im Vordergrund sitzender Höhlenbär hinunterbrüllt, nicht ganz gesättigt scheint's von den Ueberresten des Mammuths, dessen abgenagtes Skelett zu seinen Füßen liegt.

Periode der Jetztwelt. Nur wenige Worte bleiben über diese schöne Tropenlandschaft zu sagen übrig. Die aufsteigende Sonne begrüßt freundlich die jugendliche Schöpfung. Ueber die ganze Natur ist eine paradiesische Ruhe hingehaucht. In Bewunderung des herrlichen Morgens versunken steht am Ausgang eines Waldes eine Familiengruppe, zufrieden mit dem, was ihr die prachtvolle, freigebige Natur bietet. In kindlicher Unschuld sehen wir hier das vollkommenste der Geschöpfe, den Menschen, nicht ahnend, daß mit ihm eine neue Weltperiode beginne, in der seine Schicksale die Hauptspalten des Geschichtsbuches erfüllen.

Der Tag eines vornehmen Türken.

Neben den Reisenden im Orient, die mehr oder weniger die Interessen der Wissenschaft festzuhalten pflegen, hat Herr Neale während seines achtjährigen Aufenthaltes in Syrien, Palästina und

Kleinasien seine Aufmerksamkeit besonders auf die Lebensweise der Bewohner gelenkt und mit glücklichem Humor Bilder gezeichnet, deren Eines wir dem englischen Verfasser entlehnen.

„Das Leben des türkischen Effendi, oder „anständigen Mannes", zu Antiochien ist ziemlich einförmig. Er wohnt in seinem eigenen oder vielmehr in zwei Häusern — denn der Harem, obwol ein Theil desselben Hauses, ist gänzlich abgesondert und Niemand als er und seine Sclaven wissen, wo er ist, oder wie man hinein oder herauskommt. Der Effendi führt stets den Thürschlüssel bei sich, und wenn seine Damen etwas wollen, pochen sie, wie eben so viele Baumspechte, an eine Art Drehschrank, der in der Wand gehörig befestigt ist. Durch diesen Drehschrank, an welchem keiner den andern sehen kann, spricht die Dame zum Diener und sagt ihm, was in den Bazars für sie geholt oder gekauft werden soll. Der gewünschte Artikel wird dann gebracht, in den Schrank gesetzt und dieser nach der Innenseite gedreht, so daß ihn die Dame herausnehmen kann. Wenn die Grazien des Harems im Garten spazieren zu gehen oder das Bad zu besuchen wünschen, wird der Schlüssel der Obhut einer alten Duenna anvertraut und der Effendi erhält ihn nicht eher wieder, bis die Gesellschaft zurückgekehrt ist, und die Damen wieder unter sicherem Verschlusse sind. Der Effendi ist so zu sagen ein Frühaufsteher, bleibt aber dafür Abends selten lange auf. Wenn er seinen Harem verläßt, wartet ihm ein halbes Dutzend Sclaven auf, um bei seiner körperlichen Reinigung behülflich zu seyn. Einer hält die Wasserkanne, ein anderer die Seife, ein dritter das Handtuch und ein vierter und fünfter sind mit reinen Gewändern zur Hand. Nachdem er sich gewaschen und angezogen, verrichtet er seine Morgenandacht in der nächsten Moschee. Bei seiner Rückkehr nach Hause serviren ihm die Diener seine Tasse bittern schwarzen Kaffee und eine Pfeife ächten Gibili, wobei es etwa sieben Uhr wird, d. h. die fashionable Stunde für einen anständigen Türken, Besuche zu machen und anzunehmen. Bekannte und Freunde schlendern herein und begrüßen feierlich den Wirth, der sie wieder grüßt. Im Uebrigen ist dabei wenig Unterhaltung, denn die Türken hassen das gemüthliche Plaudern und noch mehr den Scherz, denn sie verabscheuen das Lachen. Sehr höflich, wie eben so viele besorgte Aerzte, fragt man nach der Gesundheit und nach dem allgemeinen Wohlbefinden ihrer respectiven Häuser; denn es fällt Keinem ein, danach zu fragen, wie sich die Frau seines Freundes befinde, weil dies als der gröbste Verstoß gegen gute türkische Sitte betrachtet würde. Damen- und Puffbretter, Pfeifen und Kaffee werden hineingebracht. Einige spielen, Andere sehen zu, und außer dem Klappern der Würfel wird die Stille des Zimmers kaum unterbrochen. Der Sekretär des Effendi kommt gelegentlich mit einer Masse unbeantworteter Briefe herein und flüstert dem Effendi geheimnißvoll etwas zu, worauf dieser entweder in eine gewaltige Wuth ausbricht, oder beifällig seine Zustimmung zu dem Geschehenen nickt, je nachdem der Inhalt der Briefe ein angenehmer oder unangenehmer ist. Meistens rühren diese Briefe von Aufsehern oder Arbeitern in den Seidengärten und Olivenpflanzungen des Effendi her; einige wenige von Leuten, die seinen Beistand in Anspruch nehmen, und noch andere -- von Gläubigern; denn obwol alle Effendi's von Antiochien sich ziemlich im Gelde wälzen, giebt es doch nur wenige, die nicht aller Welt baar Geld schuldig wären, indem sie bei ihrem seltsamen Geize sehr ungern für ihre täglichen Ausgaben auch nur einen Dreier von ihren Schätzen nehmen. Gegen 10 Uhr Morgens bestellt der Effendi sein Pferd, und in Begleitung seines Pfeifenträgers, der gleichfalls gut beritten ist, unternimmt er einen „gesetzten Ritt" in die Umgebungen der Stadt. Am Sonnabend jedoch geht er, anstatt zu reiten in das Bad; aber in beiden Fällen ist er ziemlich pünktlich hinsichtlich seiner Rückkehr. Zu Hause angelangt werden noch einmal Pfeifen und Kaffee gebracht und er drückt sein Siegel (denn ein Türke unterzeichnet nie seinen Namen) auf die verschiedenen Geschäftsbriefe, welche sein Sekretär unterdessen zur Ausfertigung vorbereitet hat. Der Ruf vom Minaret erinnert ihn jetzt, daß es Zeit sey, das Mittagsgebet zu halten. Er wäscht Hände, Gesicht und Füße und begiebt sich in die Djami (Moschee), wo er bis zur Frühstückszeit verweilt. Ist dieses servirt, so werden die Formalitäten der Reinigung wieder durchgemacht. Nach der Mahlzeit ist es erforderlich, sich wieder zu waschen. Ich muß hier im Interesse von Fremden bemerken, daß ein Türke nichts Entehrenderes an Europäern kennt, als den Mangel dieser scrupulösen Reinlichkeit; und bedenkt man das Klima und den alten Spruch: „es in Rom zu machen, wie Rom es macht", (abgesehen von allen anderen Gründen), so sollten Reisende, wenn sie auch selten genöthigt sind, ihre Finger wie die Türken bei den Mahlzeiten zu gebrauchen, diese Sitte, so lange sie unter den Orientalen leben, aufs Genaueste beobachten. Nach eingenommenem Frühstück, das gewöhnlich sehr gut ist und von den sorgsamen Händen der schönen Damen des Harems bereitet wurde, zieht sich der Effendi auf ein paar Stunden Siesta in sein Serail zurück. Sollte in dieser Zeit ein Pascha oder ein Busenfreund oder der Teufel selbst kommen und von den Dienern verlangen, daß sie ihren Herrn herausriefen, so würden diese entgegnen, daß er im Harem schliefe, und daß es ihren Kopf kostete, wenn sie ihn störten. Gegen 2 Uhr ist der Effendi wieder für die Männerwelt sichtbar. Er verbringt dann seine Zeit, indem er Dame spielt oder in einer türkischen Zeitung liest. Um 4 Uhr geht er noch einmal in die Moschee und begiebt sich von da in den abgelegenen Garten an den Ufern des Orontes. Hier in der türkischen Ressource treffen ihn gewiß mehrere andere Effendi's. Man breitet Teppiche aus; Körbe mit Gurken und Flaschen mit Spirituosen werden gebracht, und man trinkt Branntwein und ißt Gurken, bis die Sonne sich zum Untergange neigt. Zuweilen werden auch, doch seltener, zur Unterhaltung der Gesellschaft Cachouks oder tanzende Knaben in bunten Flitterputz gekleidet und Musikanten hereingebracht. Bei einbrechender Nacht hat ein jeder seine zwei, einige auch mehrere Flaschen von starkem Aquavit ausgeleert, und sie gehen nach Hause und essen tüchtig. Hierauf wird Kaffee gebracht, aber nichts Stärkeres, da sie nach ihrem Abendbrod weder Branntwein noch Wein zu trinken pflegen. Die neunte Stunde ruft den Effendi wieder zum Gebet und neun Minuten nachher ist er so fest eingeschlafen, daß nichts Geringeres als ein Erdbeben ihn aus seinem Harem bringen würde, bis er zugleich mit der Sonne am nächsten Tage wieder aufsteht.

Ein Mord aus Lebensüberdruß.

Das neulich erwähnte (vergl. Abendzeitung Nro. 267.) im Theater zu Lyon verübte merkwürdige Verbrechen beschäftigt das Pariser Publikum weit mehr als alle Politik. Das Schlachtopfer, eine junge, schöne und liebenswürdige Frau von 20 Jahren, erregt das allgemeinste Interesse. Der Mörder, Namens Jobard, ist, wie schon erwähnt, Handlungskommis in Dijon, und es steht schon fest, daß er das Verbrechen lediglich begangen hat um hingerichtet zu werden. Er ist bis zu seinem 16. Jahre von den **Frères de la Doctrine chrétienne** in den strengsten Grundsätzen des Katholicismus erzogen worden; frühzeitige Ausschweifungen haben sowol sein sittliches Gleichgewicht als seine Verstandskräfte geschwächt; kleine Veruntreuungen, deren Entdeckung er fürchtete, raubten ihm die Gewissensruhe, und allmählich erzeugte sich bei ihm ein Ueberdruß am Leben, der ihn zum Selbstmorde getrieben haben würde, wenn er nicht die Idee festgehalten hätte, daß er dann nicht Zeit gehabt haben würde zu bereuen und sich mit dem Himmel abzufinden. Dies hat er dem Untersuchungsrichter selbst erklärt, indem er hinzufügte: durch die Tödtung eines Mitmenschen bin ich sicher, auf dem Schafote zu sterben, zugleich aber habe ich Zeit zur Reue und kann die Gnade Gottes erlangen. Anfangs hatte er die Absicht gehabt, den Präsidenten der Republik zu tödten, als dieser im vorigen Herbste in Dijon war, allein der Gedanke an die Folgen einer solchen That und der Anblick der gut-

mäthigen Züge Louis Napoleons entwaffneten ihn. Später kam er auf den Einfall einen Priester umzubringen, der eben das heilige Meßopfer dargebracht hätte und folglich sich wahrscheinlich im Stande der Gnade befunden haben würde, den er also tödten könne, ohne das Seelenheil seines Schlachtopfers zu gefährden. Zuletzt faßte er den Entschluß ein Frauenzimmer zu tödten, ohne daß er ein Motiv hatte, die eine eher als die andere umzubringen. In Dijon, wo seine Mut'er noch lebt, mochte er seinen Plan nicht ausführen; er begab sich also nach Lyon. Auf dem Dampfboot fand sich keine Gelegenheit das Verbrechen zu verüben; die Messer des Restaurants, sagt er, waren zu stumpf. In Lyon kaufte er einen Dolch und verfügte sich in ein schlechtes Haus, um dort eines der Mädchen zu erstechen, aber es fiel ihm ein, daß man den Mord auf Rechnung der Leidenschaft setzen und ihn zur Galeerenstrafe verurtheilen könne; er schob also die That abermals auf und beschloß sie im Theater auszuführen. Hier zögerte er lange mit der Wahl seines Opfers; zuerst fiel sein Auge auf ein neben ihm sitzendes junges Mädchen, da aber diese, wie er sagt, „ihm nicht recht zur Hand war", so fixirte er zuletzt seine Blicke auf die vor ihm sitzende Madame Ricard, der er den Dolch in die Brust stieß, ohne nur ihr Gesicht gesehen zu haben! Jobard hatte im nächsten Jahre als Soldat in die Armee eintreten müssen; er hätte dann nur einen Offizier zu schlagen brauchen, um seinen Zweck zu erreichen; aber er erklärt, er habe nicht so lange warten mögen. Der Untersuchungsrichter hielt ihm vor, er hätte ja, wenn er den Selbstmord scheute, nur irgend einen notorischen Raufer beleidigen können, der ihn dann schon von der Last des Lebens befreit haben würde. Auf diese Bemerkung antwortete Jobard: „Mein Herr, Sie haben keine Religion." Der Gerichtsarzt bemerkte ihm, daß es eine Art des Selbstmords gebe, die noch Zeit zur Reue lasse, nämlich die Vergiftung. „Ja," antwortete der Verbrecher, „aber da stirbt man gerade, wenn man am wenigsten daran denkt, und ich hätte Schmerzen davon gehabt." Auf die Frage, was seine Eltern und Geschwister von ihm denken würden, erwiederte er: „Ich würde sehr gebeugt sein, wenn ich an sie dächte; aber ich denke nicht an sie." Die Confrontation mit der Leiche der Ermordeten hat er mit der größten Ruhe überstanden; überhaupt scheint er mit der Ausführung des Planes wohl zufrieden; seinen Wächtern versichert er, ihre Vorsichtsmaßregeln seyen überflüssig; man könnte ihm die tödtlichsten Waffen geben; er werde sich nie auch nur die Haut ritzen.

Pot-Pourri.

Am 11. Sept., Morgens 11 Uhr, versammelte sich eine Anzahl Gelehrter und Aerzte zu einer bisher noch nicht vorgekommenen Operation im Zoologischen Garten in Berlin. Einem an grauem Staar leidenden Bären sollte durch die Hand des Dr. Krieger derselbe gestochen werden. Der blinde Petz wurde von seinen braunen Brüdern in seiner Höhle isolirt und mit dem verlockenden Dufte des Brodes an das Gitter gelockt. Hier nahm er eine aufrechte Stellung an und hoffte die Kostspeise zu erhaschen, allein statt dessen umfaßte eine derbe Schlinge die eine Vordertatze und kräftige Arme zogen dieselbe in die Höhe durch das Gitter. Braun wurde darüber sehr zornig und sein Zorn steigerte sich noch, als seine zweite Vordertatze mit einem ähnlichen Armbande versehen wurde. Der so Gefangene wurde noch mehr in die Höhe gezogen und seine Hinterbeine auf dieselbe Weise in Fesseln gelegt. Wuthschnaubend bis der Gefesselte um sich, allein die Eisenglitter widerstanden seinen Zähnen und das Blut lief aus seinem Munde. Man durfte sich so dem braunen Gefangenen noch nicht nahen. Ein Strick, um den kräftigen Nacken geworfen, fixirte den Kopf, und endlich verschloß ein Maulkorb das Verderben drohende Maul. Jetzt nahm man Chloroform und ließ es dem Gebändigten einathmen. Es wirkte schnell, Braun ward ruhig und die Operation wurde schnell und sicher vom Dr. Krieger ausgeführt. „Der Bär ist sehr ruhig, er athmet kaum", ließ sich eine Stimme vernehmen. Man hielt eine Feder vor die noch kurz zuvor schnaubenden Nüstern, sie bewegte sich nicht. Man löste die Halsschlinge, öffnete eine Halsader, holte lattes Wasser, gab Sturzbäder, allein Braun erwiederte nichts. War es das Chloroform, die Schlinge, der Gemüthsbewegung, genug, Petz war in jenes Land hinübergegangen, wo ihn die Riesenschildkröte, die beiden Strauße und der afrikanische Löwe erwarten.

Ein Urtheil Heine's.

Im „Wiener Fremdenblatte" berichtet Gustav Heine, der Eigenthümer dieser Zeitung, über seinen Bruder, den berühmten Dichter: Ich fand meinen Bruder eines Morgens sehr heiter gestimmt, er hatte seit langer Zeit wieder geschlafen. Auf seinem Tische lagen Zeitungen, aus denen er sich hatte vorlesen lassen. Im Laufe des Gespräches nahm ich ein französisches Journal zur Hand, und nachdem ich seinen Inhalt überflogen, fragte ich Heinrich, was er von den öffentlichen Personen Frankreichs halte. „Ah," sagte er, „da muß ich dir dieselben Worte sagen, die der alte französische Wachtmeister äußerte, als der Lieferant Lewi seine Ochsen ablieferte. Dieses geschah auf dem Marktplatze eines kleinen Städtchens, wo der Etat-Major stationirte, vor dem jedesmal die Ochsen vorbeidefiliren mußten, um gezählt zu werden. Herr v. Lewi hatte versprochen, 300 Ochsen zu liefern, hatte aber nur 100 Ochsen zu seiner Disposition. Er ließ deßhalb die Ochsen einzeln vor dem Etat-Major vorbeitreiben, und richtete es so ein, daß die gemusterten Ochsen von seinen Knechten schnell zu dem einen Thore hinaus und um die Stadt herum zu dem anderen wieder herein getrieben wurden, so zwar, daß endlich von dem Etat-Major die Zahl von 300 Ochsen richtig bescheinigt wurde. Nur ein alter Wachtmeister, der dabei war, schüttelte den Kopf mit Verwunderung und bemerkte: es käme ihm vor, als seyen es immer dieselben Ochsen. — Ja, lieber Bruder," schloß Heinrich, „auch mir will es vorkommen, als seyen es immer dieselben Ochsen."

Der „New-York Leader" hat seltsame Begriffe über die Ehe. Von der Wettanschauung ausgehend, daß die Gewohnheit im menschlichen Leben, wenn nicht Alles, so doch beinahe Alles zu überwinden und die größten Extreme zu versöhnen vermöge, schreibt der Redakteur des besagten Blattes: „Der Geist unseres Jahrhunderts hat den romantischen Begriff der ersten Liebe und alle jene überschwänglichen Phantasieen zerstört, welche sich in Folge der falschen Bewunderung lüpischer Gedichte in den Weiberherzen eingenistet hatten. Gewohnheit und beständiges Zusammensehen bringen uns dahin, daß uns zuletzt sogar eine Krapperschlange gefällt. Warum sollen sie mich denn am Ende nicht dahin bringen können, daß mir meine Frau gefällt?" Der Mann muß merkwürdige Erfahrungen in seinem häuslichen Leben gemacht haben!

Der alte Castelli erzählt im „Humoristen" folgende „durchaus wahre" Anekdote: Eine Gemeinde hatte den Kurschmied zum Bürgermeister erwählt, einen sehr rechtschaffenen, thätigen Mann. Bei all' seiner Thätigkeit aber wurden ihm seine doppelten Geschäfte als Schmied und als Gemeindevorstand etwas zu viel. Man brachte ihm oft Pferde zu beschlagen, wenn er eben Sitzung hielt, und bald wurde er wieder im Beschlagen von Rädern gestört, um einen Heimathsschein auszufertigen. Um nun diesem Uebelstande abzuhelfen und jeder Art von Geschäften die gehörige Zeit zu widmen, hing er eine Tafel an sein Hausthor, worauf geschrieben stand: „N. N. Bürgermeister. Vormittag für die Vieher, Nachmittag für die Leute."

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 79.
wanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 2. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Kalifornien.*)

Kalifornien vor und nach der Eroberung durch die Vereinigten Staaten. — Entdeckung des Goldes. — Kurze Schilderung des jetzigen Zustandes.

Im Winter 1843—44 sandten die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ein Corps topographischer Ingenieurs, an dessen Spitze Capitain J. C. Frémont stand, nach dem fernen Westen, um die Andes-Kette (Rocky Mountains), Oregon und Kalifornien zu erforschen. Obgleich wissenschaftlichen Expeditionen dieser Art der Schutz civilisirter Nationen niemals versagt worden, bewarben sich dennoch die Vereinigten Staaten um die besondere Zusage Mexiko's in diesem Falle und erhielten bestimmte Zusicherung eines freundlichen Empfanges und guter Behandlung der mit diesem Unternehmen Beauftragten. — Trotzdem wurden Frémont und seine Leute bei ihrem Eintritte in Kalifornien vom General Castro für Räuber erklärt, die den heiligen Boden der Republik verletzten, und als Frémont sich der Hauptstadt Monterey näherte, erschien ein im bombastischen Stile geschriebener Aufruf an alle Mexikaner, ihr glorreiches Vaterland von den ketzerischen Eindringlingen zu säubern. Viele ansässige Amerikaner eilten zur Hülfe Frémont's und ihrer Landsleute, wurden aber zurückgewiesen, da Frémont mit seinen Gefährten sich hinreichend stark für jeden Angriff Castro's fühlte und das Eigenthum und die Person seiner Freunde nicht in Gefahr setzen wollte.

Er nahm eine wohlbefestigte Stellung ein, und Castro, der in der Zwischenzeit etwa zweihundert Mann ausgehoben hatte, wagte es nicht, ihn anzugreifen. Endlich einsehend, daß er weder von der Regierung, noch von den Einwohnern Kaliforniens irgend ein Gelingen seiner Plane zu erwarten habe, verließ Frémont im Mai 1846 seine befestigte Stellung und wendete sich nördlich gegen Oregon. — Kurz darauf kamen die ersten Nachrichten von dem zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko ausgebrochenen Kriege und den siegreichen Schlachten von Palo Alto und Resaca de la Palma nach dem Stillen Meere, und Befehle an die Flotte der Vereinigten Staaten, die Feindseligkeiten zu beginnen. Am 7. Juli nahm Kommodore Sloat beide Kalifornien in Besitz und pflanzte die amerikanische Flagge in Monterey auf. Castro, den er zur Uebergabe aufforderte, zog es vor, sich eiligst aus dem Staube zu machen und nach Los Angeles in Unter-Kalifornien zu fliehen.

Frémont, durch Depeschen der Regierung noch zeitig von diesen Ereignissen unterrichtet, kehrte von seiner begonnenen Tour nach Oregon zurück und schlug vorläufig sein Quartier in Sutters-Fort im Sacramento-Thale, eine halbe Meile vom Flusse gelegen, auf. Diese Festung ist ein aus Lehmkuchen (Adobes) erbautes Parallelogram, die Mauern sind 15' hoch und 2' dick, mit Bastionen und Thürmen versehen, welche die umliegende Ebene auf Meilen beherrschen. Im Innern ist ein geräumiges Gebäude für die Aufnahme der Mannschaft, Wachen und Offiziere, gegen die Außenmauer sind Räume für die Handwerker, so wie auch ein Brunnen mit gutem Wasser. Die Viehställe sind außerhalb, aber unter den Augen der Wachen, und auf verschiedenen Stellen der Mauern stehen Kanonen.

Kapitain John A. Sutter ist ein Schweizer von Geburt und war Lieutenant in einem Schweizer-Infanterie-Regiment in französischen Diensten unter Karl X. Während der Julitage und der Entthronung Karl's X. stand er mit seinem Regimente in Grenoble. Selbst als die Revolution die volle Obermacht hatte und die Tricolore schon in der Stadt wehte, vertheidigte das brave Regiment noch die weiße Flagge der Bourbons, und erst nachdem die Flucht Karl's allgemein bekannt geworden, ergab es sich. Als das Regiment bald darauf aufgelöst wurde, wanderte Sutter nach den Vereinigten Staaten aus und erwarb dort das Bürgerrecht. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in den Staaten, verschiedenen Erwerbszweigen folgend, mit manchen Schicksalen kämpfend, wanderte er nach Oregon und von dort nach Kalifornien. Unerschrocken ließ er sich, der erste Weiße, im Sacramento-Thale, in der Mitte wilder Indianerstämme nieder und baute die eben beschriebene Festung. Er schloß Verträge mit Einigen, verschaffte sich Respekt und Macht unter ihnen, lehrte sie europäische Kriegsführung und bekämpfte siegreich manche feindliche Stämme. Ein seltenes Beispiel persönlicher Tapferkeit, Ausdauer und Energie, dehnte sich bald sein Einfluß und seine Macht aus, dergestalt, daß die mexikanische Regierung (zu schwach, ihn in seiner entfernten Domäne zu züchtigen oder zu verrathen) ihn zum Militair-Kommandant der ganzen Gränze machte, mit unbeschränkter Macht, selbst in Fällen, wo Leben oder Tod auf dem Spiel stand. In diesem Amte blieb er mehrere Jahre, lehrte die Indianer Ackerbau und verschaffte ihnen mehrere vorher ungekannte Vortheile und Verbesserungen. Stets nahm er reisende Amerikaner gastfreundlich auf, und seine Hinneigung zu seinen adoptirten Landsleuten, deren sich mehrere in der Nähe niederließen, zog ihm später den Neid der Mexikaner auf's Neue zu. Ihn zu entfernen, boten sie ihm die schönen Missions-Ländereien von San José, nahe der eben so benannten Stadt, an und außerdem die Summe von 50,000 Dollars, sogar mit einer Sicherstellung für deren Bezahlung, — ein höchst seltenes Verfahren im mexikanischen Finanzwesen, wo man Versprechungen nur macht, um sie zu brechen. Doch Sutter ließ sich nicht bewegen, einen Zoll breit von seiner sicheren Festung zu weichen — mit klugem Blicke sah er der Zeit entgegen, wo die Vereinigten Staaten das Land besitzen würden und mit Frohlocken begrüßte er die Verwirklichung dieses Gedankens.

Kapitain Frémont (später Oberst) organisirte ein Bataillon junger, muthiger Leute, unter denen viele Fremde, und namentlich auch Deutsche, die Offiziere und Seeleute der Flotte verrichteten Dienste als Landsoldaten, und einen Monat später besaßen die Vereinigten Staaten ganz Ober-Kalifornien im vollsten Sinne des Wortes. San Diego, Los Angeles und andere Städte empfingen eine Besatzung und die Flotte wurde in San Diego konzentrirt. — Obgleich das Joch der mexikanischen Regierung in der oberen und unteren Provinz schon längst verhaßt und die zahlreichen Beamten, die von Mexiko hierher gesandt worden, um das Volk zu plündern, in manchen Fällen weggejagt worden waren, fanden sich doch viele hijos del pais, Vaterlandssöhne, die Aufruhr gegen los Americanos predigten und die „glorreiche mexikanische Republik" auf

*) Dieser interessante Bericht ist dem „Magazin f. d. L. d. Ausl." von einem Deutschen zugeschickt worden, der sich schon seit einiger Zeit in der Nähe des Sacramento aufhält. Die Einleitung enthält zwar manches schon Bekannte, dient aber gleichsam als Ausgangspunkt für die eigenen Beobachtungen des Verfassers. Das sie begleitende Schreiben ist vom 18. Mai d. J. datirt. D. R.

alle Gefahr hin unterstützen wollten. Einen mexikanischen Offizier und Gouverneur, Andrea Flores, an der Spitze, und mit ihm viele Offiziere, die früher ihre Parole, sich neutral zu verhalten, gegeben, vermehrte sich bald die Zahl dieser Insurgenten, denen es durch eine plötzliche Revolution gelang, sich der Stadt Los Angeles zu bemächtigen, die Besatzung zur Kapitulation zu zwingen und die Schiffsmannschaft der Fregatte „Savannah", die in der Nähe der Stadt lagerte, mit einigem Verlust auf ihr Schiff zurückzutreiben.

Um dieselbe Zeit traf General Kearney mit ungefähr hundert Dragonern von San Diego ein, nach einem außerordentlichen Landmarsche von mehr als tausend Meilen durch eine völlige Wildniß (der stets ein Wunder in den militairischen Annalen bleiben wird), und hatte bald darauf ein Treffen mit den Insurgenten, die er, von einer Abtheilung Matrosen unterstützt, in die Flucht trieb. Kapitain Frémont marschirte mit seinem Bataillon Freiwilligen südlich, und General Kearney, an der Spitze seiner Dragoner und Volontairs, mit vierhundert von Kommodore Stockton's Seeleuten, lieferte am 3. Januar 1847 den Mexikanern unter General Flores eine Schlacht, in der die Letzteren nach sehr bedeutendem, doch nicht bekanntem Verluste (die Mexikaner sind vorzügliche Reiter und entführten ihre zahlreichen Todten und Verwundeten auf ihren schnellen Pferden mit sich) in die Flucht geschlagen wurden. Die fliehenden Truppen stießen später auf Oberst Frémont's Bataillon, der, nachdem er einen Vertrag mit ihnen geschlossen, sich mit den anderen Truppen der Vereinigten Staaten in Los Angeles vereinigte.

Die Feindseligkeiten hörten nun auf; die Seeleute kehrten im Triumph auf ihre Schiffe zurück, die mexikanischen Anführer zogen sich nach Sonoma, die im Lande ansässigen Ackerbauer und Viehzüchter (Rancheros) auf ihre Felder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben im Neapolitanischen.

Es möchte Ihren Lesern von Interesse seyn, etwas Näheres und Zusammenhängendes über das im vorigen Monat stattgehabte Erdbeben in der Basilicata und Capitanata zu hören, und da die von der Regierung veröffentlichten Berichte höchst oberflächlich sind, so will ich aus den eingegangenen Mittheilungen von Augenzeugen und aus eigenen Beobachtungen versuchen, Ihnen, ein anschaulicheres Bild darüber zu geben. Es wird sich hoffentlich bald eine erfahrenere, mit der Wissenschaft vertrautere Feder finden, welche diesem merkwürdigen Naturereigniß die nöthige Aufmerksamkeit widmet; jedoch muß ich dabei bemerken, daß von der hiesigen gelehrten Welt wohl wenig zu erwarten steht, indem die dazu befähigten Männer, wie Professor Capocci, im Verdacht politischer Umtriebe stehen und fern gehalten werden. Diese politischen Rücksichten scheinen auch die Ursache zu seyn, daß die dazu in Vorschlag gebrachte Kommission noch nicht nach dem Schauplatz der Zerstörung abgegangen ist. Nach den eingezogenen Erkundigungen ergibt sich, daß zwar Barometer-Beobachtungen in Neapel, aber keine in jenen Gegenden stattgefunden haben, und an Beobachtungen der Magnetnadel hat Niemand gedacht. Es behaupten Einige, daß diese große Abweichungen und Schwankungen in jenen Tagen gezeigt habe, aber es ist nichts mit Sicherheit darüber festzustellen.

Wir hatten einen sehr trockenen Sommer. In den Monaten Junius, Julius und bis zum 19. August, an welchem Tage heftige Gewitter in früher Morgenstunde im Südwesten aufstiegen und sich über Neapel und Sorrent in starken Regengüssen entluden, hatten wir, mit Ausnahme eines kleinen Schauers, keinen Tropfen Regen gesehen. Dagegen erhoben sich von Zeit zu Zeit sturmartige Winde, namentlich am 18. Junius, und der Sirocco stellte sich heftiger ein, als es im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu seyn pflegte. Das Getreide reifte frühzeitig, und die Trockenheit wirkte so nachtheilig auf die Pflanzenwelt, daß der Wein in vielen Gegenden verkümmerte, und im Anfang August wurden die Oliven schwarz und fielen beinahe überall herab. Der Vesuv zeigte sich ungewöhnlich passiv, im Junius und Julius sah man kaum Rauch aus seinem Krater aufsteigen, und wenn sich solcher erhob, waren es jene weißlich grauen Wölkchen, welche der Wind landein gegen Westen trieb. Am 5. August Nachmittags fing der Vesuv an plötzlich dunkeln Rauch in dicken Massen auszuhauchen, man hörte zu Zeiten jenes unterirdische Getöse, welches Eruptionen voranzugehen pflegt, so daß viele Leute noch in derselben Nacht Feuerausbrüche erwarteten; aber da der Rauch sich nicht stoßweise in schwarzen dicken Massen erhob, so wollten erfahrene Beobachter daran nicht glauben. Nach zwei Tagen stellte sich wieder die frühere Passivität des Kraters ein, und nun hatten wir meist, namentlich auf der Hochebene von Sorrento, eine Schwüle und Drückenheit der Luft, wie sie daselbst sehr selten gespürt wird. Der Thermometer stieg oft bis zu 90 Grad F. im Schatten, und die Luft blieb selbst noch nach Sonnenuntergang warm. Auch wurde berichtet, daß der Stromboli, welcher beinahe niemals aufhört Feuer zu entwickeln, und der Aetna eine ungewöhnliche Stille zeigten.

Am 12. und 13. August stellte sich eine seltene Stille in der Natur ein, welche am 14. Morgens unerträglich drückend wurde. Kein Lüftchen wehte, das Meer erschien wie eine Spiegelscheibe, und nach 12 Uhr wirkte die Luft auf viele Menschen so beängstigend, daß eine ungekannte Unruhe sich ihres Nervensystems bemächtigte. Ich selbst ging unruhig auf meiner Terrasse umher, und konnte, ohne mir Rechenschaft zu geben warum, zu keiner Thätigkeit und Beschäftigung kommen. Die Terrasse meines Hauses, von Weinreben beschattet, gewährte einen weiten Blick über die ganze Bay von Neapel, besonders schön und deutlich lag der Vesuv mit den an seinem Fuß gelegenen Ortschaften vor mir, und ich konnte mein Auge an den köstlichen Orangenhainen weiden, welche den größten Theil des Plateau bedecken, auf welchem Meta und Sorrento liegen.

Es war 2 Uhr 18 Minuten und einige sechzig Sekunden als wir jenen furchtbaren Erdstoß fühlten, welcher den Untergang so vieler Orte und den Tod einiger tausend Menschen zur Folge hatte. In Sorrento äußerte sich das Erdbeben so heftig, daß in mehreren Häusern die Glocken schellten, Gegenstände umfielen, und Menschen, die sich zur Siesta niedergelegt hatten, erschrocken aufsprangen; aber was mir besonders merkwürdig schien, war ein brandiger, schwefelhaltiger Geruch, der plötzlich in demselben Moment aus der Erde aufstieg und in wenigen Minuten wieder verschwand. Ich befand mich auf der Terrasse im Freien, und spürte diesen Geruch so empfindlich, daß ich glaubte, es brenne in meiner unmittelbaren Nähe. Unter dem Hause befindet sich eine Hauptleitung des köstlichen Trinkwassers, welches das heutige Geschlecht noch den alten Römern verdankt, und dessen Ursprung bis zu dieser Stunde unbekannt ist. Sollte dieses Quellwasser ein Leiter gewesen seyn? Der Barometer war an demselben Tage schon vor 12 Uhr gesunken, fiel plötzlich bedeutend im Augenblick des Stoßes, und behielt diesen niedrigen Standpunkt einige Zeit. Ich empfand ungefähr 25 Minuten später eine zweite, sehr leichte Erschütterung. In Neapel hat man in einigen Stadttheilen den Stoß gar nicht gespürt, namentlich nicht auf der Capella Vecchia, dagegen ist er besonders heftig auf der Santa Lucia und da empfunden worden, wo Basalt die Grundlage bildet. Hierbei erlaube ich mir Sie auf die topographisch-geognostische Karte des Königreichs Neapel von Hrn. Abich aufmerksam zu machen, welche die Linie der Erschütterung aufs genaueste angegeben hat, und woraus Sie ersehen werden, daß sich die in diesem trefflichen Werk ausgesprochenen Beobachtungen aufs glänzendste bewährt haben. Sowie sich magnetische Linien über den Erdkreis ziehen, so gibt es auch bestimmte vulcanische Linien, deren Richtungen in Hrn. Abich's Atlas, Italien

betreffend, sehr richtig angegeben sind. Bemerkenswerth jedoch ist, daß die von dem Besuv ausgehende Hauptlinie, welche sich über den Monte Vulture zieht und auch durch Ischia geht, diese Insel bei dem Erdbeben nur wenig berührt hat; denn nur wenige Menschen haben daselbst eine Erschütterung empfunden. Dergleichen will man in Calabrien und in den Abruzzen nichts von dem Erdbeben gefühlt haben, und in Ghieti und Otranto ist es nur sehr unbedeutend gespürt worden.

Das Erdbeben, welches am 14. und den folgenden sieben Tagen Melfi, Venosa, Barile und Rionero zerstörte, zeigte ähnliche Erscheinungen wie sie uns Pater Kirchner von dem Erdbeben am 27. März 1638 und Gourbillon von dem Erdbeben am 4. Februar 1783 in Calabrien erzählen. Glücklicherweise hat das heutige im Vergleich mit den furchtbaren Zerstörungen des letzteren Erdbebens, wodurch viele Städte untergingen und über 80,000 Menschen das Leben verloren, nicht so viel Unglück und Elend herbeigeführt. Verschiedungen der Häuser und Grundstücke, wie sie damals sich ereigneten, haben bei dem gegenwärtigen Erdbeben nicht stattgefunden. Dagegen scheint sich auf einzelnen Punkten ein Oeffnen und Schließen und Sinken des Erdreichs zugetragen zu haben, insofern die mir gewordenen Mittheilungen sich bestätigen sollten. So wird von dem Verschwinden dreier mit Getreide beladenen Karren erzählt. Und die Mönche eines der Klöster zu Melfi verdanken ihre Rettung solchen eigenthümlichen Vorzeichen, welche vulcanischen Bewegungen und Ausbrüchen vorangzugehen pflegen. Dieselben hielten, wie die meisten Einwohner, ihre Siesta. Einer von ihnen erging sich im Klostergarten, und sah hier bald nach 2 Uhr das Wasser eines kleinen Bassins aufbrausen, wobei Hunderte von kleinen Fischen in die Luft geschleudert wurden. Er rief einem am Fenster stehenden Mönch, die Brüder zusammenzurufen und schnell herabzukommen, um ein Miracolo zu sehen. Alle eilten herbei, und kaum standen sie um das Wasser, als die Schwankungen eintraten, wodurch ihr Kloster zusammenstürzte.

Der Vulture bildete den Centralpunkt des Erdbebens. Er steht gleich einer Insel in der Mitte der Apenninen, hat gegen dreißig italienische Meilen im Umfang, und ist von drei Hauptflüssen, der Ofanto, Aufella, Rapella und Osanto, umschlossen. Seine Thätigkeit als Vulcan scheint seit Jahrtausenden erloschen zu seyn. Im Centrum desselben will man den Stoß zuerst gefühlt haben, auf welchen Schwankungen und Erschütterungen folgten, die ohne Unterbrechungen sechzig Sekunden dauerten, dann trat zeitweise Ruhe ein; aber die Erschütterungen, welche sich meist wellenförmig äußerten, wiederholten sich, wenn auch weniger stark, bis zum 21. August. Die heftigen Stöße am 19. zerstörten besonders Venosa und Barile. An demselben Tage stiegen furchtbare Gewitter im Südwesten auf, sogen gegen den Vulture und entluden sich über Barile mit solcher Gewalt, daß das einzige daselbst stehen gebiebene Gebäude, das Waisenhaus zur heiligen Christine, von den Wasserwogen vernichtet worden wäre, hätte man nicht schnell durch einen Durchstich dem Wasser einen Abfluß verschafft.

In den Orten Bovino, Ascoli, Lucera, Sansevero und einigen andern Dörfern in der Capitanata dauerten die Erschütterungen bis zum 21., ohne jedoch andern Schaden anzurichten, als daß die Mauern vieler Gebäude Risse erhielten. Ebenso litten im Distrikt San Severino nur wenig die Ortschaften Apricena, Sannicandro, Cagnano, Rodi, Casalnuovo und Serracapriola. In der Provinz Bari wurden die Orte Carato, Minervino, Spinazzola, Andria und Frani in gleicher Weise erschüttert. Dagegen sind Melfi, Venosa, Barile und Rionero vollständig zerstört. Der Anblick, den Melfi aus der Ferne gewährt, hat etwas täuschendes, man erwartet eine in einen Trümmerhaufen verwandelte Stadt vor sich zu sehen, und sucht vergeblich nach diesen Ruinenfelde, denn alles scheint unversehrt auf demselben Flecke zu stehen. Aber sobald man die Stadt betritt, kann man sich eines bangen Schauers nicht erwehren; unwillkürlich ergreift den Beschauer der Gedanke, als sey hier die Stunde des jüngsten Gerichts gehalten worden. Die Wälle der Häuser sind, von den Schwankungen erschüttert, in spitzen Winkeln gegen einander geworfen worden, große und kleine Mauerstücke liegen zerstreut umher, und die Wölbungen der Decken — denn alle Häuser hatten gewölbte Decken — sind mehr oder weniger eingestürzt. Mit Ausnahme des ältesten Gebäudes, eines von der Familie Doria vor Jahrhunderten erbauten Palastes, welches allein wohnbar geblieben ist, sind alle Kirchen, Paläste und Häuser eingefallen. Sieben Kirchen, fünf Klöster, das Seminar, der erzbischöfliche Palast, das Stadthaus, die Kaserne liegen in Ruinen. Von den 10,000 Einwohnern sind über tausend unter dem Schutte begraben worden, und einige Hundert liegen schwer verwundet danieder. Siebzehn Kinder mit ihrer Lehrerin wurden todt in den Ruinen eines Schulhauses gefunden. Merkwürdig ist das Schicksal einer der Familien. Sie bewohnte eines der schönsten Häuser, ausgestattet mit jedwedem Comfort des Lebens, und als dasselbe in jener verhängnißvollen Stunde zusammenfiel, sah der Herr dieses reizenden Besitzthums seine Gattin, Kinder und sämtliche Dienerschaft vor sich begraben; ihn allein erhielt das Schicksal am Leben. Gegenwärtig sind viele hundert Menschen mit dem Aufräumen des Schuttes beschäftigt, wobei noch einige Leute gerettet worden sind, unter andern ein kleines Kind, welches wenige Schritte von seiner todten Mutter lag.

In Venosa, dem Geburtsort des Horaz, sind alle Kirchen, so auch die schöne Kathedrale und die Kirche und das Kloster San Francesco in Ruinen; desgleichen sind gegen 380 Häuser, die Kaserne der Schweizertruppen, das Stadthaus, der Kirchthurm und der herrliche Bogen des Diomedes beinahe ganz zerstört. Hier wie in Melfi und den andern Orten wohnen die Einwohner gegenwärtig in Laubhütten. Barile hat im eigentlichen Sinn des Wortes aufgehört zu existiren, und daselbst sind außer einigen hundert Einwohnern sämmtliche Nonnen eines Klosters begraben worden. In Rionero sind nur einige Häuser wohnbar geblieben, und auch hier sind über 60 Todte ausgegraben und einige hundert schwer Verwundete gefunden worden.

Der Besuv hat in den letzten Tagen stärker als gewöhnlich geraucht, aber noch immer nicht solche Anzeichen gegeben, welche auf einen baldigen Ausbruch hoffen lassen. Sollten in nächster Zeit keine Eruptionen eintreten, so besorgen erfahrne Beobachter eine Wiederholung des Erdbebens, und fürchten, daß solches in einer andern Richtung und stärker auftreten dürfte.

Pot-Pourri.

Lord Holland erzählt in seinen Erinnerungen, wie einmal das Schicksal vielleicht von ganz Europa von dem Ausgang eines Hazardspiels abhing. Als nämlich Napoleon Bonaparte zum erstenmal an die Spitze der italienischen Armee gestellt wurde, soll das Direktorium nicht geneigt oder nicht im Stande gewesen seyn, ihn mit so viel Geldmitteln zu versehen, wie sür seine und seiner Adjutanten Reise nach dem Kampfplatz und sür ein dem Hauptquartier einer so ansehnlichen Streitmacht entsprechend glänzendes Auftreten erforderlich waren. In dieser Lage nun soll Bonaparte alle seine eignen Mittel zusammengerieben, seine Freunde in Contribution gesetzt und seinen Credit nach Kräften ausgebeutet haben. Dieses so zusammengebrachte Geld übergab er Junot, einem jungen Offizier seiner Bekanntschaft, der die Spielhölle fleißig zu besuchen pflegte, mit dem Auftrag, entweder die ganze Summe zu verlieren oder ihm am nächsten Morgen einen recht ansehnlichen Gewinn zu überbringen, weil es von dem Spielerfolg dieser Nacht abhänge, ob er den Oberbefehl der Armee übernehmen und den Freund zu seinem Adjutanten ernennen könne. Junot gewann über sein eigues Erwarten viel und als er die nach seinem Ermessen für die Bedürfnisse seines Auftraggebers ausreichende Summe eingesackt hatte, eilte er damit zum

General Benaparte. Dieser aber war noch keineswegs zufrieden, wollte sein Glück aufs äußerste versucht wissen, und bat deßhalb seinen Freund, an den Spieltisch zurückzukehren, den ganzen Gewinn dranzuwagen und entweder den letzten Pfennig zu verlieren oder ihm die doppelte Summe des Gewinns zu überbringen. Zumot spielte weiter, das Glück schwankte eine Weile hinüber und herüber, entschied sich endlich für Jumot und seinen General, und Napoleon brach nach dem Hauptquartier auf, hinreichend mit Geld versehen, den Oberbefehl zu übernehmen und mit großem persönlichen Glanz und Eclat im Hauptquartier aufzutreten.

In Edinburgh ereignete sich kürzlich ein Vorfall, der großen Schrecken unter den Zeugen deſſelben und allgemeines Bedauern unter den Einwohnern der Stadt erregte. Auf einem freien Platze außerhalb der Stadt war seit längerer Zeit eine Menagerie ausgestellt, in der vorzüglich schöne und große Schlangengattungen zu sehen waren. Der Menageriebesitzer, James Mayerson, machte die verschiedensten Experimente mit diesen Schlangen, um deren Zähmung zu zeigen, und hatte dadurch einen großen Ruf erworben. Bei den Produktionen erschien auch ein schönes Mädchen, Namens Lucie, welche die Schlange ſich um ihren schlanken Leib winden ließ. Es hieß, sie sey eine Nichte des Menageriebesitzers. Sie machte durch ihre Schönheit, wie durch ihr kühnes Wagen, über das eine gewisse melancholische Schwärmerei ausgegossen war, allgemeines Aufsehen. Am 28. August war ein zahlreiches Publikum in der Menagerie versammelt. Die schöne Lucie erschien, in ein kurzes Röckchen von weißer Seide mit spannenden Mieder gekleidet; durch den Seidenstoff zogen ſich gestickte Guirlanden von Lotos-Blumen, und einen gleichen Kranz hatte ſie auf die dunklen schwarzen Locken gedrückt. Sie machte Produktionen mit mehreren Schlangen, und hatte eben eine Boa constrictor um den Leib geschlungen, als ſich ein wilder Affe von seiner Kette losriß und mit kühnen Sätzen herumsprang. Ein Wärter bemühte ſich, den Affen einzufangen, dieser sprang gegen das Mädchen, wodurch die um dieselbe gewundene Schlange derart gereizt wurde, daß ſie ihre Ringe so heftig zusammenzog, daß das unglückliche Opfer todt zu Boden stürzte. Mit Schrecken stürzten die Zuschauer nach allen Seiten aus der Menagerie und lange harrten dieselben außerhalb derſelben, um zu hören, ob die Unglückliche wirklich rettungslos verloren sey. Es war so. Nur mit außerordentlicher Gewandtheit und Mühe war es dem Menageriebesitzer gelungen, der Schlange so nahe zu kommen, um ſie mit einem Schuſſe in den Kopf zu tödten. Das unglückliche Mädchen war ganz zerquetscht, so daß das Blut durch alle Poren und aus dem Munde gedrungen war. Die Menagerie mußte auf Befehl der Polizei sogleich geschlossen werden.

Charakteristisch für die Art der Ausführung russischer Musikliebhaberei auf den abgelegenen Gütern und Besitzungen der russischen Großen ist folgende Notiz eines deutschen Reisenden. Ich traf, erzählt er, bei der Ueberfahrt von Odessa nach der Krim auf dem Dampfschiff einen jungen deutschen Musiker, der hier in der Krim als der Kapellmeister einer reichen Generalin seinen Wirkungskreis bekommen hatte. Er kehrte von Odessa zurück, wo er Instrumente und Noten für seine Musiker gekauft hatte. Vor Jahr und Tag hatte er seinen Posten angetreten, und er schilderte mir seine sonderbare Lage, als ihm die Patronin die hübschesten ihrer Leibeigenen vorstellen ließ und ihm sagte: da möchte er ſich aussuchen. Die kleinsten Finger kamen zur ersten Violine, die breiteste Brust mußte Horn blasen lernen, die größten Fäuste wurden mit dem Contrebaß und den Pauken betraut, und wer sonst ein mehr oder weniger verschmitztes Ansehen hatte, bekam die wichtigeren oder unwichtigeren Instrumente unter die Hände. Die Kapelle war fertig, wenn auch noch manche Abänderung durch die ſich nun zeigenden Fähigkeiten vorgenommen werden mußte. Aber es ging und mußte gehen, wenigstens daß in einigen Märschen und Tänzen die Ohren der geladenen Gäste nicht mehr zerrissen wurden. Jetzt spielt man schon Beethoven'sche Simphonien und hauptsächlich Kammermusik. Dies erinnerte mich an die Kapelle des Fürsten Ohmlichin in Charkow, von der man dort viel wegen ihrer Trefflichkeit sprach. Vorzügliches Lob erfuhr der erste Violinist, der nur die Unart hatte, daß er erst tüchtig gepräglt werden mußte, wenn er göttlich spielen sollte. Die Kapelle bestand aus etwa zwanzig Personen und man erzählte, daß ſie der Fürst verkaufen wolle. Verkaufen! rief ich; die Instrumente? — Nein, die Kapelle. — Wie viel wird ſie wohl werth seyn? fragte ein Anderer. — Ach, versetzte ein Dritter mit Kennermiene, vielleicht 12,000 bis 13,000 Rubel Papier kann er, weil ſie so gut spielen, dafür bekommen. Ja, meynten welche, die Leute sind wegen des letzten Mißwachses sehr im Preise gesunken.

Im vorigen Jahrthundert, als der Geschmack des Publikums noch in der Kindheit und das Ritterschauspiel in der Mode war, bediente ſich die damalige Schauspielerdirektion in Leipzig eines eigenthümlichen Mittels, den Ausbrüchen der Ungeduld des Publikums entgegenzuwirken. Wurden nämlich die Zwischenacte unruhig über einen langen Zwischenakt, so traten hinter dem Vorhang zwei geharnischte Ritter hervor. Der Erste rief erstaunt: Ha, Bube treffe ich Dich? zieh! — der Andere antwortete: Stirb, Schurke! — dann entfpann ſich ein hitziges Gefecht, das vom Publikum stets mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde.

Literatur.

So eben haben „Die Erd-Umwälzungen von Georg Cuvier, deutsch bearbeitet von C. G. Giebel" (Leipzig, bei Ambr. Abel) die Presse verlaſſen, ein Buch, das allen Freunden der Naturwiſſenschaft warm zu empfehlen iſt. Cuvier's unsterbliche Verdienste um die Naturwiſſenſchaften ſind bekannt genug, um auch nur mehr ein Wort darüber zu verlieren. Da das obengenannte Werk in dieser neuen Ausgabe bereits zum dritten Male verbeſſert iſt, ſo wollen wir uns möglichſt kurz darüber aussprechen. Zuerſt wird von Cuvier nachgewieſen, in welchem Verhältniſſe die Geſchichte der foſſilen Knochen von Landthieren zur Theorie der Schöpfungsgeſchichte ſteht, und hierauf übergegangen zur Kunſt, foſſile Knochen zu beſtimmen; es folgt dann eine ſchöne Darſtellung aller neuen Arten und Gattungen derſelben und der Gebirgsſchichten, worin ſie gefunden werden. Dies führt zu den Erörterungen des Unterſchiedes zwiſchen den vorweltlichen und den noch lebenden Arten, und zu dem Schluſſe, daß nur grosartige Ereigniſſe, die ſich auf unſerm Planeten in der Periode seiner Jugend zugetragen, dieſe Verſchiedenheiten zwiſchen den Thieren der Vor- und Jetztwelt hervorzurufen im Stande waren. Endlich unterſucht Cuvier noch, wie weit die Kultur- und Religionsgeſchichte der Menſchheit mit den, gewonnenen Reſultaten der phyſiſchen Geſchichte des Erdballs übereinſtimmt. Dankbar wird gewiß jeder Leſer dem Ueberſetzer ſeyn für die zahlreichen, ſcharfſinnig abgefaßten Erläuterungen, die dem intereſſanten Werke folgen; auch iſt es wohl bedeutend hervorzuheben, daß derſelbe die letzten vier Kapitel des Originals völlig umgearbeitet habe, aus dem Grunde, weil deren Inhalt dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft nicht mehr entſpricht. Für Cuvier's beſonders Verehrer ſey noch ſchließlich erwähnt, daß ein ſehr gelungenes Portrait des großen Naturforſchers dieſe neue Auflage ziert, auch befinden ſich am Ende der Werkes zwei wohlgeordnete wiſſenſchaftliche Tabellen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nr. 80.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 4. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Nicol.

Es war ein schöner, heller Morgen. Die Sonne war aufgegangen, sie sandte ihre Strahlen auf die Häuser des Dorfes hernieder, in welchem schon längst ein reges, munteres Leben herrschte. Vor einem kleinen Hause des Dorfes stand ein großer, hagerer Mann, sein Morgenpfeifchen rauchend. Er hatte eine grüne Chenille umgeworfen und trug ein schwarzes Käppchen auf dem Haupte. Sein Antlitz war gesund und fest, seine hellen blauen Augen drückten Klugheit und Gutmüthigkeit aus und lächelten in diesem Augenblicke verklärt und beseligt von einer großen und reinen Freude. Der Mann sah in den schönen Morgen hinein und sagte mit einer wohlklingenden Stimme: Bei Gott, das ist wieder ein Morgen, wie er nicht schöner gefunden werden kann. Welche Pracht, welche Frische, welch ein Sonnenschein! Sollte man nicht glauben, daß die Sonne heute gerade zum ersten Male vom Himmel hernieder schiene, während sie das doch schon seit Jahrtausenden thut? Sollte man nicht meynen, daß der Thau zum ersten Male an den Kräutern und Gräsern glühte, daß die weißen Tauben zum ersten Male durch die sonnige Luft hinflögen?

So sprach der Mann; dann kehrte er in sein freundliches Häuschen zurück, um mit seiner treuen, alten Lebensgefährtin den Morgen-Trunk einzunehmen. Es war der Vogelhändler Henning. Im Dorfe hieß er der Chenillen-Fischer oder der Vogel-Henning. Das kleine Haus, welches er bewohnte, war sein Eigenthum; er hatte es von seinen Vorfahren geerbt. Ein Baumhof und ein Garten gehörten dazu, das war aber auch alles, was Henning besaß. Aber er war ein Mensch, der sich zu helfen wußte. Er war Musikant, und auf den Hochzeiten und bei den Hauerichtungen blies er das Waldhorn oder spielte er die Violine. Er war aber auch ferner seit langen Jahren Fischer auf dem adeligen Gute, welches in der Nähe des Dorfes lag, und verdiente sich auch dadurch manchen blanken Groschen. Endlich aber verstand es Niemand so gut wie er, die Vögel in Gesang und in anderen Kunstfertigkeiten zu unterrichten. Herzlich schwer wurde es ihm freilich immer, sich von dem einen oder dem anderen seiner Lieblinge zu trennen; aber er war kein wohlhabender Mann, und deßhalb mußte er denn auch die Sänger scheiden sehen, wenn ein annehmlicher Preis für sie geboten wurde. Oft standen ihm dabei die Thränen in den Augen, und oft sagten denn die Käufer: Der Henning ist doch ein seltsamer Mensch!

Aus dem, was in diesen Zeilen mitgetheilt wurde, wird man sich schon ein Bild über Henning gemacht haben. Er war ein warmer Freund der Natur. Die vielen Erfahrungen, welche er gesammelt hatte, theilte er gern und willig Jedermann mit, und so kam es denn, daß er bei allen möglichen Gelegenheiten von den Bewohnern des Dorfes um Rath gefragt wurde.

Es war eine tiefe Stille in den Stübchen entstanden, in welchem die beiden Alten an dem Tische saßen. Auf einmal hörte man Jemandem raschen Schrittes in die offenstehende Hausthür treten und der Stube zueilen. Aha, sagte Vogel-Henning, das Miezchen hat nicht gelogen, da kommt der frühe Besuch schon; bin nur neugierig, was es seyn wird. — Er hatte kaum diese Worte geredet, als auch schon ein Bauernmädchen in das Stübchen eintrat. Guten Morgen, sagte das Mädchen mit trauriger Stimme, ich komme schon am frühen Morgen zu Euch, Henning. — Ei, sieh, Margarethe, entgegneten die beiden Alten herzlich und reichten dem Mädchen die Hände hin. Tief seufzend stand sie da. Und wieder so betrübt und traurig, Margarethe? fragte Henning, der sich von seinem Stuhle erhoben hatte, nach kurzer Pause. — Soll ich's, muß ich's nicht seyn? war die Antwort. Jahr auf Jahr, Stunde auf Stunde vergeht, und ich bin nicht Mädchen und ich bin nicht Frau. Kann ich das noch länger ertragen? — In den dunkelblauen Augen des großen, schön gewachsenen Mädchens zeigten sich leuchtende Thränen, welche leise auf die blassen Wangen herniederglitten.

Margarethe, du mußt nicht verzagen, es wird bald Alles gut werden, Kind, setze dich doch auf meinen Stuhl hin.

Wie oft habe ich solche Worte schon gehört, aber er ist hart und unversöhnlich! — Das Mädchen setzte sich und fuhr mit der gebräunten Hand über das kummervolle Antlitz hin.

Unversöhnlich ist er nicht, beim künftiger Schwiegervater, aber .

Schwiegervater! lächelte Margarethe bitter, werde ich ihn so nennen dürfen? Er ist es allerdings, denn mein Sohn ist sein Enkel. Aber er will nichts von uns wissen. Sein Sohn, sein leiblich Kind, soll mich nicht heirathen.

Margarethe, das wird doch noch geschehen, glaube es mir. Dein Schwiegervater ist nicht unversöhnlich, er ist nur ein eiserner Bauernkopf.

Und ein solcher gibt nicht nach.

Weißt du das so sicher?

Ich glaube es zu wissen; ist nicht schon Alles versucht worden?

Wohl, wohl.

Haben ihn nicht seine Söhne auf das dringendste gebeten, hat's nicht mein Vater gethan, ist nicht unser alter Pastor bei ihm gewesen? Aber der sagte selbst zu mir: Das harte, unversöhnliche Herz ist nicht zu wenden. Habe ich darauf nicht selbst den schweren Gang unternommen?

Ja, ja, nichts Henning mit seinem Haupte.

Und hat das geholfen? Ich sehe noch den unversöhnlichen Mann vor mir stehen. Sein dunkelbraunes Auge schaute finster, sein gebräuntes Gesicht schien von Stein zu seyn. Ich bemerkte nicht, daß auch nur ein Zug sich in demselben bewegt hätte. Und allen meinen Bitten, allen meinen Thränen setzte er nur ein scharfes „Nein" entgegen. Als ich ihn verließ, fragte ich ihn noch einmal: Und Ihr wollt Euren Enkel nicht sehen? — Nein! — Und Ihr verachtet ihn und mich? — Nein! — Und keine Versöhnung in Eurem Herzen? — Nein! Ich ging und habe die Ueberzeugung mitgenommen, daß sein unversöhnliches Herz nicht zu erweichen ist.

Nicht unversöhnlich, nur ein eisernes Bauernherz, das auch wohl noch zu packen seyn wird.

Aber wie denn, Henning? hast Ihr nicht selbst alles Mögliche angewandt, um seinen Sinn zu ändern? Auf Euch hält er viel, Ihr seyd sein Jugendfreund, und doch hat es nichts geholfen.

Bis jetzt freilich nicht, aber alle Tage Abend ist auch noch nicht gekommen. Willst du deinen Sohn nicht wieder kommen lassen, Margarethe?

Weßhalb, Vogel-Henning? lächelte das Mädchen.

Ja, weßhalb? er muß mit dem Großvater zusammen kommen

Mit dem eisenharten, unversöhnlichen Mann? Nimmermehr, der könnte ihm ein Leid anthun.

Das glaube ich nicht, Margarethe, ein Kind ist von schützenden Geistern umgeben, und der Großvater wird dem Enkel nichts Böses zufügen, ich kenne den Mathias. Weißt du übrigens, wer wahrscheinlich eigentlich hauptsächlich daran Schuld ist, daß dein Schwiegervater den Harten und Unversöhnlichen spielt?

Nun?

Ich habe das längst bemerkt, die Haushälterin, welche er hat; sie hofft, die Frau vom Hause zu werden.

Ja, ja, das mag wohl seyn.

Aber wir schlagen auch diese aus dem Felde. Doch willst du deinen Sohn nicht wieder kommen lassen? — Er ist seit gestern Abend wieder im Dorf. Ein prächtiger Junge.

Und die Wangen Margarethe's rötheten sich, und in ihren Augen blitzte ein freudiger Schimmer auf. Aber, sagte sie weiter, ein furchtbarer Trotzkopf, ich weiß wahrlich nicht, woher den der Junge erhalten hat.

Das ist kein Räthsel. Die Ader des Großvaters ist auf ihn gefallen, nicht aber von deinem Vater, Margarethe, sondern von dem Vater deines Christoph. Sieh, das bringt die Natur so mit sich. Der Junge heißt Mathias, wie sein Großvater, er sieht ihm ähnlich, ganz genau ähnlich, und so hat er denn auch den eisernen Kopf von ihm erhalten. Darum gerade müssen die Beiden einmal zusammen kommen. Denn ich glaube es fest, der Enkel wird den Großvater besiegen. Willst du, daß ich den jungen Mathias zum alten Mathias hinführe?

Nein, das kann und werde ich niemals zugeben. Der heftige Großvater könnte dem armen Knaben . . .

Das glaube ich nicht, Margarethe, aber wie du willst. Mag Gott also den Großvater und den Enkel zusammenführen.

Henning, sagte das Mädchen, indem sie aufstand, ich habe Euch noch eine Bitte vorzutragen.

Sprich, mein wackeres Mädchen.

Redet noch einmal mit dem Mathias, Ihr könnt das ja so gut, versucht es noch einmal, und zwar heute schon, das Herz des Mannes weich zu stimmen. Wollt Ihr's thun, Chenillen-Fischer?

Ja, warte du nur! drohte der Henning mit dem Zeigefinger der rechten Hand; doch dir thue ich Alles zu Lieb. Es soll geschehen. Ich will ihn in seinem Hause aufsuchen, und wenn ich ihn dort nicht finde, so werde ich ihn in den schönen Feldern schon irgendwo antreffen.

So lebet denn wohl, sagte Margarethe zu den beiden freundlichen Menschen und entfernte sich.

Ein prächtiges Mädchen! sagte der Vogel-Henning. Nun, Frau, jetzt muß ich wohl zunächst einmal zum Gute hingehen und nachfragen, ob Fische nöthig sind.

Thu das, Henning, ich werde den Garten besorgen. — Die Frau sprach wenig, sie war ein stilles Gemüth.

Der Chenillen-Fischer nahm nun sein Netz zur Hand, setzte eine alte Kappe auf, steckte die Holzpfeife in die Tasche und sagte seiner Alten Ade. Er trat aus dem Hause. Die frische, schöne Gottesluft wehte ihm süß und lieblich entgegen: die grünen Bäume rührten die thaufeuchten Blätter, so daß von ihnen goldene Perlen herab fielen, und der reine Himmel schaute hernieder wie ein unendlich großes blaues Auge voll Liebe. Henning schritt rasch dahin, hinter ihm her flog der zahme Häher mit lustigem Geschrei; sein schönes Gefieder war wie mit sprühenden Feuerfunken übersäet.

(Fortsetzung folgt.)

Kalifornien.

Kalifornien vor und nach der Eroberung durch die Vereinigten Staaten. — Entdeckung des Goldes. — Kurze Schilderung des jetzigen Zustandes.

(Fortsetzung.)

Schon vor langer Zeit wurde vermuthet (man sagt, die Priester der Missionen haben es von den Indianern erfahren), daß Ober-Kalifornien reich an edlen Metallen sey, und es ist anzunehmen, daß, wäre dieses Land von irgend einer andern civilisirten Nation gekannnt und besucht worden, die Entdeckung des Goldes schon längst stattgefunden hätte. Die erste authentische Nachricht davon gelangte nach Washington und ging vom provisorischen Gouverneur, Oberst R. R. Mason, aus, der einen ausführlichen, klaren Bericht an die Regierung sendete. Ich will einige Auszüge aus diesem Briefe machen; er ist an den Staatssekretair gerichtet und datirt:*) Hauptquartier der 10ten Militairdivision, Monterey, 17. August 1847. „Mein Herr! Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß ich am 12. Juni d. J. eine Reise nach dem nördlichen Theile Kaliforniens gemacht habe. Mein Hauptzweck dabei war, die neu entdeckten Goldminen im Sacramento-Thale zu besuchen. Am 2. Juli kamen wir in Sutter's Festung an und fanden auf der Reise viele Felder, Mühlen und Häuser im gänzlich verlassenen Zustande. Böte luden ihre Güter am Flußufer aus, dieselben wurden auf Karren nach der Festung gebracht, wo mehrere Kaufleute Magazine hatten. Kapitain Sutter beschäftigte nur zwei Arbeiter, einen Wagenbauer und einen Schmied, denen er zehen Dollars pro Tag zahlte. Jene Kaufleute zahlen hundert Dollars monatlich für ein Zimmer, und ein zweistöckiges Haus in der Festung wurde während meiner Anwesenheit für fünfhundert Dollars pro Monat vermiethet. Wir reisten den American-Fluß erklang und kamen am 5ten nach den Mormon-Minen. Hunderte waren hier mit Graben, Waschen und Reinigen des Goldes beschäftigt. Vier Leute zusammen verdienen auf diese Weise durchschnittlich 100 Dollars pro Tag. — Weiter am Fluß heraufreisend, fanden wir das Land mehr hügelig, und fünfundzwanzig Meilen oberhalb der Mormon-Minen erreichten wir eine Höhe von ungefähr tausend Fuß über der Sacramento-Ebene. Die Hügel sind hier mit schlanken Fichten bewachsen, und diese Fichten leiteten zur ersten Entdeckung des Goldes. Kapitain Sutter nämlich, der Bauholz nöthig hatte, kontrahirte mit Herrn Marshall, ihm hier eine Sägemühle zu bauen. Die letztere beinahe fertig, findet Herr Marshall den Graben für die Wasserleitung zu schmal; ihn zu erweitern läßt er das abgedämmte Wasser hineinstürzen. Es gelingt vollkommen, nur häuft sich am unteren Ende des Grabens die mitgeführte Erde und Kies in Menge an. Als Herr Marshall eines Tages hier vorbeigeht, sieht er einige glänzende Flitter auf der Oberfläche — er untersucht sie und erkennt ihren Werth. Er eilt nach Sutter's Festung, theilt ihm die Entdeckung mit, und sie kommen überein, die Sache vorläufig geheim zu halten, bis eine gleichfalls im Bau begriffene Mahlmühle für Sutter vollendet ist. — Dennoch wurde es laut und das Gerücht verbreitete sich plötzlich mit Zauberkraft. In wenigen Wochen strömte Alles hierher, und heute, ungefähr drei Monate nach der Entdeckung, schätzt man die Zahl der Goldgräber hier auf viertausend. Herr Marshall, der nahe der Mühle wohnt, belehrt mich, daß mit einer einfachen Waschmaschine die Leute durchschnittlich von 1—3 Unzen (25 bis 75 Thlr.) pro Tag gewinnen, und daß das Gold hier ein wenig gröber als in den unteren Minen ist. Ich besuchte ferner einen Nebenfluß, der einige Meilen unterhalb der Mühle (jetzt die schöne

*) Obwohl die nachfolgenden Details fast sämmtlich aus früheren Berichten schon bekannt sind, haben wir sie doch, des Zusammenhanges wegen, hier nicht streichen wollen.

Stadt Coloma) in den American-Fluß laufen,*) und wo die Goldgräber täglich mehr als zwei Unzen gewinnen. Man zeigte mir eine schmale Rinne, nicht mehr als dreihundert Fuß lang und vier Fuß breit, aus der zwei Leute kurz vorher 17,000 Dollars gehoben hatten. Kapitain Weber sagte mir, daß diese Zwei vier Wochen und ungefähr hundert Indianer beschäftigt haben, und daß sie in der ersten Woche, nach Abzeghlung ihrer Arbeiter 10,000 Dollars übrig hatten. Ein anderer kleiner Graben wurde mir gezigt, aus dem 12,000 Dollars gewonnen waren. Hundert solcher Plätze sind allem Anscheine nach vorhanden und unberührt. — Ich würde diesen Berichten keinen Glauben geschenkt haben, hätte ich nicht in dem Ueberfluß des edlen Metalles die Bestätigung der Wirklichkeit gesehen. — Mr. Neligh, ein Agent Kommodore Stockton's, hatte in drei Wochen ungefähr zweitausend Dollars gewonnen, die er mir in Flaschen und Beuteln zeigte. Ich könnte Hunderte solcher Beispiele anführen, doch, um zu zeigen, in welchem Ueberfluß jedweder Arbeiter das Gold hatte, will ich einen Umstand erwähnen, der sich in meiner Gegenwart zutrug. Ein Mann trat in Kapitain Weber's Laden, eine Hütte, aus Buschwerk errichtet, und, eine Schachtel mit Brauspulver in die Hand nehmend, fragte er nach dem Preise derselben. Kapitain Weber antwortete ihm, sie sey nicht zum Verkaufe. Der Mann bot eine Unze, und Weber sagte, sie koste nur einen halben Dollar, er wünsche aber nicht, sie zu verkaufen. Der Mann bot dann anderthalb Unzen, und Kapitain Weber mußte sie ihm nolens volens überlassen. Alles ist außerordentlich theuer, und dennoch können Indianer, die früher nicht wußten, was ein breech cloth (Stückchen Zeug zur Bedeckung der Scham) war, sich jetzt die schönsten Anzüge kaufen."

„Wie schon früher erwähnt, haben fast alle Landleute ihre Häuser und Felder verlassen, um in die Minen zu gehen. Dies ist nicht der Fall mit Kapitain Sutter, der im Begriffe ist, seinen Weizen, auf 40,000 Buhsel geschätzt, zu ernten. Mehl kostet schon 36 Dollars das Faß (196 Pfd.) und wird bald 50 Doll. werth seyn. Wäre es nicht, daß Chili und Oregon ihr Mehl für Goldstaub auszuwechseln stets bereit seyn werden, eine große Hungersnoth würde ernstlich zu befürchten seyn."

„Es wundert mich, zu hören, daß keine Verbrechen in den Minen vorfallen und Diebstahl und Räuberei unerhört sey. Alles wohnt in Hütten, Zelten und im Freien, man trägt Tausende von Dollars beständig mit sich (läßt sie auch oft unbewacht liegen), und dennoch geschehen keine Verbrechen und Verletzungen des Friedens. Die diesen Bericht begleitenden Proben von Gold wurden mir von den oben genannten Herren zur Sendung an die Regierung überreicht."

Viele Briefe mit der wunderbaren Neuigkeit gelangten nach den Vereinigten Staaten und fanden zuerst nur wenig Glauben. Man fürchtete einen Humbug einiger Spekulanten, deren es gar Viele in diesem gesegneten Lande giebt — bis endlich der Goldstaub (von dem Oberst Mason dreißig Unzen als ein Muster nach Washington sandte) allen fernern Zweifel aufhob. Die Aufregung nun war unerhört; Landleute verkauften ihre Felder und Häuser, Kaufleute gaben ihr Geschäft auf, Doktoren und Advokaten, Kommis und Handwerker, Leute aus allen Ständen rüsteten sich zur Emigration, theils zu Lande, über den Isthmus von Panama, oder um das Kap Horn. Und wohl verdient die Landreise von Jedependenez, der westlichen Gränzstadt der Vereinigten Staaten, nach Kalifornien einer kurzen Erwähnung. Nahe an 2000 Meilen durch ununterbrochene Wildniß, von Indianern der feindlichsten Art bewohnt, kann die Reise nur im Frühjahr nach dem Aufspringen des Grases, das für die Ernährung der Pack- und Zugthiere unentbehrlich ist, angetreten werden. Zu Anfang Aprils bricht man gewöhnlich schon auf, da Verlust an Zeit im Frühjahr den verspäteten Reisenden der Gefahr aussetzt, in dem mit tiefem Schnee bedeckten Rocky Mountains und der Sierra Nevada auf elende Weise umzukommen. Der Weg ist für eine solche ausgedehnte Strecke außerordentlich eben, so daß Wagen der schwersten Art darauf fortkommen können, und führt fast immer an Flußufern entlang, der ohne tägliches Wasser das Reisen mit Thieren unmöglich wäre. Ungefähr dreihundert Meilen vor dem Eintritt ist eine sechzig Meilen lange Wüste, in der sich weder Gras, noch Wasser findet, zu überschreiten, und diese Strecke, Desert genannt, ist der Schrecken aller kalifornischen Emigranten geworden. Noch lange ehe sie nach der sandigen Desert kamen, war das Vieh schon gänzlich entkräftet und stürzte nun, ohne Wasser und Futter, in zahllose Menge nieder. Mehrere Freunde von mir, Deutsche, die auf diesem Wege kamen (ich reiste durch Texas, Neu-Mexiko, Chihuahua, Durango, Mazatlan und dann zu Wasser nach San Francisco) versichern mir, daß todtes Vieh in solchen Massen auf der Desert liegt, daß sie, ohne einen Fuß auf den Erdboden zu setzen, auf den todten Körpern sechzig Meilen weit hergehen könnten. — Dies habe ich seitdem häufig bestätigt hören. Ochsen, Maulesel und Pferde, über einander hingestürzt, verlassene Wagen und Geschirre, Tausende von Koffern, Gewehre, Kleidungsstücke, Bücher, Medizinkisten, Küchengeräthe u. s. w. u. s. w. versperren den Weg. Gern bezahlen die nun von Allem entblößten Einwanderer zwei Dollars für ein Pfund Mehl oder einen Trunk Kaffee, und das Elend, das Viele auf dieser Strecke ertragen, ist unbeschreiblich. Das Fleisch der hingestürzten Thiere oder vielmehr die Haut und Knochen sind Leckerbissen; krank von den vielen Entbehrungen, wird den Armen keine Hülfe, und unter Hunderten gibt es wohl kaum Einen, der nicht Kalifornien und all sein Gold aus der Tiefe seines Herzens verfluchte.

Wiederum im Frühjahr 1850 verlieren Tausende und abermals Tausende den Westen der Vereinigten Staaten und bildeten mit ihren Ochsen- und Mauleselwagen (gewöhnlich machen acht Ochsen oder sechs Maulesel ein Gespann) ununterbrochene Züge von vielen Meilen in der Länge. Zur selben Zeit füllten sich die Sechsfächen von Boston, New-York, Philadelphia, Baltimore, Charleston und New-Orleans mit Schiffen, die täglich, mit Passagieren beladen, nach dem neuen Eldorado über den Isthmus von Panama oder Kap Horn abzegelten. Seit Mitte 1850 bestehen verschiedene Dampfschifflinien, welche die Post und Passagiere nach Chagres und dann auf der anderen Seite von Panama nach San Francisco führen; diese vorzüglich gebauten Dampfschiffe machen die Reise von New-York nach Chagres in circa neun Tagen und von Panama nach San Francisco in zwanzig bis fünfundzwanzig Tagen. Der Preis für die ganze Reise ist vier- bis fünfhundert Dollars. Man schätzt die Einwanderung des vergangenen Jahres auf wenigstens sechzigtausend über Land allein. Der zweitausend Meilen lange Weg von Missouri her war wie die Hauptstraße eines dichtbevölkerten Landes belebt, und am Bord der Schiffe im Stillen Meere hatte der Ruf: „Segel ho!" selbst bei den Neugierigsten allen Reiz verloren.

Die Einwohnerzahl Kaliforniens wird jetzt auf drei- bis vierhunderttausend geschätzt, von der vielleicht Dreiviertel mit Goldgraben beschäftigt sind. Daß der Ertrag der Minen noch immer sehr bedeutend, sogar im Zunehmen begriffen ist, erweist sich aus der ungeheuren Ausfuhr des edlen Metalles. Selten verläßt eines der alle vierzehn Tage abgehenden Dampfschiffe San Francisco, ohne von anderthalb- bis zwei Millionen Dollars in Goldstaub auszuführen.

Auf der anderen Seite erfordert jetzt die Arbeit in den Minen mehr Anstrengung und Kapital, da früher gleichsam nur der „Rahm" ohne viele Schwierigkeit abgeschöpft wurde. Die ersten Einwanderer fanden an den Flußufern und Sandbänken das Gold, wenn nicht

*) Jetzt als Weber-Creek bekannt und nach einem Deutschen, Kapitain Weber, benannt, der seit jener Zeit nicht allein glücklich im Goldgraben, sondern auch mit Spekulationen in Grundstücken außerordentlichen Reichthum erworben hat und Eigner beinahe der ganzen Stadt Stockton ist.

auf der Oberfläche, doch in geringer Tiefe, und in dem trockenen Bette der Bäche und Felsenklüfte sammelten sie ohne Mühe Stücke von 1/16 Unze bis zu 20 und 30 Pfund massiven Goldes; jetzt aber haben Tausende das Land in allen Richtungen durchgraben und durchsucht, und es gehört viel Arbeit, mehr Ausdauer und vor Allem Glück dazu, um schnell Etwas zu erwerben. Ich will keineswegs sagen, daß es nicht noch Meilen, ja, Hunderte von Meilen goldhaltigen Terrains gibt, das wenig oder gar nicht bearbeitet und vielleicht reicher an edlem Metall ist, wie noch je vorher entdeckt worden. Aber die Schwierigkeiten und Kosten, es zu untersuchen, die Entbehrungen aller Art, Hunger, Kälte, Gefahr von Indianern und wilden Thieren, der man ausgesetzt ist, hält selbst den Goldgierigsten von der Unternehmung ab. Dennoch werden beinahe täglich neue Placeres oder Goldminen entdeckt, und es ist erstaunlich, wie schnell nach einer solchen Entdeckung, obgleich man stets versucht, sie geheim zu halten, der neue Placer wie mit einem Zauberschlage von Menschen besäet ist, die eifrig ihre Bezirke, gewöhnlich fünfzehn oder dreißig Fuß Quadrat, abstecken und dann den Boden durchwühlen.

(Schluß folgt.)

Die stumme Sängerin.

In englischen Blättern liest man: „Ein fast unglaubliches Ereigniß weckt bei Gelehrten und Musikern gleiches Interesse. Eine junge Schottin, taubstumm geboren, wie man uns sagt, ist vermittelst der sinnreichsten Uebungen nicht nur dahin gelangt, eine große Zahl Worte so deutlich auszusprechen, daß sie verstanden wird, und ihrerseits Andere einzig durch Beobachtung der Lippenbewegung zu verstehen, sondern auch ein Lied ganz rein zu singen. In der That ist dies ein bis jetzt unerhörter Fall; ein wahres Wunder, einzig dem gelehrten Physiologen begreiflich, welcher die zur Erziehung seiner Schülerin nöthigen Vorbereitungen und Unterweisungen erfunden hat.

Dieser Gelehrte ist ein Pole, der seit fünfzehn Jahren in Edinburg wohnt. Fern von seinem Vaterlande, ohne Kinder und dabei Besitzer eines unabhängigen Vermögens, wollte er sich die edle Befriedigung bereiten, durch seine persönliche Sorgfalt die Leiden eines jener unglücklichen Wesen zu lindern, welche nur geboren zu seyn scheinen, um es zu beklagen, daß Gott sie ans Licht rief. Dieser mitleidsvolle Arzt hörte, ein taubstummes Kind, kaum drei Jahre alt, sey älternlose Waise, ganz arm, verlassen und hülflos. Die traurige Lage des unglücklichen Mädchens, ihr anziehendes Aeußere, der interessante Ausdruck ihres Gesichtchens bestimmten den Polen, sie zu adoptiren, und bald liebte er sie wie sein eigenes Kind. Sie wurde für ihn der Gegenstand der größten Zärtlichkeit, der ungetheiltesten Sorgsalt.

Unterstützt durch Kenntnisse und erleuchtet durch seine Zuneigung für die kleine Marie, lehrte er sie zuerst das Alphabet der Taubstummen. Dies erreicht, brachte er es dahin, was auch Andere vor ihm mit Glück versucht hatten, seine Schülerin einige Worte artikuliren zu lassen. Ihre Sprachausdrücke mehrten sich bald, und ihr Auge gewann hinlänglich Uebung, um an der Bewegung der Lippen leicht zu verstehen, was man ihr sagte.

Da drängte Liebe zur Wissenschaft den Arzt, das Sprachwerkzeug seiner Schülerin noch zu vervollkommnen und es so biegsam und sicher zu machen, daß sie ein Gesangstück vortragen könne. Er wählte dazu das englische Nationallied: God save the Queen, dessen Intervalle leicht und gleichmäßig alle auf einem bestimmten Worte ruhen und nur eine Stufenleiter von neun Noten durchlaufen. Der sinnreiche und beharrliche Arzt sann auf alles Denkbare und ließ nichts unversucht, um seiner Schülerin die physischen Mittel anzugeben, durch welche das ersehnte Ziel erreicht werden könne.

Endlich, nach fünf Jahren täglich wiederholter Arbeit, krönte der Erfolg dieses unausführbar scheinende Unternehmen, und der polnische Arzt schreibt in diesem Augenblick eine Denkschrift, welche er verschiedenen europäischen Akademieen vorlegen will. Nach solchem Gelingen fehlt fürwahr zum Fortschritt der Musik und zum vollen Befriedigung der Dilettanten nur Eines. In einer Zeit, wo Stumme Sängerinnen werden, thäte nichts weiter noth, als gewisse Sängerinnen stumm zu machen."

Pot-Pourri.

Industrie-Seltsamkeiten.

In Birmingham ist die Fabrikation von „Sargverzierungen" ein sehr bedeutender Geschäftszweig und merkwürdigerweise geht das beständige Verlangen nach neuen Mustern bis zu dieser letzten menschlichen Eitelkeit. Wer aber prüft und vergleicht die Sargverzierungen? Und doch berichtet ein Birminghamer Haus, daß jährlich 800 Centner gußeiserne Sargbandschaften liefert: „Unsere Reisende brauchen nirgends zu erscheinen, wenn sie in den Mustern nichts Geschmackvolles, Neues und Ungewöhnliches vorlegen können . . . Sargspitzen werden meist von leichtem getriebenen Metalle gemacht und zwar in fast eben so vielen Mustern als die gewöhnlichen Spitzen und Bänder; ja alle unsere Muster sind beim Gericht eingetragen, da man sie uns fortwährend nachmacht und wir uns dagegen schützen müssen."

Sonett auf den Tod der frühverblichenen Nonne

Frau Maria Anna Floriana Schöllhorn,

Mitglied im Kloster der Salesianerinnen zu Dietramszell.

Gestorben den 8. September 1851.

Der Jungfrau Herz, umfreiet von Jugendblüthen,
Am Eingang in die Welt, auf erster Schwelle
Sieht sich getäuscht und bricht. — In Klosters Zelle
Sucht sie, was ihr die Welt nicht bot — der Frieden.

Doch ach! wo ist ein Zufluchtsort hienieden? —
Wer las im ew'gen Buch? — Wer kennt die Quelle,
Die Seelenleiden heilt? — Wo ist der Stern, der helle
In Lebensnächte strahlt, — wenn Stürme wüthen? — —

Auf Erde nicht! — — Da faßt den Leib die Seele,
Daß er mit gleichem Schmerz sich ihr vermähle
Und Jahre dulde, bis der Engel ruft.

Du ringst nun hin, geherzt seh'n all' die Deinen;
Die greise Mutter klagt, — bis in das Weinen
Ein „Wiedersehen" tönt aus Klostergruft.

(Verspätet eingesandt.)

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

Nro. 81.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 11. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Nicol.

(Fortsetzung.)

An demselben Morgen saß der reiche Vollmeier Matthias in dem besten Zimmer seines großen, schön ausgestatteten Hauses hinter einem braunpolirten Tische und las eifrig in einem Briefe, welcher am vorigen Abende erst spät von dem Postboten überbracht worden war. Das Gesicht des Mannes war fest und tief gebräunt. Es hatte ein kräftiges und ausdrucksvolles Gepräge. Die Augen des Lesenden waren von dunkelbrauner Farbe, und wenn ihr glänzender, mitunter scharfer Strahl auf einen Gegenstand fiel, so schien es, als ob dieser bis ins Innerste hinein durchbohrt werden sollte. Die Nasenflügel hoben sich etwas in die Höhe, und wenn der Mann zornig wurde, so glichen sie dampfenden Nüstern. Ein kohlenschwarzes Haar bedeckte das große, volle Haupt und die sinnende Stirn, und durch die starken Augenbrauen erhielt das Antlitz noch etwas ganz besonderes Anziehendes. Die Gestalt dieses Bauers war groß und fest, die breiten Schultern konnten die schwersten Lasten tragen, und die gewölbte Brust glich einem ehernen Harnische. — Jetzt hatte er den Brief durchgelesen. Ein finsterer Unmuth war auf seiner Stirn empor gestiegen, er saß noch einen Augenblick sinnend da, dann aber sprang er plötzlich zornig in die Höhe, stieß den Stuhl mit dem Fuße zurück, daß er krachend in eine Ecke flog, knitterte den Brief in seiner mächtigen Faust zusammen und ging rasch in dem Zimmer hin und her. Das dauerte eine kurze Zeit. Er stand dann still und sagte mit tief grollender Stimme: Das wäre aber doch in der That eine schöne Geschichte, die mir da am Ende des Briefes gemeldet wird! Wie? Die Ablösungs-Ordnung sollte in Gefahr seyn? Es ist die Absicht, dieses Gesetz, welches in durchaus gesetzlichem Wege entstanden ist, wieder zu beseitigen? Was? soll denn der Bauer nie ein freier Mann werden? — Er ballte die Faust zusammen und knirschte mit den weißen Zähnen. Nie ein freier Mann? fuhr er zu reden fort. Haben wir nicht Entschädigung geleistet, wo wir bereits abgelöst haben, und geben wir sie nicht, wo wir noch ablösen? Das wird uns sauer genug, aber wir werden dadurch doch selbstständige Männer werden, und darum bringen wir das schwere Geld mit Freuden auf. Und nun sollte das Gesetz in Gefahr seyn? Ich kann es und mag es nicht glauben. Nein! man wird den Bauernstand nicht zum wilden, wüthenden Ochsen machen wollen. Glaubt man denn, daß die Knochen der Bauern nicht mehr so derb wie früher sind? Wir sind noch eisern, wir sind noch abgehärtet, wir sind noch dieselben wie in früheren Jahrhunderten. Es wird nichts mit dem Geschreibsel seyn, das da in dem Briefe steht. Man wird das Ablösungs-Gesetz bestehen lassen, und wir werden gerade durch dieses freie Männer werden. Es ist ein falsches Gerücht, das da durch das Land hinläuft und die Gemüther in Unruhe und Angst versetzt. Der vernünftige Edelmann wird nicht daran denken, ein Gesetz umzustoßen, welches sowohl ihm wie auch uns ein Gesetz bleiben muß. Man muß das Gesetz in Ehren halten, wer es verletzt, ist übel berathen. — Er hatte sich beruhigt und sagte zu sich selbst: So, das wäre wieder abgemacht und vorbei. Bin da wieder einmal unnöthiger Weise zornig geworden, aber das liegt mir nun einmal im Blute, und Schröpfköpfe und Aderlässe helfen dagegen nichts. — In dem blauen, feinen Biedermannsrocke, den er des Morgens zu tragen pflegte, sah der große Bauer gar stattlich aus. Er stellte sich vor ein geöffnetes Fenster des Zimmers hin, von welchem aus er mit seinem scharfen Auge so ziemlich den ganzen Hofraum übersehen konnte. Matthias schaute sinnend hinein in den Morgen. Auf dem Hofe herrschte ein sehr reges, thätiges Leben.

Kräftige blanke Pferde, gelenkt von tüchtigen Knechten, zogen den knarrenden Pflug und den dröhnenden Wagen fort, um sie in das freie Feld hinaus zu bringen; aus den Ställen kamen mit lautem Gebrüll die bunten Kühe und die gefleckten Kälber hervor, und ein Bursche, welcher den Hirtenstecken trug und die kurzstielige Peitsche lustig durch die Luft hin und her klatschen ließ, rief ein jedes der Thiere beim Namen und trieb sie, indem er sie förmlich in Reih und Glied ordnete, von dannen. Eine große Menge Federvieh lief schnatternd und gackernd auf dem Hofe hin und her, auf den Dächern hörte man die Tauben rukuhen, und überschimmert von den Strahlen der Morgensonne kehrte auch schon eine Schar dieser sanften Vögel wieder aus den Fluren zu dem heimischen Schlage zurück. Mitten auf dem Hofe stand ein Pfau, welcher seinen prächtigen Schweif aus einander geschlagen hatte. Der schimmerte, funkelte und glitzerte wie Perlen und Edelsteine. — Matthias sandte seine Blicke nach dem Brennerei-Gebäude. Auch dort herrschte Thätigkeit und Leben. Er überzeugte sich, daß jede Arbeit, welche er angeordnet hatte, vollführt werde, und war zufrieden. Aber da er den Bauplatz, welcher hinter der Brennerei lag, von seinem Zimmer aus nicht übersehen konnte, so beschloß er zu diesem hinzugehen, um sich zu überzeugen, ob auch auf diesem Alles so betrieben und ausgeführt werde, wie es sein Wille und Wunsch war. Auf dem Bauplatze wurde nämlich von den Zimmerleuten das Holz zu einer neuen Scheune, die in kurzer Zeit gerichtet werden sollte, bearbeitet. Der Vollmeier nahm ein spanisches Rohr mit weißem Knopfe zur Hand, welches er zu gebrauchen pflegte, wenn er sein Haus verließ, setzte einen schwarzen Filzhut aufs Haupt und war eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als die Thür desselben geöffnet wurde. Es trat ein alter Mann herein. Sein Gesicht drückte schweren Kummer aus, in seinen Augen schienen zerdrückte Thränen zu glänzen. Die Glieder seines Körpers waren in einer zitternden Aufregung, er ging mit einer gewissen heftigen Bewegung auf den großen Bauer los. Das spärliche Haar seines Hauptes war weiß wie der Schnee, welcher im Winter auf den stillen Fluren glänzt.

Was hast du, Peter? fragte Matthias den Alten mit einem Ton der Stimme, welcher eine große Besorgniß ausdrückte; bist du krank? ich werde sogleich den Arzt holen lassen. Es wird hoffentlich nichts zu bedeuten haben.

Der Vollmeier ergriff die Hand des Alten und führte ihn zu einem Stuhle hin. Setze dich und erhole dich, was ist dir, alter treuer Mann und Freund?

Die Brust des Alten wogte unruhig auf und nieder, er konnte noch nicht reden. Matthias nahm den Hut vom Kopfe, legte seine rechte Hand auf das ehrwürdige Haupt des Alten und sagte wiederum: Was hast du? so rede doch! Habe ich dir in meinem Zorne etwa zu nahe gethan, was ich freilich nicht weiß, oder hat ein Anderer...

Nicht du, Matthias, war die Antwort, hast mich gekränkt, nicht du hast mir in deinem Zorne ein böses Wort gesagt, was ich auch nicht so hoch anschlagen würde. Aber... Er stockte in seiner Rede.

Nun, wer ist es denn gewesen? denn ich kann mir jetzt schon denken, daß du gekränkt und beleidigt worden bist.

Du kannst mich nun von deinem Hofe fortschicken, du kannst mich nun aus deinem Dienste entlassen, da bin ja ein alter . . .

Wie? war die Antwort des Bauers, der einige Schritte zurück trat und seine markigen Arme drohend empor hob. Sein Antlitz wurde finster, seine Augen sprühten wild. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, und seine Nasenflügel reckten sich in die Höhe. — Wie? was muß ich hören, was sind das für Worte, Peter? Meynst du denn, daß ich jemals vergessen könnte, das du (in einigen Wochen wird die Zeit um seyn) fünfzig Jahre lang auf diesem meinem Hofe gearbeitet hast? Und wie gearbeitet? Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein! Fünfzig Jahre lang! Und in jeder Jahreszeit! Wenn es Frühling geworden, wenn die langen Sommertage da waren und es kaum Nacht wurde am Hämen (Himmel), wenn der Herbst kam, und wenn es Winter, bitter kalter Winter war, wer ist dann immer der Fleißigste, der Ausdauernste auf dem Hofe gewesen? — Du, du, alter, väterlicher Freund, du, mit der schwieligen Faust, mit dem hellen Verstande, mit dem treuen, biederen Herzen. Fünfzig Jahre lang! Wer hat den Hof gerettet, als er dem Verfalle unter meinem verstorbenen Vater nahe war? Glaubst du denn, daß ich das jemals vergessen werde? Sprich, Peter, du hast dich jetzt erholt, du bist ja auch ein fester, eiserner Bauer, so gut wie ich, erzähle mir jetzt Alles.

Es kratzte an der Thür, man hörte ein leises Wimmern vor derselben. Matthias öffnete, und ein alter Hund kam herein. Was will der alte Fix, sagte der Bauer, will er seine Freunde besuchen? — Der Hund wedelte mit dem Schwanze, ging langsam zu seinem Herrn hin, leckte dessen Beine, und legte sich dann zu den Füßen des alten Peter nieder. Mit seinen trüben Augen schaute er wie bittend zum Matthias empor.

Auch ein Alter, wie ich, seufzte Peter, aber ein Lächeln zeigte sich auf seinem Angesichte. Sieh, der treue Fix will für seinen Freund, den alten Peter, bitten.

Bitten, erwiederte Matthias mit dem sanftesten Tone seiner tiefen Stimme, bitten für dich, Peter? Für dich braucht Niemand zu bitten, du kannst fordern und verlangen. — Der Bauer fühlte eine seltsame Rührung in seinem Herzen. Sprich, mein alter Freund!

Peter erhob sich vom Stuhle und reckte seine Glieder. Nun, sagte er dann, ich sehe, daß du, Matthias, noch eben so gesinnt bist, wie du es stets gewesen.

Und hast du daran vielleicht gezweifelt? ich wüßte doch nicht, daß ich Grund zu einer solchen Ansicht gegeben hätte.

Nein, nein, aber die Haushälterin, die Jungfer aus der Stadt, mit dem glatten, feinen Gesichte, aber dem ränkesüchtigen, falschen Herzen . . . Peter stockte in seiner Rede.

Nun, was ist's mit der? willst du nicht frank und frei von der Leber weg sprechen?

Sie steht bei dir in großer Gunst, sie hat dich mit ihrem Garn umwoben.

Das kann von einer solchen Faust sehr leicht zerrissen werden. Matthias streckte lächelnd seine rechte Hand aus. Das ist Spinnweb, welches dem Sturme nicht Stand hält.

Wirklich? Aber sie möchte doch gern Herrin hier im Hause werden; ist sie es doch, welche nicht zuläßt, daß du dich mit deinem Sohne Christoph, mit der prächtigen Margarethe und deren Eltern versöhnst; ist sie es doch, welche es fortwährend veranlaßt, daß du nichts wissen willst von deinem Enkel, Matthias, daß du ihm wie den Uebrigen zürnest und grollst.

Das Antlitz des Bauers wurde plötzlich düster. Kommst du wieder mit diesem Liede, Peter? sagte er nach kurzer Pause. Nein, da irrst du dich, wie ich schon oft zu dir gesagt habe; das ist mein eigener Wille so. Sprechen wir nicht weiter davon. Du meynst es freilich gut, aber in dieser Hinsicht kann ich deinen Wunsch nun einmal nicht erfüllen.

Aber die Haushälterin hat dich bestärkt, und bestärkt dich noch stets in deiner Unversöhnlichkeit.

Matthias schwieg.

Siehst du, daß ich doch eigentlich Recht habe?

Lassen wir das. Erzähle mir lieber, wer dich beleidigt und gekränkt hat.

Das hat die Haushälterin gethan.

Wie? — Das Antlitz des Matthias verfinsterte sich, sein Auge wurde scharf und stechend, und die Adern an seinen Schläfen schwollen stark auf. Wie? das hätte sie gethan, sie, der ich so oft gesagt habe, daß auch nicht das kleinste Haar auf deinem Haupte gekrümmt werden solle? Und wie hat sie dich beleidigt? Rede frei und sage mir Alles.

(Fortsetzung folgt.)

Kalifornien.

Kalifornien vor und nach der Eroberung durch die Vereinigten Staaten. — Entdeckung des Goldes. — Kurze Schilderung des jetzigen Zustandes.

(Schluß.)

Daß solche Entdeckungen zu allerlei Spekulationen benutzt werden, läßt sich leicht erklären. Im Januar d. J. verbreitete sich plötzlich die außerordentliche Neuigkeit,*) daß 500 Meilen oberhalb San Francisco in einer Bucht an der Küste das Gold in unendlichen Massen gefunden und Proben davon in verschiedenen öffentlichen Lokalen zu sehen seyen. Zugleich gab eine Anzahl Kaufleute und Spekulanten in San Francisco vor, eine Gesellschaft gebildet zu haben, um die Realisirung dieser unendlichen Reichthümer zu bezwecken; — sie sandten Fahrzeuge mit Lebensmitteln dorthin, theilten die goldschwangere Küste in Bezirke für Kauflustige ein und hielten eine Anzahl Schiffe für Passagiere zu hundert und später (als die Wuth im decrescendo war) für fünfzig Dollars per Kopf bereit. Tausende ließen sich berücken, man stürzte wie wahnsinnig, um sein Billet zu lösen. Die Küstenreise ist stets langwierig, die Kost am Bord schlecht, und schon auf dem Schiffe geht das Elend an. Am Ziele angelangt, hört alle fernere Täuschung auf. — Eine unwirthliche, felsige Küste, kaum eine Spur des Goldes, („hardly the color", wie sich der miner ausdrückt) und das Wenige in so feinen Theilchen, daß es kaum vom Sande getrennt werden kann. Man tobt, flucht — Viele haben das letzte Geld schon hergegeben; — der Preis für alle Lebensmittel ist zwei Dollars pro Pfund; — der Betrug wird nun augenscheinlich; — die Spekulanten von San Francisco lachen sich aber in das Fäustchen und ziehen eine runde Summe von so vielen Tausenden aus diesem Humbug oder auf Deutsch „Schwindel."

In den Minen herrscht das „Goldgräbergesetz", d. h. die Arbeiter machen ihre eigenen Gesetze hinsichtlich des Raumes, den Jeder in Anspruch nehmen darf, und wie lange der Eigenthümer seinen Bezirk unbearbeitet liegen lassen kann (gewöhnlich fünf oder zehn Tage, Krankheitsfälle ausgenommen), ohne sein Recht daran zu verlieren.

Alles nicht besetzte und nicht bearbeitete Land ist Jedem frei. Man bezahlt durchaus keinen Pfennig Steuer oder dergleichen. — Diese Länder, so wie alle Mineralländer, gehören der Centralregierung der Vereinigten Staaten, die auf die liberalste Weise ihren Goldreichthum der ganzen Welt darbietet. Man versuchte im vergangenen Jahre allen Fremden, besonders aber den dunkelfarbigen Mexikanern, Chilenos, Brasilianern, Chinesen ꝛc., eine Steuer von zehn Dollars pro Monat aufzuerlegen, in der Hoffnung, daß die Regierung der Vereinigten Staaten diese Maßregel billigen würde;

*) Eine Wiederholung des im Sommer 1850 entdeckten Goldsees zwischen den Yuba- und Feather-Flüssen, der aber den unzähligen Betrogenen niemals sichtbar geworden.

bis jetzt ist aber keine legislative Bestimmung darüber getroffen worden.

Räuberei und Diebstähle fallen jetzt so häufig in den Städten und Minen vor, wie sie zur Zeit, als Gouverneur Mason seinen Brief schrieb, selten waren. Man bedient sich daher öfters des Lynchlaw (Volksjustiz), d. h. der Verbrecher wird entweder an den ersten besten Baum aufgehängt oder empfängt Peitschenhiebe und muß den Platz verlassen.

Die Städte wimmeln von Verbrechern; man ist genöthigt, besonders des Abends, sich mit Waffen zu versehen, da die Polizei obgleich gut, bei weitem nicht ausreichend ist. Im vergangenen Monat (April) fiel in Sacramento-City an einem Spieltisch ein Streit vor, in Folge dessen der Banquier mit einem anderen Spieler in Handgemenge gerieth. Ein Vorübergehender, ein Schmied von Profession, wollte die Schläger trennen, als einer derselben sein sechsschüssiges Pistol zog und dem unschuldigen Friedensstifter durchs Gehirn schoß. Die Aufregung gegen alle Spieler, die sich schon früher übermüthig betragen hatten, war groß, und als es bekannt wurde, daß der Geschossene im Sterben lag, wurde der Mörder mit Gewalt den Händen der Polizei entrissen. Man sperrte ihn in einen Keller und hielt im Freien eine Lynch-Jury. Angesehene Bürger wurden als Geschworne gewählt und gaben einstimmig ihr Urtheil, daß der Gefangene des Mordes schuldig sey. Es war jetzt beinahe Abend, als man den Elenden aus dem Keller nahm, ihn auf einen Wagen setzte und nach einem Baume in einer Nebenstraße führte. Fackeln wurden angezündet, ein Streit über einen starken Zweig geworfen, der Gefangene auf eine Kiste gestellt, die Schlinge befestigt und er dann durch Umstürzen der Kiste in die Ewigkeit befördert. Das Trauerspiel, vom Muthgeschrei der Menge begleitet, vom blutrothen Scheine der Fackeln beleuchtet, war gräßlich; — eine unvermeidliche Folge aber der langsamen und kraftlosen Justiz, die, wenn der Verbrecher nicht aus den schlecht bewachten Gefängnissen entspringt (wie dies in San Francisco sehr oft geschehen), sich durch Bestechungen und Advokatenkniffe berücken läßt.

Oeffentliches Hazardspiel findet in jedem Kaffehaus Statt; man spielt hauptsächlich Monté (ein dem Pharao ähnliches mexikanisches Spiel), und Doublonen und Dollars sind verführerisch auf grünen Tischen getürmt. Wenn die Minen gut bezahlen, frohlocken die Banquiers, denn der Goldgräber versucht gern sein Glück; es ist nicht ungewöhnlich, daß eine einzige Bank in ein paar Stunden ein Dutzend lederner Beutel, die ganze Habe von zwölf leidenschaftlichen Goldgräbern, gewinnt. Ueberigens sind die größeren Kaffehäuser prächtig ausgestattet, das Ameublement kostet oft 20,000 Dollars; schöne Oelgemälde, Silber- und Goldgeschirr sind überall zu finden; kurz, man wetteifert im Luxus.

San Francisco ist schon zweimal niedergebrannt, und indem ich dies schreibe, liegt es zum drittenmal in Asche. Dreizehn Squares, den ganzen Handel der Stadt enthaltend, sind vernichtet (am 5. und 6. Mai d. J.), und man schätzt den Schaden auf siebzehn Millionen Dollars. — Keine Bank, Hotel, Theater, Zeitungspresse blieb unversehrt, und mehrere Menschenleben gingen verloren. — Man schreibt das Feuer Mordbrennern zu, welche deportirte Sträflinge aus Botany-Bay seyn sollen, deren sich manche in dieses Land geschmuggelt haben. Drei Tage nach diesem Brande wurde auch Stockton, diese so niedliche Stadt, gänzlich von einem angelegten Feuer verzehrt. Viele Kaufleute in San Francisco sind total zugrundegerichtet, da es seit den früheren Feuersbrünsten keine Assekuranz mehr gab. Andere haben nur einen Theil ihrer Habe verloren, und die Energie, mit der man an den Wiederaufbau der großen Stadt geht, ist wunderbar. Neben den brennenden Häusern stehend, schließt man schon den Kontrakt für ein neues Gebäude ab, und, am Morgen noch beschäftigt, die letzten glühenden Trümmer zu löschen, sieht man am Abend schon ein respektables zweistöckiges Holzgebäude oder die vollständige Grundlage zu einem massiven Hause fertig dastehen. Grundstücke und Miethen sind noch immer in hohem Preise; ein mittelmäßiger Laden kostet 300 bis 600 Dollars, ein großes Kaffehaus 2 — 3000 Dollars monatliche Miethe.

Der imposante Hafen von San Francisco ist stets voller Schiffe aus allen Welttheilen; von dem hier immerwährend stattfindenden Gewühle und Getöse (in zwanzig verschiedenen Sprachen) kann man sich kaum einen Begriff machen.

Durch eine Stadtverordnung sind alle im Hafen verlassen liegende Schiffe öffentlich versteigert und aus dem Wege geräumt worden; es gab deren viele, wo keine lebende Seele am Bord war, mit Masten, die zu fallen drohten, und verfaulten Rumpfe. Viele große Schiffe hat man in feste Magazine verwandelt, indem mag sie mit schönen breiten Docks umbaute, sie zwei- und dreistöckig machte, mit Zinkdächern versah und nun das Ganze in Zimmer, Komptoirs und Waarenhäuser eintheilte.

Die Einwanderung aus allen Welttheilen dauert ununterbrochen fort. An Deutschen fehlt es in den Minen nicht, und fast an jedem Flusse gibt es eine Dutch Bar (deutsche Sandbank). Seit einiger Zeit kommen auch sehr viele langzöpfige Chinesen, ein harmloses industriöses Volk, hier an.

Der einfache Rath, daß Jeder, der ein Geschäft hat und zu Hause sein Brod verdient, wohl thut, nicht hierher zu kommen, ist ein guter. Man bilde sich keineswegs ein, daß man nur die Faust auszustrecken braucht, um das Metall in Haufen herauszunehmen. Die Idee einer „Goldgrube" ist sehr verlockend; man denkt, „da greift's sich blos hinein (wie in eine Kalt- oder Mistgrube!), und man ist ein gemachter Mann." — Hier ist es aber anders. Man schreitet täglich über Strecken Landes hin, die unzweifelhaft Millionen in Gold enthalten, man erblickt Flüsse und Bäche, die über Krösus Schätze hinströmen, — aber sie zu gewinnen, kostet Arbeit, Schweiß, Entbehrung — und die Bedürfnisse müssen, je mehr Gold vorhanden, desto theurer bezahlt werden.

Die Prophezeihung des berühmten Staatsmannes vom Missouri, Oberst Benton (Schwiegervaters Oberst Frémont's), daß „das Gold der Fluch Kaliforniens seyn würde," kann leicht in Erfüllung gehen. Bisher hat es eine unerhört schnelle Bevölkerung und einen mächtigen Handel durch die Entwicklung seines Goldreichthums gewonnen, und seine Bedeutung als Staat wird bald der von New-York oder Pennsylvanien gleichkommen. Aber Kalifornien ist auf fremde Länder für seinen Bedarf in Mehl, Zucker, Früchten, Salzfleisch, Manufakturen ꝛc. angewiesen, und so lange die großartige Exportation des Goldstaubes fortdauert, um für alle diese Bedürfnisse zu bezahlen, wird das Land arm bleiben. Wenn einmal der einzige wirkliche Reichthum des Landes (und eines jeden Landes), d. h. die Selbsterzeugung, die Kultivirung des Bodens, im Verein mit dem Mineralreichthume, sich entwickelt, und das wird binnen einem Jahren sicherlich geschehen, erst dann wird Kalifornien jenen wirklichen Standpunkt als erster Staat der Vereinigten Staaten einnehmen.

H.... J.....

Die Krankheit der Trauben und der Kartoffeln.

Die französische Akademie der Wissenschaften hat von allen Seiten Mittheilungen über die räthselhafte Krankheit erhalten, welche einen großen Theil der diesjährigen Traubenernte zerstört hat. Unter denselben befindet sich namentlich der Bericht eines langjährigen und erfahrenen Rebenpflegers, des Herrn Bouchardat, welcher constatirt, daß die Traubenkrankheit, welche stets von der Entwicklung einer mikroskopischen Schwammart (oïdium Tuckeri) begleitet ist, zuerst in den Treibhäusern entstanden ist und von da sich nach außen verbreitet hat. Im Jahre 1846 erregte sie zuerst die Aufmerksamkeit des Herrn Tucker, Gärtners zu Margate; in

Frankreich zeigte sie sich in den Jahren 1847 und 1848 zuerst schwach in den Treibhäusern des Herrn v. Rothschild, stärker im Jahre 1849; von dort verbreitete sie sich auf die benachbarten Weingelände und ergriff dann die Reben von Suresnes und Puteaux. Im Jahre 1846 erschien das Oidium in den Glashäusern von Versailles und ergriff in der Stadt die am besten beschatteten Stöcke. Im Jahre 1849 bemerkte man schwache Spuren der Krankheit in den Treibhäusern zu Chatenay, und schon im Jahre 1850 waren alle Weinberge des Umgegend auf das Furchtbarste davon afficirt. Aus diesen und unzähligen anderen, genau damit übereinstimmenden Beobachtungen scheint man zu dem Schlusse berechtigt, daß die Glashäuser, in denen man die Trauben zu künstlicher Reife zwingt, nach Ablauf einer gewissen Zeit zu Heerden der Ansteckung werden, und in Frankreich erheben sich schon Stimmen, welche verlangen, daß der Staat die Treibhauskultur in der Nähe großer Weinbezirke verbieten solle. Alle Mittel, durch welche man die kranken Trauben von ihrem Uebel hat befreien wollen, namentlich Waschungen mit Kalk, Schwefel, Terpentin ꝛc. haben bis jetzt nicht die ersehnte Wirkung gehabt, und diese niederschlagende Erfahrung mußte naturgemäß die Frage anregen, ob der beobachtete mikroskopische Schwamm wirklich die Ursache des Uebels oder nicht vielmehr bloß das Erzeugniß eines schon anderweitig vorhandenen, ungesunden Zustandes sey.

In der That hat ein französischer Gelehrter, Gr. Guérin-Meneville, schon im September 1850 auf künstlichen Kleefeldern ganze Strecken wie von einem weißen Mehlstaube überdeckt gefunden, und diese weiße Farbe rührt von einem Oidium her, welches vermuthlich mit dem an den Trauben beobachteten Schmarotzer identisch ist. Diese Kleefelder waren unmittelbar an Traubengärten begränzt, die vollkommen gesund waren. Herr Crivelli, ein Gelehrter in Mailand, hat ein vollkommen ähnliches Oidium auf verschiedenen anderen Pflanzen, namentlich dem verbascum, dem ranunculus acris u. a. bemerkt; neuerdings ist die nämliche Erscheinung auf Weiden, auf Klee- und Kreuzkrautfeldern in der Nähe von Paris beobachtet worden, und zwar ebensowohl in der Nachbarschaft gesunder wie erkrankter Reben. Alles dies bestärkt die Vermuthung, daß nur die schon erkrankten Weintrauben dem begeichneten Schwamm einen willkommenen Boden bieten, und daß ihre Leiden von einem anderen, weit verborgeneren und mächtigeren Feinde herrühren.

Dieser Feind ist wirklich durch die mikroskopischen Untersuchungen des Herrn Robineau-Desvoidy entdeckt worden. Derselbe hat sich nicht bei den augenfälligen Symptomen der Traube, den verstümmelten und zerrissenen Körnern, der schwielenartigen Haut, der Schimmeldecke u. s. w. aufgehalten, sondern er hat mit der Loupe die Blätter und Zweige erkrankter Stöcke untersucht und dort die wahren Urheber des Uebels, die dem Thierreiche angehören, gefunden. Da wo die Stengel sich ansetzen und auf den Blattadern entdeckt man kleine, oft unbewegliche, gelbliche Pünktchen, und diese Pünktchen sind nichts anderes als Milben; die mit ihren Saugrüssen die Rinde angreifen und aus ihr die zur Ernährung der Pflanze bestimmten Säfte aussaugen. Das Mikroskop reicht kaum aus, um die acht Füße, den schwabelförmigen Kopf und den Bauch des Thieres zu erkennen. Es hält sich vorzugsweise auf den dicken Blattadern auf oder auch am Ansatze des Stengels. So wie es eine Stelle ihrer nährenden Säfte beraubt hat, verläßt es dieselben und klettert anwärts, um einen neuen Weideplatz zu suchen. Uebrigens hat schon Linné dieses Insekt gekannt und beschrieben; er fand es in unzähligen Legionen auf den Blättern exotischer Gewächse in den Treibhäusern, wo es manchmal die größten Verheerungen anrichtete. Seine Eier sind rund und durchsichtig. Das kaum sichtbare Geschöpf, welches ausschlupft, ist Anfangs durchsichtig und weißlich; allmählig wird es gelblich, gelb und zuletzt roth. Während seiner Entwicklung läßt es seine verschiedenen Hüllen in Form eines weißlichen Staubes auf dem Blättern zurück. In den ersten Perioden seines Daseyns ist es schwer aufzufinden; aber im hellen Sonnenlichte und mit einer starken Loupe entdeckt man es in unzähligen Scharen. Dann ist es nichts als ein rundlicher Körper mit sechs Füßen; allmählig wird es dicker und länger, und die Zahl der Füße vermehrt sich bis auf zehn. Aber je größer diese Milben werden, desto geringer wird ihre Zahl, da sie anderen Insekten zur Beute dienen.

Herr Robineau hat, indem er die wahrscheinliche Ursache der Traubenkrankheit entdeckte, zugleich ein helles Licht in das Geheimniß der Kartoffelseuche fallen lassen. Auch diese entsteht durch unsichtbare Milben, welche in einem gegebenen Augenblicke, nur mit noch plötzlicherer Raschheit, sich über ein ganzes Feld ausbreiten, den Ernährungsprozeß dieser kostbaren Knollenpflanze stören und deren desorganisirte Gewebe der späteren Invasion eines Schwammes preisgeben, welcher dem Oidium der Traube ähnlich, vielleicht mit ihm identisch ist. Herr Robineau hat die Milben der Kartoffel wie die des Weinstocks gesehen, ihren Charakter beschrieben, sie in allen Stadien ihrer Entwicklung beobachtet, und er schreibt ihnen die Seuche zu, deren Verheerungen wir seit 1846 kennen.

Mit dieser interessanten Entdeckung ist freilich noch keine Abhülfe gegen das Uebel selbst gegeben; aber schon damit ist viel gewonnen, daß man die Natur der Krankheit kennt, die man zu bekämpfen hat. Man weiß nun auf welchen Punkt man seine Anstrengungen zu richten hat und man wird sich bemühen die Bedingungen kennen zu lernen, welche die abnorme Vermehrung der gefährlichen Insekten fördern. Man wird nicht mehr dem verzweifelten Glauben an eine unwiederbringliche Ausartung der nützlichsten Pflanzengattung nachhangen, sondern versuchen dieselben gegen ihre äußeren Feinde zu beschützen.

Pot-Pourri.

Der Berliner „Kladderadatsch" ladet auf folgende Weise zum Abonnement ein: „Neue Anleihe! Völker-Germaniens! Stämme Teut's! Hermann des Cheruskers selige Erben und Compagnie! Hört Ihr den Sturm von Norden weh'n? — Fühlt Ihr der Lüfte eis'gen Druck? — Ein kalter Geist geht durch die Welt, und noch fehlt es sämmtlichen Angstarbeitern der unterzeichneten Firma an passender Winterbekleidung — ar erhitzenden Nahrungsstoffen. Der Strom der Reaction hat unsre Witze und Karikaturen überschwemmt, fast hülflos stehen wir am Ufer des nackten Blödsinns — und wer verschert uns gegen den Brand des Jahres 1852??!!! In der Reihe der Maßregeln, die wir daher zur Herstellung unserer Zukunft ergreifen müssen, haben wir uns zunächst zur Aufnahme einer 17½ Silbergroschigen Anleihe bei jedem der Mezzig Millionen Einwohner Deutschlands entschlossen und berechtigt geglaubt. — Die Subscription beginnt am 30. Septbr. a. c. und wird in der Ewigkeit 8 Uhr Abends unnachsichtlich geschlossen. Niemand entschuldige sich daher mit Unkenntniß. Das Wechselhaus M. A. v. Rothschild nimmt keine Bestellungen auf den Kladderadatsch an, — braucht es auch nicht! Bildung ist Brod! sagte vor Kurzem ein großer Denker! Kladderadatsch ist Kuchen! sagen wir! Mitbürger! Wählet!"

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

Nr. 82. Zwanzigster Jahrgang. 1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 15. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Ricol.

(Fortsetzung.)

Ich bin alt geworden und werde täglich älter, meine sonst so straffen Arme sind schlaff geworden und werden stündlich zitternder und schwächer. Mit der Arbeit will es nicht mehr vorwärts, Matthias.

Du brauchst nicht mehr zu arbeiten, Peter, wie oft habe ich dir das doch schon gesagt! du kannst und sollst ausruhen. Dennoch aber wirkst und strebst du noch immer. Aber weiter! — Der Bauer ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder.

Du sollst Alles hören. Die Haushälterin hat längst einen Groll und Haß auf mich geworfen, weil sie weiß, daß ich für Christoph und Margarethe strebe, weil ihr bekannt ist, daß ich dir stets die Verständlichkeit anrathe, weil sie fühlt, daß ich ihr Gegner bin und bei dir gut angeschrieben stehe.

So, so, murmelte Matthias und neigte sein Haupt. Aber weiter!

Die „glatte" Mamsell aus der Stadt, mit dem hübschen Gesicht, aber dem häßlichen Herzen, will mich aus diesem Hause, aus meiner alten theuren Heimath verdrängen und vertreiben.

Nun und nimmer! fuhr der Bauer empor, und wenn sie das wirklich boshöchlichen sollte, so wird es ihr doch niemals gelingen. Dich vermag Niemand aus diesem Hause zu vertreiben. Glaubst du, daß ich jemals dem theuersten Freund unseres Hofes mit schmählichem Undank gegenüber treten könnte? Aber weiter!

Ich will mich nur kurz fassen. Vor der Einfahrt zum Hofe stand ich unter den beiden Wallnußbäumen.

Welche du gepflanzt hast, welche manches Malter Nüsse getragen haben.

Der Sonnenglanz funkelte auf den grünen, nachfeuchten Blättern, mir zu Füßen lag der alte, treue Fix. Ich sah dem Juttgen nach, welcher die Kühe und die Rinder vom Hofe forttrieb, ich beobachtete die Knechte, welche mit den Pferden, dem Pfluge und den Wagen in das Feld hinauszogen. Ich wollte zusehen, ob auch Alles so vorgenommen und beschafft werde, wie es gethan werden muß.

Du wolltest, wie immer, mit dem Auge deines Freundes, mit meinem Auge auspassen. Des Herrn Auge macht die Kühe fett, ja, das ist ein wahrer Spruch, und du hast, wenn ich nicht selbst am Platze war, für mich gesehen, für mich geforgt. Schon wieder unterbrach ich dich, aber weiter.

Als ich nun so dastand, kam die Haushälterin aus dem Garten her, stellte sich mit in die Seiten gestemmten Armen so recht häßlich zu mir hin, stieß den alten Fix mit dem Fuße in die Rippen, daß er heulend zurückfuhr, und sagte darauf mit einer kreischenden Stimme zu mir: Wie man hier doch wie ein Baron steht! kann der alte Lungerer und Faulenzer nicht arbeiten?

Mit einem Satze war Matthias an der Stubenthür. Er riß sie hastig auf und rief mit einer wilden Stimme, die dem Brüllen des Stieres nicht unähnlich war, über die Diele hin: Haushälterin, Haushälterin! Als dieser Zornesruf durch das Haus ertönte, trat in allen Räumen desselben eine tiefe Stille ein. Ein Gewitter wollte sich entladen — man kannte den furchtbaren Zorn des Herrn, und vor diesem suchte sich Alles zu schirmen und zu retten. Es blieb still, nichts rührte sich. Der Bauer stampfte mit den Füßen, daß das Zimmer dröhnte, und rief wieder mit seiner furchtbaren Stimme: Haushälterin, Haushälterin! Aber kein nahender Fuß ließ sich hören. Sie kommt nicht, sie hat also ein böses Gewissen; gut denn, ich werde sie aufsuchen. — Er nahm seinen Hut, und ergriff das spanische Rohr. Seine Brust arbeitete wild, seine Augen sprühten im feuchtenden Feuer des Zornes, vor seiner Stirn standen helle Schweißtropfen.

Das ist schändlich und gottlos, daß Alter soll man ehren! Peter, dir soll die vollkommenste Genugthuung zu Theil werden.

Nur nicht gar zu wild, Matthias.

In diesem Augenblick wurde unter dem Fenster gepfiffen. Als der Bauer hinausschaute, erblickte er einen schmucken Zimmergesellen, welcher ihm die Worte entgegen rief: Der Meister befindet sich auf dem Bauplatze und läßt Euch bitten, doch gleich einmal zu ihm kommen zu wollen. Er hat mit Euch mancherlei zu bereden, und Ihr müßtet darauf wohl eiligst mit dem Herrn Förster sprechen.

Gut, gut, ich werde kommen, grüße den Meister vorläufig. — Der Zimmergesell entfernte sich, indem er eine lustige Weise pfiff.

Peter, komm mit, begleite mich zu dem Bauplatze, denn du bist ein erfahrner Mann und kannst immer nützlichen Rath ertheilen. — Matthias war ruhiger geworden.

Sie hat sich verkeilt, um meinen Zorn verschnarren zu lassen; aber der wird wieder kommen, wenn sie mir erst unters Auge tritt. Sie mag aus dem Hause fortmarschiren, mir ist das gänzlich gleichgültig. — Das hatte Matthias noch niemals gesagt, und darum wurde Peter's Angesicht auch so freundlich und fröhlich. Er dachte an Christoph, Margarethen und den kleinen Matthias, und sagte leise zu sich selbst: Nun wird wohl in der Kürze Alles gut werden.

Als Beiden verließen das Zimmer, der alte Fix folgte ihnen, indem er vergnügt mit dem Schwanze wedelte.

Es herrschte ein reges Leben auf dem Bauplatze. Die blanke Axt wurde geschwungen, der Bohrer drang in die Balken und Ständer, und die große, scharfzähnige Säge durchschnitt mit hellem Geräusch das schöne, gesunde Holz. Die kräftigen Zimmerleute arbeiteten rasch und emsig. Sie begrüßten den Bauherrn, welcher ihnen zurief: Nun, bald werden wir eine lustige „Hausbörse"*) haben. Die frischen, rothen Gesichter lachten, und die kräftigen Arme bewegten sich mit verdoppelter Emsigkeit. Der Meister rief dem Vollnieer freundlich entgegen: Guten Morgen, Matthias, noch munter? — Munter ist die Hauptsache. — Die Männer standen neben einander und schüttelten sich derb die mächtigen Hände. Es hat sich herausgestellt, daß noch etwas Holz herbeigeschafft werden muß, sagte der stämmige Zimmermeister, und da ist es wohl am gerathensten, wenn du gleich selbst einmal mit unserem Grünrock sprichst.

Das soll geschehen, ich werde ihn gleich aufsuchen. Nun, der Bau rückt rasch vorwärts. So mag ich's leiden.

Wir werden bald mit der Arbeit fertig werden, meine Gesellen sind fixe Leute.

*) Hausbörje, so viel wie Aufrichtung des Hauses, des Gebäudes. Hören so viel wie Heben, Emporrichten, in die Höhe bringen.

Nun, ihr Jungen, seyd fleißig! rief Matthias mit lauter Stimme über den Platz hin; wird die Scheune an Dem Tage, welchen ich Euch schon öfter genannt habe, gerichtet, und haben wir dann auf ihrem Giebel den Kranz, so soll Euer Schaden nicht seyn. Ich habe noch so etwas ganz Besonderes im Sinn.

Er blickte dabei auf den alten Peter hin, welcher ihm zur Seite stand. Die Gesellen riefen: „Eine lustige Hausbörje!“ Hier und dort flog eine Mütze in die Höhe, und ein fröhlich Liedlein erklang zu dem Schlage der Axt und zu dem Geräusch der Säge. — Matthias verließ den Bauplatz, um den Förster aufzusuchen. Vorher sagte er noch zu Peter: Nun, Alter, dir soll die vollkommenste Genugthuung zu Theil werden. Ich werde wohl bald zurückkommen, und dann wollen wir die Haushälterin aufsuchen.

Der Bauer stand bald vor der hübsch gelegenen Wohnung des Försters, in deren Nähe ein klarer Bach vorüberfloß. Das Fenster steht offen. — Nun hast du nicht nöthig, in die Hausthür zu gehen, da wohl Jemand in der Stube seyn wird, den ou gleich fragen kannst, sagte Matthias zu sich, und im nächsten Augenblicke lugte er zur Stube hinein. Guten Morgen! rief er der hübschen, blondlockigen Försterin zu, die gerade vor dem Spiegel stand und ein weißes Häubchen mit Rosaband aufsetzte, ist der Herr Förster daheim? — Bin ich doch fast erschreckt worden, lächelte die junge Försterin, mein Mann ist aber nicht mehr zu Hause. — Und wohin ist er gegangen? — Mit den Holzhauern zum Walde.

Und welchen Weg hat er genommen?

Er ist durch die Wiesen gegangen, und wird im Walde bei dem großen Steinbruche gefunden werden können.

Nun, Frau Försterin, ich danke. Nichts für ungut, wenn ich Sie erschreckt haben sollte. Ade!

Hat weiter nichts zu sagen, ich wünsche ein gutes Geschäft und einen freundlichen, guten Morgen.

Die junge Frau lachte, und Matthias ging in die Wiesen hinein. Er wollte den Förster im Walde aufsuchen, um mit ihm über das Holz zu reden, das noch zu dem Bau der Scheune erforderlich war.

(Fortsetzung folgt.)

James Fenimore Cooper.

Amerikanische Blätter geben interessante Einzelheiten über diesen berühmten Todten, der seit dreißig Jahren eine so hervorragende Stelle unter den literarischen Notabilitäten seines Vaterlandes eingenommen hat. Er wurde zu Burlington in New-Jersey am 15. September 1789 geboren und hätte also, da er am 14. v. M. gestorben ist, noch einen Tag leben müssen, um sein 62stes Jahr zurückzulegen. Sein Vater war der Richter William Cooper, dessen Vorelteru im 17ten Jahrhundert aus England nach New-Jersey ausgewandert waren und der selbst im Jahre 1785 nach dem Staate New-York zog, wo er an den Ufern des Otsegosees eine Niederlassung gründete, die ihm zu Ehren später den Namen Cooperstown erhielt. Eine anziehende Schilderung dieses Ortes und seines Vaters, des Gründers der neuen Ansiedlung, findet man in Coopers „Pioneers“, einem der bekanntesten, und beliebtesten seiner Romane. Der junge Fenimore wurde als einjähriges Kind nach der neuen Heimath seiner Familie gebracht, wo sein Vater das Haus errichtet hatte, welches sie Beide seitdem bewohnt haben und in welchem sie Beide gestorben sind. Er erhielt seine erste Erziehung in Albany und bezog 1802 Yale-college, welches er 1805 verließ, um als Midshipman in den Seedienst seines Vaterlandes zu treten. Nach sechs Jahren nahm er zum Bedauern seiner Kameraden, deren Liebling er geworden war, seinen Abschied und verheirathete sich im Januar 1811 mit einer Miß de Lancey, aus einer der ältesten und achtbarsten Familien New-Yorks. Er hatte sein 32stes Jahr erreicht, als er seine literarische Laufbahn begann, und zwar mit dem Romane „Precaution“, der 1821 zu New-York erschien, aber seines späteren Ruhmes ganz unwürdig war und in dessen Folge auch nicht gern von ihm anerkannt wurde. Desto größeren Erfolg hatte der „Spion“, der sowol in Amerika als in England mit Begierde gelesen, ins Französische und Deutsche, dann auch ins Holländische, Schwedische, Russische, Polnische, Ungarische und 1847 sogar ins Persische übersetzt wurde. Manche betrachten ihn als den besten Roman, den Cooper je geschrieben hat; doch können wir diese Meynung nicht theilen, obgleich er ohne Zweifel eine der gelungensten historischen Erzählungen ist, die seit den Meisterwerken eines Walter Scott erschienen sind. Dem „Spion“ folgten „die Pioniere oder die Quellen des Susquehanna“, die ebenso beifällig aufgenommen wurden und in welcher zum ersten Male der originelle Lederstrumpf auftrat, der den Lesern nachher in dem „letzten Mohikaner“, in der „Prairie“, dem „Pfadfinder“ und „Hirschtödter“ wieder vorgeführt ward. Der „Lootse“ war der erste Cooper'sche Roman, der auf dem Meere spielt, und hat eine lange Reihe von Nachahmern hervorgerufen; in diese Kategorie gehören ferner die „Wassernixe“, die „Seelöwen“, die „beiden Admirale“, „Red Meyers“, „Miles Wallingford“ und „St. Marks Reef.“ Im Jahre 1827 besuchte er Europa, wo ihm sein Name den Zutritt in die vornehmsten Zirkel eröffnete, die er in seinen „Gleanings in Europe“ mit etwas zu großer Vorliebe beschrieben hat. Sein Aufenthalt in Italien und der Schweiz lieferte ihm auch das Material zu neuen Romanen, doch bewegte er sich auf europäischem Boden keineswegs so frei, wie in dem Dickicht des Urwaldes und auf den stürmischen Wogen des Meeres. Die englischen Zustände gaben ihm zu dem satyrischen Romane „The Monikins“ Veranlassung. Nach seiner Heimath zurückgekehrt, verwickelte ihn die angeblich aristokratische Richtung von einigen seiner Schriften in einen Zeitungskrieg, der seine Ruhe störte und seiner Popularität ernstlichen Abbruch that, obwol seine Gegner in mehreren Preßprozessen wegen Injurien zu nicht unbedeutenden Geldstrafen verurtheilt wurden. Trotz dieser Anfeindungen blieb er der demokratischen Partei, zu der er sich bekannte, treu und bewies durch seine „Geschichte der amerikanischen Marine“ und seine Biographien amerikanischer Seehelden von Neuem den warmen Patriotismus, den er schon in so manchen seiner Schriften an den Tag gelegt hatte, ohne daß er darum die Augen gegen die Mängel, nicht in den Institutionen, wohl aber in dem Charakter und den Sitten seiner Landsleute verschloß. Was seine religiösen Meynungen betrifft, so war er ein eifriges Mitglied der Episkopalkirche und vertrat öfter die Gemeinde von Cooperstown in den Jahresversammlungen derselben. Auch seine Tochter hat sich als religiös-moralische Schriftstellerin versucht, und ihre „ländlichen Stunden“ gehören zu den beliebtesten Volksbüchern in Amerika.

Zeitungsklatsch bei den Yankees.

Um die preßhafte Angst, welche ein Theil unserer Mitbürger noch immer vor dem Gedrucken hat, einigermaßen durch entsetzliche Beispiele zu trösten, mögen hier einige Entbüllungen aus amerikanischen Blättern folgen, die zugleich schlagende Beispiele für den abgeschmackten und kindischen Styl dieser Organe der republikanisch einfachen Bürger sind:

In einem New-Yorker „Herald“ vom Monate August finden sich, wie das Sonntagsblatt der „Weser Zeitung“ mittheilt, nicht weniger als fünf enggedruckte Spalten, unter der Aufschrift: „Fashionable Intelligence“, angefüllt mit Schilderungen aus dem Leben der Crême de la Crême der Union. Die Scene spielt, da es gerade Badesaison war, zu Cap May in Pennsylvanien und zu Newport in Rhode-Island.

„Herein strömten sie! und wie die Menge anschwoll, schienen

die zwischen dem Immergrün geschmackvoll vertheilten Lampen auf die bunten Scharen einen erheiternden und verschönenden Glanz ausgußießen. Es herrschte eine Harmonie, — ja eine Consonanz — zwischen den vielfarbigen Lampen und den Costümen im Saale, welche eine wahrhaft bezaubernde Wirkung machte. Wickende Federn, schimmernde Toiletten, gepuderte Haare, Schellenkappen, die Aderfedern des indianischen Kopfputzes, der Prunk erborgter Königswürde und die einfachen, aber bewunderungswürdigen Bänder des Bauernmädchens, nachgeahmte Größe und nachgeahmte Bescheidenheit, — alles war da; und wer Luft hatte, das Gemälde zu studiren, konnte eine gute Lehre darin finden, denn es war nicht ungleich dem Schauspiele, welches wir im wirklichen Leben täglich erblicken."

Auf diese tiefsinnige Bemerkung folgen einige philosophische Betrachtungen über die Welt im Allgemeinen und über Fancyballe im Besonderen. Dann geht der Verfasser auf die Einzelheiten ein; wir geben einige Beispiele:

„Miß Chisholm erschien als Tochter des Regiments; ihr Kostüm bestand aus einer weißen Jacke mit scharlachnen Aufschlägen, Zwergpresstuch, Halbstiefeln u. s. w. — Herr Parkinson trug ein schönes Kostüm als französischer Bootsmann in Sonntagsgala. — Signor Bitz, der berühmte Beschwörer, war als Magier anwesend. Er trug den Bart vor sich, um auf bemselben Zauberstücke auszuführen. Ihn begleitete ein Junge, den er seinen Kobold nannte. Wo der Beschwörer ging und stand, war immer ein Haufe um ihn versammelt, und manche Seitenunterhaltungen wurden an ihn gerichtet, kleine Gruppen von Damen zu unterhalten, die zu beschrieben waren, um ihm ins Gedränge zu folgen. — Herr L. B. Peterson trug ein spanisches Hofkostüm. Hr. P. ist ein Mann und sah in seiner Tracht aus wie ein Prinz von einem Don. — Herr Lewistein trug eine Tyroler Tracht und sang im Laufe des Abends verschiedene Tyroler Lieder. Herr L. hat eine schöne Stimme und seine Vocalisation würde einem Sänger von Profession Ehre machen. — Oberst Wallace erschien als Graf von Monte Christo; des Obersten hohe Gestalt war stattlicher als je, und seine Unterhaltung machte ihn überall zu einem amusanten Gesellschafter. — Joshua Price, ein Mitglied der Gesellschaft der Freunde und zu einer der ersten Familien von Philadelphia gehörend, war als Jockey gekleidet. Er war ganz Leben und Bewegung. — Herr Townsend von Newyork war zugegen, aber in Trauer und nahm nicht activ an den Vergnügungen des Abends Theil."

Aus dem Babelesen in Newyork sind die Schilderungen noch gründlicher; unsere Leser werden vielleicht nicht glauben, daß die nachstehenden Auszüge wirklich einer weit gelesenen Zeitung entnommen sind, sie müssen sich indessen auf unser Wort verlassen:

„Was nun die Schönen anbelangt, welche allabendlich den Salon zieren, so würde es schwer seyn, unbedingt Einer den Preis zuzuerkennen, da natürlich über einen solchen Punkt eine völlige Verschiedenheit der Ansichten herrscht. Ich kann indessen mit Sicherheit sagen, daß ein erheblicher Theil der unparteiischen Richter die Palme der schönen und liebenswürdigen Miß Mary Hyslop von Newyork zuerkennt, und ich muß bekennen, daß ich, alles wohl erwogen, diese Ansicht fast gelten lassen möchte. Es ist schwer, alle Tugenden und Vollkommenheiten des Geschlechts vereint zu finden in einer schönen Erdentochter, dem größten Segen und zugleich der schlimmsten Plage des Mannes. Miß Hyslop ist jung, natürlich aufgewedt, sehr schön, anmehmend bezaubernd, tanzt wie eine Elfe, sieht zu Einem hinauf wie ein Engel, plaudert wie Cupido's holdeste Tochter in Amors eigener zauberischer Sprache. Sie wird sehr bewundert und hat immer einen Schwarm von unserm Geschlechte in ihrem Gefolge. Während des Tages, nach den Mahlzeiten, kann man sie in der Helle lustwandeln sehen, immer von Mehreren umgeben, — und zu anderen Zeiten des Tages sieht man sie wohl, wie sie irgend einen armen Jungen auf ein Viertelstündchen durch ein bischen Geplauder ihm Salon glücklich macht. Sie ist seit einiger Zeit in Trauer gewesen und erscheint daher nicht häufig Abends unter den Tanzenden. Im Walzer ist sie vollendet und höchst anmuthig."

„Miß Ellen Woodbury, Tochter des Richters Woodbury, Portsmuth, Neu-Hampshire, ist unbedingt eine Schönheit und viele meynen, sie könne mit Recht selbst mit Miß Hyslop um die Palme streiten. Sie ist sehr hübsch und sehr beliebt, unterhält reizend, tanzt gut und findet sehr viele Beachtung. — Die drei Misses Starr von Neu-Orleans sind sehr niedlich, ausgezeichnete Tänzerinnen und sehr beachtet. Zwei von den Schwestern sehen einander so ähnlich, daß es fast unmöglich ist, sie zu unterscheiden, und in Folge dessen beging ein junger Herr eine spaßhafte Verwechslung, indem er eines Abends mit der einen Schwester ein Gespräch fortsetzte, das er am Morgen mit der andern begonnen hatte."

„Die beiden Misses Jarvis von Middletown, Connecticut, sind allerliebste junge Damen. Ihre feurigen Augen und niedlichen Gesichter richten mehr Unheil an, als sie möglicher Weise durch ein langes Leben voll Buße wieder gut machen können. Sie bewirken auf pochende Herzen furchtbarere Eindrücke als Colt's berühmte Revolvers. Auch finden sie viel Beachtung und sind bemerkenswerth gute Tänzerinnen. — Die beiden Misses Hall von New-York sind sehr reizend. Die Aeltere hat eine liebliche Stimme und ist eine überaus geschickte Sängerin, und Beide sind anmuthige Tänzerinnen, namentlich die ältere, welche durch den Saal schwebt wie ein Zephyr vom Himmel. Sie hat ein intelligentes und gutes Gesicht, und in ihren Lächeln ist ein gewinnender Zauber, dem man schwer widerstehen. Ich kenne verschiedene Herren, deren Herz zwischen Miß Hyslop und der älteren Miß Hall vibrirt, und es wundert mich nicht."

In dieser Weise geht es noch eine Zeitlang fort; das Publikum wird auf das Genauste von allem unterrichtet, was in den fashionablen Badeörtern vorgeht, und während der Europäer durch die Zeitung sich höchstens verheirathen kann, kann der Amerikaner sich „auf diesem, bereits nicht mehr ungewöhnlichen Wege" auch verlieben.

Vortheile von der Bienenzucht.

Die Bienenzucht ist unstreitig eine überaus schöne Beschäftigung und bringt demjenigen, der Bienen hält, nicht nur einen unmittelbaren bedeutenden Nutzen, sondern sie befördert auch sogar denen einen mittelbaren Vortheil, die gar keine Bienen halten. Es ist nämlich jetzt völlig erwiesen, daß die Bienen wesentlich zur Fruchtbarkeit vieler nützlichen Pflanzen beitragen, indem sie die Befruchtung der Blume befördern, und dies um so mehr, je mehr die Blume in sich Honig enthält und je näher sich die Pflanzen an dem Bienengarten befinden. Ein Bienengarten, in dem oder in dessen Nähe viele Bienenstöcke stehen, wird stets mehr Obst liefern, als ein anderer guter und gehörig unterhaltener, jedoch von einem Bienenstande entfernter Garten. — Diese Erscheinung ist ganz natürlich und man muß sich wundern, daß dieses nicht Jedermann gewahr wird, da sie uns so nahe liegt. Es ist eine bekannte Sache, daß verschiedene Gattungen von Insekten mittelbar zur leichten, schnellen und sicheren Befruchtung der Blumen beitragen. Diese Insekten, in den Blumen rührend und Honigsaft suchend, gerstreuen den Staub von dem Staubkölbchen auf die Stelle der Befruchtung, nämlich auf den männlichen Stempel: öfters sogar setzt sich der Blumenstaub auf die haarige Hülle der Bienen und diese übertragen und zerstreuen ihn auf die männlichen Theile. Die Sache geht so weit, daß man fast mit Gewißheit dafür halten kann, die Vorsehung selbst habe in ihrer unerforsch-

sichen Weisheit den Bau einiger Blumen so eingerichtet, daß sie ohne jene Bewegung, welche Insekten bei ihnen verursachen, niemals befruchtet werden könnten. Aber auch viele andere Pflanzen, deren Blumen keinen normalen Bau haben — fast alle in verschlossenen Orangerien unterhaltene Pflanzen, sehr wenig oder gar keinen Samen liefern, so lange sie verschlossen bleiben: wogegen sich bei Oeffnung der Fenster und dem Besuche durch Bienen sogleich die Frucht entwickelt. Dies wissen und kennen auch unsere Gärtner, weßhalb sie auch gern die Bienen zu den Blumen und Pflanzen zulassen. Die Bienen sind insbesondere zur Uebertragung des Blumenstaubes qualifizirt, weil sie mit feinen Härchen bewachsen und überaus beweglich sind. In Deutschland sind die Gegenden des Mittel- und Niederrheins an Obst die berühmtesten. Dort ist aber auch jeder Landwirth zugleich Bienenzüchter. Je näher die Bienen Honig enthaltende Blumen haben, desto leichter wird es ihnen, jeden heiteren Augenblick zum Sammeln zu benutzen; sie arbeiten in dieser Zeit emsiger als alle übrigen Insekten. Bei einer so ansehnlichen Zahl von Bienenstöcken, wie sie dort gehalten wird, scheint es, daß die große Menge der Bienen auch bei einem anhaltenden ungünstigen Wetter dennoch eine hinreichende Menge von Blumen befruchtet und gleichsam zur Erzeugung des Obstes bewinge. Wo wenige oder gar keine Bienen sind, dort kann auch von ähnlichem Erfolgen keine Rede seyn, weßhalb dort auch oft Mißwachs des Obstes anzutreffen ist.

Pot-Pourri.

Dieser Tage trug sich im Krystall-Palaste eine drollige Anekdote zu. Ein Engländer ging mit einem Freunde aus Frankreich auf und ab, als Letzterer die Bemerkung machte, wie er gewiß sey, daß die Taschendiebe nicht sich an ihm vergreifen würden. Sein Freund machte sich darauf den Scherz, während der Franzose in Bewunderung interessanter Gegenstände sich erging, ihm sein seidenes Foulard aus der Tasche zu escamotiren. Da klopfte ihm ein elegant gekleideter Herr auf die Schulter, und ihn bei Seite nehmend, sagte er zu ihm: „Mein Herr, ich sehe, Sie sind einer der Unsrigen, darum gebe ich Ihnen ihre goldene Dose wieder, die ich Ihnen eben genommen.“ Der Engländer, ganz verdutzt über das seltsame Geschenk, dankte verlegen, machte sich aber eiligst aus dem Staube, um nicht neue Bekanntschaften ähnlicher Art zu machen.

Aus dem Sprachlexikon der Berliner Flaneurs theilt der Zuschauer der „Kreuzzeitung“ folgenden Dialog zweier Pflastertreter mit, welche eines Tages unermüdlich die Passanten einer Straße torgnettirten: „Du hast einen brillanten Stiefel an!“ — „Première qualité!“ — „Wo hast Du ihn bauen lassen?“ — „Imponirt er Dir?“ — „Gletscherhaft.“

Zwei Weinkenner waren in einer Berliner Weinhandlung in einen heftigen Disput über die Sorten-Scala gerathen. Endlich bemerkte der Eine: „Ich habe einst in London 500jährigen Sherry getrunken.“ — „Kleinigkeit,“ entgegnete der Andere, der in der Civilisation etwas zurückgeblieben war, „in meiner Heimath wurde vor drei Jahren ein verschütteter Keller aufgegraben, in welchem Bouteillen gefunden wurden mit der Jahreszahl 1000; diese sind also 1000 Jahre alt gewesen.“ — „Erstaunlich! Und wie schmeckte der Urwein?“ — „Es war keiner mehr drin.“

Lyrisches

aus der

Gedichte-Sammlung von G. Pfeil.

Die Familie.

I.

Die Mutter.

Stille! Lasset die Sardine
Leise an dem Fenster nieder,
Denn die Mutter schlieft zum Schlummer
Ihre müden Augenlieder!

Wie so freundlich ihre Züge!
Wie ihr Mund holdselig lächelt!
Ist's ein Engel, der im Traume
Sie mit Himmelswonn' umfächelt?

Sieh! der volle Busen hebet
Sich in seinen engen Rahmen! —
Ihre Lippen, blaß gerdthet,
Formen sich zu einem Namen!

Und „mein Kind! mein Sohn!“ so flötet
Ihre Stimm' wie Zauberklänge,
Wie wenn aus der Seligen Räumen
Engelton herüber klänge.

Und erhebend sich vom Lager
Blickt verklärt sie nach der Wiege,
Wo das liebe Wesen ruhet
Mit des theuren Gatten Zügen.

Aufgelöst in heil'ger Ahnung
Küßt sie brünstig Aug' und Wangen,
Hält mit nie gefühlten Wonnen
Ihr geliebtes Kind umfangen!

Drückt es sinnend an den Busen — —
Und geführt von innerm Triebe
Labt sichs kräftig, wohl behaglich
An dem Born der treu'sten Liebe!

Trautes Bild! Wenn Mutterarme
Ihren Säugling warm umschlingen!
Engelstimmen nur vermögen
Solchen Liebreiz zu besingen!

II.

Der Mutterblick.

Schön ist ein Weib, auf dessen Rosenwangen
Die Liebe sich in Purpurgluth ergießt;
Doch schöner, wenn der Sehnsucht ahnend Bangen
Als Thräne sich in in ihrem Aug' erschließt;
Am schönsten aber ist der Mutterblick,
Der schweiget in geliebter Kinder Glück.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 83.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 18. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Ricol.

(Fortsetzung.)

Matthias war der wohlhabendste Vollmeier im ganzen Dorfe. Vor längeren Jahren war übrigens sein Wesen einmal sehr im Verfall gewesen. Sein verstorbener Vater hatte nicht so gewirthschaftet, wie er als Bauer hätte wirthschaften müssen. Damals, als man täglich erwartet hatte, daß die schöne Stelle bald in die Hände eines anderen Besitzers übergehen werde, war aber ein Mann auf dem Hofe, der Tag und Nacht arbeitete, welcher mit aller Emsigkeit und Umsicht dahin strebte, das Wesen der Familie zu erhalten, in deren Händen es sich seit langen Jahren befunden hatte. Wir kennen diesen Treuen bereits, es war der alte Peter. Als Matthias' Vater ins Grab sank, übernahm der eben volljährig gewordene junge Anerbe den Hof. Auch er ist uns bekannt. Man wird sich bereits ein Bild von ihm gemacht haben; Eine feste, kernige, ja, eiserne Bauernnatur. Aufbrausend, wild und zornig. Aber auch treuherzig, bieder und dankbar. Der junge Matthias arbeitete mit seinem Freunde Peter um die Wette, und den Männern gelangen ihre Werke. Glückliche Zeiten kamen hinzu, der Hof blühte von Stunde zu Stunde wieder mehr empor und wurde schließlich der schönste im ganzen Dorfe. Matthias hatte ein wohlhabendes Mädchen geheirathet, die aber auch mit ihrem klingenden Schatze den Schatz der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit in das Haus gebracht hatte. Wer diesen Hof vor Jahr und Tag gesehen hatte, er kannte ihn nach Jahr und Tag kaum wieder. Da stand ein neues, schönes Wohnhaus, da erblickte man ein großes Brennerei-Gebäude. Das Haus war nicht mit schwarzem, verwittertem Stroh gedeckt, rothe Ziegel blickten von ihm hernieder. Es drückte überhaupt in seiner ganzen, sowol äußeren, als inneren Erscheinung aus, daß auch für den Bauer eine junge, neue Zeit herangekommen. Matthias war seit längeren Jahren Wittwer geworden. Die beiden Söhne, welche ihm von der Frau geboren worden waren, hatten die Jahre der Kindheit glücklich zurückgelegt und waren jetzt kräftige junge Männer. Der älteste von ihnen, Franz genannt, war in jeder Beziehung der versüngte Matthias. Er hatte in einem anderen Dorfe die Anerbin eines großen Hofes geheirathet und lebte daselbst als einer der angesehensten Bauern. Der jüngere Sohn, Christoph, sollte nun das väterliche Wesen erhalten. Er war eine sanftere Natur, er glich seiner verstorbenen Mutter. — Matthias war Wittwer geblieben, und hatte „alle Partheien", die ihm von Heirathsmachern, welche auch auf dem Lande sehr bekannt sind, gar häufig angetragen wurden, stets und beharrlich zurückgewiesen. Aber es war nun seit mehreren Jahren eine junge Haushälterin in seinem Hause, welche, obgleich ihr bis jetzt alle Praktiken und Schlauheiten fehlgeschlagen waren, noch immer hoffte, die Frau vom Hause zu werden. Der Hof des Matthias lag an dem einen Ende des Dorfes. Gerade an dem anderen erblickte das Auge auch einen schönen Bauernhof, welcher dem Vollmeier Friedrichs gehörte. Matthias und Friedrichs waren aber in Feindschaft mit einander gerathen. Ein langjähriger Prozeß entstand zwischen ihnen. Matthias nahm das Recht in Anspruch, durch eine Wiese des Friedrichs zu fahren, welches von diesem auf das entschiedenste bestritten wurde. Der eiserne Matthias wußte aber nicht anders, als daß ihm das von ihm in Anspruch genommene Recht auch wirklich gebühre. Seine Vorfahren waren durch die Wiese gefahren, und er selbst hatte den Weg benutzt und benutzen lassen; indessen ging der Rechtsstreit verloren. Die Kosten waren bedeutend. Dann aber traten sich auch die beiden Männer, die sonst gute Freunde gewesen waren, in der Gemeinde einander gegenüber. Sie wurden immer erbitterter auf einander, und als Friedrichs endlich sogar Bauermeister wurde, glaubte Matthias, daß dieser nur durch Schliche und Ränke zu diesem Posten gelangt sey und ihn verdrängt habe. Das war nicht richtig, allein vorgefaßte Meynungen sind in manchen Gemüthern äußerst schwer zu beseitigen. Genug, die Alten wurden immer erbitterter auf einander, sie grüßten sich nicht mehr, wenn sie sich im Dorfe oder im Felde begegneten. Während nun aber zwischen ihnen Groll und Feindschaft vorhanden war, herrschte unter ihren Kindern, wie sich das ja so oft schon ereignet hat und ereignen wird, Freundschaft und Liebe. Christoph und Margarethe waren einander hold und gewogen. Margarethe, des Vollmeiers Friedrichs Tochter, war das schönste Mädchen im Dorfe. Matthias wollte aber nichts davon wissen, daß Christoph die Margarethe als junge Frau in das Haus führe. Ich habe nichts gegen das Mädchen zu erinnern, sagte er, sie ist hübsch, gut und arbeitsam, auch eines wohlhabenden Bauers Tochter, aber sie ist zugleich auch meines Feindes Kind, und das soll mir nicht ins Haus kommen. Der Christoph mag sich einen anderen Schatz nehmen. — Ja, das war leicht gesagt! Auch Margarethe's Vater wollte Anfangs nichts von Christoph wissen, doch ließ er sich späterhin durch die Bitten seines Kindes weich stimmen und hatte dann nichts mehr dagegen einzuwenden, daß der Sohn des Matthias sein Schwiegersohn werden möge. Nun ereignete es sich aber, daß Margarethe eher Mutter als Frau wurde. Wer auf dem Lande bekannt ist, weiß, daß das keine ungewöhnliche Erscheinung ist. Margarethe aber härmte sich sehr, als Matthias nach diesem Ereignisse der Unversöhnliche blieb. Der geborene Knabe wurde nach dem Großvater Matthias genannt. Es wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, um den Alten weich und milde zu stimmen, indessen hatte bis jetzt keine Umwandlung in der Gesinnung desselben erzielt werden können. Die Söhne Franz und Christoph waren mit Bitten auf ihn eingestürmt; schließlich war es zwischen ihnen und dem Vater zu einem sehr heftigen Auftritte gekommen, und die Söhne hatten zusammen das väterliche Haus verlassen. Christoph lebte gegenwärtig bei dem Bruder Franz. Oft besuchte er die sich härmende Margarethe und sprach ihr Muth auf bessere Zeiten ein. Auch diese war zum Matthias gegangen und hatte um Versöhnung gefleht und gebeten, aber auch dieser Weg war ein vergeblicher gewesen. Noch gab es einen Mann im Dorfe, welcher großen Einfluß auf Matthias ausübte, aber auch dessen Bemühungen hatten kein gewünschtes Ziel herbeiführen können. Dieser Mann war Vogel-Henning, welcher am Anfange dieser Erzählung aufgetreten ist. Er war immer der Ansicht gewesen, daß der kleine und der große Matthias einmal zusammen kommen müßten. Denn, bemerkte er, ich bin fest überzeugt davon, daß die Beiden ein großes Gefallen an einander haben werden. — Dem widersetzte sich aber Margarethe immer auf das entschiedenste, weil sie befürchtete, daß der Großvater in seinem wilden Zorn dem Enkel ein Leid zufügen könnte. Das glaube ich nun und nimmermehr, lächelte der Chenillen-Fischer;

Gleich und Gleich gesellt sich gern, der Junge wird seinen Großvater besiegen, es kommt nur auf den Versuch an. Thu's, Margarethe, und deine Hochzeit steht vor der Thür. Wollen wir eine Wette machen? Ich setze meinen Dompfaffen, der unter Brüdern drei Pistolen werth ist, und was du, Margarethe? Das schönste Stück blase ich schon in Gedanken.

Es war aber eine lange Zeit dahin gestrichen und der kleine Matthias fast sechs Jahre alt geworden. Das Kind war dem Großvater merkwürdig ähnlich. Dasselbe Gesicht mit den dunkelbraunen Augen, dieselbe Nase mit den trutzigen Flügeln, dieselben dichtenAugenbrauen. Aber auch im Uebrigen zeigte sich immer mehr und mehr, daß der Knabe auf den Aelterwater arte. Er zeigte einen eisernen Kopf, einen auffahrenden Zorn und einen kaum zu bezwingenden Trotz. Ein ganzer Bauernjunge, sagte der Vogel-Henning oft, und das alles ist ihm angeboren; ja, ja, es liegt ihm im Blute, ganz wie der Großvater. Darum müssen die Beiden auch einmal zusammen kommen. Der Junge kann mit dem Alten machen, was er will, ich wette meinen Dompfaffen. — Man hatte dem kleinen Matthias oft den vorübergehenden anderen Großvater, der auch Matthias hieße, gezeigt, und er hatte sich den Mann wohl gemerkt. Oft sagte er: Großvater, komm zu uns, oder: Ich will zum anderen Großvater. Der Knabe, welcher eine Zeit lang bei einer verheiratheten Schwester Margarethe's in einem entfernt liegenden Flecken gelebt hatte, war vor Kurzem in das heimathliche Dorf zurückgekehrt und immerwelte sich lustig unter den grünen Bäumen und auf dem freien Felde umher. Der andere Großvater Matthias, welchen er nicht vergessen hatte, wurde ihm wiedertholt gezeigt, und der Knabe sagte: Ich werde ihn einmal besuchen. Der Großvater kein böser Mann. Wird mich nicht schlagen, denn ich werde bei ihm artig sepn.

Vogel-Henning ging mit raschen Schritten durch das Dorf hin. Lieschen, sein Großkind aus der Stadt, kam ihm mit dem frischen Ziegenfutter entgegen, und er begrüßte das Mädlein freundlich. Die gekochte Milch wartet auf dich, Kind, mach, daß du heim kommst; wie wird sie dir nach dem Morgengange munden! sagte er gemüthlich, und das blondköpfige Kind mit den rothen Wengen und den blauen Veilchenaugen erwiederte lächelnd, indem es zwischen den frischen Lippen die schneeweißen Zähne hervorschimmern ließ: Ei wohl, Großvater, aber du solltest einmal heute die Vögel in der Flur und im Walde singen hören. Du mußt hingehen, denn so schön wie heute haben sie wirklich noch niemals gesungen. — Der zahme Häher ließ sich auf Lieschens Schulter hernieder. Da ist ja auch der Hans, nun, gehst du mit mir nach Hause? — Also die Vögel singen so schön im Walde? Nun, es kann wohl seyn, daß ich in das grüne Holz hineingehe, wenn ich nicht in dem hellen Bache fischen muß. Grüße die gute Großmutter, mein Lieschen! — Der Alte freischelte die rosigen Backen des Kindes und ging weiter; hinter ihm her flog wieder der Häher mit lustigem Geschrei. Als Henning auf dem Gute ankam, suchte er in dem großen, schönen Garten den Gärtner auf, welcher darüber zu bestimmen hatte, ob Fische gefangen werden sollten oder nicht. Dieser wußte nämlich, wie weit der etwaige Vorrath derselben reichte, und hiernach richtete es sich natürlich, ob ein neuer Fang bewerkstelligt werden mußte, oder ob derselbe noch aufgeschoben werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Heerwurm und die Zoologie des Aberglaubens.

In der achtundzwanzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Gotha gab ein neues Schriftchen über den Heerwurm von Ludwig Bechstein (Nürnberg 1851) den Herren Kellner und v. Siebold Veranlassung sich darüber auszusprechen.

Der Heerwurm besteht aus 6 bis 7 Linien langen fußlosen Maden (Larven) einer Mücke, welche millionenweise zu schlangenförmigen Körpern vereint vorwärts wandern. Aber ihre Erscheinung scheint ziemlich selten zu seyn, und dieser Umstand, nächst der eigenthümlichen Fortbewegung, mag zu den abergläubischen Deutungen derselben Veranlassung gegeben haben. Der Heerwurm wurde zeitweise in den mitteldeutschen Gebirgen und auch in Skandinavien beobachtet, wo er Orme-drag und Drag-Fä genannt, und auch von den Landleuten ganz ähnlich gedeutet wird, wie in Deutschland. Im Thüringer Walde beobachtete man ihn zuletzt 1850. Bechstein schreibt darüber:

Es war am Sonnabend den 3. August 1850 Morgens 5 Uhr, als der Wegwärter Ortleb zum Förster Buchenröder an das Jagdschloß auf Oberhof kam, anklopfte, guten Morgen bot und rief: „Herr Förster, wir bekommen Krieg!" „Wie so, Ortleb?" „Der Heerwurm läßt sich sehen!" „Der Heerwurm! wo?" „Unten beim Lochborn!" Sie eilten sogleich hinter zum Lochbrunnen, und unterwegs theilte Ortleb alle die abergläubischen Ueberlieferungen mit, die von Urväterzeiten her im Thüringerwald über den Heerwurm im Schwunge sind. Man war zur Stelle.

In einer Längenausdehnung von 12 bis 14 Fuß, drei Finger breit, einen Finger hoch über einander, zog die graue Schlange des Heerwurms quer über die Hochstraße. Es waren schon Pferdehufe und Wagenräder darüber hingegangen, das hemmte sie jedoch nicht in langsamer Bewegung vorwärts zu kommen, indem sich die getrennten Theile wieder vereinigten. Das Vordertheil, der Anfang, erschien zahnförmig ausgebreitet, bald zu zwei, bald zu drei, auch zu vier Gliedern. Es schien das Heer durch diese auf mehrfache Weise den besten Weg zu erraten. Millionen Köpfchen waren in steter Bewegung, die weder dem unsichern Suchen des Vorderendes glich. Ein mattsilbergrau glänzender Streifen zeigte sich an der Stelle des Weges, über welchen der Heerwurm gekrochen war. Dies ist auch nach andern Beobachtern die typische Erscheinung des Heerwurms. Einige haben jedoch auch noch größere schwarze Nuancen gleichsam als Trabanten auf den Seiten bemerkt.

Das seltene Erscheinen, das grauenhafte Ansehen eines perlgrauen, schlangenähnlichen, geräuschlos und gespenstig dahinglei tenden Gewürms von so bedeutender Länge, das, näher betrachtet, aus Millionen wimmelnder Eingelgeschöpfe besteht, muß wohl beim ersten Erblicken jeden Unbesangenen überraschen, geschweige denn die Befangenen, das Volk der Wäldner und Landleute. Ihre Phantasie schuf daraus ein schicksalverkündendes Wesen.

Heerwurm, Kriegswurm, Heerschlange, ist also der Volksname dieser seltenen Naturerscheinung auf deutschen Gebirgshöhen, den Thüringer Walde, dem Harz, dem Riesengebirge. Den Bewohnern dieser letzteren ein Vorbote schlechter Ernte, wenn er bergan zog, gesegneter aber, wenn er thalwärts kroch; den Thüringer Wäldnern Krieg kündend im Vergaufziehen, Friede im Abwärtsziehen — doch wohl aber überhaupt mehr als Kriegsvorbote gefürchtet, wie als Friedensbote begrüßt.

Aber indem der Heerwurm auf solche Weise dem Volksglauben Glück und Unglück, Wohl und Wehe der Länder und folglich der Völker verkündete, konnte es nicht fehlen, daß die verhersagende, bedeutungsvoll erachtete Erscheinung auch zur Weissagung für den Einzelnen ausgedeutet wurde, und zwar in Thüringen nicht minder, wie im hohen Norden. Dort auf den Gebirgen Schwedens und Norwegens zieht der Heerwurm: Orme-drag (Wurmzug), Drag-Fä (Zugheerde), Gärds-drag (Hauszug) vom Volke genannt, daß ihm dort Kleider und Gürtel in den Weg wirft, und es für glückbringend hält, wenn der Wurmzug darüber hingeleitet, für unheilkündend hingegen, wenn er seitwärts ausweicht. Ebenso auf dem Thüringer Walde.

Es ist etwas wunderbam Heimliches um die Beziehungen des Menschenlebens zum übrigen Naturleben, und namentlich zur Thierwelt. Im grauen Alterthum wurzeln diese Beziehungen,

und immer noch treiben sie sonderbare Blüthen und Früchte. Welche Menge von Fabelthieren zählt nicht der Mythus! Flügelpferde und Sphinxe, Harpyien und Stymphaliden, Chimären und Hydren, schlangenschwänzige Seeroße und Pythonen, Sirenen und riesige Seeschlangen, Drachen und Greife, Basilisken, Lindwürmer und anderes Fabelgeschlecht, eine ganze Fauna der Fabelwelt steht hinter uns, vergleichbar der von Gesteinsschichten begrabenen wirklichen Thierwelt. Aber abgesehen von den Fabelthieren, wie erfindungsreich wirkte die Volksposesie im Thierabergl auben, wie mannigfaltig gestaltete sie der Thierwelt Einwirkung auf die Menschenwelt; sie heiligte im frühesten Völkermorgen gewisse Thiergeschlechter, verfehmte andere, versetzte an den Sternenhimmel, belete an und mumisirte, ließ sich von Vögeln weissagen und von Rossen Glück zuweihern, gestellte Thiere den Göttern zu, und gab ihrem Wesen und ihren Eigenschaften moralisch-allegorische Deutung. Auch der deutsche Volksaberglaube ist überreich an solchen mythischen heimlichen Beziehungen. Manches aus der heidnischen Götter- und Heldensage Zugehörige erbte kaum fort im Volksglauben; das Volk weiß kaum noch vom Eber der Asen, von Odins Wolf und Raben, von gottgeheiligten Rossen, aber das kluge Roß der vier Haimonskinder läßt es noch, aus seinem Wassergrabe wieder erstanden, umgehend erblicken, und lange waren noch an der Kirche zu Ellerich die vier Hufeisen vom Pferde des Grafen von Klettenberg zu sehen, die ein Gottesgericht diesem Pferde plötzlich abfallen ließ. Die Rosstrappe am Harz bleibt ein ewiger Sagenzeuge. Dreibeinige Pferde spuken, Reiter ohne Kopf zeigen sich auf Schimmeln an bedenklichen Stellen der Wege und Brücken; auf schwarzem, feuerschnaubendem Roß, das halb Gerippe ist, braust der wilde Jäger durch die Nacht. Die Milch kohlschwarzer Kühe ist zauberkräftig. In Hunde wurden Teufelsbündner, Gottesläugner und Menschenplager verwandelt. Der böse Feind folgt in Hundegestalt dem Jauberer, der ihn mittelst Höllenzwanges eine Zeitlang zu Knechtesdienst an sich kettet. Katzen sind Hexen und Hexen können sich in Katzen verwandeln, daher ist's nicht gut sie zu beleidigen oder gar zu tödten, es bringt Unglück. So auch ist nicht wohlgethan, junge Hunde und Katzen zum Ersäufen wegzutragen, — wer es thut, verträgt sein Glück. Hier ist ein ethisches Prinzip erkennbar, die Warnung vor unbedachtem, grausamem Mord an jungen, kaum zum Daseyn erwachten Leben. Ueber den Weg laufende Hasen weissagen Unheil, begegnende Schafe gastliche, Schweine ungastliche Aufnahme. In Wehrwölfe können sich Menschen verwandeln, in Bären und Bärinnen wurden wunderschöne Prinzen und Prinzessinnen nicht minder verzaubert als in Drachen, bis der Erlöser erschien, der Muth genug besaß, sie zu umarmen und zu küssen, und durch die Umarmung den Zauberbann loszusprengen. Hähne sind noch immer Volkspropheten, Kuckuk, Pyrole, Kranich, Schneegänse nicht minder. Der Eisvogel ist noch im Tode ein Wetterverkündiger, Lachtauben und Kreuzschnäbel ziehen Krankheiten an; des Wiedehopfs Blut und Federn sind von magischer Wirkung. Der Specht weiß die Springwurz zu finden, das Eisterange macht unsichtbar. Störche und Schwalben bringen Glück ins Haus, der Schwalbenstein ist der Springwurz gleich zu achten. Als Eule fliegt die verwandelte Nonne Tubosel vor dem wilden Heere her, die Schleiereule ist der todtkündende: Vogel Kreideweiß, das Käuzchen mit seinem schauerlichen „Komm mit, komm mit!“ ist Leichhuhn, Todtenvogel. Sperlingsmuth übt Zauber wie Nachtigallenungen und Jungen, Meisen sind gescit, Rothkelchen ebenso, die Nachtschwalbe, vulgo Ziegenmelker, saugt Ziegen und Kühen die Milch aus dem Euter, die Himmelsziege, Heerschnepfe hilft den Lämmpul des wilden Jägers vermehren.

Verwünschte Jungfrauen harren in Schlangengestalt der Erlösung, Schlangen sind Hausgeister, erscheinen in den Sagen mit Goldkronen, legen sie ab, wenn sie baden und verfolgen wüthend den Kronenräuber; Schlangen lieben die Milch, saugen sie selbst aus Frauenbrüsten, gestaltete Schlangen (Drachen) hüten Gold und Schätze. Der Laubfrosch ist Wetterprophet, die Kröte trägt im Haupte den heil- und zauberkräftigen Krötenstein; der Molch ist: Unk und Hausgeist.

Von den Fischen wird der Schlammbeißer als Wetterprophet in Gläsern gehalten, der Hecht hat die Marterwerkzeuge Christi im Haupt, Kreuz und Lanze, Schwamm und Nägel. Nun erst die Insekten! Des Goldkäfers Larve und Puppe, die sich bisweilen in Ameisenhaufen findet, ist Heckemännchen, Ameisenkönig schafft Geld und hält das Vieh gesund; der Maikäfer ist Frühlingsbote, der Roßkäfer Wetterverkünder, die Marienkäfer sind mit lauter Schmeichelnamen begabt: Marienlieb, Herrgottsküheln, Gottesküblchen, Frauenkühlein und dienen hie und da gleich Goldkäfern zu kindischer Schicksalsforschung. Das Haustäferchen ist Todtenuhr, pickt Sterbestunden, wird in mancher Gegend heilig gehalten und verehrt. Auch der Holzbohrer übt gleiche Kunst des Pickens und Sterbevoraussagens. Ameisen und Spinnen weissagen, letztere zumal verkünden nächst dem Wetter Heil und Unheil, je nachdem sie frühmorgens oder Abends erblickt werden. Bienenschwarmanflug gilt für ein günstiges Zeichen; in Fliegengestalt lieh sich der Teufel als spiritus familiaris in Gläser sperren. Der Grillen und Heimchen Gezirp hat prophetische Bedeutung, und besonders das letztere mit seinem traulichen, echt deutschgemüthlichen Namen, der eben so wohl an Heimath mahnen, als Heimlichkeit — den stillen, traulichen Winkel, den verborgenen Wohnort — andeuten mag, ist vielen ein lieber, vielen ein lästiger Hausfreund. Schreckhaft und unheimlich hingegen erscheint dem Volke die wilde, schädliche Ackerwerre, Maulwurfsgrille oder Reitwurm, von ganz diabolischer Gestalt. Der Schaum der Zikaden auf Bäumen und Blumen heißt dem Volke Kukuksspeise, Hexenspeichel und gilt ihm als eine unheimliche Erscheinung. Auf Heuschreckenfühlern las der Aberglaube gheimnißvolle dämonische Zeichen, unheilverkündende Chirogramme. Von den Schmetterlingen sind es besonders die Trauermäntel und Todtenköpfe, die dem Volke als unheimliche Sterbeboten mahnend erschienen. Auch die Holzlaus klopft im Getäfel und wird den Todtenuhren zugezählt. Das monströse Gewächs an den Rosenstöcken, das die Rosengallwespe verursacht, gilt als Schlafapfel, und heißt so; er darf aber um solche Wirkung zu üben, nicht über Wasser getragen werden. In den Krebsaugen erblickt der Aberglaube das Bild der Jungfrau Maria, und das sympathetische Bestreichen mit Waldschnecken um abnehmenden Monde vertreibt die Kröpfe.

Prinz Wilhelm von Preußen.

Ein Nachruf an den verewigten Prinzen im „Hamb. Korrespondenten“ erinnert an einen schönen Zug aus dem Leben desselben, welcher in das Jahr 1808 fällt, in die Zeit als Preußen durch die französische Contribution schwer belastet war. Damals ging Prinz Wilhelm nach Paris und stellte dem Kaiser Napoleon vor, wie voll Vorurtheilen gegen Preußen er verfahre und wie sehr das Land, dessen Selbstständigkeit gestärkt werden müsse, durch Besteuerung bedrückt werde. Er wünschte, man möge eine Zeit lang Preußen rämmen, dann sollten auch die Zahlungstermine pünktlich inne gehalten werden, er selbst erbot sich mit seiner Gemahlin persönlich bis zur erfolgten Zahlung dafür zu haften! Napoleon lehnte dieses, hocherstaunt über solche Opferbereitwilligkeit ab; diese Freiheit von allem Egoismus, welche in dem damals 25jährigen preußischen Prinzen hervortrat, und der sich die Gemahlin, Prinzessin Marianne, gleichen Sinnes anschloß, war nicht in Napoleons Charakter, wenn sie auch augenblicklichen Eindruck auf ihn machte. Stein erfuhr das Ganze durch Prinzessin Marianne und schrieb dem Prinzen darüber, welcher aus Paris unterm 14. März 1808 folgende Antwort schickte: „Ich sehe, meine Frau hat Sie von Allem unterrichtet, und bemerke, daß ich

vergaß, dieser mitzutheilen, was bereits in der bewußten Sache geschehen ist. Es ist wahr, ich wollte nach dem in Memel kurz vor meiner Abreise entworfenen Plan dessen Ausführung bis zum letzten entscheidenden Moment aufbewahren. Die unglinstigen Auspicien, unter denen ich hier eintrat, Winke von Spuren übriggebliebener Großmuth, welche sichere Quellen mir anzeigten, die hieraus geschöpfte Idee, der erste Eindruck müsse der Hauptein-druck seyn, dann der große Augenblick selbst — die Begeisterung — Alles überzeugte mich und riß mich hin anzufangen, womit ich enden wollte. Sie wissen aus meinem ersten Bericht, wie ein-gewurzelter Haß und Mangel an Zutrauen aus allen Reden des gewaltigen Mannes hervorleuchteten. Da faßte ich den Entschluß, mich selbst augenblicklich stark jeder anderen Sicherheit anzubieten, als Geißel in seiner Macht zu bleiben und zum Beweis, wie fest er auf meinen Bruder rechnen könne, bot ich ihm meine Dienste an, dessen Liebe zu mir müsse dann hinreichende Bürgschaft ihm stellen. Mit freundlichen Blicken betrachtete er mich, als ich un-gestüm dies sagend in ihn drang; doch war seine Antwort, un-möglich könne er es annehmen, nie, nie. Sie setzen hieraus, wie richtig das Urtheil war, welches Sie über diesen Schritt in Ihrem letzten Briefe gefällt haben. Doch bitte ich, in Ihrer Brust zu verschließen, Alles, was diesen mißlungenen Versuch, mein Vater-land durch mich selbst zu retten, betrifft; der Beifall, welchen meine Freunde mir zollen, unter denen ich kühn Sie mitbegreife, ist mir Freude genug und Belohnung. Wie schade, daß ich nicht helfen konnte. Wilhelm, Prinz von Preußen." (Ein Stück dieses Briefes steht als Facsimile in Pertz' Leben Stein's II., 98.) Der Prinz hatte schon früher auf ein Drittheil seiner Apanage verzichtet.

Pot-Pourri.

Die Zeit des Mittagessens hat im Laufe der Jahrhunderte vielfache Veränderung erlebt. Im vierzehnten Jahrhundert aß der König von Frankreich um acht Uhr Morgens zu Mittag und ging Abends zur selben Stunde mit den Hühnern zu Bett. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. ging man um elf zu Tisch; unter Ludwig XV. um zwei Uhr, und dieser Gebrauch dauerte bis zur Revolution. Noch vor fünfzig Jahren aß der König von Spanien um zwölf Uhr zu Mittag; unter der Regierung Heinrichs VIII. frühstückten die Leute vom guten Ton in England um sieben Uhr und aßen um zehn Uhr Morgens zu Mittag. Zur Zeit der Königin Elisabeth, wo ein Stück sehr hartes Pökelfleisch und ein Krug Bier das gewöhnliche Frühstück der Hofdamen war, dinirte man um elf und soupirte zwischen fünf und sechs Uhr, eine Zeit, in der man sich heutzutag in England kaum zum Diner setzt. Jetzt ist die Zeit des Mittagessens in England sehr verschieden. Ich erinnere mich, erzählt Baerst, daß ein Bekannter von mir sich um halb neun Uhr zum Souper bei dem Kanzler Eldon zu Tisch setzte und um dreiviertel auf zehn Uhr aufstand, um sich zu Georg IV. zum Diner zu begeben. In Frankreich ist sechs Uhr die Stunde des Diners. In Paris heißt aber um sechs Uhr meist sieben Uhr und sechs Uhr präcis halb sieben Uhr. Ein Witzbold hat gesagt, daß die Franzosen durch das ewige Hinausschieben der Stunde des Diners damit entgien wurden, erst den folgenden Tag zu Mittag zu essen. In England herrscht die schlechte Sitte, daß man in vielen Häusern erst eine Stunde nach der Stunde der Einladung erscheint, so daß man in steter Furcht ist, zu früh oder zu spät zu kommen. Lord Minto, englischer Gesandter in Berlin, wollte dies an der Tafel des sehr pünktlichen Königs Friedrich Wilhelm III. nachahmen, fand aber alle bei Tafel. In Ostindien herrscht die sehr schöne Sitte, eine halbe Stunde nach Sonnen-untergang sich zum Mittagtisch einzufinden. In Deutschland aßen wir bekanntlich bis zur französischen Revolution fast durchaus um zwölf Uhr zu Mittag, bis wir durch eine spätere Stunde einen längeren Morgen gewannen. Jener Philosoph hatte ganz Recht, der, als man ihn fragte, welches die beste Zeit zum Essen sey, zur Antwort gab: für Reiche, wenn sich der Hunger einstellt, und für Arme, wenn sie etwas zu essen haben.

Niemals hat man so viele plötzliche Todesfälle und Selbst-morde in Paris und seinen Vorstädten erlebt als in den letzten Tagen. Einer der sonderbarsten Fälle aber ist folgender. Am 19. September wurde bei Saint-Cloud eine Leiche aus der Seine gezogen, die mehrere Tage darin gelegen haben mochte. Der Ver-storbene scheint etwa fünfundzwanzig Jahre alt gewesen zu seyn und der höheren Klasse der Gesellschaft angehört zu haben. Sein Gesicht war schön, das Haar braun, der Bart lang und schwarz; die Leiche trug überdies die feinste Wäsche und Kleider nach dem neuesten Schnitt. Ein kleines Fläschchen, verkorkt und versiegelt, hing an seinem Hals und in demselben befand sich ein Zettel mit folgenden Worten beschrieben: „Ich bin im Begriff zu sterben!... Jung, das ist wahr! . . . und wenn mein Leichnam aufgefunden wird, so wird vielleicht eine Klage erhoben. Dies wünsche ich nicht! . . . Ein Engel erschien mir im Traum, der mir sagte: „„Ich bin der Genius von Frankreich; königliches Blut rollt in deinen Adern; aber bevor du die souveräne Macht, um welche sich Parteien in Frankreich streiten, antrittst, mußt du hingehen und den ewigen Herrn aller Dinge sehen, — Gott! . . . Stirb . . . Lass' die Wasser der Seine deinen Leib verschlingen. Fürchte nichts; du wirst wieder aufstehen, wenn die Stunde deines Triumphes geschlagen haben wird! Ich habe gesprochen!"" — Und der Engel verschwand. Ich habe seinen Wunsch erfüllt . . . aber ich lasse dieses Schreiben zurück für den Fall, daß der himmlische Bote mich getäuscht haben sollte . . . Ich bitte den Staatsprokurator der Republik, ihn zu verfolgen. (Unterzeichnet) Der zukünftige König von Frankreich." — Auf die Leiche hat bis jetzt noch Niemand Anspruch erhoben und die Polizeibehörden haben nun Nach-forschungen angeordnet, um die Familie dieses sonderbaren Selbst-mörders aufzufinden.

Die Wahrheit des alten Satzes, daß der liebe Gott gar wun-derliche Kostgänger auf der Erde herumlaufen habe, wurde kürzlich wieder in Nürnberg bethätigt. Es kam nämlich in eine dortige Restauration ein offenbar den höheren Ständen angehöriger älterer Herr und erklärte, unter nachstehenden pünktlichst einzuhaltenden Bedingungen seinen Mittagstisch daselbst nehmen zu wollen: Suppe präcis 1, Rindfleisch genau um 1/4 auf 2, Gemüse und Zubehör pünktlich um 1/2 auf 2, Braten und Salat mit dem Schlag 2 Uhr. Als man ihm bemerkte, daß dieses Verlangen schon des Wärmens der Speisen wegen mit vielen Umständen verknüpft sey, erklärte er, daß wisse er wohl, er müsse aber dessen ungeachtet darauf bestehen, möge es kosten, was es wolle. In der That machte er noch an demselben Tag den Anfang mit seiner wunderlichen Tafelei; es scheint jedoch, daß sie ihm auf die Länge der Zeit selbst nicht mehr behagt hat, denn nach einigen weiteren Proben blieb er aus.

Bestrafung von Ehemännern, die von ihren Frauen geprügelt worden.

Diese fand in mehreren Gegenden Deutschlands statt, und trug sich noch im Jahre 1769 im Fürstenthum Fulda zu. Wenn ein Ehemann überwiesen ward, von seiner Frau Schläge bekommen zu haben, so hatte das Hofmarschallamt das Recht, die Sache zu untersuchen. Ward die That begründet befunden, so ward dem Geprügelten durch die in fürstlicher Livree stehenden Diener das Dach seines Wohnhauses abgedeckt.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 84.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 22. Oktober.

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Ricol.

(Fortsetzung.)

Der Chenillen-Fischer fand seinen Freund, den Gärtner, bei den Orangen- und Citronenbäumen, welche vor dem großen Gewächshause im warmen Scheine der Sonne blühten und Früchte trugen. Auch standen da zwei von den wunderbaren breitblättrigen Aloes, in welche eine große Anzahl Namen mit Dornenspitzen oder Spandeln hineingezeichnet worden waren. Mancher junge Bursche und manches junge Mädchen glaubten, daß sie um eben so berühmt und bekannt wie ihr Pastor oder ihr Cantor geworden, weil auch sie unter den Aloe-Schriftstellern ständen. Als der Gärtner den herannahenden Fischer erblickte, rief er ihm entgegen: Chenillen-Vogel, Henning-Fischer — ei, setzte er lachend hinzu, da versprach ich mich wieder wie gewöhnlich; nun, das macht aber nichts aus, die Fischerei kann heute auf sich beruhen, und deßhalb müßten sich die rothgefleckten Forellen und die übrigen silbergeschuppten Fische bei mir bekannen, wenn sie sprechen könnten. Nun, guten Morgen. Willst du dir aber in meiner werthen Gesellschaft den Garten betrachten, auch nach den schwärmenden Immen (Bienen) sehen, so wird mir das sehr lieb seyn, Freund Henning. Dein großes Netz, in welchem du Wallfische fangen könntest, wenn sie in unserem Bache sich aufhielten oder statt der Karpfen dort im Teiche säßen, kannst du nun so lange zur Seite stellen. Uebrigens ist es doch wirklich schade, daß es bei uns in den Gewässern keine Wallfische gibt, sonst könnte man dich den Wallfisch-Chenillen-Vogel-Fischer-Henning nennen, und das wäre doch ein ganz vorzüglicher Name. — Henning lachte, und die beiden alten Bekannten betrachteten längere Zeit die vielen und schönen Gewächse des großen Gartens. Nachdem der Vogel-Henning dann auch noch bei dem Immenhause gestanden und die fleißigen merkwürdigen Thiere beobachtet hatte, verabschiedete er sich von dem Freunde, verließ den Garten und ging dem Walde zu.

Das war ein schöner Morgen! Die Vögel sangen und jubilirten, die Sonnenstrahlen woben einen goldenen Schimmer um die ganze Welt, und die Blumen sandten ihre süßen Düfte wie eine holde Spende weit durch die Luft hin. Oft stand der Vogel-Henning still, sein Auge leuchtete, sein Herz pochte laut, und auf seinem Antlitz zeigte sich eine große, heilige Freude. Im Dorfe schlug die Glocke, er hörte diese bekannten, lieben Töne, sie erzählten ihm von den Stunden der Kindheit, sie erzählten ihm aber auch von den Tagen des Alters! Er sah, wie über den Häusern der blaue Rauch in die klare Luft empor stieg, er sah, wie die Tauben hin und her flogen, er sah, wie in den Feldern die fleißigen Menschen hin und her eilten. Er sagte: Unser Dorf ist doch das schönste in der Welt, und nimmer könnte ich es verlassen. Dann ging er vorwärts, der treue Hähet war sein Begleiter. Vogel-Henning verschwand unter den leise flüsternden Bäumen des Waldes.

Matthias hatte den Grünrock am großen Steinbruche gefunden. Der Förster versprach, ihm das zu seiner Scheune noch fehlende Holz so bald als möglich anweisen zu wollen, und der Vollmeier war darauf weiter in den Wald hinein gegangen. Er hörte die Drosseln flöten, er hörte den Finken schmettern, der Specht klopfte an dem Baume herauf und herunter, und die Grasmücken zwitscherten. Im grünen Grunde, wo der helle, kühle Born entsprang, wo das frische, dichtlaubige Gebüsch stand, schlug eine Nachtigall, und der Bauer stand still und lauschte dem schönen, weithin tönenden Gesange. Sein Herz wurde warm und weich, die göttliche Natur, der Odem Gottes rührte es gewaltig. Aus seiner Seele stieg ein Gebet empor, er dachte an seine Söhne, an seine gestorbene Frau, an Margarethe und an seinen Enkel Matthias. Er fuhr mit der Hand über die dunkelbraunen Augen hin, in denen sich ein schimmernder Glanz zeigte. So stand er lange Zeit da, der blaue Himmel lächelte durch die grünen Buchen und Eichen hernieder, um die bunten Blumen des Waldes schwebten die farbigen Schmetterlinge hin. Dann aber ermannte er sich plötzlich, er stellte sich straff hin und sagte: Nicht nachgeben, Matthias, du mußt fest bleiben, sie ist ja das Kind deines bittersten Feindes! Es geht nicht! — Er wanderte weiter. Da, wo die Gränze zwischen der Holzung des Dorfes, in welchem Matthias wohnte, und dem fremden, fürstlichen Revier sich befindet, stand er still und sagte zu sich: Wie? bis hierher bist du gegangen? Das ist eine weite Wanderung. Der Wald hat mir's angethan mit seinem linden Athem, mit seinen grünen Bäumen, mit seinem schönen Gesange. Aber da du nun bis hierher gekommen bist, so kannst du auch einmal zu der alten Eiche hingehen. — Der Bauer kam in ihre Nähe, er hörte ein helles Häkergeschrei, und bald entdeckte sein scharfes Auge unter dem Baume den Vogel-Henning.

Willkommen im grünen Walde, Matthias! rief dieser dem Bauer entgegen: was führt dich hierher, gehst du auch auf den Vogelfang aus?

Ich werde dir nicht in das Gehege kommen, Vogel-Henning. Mit dem Grünrock habe ich sprechen müssen, und da ich ihn in seinem Hause nicht fand, so mußte ich ihn im Wald aufsuchen. Dann schlenderte ich so weiter, und bin endlich zur alten Eiche gekommen, unter der ich doch auch einmal wieder ausruhen will.

Das ist schön, Matthias, es ist ein wahrer Pfingstmorgen. Du hast Recht, Chenillen-Fischer, die Pracht ist groß, man wird andächtig wie in der Kirche.

Es geht nichts über die Herrlichkeit der Natur.

Du hast wieder Recht, Vogel-Henning, du kennst aber auch die Schönheiten der Natur, wie sonst Keiner.

Sie saßen unter der Eiche, Vogel-Henning rauchte aus seiner Holzpfeife. Matthias erzählte von seinem Schwiemensau und dem Vorgange, welche er mit dem alten Peter gehabt hatte.

Henning horchte hoch auf. Er dachte: Vielleicht gelingt es dir in dieser Stunde noch, Matthias mit dem Christoph und der Margarethe zu versöhnen.

Und soll die Haushälterin in deinem Hause noch bleiben, Matthias? Sie ist kein Glück für dich.

Ich werde sie aufs strengste zur Rechenschaft ziehen, und sie kann meinen Dienst quittiren; ja, sie soll ihn verlassen.

Henning erhob sich, zog heftig und rasch den Dampf aus der Pfeife hervor und sagte: Matthias, ich wollte dich eigentlich in deinem Hause aufsuchen, um mit dir über eine wichtige Sache zu reden. Aber das kann nun auch hier im grünen Walde geschehen.

Ich kann mir denken, was du beabsichtigst, lächelte der Bauer, aber, Vogel-Henning, es geht nicht.

Und warum nicht? Willst du doch etwa wieder die Haushälterin in Gnaden auf- und annehmen?

Nein! diese Sache ist abgemacht, rechtskräftig von mir entschieden.

Nun, und wer soll denn künftig den Haushalt führen?

Die Großmagd mag das thun, bis ich eine andere Haushälterin gefunden haben werde. Das Kind meines bittersten Feindes kann nicht als Tochter in mein Haus kommen.

Matthias, kennst du wohl den Spruch:

Friede ernährt,
Unfriede verzehrt?

Willst du wirklich in ewigem Hader mit deinen Söhnen und der Margarethe leben, willst du nie deinen Enkel, den prächtigen Matthias, als Großvater auf- und annehmen?

Der Bauer schwieg und fuhr sich mit der Hand über die Augen hin.

Dein Enkel, der kleine Matthias, ist dein Ebenbild. Er gleicht dir durch und durch —, soll der Junge dich einmal besuchen? Wie? Du zauderst noch mit deiner Antwort?

Der Bauer drückte die Faust auf sein Herz und entgegnete: Ich will ihn nicht sehen, Vogel-Henning; du meynst es gut, aber es geht nicht. Ist nicht sein Großvater mein bitterster Feind?

Auch mit diesem mußt du dich aussöhnen, Matthias? vergiß den Prozeß und jage deine übrigen Grillen fort. Du mußt deinen Enkel sehen, ich führe ihn zu dir in dein Haus.

Der Bauer sprang rasch auf und sagte: Nein, Chenillen-Fischer, das geschieht nicht!

Er drückte noch heftiger die Faust auf sein Herz und murmelte: Ruhig, du willst weich werden, aber — er legte die Hand vor seine Stirn — du wirst fest und eisern bleiben. Ade, Vogel-Henning.

Ich soll also deinen Enkel nicht zu dir bringen? so mag Gott dich mit ihm zusammenführen. Dann wird die Stimme deines Herzens siegen, dann wird dein harter Kopf gebrochen werden.

Der Bauer schwieg.

Matthias, fuhr Henning zu reden fort, ich spreche ein wahres Wort zu dir. Gut, wir gehen als Freunde aus einander. Komm, ich begleite dich noch eine Strecke Weges, komm, du alter Trotzkopf, glaube es mir, dein Enkel wird dich besiegen, und da würde es in der That doch besser seyn, wenn ich ihn heute noch zu dir brächte.

Nein, nein, ich werde mich nicht besiegen lassen, denn fest muß der Bauer seyn.

Die beiden Männer gingen an der Schnat (Gränze) hinunter. Als sie noch einige Schritte von einer hohen, schönästigen Tanne entfernt waren, blieb Henning stehen und sagte lächelnd zu seinem Begleiter: Matthias, ist dir dieser Platz wohl noch bekannt?

Den werde ich wohl niemals vergessen, lachte der Bauer; wahrhaftig, ich fühlte den Streich, welchen uns vor langen Jahren der Meier Klaus hier auf die Backe gab, noch immer.

Und mir geht es nicht anders, meynte Vogel-Henning.

Beide Männer legten die rechte Hand auf die linke Backe.

Der Meier Klaus, sagte Henning, schlug mit derber Faust. Als wir so zurückflogen, meynte er lachend: Die Jungen werden die Schnat hier ihr Leben lang nicht vergessen. Nun, wenn ihr einmal groß geworden seyd, so könnt ihr gelegentlich auch einigen Jungen die Ohrfeige schenken. Greint nur nicht, denn Alles geschah aus Liebe und in Freundschaft, und wegen der Gerechtsame unseres Dorfes. Und wahrhaftig, Matthias, gegreint haben wir nicht.

Bewahre, wir haben bald darauf gelacht, als nur der erste Schreck vorüber war. Wir kennen nun aber auch die Gerechtsame unseres Dorfes, so lange wir leben.

Man findet hin und wieder auf dem Lande noch die Sitte vor, daß, wo Waldungen, welche verschiedenen Eigenthümern gehören, an einander stoßen, an einem bestimmten Tage des Jahres eine Gränzbeziehung vorgenommen wird. Zwei Knaben erhalten dann plötzlich da, wo die Schnath hinläuft, von einem älteren Manne, dem es in seiner Jugend selbst so ergangen ist, eine Ohrfeige. Die Jungen aber vergessen den Platz niemals, auf welchem ihnen eine derartige Liebkosung zu Theil geworden ist, und sie können auch deßhalb, wenn es ja über kurz oder lang zum Prozesse mit dem Waldnachbar kommen sollte, auf das bestimmteste angeben und bezeugen, wo die Schnat sich befindet und fortläuft.

Vogel-Henning und Matthias trennten sich jetzt. Der Musikant wollte noch ein Dompfaffen-Nest, welches tiefer im Walde lag, besuchen; vielleicht waren die Jungen in demselben schon flügge geworden. Der Bauer schlug den nächsten Weg zum Dorfe ein. Es war fast Mittag geworden, als er sein Haus wieder betrat. Er ging in die große Stube, in welcher eine der Mägde den langen Tisch zur Mahlzeit herrichtete. In der einen Ecke des Zimmers stand die schöne Kasten-Uhr, welche ganz vortrefflich verschiedene Spielstücke vortragen konnte, im Uebrigen bemerkte das Auge noch sehr dauerhaft gearbeitete Tische, Schränke und Schänken, derbe Stühle und einige Hakenbörte. Auf dem großen Tisch standen zwei blaublumig gesprenkelte Krüge, welche mit braunem Bier angefüllt waren. An der einen Wand der Stube hingen zwei Bilder. Das eine zeigte den Ausfall der Hannoveraner von Menin, das andere den Volksfreund Karl von Rotteck. In die geöffneten Fenster drang der warme Strahl der Mittagssonne. Matthias wischte sich den Schweiß von der Stirn, setzte sich hinter den langen Tisch, rastete eine Zeit lang und that dann einen herzhaften Zug aus dem Kruge. Das Mädchen, sauber, aber einfach gekleidet, ging aus und ein.

Wieschen (Louischen), sagte Matthias zu dem freundlichen Mädchen, wo ist denn die Haushälterin? rufe sie doch einmal her zu mir.

Herr, lächelte das Wieschen, die Haushälterin ist nicht im Hause.

Nun, so wird sie wohl auf dem Hofe oder im Garten oder im Baumhofe seyn; rufe sie her.

Die Haushälterin hat das Weite gesucht, sie fürchtet sich vor Euch.

Ah so! sie fürchtet sich vor mir. Das Weite gesucht? Was soll das aber heißen, Wieschen?

Sie hat sich zum schwarzen Hahnenwirth begeben, und der wird nun wohl als Gesandter zu Euch kommen, um Euch mit der Haushälterin wieder auszusöhnen.

Was aber nicht gelingen wird. Der Hahnenwirth wird kein anderes Wetter bei mir hervorbringen, und wenn er sich auch die Lungen abkräht. Basta! Wer den alten, treuen Peter beleidigt hat, ist mir selbst zu nahe getreten, und das vergebe ich nicht. Ist das nicht recht, Wieschen?

Ja, Herr, Ihr mögt wohl Recht haben.

Matthias that einen neuen Zug aus dem blaugesprenkelten Kruge, dann saß er mit verschränkten Armen da. — Die Knechte und Mägde waren aus dem Felde heimgekehrt, eine tiefe Mittagsruhe lagerte über dem Dorfe. Nur dann und wann wurde das Krähen eines Hahnes oder das Bellen eines Hundes gehört.

Die Versuche der Haushälterin, den Matthias sich wieder geneigt zu machen, scheiterten.

(Fortsetzung folgt.)

Das erfundene Perpetuum mobile.

Die „Börsen-Halle" schreibt: Die früher in deutschen Blättern erwähnte Erfindung des Perpetuum mobile findet ihre Bestäti-

gung in einem vom Erfinder selbst verfaßten Schreiben, d. d. Konstantinopel den 9. Juli, welches unter der Bezeichnung „Stimme aus dem Orient" das Publikum auf die baldige Ankunft des Herrn Joseph Xaver Rudnicki in Paris und London vorbereitet, wo derselbe seine Erfindung produciren wird. Aus diesem Artikel scheint Braglos hervorzugehen, daß das Problem einer ohne Aufhören sich selbst erzeugenden und wirkenden Kraft bis zur Gränze des Möglichen gelöst ist. Daß aber diese Kraft von einem unabnutzbaren Körper getragen werden könnte, liegt freilich außerhalb des Möglichen, da die Erde keinen Körper darbietet, welcher der Abnutzung durch Friction (ohne welche letztere mechanisch gefaßte Kraft nicht denkbar ist) widerstände. „Meine Maschine", sagt der Erfinder, „besteht aus zwölf glatten Triebrädern, wie man sie gewöhnlich in Maschinen antrifft, nur eins, und zwar das dreizehnte, ist ganz eigenthümlich construirt. Ein solches ist bisher in keiner Maschinerie bekannt; auch hat seine Lehre von den Kräften (Mechanik) etwas von einem solchen Rade bis jetzt gewußt, aber eben dieses Rad ist es, welches der ganzen Maschine Leben und Bewegung gibt. Die Maschine ist übrigens so eingerichtet, daß, sobald das letzte Rädchen eingesetzt ist, sich alle übrigen in Bewegung setzen, und zwar so schnell, daß die Maschine sich in Bewegung gesetzt hat, ehe man es gewahr werden konnte. Der Lauf des Wägelchens ist so stark und so schnell, daß er durch einen dazu eingerichteten Mechanismus gehemmt und geregelt werden muß. Dieß ist auch der Grund, warum der Mechanismus so viel Räder erfordert, zum Laufe der Maschine allein sind sechs Räder hinreichend. Das in Konstantinopel ausgefertigte Modellwägelchen ist 24 Wiener Zoll breit und 18 Zoll hoch, schleppt 20 Wiener Centner und läuft damit eine deutsche Meile in fünf Minuten. Der von mir erfundene Mechanismus läßt sich mit keinem von den vorhandenen und bisher angewandten Kräften vergleichen, weil er sie nicht allein alle vertritt, sondern auch an Kraft und Schnelligkeit, wie an Billigkeit weit übertrifft. Die Vorzüglichkeit meiner Maschine liegt aber besonders in deren Benutzung und Anwendbarkeit bei jeder Art Arbeit, sowol bei großen, wie bei kleinen Maschinen; das Verhältniß der Kosten meiner Maschine zu denen der bisher gebrauchten hat sich nach vorläufigen Berechnungen wie 5:100 herausgestellt. Sie kann sowol auf festem Grund und Boden wie auf dem Wasser angewendet werden, und besonders wichtig für die Locomotive ist der Umstand, daß sich weder bergauf noch bergab die Schnelligkeit ihres Laufes ändert und sie bei solchen Gelegenheiten weder der Verminderung noch der Vermehrung der Kraft zur gleichförmigen Fortbewegung bedarf." Es ist ferner nicht überflüssig, zu erwähnen, daß die einmal in Bewegung gesetzte Maschine ihren Lauf 20 Jahre hindurch fortsetzen kann, ohne irgend einer Reparatur zu bedürfen oder in ihrer Bewegung einen Augenblick nachzulassen, und zwar ohne Einwirkung irgend einer von den bis jetzt in der Mechanik bekannten Kräften, lediglich bewegt und zur Locomotion gezwungen durch die eigene, auf mechanischen Principien basirte Kraft, mittelst der ihr der Erfinder, so zu sagen, endlose Bewegung und Leben gab. Diese sich nun ein unabnutzbarer Körper finden, auf dem die Maschine construirt werden könnte, so würde sie sich unaufhörlich fortbewegen, ohne andere Anregung, oder Kraft als die, welche ihrem innern Bau inhärent ist. (?)

Die Sekte der Wahabiten.

(Vergl. Abendzeitung Nr. 202.)

Da allem Anscheine nach ein schwerer Kampf zwischen der Pforte, die mit Mekka, welches den Sarg des Propheten umschließt, die in religiöser Hinsicht wichtigste Stadt des Reiches verlor, und den Wahabiten bevorsteht, so dürfte es interessant sein, etwas Näheres über diese Sekte zu erfahren. Die Wahabiten (Wehabi) bewohnen das innere Hochland Arabiens (Nadjed) und waren vor ihrer Unterdrückung so zahlreich, daß sie eine Armee von 200,000 Mann ins Feld zu stellen vermochten. Sie glauben an einen Gott und Mohamed ist ihnen ein Prophet, aber für Gottesdienstirung halten sie es, wenn diesem göttliche Macht zugeschrieben wird. Der Koran in seiner ursprünglichen Reinheit ist ihnen göttliche Offenbarung, und sie verwerfen alle türkischen Zusätze. Auch halten sie es für Pflicht, das göttliche Wort durch die Macht des Schwertes zu verbreiten. Tabakrauchen, Kaffeetrinken, seidene Kleider tragen sind ihnen Todsünden. Die Herrschaft über sie theilt das weltliche Oberhaupt mit dem geistlichen. Jenes, Emir genannt, aus der Familie des Ebn Sud, des Stifters ihres Reiches, übt die vollziehende und richterliche Gewalt, führt das Heer, und unter seiner lehensherrlichen Gewalt standen die mit den Wahabiten verbündeten, von eigenen Scheifs regierten vier Beduinenstämme. Dieses, der Kadi oder Hohepriester, ein Nachkömmling von Scheif Mohamed Ab del Wahab, hat außer seinen religiösen Funktionen die Obliegenheit, unter Beirath der Mollahs alle das Reich betreffenden Angelegenheiten in Ueberlegung zu ziehen, und ohne seine Bestimmung kann das weltliche Oberhaupt keine Sache von Wichtigkeit unternehmen. Statt durch diese Verfassung, und durch Nationaleinheit unterwarf sich die Nation fast ganz Arabien zu Ende des vorigen Jahrhunderts, und drang bis Aleppo und Damask vor. Durch die Eroberung des Seehafens von Dschidd 1812 erfüllte sie sich den Weg nach Egypten; allein Mehemet Ali fühlte sich zu jener Zeit schon gewachsen, ihren Fortschritten Einhalt zu thun. 1812 schon setzten seinem Sohne, Jusuff Pascha die heiligen Orte Mekka und Medina in die Hände. 1813 wurden die Wahabiten bei Taralife von ihm geschlagen. Endlich vollendete Ibrahim Pasche, nachmaliger Vicekönig von Egypten, ihre Unterwerfung, indem er ihre Hauptstadt Dreych eroberte, 20,000 Einwohner über die Klinge springen ließ, und Abdallha den Sues, das wahabitische Oberhaupt, nebst 40 Gliedern seiner Familie nach Konstantinopel schickte, wo sie erst gefoltert und dann enthauptet wurden. — Diese Sekte nun ist es, welche gekommen, den Tod ihrer Väter zu rächen, und die Pforte, die Wichtigkeit der ihr drohenden Gefahr erkennend, hat folglich den früheren General Gouverneur von Aleppo, Mehemet Pascha, zum General en chef der vereinten Armee an Stelle des verstorbenen Emir Effendi ernannt, und ihm die strengsten Ordres in Betreff der Bekämpfung der Wahabiten gegeben.

Pot-Pourri.

Ein Virtuos in Kalifornien.

Der berühmte Klavier-Virtuos Henri Herz hatte sich von Paris aus nach Californien begeben, und ist jetzt wieder zurückgekehrt. Ueber seine künstlerischen Abenteuer daselbst bringen französische Blätter jetzt eben so charakteristische als amüsante Berichte. Hier ein paar der pikantesten Züge daraus: Um sein Konzert anzukündigen zu lassen, suchte Herz die Redaktion des gelesensten Blattes auf. Sie befand sich im Erdgeschoß eines zweistöckigen Hauses. Zwei gewaltige Fanghunde heulten im Hofe. Eine halbblinde Sklavin beschwichtigte die Bestien und ließ den Fremden in ein kleines Gemach treten. Dort saß ein Athlet von gewaltigem Gliederbau: der verantwortliche Haupt-Redakteur mit struppigen schwarzen Haaren, dichten Brauen, die über der Nase zusammenfließen, das Gesicht umwaldet von einem verwilderten Bart. Sein Anzug bestand in einem rothen Wollenhemde, einer Hose von gestreiftem Sammet und einem Paar hohen Reitstiefeln. Auf dem Schreibtische lagen zu seiner Rechten ein Paar Pistolen, zu seiner Linken eine Art von Keule. Die Zeile kostete vier Dollars Inserationsgebühren, die ganze Anzeige eine Goldunze für jedes Mal. Die Konzerte brachten freilich die glänzendsten Einnahmen. Die Besucher sahen zum Theil wie Strauchdiebe aus, verwahrlost und verwildert; aber wenn der Kassirer einem solchen Gesellen eine Karte zum zweiten Platz für 4 Dollars anbot, ward ihm ein ver-

ächtlicher Blick zur Antwort: sie wollten Alle auf den ersten Platz zu 8 Dollars (19 fl. 12 kr.) — Am Tage des Abschieds-Konzertes in San Franzisco heulte plötzlich die Sturmglocke; die Feuersbrunst griff um sich, auch Theater und Piano wurden ein Raub der Flammen. Während das Feuer drei Viertel der Stadt verzehrte, versammelten sich Baumeister, Maurer und Geschäftsleute, um die Neubauten zu verabreden. Beim Schein der Flammen schreiben und unterzeichnen sie, ächt amerikanisch, die Verträge. Ein Wink des Himmels — sagte Henri Herz — ich gehe wieder meine Wege. — So warten Sie doch, mahnte sein Wirth, in wenigen Tagen haben wir eine neue Stadt, schöner und geräumiger wie die vorige war. — „Auf Wiedersehen, mein Freund." — „Vergessen Sie nicht mein Haus. Sie müssen wieder bei mir wohnen." — „Gewiß, nur lassen Sie die linke Seite stützen, die sich bedenklich neigt." — „Freilich wohl, aber feuerfest ist mein Haus, wie Sie sehen, die Brunst hat ihm nichts geschadet." — In Sacramento-City dringend zum Konzertgeben aufgefordert, fragte Herz nach einem Saale dazu. Es gab keinen, aber man versprach, binnen 6 Tagen einen zu bauen. Er wurde prompt fertig und die Konzerte hatten den besten Erfolg.

Ein englischer Weltverbesserer.

Unter den Annoncen der „Times" finden wir folgendes geschäftsmäßig trockene Inserat: „Die Regierungen der Welt werden hiermit benachrichtigt, daß F. L. P. Fogg, Shakespeare Paulls, Stockport, bereit ist, ihnen Mittel und Wege anzugeben, wie sie in allen beliebigen Ländern Ordnung und Glückseligkeit herstellen können, ohne Glauben, Religion und Sitten der Einwohner zu verletzen. Preis 100 Pfd. St., nebst Unkosten für jede Erklärung." Der Mann hat seine 5 Schill. daran gewendet, und glaubt daher wohl in vollem Ernst, daß nach den Experimenten der letzten Jahre das Geschäft doch noch immer rentirt.

Der schöne Julius.

Eine amerikanische Zeitung berichtet, daß sich in dem orthodoxen Boston ein Mann, Namens Julius, befindet, welcher ein solcher Ausbund von Schönheit sey, daß man denselben nicht gern in die Kirche lasse, um die Damen in ihrer Andacht nicht zu stören.

Lyrisches

aus der

Gedichte-Sammlung von G. Pies.

Die Familie.

III.

Mutterliebe.

Sey mir gegrüßt in himmlischen Aeorden
Du Wunderthum' der Unvergänglichkeit!
Das Herz erglüht, die Phantasie entzündet
Sich an dem Bilde deiner Herrlichkeit!

Sey mir gegrüßt du lichtumfloss'ne Hohe!
Du menschgewordn'rer heil'ger Gottestrieb!
Sey mir gegrüßt in diesem armen Leben
Du heb'rer Geist der heil'gen Mutterlieb'!

Kennt wir ein Glück, das jene Herzenswonnen
Der treuen Gattin, Mutter überwiegt,
Wenn hold versüßt das Bildniß des Erwählten
In ihrem Kinde lächelnd vor ihr liegt!

Das Mutterauge bewachet seinen Schlummer,
Und Nahrung beut die edle Mutterbrust,
Der Mutterarm umschließet das theure Wesen,
Das Mutterherz erwärmt's in hehrer Lust.

Geschäftig stets und rasch sind Mutterhände,
Nicht müde wird der immer flinke Fuß,
Ihr sanfter Mund, er kennt nur Liebesnamen,
Nur süßen Sang und zärtlich warmen Kuß.

Kein Opfer gibt's, das Mutterlieb' nicht brachte,
Sie kennt nicht Ruh', verschmähet Speis' und Schlaf;
Nur stille Thränen hat sie und Gebete,
Wenn irdisch Weh den holden Liebling traf.

Da kniet sie stumm die sorgbeladne Mutter
Vor ihrem Kind. Ihr thränenschwerer Blick,
Er schweift empor zu Gottes Thron und betet:
Laß mir, o Herr, mein Kind, mein Lebensglück!

Da röthet sich des Kranken falbe Wange,
Und von Gefühl, von mächtigem gedrängt,
Jauchzt sie empor — und schließet in die Arme,
Was ihr ein Gott zum zweiten Mal geschenkt.

Und rastlos sorgt sie für das liebe Wesen,
Bewahrt es treu wie eignes Augenlicht;
Ihr letztes Wort ist ihres Kindes Name,
Wenn schon ihr Herz im Todeskampfe bricht.

O Hochgefühl der heil'gen Mutterliebe!
Unwandelbar bist du und ewig treu;
Mag' in der Zeit sich Alles umgestalten,
Du bleibst dieselbe, ewig jung und neu!

IV.

Mutterschmerz.

Wenn Hesperus die Müden
Sanft ladet ein zur Ruh',
Da eilt Klotilde schweigsam
Dem stillsten Orte zu.

Dem Ort, wo ew'ger Friede
Dem Lebensmüden lacht,
Wohin vor wenig Tagen
Ihr Kind man hat gebracht.

Da schaut sie auf zum Himmel;
Und wie auch Hesper blinkt,
Sie sieht ein helles Sternlein,
Das ihr gar freundlich winkt.

Und eine schwere Thräne
Dem Auge heiß entrinnt —
Sie meynt — das holde Sternlein
Gleich ihrem todten Kind!

So stand sie jeden Abend
Und schaute himmelwärts,
Bis mit dem lieben Sternlein
Verschwamm das Mutterherz!

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 85.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 25. Oktober.

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Ricol.

(Fortsetzung.)

Der schwarze Hahnenwirth hatte seine Beredsamkeit vergebens angewandt, um den grollenden Bauer auf einen anderen Weg zu bringen. Matthias blieb fest, aber die verschmitzte Haushälterin gab beßhalb ihren Plan noch nicht auf. Sie dachte, wie das die großen Diplomaten so auch thun: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Deßhalb blieb sie noch im Wirthshause zum „Schwarzen Hahn“ und gab sich nun alle erdenkliche Mühe, um ihr feines Gewebe zu spinnen und dieses nach und nach um den Bauer zu schlingen.

Der kleine Matthias lief im Dorfe umher. Der Junge blühte und gedieh immer prächtiger. Es war ein beherztes Bürschlein, ein wilder Trotzkopf. Man zeigte ihm wiederum oft den Großvater Matthias, und er wunderte sich, daß er zu ihm nicht hinlaufen sollte. Er kannte die Gestalt des Großvaters ganz genau, er sagte oft: Ich will den anderen Großvater besuchen, der hat viele schöne Pferde, Kühe, Tauben und Hühner.

Der Bauer Matthias hatte in der Stadt Geschäfte zu besorgen gehabt. Seine Zeit wurde länger in Anspruch genommen, als er dachte, und als er das Dorf vor sich liegen sah, war schon fast der Abend hereingebrochen. Er wollte so bald wie möglich auf seinem Hofe ankommen und schlug deßhalb den Weg zur Kirche ein, um welche herum die Grabhügel sich zeigen. Zwischen diesen schlängelt sich ein Fußweg hin, und dieser wird oft von Wandernden benutzt, um in die Kirche zu gehen. Die Kirche liegt übrigens etwas erhaben, und es führt eine mehrstufige steinerne Treppe zu dem Raume hinauf, auf welchem das Gebäude sich befindet. Matthias erstieg sie. Die Fenster der Kirche blitzten im sonnigen Abendglanze, vom schlanken Thurme waren so eben die letzten Töne der Betglocke hernieder geklungen. Schmetterlinge gaukelten noch vorüber, auf den rasigen Hügeln, welche dem Fußpfade zur Seite lagen, erblickte man Denksteine, Kreuze und Blumen. Matthias schritt langsam vorwärts. Mitten im Fußwege, aber da, wo man die Gräber schon hinter sich hat, saß ein Bauerjunge, welcher einen Stock neben sich liegen hatte und sich aus Flachssträngen eine Peitsche zusammenflocht. Der Knabe war sehr geschäftig, er hörte kaum, daß ein Mann herankam. Der Bauer schritt leise — er hatte sich in Gedanken versenkt — er stand auf einmal vor dem Jungen, der nun plötzlich zu ihm empor blickte.

Aus dem Wege, Junge! sagte mit tiefer Stimme der Bauer, hörst du dies?

Der Junge blieb sitzen und griff mit der Hand nach seinem Stocke. Das dunkelbraune Auge des Knaben strahlte muthig und keck.

Er sagte: Mann, ist dies dein Weg?

Aus dem Wege! wiederholte schon heftiger werdend der Bauer, und sein dunkelbraunes Auge funkelte dem gleichfarbigen des Knaben entgegen. Zugleich hob Matthias sein spanisches Rohr drohend in die Höhe.

Der Junge sprang blitzschnell auf, hielt seinen Stock in der Hand, wich aber nicht aus dem Wege.

Mann, ist dies dein Weg, willst du mich schlagen? Das thust du doch nicht, ist dies dein Weg?

Mein Weg ist es nicht, aber fort, halt mich nicht länger auf, sonst muß ich den Stock gebrauchen!

Der Junge wich nicht, er hob seinen Stock empor und sagte: Mann, du darfst mich nicht schlagen.

Der Alte schwieg, er dachte: Das ist ein kräftiger, prächtiger Bauernjunge. Es flog ein Lächeln über sein Gesicht hin.

Der Junge sagte: Mann, du wirst mich nicht schlagen, kennst du mich denn nicht?

Nein, wie heißt du denn, du trotziger Junge?

Wie ich heiße?

Aber kennst du mich denn?

Ob ich dich kenne! Du bist mein anderer Großvater, du heißt Matthias, und so heiße ich auch. Nun, kennst du mich jetzt, Großvater?

Der Junge warf seinen Stock zur Erde und streckte lächend dem Großvater die kleine Hand entgegen. Dabei blieb er aber fest auf seinem Platze stehen. Der alte Matthias schaute den Knaben mit großen Augen an. Dieses kernige Kind war in der That sein Enkel. Wie er da stand, fest und entschieden, wie auf sein Recht pochend, wie er lächelte mit den kindlichen Augen, wie das Antlitz glänzte im Abendschimmer! Der Bauer drückte seine Faust mit Macht vor die Stirn, aber sein Herz schlug in gewaltigen Schlägen. Er dachte: Wenn du so vor deinem Großvater gestanden hättest, was würde der gethan haben?

Er war befiegt, in seinen Augen standen leuchtende Thränen. Er streckte seine harte Faust aus und ergriff die Hand seines Enkels. In diesem Augenblicke drangen aus einem entfernt stehenden Holunderbusche die glockenhellen Töne einer Nachtigall durch die laue Luft hin.

Matthias, sagte der Alte darauf mit tief gerührter Stimme: gehst du mit zu dem Hause deines Großvaters?

Ja, entgegnete der kecke Junge; komm, Großvater!

Und fürchtest du dich nicht vor mir?

Nein, Großvater, du bist ein guter Mann, und ich werde artig seyn.

Hand in Hand schritten die Beiden nun vorwärts. Der Alte lächelte, er hatte seit vielen Jahren nicht eine solch große Freude in seinem Herzen getragen, wie im gegenwärtigen Augenblicke. Hei! und wie der Enkel erzählte, das war ein „Pratzen“ (Reden), wie es der Bauer Matthias noch niemals gehört hatte. Als sie nun unter den Wallnußbäumen ankamen, trat ihnen der alte, treue Peter entgegen. Aber was machte der für Augen, als er den Jungen an der Hand des Hausherrn erblickte! Er schlug seine Hände zusammen und rief in größter Verwunderung aus: Was sehe ich, ist es wirklich gewiß und wahr?

Matthias, gib dem alten Peter die Hand, der wird bald dein guter Freund werden, sagte der Bauer zu seinem Enkel; ja, der Junge hat mich bezwungen, es gleicht fast einem Wunder. Ich würde so etwas niemals glauben, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte.

Nun ist Alles gut, lachte der alte Peter. Junge, du wirst der erste Bauer im Dorfe werden; gib mir die Hand, zwischen deinem Großvater und mir sollst du ins Haus einschreiten.

Der kleine Matthias jauchzte vor Freude; von den beiden Alten geführt, wandelte er festen Schrittes über den Hof hin. Sie betraten die Diele und begaben sich dann in das Zimmer,

in welchem wir den alten Matthias zuerst erblickt haben. Nun wurde dem Enkel Alles gezeigt, es wurde auf den Tisch gebracht, was er essen wollte, es wurde ihm erzählt, was ihn nur erfreuen konnte. Die beiden schönen langen Pfauenfedern, welche hinter dem Spiegel staken und mit ihren schimmernden Augen über denselben herschauten, wurden dem Jungen sogleich geschenkt, welcher sie fortwährend in den Händen behielt und sie stets mit neuer Freude anblickte. So saßen sie denn lange Zeit zusammen. — Aber nun war es schon tiefer Abend geworden. Kein Abendroth stand mehr am Himmel, es war schon still und ruhig geworden im Dorfe. Der kleine Matthias wurde unruhig und sagte: Zur Mutter, Großvater! Er hielt dabei die glänzenden Pfauenfedern wie ein großes Kleinod fest in seinen Händen. Komm, Großvater, bring mich zur Mutter!

Der Bauer erhob sich und lächelte. Er setzte den schwarzen Hut auf, nahm das spanische Rohr und sagte: Der Wetterjunge kann Alles mit mir anfangen! Nun komm, Matthias, ich will dich zur Mutter bringen; morgen kommst du aber wieder und besuchst mich.

Ja, Großvater, und dann schenkst du mir ein Paar Tauben und das kleine Fohlen.

Gewiß, mein Junge! nun komm, ich will dich zu deiner Mutter bringen.

Der Großvater und der Enkel gingen durchs Dorf hin. Der Mond war hinter dem Waldgebirge hervorgekommen, und beleuchtete Alles mit seinem milden Glanze. An dem blauen Nachthimmel funkelten dazu die Sterne wie Millionen Edelsteine. Die Luft war lau und still, hier und dort wurde eine Sense gehämmert, und hier und dort wurde ein Lied gesungen. — Unter der großen Linde, welche vor dem Hause des Vollmeiers Friedrichs steht, saß die trauernde Margarethe. Sie hatte das Haupt in die Hände gestützt und sann nach. Dann aber blickte sie plötzlich auf und sagte ängstlich: Wo nur der Matthias heute so lange bleiben mag, der wilde Junge? Es ist bereits später Abend, und er ist immer noch nicht heim gekommen. Hat er sich am Ende gar verlaufen, der trotzige Bursche? Doch da kommt er schon angerannt — aber nein, ich habe mich getäuscht. Nun sann sie wieder nach, die Linde flüsterte im Abendwinde. Der Großvater und der Enkel näherten sich dem Hofe des Friedrichs.

(Schluß folgt.)

Das Gesetz der Stürme.

Die Engländer haben seit längerer Zeit ihr Augenmerk darauf gerichtet, der wildesten und anscheinend regellosesten aller Natur-Erscheinungen, dem Sturme, ihr Gesetz abzulauschen und eine lange Reihenfolge unermüdlicher Beobachtungen hat bereits die überraschendsten Resultate geliefert. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß diese Forschungen für die Schifffahrt, den Handel, das Versicherungswesen vom höchsten Interesse sind und noch immer mehr zu werden versprechen. In England hat so eben der erste Band eines Werkes, welches lediglich diesem Gegenstande gewidmet seyn wird, die Presse verlassen, nämlich „Erzählungen von See-Offizieren über Stürme und ihren Verlauf", von Kapitän Robert Methven. Indem wir diese interessante Veröffentlichung anzeigen, wollen wir versuchen, dem allgemeinen Publikum die Natur und den jetzigen Standpunkt der erwähnten Untersuchungen darzustellen.

Der Begründer der Sturmlehre ist der Oberst-Lieutenant Reid, Gouverneur von Malta und Vorsitzer des Vollziehungs-Ausschusses der Londoner Industrie-Ausstellung. Im Jahre 1831 erlebte Reid auf Barbadoes einen jener furchtbaren Orkane, welche von Zeit zu Zeit die westindischen Inseln heimsuchen. Der Gedanke drängte sich ihm auf, daß diese Stürme trotz ihrer scheinbaren Plötzlichkeit und ihrer Wuth in einer bestimmten Richtung wehen müßten, deren Entdeckung dazu beitragen könnte, sie minder schädlich und verheerend zu machen. Um eine Begründung dieser Muthmaßung zu suchen, sammelte er mit Eifer die Logbücher von englischen und amerikanischen Kriegsschiffen, Ostindienfahrern und anderen Handelsfahrzeugen erster Klasse, um aus ihnen die Facta für seine Theorie zusammenzustellen. Das Logbuch eines guten und gebildeten Kapitäns zeigt die genaue Lage eines Schiffes zu gewissen Stunden, den Zustand des Wetters, die Richtung des Windes, den Zustand der See, den Betrag der geführten Segel, die Führung des Schiffes in rauhem Wetter, kurzum es enthält das Material für eine fast stündliche Chronik der Reise. Die täglichen Aufzeichnungen eines einzelnen Fahrzeuges würden natürlich ziemlich werthlos seyn, allein Reid hatte für jeden Sturm die Logbücher vieler Schiffe aus verschiedenen Gegenden zur Verfügung, und er besaß auf diese Weise die Mittel, von bestimmten Stürmen nachzuweisen, wie weit sie sich erstreckten, um welche Uhr sie einen gewissen Längen- oder Breitengrad erreichten, welche Richtung und welchen Grad der Heftigkeit sie an dem einen und dem anderen Punkte hatten. Er selbst, in Verbindung mit Herrn Redfield zu New-York, machte sich daran, die Logbücher des atlantischen Oceans zu studiren, während auf seine Anregung Herr Piddington im Auftrage der ostindischen Kompagnie die indischen Annalen der Gewässer durchforschte. Das Datum jedes einzelnen Sturms ward genommen, die Fahrt von einem Schiffe nach dem andern Tag für Tag verfolgt, die Richtungen des Windes aufgezeichnet, kurz eine förmliche Karte des Sturms combinirt, nicht nach Phantasien, sondern nach den genauesten Urkunden, wie er wirklich geweht hatte, und wie auf diese Weise Sturm auf Sturm berechnet worden war; so ergab sich die Thatsache, daß sämtliche Orkane der Tropengegenden ungeheure Wirbelwinde von 100 bis 300 geographische Meilen Durchmesser sind, und daß ihr wirbelnder Kreislauf südlich vom Aequator der Bewegung des Uhrzeigers (von Nord durch Ost nach Süd und West), nördlich vom Aequator dagegen der entgegengesetzten Richtung folgt; ferner, daß auf der nördlichen Halbkugel die Orkane ungefähr auf dem 15. Breitengrade aufspringen und dann in der eben beschriebenen Bahn, in ungeheuren Kreisen, nordwestlich bis zum 25. oder 30. Grade fortlaufen, dort in ihrer Wuth nachlassen, eine Biegung nach Nordosten machen, in welcher Richtung sie immer in ihrer spiralförmigen Bewegung, mit erneuter Wuth, bis zum 50. Grade fortstürmen, um dann zwischen 50° und 55° allmählich zu ersterben. Auf der südlichen Halbkugel beginnt der Orkan ebenfalls etwa auf dem 15°, geht erst südwestlich und biegt auf dem 25° nach Südosten ab, bis er auf 50° aufhört.

Weil der Orkan, einem spürenden Jagdhunde ähnlich, nicht gerade aus, sondern in weiten Kreisen läuft, so bewegt er sich nur langsam von Punkt zu Punkt in gerader Linie, 2½ bis 4 geographische Meilen in der Stunde. Um so furchtbarer aber ist die Schnelligkeit, mit welcher er die einzelnen Kreise seiner Spirallinie durchmißt. Oberstlieutenant Reid hat in zwei Werken: „On the Law of Storms", dieses Gesetz genau festgesetzt, zugleich aber gezeigt, daß Kenntniß der Stürme zugleich die Macht ist, sie zu entwaffnen, indem sie dem Seemanne die einfachen Mittel an die Hand gibt, zu bestimmen, wenn er in der Nähe eines Orkans ist, ob das Schiff den Sturm oder der Sturm das Schiff einholt, ob es sich im Centrum oder an der äußeren Gränze, ob vor oder hinter, rechts oder links vom Orkan befindet, und wie in jedem Falle das Schiff geleitet werden muß.

In dem angezeigten Werke haben wir nun die genaue Geschichte eines Sturms nach dem Logbuche der von Indien kommenden „Blenheim", Kapitän Methven, mit Anmerkungen und einschlägigen Berichten. Würde dies Beispiel von andern Schiffsführern befolgt, so würde man eine Masse von Zeugnissen ansammeln, zum Beweise, daß durch dieß neue System ein Kapitän sein Schiff vor Orkanen bewahren, sicher in ihrer Gesellschaft

Digitized by Google

segelu und selbst mit ihrer Hülfe seine Reise beschleunigen kann. Es wird dann nicht lange dauern, bis die Sturmlehre zu einem Gegenstande der Seemannsprüfungen erhoben werden wird. Kapitän Methven, der Reid's Theorie genau kannte, rettete sein Schiff, indem er durch einen richtigen Cours aus dem Bereiche des Orkans vom März 1851 herausſegelte; bei seinem Manöver kam er mehrmals in die Bahn des Sturmes hinein und wieder heraus, kegte bei, um ihn zu vermeiden, und schließlich, als er den 25° südl. Breite erreicht hatte, wartete er ab, bis der Orkan nach Südosten abbiege und ihm eine klare See lasse, worauf er mit günstigem Winde und ohne den geringsten Schaden von einem Sturme, dem viele andere Schiffe zum Opfer fielen, nach dem Cap segelte. Auf demselben Breitengrade ward am 22. März um 8 Uhr Morgens die „Trafalgar" furchtbar zugerichtet, während Kapitän Methven, welcher wußte, daß er sich rasch dem Ost-Nord-Ost-Rande des Orkans nähern müsse, den er am 19. durch südlich Steuern verlassen hatte, um dieselbe Zeit, um 3 Uhr Morgens, seine Leute die Topppegel dicht zu reffen beorderte, mit der Bemerkung: „Paßt scharf auf, sonst habt ihr nach einer halben Stunde nichts mehr als die Leike an euren Raen". An demselben Tage ging in jenen Gewässern mindestens ein Halbdutzend großer Kauffahrer entweder total verloren oder erlitt doch schwere Havarie. Am 28. März sprang ein neuer Orkan auf, und drei namhaft gemachte Schiffe, welche nach Reid's Theorie beilegten, um den Sturm passiren zu lassen, erlitten nicht den geringsten Schaden. Von einem dieser Schiffe, der „Katherine Alpear", sagt der Kapitän: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß dies einfache Manöver, zur rechten Zeit still zu liegen, das Schiff und die 350 Seelen an Bord vor jedem Unfall bewahrte." Es bedarf keiner weiteren Bemerkung, um die Wichtigkeit des Gegenstandes zu beleuchten.

Der englischen Regierung ist die Bedeutung der Sache nicht entgangen. Lord Palmerston und Graf Grey haben Rundschreiben an alle Consuln und Colonialbeamte erlassen, von denen wir das des erstgenannten Ministers hier folgen lassen.

„Sir! Ich übersende Ihnen anliegend einen Brief nebst Beilagen, den ich von Oberst Reid erhalten habe, welcher seit vielen Jahren seine Aufmerksamkeit der Theorie der Stürme gewidmet hat, um im Interesse der Schifffahrt die Gesetze, welchen Stürme und wechselnde Winde unterworfen sind, zu erforschen. Zur praktischen Nützlichkeit einer derartigen Untersuchung ist es wesentlich, daß die mit den erwähnten atmosphärischen Erscheinungen im Zusammenhang stehenden Thatsachen auf einen möglichst ausgedehnten Bereiche der Erdoberfläche von gebildeten und durch wissenschaftliches Studium oder durch Beruf dazu geeigneten Personen sorgfältig beobachtet und genau aufgezeichnet werden. Oberst Reid meynt, daß dies von Seiten der Hafen-Kapitäne, Leuchtthurmmeister und Anderen, deren Beruf von selbst zu einer steten Beobachtung atmosphärischer Ereignisse veranlaßt, leicht geschehen könne. Ich habe Sie demgemäß anzuweisen, Ihre beste Mühe aufzuwenden, um solche Kunde über diesen wichtigen Gegenstand zu beschaffen und Sie werden mir hülfreich sein, wenn Ihnen erlangten Nachrichten, mit solchen Bemerkungen, wie sie sich Ihnen darbieten, übersenden. Wenn Sie Diagramme hinzufügen können, um die Bahnen bemerkenswerther Stürme zu zeigen, so wird dies den Werth Ihrer Berichte wesentlich erhöhen. Da es wichtig ist, Nachrichten über Sturmbahnen möglichst weit zu verbreiten, so sollten Sie die Veröffentlichung solcher Nachrichten in Zeitungen und periodischen Schriften befördern. Ich bin, Sir, Ihr ganz gehorsamer und unterthäniger Diener.

Palmerston."

Der vollständige Titel des obenerwähnten Werkes von Oberst Reid lautet: „The Process of the Development of the Law of Storms and the variable Winds, with the practical application of the subject to Navigation. Weales, High Holborn, 1849." Im vorigen Jahre ist die dritte Auflage erschienen.

Fenimore Cooper in den Kerkern des Dogenpalastes.

Nach der „Indépendance belge".

Bekanntlich reiste der kürzlich verstorbene Cooper im Jahr 1826 nach Europa, um die socialen Verhältnisse dieses Welttheils kennen zu lernen. Vor seinem Abgang nach Italien, welches er zum Gegenstand eines speziellen Studiums machen wollte, verweilte er einige Monate in Paris. In einem Lesekabinet auf dem Boulevard des Capucins den ganzen Tag sitzend verschlang er mit wahrem Heißhunger all die vielen dort aufliegenden Journale, Brochuren und Revuen, durch deren Lectüre, vorzüglich aber durch öftere Gespräche mit der sehr hübschen Eigenthümerin dieses Lokals er seine europäische Erziehung vollendete. Das Französische sprach er übrigens nie recht geläufig, obgleich er es ziemlich fertig schrieb. In Venedig angekommen verliefte er sich, Behufs örtlicher Studien zu einem Roman, in den geheimnißvollen Gängen des Dogenpalastes. Eines Tages war er in Begleitung seines Führers in die sogenannten „Brunnen" (pozzi), bekanntlich der Kerker des fürchterlichen Rathes der Zehn, hinabgestiegen, um die vielen in den Wänden eingegrabenen Inschriften zu untersuchen, und dieselben wo möglich für seine Zwecke auszubeuten, und ersuchte deshalb seinen Cicerone, ihm einige Minuten zur genauen Betrachtung derselben zu gönnen. Dieser, welcher die erwähnten Herrlichkeiten zu oft bewundert haben mochte, schien eben nicht allzu enthusiastisch für dieselben eingenommen zu seyn, und war auch gerne bereit, dem Fremden Muße zu gönnen, dieselben zu betrachten, wogegen er sich selbst auf eine Weile entfernen und sodann zurückkommen werde, um ihn abzuholen. Mit der Lampe in der Hand begann Cooper sogleich die Mauern zu durchstöbern und mit der nur dem ächten Forscher eigenthümlichen Wonne entfernte er nun mit großer Emsigkeit die verwitterten Inschriften, diese lebendigen Zeugen so vieler herzbrechenden und unbeschulden Männer, welche durch wenige Worte ihrem Neid heftigen Groll gegen jene unerbittliche Macht, die in der Kraft des Gesetzes in diese unterirdischen Räume bannte oder gar einem geheimnißvollen Tod widmete, Ausdruck zu geben pflegten. Cooper war es auch, welcher in dunkeln Winkel eines dieser Kerker jene vom Staube zweier Jahrhunderte ganz unscheinlich gewordene berühmte Inschrift entdeckte, die den Schmerz eines verrathenen Schlachtopfers in philosophischer Weise schildert und so lautet:

Di quello a cui m'allaño, mi guardo, Iddio!
Di quello a cui non m'allido mi guarderò, io!

Welche Enttäuschungen muß jener Mann empfunden haben, ehe er schrieb: „Vor jenen, deren ich traue, schütze mich Gott; vor jenen, deren ich nicht traue, werde ich mich wohl selbst schützen."

Von einem Kerker zum andern wandernd, hatte er all die schauerlichen Höhlen, welche im Gegensatz zu den glühend heißen Bleikammern die Opfer durch ihre Feuchtigkeit entsetzlich marterten, durchstöbert, als ihn endlich der zur Neige gehende Docht der Lampe daran erinnerte, in dieser Beschäftigung bereits einige Stunden verbracht zu haben. Etwas beunruhigt suchte und rief er seinen Führer, aber vergeblich. Es ging zu der schweren Eisenpforte, welche in diese grausenvollen Höhlen hinabführte, versuchte sodann durch heftiges Klopfen die Aufmerksamkeit der Aufsemelt zu erregen, mußte jedoch bald einsehen, daß die schweren Eisenmassen einen nur dumpfen Laut von sich gaben, der keineswegs hinreichte, sich hörbar zu machen. Anfangs glaubte er noch immer, man werde sicherlich nicht verabsäumen, ihn aufzusuchen, und ver-

tiefte sich deßhalb neuerdings in seine Untersuchungen; allein nachdem er beim letzten Schimmer der nun erlöschenden Lampe seine Uhr zu Rath gezogen und gesehen, daß er nun schon seit sechs Stunden hier verweile, wurde er wirklich etwas ängstlicher und besorgter, als er bereits schon war. Da keine Hülfe kam, machte er sich gefaßt, die Nacht in diesem schauerlichen Aufenthalt zuzubringen, und suchte tappend eine jener hölzernen Lagerstätten, die zum Gebrauch der Gefangenen hier angebracht waren, um sich auf derselben niederzulassen. — Es ist begreiflich, daß er in solcher Umgebung und mit Erunerungen, wie dieser Ort sie wach ruft, eine schlaflose Nacht zubrachte und das nur sehr spärlich aus dem Gitter eines Lustloches, welches auf jenen Kanal geht, der zur Seufzerbrücke führt, ihm zufallende Licht der Morgensonne nicht erwarten konnte, um seine Untersuchungen fortzusetzen. Wohl zwanzigmal kam er wieder zur Pforte, die ihm eben so unüberschreitbar vorkam als die dicken Wände der Kerker. Nach vielem Suchen entdeckte er endlich eine mannshohe Oeffnung, die neben dem marmornen Stuhl angebracht war, auf welchen die Sbirren jene Schlachtopfer niedersetzen ließen, deren sich der Rath der Zehn durch Erdrosselung im geheimen entledigen wollte und deren Leichname sodann in die in einer benachbarten Bucht stets bereit gehaltene Gondel geworfen wurden, um mit einem Stein am Halse beschwert in den berühmten Kanal Orsaw, wo man nicht fischen durfte, geschleudert zu werden.

Seinen Arm durch die erwähnte Oeffnung steckend hatte Cooper bemerkt, daß dieselbe sich in die Höhe schieben ließ und glaubte daher auch irgend einen Verbindungskanal mit einem der vielen Puncte dieses an geheimnißvollen Ausgängen so reichen Palastes gefunden zu haben. Den Mund an das Lustloch bringend versuchte er durch Schreien die Aufmerksamkeit der zufällig in der Nähe befindlichen Menschen zu erregen, allein obgleich er diese Versuche von Minute zu Minute wiederholte und überdies allerlei weitere Anstrengungen machte, aus dieser fatalen Lage zu kommen, sah er seine Bemühungen lange Zeit durch keinen Erfolg gekrönt. Die Erschöpfung, welche einer schlaflos und unruhig zugebrachten Nacht gewöhnlich folgt, hatte den berühmten Reisenden, welcher seine zu weit gehende Neugierde durch ein beinahe vierundzwanzigstündiges Fasten sowie durch die peinlichen Eindrücke, die in einem so fantastischen und an schaudern Erinnerungen so reichen Ort auf das Gemüth einstürmen, gebüßt, nun in einen leicht begreiflichen Zustand geistiger und körperlicher Abspannung versetzt, als — die Thür des Ganges mit großem Geräusch aufging und fünf, sechs mit Fackeln versehene Personen eintraten. Sich schnell überall umsehend fanden sie den berühmten Dichter auf jenem entsetzlichen Marmorstuhl sitzen, welchen so viele Lebende nur als Leichen verließen und den auch er ohne diese rechtzeitige Hülfe in einem kaum andern Zustand verlassen hätte. Alsbald klärte es sich auf, wie es kam, daß Cooper von seinem Führer vergessen wurde. Die mit der Fremdenführung in den Bleikellern und Brunnen beauftragten Wächter lösen sich gewöhnlich von vier Stunden zu vier Stunden ab. Nun wurde der Führer des berühmten Amerikaners grade abgelöst, als er sich von dem ihm anvertrauten Reisenden entfernt hatte und ohne seinen Nachfolger von der Anwesenheit desselben in den unterirdischen Räumen zu verständigen, ruhig nach Haus ging. Die Thür will er aber nicht verschlossen haben, obgleich Cooper sie in diesem Zustand vorfand und gewiß benutzt hätte, wenn sie offen gewesen wäre. Seine Rettung verdankte er übrigens der glücklichen Idee, durch das oben erwähnte Lustloch gerufen zu haben; denn dasselbe communicirte glücklicherweise durch eine in der Mauer angebrachte Treppe mit dem Kabinet des Chefs der Staatsinquisition und gleichsam ein marmornes Sprachrohr bildend diente dieselbe den Sbirren dazu, die in den obern Gemächern sitzenden schrecklichen Richter stets von dem, was aus jenen auf dem Marmorstuhl sitzenden Schlachtopfern geworden war, zu benachrichtigen. Zufällig waren nun grade um Mittag Fremde angelangt, welche die obern Gemächer besichtigen wollten und wurden plötzlich durch das aus den Wänden hervorklingende dumpfe Geschrei Coopers erschreckt. Die Wächter, den Zusammenhang schnell begreifend, stiegen sogleich in die unterirdischen Räume hinab, um ihn zu befreien. Als er am Fuß der Riesentreppe die Sonne wieder erblickte, mußte er sich, wie er einem Freund schreibt, Gewalt anthun, um nicht ohnmächtig zu werden.

Seltsame Berechnungen.

Ein spanisches Blatt stellt folgende seltsame Berechnungen auf: Auf der Erde spricht man 3064 Sprachen, davon 587 in Europa, 937 in Asien, 276 in Afrika, und 1264 in Amerika. Die Bewohner unseres Erdballs bekennen sich zu mehr als 1000 verschiedenen Confessionen. Die Anzahl der Männer ist beinahe gleich der der Frauen. Das Durchschnittsalter ist 33 Jahre. Der vierte Theil der Menschen stirbt vor dem 7. Jahr, der, die Hälfte vor dem 17. Von 10,000 Menschen erreicht ungefähr einer das 100ste Jahr, von 100 werden sechs 66 Jahre alt, und nur einer von 500 Menschen 80 Jahre. Man zählt auf der Erde 1,000,000,000 Bewohner; davon sterben jährlich 33,333,333, täglich 91,324, stündlich 3,380, jede Minute 63, jede Sekunde 1. Dieser Abgang wird durch die Geburten compensirt, welche ungefähr um 1/20 stärker sind, als die Todesfälle. Die verheiratheten Personen leben länger als die unverheirathesten, besonders diejenigen, welche eine thätige und mäßige Lebensweise führen. Die Männer von größerer Statur leben länger, als die kleinen. Die Frauen bis zu 50 Jahren haben weniger Chancen zu leben als Männer, nach diesem Alter sind die Chancen zu ihren Gunsten. Die Zahl der Heirathen beträgt 175 auf 1000 Personen. Die Geburten sind häufiger noch der Aequinoctialzeit im Juni und Dezember. Die im Frühjahr Geborenen sind im Allgemeinen die kräftigsten. Die Geburten sind in der Nacht am häufigsten. Die Anzahl der Männer, welche im Stande ist Waffen zu tragen, schätzt man auf den vierten Theil der Bevölkerung.

Eine Blume

auf die Grabstätte unseres unvergeßlichen Freundes

Herrn Joseph Müller,

königl. Rechnungs-Kommissärs.

Sanft, wie Dein Leben, war Dein selig Ende,
Kein Schmerzenslaut entrang sich Deiner Brust;
Du blicktest auf, Du faltetest die Hände,
Und als ob Gott Dir seine Engel sändte,
So zog es Dich hinauf zur ew'gen Lust.

Für den, der solchen Glaubens sich bewußt,
Und immer nur auf Oben mochte bauen:
Ist dieser Erdenland wohl kein Verlust!
Er kann getrost auf zu dem Vater schauen,
Der dort vergilt kein kindliches Vertrauen.

Ach, Dir ist wohl! Im jenen ew'gen Auen
Wird Dir der Lohn für die erfüllte Pflicht:
Was Du gehofft, dort wirst Du es erschauen,
Was Du geglaubt, geliebet mit Vertrauen,
Dort strahlt es Dir im schönsten Himmelslicht.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 86.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 30. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Kiel.

(Schluß.)

Großvater, sagte der kleine Matthias, die Mutter sitzt unter der Linde, siehst du's auch?

Wahrhaftig! du hast ein scharfes Auge; ja, es ist so.

Wir wollen leise gehen, wollen wir sie erschrecken?

Nicht das, Matthias, aber wir können leise gehen, da uns deine Mutter doch kommen hören wird, weil es ringsum so still ist, daß man auch das kleinste Geräusch hören kann.

Margarethe hörte aber die Dritte der leise Herankommenden nicht, weil sie zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt war.

Mutter, schläfst du? rief der kleine Matthias; sieh einmal auf, ich bin da.

Margarethe blickte empor, aber sie glaubte zu träumen, es kam ihr das, was ihr Auge sah, wie eine Erscheinung vor. Stand denn da wirklich ihr kleiner Matthias an der Hand seines Großvaters? Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen hin.

Margarethe, sagte der alte Matthias, siehst du mich denn nicht?

Das Mädchen stieß einen lauten Schrei aus, ihr wollte das Herz zerspringen.

Ist es möglich! rief sie dann mit bebender Stimme aus, der Großvater an der Hand seines Enkels, wie ist das gekommen? — Sie stand auf, ihr ganzer Körper zitterte vor Freude, ihr bleiches Antlitz röthete sich, ihr blaues Auge leuchtete wie eine thauige Kornblume.

Der alte Bauer ergriff ihre Hand und sagte: Beruhige dich, Margarethe, es ist jetzt Alles gut. Nimm wieder Platz, meine Tochter, du hast wohl trübe Tage erlebt, ich kann mir's denken.

Sie schluchzte. Sie saß wieder unter der Linde, und hatte den kleinen Matthias auf ihren Schooß genommen.

Der Großvater sprach weiter: Aber du bist ja auch ein festes Bauernkind, und so wird es dir weiter nicht schaden. Eisern muß nun einmal der Bauer seyn, sonst hält er's nicht aus im Leben. Du kannst einen Boten zum Christoph schicken. Mein Haus steht Euch offen, Ihr könnt Hochzeit halten, wann ihr wollt.

Margarethe erwiederte: Ja, nun ist Alles gut; Vater, ja, ich bin ein festes Bauernkind, und will's bleiben.

Aus der Thür des Hauses kamen zwei Männer hervor, welche auf die Linde zugingen. Es waren der Vollmeier Friedrichs und der Chenillen-Fischer. Wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie den Großvater Matthias, die jetzt so glückliche Margarethe und den kleinen Matthias unter dem mondbeglänzten Baume fanden! Der Enkel rief: Großvater, hier ist der andere Großvater, er hat mir die schönen Pfauenfedern geschenkt. — Die alten Bauern schüttelten sich derb die Hände, Matthias sagte zu Friedrichs: Es ist jetzt Alles gut, Gras ist gewachsen über den Tagen der Vergangenheit. Nichts mehr davon. — Der Chenillen-Fischer aber rief aus: Es ist doch Alles so gekommen, wie ich gesagt habe. Siehst du, Margarethe, die Wette hätte ich gewonnen. Wo aber bist du mit dem Jungen zusammengetroffen, Matthias?

Bei der Kirche, da saß der Junge im Fußwege. Das ist aber ein Junge, der sich gewaschen hat.

Und nun erzählte er ausführlich, was er mit dem Knaben erlebt hatte. — Der kleine Matthias war auf dem Schooße der Mutter eingeschlafen und hielt die Pfauenfedern noch immer fest in seinen Händen. Leise flüsterten die Anderen. Stiller und stiller wurde es ringsum, nur das Heimchen zirpte noch, und die Fledermaus schwirrte vorüber. Aus der Ferne rauschte die Mühle, die Sterne funkelten heller, und der Mond stieg höher empor. Unter der Linde schlugen glückliche Herzen, das glücklichste Herz im ganzen Dorfe war aber das der freundlich lächelnden Margarethe!

* * *

Als es am anderen Tage allgemein im Dorfe bekannt geworden war, daß sich der Vollmeier Matthias mit seinen Kindern versöhnt habe, verließ die Hausbälterin das Wirthshaus zum „Schwarzen Hahn" und kehrte in die Stadt zurück.

Christoph, welcher ins väterliche Haus heimgekehrt war, und Margarethe hielten eine ganz stille Hochzeit und zogen mit dem kleinen Matthias zum Großvater.

Der Bau war mächtig vorgerückt, schon schritt der „Bitter", welcher Nachbarn, Freunde und Bekannte zur „Hausbörse" nöthigte, durch das Dorf hin. Er hatte seine sonntäglichen Kleider angelegt und trug stolz den langen, glatten Stock in seinem rechten Arme. — Auf der Spitze des Stockes glänzt eine Fahne von Knittergold, von ihr herunter weht ein weißes oder buntes Tuch, und Bänder und Blumen sind als weitere Zierde um den Stock gebunden und geflochten. Die „Stockjungfern" haben ihn so schön herausgeputzt und ausstaffirt; es ist aber auch eine ganz besondere Ehre „Stockjungfer" zu seyn. Der Bitter geht gravitätisch von Haus zu Haus und sagt einen langen Reimspruch her. Er beginnt wohl also:

Hier seh' ich nieder meinen Stab,
Und nehme auch mein Hüttlein ab,
Und setze meinen Fuß dabei,
Damit ich auch willkommen sei,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, so wär' ich hierher geritten,
Nun aber hab' ich's im Stalle gelassen und bin hierher geschritten ꝛc.

Der Bitter führt in seinem Reimspruch auch alle Gerichte vor, welche beim Schmause auf den Tische erscheinen werden, labet Groß und Klein aus dem Hause ein, webt Moralia in seinen Vortrag, indem er darauf aufmerksam macht, daß man die Winkel zu vermeiden habe, und sagt am Schlusse mit Humor:

Das Vergnügen muß sich aber ein Jeder selbst machen.

Ist der Bitter mit seinen Reimen zu Ende, so erhält er ein Stück Geld oder einen Schluck (Schnaps). So wandert er fidel von Haus zu Haus und geht auch auf die benachbarten Dörfer, um dortige Freunde und Bekannte zur „Hausbörse" einzuladen.

Und auf dem Bauplatze wurde nun schon die „Hille-Bille" geschlagen. Das ist ein Zeichen, daß die Errichtung des Gebäudes schon nahe bevorsteht. Das sind tapfere Schläge, das ist ein helles, lustiges, taktgemäßes, schnelles Klingen, welches weithin durch die Luft schallt. Die Zimmerleute legen einen Ständer in der Weise über zwei andere Stücke Holz hin, daß sich ein hohler Raum unter ihm befindet, während seine beiden Enden auf den beiden untergelegten Holzstücken ruhen. Nun stellen sich

die Zimmergesellen, bewaffnet mit der scharfen, blitzenden Axt, um diesen Ständer hin. Es sind ihrer vier, sechs, auch wohl acht, je nachdem eine kleinere oder größere Anzahl derselben bei dem Bau beschäftigt ist. Einer von ihnen gibt das Zeichen und kommandirt. Nun fährt der Rücken der Axt in raschen, kecken und mächtigen Schlägen auf den Ständer hernieder, aber so, daß ein durchaus regelrechter Rhythmus entsteht. Das dauert eine Zeit lang. Nach einer Pause wird das Schlagen wiederholt, welches, wenn es sich zu Ende neigt, immer rascher und rascher wird. Die „Hille-Bille" wird am Morgen, am Abend und auch wohl am Mittage geschlagen. Ihre Schläge ertönen auch dann, wenn der Bau vollendet da steht. — Die große Scheune des Matthias wurde „gerichtet". Aus dem Dorfe war Alles herbei geeilt, um zu helfen. Die Ständer, die Bohlen ꝛc. wurden in die Höhe gezogen, und das Gebälk fügte sich in einander. Es herrschte ein fröhliches Treiben auf dem Platze. Da erblickte man denn auch den „hölzernen Esel", welcher seltsame Ohren und einen eigenthümlichen Schwanz hatte. Er dient zum „Hänseln", und kommt Jemand zu spät, oder versieht er etwas, so wird er auf den harten Esel gesetzt und unter Schreien und Lachen auf und nieder geschuppst.

Der letzte Sparren war in die Höhe gezogen, es hatte sich kein Unglücksfall ereignet, der Bau stand vollendet da. Die Zimmergesellen schlugen die „Hille-Bille", dann gingen sie hin, um sich zu schmücken. — Lustige Musik erschallte, der Chenillen-Fischer führte die Musikanten. Die weiß gekleideten „Kranzjungfern", zu denen auch die „Stockjungfern" gehören, waren im Hause des Matthias erschienen. Der schöne Kranz wurde von zwei Kranzjungfern in die Hände genommen und in Bewegung gesetzt. Hei, wie er tanzte! Der Zug setzte sich in Marsch. Stattlich sahen die Zimmergesellen in ihren Schurzfellen und in ihren schmucken Camisölern aus. Wie funkelten die Augen in den gebräunten Gesichtern! An den Aexten und an den andern eisernen Geräthschaften, welche die Gesellen auf den stämmigen Schultern trugen, flatterten rothe Schleifen. Der Kranz prangte und leuchtete weit hin. — Ein solcher Kranz ist in Bogen von Blumen geflochten, und es prangen an ihm Tücher und auch wohl vergoldete Eier. Auch sieht man mitunter Pakete mit Tabak an ihm, welche für die Zimmergesellen bestimmt sind. Dann hängt auch noch ein neues Hemd, weiß wie Schnee, an demselben, welches der Zimmermeister erhält. — Die lustigen Leute zogen dahin, und der Kranz wurde unter dem Klange der Musik und unter Gejauchze vor den Häusern gezeigt. Der Umzug war zu Ende, und jetzt sollte der Kranz auf dem Giebel des Hauses befestigt werden. Auf den Leitern stiegen die Zimmerleute empor, zwei kecke Kranzjungfern folgten ihnen. Oben standen die Gesellen, der Kranz wurde festgeschlagen. Der blaue Himmel lächelte, die Sonne strahlte warm, und die heiteren Menschenaugen winkten einander freundlich zu. Unten im Vordergrunde stand der Bauherr Matthias, welcher an der linken Hand seinen Enkel Matthias hatte; zu seiner Rechten befand sich der alte Peter. Hinter diesem erblickte das Auge zunächst Christoph und Margarethe, Franz, dessen Frau und ihre Kinder. Margarethe war wieder schön und heiter geworden. Bei Franz' Kindern stand der alte Friedrichs mit seiner Frau. Dann erblickte man den Schullehrer mit den Schulknaben, welche Gesangbücher in den Händen hielten. Die Musikanten mit ihrem Direktor, dem freundlichen Chenillen-Fischer, an der Spitze, schlossen sich den Knaben an, und weiter im Hintergrunde stand dicht geschart eine noch größere Anzahl Zuschauer. Der Kranz war festgeschlagen. Die „Predigt", welche in der Regel vom Zimmermeister selbst gehalten wird, sollte heute von einem sehr geschickten Gesetten vorgetragen werden. Dort oben standen im luftigen Giebel hinter einander zu zwei Mann auf den hingelegten Dielen die Zimmermänner. Ihre entblößten Häupter umzog die schöne Gottesluft. Es entstand auf dem Platz eine tiefe Stille, als der Gesell die ersten Worte hinunterrief. Er forderte zum Singen des Liedes auf:

Bis hierher hat mich Gott gebracht ꝛc.

Nun wurden die Gesangbücher geöffnet, und Alt und Jung sang mit frommer Andacht das einfache Lied bis zur letzten Strophe. Dann aber wurde mit heller, kräftiger Stimme von dem schmucken Gesellen die eigentliche „Predigt" gehalten. Das Zimmerhandwerk wird in ihr gewaltig, aber auch mit Recht hervorgestrichen. Der Prediger erwähnt der Arche Noah, des Tempels zu Jerusalem ꝛc. und ruft dann die Worte:

Auch Christus war ein Zimmermannssohn.

Er schildert dann auch in humoristischer Weise seine Reisen und Wanderungen; er sagt:

Da kam ich denn nun auch in das Land Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen,
Hätt' ich es nur recht bedacht,
So hätt' ich mir und meinem Kameraden eins mitgebracht —
Ich dachte aber, sie wären hier auch zu haben, denn sie sind sehr wohlfeil,
Man kauft ihrer Hundert um — ein Strohseil!

Bei diesen Worten entsteht ein lang' anhaltendes Gejauchze und Gelächter, und die hübschen Dorfmädchen lachen am hellsten und am meisten. Der „Prediger" kommt nun auf ein großes „Vivat-Ausbringen." Er trinkt von Zeit zu Zeit einen Schluck aus einem Glase, welches er in seiner schwieligen Faust hält. Das erste Vivat-Hoch wird dem Bauherrn und dessen Familie ausgebracht. Als es herniederklang, erhob sich aus allen Kehlen ein rauschendes Vittfatt-Hoch*) als Antwort. Das dauert eine lange Zeit, da alle möglichen Vivat-Hoch! ausgebracht worden. Der Amtmann, der Pastor, der Cantor und Küster, der Förster, der Amtsvogt mit deren Frauen Liebsten ꝛc. werden von dem Prediger genannt, und immer klingt ein jauchzendes „Vittfatt-Hoch". Daß die schönen Kranzjungfern nicht leer ausgehen, versteht sich von selbst. — Dann ruft der Redner noch einmal den Segen Gottes auf das neue Gebäude hernieder, leert sein Glas und schleudert dasselbe mit einem raschen Wurfe kopfüber hinter sich. Wenn es kurz und klein splittert, so gilt das als ein sehr gutes Zeichen; aber mit betrübten Mienen stehen die Leute da, wenn das Glas heil und unversehrt unten am Boden anlangt. Das jetzt über den Kopf hingeschleuderte zerbrach aber, da es an einen Sparren flog und von diesem abprallend von Ständer zu Ständer stürzte, ganz und gar, was einen allgemeinen frohen Eindruck hervorbrachte. Dieser Abschnitt des Festes der „Hausbörje" wird dadurch geschlossen, daß die letzte Strophe des Gesanges, welcher die Feier eröffnete, gesungen wird.

Die Gesellen waren von der Höhe des Hauses hinabgestiegen und standen wohlbehalten unten vor dem Gebäude. Der Bauherr Matthias rief: Seyd still, Ihr Leute, denn ich habe Euch noch etwas zu sagen. Seht Ihr wohl, daß die Inschrift, welche über dem Eingange zur Scheune steht, nicht zu lesen ist, weil man sie zugehangen hat?

Ja wohl, ja wohl, entgegneten viele Stimmen, das haben wir schon lange gesehen.

Nun, sie soll jetzt sichtbar werden! Gesellen, legt die Leiter an, steigt empor und nehmt das Laken weg.

Das geschah sehr rasch, und nun erblickte man die Inschrift. Es standen da in schön ausgeschnittenen Buchstaben, welche roth angestrichen waren, die Worte:

Diese Scheune ließ Matthias Ronnenberg erbauen 1838 den 8. Juli. Fertig gerichtet stand sie da an dem Tage, an welchem der treue Peter gerade fünfzig Jahre auf unserem Hofe gearbeitet hatte. Er möge noch lange bei uns bleiben!

An Gottes Segen ist Alles gelegen!

*) Vittfatt-Hoch ruft der Landmann für Vivat-Hoch!

Nun aber hätte man das Gesicht des alten Peter sehen müssen. Er stand da wie ein Patriarch. Eine hübsche Kranzjungfer kam herbei und legte ihm einen prächtigen Kranz von Eichenzweigen und Blumen über das Haupt auf die Schulter hin. Ein heller, lang' anhaltender Jubel ertönte. Dann aber rief Matthias, als es ruhiger geworden war, mit starker Stimme: Auch der Bauer ist dankbar; so feiert man das Jubiläum eines alten, treuen Freundes. Gerührt reichte er dem alten Peter die Hand, der kleine Matthias aber rief: Großvater ist ein guter Mann! Die Musikanten fliesen einen Tusch dazu, wie er noch niemals im Dorfe gehört worden war.

Jetzt aber zu Tische, meine Freunde! sagte Matthias; Musikanten, blast von Neuem!

Frisch auf, zum fröhlichen Zagen! erklang nun aus den Waldhörnern und Klarinetten, und Alles eilte zum Baumhofe hin, wo unter den grünen Bäumen geschmauset werden sollte. Die einfachen Tafeln, Dielen, auf hölzerne Vorrichtungen gelegt, standen da, und an ihnen wurde Platz genommen. Die Hühnersuppe dampfte, der saure Kohl mit dem Schinken war prächtig, der dicke Reis schmeckte etwas nach dem „Brandenburger", aber das machte nichts aus, die Braten und die Zwetschgen waren ganz vortrefflich. Der Bauherr Matthias saß zwischen seinem Enkel und dem alten Peter, ihm gegenüber saßen Christoph und Margarethe, Franz, der Vollmeier Friedrichs ꝛc. Wie lachte der Himmel, wie lachten die Augen der Menschen, wie bewegten sich tiefe die grünen Bäume! Das war ein Schmausen, das war ein Trinken! Der Ehenillen-Fischer erschien mit den anderen Musikanten hinter Margarethe. Er trug ein Bauer, in welchem der prächtige Dompfaffe saß. Der Vogel-Henning sagte zur jungen Frau: Margarethe, meine Wette hätte ich gewonnen, aber dennoch will ich dir den Dompfaffen schenken, da ich doch Recht gehabt habe. Siehst du? ich kenne die Natur. Und ich wußte, daß, wenn die Beiden da — er zeigte auf den Großvater und den Enkel — zusammen kämen, Alles glücklich sich gestalten würde. Die Waldhörner und die Klarinetten hallten und klangen, und von einem hohen Apfelbaume schrie lustig der Häher. — Lange wurde getafelt, endlich ging der Teller für die Musikanten, für die Köchin ꝛc. herum. Dann aber brach das junge Volk auf, um auf der Diele im Hause des Vollmeiers Matthias zu tanzen. Und wenn es noch tanzt, so tanzt es noch.

Von dem Großvater und dem Enkel spricht man aber noch immer im Dorfe. Und davon wird wohl noch gesprochen werden, wenn wir alle nicht mehr leben!

Eine Schlittschuh-Partie in Nordamerika.

In der zu New-Orleans erscheinenden „Picayune" wird eine Scene aus der „nordamerikanischen Einsamkeit" wie folgt mitgetheilt: Es war im Winter 1844, als ich an einem mondhellen Abende eine Schlittschuh-Partie auf dem gefrornen Kennebec (im Staate Maine) zu machen beschloß. Etwa zwei englische Meilen war ich den Fluß aufwärts gelaufen und bog dann in einen kleinen Seiten-fluß ein, um ihn bis zu seiner Quelle zu verfolgen. Hundertjährige Kiefern und Schierlingstannen hingen von beiden Seiten über den Fluß und bildeten einen prachtvollen krystallklitzernden Bogengang, ließen aber nur hier und da einzelne Mondstrahlen hindurch, so daß mein Weg in erklecklicher Dunkelheit gehüllt war. Jung und unbesonnen, wie ich war, kümmerte ich mich wenig darum, glitt pfeilschnell vorwärts und brach in ein schallendes Jubelgeschrei aus, als ich an eine Stelle kam, wo an der einen Seite eine Strecke weit das Holz gefällt war, und der Blick sich auf ein weites, mondbeglänztes Schneefeld öffnete. Mein wildes Hurrah dröhnte durch den einsamen Wald, ward vom Echo zurückgeworfen, immer schwächer und schwächer, bis Alles wieder grabesstill wurde. Plötzlich ließ sich ein Geräusch vernehmen, welches mir unter dem Eise herzukommen schien, anfangs dumpf und unbestimmt, bald aber sich zu einem gellenden Geheul klärte. Nie vorher hatte ich etwas der Art gehört. Ich stand regungslos, wie vom Blitz getroffen. Mein erstes Gefühl war etwa wie Gespensterfurcht, und es war mir zu Muthe, als ob alles Blut in meinem Körper geränne. Bald besann ich mich jedoch, daß über-oder unterirdische Mächte wohl nicht im Spiele seyn möchten und daß das seltsame Geräusch nur von irgend einem wilden Thiere herrühren konnte. Meine Geistesgegenwart kehrte zurück, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß ich mich sonderlich behaglich und sicher fühlte, so war ich doch hinlänglich Herr meiner Gedanken, um mit aller Energie auf meine Rettung zu sinnen. Ein Blick nach dem Strande zeigte mir zwei große, dunkle Massen, die sich mit ziemlicher Schnelligkeit durch das Unterholz auf mich zu bewegten. Sowohl die Art dieser Bewegung, als abgebrochene, gellende Laute, die in kurzen Zwischenräumen hörbar wurden, ließen mich in jenen dunklen Massen innerhalb weniger Sekunden zwei jener gefürchteten Grauwölfe erkennen. Nie hatte ich bisher eine derartige Bestie gesehen, aber genug von ihnen gehört, um mich nach ihrer persönlichen Bekanntschaft wenig zu sehnen. Ihre unzähmbare Wildheit und fast beispiellose Körperstärke machen sie in den amerikanischen Wildnissen zu einem Gegenstand des Grausens für jeden nächtlichen Wanderer. Lange Zeit zum Ueberlegen war nicht. So wandte ich mich denn um nach der Seite, von wo ich gekommen war, und stürmte Hals über Kopf vorwärts, ohne weiter zurückzublicken, konnte aber an dem mir nachfolgenden Geheul erkennen, daß die Thiere mir auf Leibeskräften nachjagten. Glitzernde Schneewirbel stoben zu beiden Seiten meiner Schlittschuhe; auch einzelne heile Funken zuckten, wo meine Bahn über eine nackte, dunkle Eisfläche führte. Als eifriger und bebender Schlittschuhläufer von Kindesbeinen auf fühlte ich mich völlig heimisch auf dem Elemente, manchen Tag hatte ich schon auf meinen guten englischen Schlittschuhen zugebracht, aber wohl nie war es mir in den Sinn gekommen, daß sie dereinst ein Mal meine einzige Rettung werden sollten. Flüchtige Bilder zogen auf Augenblicke durch meine Phantasie; ich sah die Gesichter meiner Frau und Kinder, wie sie abwechselnd schauderten und vor Freude strahlten bei der Erzählung meines Abenteuers. Dann sah ich sie wieder, wie sie und meine Leute mit Fackeln trostlos auf dem gefrornen Flusse nach meinem Körper suchten, um ihn zu begraben, obwohl derselbe, mit Ausnahme einiger Knochen, bereits seine Grabesstätte in dem Bauche der Wölfe gefunden hatte. Natürlich aber nur ganz hastig und unbestimmt tauchten derartige Gesichte in meiner Seele empor und verschwanden wieder; zu einem eigentlich bewußten Gedanken kam es wohl nicht, vielmehr glaube ich mich zu entsinnen, daß der größte Theil meines Laufes in einem traumartigen, wie trunkenen Zustande vollbracht wurde. Noch war eine gute Strecke zwischen mir und meinen heißhungrigen Verfolgern; aus dem sich allmälig nähernden Geheul mußte ich aber schließen, daß sich die Entfernung mehr und mehr verringerte. Bald konnte ich auch das Geräusch ihrer Tritte auf dem Eise hören, immer deutlicher und bestimmter. Jetzt ließ sich schon ihr wildes Schnaufen vernehmen. Jeder Nerv, jede Muskel meines Körpers war bis aufs Aeußerste gespannt. Lange konnte es nicht mehr so dauern. Die Bäume zu beiden Seiten und einzelne Erhöhungen des Flußbettes schienen im Haldunkel in ungeheuren Sprüngen an mir vorüber zu jagen. Kaum sah und hörte ich noch etwas. Nur ein Gedanke durchzuckte mein Inneres hin und wieder: daß der kleinste Stein auf meiner Bahn, oder ein abgebrochener Ast, oder eine Fuge im Eise mich rettungslos verderben müßte. — Schon war das gellende Geheul, das kistemde Geräusch der Tatzen und das wilde Schnaufen und Keuchen ganz nah, als eine unwillkürliche Bewegung mich etwas aus meinem Kurse seitwärts brachte. Die Wölfe, dicht hinter mir, unvermögend auf dem spiegelglatten Eise Halt zu machen oder umzubiegen, strauchelten und fielen; der Eine überschlug sich und beide glitten liegend eine ziemliche Strecke

mit reißender Schnelligkeit und dumpfem, wüthendem Gebrüll an mir vorüber; die Zunge hing ihnen weit aus dem Halse, die weißen Fangzähne glänzten im Mondlicht, ihre dunkelzottige Brust war mit Schaum bedeckt. Da wurde es mir plötzlich klar, daß sie selbst unwillkürlich mir die Anweisung gäben, wie ich ihnen entgehen könne, daß ich nämlich nur, wenn sie sich allzusehr genähert, etwas nach der Seite zu biegen brauchte; die Wucht ihres Laufes mußte sie alsdann bei der eigenthümlichen Gestaltung ihrer Tatzen unfehlbar zum Falle bringen, und mir Gelegenheit geben, einen Vorsprung zu gewinnen. So machte ich es denn nun auch fortan, und zwar eine geraume Zeit hindurch; sowohl der gute Erfolg meines Manövers, als andererseits die stete Todesangst hielten meine Kräfte aufrecht. Einmal hatte ich meine blutgierigen Verfolger vor meiner Volte aus Versehen so nahe kommen lassen, daß mir ihr Schaum ins Gesicht spritzte, einer von ihnen schon nach mir schnappte, was wie das Zusammenschlagen eines Fuchseisens klang. — Endlich war ich in die Nähe meines Hauses gekommen! Meine Hunde — ich erkannte sie wohl an ihren tiefen Stimmen — schlugen an, und ich hörte ihre Ketten rasseln. Wie wünschte ich, daß sie reißen und meine treuen Thiere mir zu Hülfe kommen möchten! Doch glücklicher Weise bedurfte es ihrer nicht. Das Gebell machte die Wölfe stutzig; sie standen einen Augenblick still, kehrten dann um, ergriffen die Flucht und verschwanden binnen wenigen Minuten hinter einem benachbarten Hügel. — Ich zog meine Schlittschuhe aus und eilte in mein Haus, unter Empfindungen, die sich besser denken als beschreiben lassen. — So endete meine Lustpartie auf dem gefrorenen Kennebec. — Noch jetzt, nach Verlauf von sieben Jahren, kann ich keine mondbeschienene Eisbahn sehen, ohne in der Erinnerung an jene Nacht zu schaudern.

Pot-Pourri.

Alexander Dumas.

Die besondere Art französischer Literatur, die man Memoires nennt, soll demnächst eine Vermehrung erhalten, und zwar von niemand Geringerem als Hrn. Alexander Dumas. Der große Romanschreiber will der Welt die Geschichte seines eigenen ereignißreichen Lebens und seiner ungewöhnlichen literarischen Laufbahn erzählen. Die Aussichten sind dafür, daß das Werk eines der glänzendsten dieser Art werden wird, was nicht wenig heißen will, wenn man das zahllose Heer von Memoirenschreibern bedenkt. Da er sich vertraulich in alle Klassen der Gesellschaft gemischt hat, von gekrönten Häuptern und Prinzen von Geblüt bis herab zum wandernden Schauspieler, da er hinter die Koulissen der politischen, literarischen, theatralischen, artistischen, finanziellen und commerciellen Welt geschaut, da er sich ohne Hülfe von der niedrigen Stellung eines Schreibers in der Rechnungskammer Ludwig Philipp's zum populärsten Romanschreiber Europa's aufgeschwungen, — da er in seinem Dintenfaß ein ungeheures Vermögen fand, und es verschleuderte, wie ein Genie (oder ein Narr), — da er in mehr als fürstlichem Luxus geschwelgt hat, und dann wieder so herabgekommen ist, daß er nicht wußte, wo er einen Mittagstisch gesorgt erhalten könnte, — da er weit und breit umherwanderte und das Leben nahm, wie es eben kam, jetzt mit einem Klumpe spröde, dann neben einem Räuber schlief, — den einen Tag Löwen in der Sahara tödtete und den nächsten, wie er selbst erzählte, von einem Bären in den Pyrenäen zerrissen wurde, — da er ein tägliches Journal herausgegeben und ein Theater geleitet hat, was beides fehlschlug, — da er in der Nationalgarde beschligt hat, und dann wieder mit Polizeispähern und Hyssiers sich herumsetzte, — von fast allen Potentaten Europa's dekorirt wurde, so daß seine Brust bunter behändert ist, als der Regenbogen Farben zählt, — da er mehr Bücher als irgend ein lebender Schriftsteller, vielleicht mehr als irgend ein todter herausgegeben hat, unzählige Duelle durchmachte, und mehr verlacht, verlästert, caricirt, satirisirt, beschimpft und bewundert wurde, als irgend ein anderes jetzt lebendes Wesen: — so muß Alexander Dumas eine Unzahl Dinge zu erzählen haben, und keiner seiner Zeitgenossen kann sie besser, wenige so gut erzählen. Nur ist zu fürchten, daß sich ein guter Theil Dichtung hineinmische, doch — n'importe!

Der „Elb. Anz." theilt folgende Anekdote mit: Vor einigen Monaten war ein Mann mit allerhand Merkwürdigkeiten hier, der neben andern schauerlichen Geschöpfen, Schlangen, einem Cäkimo ꝛc. auch einen „wilden Amerikaner" producirte, welcher lebendige Hühner fraß. Dieser wilde Amerikaner hatte sich hier mit seinem Principal wegen seines Lohnes entzweit und klagte gegen ihn, wobei er zur Begründung seiner Klage geltend machte, daß er einen überaus schweren und lästigen Dienst habe; denn es sey doch gewiß keine leichte und angenehme Sache für ein Mitglied der civilisirtesten Nation der Erde, für einen gebildeten — Franzosen, sich das Gesicht bemalen zu lassen und lebendige Hühner zu zerreißen und zu fressen. Der wilde Amerikaner war wirklich seines Zeichens ein durchaus harmloser Franzose, der sich zum Hühnerfressen vermiethet hatte. Die Leute vertrugen sich übrigens wieder, und der Franzose setzt noch immer — wenn wir nicht irren jetzt in Königsberg — durch seine grausame amerikanische Wildheit als hühnerblutdürstiger Wüthrich das Publikum in Grausen und Entsetzen.

Barnum, der bekannte amerikanische Speculant mit Künstlern und Künstlerinnen, der auch Jenny Lind und andere Kunstmerkwürdigkeiten im freien Lande jenseit des Oceans sklavenähnlich umherführte und ihr Talent für seinen Geldbeutel ausbeutete, zeigte schon als junger Mensch eine raffinirte Unternehmungslust. Von geringer Herkunft und ohne Mittel machte er anfangs kleine Reisen, um sich durch allerlei Speculationen einen Erwerb zu verschaffen. Auf Long-Island, einer Insel, auf der eine Bahn für Wettrennen der Engländer besteht, trift er eine Heerde schöner Büffel. Diese sollen ihm zum Gegenstand der Speculation dienen. Er miethet die Thierheerde auf einen Tag von den Treibern der Heerde für eine Kleinigkeit. Dann geht er ans Ufer, wo Kähne zur Ueberfahrt von der Insel nach dem Festland bereit liegen und miethet für ein geringes Pauschquantum auch diese Kähne für denselben Tag wie die Büffel. Hierauf läßt Barnum riesige Anschlagzettel drucken, auf denen er ankündigte, daß an dem und dem Tag ohne Entrégeld auf Long-Island ein Wettrennen von Büffeln, die von Indianern geritten werden, gehalten werden wird. So etwas hatte man noch nicht gesehen und der Zulauf nach dem Ufer ist ungeheuer. Dort aber sind, wie oben bemerkt, sämmtliche Ueberfahrtskähne in der Hand des Speculanten, der sich von jeder Person einen halben Thaler für das Ueberfahren zahlen läßt. Da die Zuschauer nichts von dem angekündigten Wettrennen zu sehen bekamen, kümmerten den Jüngling Barnum nicht im geringsten. Als er die Taschen von dem Ueberfahrtsgeld tüchtig gefüllt hatte, machte er sich aus dem Staub, die getäuschten Yankees aber machten lachende Mienen zum bösen Spiel. — Daß Herr Barnum sein Talent mit der Zeit tüchtig kultivirt hat, beweisen seine neuesten Speculationen.

Ein Amerikaner hat in einer Zeitung alle erdenklichen schwierigen Umstände zusammengestellt, in die ein Mann kommen kann, und welchen hält er für den allerschwierigsten? Der schwierigste Umstand, sagt er, ist, wenn ein Mann auf einem Sopha zwischen zwei schönen Mädchen sitzt, von denen die eine schwarze Augen, schwarze Locken und einen blendenden Nacken, die andere sanfte blaue Augen, goldene Locken, rothe Wangen und Lippen hat, die beide lachen und gleichzeitig mit ihm sprechen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 87.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 1. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Herzogin von Angoulême.

Das „Journal des Débats“ widmet der Herzogin von Angoulême folgenden Nekrolog: „Ihre kgl. Hoheit die Frau Herzogin von Angoulême ist am 19. Oktober Vormittags 11 Uhr in Froschdorf gestorben. Marie Thereſe Charlotte von Frankreich, Tochter Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's, war am 19. Dec. 1778 zu Verſailles geboren, und folglich dreiundſiebenzig Jahre alt. Es ſind faſt auf den Tag ſechzig Jahre, daß ihre edle und unglückliche Mutter das Schaffot des Terrorismus beſtieg. Die beiden Jahrestage können als einer gelten, denn das Leben der erlauchten Tochter Marie Antoinette's iſt nur ein langes und beſtändiges Martyrerthum geweſen. Selten iſt im Verhängniß öffentlicher Perſonen, was die Herzen erweicht und das Gefühl peinlich erregt. Es ſcheint, daß wir weniger bewegt und gerührt werden von dieſen großen Mißgeſchicken, die mit der Allgemeinheit der Geſchichte zuſammenhängen, als von Privatleiden. Betrachtet man aber die unermeßliche Summe von Schmerz, die ſich auf dieſe erlauchte Waiſe gehäuft, die Größe und die Beharrlichkeit des Unglücks, das ihr Leben zu einem fortwährenden Opferdienſt gemacht hat, ſo kann man ſich des Eindrucks alles deſſen, was die Empfindung des Mitleids frommes und ehrfurchtvolles hat, nicht erwehren. Wohl mag man bei der Tochter Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's mit Befremden ſtaunen über die Menge von Thränen, welche die Augen der Königinnen enthalten können. Ihr Leben läßt ſich in einem einzigen Wort zuſammenfaſſen: Sie war vom erſten bis zum letzten Tag unglücklich. Marie Thereſe von Frankreich war dreizehn Jahre alt als ſie den Tempel betrat, um die Gefangenſchaft ihres Vaters, ihrer Mutter, ihres Bruders und ihrer Muhme zu theilen. Sie ſah nach und nach alles fallen, was ſie liebte: ihr Vater wurde guillotinirt am 21. Jan. 1793, ihre Mutter am 16. Okt., ihre Muhme, Madame Eliſabeth, am 9. Mai 1794, ihr Bruder, Zag für Tag gemordet, ſtarb in ſeinem Gefängniſſe am 8. Junius 1795. Allein übrig geblieben von dieſer Reihe von Opfern erhielt die junge Prinzeſſin erſt ihre Freiheit wieder im Monat Dezember 1795, als ſie gegen die Kommiſſäre ausgewechſelt wurde, welche Dumouriez den Oeſterreichern überliefert hatte. Madame Royale, wie man ſie nannte, begab ſich zuerſt nach Wien, dann im Mai 1798 nach Mitau zu ihrem Oheim, dem nachmaligen König Ludwig XVIII., und vermählte ſich am folgenden 10. Juni mit ihrem Vetter dem Herzog von Angoulême, dem älteſten Sohn des Grafen v. Artois, des nachmaligen Karls X. Die Frau Herzogin v. Angoulême machte alle Wechſel ihrer umherirrenden Familie auf dem Continent mit, und begleitete ſie endlich nach England, wo ſie zu Hartwell in tiefer Zurückgezogenheit bis zur Reſtauration lebte. Am 4. Mai 1814 kehrte ſie mit Ludwig XVIII. nach Paris zurück; ſie war zu Bordeaux, als der Kaiſer in Cannes landete. Von neuem zur Auswanderung genöthigt, kehrte ſie nach England zurück und kam wieder am 26. Juli 1815 nach Paris. Fünfzehn Jahre nachher, in dieſem ſelben Monat Juli, gab eine neue Revolution ſie dem Exil zurück, und endlich vor einigen Tagen ſchloß ſie ein Leben voll Tugenden, Schmerz, Gebet und Opfer; an ihrem Sterbebett hatte ſie den Grafen von Chambord, ihren geliebten Neffen, den Erben ihres alten und glorreichen Geſchlechts. Wir erzählen hier nicht das politiſche Leben der Frau Herzogin von Angoulême. Man hat die Wahrheit entdeckt, als man ſonſt ſagte, ſie miſche ſich thätig in die Geſchäfte. Man hatte es auch von ihrer unglücklichen Mutter geſagt, und wir haben jüngſt aus treuen Berichten erſehen, wie ſehr im Gegentheil die Königin Marie Antoinette Widerwillen und Abneigung gegen die Politik hatte. Die tragiſchen Kataſtrophen, inmitten deren die Gefangene des Tempels aufgewachſen war, hatten in ihrem Gemüth eine tiefe Verachtung des Irdiſchen gelaſſen. Im Teſtament Ludwigs XVI. finden wir dieſe einfachen und ſchönen Worte: „„Ich empfehle meine Kinder meiner Frau. Ich empfehle ihnen die Größen dieſer Welt (wenn ſie verurtheilt ſind ſie zu koſten) als gefährliche und vergängliche Güter zu betrachten, und ihre Blicke nach dem einzigen, feſten und dauerhaften Ruhm der Ewigkeit zu wenden.““ Die fromme Tochter Ludwigs XVI. hatte dieſem höchſten Wunſch gehorcht. Sie zeigte ebenſoviel heroiſchen Muth im Kampf, als Ergebung in den Willen Gottes. Ihr Leben war eine lange und ſchmerzhafte Pilgerfahrt, man könnte ſie den Weg des Kreuzes nennen. Es gibt prädeſtinirte Exiſtenzen, welche von Gott beſtimmt ſcheinen, die Träger der Fehler der Menſchheit zu ſeyn, es ſind ſo zu ſagen die auserwählten Opfer. In den ſchrecklichen Zeiten, welche die Tochter Ludwigs XVI. durchlief, waren ihre Thränen wie eine tägliche Opfergabe zur Sühne der Miſſethaten, die um ſie vollbracht wurden. Es gibt in den Büchern keine edlere und ſchmerzlichere Geſtalt, und ſelbſt in einer Epoche, wo durch die Anhäufung von Kataſtrophen und die Philoſophie der Geſchichte die Herzen zuletzt verhärtet ſind, iſt der Tod Marie Thereſens von Frankreich noch ein allgemeiner Schmerz.“

Die Macht der Barmherzigkeit.

Die hübſche alte Stadt Lamborough iſt ſonſt gewöhnlich ſtille. Warum heute ein ſolcher Lärm? Längs der mit Hecken eingefaßten Straßen, die dahin führen, humpeln Wagen, Chaiſen, Fuhrwerke aller Art, welche mit Landleuten gefüllt ſind. Aus ihnen hervor ſchimmerte da und dort der Scharlachmantel oder der Strohhut eines Frauenzimmers, die einen etwas wandelbaren Sitz im Hintergrunde einnimmt und bildet einen heiteren Gegenſatz zu den dunklen Röcken und den grauen Weiberkittlen in der vordern Reihe; aus jeder Hütte der Vorſtadt quellen neue Individuen hervor und ſchließen ſich an den großen Strom an, der ſich in wachſender Fülle durch die Straßen ergießt, bis er vor dem Schloſſe anhält. Der alte Waſſergraben um daſſelbe iſt heute voll Müßiggänger; ſelbſt der Hügel gegenüber, gewöhnlich das ruhige Gebiet einiger Dutzend friedſamer Schafe, nimmt Theil an der allgemeinen Erregung.

Die Stimmen der Menſchenmenge, welche ſich um das Gerichtshaus drängt, tönen dumpf wie das Murmeln der See, bis ſie ſich endlich zu einer Art Ausruf erheben. Jetzo Weh, der Schrecken der Umgegend, der Schafdjeb unb Einbrecher iſt ſchuldig erklärt worden. „Wie lautet der Spruch?“ fragen hundert Stimmen.

„Lebenslängliche Deportation,“ tönt als Antwort zurück.

Aber hoch oben auf dem Hügel ſtand Einer, deſſen forſchendes Auge mit unbeſchreiblicher Angſt über den Haufen hinflog, deſſen blaſſe Wangen bei jeder Anklage des Verbrechers geiſterhafter wurden, und der, als endlich der Spruch erſcholl, beſinnungslos auf den grünen Raſen hinſtürzte. Es war der Sohn des Einbrechers.

Als der Knabe ſich wieder von ſeiner Ohnmacht erhoite, war es ſpät im Nachmittag. Er war allein. Das ſanfte Geläute der Schafglocken hatte den Ohor menſchlicher Erwartungen, Befürchtungen und Schreywerte verdrängt. Alles war friedlich umher. Der

Knabe konnte nicht begreifen, warum er dalag und sich so schwach und elend fühlte. Er erhob sich zitternd und schaute sich um. Der Rasen war von menschlichen Füßen getreten und verdorbt. Das ganze Leben, das er in den letzten Monaten geführt, trat wieder vor seine Erinnerung: sein Aufenthalt in der Hütte seines Vaters unter den spitzbübischen Kameraden desselben, die verzweifelten Pläne, die er mit angehört, als er sich auf seinem niedern Bette schlafend gestellt, ihre nächtlichen Expeditionen, wo sie vermummt und bewaffnet ausgegen, ihre eiligen Rückzüge, die Nachricht von der Gefangennehmung seines Vaters, sein eigener Abgang nach dem Hause einer Frau in der Stadt, das Gericht, das Verhör und endlich die Verurtheilung!

Der Alte war ein harter und roher Vater gewesen, doch hatte er seinen Sohn nicht gerade zu schlecht behandelt. Von dem großen und barmherzigen Vater der Vaterlosen wußte das Kind nichts. Es glaubte, es sey nur allein auf der Welt. Doch Kummer war das Gefühl nicht, was den Knaben jetzt eben besonders bewegte, ebenso wenig Scham darüber, von nun an als Sohn eines Deportirten zu gelten. Rache war es, was in ihm glühte. Er dachte an den Menschenhaufen, der da gekommen war, um sich an seines Vaters Schmerzen zu weiden; es lüstete ihn, sie Alle in Stücke zu reißen und wüthend rannte er eine Handvoll von dem Gras aus, auf dem er saß. O wenn er nur ein Mann wäre! daß er sie Alle, Alle dafür züchtigen könnte, zuerst die Zuschauer, dann die Constabler, den Richter, die Geschworenen, die Zeugen — besonders einen von diesen, einen Geistlichen Namens Leyton, der sein Zeugniß bestimmter, klarer gegeben hatte, als alle Andern. O wenn er nur diesen Mann ein Leid anthun könnte! — wäre er nicht gewesen, so hätte die Jdentität seines Vaters nicht hergestellt, er hätte nicht überwiesen werden können.

Plötzlich tauchte ein Gedanke in ihm auf — seine Augen funkelten vor wilder Lust. „Ich weiß wo er wohnt", sprach er zu sich selbst; „er hat das Gut und die Pfarrei von Millwood. Ich will gleich hingehen — es ist fast schon finster. Ich will thun, was Vater einmal dem Squire that, wie ich von ihm hörte. Ich will seine Scheunen und sein Haus anzünden. Ja, ja er soll dafür verbrennen — er soll keine Väter mehr deportiren lassen!"

Eine Schachtel mit Zündhölzern war leicht beschafft, es war die einzige Vorbereitung, die der Knabe traf. Der Herbst war schon weit vorgerückt, ein kalter Wind heulte durch die fast blätterlosen Bäume; George's Zähne klapperten, und seine elendbekleideten Beine wurden ganz starr, als er über die Felder hinschritt, die nach Millwood führten. „Zum Glück ist's eine dunkle Nacht; dieser schöne Wind wird die Flamme prächtig anfachen," wiederholte er bei sich selbst.

Die Glocke schlug 9 Uhr, aber Alles war schon so still, wie um Mitternacht; seine Seele bewegte sich weit und breit; an den Fenstern des Pfarrhauses verwechte er kein Licht zu entdecken. Er wagte es nicht, das Thor zu öffnen, der Schall der Klingel konnte ihn verrathen. Er kletterte daher leise hinüber. Aber kaum hatte er den Boden auf der andern Seite der Mauer erreicht, als das laute Bellen eines Hundes ihn erschreckte. Er kauerte sich hinter dem Heuschober zusammen und wagte kaum zu athmen; jeden Augenblick erwartete er, daß der Hund auf ihn losspringen werde. So verging einige Zeit, bis der Knabe sich wieder zu rühren wagte und in dem Maße als sein Muth sank, verringerte sich auch sein Durst nach Rache; endlich war er beinahe entschlossen, wieder nach Lamborough zurückzukehren, aber er war zu müde, zu erkältet, zu hungrig — überdieß würde ihn die Frau für sein langes Ausbleiben geschlagen haben. Was konnte er also thun? wohin sollte er gehen? und als das Gefühl seiner verlassenen Lage wieder kam, kehrte auch die leidenschaftliche Grimmerung an seinen Vater, sein Haß gegen dessen Ankläger, und seine Rachbegierde zurück; und noch einmal vom Muthe des Zornes gehoben, stand er auf, nahm die Schachtel aus der Tasche und strich kühn mit einem Zündhölzchen über das rauhe Papier. Es entzündete sich; er stieß es hastig in den Schober, hinter dem er stand — es flackerte ein klein wenig, dann ging es aus. In heftigem Zittern faßte jetzt der junge West noch einmal alle übriggebliebenen Zündhölzchen in seine Hand und zündete sie an, aber in demselben Augenblicke bellte der Hund. Er hört, wie das Thor geöffnet wird, ein Schritt kommt hart hinter ihn her, die Zündhölzchen werden gelöscht, der Junge macht eine verzweifelte Anstrengung, um zu entfliehen, aber eine starke Hand hält ihn an der Schulter und eine tiefe rubige Stimme fragt ihn: „Was hat Dich zu einem solchen Verbrechen getrieben?" Dann ruft der Herr, ohne ihn los zu lassen, mit lauter Stimme, und bald erscheinen einige Dienstleute, die nun das Gut mit ihren Laternen ringsum zu durchsuchen beginnen. Natürlich fanden sie keine Genossen, sondern nur die Handvoll halbverbrannter Zündhölzchen, die der Junge hatte fallen lassen. Er selber aber stand die ganze Zeit über zitternd da und versuchte bisweilen sich los zu machen, aber der Herr hielt ihn mit fester doch nicht roher Hand.

Endlich erschienen die Männer den Befehl, nach dem Hause zurückzukehren, und auch George ward dahin geführt, jedoch auf einem andern Wege. Sie traten in ein kleines, ärmlich ausstaffirtes Zimmer. Die Wände waren mit Büchern bedeckt; soviel konnte der ängstliche Blick des jungen Verbrechers bei der hellen Kaminflamme entdecken. Der Herr zündete nun eine Lampe an und betrachtete seinen Gefangenen mit aufmerksamen Blicken. Dieser hielt die Augen auf den Boden geheftet, während Herrn Leyton's Blicke von den blassen, abgemagerten Zügen auf seine ärmliche zerlumpte Kleidung fielen, durch die Löcher derselben konnte er die dünnen Beine wahrnehmen, welche vor Kälte und Furcht zitterten.

(Schluß folgt.)

Ueber Tabak und Cigarren

bringen die „Grenzboten" in ihrer letzten Nummer unter dem Titel: „Luxus und Schönheit des modernen Lebens" einen humoristischen Artikel, der auf jeden, guter Laune zugänglichen Leser ungefähr denselben Eindruck machen wird, den der Genuß einer ächten Cabanas auf den „neuen" Raucher macht. — „Wer die Cigarren haßt", heißt es in der Einleitung, „für den schreiben wir nicht, er mag ein redlicher, erträglicher Mitmensch seyn, aber er hat die verkehrte Weltanschauung; wem es gleichgültig ist, ob seine Brüder gute oder schlechte Cigarren rauchen, für den schreiben wir auch nicht, er mag klug seyn, aber in seinem Herzen glimmt nicht die Kohle der Gemüthlichkeit. Nur für Solche sind die folgenden Zeilen berechnet, welche wissen, daß die Wolkenringe, womit die Geister der Tabacksstaude uns umziehen, eine luftige Kette bilden, durch welche der Sterbliche mit allen schönen Gestalten der Traumwelt in Rapport gesetzt wird." Begonnen wird, wie billig, mit einem historischen Rückblick, an den sich eine Art Dithyrambe reiht: „Schöne, friedliche Herrschaft der zartgewickelten, duftreichen, civilisirenden Havannejer. Die ganze Erde huldigt deiner friedebringenden Gewalt. Der borstige Wallfischfänger, welcher mit seiner Harpune die Eisberge aus dem Wege seines Schiffes stößt, bläst seinen Rauch triumphirend dem Eisbären in die Nase, der Pflanzer liegt in seiner Hängematte und raucht, der deutsche Gelehrte erfindet rauchend ein neues philosophisches System, der Engländer raucht, der Russe raucht, jedes neu entdeckte Land wird rauchend in Besitz genommen, jedes Stück Baumwollenzeug wird mit Rauch verkauft, und die Bücher men und die Sternschnuppen werden mit Hülfe der Cigarren gemessen und gezählt." Im didaktischen Theile heißt es dann u. A.: „Wo der Mensch hinkommt, dahin versucht er auch die Tabacksstaude zu pflanzen, und zahlreich sind die Stellen auf unserem Planeten, welche einen achtungswerthen Tabak hervorbringen. Ueber Allem steht freilich majestätisch, in stolzer Höhe das Blatt der Havannah, welchem die folgenden Zeilen gewidmet sind.

Aber auch die übrigen Theile von Cuba, namentlich die Umgegend von Cien fuegos und San Jago de Cuba sind berühmte Fundorte eines edlen Krautes. Doch ist das Blatt dunkler, gesättigter und viel narkotischer; es ist eine tüchtige Race darin, aber die Hoheit fehlt. Der Tabak von Domingo hat die umgekehrten Eigenschaften, er ist leichter, nicht so brenzlich, von gutem, feinem Geruch, aber zuweilen auch fade und nichtssagend. Der schwere, edle Portorico, der betäubende, gewürzreiche Columbia, dessen Cigarren seit einigen Jahren auch in Deutschland bekannt wurden, der milde Varinas, zu weichlich für Cigarren, aber der König der Pfeifenköpfe, der durch das Alter immer edler wird; und seine Nachbarn, die duftigen Laguayra, Cumana und Curaçao, sie Alle, angesehene Häuptlinge des großen Stammes, verehren die Staude Havannah als ihre Herrscherin. Auch die mittleren und südlichen Staaten der Union erzeugen große Massen wohlbekannter Tabacke. Das ölige und wohlriechende Blatt von Kentucky, welches viele Stränge des Kautabackes liefert, der fette Virginier, der goldgelbe, süßliche Maryland, der grobblätterige Ohio, der Schnupftabak von Alabama, Louisiana und die Sumpfstaude von Florida haben die Cigarrenfabrikation von Bremen in Flor gebracht, und in der Schweiz große Fabriken verursacht, in welchen z. B. die langen, schwarzen Spulwürmer der österreichischen Regie nachgemacht und massenhaft in Italien eingeführt werden. Diese amerikanischen Blätter lassen sich zum Cigarrentabak nicht gut allein verarbeiten, die dunkeln sind zu schwer, die gelben zu süßlich, die schweren werden in Amerika zum Kautabak, in Europa zum Schnupftabak verwendet, und bei der Cigarrenfabrikation werden starke mit milderen Blättern gemischt. Die Regien von Oesterreich und Frankreich sind wegen der Billigkeit und Kraft der Blätter eifrige Abnehmer geworden. In Frankreich werden die nordamerikanischen Sorten häufig mit Java, in Oesterreich mit ungarischem Tabak vereinigt. — Die Staude von Brasilien hat ein großes, schönes Blatt, aber sie wird dort noch sorglos behandelt; auf dem schweren Boden der Thäler ist sie ölig und beißend, auf den Bergen oft weich und gehaltlos. Die brasilianer Cigarren, welche schlecht gewickelt sind, wagen sich noch wenig in den Weltverkehr. Bei den Cigarren unserer Fabriken aber ist das Tabacksblatt von Brasilien eine billige Einlage und bringt als Rauch- und Schnupftabak von Bahia auch selbstständig in die Nasen der Europäer. Der deutsche Ansiedler in Brasilien hat der Väter Brauch bewahrt und raucht aus einer kleinen Rohrpfeife feingeschnittene schwarze, stark gegohrene Blätter, sich an den beißenden Geschmacke erfreuend. — Auch in Asien gedeihen wohlbekannte Arten, sie haben die Tugenden und Fehler von Emporkömmlingen. Die Staude von Java, die große, blonde Schönheit unter den Blättern, von leichtem Wesen, hat doch einen merkwürdigen Erdgeschmack und einen durchaus nicht aristokratischen Geruch, wie nach dem Gewürzladen, an den man sich erst gewöhnen muß. Der Holländer liebt sie als Cigarre, bei uns wird sie als Deckblatt vielfach verbraucht. Die Blätter von Manilla haben trotz aller Neige einen schlechten Charakter, sie verführen durch ihren sammtenen grauen Mulattenteint und die feurige Energie ihres Blutes, aber sie intriguiren hinterlistig gegen unsern Magen und die Organe des Athmens. Die Manilla-Cigarren haben zur Einlage lange Blätter, welche nicht so gewickelt werden, wie in der Havannah, der Mantel wird mit dem Saft einer Gummipflanze darum befestigt, die man fälschlich für Opium hielt, weil sie auch berauscht. Das Fabrikat bildet so eine lange, konische Rolle, drei- bis viermal länger, als gewöhnliche Cigarren; diese Rolle wird in mehrere Theile zerschnitten und diese Theile als **prima, seconda, tertia** sortirt; die **prima** ist das dickere Ende. Auch in China existirt in aller Stille ein großer Tabackbau. Das Blatt wird geraucht aus Köpfen von der Größe eines Fingerhutes, welche aus Metall-Compositon gemacht sind; der Rauchtabak besteht aus schwarzen Fäden, welche sehr berauschen, weil sie durch eine scharfe Sauce, wahrscheinlich Opium, vergiftet werden. Die europäischen Tabacke haben leider kein Glück in der Welt, nur wenige stehen in dem Rufe der Respektabilität, sie haben oft ein hübsches Aussehen, aber sie leiden an vielen Unarten: die einen sind rohe, derbe Ackerknechte, andere haben einen Fuselgeschmack, wie Eckensteher, noch andere sind süßlich und sentimental, wie verkümmerte Fräulein. Ihre vielfache Verwendung macht sie einflußreich, und da sie fast alle eine gewisse Gutmüthigkeit besitzen, so möge ihr Rauch immerhin durch die Luft ziehen, so lange es dem Einzelnen möglich ist, sie sich vom Leibe zu halten. Der Holländer Amersfoord, die Franzosischen aus Languedoc, dem Elsaß und Dünkirchen und die Deutschen, unsere Pfälzer, Hanauer, Nürnberger, Göttinger, Ohlauer, Sorauer, Schwedter u. s. w. sind nützliche Staatsbürger, aber keine Gentlemen. Eben so wenig der russische gelbe von Sarepta und der ölige Saratow. Nur der ungarische und der türkische Tabak können sich in guter Gesellschaft sehen lassen, und der ungarische leidet doch noch daran, daß die hellen Sorten flau und gehaltlos, die schwereren erdig und brandig zu seyn pflegen, aber in dem Aroma der besten Arten ist schon ein orientalischer Adel, der dem kleinen goldenen Blatte des türkischen Tabacks in noch höherem Grade zukommt. Dieser feine Rauchtabak, welcher süß ist, ohne widerlich zu werden, und mit betäubendem Wohlgeruch aufregt und darauf einschläfert, gleicht der Poesie des Orients und wird, wie ein Gedicht von Hafis, bei seltenem Genuß entzücken; zum Hausgenossen und Vertrauten seiner Seele aber kann der kräftige Deutsche ihn nicht gebrauchen."

Aus dem Tagebuche eines englischen Seeoffiziers.

Der Londoner „Herald" theilt aus dem Tagebuch eines, der letzten Nordpol-Expeditionen (zur Aufsuchung Franklins) attachirten Seeoffiziers folgende interessante Schilderung einer Durchfahrt durch einen Eisberg mit: „Sonntag, 30. Juni 1850. Vor Anker an einem Eisberg; ruhiges Wetter, wolkenloser, schön blauer Himmel; umgeben von einer ansehnlichen Zahl ungeheurer Eismassen, gleißend und farbenspielend unter den Strahlen der Mittagssonne. Ein Theil der Mannschaft war an's Land gegangen, um Eier der wilden Seevögel zu sammeln, welche sich an den einsamen Felsen und Abgründen der Baffinsbay aufhalten, während die übrigen, ermüdet von den erschöpfenden Arbeiten des vorangegangenen Tages, sich zur Ruhe begeben hatten. Ich allein ging auf dem Verdeck auf und ab; die ganze Natur rund um mich schien in die tiefste Ruhe versenkt. Da bemerke ich in der offenen See einen ungeheuren Eisberg, der in der Mitte durchbrochen war und so eine Art Tunnel bildete. Noch nie hatte ich gehört oder gelesen, daß ein Reisender in den arktischen Regionen etwas Aehnliches geschildert hätte, die Neuheit der Sache reizte mich, deßhalb beschloß ich, eine Fahrt durch diesen Eistunnel zu versuchen, und fand auch bald zwei Matrosen, die bereit waren, mich zu begleiten. Das kleine Boot wurde ausgehoben und die Entdeckungsreise angetreten. Wir näherten uns dem Koloß, erkannten, daß in der Höhle Wasser genug vorhanden, um den Boote die Durchfahrt zu gestatten, ruderten langsam und schweigend darauf zu, und eine der herrlichsten Naturscenen, die jemals das Auge eines Sterblichen erblickt, ein Schauspiel, dessen Erhabenheit und Größe keine Sprache zu beschreiben, keine Phantasie zu erfinden vermag, zeigte sich jetzt unseren staunenden Blicken. Man denke sich einen ungeheuren Bogengang von etwa 80 Fuß Spannung, 50 Fuß hoch und über 100 breit, so regelmäßig gebildet, als ob er vom geschicktesten Baumeister angelegt wäre, und das Ganze aus einer halbdurchsichtigen Masse von wunderbar schöner Smaragdfarbe, an allen Stellen eben und glatt, wie es nur der sorgfältigst polirte Alabaster seyn kann — und man wird mir einen schwachen Be-

griff von der Schönheit dieses natürlichen Tempels haben. Als wir ungefähr die Hälfte unseres Weges durch denselben zurückgelegt hatten, sah ich, daß der Berg in seiner ganzen Breite, und zwar in senkrechter Richtung, geborsten war, dergestalt, daß an einzelnen Stellen die Sonnenstrahlen ganz oder theilweise durchbrechen oder eindringen konnten, und die nicht erhellten Partieen tiefblau erschienen, ein Anblick von wahrhaft zauberischer Schönheit, wie ihn der Pinsel des größten Malers nie wiedergeben könnte. Ich gestehe, ich war im ersten Augenblick so berauscht von diesem Anblick, daß ich mich wirklich nicht mehr in dieser Welt, sondern mein sterbliches Ich todt, die Pforten des Paradieses vor mir geöffnet glaubte und mich im vollen Sinne des Wortes für selig hielt. — Aber, ach! bald sollte sich die Scene ändern, denn ich war in der That wenigstens dicht an den Pforten des Todes. Ich erwachte aus einem entzückenden Traume, um alle Schrecken einer schreckenvollen Wirklichkeit zu erfahren. Ich bemerkte nämlich, als ich mich wieder etwas gesammelt hatte, daß der kolossale Riß über mir sich plötzlich sehr rasch schloß und dann langsam und allmählig wieder öffnete, und ich konnte nicht mehr zweifeln, daß der ganze Eiskomplex von mehreren Millionen Tonnen nicht auf einer festen Basis ruhte, sondern — schwamm, demnach jeden Augenblick das Gleichgewicht verlieren, umstürzen und in tausend Stücke zertrümmern konnte. Unsere Lage war in der That bedenklich. Ich sah vor- und rückwärts, überall schien die See in Bewegung. Um mich diesem furchtbaren Anblick zu entziehen, schloß ich einen Moment die Augen; meine beiden Begleiter griffen instinktmäßig zu den Rudern, pfeilschnell glitt das kleine Fahrzeug an den Eiswänden, in denen ich eben noch das Paradies erblickt hatte, vorbei durch die schwarze Fluth und war bald unter freiem Himmel. — In ehrfurchtsvoller Entfernung fuhren wir nun um den Eiskolos herum, um seine Ausdehnung zu erforschen, und fanden, daß er ungefähr eine englische Meile im Umfang messen und an der höchsten Stelle dritthalbhundert Fuß hoch seyn mochte. Um 2 Uhr Nachmittags hatten wir die Fahrt gemacht, und um 10 Uhr am Abend desselben Tages stürzte der ganze Bau zusammen, die See mehrere Meilen in die Runde aufregend. Noch habe ich nachzuholen, daß meine beiden Begleiter jenen Riß im Eise nicht bemerkt hatten, wie ich aber erst erfuhr, als wir bereits außer Gefahr waren; wir hatten nämlich ausgemacht, unterwegs nicht zu sprechen, damit nicht etwa durch den Widerhall des Tones die zerbrechliche Masse gestört werden solle." — Der Erzähler versichert noch schließlich, daß er um tausend Pfund Sterling die Erinnerung an diese Exkursion nicht missen, aber um die ganze Welt sie nicht noch einmal machen möchte.

Des Sohnes Schmerz am Grabe seines Vaters

am Tage „Aller Seelen" 1851.

Festlich prangt heut' in schönster Zierde
Wohl so manche theu're Ruhestätt',
Und voll Dank und edler Seelenwürde
Steigt gen Himmel heut so manch Gebet.
Jeder Friedhof einem Garten gleichet,
Einem Blumenbeete jedes Grab,
Und was Jeder hier zur Zierde reichet,
Ist der Lieb' und Freundschaft schönste Gab'.

Ernsten Schrittes steht man Viele wallen,
Thränenfeuchten Blickes, auf und ab,
Trauersänge hört man dumpf erschallen
Durch den Ruhe-Garten rings hinab;
Freunde sind's, die um den Freund hier weinen,
Um den Vater trauert hier der Sohn,
Und ein Jeder betet für die Seinen,
Daß der ew'ge Richter sie belohn'.

Einsam seh' ich durch die Hügelreihe,
Fast hindurch bis an des Gartens End'
Einen Sänger wandern, der zur Weihe
Dieses Festes reichet seine Spend';—
Endlich an der Stätte angekommen,
Die den theuern Vater birget ihm,
Der zu früh und schnell ihm ward genommen,
Hebet sich des Sängers düst're Stimm'.

„Vater, Vater! nimmer kannt' ich schauen
Dich bienieden, weit entfernt von Dir,
Als umhüllte Dich des Todes Grauen,
Müßt' ich weilen fern der Stätte hier;
Als ich folgte auch der Trauerstunde,
Daß Du weilest bei Uns nimmermehr,
Traf ich nur se t jener Unglückskunde
Statt des Vaters — diese Scholle mehr!

Dankend knie't an diesem heil'gen Orte
Nur der Sohn in seinem Kinder-Schmerz,
Dankend für des Vaters gute Worte
Trauert ewig sein gebroch'nes Herz.
Nimmer sollest Du Dich freu'n der Ernte
Nach der langen Dauer Deiner Saat,
Nimmer schauen, wie der Sohn erlernte
Seines guten Vaters treuen Rath.

Ueberdieß, o Vater! auch verzeihe
Mir die Fehler meiner Jugendzeit,
Wisse, daß ich jeden and'ren Freude,
Der mich hätte je mit Dir entzweit;
Segne mich an dieser heil'gen Stätte,
Schatten meines Vaters segne mich!
Nur alleinig noch in dem Gebete
Kann ich lohnend wirken wohl für Dich.

Nur ein einz'ger Stern ist's, der mich leitet,
Der in diesem Schmerz mich aufrecht hält,
Nur mein Glaube, der nicht von mir scheidet,
Der mich sicher führet durch die Welt;
Der mich hebet auch zu jenen Höhen,
Wo Dein Geist, o Vater! weilet schon,
Der mich lehret ein frohes Wiedersehen,
Das den Vater einet mit dem Sohn.

Güt'ger Gott! gib ihm den ew'gen Frieden,
Krön' mit des Glaubens Krone ihn,
Lohne so, was er gewirkt hienieden,
Und gewiß verdienet für sein Müh'n!
Dann verstummen meine düstern Saiten
Und verklingen voll des Dankes Dir,
Wenn sein Geist erschaut die ewigen Freuden
In den lichten Räumen für und für."

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 88.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 5. November.

Biographie eines deutschen Künstlers.

Das Leben mancher Menschen gleicht schon hienieden den Todesbotschaften von dem Absehen großer Herren; es ist rings von einem schwarzen Trauerrande umgeben. Aller Humor bäumt sich vergebens gegen diese düstere Hecke auf und wenn Lebenslust und Frohsinn etliche Jahrzehente lang innerhalb der wirr schwarzen Striche ihre kleinste abgelrabt haben, wendet der Tod gleichgültig das Blatt um — ist dies der Schädel Yorikk's oder des armen Lustigmachers — nein, es ist nur eine Biographie des armen Albert Lorzing, herausgegeben von seinem Freunde Düringer, zum Besten der Wittwe und der Waisen.

„Ja, meine Freunde, man braucht nicht wie der talentvolle, aber durch eine sündige Lebensart etwas verkommene Prinz von Dänemark, der philosophische Hamlet, einen Kirchhof aufzusuchen, um melancholische Gedanken an Sarghendel zu hängen; wer sich schwarzen Träumen über unergründliche Daseynsräthsel ergeben will, greife zu diesen wenigen Bogen zusammengeheftelen Löschpapiers und er hat einen ganzen Kirchhof mitgebrachter froher Stunden des kräftigsten Alters, in der Wege gestorbener zarter Uebelichen Gedanken, alter zäher Sorgen, die endlich durch noch zähere in die Grube gebracht wurden.

Viel Kunst der Schreiberei ist nicht an der Biographie; sie besteht aus den chronologisch geordneten Briefen des Verstorbenen, versehen mit Einleitung und tragischem Epilog, aber wenn man sie liest, diese Briefe Lorzing's, des lustigen Papageno, überkommt einen, je weiter, je mehr, ein feuftischer Humor, eine gewisse liebenswürdige Sehnsucht, gemischt und nicht wenige Personen an's Herz zu drücken, so innig und kräftig, wie es nur eine gesunde Diva constrictor vermag. Versuchen wir es, die Feder statt eines Todtengräberspatens anzuwenden und neben uns, aus dem Buche selber, einen mahnenden Hügel von Aphorismen aufzuwerfen.

Es läßt sich durch eine Menge Stellen aus dem Buche beweisen und wir haben es, so zu sagen, von Lorzing's eigener Hand, Schwarz auf Weiß, daß der Komponist des „Czaar und Zimmermann" seinen Eintritt in die Kunst und seinen Abmarsch aus Leben und Kunst mit nüchternem Magen unternommen hat, damit wir es vermeiden, die beleidigende Redensart zu gebrauchen, er sey physisch und moralisch verhungert.

Als er noch ein ganz kleines Bürschchen war, in den Nothjahren 1816 und 1817, unterstützte er schon seine Eltern, indem er durch Notenschreiben ihre kärgliche Einnahme zu vermehren suchte. Mit Rührung erzählt Lorzing's Vater, welcher lieber hungerte, als Schulden machen wollte, wie die Familie in jener harten Zeit nicht selten um die Mittagsstunde spazieren gegangen, ihr Stück Brod im Freien zu verzehren, damit die Hausgenossen glauben sollten, sie seyen zum Essen eingeladen oder gingen in eine Restauration; wie eines Tages Albert das für seine geschriebene Noten empfangene Geld nach Hause gebracht, es dem Vater fröhlich mit den Worten eingehändigt: „So, Papachen, heute müßt Ihr wieder einmal etwas Warmes essen." — Der Alte wandte sich stumm nach dem Fenster, seine rechte Hand trommelte an den Scheiben, während die linke die Augen abwischte. Das biblische „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Dir's wohlgeht und Du lange lebest auf Erden" hat sich aber an dem guten Sohne nicht bewährt, weil er außerdem noch ein Sohn Deutschlands war und das Gebot in dieser Hinsicht nur für diejenigen Wahrheit wird, welche das Gegentheil thun. Dabei war Lorzing durch und durch ein vergnügter Gesell, so lustig als Schauspieler, daß die tiefste Tragik einer Rolle, wenn er als Ersatz- oder Aushülfsmann damit betraut wurde, zu einem unerschöpflichen Born göttlicher Heiterkeit für ihn, Mitspieler und Publikum ward.

In diese glückliche Schauspielerzeit fallen auch alle die lustigen Opern und ein Abschnitt fergenfreien Familienlebens, obwol nur ein angestrengter Fleiß, Frau, sechs Kinder und eine alte Mutter erhalten konnte. Nach manchen Triumphen in Süddeutschland wandte sich plötzlich der Glücksstern Lorzing's, wenn man dies spärliche Flackern einer nur durch guten Humor angeblasenen Flamme überhaupt so nennen will; ihm ward die Kapellmeisterstelle in Leipzig gekündigt, weil die Direktion sich einschränken wollte, oder vielleicht mit dem gutmüthigen Lorzing, der die groben Kapellisten nicht gehörig verarbeiten konnte, unzufrieden war. So ward ihm das Glück entrissen, aber nicht die Gicht, welche als cantus firmus in allen seinen Partituren stand und ihm alle Nacht ihre Aufwartung machte, damit er munter und unbehindert seinen Nahrungssorgen nachjagen konnte. Er sah sich jetzt rasch in der Welt nach Arbeit und Brod um. „Nach Berlin und Darmstadt (schreibt er vom 5. August 1845) habe ich vor circa sechs Wochen geschrieben, weil ich gehört, es würden dort Veränderungen vorgehen und bekam (als bekannter Opernkomponist!) gar keine Antwort von beiden Orten. Was sagst du dazu? Früher, als unbekannter Schauspieler, schrieb man mir doch wenigstens: „es thut uns leid, aber die Verhältnisse. s. w." — Derselbe Brief, der uns über die vollendete Höflichkeit und Kunstschlung der Berliner und Darmstädter Theatervorstände ein so schlagendes Beispiel bringt, endigt mit einem gländenden Finanzeffekt: „Gegenwärtig liege ich mir mit Petersburg in den Haaren — die haben zwei Opern von mir gegeben und wollen nicht bezahlen . . ."

So werden denn „hin und wieder einige Papierchen versibert", die in besseren Zeiten von dem sparsamen Hausvater zurückgelegt worden sind, und wenige Zeilen weiter lautet eine bentwürdige Parenthese: „Gärtels haben, wie ich höre, vom „Czaaren" bereits die achte Auflage gemacht, und dafür habe ich 40 Friedrichsd'or erhalten — im Ganzen!!!)". Natürlich fängt der nächste Brief an Ph. Düringer, seinen alten Freund und Herausgeber der Biographie mit der Widerlegung einer Meynung an, die er bei Düringer voraussetzt, „daß er, Lorzing, mit den Seinigen schon verhungert sey"; er habe sich mit einem Konzert aus der Noth geholfen, „ich habe so ein 270 Thälerchen eingenommen, also schimpfe nicht, Audbuhd! Deutschland läßt seine Komponisten nicht verhungern, habe ich doch wenigstens auf ein Paar Monate wieder zu leben!" Endlich erhält er ein Engagement mit 100 Gulden monatlichem Gehalte, aber das Logis kostete in dem theuern Wien allein 520 fl. C.-M. „Es kommen bei mir wohl erste Momente, namentlich wenn die liederliche Bagage draußen mit der Honorarsendung zögert, d an hier in Oesterreich ist schlechter Verdienst für mich." „Meine Finanzen haben mir übrigens hier schon viel zu schaffen gemacht, da die Gelder, von denen ich eigentlich existiren muß (id est: der Opernverdienst)

zu unregelmäßig einlaufen und ich von meiner Gage kaum Mittagessen und Frühstück für meine starke Familie bezahlen kann, denn das Leben ist hier unsinnig theuer". Diese Zeilen sind schon unter dem elenden und widerwärtigen Eindruck geschrieben, den das Bewußtseyn auf ihn hervorbrachte, es stehe mit den Finanzen des Theaters selber durchaus hoffnungslos. Das Jahr 1848 macht endlich wirklich dieser Bühne, aber auch dem Rest einer bürgerlichen Existenz des armen Lortzing ein Ende. Auf einer Fahrt von Ort zu Ort, wo er seine Opern einstudirt und dirigirt, betrifft ihn als ein ungewöhnlicher Glücksfall das Anerbieten eines Engagements in Leipzig mit 800 Thalern Gehalt; er nimmt es an, aber Zerwürfnisse mit der Direktion, und wer wollte es einem beliebten Künstler verargen, wenn er seinen Stolz gegenüber dem Handwerk bewahrt, veranlassen Lortzing zu einer Auflösung des dreijährigen Kontraktes und nun beginnt jenes Martyrium eines deutschen Talentes, dessen Melodien auf allen Leierkästen erklangen; er muß wie ein Leiermann seine Lieder und Gesänge von Ort zu Ort tragen. Lortzing sollte alle acht bis zehn Tage seine Familie verlassen, um etwas zu verdienen und oft reichte die geringe Baarschaft kaum so weit, den Dampfwagen zu bezahlen! „Ich sitze hier im Städtchen Gera und mache Faxen. Jedenfalls gedenke ich meine 80 Thaler mitzunehmen. Ich spiele nämlich immer auf einen Theil der Einnahme und ein halbes Benefiz. Von hier gehe ich nach Lüneburg, Dessau, Chemnitz u. s. w." Der zweite Akt dieses bürgerlichen Trauerspieles von Gera lautet in einem Briefe an seine Frau: „Wollte man Jemand das Theater verleiden, so müßte man ihn hierherschicken. Das leicht gebaute Schauspielhaus, vor dem Thore ganz allein dastehend, kann nicht geheizt werden. Die Kälte ist fürchterlich. Dekorationen, Garderobe und Orchester entsetzlich; dazu ein immer währender Lampendampf, denn da die Lampen einzufrieren drohen, werden sie höher und höher geschraubt. Mit einem Worte, es ist ein einziges Vergnügen. Heute Mittag werde ich wohl meine Errungenschaften in Empfang nehmen und Dir senden können, da es mich ängstigt, daß Deine geringe Baarschaft zu Ende geht." Der arme Mann muß am nächsten Tage den Brief an die Frau leer abschicken — es hat kein Geld gegeben. „Ich sitze außer der Zeit, die das Geschäft erfordert, in meiner Stube und blase Trübsal."

Während so der verlassene Mann zu Gera bei strengem Winter in ungeheizter Stube sitzt, fällt ein Reflex von dem Wohlstande und goldenen Schimmer fremdländischer Komponisten auf sein ergrautes Haupt. Lumley, der Direktor des Theaters der Königin zu London schreibt an ihn: „J'ai l'intention de produire au théatre de sa Majesté à Londres, votre chef d'oeuvre le Csaar et le Zimmermann." Unterhandlungen werden angeknüpft, aber der letzte Alles abschließende Brief Lumley's bleibt aus; das Ganze war für den müden Wanderer durch die Armuthswüste eine Fata Morgana gewesen. Statt dessen ward er Kapellmeister beim Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin.

Ein Kapellmeister, ohne daß eine Kapelle und eine Oper da war; beide sollten bei dem neuen Unternehmen erst nach und nach von Grund auf geschaffen werden. Die Armuth seines Zustandes, ehe seine Familie von Leipzig wieder bei ihm ist, erreicht hier eine Höhe, die das Herz des Mitfühlenden stumm in den Staub drückt. „Für meinen Kaffee zahle ich Morgens einen Groschen, freilich ohne Zucker und Butter, es schmeckt aber auch. Mittags esse ich in irgend einem Keller eine Portion Warmes und Abends eine Schinkenstulle, da ich meine Freunde nicht überlasten mag." Die Anerkennung und Achtung, die er in Berlin erfährt, thut ihm aber doch wohl und erquickt sein Herz, er freut sich, daß Musiker und Nicht-Musiker ihm mit einer gewissen Anerkennung entgegenkommen, obgleich die königliche Bühne eigentlich in den letzten Jahren so wenig für seinen Ruf gethan hat. Der reiche Graf Westmoreland versichert ihn, daß er ein großer Verehrer seiner Werke und von ihm enchanté wäre — „wenn's mit meinem Französisch nicht mehr ging, sprach ich deutsch; das genirte ihn aber Alles nicht, er war immer enchanté". Dabei wird wacker gedarbt. „Einliegend sende ich Dir, liebe Frau, zwanzig Thaler von meiner Gage: fünf habe ich zurückbehalten." Auch hat er schon ein Prozent Tantième von der Posse von Stolz „die Berliner Grisette", und daher doch mindestens fünf Thaler, wenn das Haus voll ist und da hätte sich doch etwas zusammengeklappert." Man lese Seite 108 des Buches, wo der verlorne Mann sich in seinem Elende, verarmt an Seele und Leib, nennt und einen weinenden Blick auf die Opernhonorare der Fremden wirft. „Welche Honorare hat sich hier Herr Bote und Bock für die Halevy'sche Oper: „das Thal von Andorra" zahlen lassen, und die Oper hat nirgendwo etwas gemacht." Dahinter folgt dann aber wieder ein Aufleuchten des unverwüstlichen Humor's: „O entstände doch nur einmal eine Revolution beim Theater! — gleich den Mördern Latour's und Lamberg's würde ich Hand anlegen und die obengenannten Herren aufknüpfen helfen —" doch gebührt der Wahrheit die Ehre, daß jene Firma der Wittwe am Todestage eine Summe von 50 Thalern übermacht hat — „mein bischen Erspartes ist dahin, mein bischen Silber und Pretiosen schon seit lange versetzt; nebstbei schulde ich noch einige Hunderte in Leipzig. Meine kleine Gage beträgt (ohne Benefiz) 600 Thaler und reicht natürlich kaum für den Magen aus; auch auf diese habe ich Vorschuß nehmen müssen, der mir wieder in Raten abgezogen wird. Ich darf dir zuschwören, daß es mir manchmal am Nothwendigsten fehlt — zum Versetzen habe ich nichts mehr und kann mich doch vor der Welt nicht blosgeben, weil ich mich schäme — für die Welt! — ich arbeite nur für die Verleger, werde von diesen H— getreten und — muß mich treten lassen."

Es ging furchtbar hergab mit ihm, die Berliner Musikverleger gaben ihm keine Vorschüsse, „weil das Prinzip der Handlung leider aufrecht erhalten werden muß", die Verleger seiner meisten Opern Breitkopf und Härtel schicken ihm seine letzte Operette zurück, er mußte alle Abend Possen dirigiren, lächelte aber doch noch zuweilen dabei: „Ach wie bin ich erquickt, ich habe wieder die herrliche Oper: „„Paris in Pommern"" dirigirt", ein Benefiz blieb leer, obwol die Direktion die Vorstellung wiederholen ließ und alle Journale das Publikum dringend zur Wiederholung aufforderten, er leidet an dumpfem Kopfweh', will sich schröpfen lassen, die Operation wird aus Mangel an den Paar Groschen aufgeschoben — da liegt der heitre Singvogel eines Morgens in seinem Käfich todt, das leichtsinnige Mädchen Germania hatte, über ihrer Bubierei mit fremden Gecken, vergessen ihm sein Futter zu geben!

Das Alles steht in dem Buche mit des Mannes eigenen Worten und wird jetzt verkauft zum Besten der Familie, deren Mutter es noch nicht gelungen ist, den jüngsten Sohn in das Berliner Waisenhaus zu bringen.

Die Macht der Barmherzigkeit.

(Schluß.)

Als George endlich aus Neugierde über das lange Schweigen emporsah, leuchtete ihm aus dem sanften Blick des Fremden eine so wehmüthige Theilnahme entgegen, daß der Junge kaum glauben konnte, es sey das wirklich der rechte Mann, dessen Zeugniß es hauptsächlich gewesen war, welches die Deportation seines Vaters bewirkt hatte. Bei dem Verhör hat er seine Züge nicht zu unterscheiden vermocht, und noch nie hatte ihn Jemand so freundlich angesehen. Seine stolzen trotzigen Gefühle begannen zu schmelzen.

„Du siehst ja aus, als ob Du fast verkümmert wärest," sagte Hr. Leyton; „tritt näher zu dem Feuer, Du kannst auf den Stuhl dort sitzen, während ich Dich befrage. Und ich ermahne Dich, mir die Wahrheit zu sagen. Ich bin zwar kein Friedensrichter, aber ich kann Dich natürlich dem Gerichte übergeben, wenn Du mich nicht auf meine Weise für Dich sorgen lässest."

George stand noch immer da und drehte seine zerlumpte Mütze zwischen den zitternden Fingern, auf seinem Antlitz stand eine so große Erregung geschrieben, daß der gute Geistliche in noch sanfteren Worten fortfuhr: „Ich wünsche Dir nur Gutes zu thun, mein armer Junge; sieh' mich an, kannst Du kein Vertrauen zu meinen Zügen fassen? Du brauchst Dich nicht so zu fürchten. Ich verlange nur, daß Du mir die Geschichte Deines Elendes erzählst, denn daß es Dir elend geht, das zeigt Dein ganzer Anblick; kann ich Dir dann helfen, so will ich's thun."

Diese Worte rührten das Herz des jungen Verbrechers. Das war also der Mann, dem er das Haus hatt anzünden wollen? Ueber den er Verderben, vielleicht den Tod hatte bringen wollen? Oder war es nur eine Schlinge, um ihn zum Geständniß zu bringen? Doch nein wenn er in dieses ernste, theilnehmende Gesicht sah, da fühlte er, daß das gar nicht sein könne.

„Komm, mein Junge, erzähle mir Alles!"

George hatte seit zwei Jahren wenig Besseres gehört als Schwüre und Flüche, und die rohen Scherze der Spitzbuben, oder den Diebsjargon, den die Genossen seines Vaters zusammensprachen, er war beständig mit Faustschlägen traktirt worden; doch der bessere Theil seines Wesens hatte dadurch nicht vernichtet werden können. Als er daher von seinem vermeynlichen Feinde solche Worte hörte, stürzte er auf die Kniee, faltete die Hände und versuchte zu sprechen; aber er vermochte nur zu schluchzen. Er hatte an diesem Tage des Jammers noch nicht geweint, bis zu dieser Stunde; jetzt strömten seine Thränen so unaufhaltsam; sein Schmerz war so leidenschaftlich, wie er so halb auf dem Boden kniete, halb ruhte, daß der gute Frager einsah, er müsse dem Kummer seinen Lauf lassen und zuwarten, bis jener wieder beruhigt wäre.

Der junge Büßende weinte noch, als man an die Thüre klopfen hörte und eine Dame eintrat. Es war die Frau des Geistlichen; er küßte sie, als sie ihn fragte, wie es mit dem bösen Menschen im Keeker gegangen sey?"

„Er sagte mir", erwiderte Hr. Leyton, „er habe einen Sohn, dessen Schicksal ihn mehr bekümmere als seine eigene Bestrafung. Sein Geist war wirklich so mit diesem jungen Menschen beschäftigt, daß er kaum im Stande war, auf meine Ermahnungen zu hören. Er bat mich flehentlich, den Knaben vor einem Leben zu retten, wie er selbst eines geführt; er nannte mir ein Weib, bei der er wohnen sollte; ich war jedoch nicht im Stande, den Knaben aufzufinden, so emsig ich auch nach ihm suchte."

Wie nannte er ihn?" fragte die Frau.

„George West", erwiderte der Geistliche.

Als der Junge diese Worte vernahm, hörte er auf zu weinen. Athemlos hatte er der Erzählung gelauscht, die ihm die letzte Bitte seines Vaters, den Wunsch des wohlwollenden Geistlichen, sie zu erfüllen, schilderte. Er fuhr auf, stürzte gegen die Thür und versuchte sie zu öffnen. Herr Leyton hielt ihn ruhig zurück. „Du darfst nicht entweichen," sprach er.

„Ich kann nicht hier bleiben. Ich kann es nicht ertragen, Sie anzusehen. Lassen Sie mich fort!" rief der Junge in wildem Tone und schauderte zurück.

„Er, ich habe ja nur Gutes mit Dir im Sinn."

Ein neuer Thränenstrom stürzte hervor; und George West sprach unter Schluchzen: „Während Sie nach mir suchten, um mir aus der Noth zu helfen, wollte ich Sie in Ihrem Hause verbrennen." Er sank auf die Knie und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

Es entstand eine lange Pause; denn Herr und Frau Leyton waren fast eben so sehr ergriffen, wie der Knabe, der sich vor Scham und Reue krümmte, — Gefühle, die er bis dahin nicht gekannt hatte.

Endlich fragte der Geistliche: „Und was konnte Dich zu einem solchen Verbrechen treiben?"

Von Gewissensbissen, Dankbarkeit und manchen ihm neuen Gefühlen erfaßt, stand der Knabe nun plötzlich auf, zögerte einen Augenblick und begann dann seine Geschichte zu erzählen. Er erzählte seine Versuchungen, seine Sünden, seine Kümmernisse, sein vermeyntlich erlittenes Unrecht, seinen glühenden Ingrimm über das schreckliche Schicksal seines einzigen Anverwanden, seine Wuth über den Jubel der Menge; seine Verzweiflung, als er aus seiner Ohnmacht erwachte, seinen Durst nach Rache, und endlich seinen Versuch, sie zu stillen. Er sprach mit ungekünstelter, kindlicher Einfalt und suchte die Bewegungen nicht zu unterdrücken, die ihn der Reihe nach überkamen.

Als er zu Ende war, eilte die Frau zu dem Gebeugten hin, und besänftigte ihn mit gütigen Worten. Der Klang einer solchen Stimme war ihm neu. Er drang tiefer in sein Herz, als die heftigsten Scheltworte und Vorwürfe seiner früheren Gefährten. Er sah seine mitleidigen Wohlthäter mit schüchterner Liebe an. Er küßte die Hand der Frau Leyton, die ihm diese auf die Schulter gelegt hatte. Er sah um sich, als ob er träumte und zu erwachen fürchtete. Dann wurde er abnmächtig und schwankte zu Boden. Man legte ihn sanft auf ein Sopha; Herr und Frau Leyton verließen ihn. Später ward ihm etwas Speise beigebracht, und nach einiger Zeit, als er wieder ziemlich bei Besinnung war, kehrte Herr Leyton in das Studirzimmer zurück, und sprach von schönen, heiligen Dingen, die dem verwachlässigten Knaben ganz neu waren; er sprach ihm von dem großen und doch so liebenvollen Vater im Himmel, von Ihm, der die armen, verlassenen Unglücklichen ebenso sehr liebe wie die Reichsten und Edelsten und Glücklichsten; von der Macht und Wirksamkeit der süßen Glückseligkeit: „Gesegnet sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit empfahen."

Herr Leyton selbst erzählte mir diese Geschichte, als ich ihn letzten Mai besucht. George West war damals der erste Knecht eines benachbarten Pächters, und einer der saubersten, geordnetsten und geachtetsten Arbeiter im Kirchspiel.

Ein gelehrter Schuhmacher.

In der Londoner Industrieausstellung stand vor der Abtheilung der englischen Lederwaaren stets ein dichtgedrängter Haufe von Neugierigen; dort waren — luna inter minora sidera — auf einem silbernen Teller „Her Majesty's slippers" zwei allerliebste kleine Pantöffelchen von blauem Atlas mit weißen Spitzen garnirt, ausgestellt, und zwar von ihrem Verfertiger, dem verdienstvollen Schuhmacher Sparky Hall. Dieser Gentleman hat sich eine eigene Theorie der Fußbekleidungskunst zurechtgemacht und die ganze Summe seiner beifallsigen Grundsätze und Erfahrungen in einem Werkchen veröffentlicht, welches er „Das Buch von den Füßen" nennt. In diesem gut geschriebenen und mit vielen Abbildungen geschmückten Büchlein erhält der Leser eine vollkommene Geschichte der Schuhe, von den Sandalen der alten Morgenländer bis auf den Wellingtonstiefel unserer Tage. Darauf folgt eine Geschichte des Handwerks oder der Kunst selbst, welche mit dem heiligen Krispin beginnt und eingetreute philosophische Betrachtungen über französisches und englisches Leder, über die Stiefelform eines ächten Engländers und besonders über den jetzt im tiefsten Dunkel verborgenen Grund des Krachens der Stiefeln enthält. Wichtiger als diese Einleitung ist der praktische Kern des Buches, in welchem der Verfasser den Boden der Anatomie und Physiologie betritt und diesen Inhalt den deutschen Schuhkünstlern dringend zur Nachachtung empfohlen werden muß. Herr Sparkes Hall behauptet nämlich, und gewiß

mit Recht, daß in der heutigen besseren Gesellschaft von zehn Menschen wenigstens neun einen verkrüppelten Fuß besitzen, und zwar nur in Folge der an ihren jungen Füßen begangenen Schusterſünden. Die Kinder erhalten schon in frühester Jugend ein Schuhwerk, welches den Fuß zwingt, nach der gegebenen Form zu wachsen, wodurch eine Masse kleiner Uebel (krumme Zehen, Hühneraugen u. s. w.) entstehen. Herr Sparkes Hall empfiehlt daher für alle noch nicht ausgewachsenen Personen elastisches Schuhzeug, welches sich an den Fuß anschmiegt und mit ihm sich ausdehnt; natürlich muß dann auch die Sohle elastisch sein, wozu eine eigene Bearbeitung des Leders gehört. Der geniale Schuhmacher will keineswegs den Fuß in weit schlotternde Gehäuse stecken, im Gegentheil warnt er feierlich vor dem Schlusse, daß ein Schuh, je weiter, auch desto bequemer sey. Sein Lebenszweck, sagt er, gehe darauf hinaus, eine Menge hübscher kleiner Füße für die Welt zu retten, die sonst durch Zwang auf ewig zu Grunde gerichtet würden. Seine Behauptungen werden durch die glänzenden Erfolge seines Geschäfts unterstützt. Welche sublime Kunst die Schuhmacherei ist, das beweist er in dem letzten Kapitel seines Werkchens: „Die Poesie der Füße". Er beginnt mit der Charakteristik des Fußes der mediceischen Venus, citirt Homer's silberfüßige Thetis, holt aus Ben Johnson, Butler und Shakespeare sich Zeugnisse, daß der Fuß des Körpers schönster Theil sey, wirft einen Seitenblick auf die charmanten Füßchen der Königin Viktoria, wobei nicht unbeachtet zu verstehen gegeben ist, daß dieselben ihre Form dem elastischen Schuhzeug des Herrn Sparkes Hall verdanken, führt die Belehrungen des berühmten Chirurgen Sir Astley Cooper an und schließt zuletzt mit „Recepten gegen Hühneraugen."

Pot-Pourri.

Die „Hanauer Zeitung" erzählt eine drollige Geschichte, wie man ein Pferd kauft, ohne ihm in's Maul gesehen zu haben. Dieser Tage hat's ein Nagelschmied erprobt. Derselbe wird in der Schenke mit einem Roßkamm dahin einig, daß er für dessen Vierfüßler, welchen er übrigens noch gar nicht gesehen, so viel Pfund Schuhnägel als Kaufpreis verspricht; als das Pferd Pfunde wiegt. Der Handel wird geschlossen, zu Papier gebracht und von mehreren Gästen als Zeugen bekräftigt. Am frühen Morgen des andern Tages humpelt, an der Leine geführt, gar mühsam eine mit allen Gebrechen behaftete Rosinante vor den Laden des nicht wenig bestürzten Meisters. Lang weiß der Mann gar nicht, was er sagen soll, und reibt sich verblüfft die Augen. Es hilft alles nichts; der Handel ist einmal Form Rechtens geschlossen und der Roßkamm bringt auf Zahlung. Da wird der Käufer grimmig und besteht, die unbrauchbare Mähre, leider jetzt sein Eigenthum, auf der Stelle dem Abdecker zum Tödten zu übergeben. Diese Verfügung stützt auf keine Appellation; aber gewogen muß später der Cadaver erst werden und — er erreicht das Gewicht von 725 Pfund. Nimmt man nun den Preis eines Pfundes Schuhnägel zu nur 18 Kreuzer an, so beträgt dieser in der Schenke geschlossene Kauf, außer Aergerniß und Hopperei, den reinen Verlust von 217 Gulden 30 Kreuzer.

In Halberstadt wohnt ein Sonderling, welcher nur den vertrautesten Freunden eine unter Glas gehaltene Rarität zeigt. Diese besteht in einem kleinen Stück Granit. „Das ist die Spitze des Brockens!" Besagter Raritätenbesitzer hat, wie er angiebt, nach genauester Messung diesen Stein als die höchste Spitze des Brockens vom Gipfel des Berges abgelöst und heimgeführt. Einer seiner Bewunderer fragte ihn: „Besitzen Sie keine Doublette davon?"

Auf einem Provinzialtheater sollte die Aufführung des „Wallenstein" stattfinden. Thekla, die zarte, sinnige Thekla, stand hinter den Koulissen und wartete auf das Stichwort, als der Regisseur mit Entsetzen bemerkte, daß sie ihre Figur durch seltsame Wattirungen zu einem künstlichen Embonpoint umgestaltet hatte. Er fragte sie nach dem Grunde dieser für eine zarte Thekla so wenig geeigneten Fiktion. „Wissen Sie nicht", entgegnete die Künstlerin, „daß Wallenstein mich sein starkes Mädchen nennt?"

Märkische Weintrauben.

„Was machen Ihre Weintrauben in diesem Jahre?" fragte man in diesen Tagen einen Rittergutsbesitzer aus der Gegend von Treblin, in der Mark Brandenburg. „Sie sind vortrefflich in ihrer Art," war die Antwort, „und verfehlen ihren Zweck und ihr Ziel sonst nie. Wir brauchen sie nämlich als Jagdschrot und wünschten uns nur mehr Hasen."

Wie bin ich stolz, kein Sohn von Dir zu seyn!

Du großes Land, das Hochgefühl und Ehre
Nach Pfunden schätzt, den Ruhm nach Ellen mißt,
Deß Volk so gern der eig'nen Heimath Leere
Behaglich auf dem Kontinent vergißt,
Wie bin ich stolz, kein Sohn von Dir zu seyn!

Du großes Land, wo Völker Hungers sterben,
Wo man den Armen nicht mehr Brüder nennt,
Wo Noth und Elend wechselnd sich beerben,
Weil man nur Ziffer, Menschen nimmer kennt,
Wie bin ich froh, kein Sohn von Dir zu seyn!

Du großes Land, das Riesenflotten sendet
Um kleine Schuld, den edlen Hellas drückt,
Nachdem es längst das Parthenon geplündert,
Mit Elgin's Raub die kahle Stirn geschmückt,
Wie bin ich froh, kein Sohn von Dir zu seyn!

Du großes Land, Dein Byron wollte nimmer
Sein Herz belassen Deinem kalten Schooß,
Er barg es unter Missolunghi's Trümmer,
Und flucht Dir bis sich sein Auge schloß,
Wie bin ich froh, kein Sohn von Dir zu seyn!

Du großes Land, das sich mit Siegen brüstet,
Die es in Wahrheit nie errungen hat,
Du hast bei Waterloo nur mitgerüstet,
Doch Blücher war allein der Mann der That,
Wie bin ich froh, kein Sohn von Dir zu seyn!

Du großes Land, das Fesseln nur und Qualen
Dem Manne, der als Gast es grüßte, gab,
Wer könnte solchen Treubruch würdig malen?
Drum bleibt als Mahl Dir des Kaisers Grab,
Wie bin ich froh, kein Sohn von Dir zu seyn!

v. W.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughplatz Lit B. Nro. 205.

№ 89.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 8. November.

Ein Besuch bei den Kalmücken der Wolgasteppe im Jahre 1848.

(Nach dem Tagebuche eines reisenden Malers.)

In den Gouvernementś Saratow und Astrachan wohnen auf beiden Ufern der Wolga zahlreiche Nomadenstämme der Kalmücken und Kirgisen; beide gehören der mongolischen Race an, sie unterscheiden sich aber wesentlich durch ihre Religion, indem die Kalmücken Buddisten, die Kirgisen Muhamedaner sind. Sobald die Deutschen in Liefland und Kurland zum griechisch-katholischen Glauben bekehrt seyn werden, dürften die an der Ostsee beschäftigten Popen nach dem Caspischen Meere und dem Kaukasus kommandirt werden, wo ihre Aufgabe nicht so leicht seyn möchte, aber für die Civilisation wohlthätiger, als am bothnischen Meerbusen.

In Sarepta machte ich mich mit einem Kalmücken-Pferde beritten, ordnete Anzug und Bewaffnung nach dortiger Landesart und nahm, da ich nur der russischen Sprache mächtig bin, einen gutberittenen Kalmücken als Dolmetsch und Führer in meinen Dienst. Er hatte sich früher zu einer kleinen Kalmückenhorde (**malu derbetsky**) gehalten, zu welcher er mich zu geleiten und mir dort gute Aufnahme zu verschaffen versprach. Mein Gepäck bestand nur in einem Malerapparat und einem kleinen Vorrath von Lebensmitteln; die Kalmücken haben die berühmte Lehre der französischen Socialisten: „Eigenthum ist Diebstahl“ umgedreht, bei ihnen heißt es: „Diebstahl ist Eigenthum“; denn bekanntlich schreiben und lesen die orientalischen Völker von der Rechten zur Linken. Bald lagen die bewohnten Orte, die bebauten Felder weit hinter uns, die Märzmorgenluft wehte uns scharf entgegen, desto schärfer trabte mein Führer voraus und ich blieb nicht zurück. Nach wenigen Stunden besanden wir uns in der Steppe, dieser unendlichen, eben einen Anflug von Grün gelgenden Wüste. Nirgend ein Baum oder Strauch, nirgend ein Berg oder Hügel, nirgend ein See oder Bach, nichts als Himmel und Grasfläche. Der Abend dämmerte, die Nacht brach herein, vergebens sah ich mich nach einem flackernden Herdfeuer, nach einem Lichtschimmer, nach einer Schäferhütte um; mein Führer hielt an, stieg ab und bedeutete mich, daß wir an Ort und Stelle unser Nachtlager aufschlagen müßten. Die Pferde wurden angepflockt, unsere Decken ausgebreitet, eine frugale Mahlzeit — und zwar kalte Küche — genossen und dann unter den Pelz gekrochen und sanft entschlummert. Als wir am folgenden Morgen aufsahen, umgab uns ein dichter Nebel, der sich nach einiger Zeit in ein heftiges Schneegestöber verwandelte. Bald war der grüne Teppich in ein Leichentuch verwandelt, und wenn es schon sehr schwer hielt, auf dem Rasen irgend eine Fährte oder Wegspur zu erkennen, so wurde dies jetzt zur Unmöglichkeit. Mein Führer indessen behielt guten Muth und belächelte meine verzagten Aeußerungen, daß diese Schneedecke unser Leichentuch werden würde. Er stieg von Zeit zu Zeit vom Pferde, suchte nach Spur, und da er diese nicht fand, suchte er mit der Hand das Land auf, befah und berocch die Erde, um daraus zu erkennen, ob sich animalische Stoffe darin vorfänden; schon aus der Farbe der Erde erkennen die Kalmücken, ob sie in der Nähe eine Horde antreffen werden. Nach mehrfachen geognostisch-chemischen Untersuchungen dieser Art während eines fünftägigen Rittes erhob mein Kalmück eines Tages mit einem Male einen durchdringenden Freudenruf, so laut, als nur immer die Zehntausend unter Xenophon „Thalatta!“ gerufen haben mögen, als sie das Meer, und Kolumbus Gefährten: „Land!“ als sie Amerika erblickten. Ich stimmte lustig mit ein, ohne noch zu wissen, welch ein Heil gefunden sey, und hatte Noth, mich hart an meinen vorangalopirten Führer zu halten. Schon glaubte ich durch das Schneegestöber hindurch das röthliche Dach eines Zeltes oder einer Hütte zu erkennen und freute mich zum Voraus auf die erwärmende Flamme des Herdes; allein der Gegenstand, welcher meinen Gefährten mit so großer Freude erfüllte, war nichts weiter, als ein Heuschober. Indessen, es war immer ein Zeichen, daß Menschenhände hier thätig gewesen, daß in nicht allzuweiter Ferne von hier eine Horde verweilen müsse, welche von diesem Vorrath für ihr Vieh während des Winters Futter hole. In diesem Glauben bestärkte mich nicht allein die Versicherung meines Führers, sondern fast noch mehr die Zustimmung meines Kalmückenganlls, welcher den Kopf hoch erhob, mit schnaubenden Nüstern die Witterung einathmete und durch lautes Gewieher ankündigte, daß seine Gesellschaft in der Nähe sey. Die Kalmückischen Pferde, will ich hier nebenbei bemerken, haben eine so feine Nase, als sie nur irgend ein Trüffelhund haben kann. Bei einem späteren Ritte in der Nässe während der heißen Jahreszeit hatte ich lange vergebens nach einer Stelle zum Tränken und Trinken gesucht; ich wußte, daß mein Gaul nicht minder, als ich vom Durste geplagt werde und überließ mich seiner Führung. Oefter hob er den Kopf, er schnob mit den Nüstern nach verschiedenen Richtungen hinaus, bis er endlich die Witterung von dem Wasser spürte und mich — obschon die Entfernung anderthalb Werst betrug, glücklich zu einer Tränke brachte, an welcher er zuvor noch nie gewesen.

Am folgenden Tage erreichten wir die Horde, welcher ich mich auf einige Zeit anzuschließen gedachte. Diese Kalmückenhorde zählte gegen zweihundert Zelte oder Kibitken (so wird jede bedeckte Lagerstätte, also auch Zelte, Wagen, Hütte genannt), eine jede von einer Familie, oft zehn bis fünfzehn Köpfe stark, bewohnt. Ein größeres Gezelt in der Mitte des Lagers wurde mir als das des Fürsten bezeichnet, dem ich sofort meine Aufwartung zu machen beabsichtigte. Er selbst war auf der Jagd und ich wurde an seinen Minister oder Geschäftsführer gewiesen, welchem ich meine weite Herkunft aus dem Lande der Boruſſen und die Veranlassung meiner Reise erzählte, zugleich um Erlaubniß bat, eine Zeit lang bei ihnen verweilen zu dürfen. Sofort wurde ein Eilbote an den Fürsten abgeschickt, da der verantwortliche Minister es nicht wagte, ohne höhern Orts eingeholte Genehmigung hierin zu verfügen. Daß meine Erscheinung einiges Aufsehen erregte, durfte mich nicht in Verwunderung setzen, denn ich mochte wohl der erste, aus Berlin gebürtige Maler seyn, welcher es unternahm, sein Glück bei dieser Horde zu versuchen; doch waren es mehrentheils nur die hübschen Kinder, die mich neugierig angafften, während die älteren Leute mich keiner besonderen Aufmerksamkeit würdigten. Mein Dolmetscher hatte unterdessen ein Zelt ausfindig gemacht, dessen Familienhaupt mir Aufnahme bei sich bewilligte. Genau unterrichtet, wie ich mich zu benehmen habe, trat ich ein, ging einige Schritte in gebückter Stellung nach der linken Seite, näherte mich dann dem Feuer, welches sich immer in der Mitte des Zeltes befindet und kauerte mich hier ganz vertraulich zwischen den Bewohnern nieder. Diese ließen sich nicht stören; eine Zeit

lang allgemeines Schweigen, dann sagte ich den Kalmückengruß: **Mende!**

Durch mein Benehmen gab ich meinem Wirthe zu erkennen, daß ich nicht ein Unglücklicher sey, welcher aus Noth zu ihnen komme, sondern als Freund und Bruder angesehen zu seyn wünsche, wofür ich mich dankbar erweisen werde. Ich erhielt die Versicherung, daß ich willkommen sey und bleiben möge, so lange es mir bei ihnen gefallen werde. Jetzt wurde auf den Dreifuß, der über dem Feuer stand, ein Kessel gestellt, der Gluth durch getrocknten Kuhmist Nahrung gegeben und zu meinem nicht geringen Schrecken eine ähnliche Substanz in das siedende Wasser geworfen. Ich bat mir zu näherer Besichtigung einen Brocken davon aus, erkannte aber zu meiner Beruhigung, daß es gepreßter Taffetthee war, von welchem mit Milch, Fett und Salz eine stärkende Theesuppe bereitet wurde. Die geschäftige Wirthin füllte einen jeden eine hölzerne Schale, welche theils schürfend, theils mit den Fingern nachhelfend, mit gutem Appetit geleert und zuletzt mit der Zunge sauber gemacht wurde, denn es sollte heute noch ein zweites Gericht folgen. Dem Gaste zu Ehren war ein Lamm geschlachtet worden, welches in demselben Kessel gekocht und als leckere Abendmahlzeit verzehrt wurde. Aber kein Brod, keine Kartoffeln — der Kalmücke lebt nur von Fleisch, Theesuppe und Milch. Außerdem bereitet er sich ein berauschendes Getränk von Pferdemilch, Kumiß genannt; er macht sich nur die Abwechselung, daß er außer der Schafherde, auch die Rinderherde, seltner die der Pferde und noch seltener die der Kameele für die Küche in Anspruch nimmt. Das Hausgeräth ist in allen Hütten dasselbe; es besteht in dem Dreifuß nebst Kessel, einigen hölzernen Schalen, einigen ledernen Wasserflaschen. Zur Aufbewahrung der Hausgötter bemerkte ich einige buntbemalte Kästchen und am Boden ringsherum waren Decken von Kameelwolle ausgebreitet, worauf wir nach eingenommener Mahlzeit uns in bunter Reihe schlafen legten.

Am nächsten Tage wurde ich in aller Frühe zu dem Minister beschieden, welcher mir eröffnete: der Fürst habe befohlen, man solle dem Fremden eine Kibitke aufbauen, ihm zwei Arbeiter und einen Dolmetscher zur Dienstleistung zutheilen, an jedem dritten Tage ein fettes Schaf aus der Gemeindeherde liefern, das nöthige Kochgeräth und hinreichenden Kuhmist zur Feuerung geben.

Diesem Befehl wurde sofort Folge geleistet. Ein Kameel mit den zur Hütte nöthigen Zeltstangen, Decken und Hausgeräth, ein zweiräddriger Karren, mit getrocknetem Kuhmist beladen, von einem Pferde gezogen, und ein wohlgenährter Hammel von der Race der berühmten Fettschwänze, setzten sich in Bewegung, Dolmetscher und Diener stellten sich zu meiner Verfügung.

In dem Lager der Kalmücken findet eine strenge Rangordnung statt; der Wohnung des Fürsten zunächst befinden sich die Zelte des hohen Adels, dann folgen die des niederen Adels und zuletzt die der Gemeinen. Der Tempel und die Wohnungen der Priester stehen abgesondert von dem Lager. Ich erhielt die Stelle für meine Wohnung zwischen dem hohen und niederen Adel angewiesen. Beim Aufschlagen des Zeltes hatte ich Gelegenheit, die Erfindungsgabe und Geschicklichkeit der Kalmücken kennen zu lernen. Die Zeltstangen waren in ein Bündel zusammengerollt, sie sind durch Riemen verbunden und schieben sich schräg in einander, wie die Nürnberger hölzernen Soldatenscheren, dies bekannte Kinderspielzeug. — Von den Zeltstangen werden einige in einem Kreise in die Erde gesteckt, die anderen, welche das Dach tragen, nach oben gekehrt und durch ein rundes, mit Löchern versehenes Brett gesteckt. Die Wandungen und das Dach werden mit Decken von Kameelhaar behangen; nach Verlauf von kaum einer Viertelstunde stand mein Zelt fix und fertig da und bald war ich auf das Comfortableste eingerichtet.

Da sich die Rückkehr des Fürsten noch verzögerte, ließ ich seiner Gemahlin das Gesuch vortragen, ihr meine Aufwartung machen zu dürfen. Mein Ersuchen mußte noch bis auf den dritten Tag verschoben werden, da, wie ich erfuhr, die Fürstin ihr Boudoir zuvor wollte ausmisten lassen, indem sich durch die Art der Feuerung in den Zelten der Unrath sehr anhäuft.

Am Tage des Empfanges begab ich mich in feierlichem Aufzuge, unter dem Vortritte meiner Großwürdenträger, zu dem Gezelte der Fürstin, trocken durch die verhangene Oeffnung hinein, ging in gebückter Stellung zur Linken und ließ mich schweigend auf einem dort ausgebreiteten Teppich nieder. Die Fürstin saß auf einem Divan, dem Eingange gegenüber, in einem gelbseidenen, reich mit Gold gestickten Anzuge und blickte schweigend vor sich nieder. Vor ihrem Divan knieten zwei Hofdamen, in der Mitte des Zeltes waren zwei Kammerherren beschäftigt, das Feuer durch Anlegen von trocknem Kuhmist zu unterhalten, wodurch die Athmosphäre ein eigenthümliches Parfüm erhielt, welches durch den Tabaksqualm ihrer Pfeifen für Nase und Augen noch pikanter wurde. Rechts von dem Eingange stand der Dolmetscher, des Winkes der Fürstin gewärtig. Endlich brach sie das Schweigen und fragte nach dem Lande, aus welchem ich komme und nach dem Fürsten, dem es gehöre. Der Anstand gebot, daß ich erst nach einer längeren Pause antwortete, um gewiß zu seyn, daß die Fürstin ihre Anrede beendigt habe. Ich erlaubte mir nach dem stummen Austausche unserer Gefühle, an die Fürstin die Bitte zu richten, mir zu gestatten, ihr Portrait nebst Umgebung zu malen, welches mir sofort bewilligt wurde. Der innere Raum des Zeltes betrug etwa 12 Fuß im Durchmesser, die Höhe in der Mitte 7 Fuß, an den Seiten 4 Fuß. Links von dem Eingange befand sich ein mit bunten Decken behangener Altar, auf welchem die Hausgötter standen, kleine Püppchen von Holz und Metall in seidenen Röckchen, vor ihnen silberne Schälchen mit Speise- und Trankopfern. Ueber dem Divan der Fürstin, welcher zugleich als Bett dient, befand sich ein rothseidener Thron- oder Bethhimmel. Eine besondere Aufmerksamkeit erwies mir die Fürstin dadurch, daß sie eine unter dem Divan versteckte Spieldose, welche „schöner grüner Jungfernkranz", andere deutsche Melodien und Strauß'sche Walzer spielte, hatte aufziehen lassen, was sie, da ich meine Freude daran zu erkennen gab, durch einen im Versteck befindlichen Diener wiederholen ließ. Unterdessen hatte ich mir meinen Malerapparat bringen lassen und begab mich sogleich an die Arbeit, welche mir dadurch sehr erleichtert wurde, daß die Fürstin unbeweglich, wie eine Bildsäule, vor mir saß. Nach einiger Zeit wurde Theesuppe serwirt; zuerst den Hausgöttern, dann der Fürstin, mir und den Hofdamen. Als ich das Portrait, welches ich **alla prima** in Oel malte, vollendet hatte, bezeigte die Fürstin große Freude und sagte mir, daß sie es zu behalten wünsche. Ich sagte ihr dies zu, bat jedoch, es mir noch auf ein paar Tage zu lassen, um einige Nebensachen daran zu vollenden und ein Abbild davon für mich zum Andenken an die bei ihr verlebten glücklichen Stunden zu bewahren, welches sie mit gnädigem Lächeln bewilligte und mich entließ. Am folgenden Tage schickte sie mir Thee, einige Stückchen Zucker und ordenes Theegeschirr zu meinem Gebrauche für die Zeit meines Verweilens.

(Schluß folgt.)

Apotheose der Eskunst.

Aus Baron Vaerst's Gastrosophie.*)

Das Sprüchwort „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen" hat viel mehr Menschenverstand als viele Menschen Verstand haben. Willst du, daß eine Lampe brenne, so laß es nicht an Oel fehlen, sagte ein alter Philosoph, den sein reicher Freund so vernachlässigt hatte, daß er auf dem besten Weg zum Verhungern war. Wer freilich seinen Magen zum Gott macht, der macht auch seinen Kopf zum Schornstein. Wer sehr viel ißt,

*) Wir haben bereits in Nro. 72 des „Sammlers" dieses Werk erwähnt.

der ist in der Regel ohne Wahl. Die Schlechtheit des Gastmahls nimmt sehr oft mit der großen Zahl der Gerichte gleichmäßig zu. So tafelte ein braver Krähwinkler bei einem Feste so auf, daß die Tische knackten unter der Last der gewichtigen Speisen und ich, gleich ihnen, ängstlich seufzte, weil mir nur die Wahl geblieben, dem gutmüthigen Mann von Wirth oder meinem Magen wehe zu thun — durch ein zuwenig oder zuviel.

In früheren Zeiten hat man bei uns viel essen gut essen genannt, mehr den Leib als den Geist der Kochkunst beachtet. Eine nothwendige Folge davon war, daß sich der Unwissenheit die Trägheit zugesellte: Vielfraß und Faulthier sind nahe verwandt, geistige Cousins. Es steht die Verdauungskraft des Straußes mit seiner Dummheit in gleichem Verhältniß; dumme Geschöpfe verdauen besser als kluge: der Strauß frißt bekanntlich ohne Schaden Steine. In diesem Sinne gab der Feldmarschall Seckendorf eine sehr verständige Antwort. Derselbe hatte sich gegen einen großen aber dummen Fresser über schlechte Verdauungswerkzeuge beschwert. Da wünschte ich, sagte dieser, Euer Excellenz meinen Magen, der verträgt alles. — Danke, war die Antwort, danke, mag keinen Saumagen.

Mäßigkeit fördert Verdauung: der Mäßige ist unbelastet vom Gewicht der Speisen; ihm ist der Kopf frei, seine Ideen sind demnach klar, und hat er die trockensten Akten zu schreiben, so bekommen sie aus seinem nicht umwölkten Geist einen netten Styl zu- und angehaucht und können ein Beispiel werden von witzigen Akten. Mit Lust geht der Mäßige an seine Geschäfte; er wird alt ohne Krankheit und genießt das Gute im Wohlsein. So gewährt ihm die großmüthige Natur für eine einzige Tugend tausendfache Belohnung. Eine beständige Freßbegierde macht dumm. Die alten ägyptischen Aerzte leiteten alle Krankheiten von den Speisen ab. Je besser wir verdauen können, um so feiner wird der Nahrungssaft, desto stärker der Geist. Cheyne sagte, daß man einen reinen Magen haben muß, wenn man einen aufgeheiterten Geist haben will. Ein Blinder war im Stand, durch das Gefühl die Farben zu unterscheiden; aber er hatte dieses Gefühl nur, wenn er einen leeren Magen hatte. Protogenes lebte die ganze Zeit hindurch, als er mit dem Gemälde des Jalysus beschäftigt war, ungemein mäßig, damit er durch allzu häufige und allzu grobe Speisen die Feinheit seiner Einpfindungen und seines Geschmackes nicht abnütze. Die Therapeuten haben (nach Philo) vor Untergang der Sonne nicht speisen dürfen, weil sie geglaubt, die Bestrebung nach Weisheit sey allein des Tages würdig und man müsse für den Körper nur im Dunkeln sorgen. Der bekannte Law aß in seiner Jugend nur täglich etwas von einem Hühnchen, damit er zum Spielen den Kopf frei hatte. Fett und Dummheit werden (nach Chesterfield) als ungertrennliche Gefährten betrachtet. Die Lust, welche die Böotier einathmeten, wurde wegen der Dummheit der Leute eine fette genannt.

Boerhave sagte, er wundere sich allemal, wenn er höre, daß Philosophen glauben, es hänge von ihnen ab, wenn sie denken sollen, da doch schon die Speise der Seele göttliches Licht auslösche, und da der Mathematiker, der vor Tisch das schwierigste Problem aufgelöst hatte, nach einem großen Gastmahl dumm und schläfrig war. Gelehrte und alle vielbeschäftigte Personen versinken, wenn sie viel essen, in Schwermuth, und in dem rohen Land der Biersuppen, des rohen Specks, der Knackwürste, der Neunaugen in Verzweiflung, welche den Menschen am geschwindesten vernichten muß, weil sie die heilige Schrift mit dem ewigen Feuer vergleicht (Zimmermann's Erfahrung).

Die Indier haben Recht, den Teufel (Larenje: „Reise nach Indien") einen großen Fresser zu nennen. Ich gehe vielleicht zu weit, indem ich jeden großen Fresser für einen dummen Teufel halte; indeß geht doch mit der Völlerei und Gier die Dummheit gern Hand in Hand und noch ein viertes Uebel gesellt sich meist zu ihnen. Wenigstens faßt grade dasjenige Thier, welches wegen seiner Unreinlichkeit sprüchwörtlich geworden, alles ohne Wahl, was ihm, artig zu reden, vor den Schnabel kommt, ohne auch nur, wie sich die Fabel darüber ausdrückt, zu dem Eichbaum dankend emporzugrunzen, der ihm seine Früchte spendet. Auch die Gute ist ein recht schlagendes Beispiel meiner Behauptung und dieser Vogel ist auch wiederum dümmer und unempfänglicher als die meisten unserer Hausthiere. Pferd und Elephant, diese edlen Thiere, beweisen die Lichtseite meiner Behauptung. Klugheit wie Reinlichkeit und Mäßigung vereinen sich auch in ihnen, wie so oft, mit Wahl und Maß. Des mäßigen Hindu stärkster Fluch ist: „daß du die ganze Woche nur einerlei Geschirr gebrauchen mögest!" so sehr ist Reinlichkeit ihre zweite Natur. Der gefräßige Südseeinsulaner dagegen flucht: „daß du keines Vaters Gebeine ausgraben müßtest zur Suppe!"

Obst, Pflanzen und Kräuter waren der Menschen erste Nahrung, und erst Noah und seine Nachkommen erhielten nach der Sündfluth die Erlaubniß, Fleisch zu essen und alles, was sich regt und lebt, mit der Bemerkung, daß des Blutes der Thiere zu enthalten. Im hebräischen Text heißt es: denn das Blut ist die Seele des Fleisches. Blut ist aber eine schwere, höchst irdische, Melancholie erzeugende und zum Theil giftige Speise. Blut macht Menschen und Thiere grausam, wie schon Tertullian auseinandersetzt. Er läßt ängstliche Soldaten dadurch Muth gewinnen, daß man vor ihnen das Blut frisch geschlachteter Thiere ausgoß. Rousseau bemerkt im „Emil", daß der Genuß von Blut die Menschen rachgierig und zornig mache, Kräuter hingegen sanft.

Moses schränkte die allgemein gegebene Erlaubniß, Fleisch zu essen, wieder sehr ein, und Schildkröten, Hummern, Krabben und Austern bekamen einige Ruhe, denn er gebot, das nicht zu essen, was ohne Flossfedern und Schuppen im Wasser lebt. Daß aber Moses ausnahmsweise das Schwein als unrein und ungenießbar bezeichnet, das finde ich überaus liebenswürdig und hätte mich, ein zweiter Lord Gordon, beinahe zum Juden gemacht, aber zu meinem Heil fielen mir noch zur rechten Zeit die Veroueser Salami und Braunschweiger, Lyoner und Gauer'schen Würste ein, und Pied de cochon à la Sainte-Ménehould, Cotelettes de porc-frais und Bayonner Schinken. Daß das Verbot des Schweinefleisches sich sogar aus den frühesten Zeiten des Menschengeschlechts herschreibe, wo man den Menschenfressern die Lust zum Menschenfleisch verleiden wollte, indem man ihnen das Schweinefleisch verbot, welches jenem überaus ähnlich schmeckt, behauptet der heilige Polykarp; Macrobius erzählt, daß Augustus, als er den Kindermord des Herodes gehört, gesagt habe: bei den Juden sey es besser, ein Schwein als ein Kind zu seyn. Ein anderer Kirchenvater behauptet, daß deßhalb Schweinefleisch verboten gewesen, weil das Schwein das einzige Thier sey, das immer nach dem Jrdischen trachtet und durch den Beginn der jüdischen Religion der Sinn des Menschen nach dem Himmel gerichtet wurde. Als Beweis führt er an, daß die wildesten Schweine zahm und ruhig gemacht werden, wenn man sie auf den Rücken legt, weil sie nur erst dann den Himmel zu sehen bekommen, den sie vorher nicht sehen konnten. Plutarch meynt, die Aegypter hätten das Schwein verehrt, weil sie das Bearbeiten der Erde von ihm erlernten, und nicht aus Abscheu, sondern aus wirklicher Verehrung hätten sie davon nichts gegessen, wofür sich auch bei den Römern die Sitte schrieb, daß sie im Monat April, beim Aussäen, der Ceres ein Schwein opferten, wie aus Ovid zu ersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Rastopschin, ein Sonderling.

Der Name des Grafen Rastopschin ist durch den Antheil, der diesem hochbetagten Manne am Brande von Moskau zugeschrieben wird, zu einem geschichtlichen geworden, so daß die Bekanntschaft damit bei jedem gebildeten Leser vorausgesetzt werden darf. Wenn

ger bekannt dürfte es unseren Lesern seyn, daß Graf Rastopschin einer der größten Sonderlinge seiner Zeit war, und daß man sich noch heute in Rußland eine Menge der seltsamsten Geschichten von ihm erzählt. Wir theilen hier ein Kleines, durch die Gräfin R. in die Oeffentlichkeit gedrungenes Schriftstück mit, welches von des Grafen eigener Hand herrührt und in welchem sich allerdings ein gut Stück Absonderlichkeit abspiegelt. Dieses Schriftstück, von welchem behauptet wird, daß der Graf es kurz vor seinem Tode in weniger als einer Viertelstunde abgefaßt habe, ist überschrieben: „Memoiren des Grafen Rastopschin; geschrieben in zehn Minuten", und lautet in der Uebersetzung wie folgt:

Kap. 1. Meine Geburt. Am 12. Mai des Jahres 1762 trat ich aus der Finsterniß ans Licht. Man maß mich, man taufte mich. Ich wurde geboren ohne zu wissen warum, und meine Eltern dankten dem Himmel, ohne zu wissen wofür.

Kap. 2. Meine Erziehung. Man lehrte mich allerhand Geschichten und allerlei Sprachen. Bei angelernter Unverschämtheit und Charlatanerie wurde ich zuweilen für einen Gelehrten gehalten; mein Kopf wurde eine ungeordnete Bibliothek, wozu ich allein den Schlüssel hatte.

Kap. 3. Meine Leiden. Ich wurde geplagt von meinen Lehrern, welche mir den Kopf zu voll pfropften, von meinen Schneidern, welche mir das Zeug zu eng machten, von unnützer Reue und Traurigkeit, von den Frauen und von dem Ehrgeiz, von Souverains und Souveräs.

Kap. 4. Entbehrungen. Drei der größten Genüsse des menschlichen Geschlechtes habe ich entbehren müssen: Diebstahl, Wohlschmeckerei und Hochmuth.

Kap. 5. Denkwürdige Epochen. Mit dem dreißigsten Jahre habe ich aufgehört zu tanzen, mit dem vierzigsten Jahre dem schönen Geschlechte zu gefallen, mit dem fünfzigsten Jahre mich um die öffentliche Meynung zu kümmern, mit dem sechzigsten Jahre zu denken. Ich bin nach und nach ein wahrer Weiser oder ein Egoist geworden, was gleichbedeutend ist.

Kap. 6. Charakteristik. Ich bin eigensinnig wie ein Maulesel, launenhaft wie eine Kokette, munter wie ein Kind, träge wie ein Murmelthier, thätig und energisch wie Bonaparte, und alles dies nach Belieben.

Kap. 7. Wichtiger Entschluß. Da ich niemals die Herrschaft über mein Gesicht erlangen konnte, so entschloß ich mich, meiner Zunge freien Lauf zu lassen und ich nahm die schlechte Gewohnheit an, laut zu denken. Hierdurch verschaffte ich mir einiges Vergnügen und viele Feinde.

Kap. 8. Was ich war und was ich hätte seyn können. Ich war immer sehr empfänglich für Freundschaft und Vertrauen. Wäre meine Geburt in das goldene Zeitalter gefallen, so hätte ich der gutmüthigste Tropf auf der Welt seyn können.

Kap. 9. Respektable Grundsätze. Ich habe niemals Hand und Zunge zu Heirathsangelegenheiten und Klatschereien hergegeben. Ich habe niemals Andern Köche oder Aerzte empfohlen und habe mir also keinerlei Attentat auf das Leben meiner Mitmenschen vorzuwerfen.

Kap. 10. Meine Neigungen. Ich liebte kleine Gesellschaften und einen einsamen Spaziergang im Walde. Ich hatte eine unwillkürliche Verehrung für die Sonne; ihr Aufgang stimmte mich immer andächtig, und ihr Untergang immer traurig. Unter den Farben liebte ich die blaue am meisten; von Tafelgenüssen war mir Rindfleisch mit Meerrettig das Liebste; allen Getränken zog ich ein Glas frisches Wasser vor; im Theater gefiel mir das Lustspiel am besten; im Umgange mit Männern und Frauen war ich offenen und ausdrucksvollen Gesichtern am meisten zugethan. Die Buckligen beider Geschlechter hatten für mich einen Reiz, dem ich niemals widerstehen konnte, obgleich ich noch heute keinen Grund dafür anzugeben weiß.

Kap. 11. Meine Abneigungen. Ich hielt mich fern von allen Dummköpfen, von allen Müßiggängern, Schurken und Intriganten, welche Tugendrollen spielten; Ekel erweckten in mir alle Frömmelei, Heuchelei, geschminkte Männer und überladene Frauen; unausstehlich waren mir allzeit Ratten, Liqueure, Metaphysik und Rhabarber; ein wahres Entsetzen hatte ich vor der „Gerechtigkeit" (Justiz) und vor wilden Thieren.

Kap. 12. Anclyse meines Lebens. Ich erwarte den Tod ohne Furcht, wie ohne Ungeduld. Mein Leben ist ein schlechtes, aber sehr geräuschvolles Melodrama gewesen, worin ich die Rollen von Helden, Tyrannen, Verliebten, edlen Vätern, aber niemals von Lakaien gespielt habe.

Kap. 13. Belohnung des Himmels. Als ein großes Glück betrachte ich es, vollkommen unabhängig zu seyn von drei Individuen, welche Europa beherrschen. Da ich ziemlich reich bin und allen öffentlichen Geschäften den Rücken zukehre, so habe ich weder mit Rothschild, noch mit Metternich und Rossini etwas zu schaffen.

Kap. 14. Meine Grabschrift:

„In dieser Truhe
Hat man niedergelegt,
Zu ewiger Ruhe
Die gebrochenen Glieder gelegt
Eines alten müden Gesellen,
Den einst viel hin- und wiederbewegt
Des Lebens wechselnde Wellen.
Es wird ihm im Tode nicht trüber geh'n
Als in seinem blassirten Leben,
Drum mögen sich, die vorübergeh'n,
Alles Beileids überheben."

Pot-Pourri.

Vor einigen Tagen brach in der von Herrn Valler im naturgeschichtlichen Museum in Paris errichteten künstlichen Brutanstalt das Ei einer Schildkröte von der mauritanischen Sorte (Testudo mauritania) auf. Was ist scheinbar geringfügiger, als dieses einfache Faktum? Dennoch wird es bei den Physiologen und Naturforschern großes Aufsehen erregen, weil es über einen bisher unbekannten Punkt, über die Dauer der zur künstlichen Ausbrütung der mauritanischen Schildkröte nothwendigen Zeit Licht zu verbreiten bestimmt ist. Bis jetzt ist von den Naturforschern, welche die Küsten von Morea und des nördlichen Algiers, wo diese Schildkröten sich zahlreich vorfinden, bereist haben, nichts darüber gesagt worden. Auch unsere Gelehrten haben weder in den Verhandlungen der Akademie, noch in ihren Büchern etwas über diesen Gegenstand erwähnt. Es schien deßhalb für die Wissenschaft, vielleicht auch für die Industrie, nützlich, die Phasen dieser unvermutheten Geburt zu verfolgen. — Als Herr Vallee am 14. Sept. das Resultat seines Experiments kennen lernen wollte, fand er zu seinem größten Staunen und zu seiner lebhaftesten Genugthuung eine junge Schildkröte von der Größe einer Nuß. Sie ist ohne Zweifel seit der Weltschöpfung die erste, welche ihr Leben nicht den Sonnenstrahlen verdankt. Man kann sich daher die Freude des Gelehrten beim Anblick dieses gelösten Problems denken. Vom 14. Juli bis 14. September waren zwei Monate verstrichen; zwei Monate waren demnach die für die künstliche Ausbrütung der Eier einer mauritanischen Schildkröte nothwendige Zeit.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Jrrgplatz Lit B. Nro. 205.

№ 90.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 12. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung

Ein Besuch bei den Kalmücken der Wolgasteppe im Jahre 1848.

(Nach dem Tagebuche eines reisenden Malers.)

(Schluß.)

In Beziehung auf Aberglauben stehen unsere Landsleute und zum Theil wir sogenannten Gebildeten mit den Kalmücken auf gleicher Stufe. Das sogenannte „Besprechen“ von Krankheiten und bösen Geistern fehlt dort nicht; eine jede Kalmückin trägt ein Amulet auf dem Herzen, welches in einem Läppchen besteht, in welches ein, von einem Priester hinein gesprochenes, Gebet sich eingenäht befindet. Die Männer tragen dergleichen als Büschel oder Knopf auf der Mütze.

So freigebig sie auch ihre Hausgötter mit Opfergaben, goldpapiernen Kleidern und Kronen bedenken, so große Ehrfurcht sie ihnen auch bezeigen, so kommt es doch mitunter vor, daß sie strenges Gericht über dieselben halten. Einst hört' ich in dem Zelte meines Nachbars gewaltigen Lärm, entsetzliche Schimpfwörter und Flüche vernahm ich und Schläge mit dem Kaunschu; dem dieser sogenannte russische Regierungsrath fehlt in keines Kalmücken Gürtel. Zu meinem Erstaunen erblickte ich bei dem Eintritt in das Zelt, daß der Zorn des wüthenden Mannes Niemand Geringerem galt, als — seinem Hausgötzen, den er unter abscheulichen Schimpfreden zu Boden geschlagen hatte, und erst nach langem, gütlichem Zureden vermochte ich ihn zu besänftigen. Als Veranlassung dieser strengen Justiz gab er an, daß er sein acht Tagen ein krankes Pferd habe, daß er dem Hausgotte täglich doppelte Opfer dargebracht und ihn seine Noth geklagt habe. „Wer nicht hören will, muß fühlen,“ sagte er, „und ohne Kaunschu geht es nun einmal in meinem Hausstande nicht ab.“

Um mich näher über die religiösen Zustände und Gebräuche der Kalmücken zu unterrichten, machte ich dem Oberpriester einen Besuch; ich wollte ihn nur zuvirin zu dem Tempel und um Erlaubniß sein Portrait zu malen bitten. Sein Zelt befindet sich in der Nähe des Tempelzeltes. Ich fand einen wohl siebenzigjährigen Greis mit schneeweißem Barte, in erhabener Ruhe auf einem rothseidenen Divan sitzend unter einem blauen Baldachin; er trug einen rothseidenen Kaftan und eine breite, runde Pelzmütze. Vor ihm stand eine niedrige Bank, darauf eine silberne Base mit Pfauenfedern, eine kleine Glocke und eine niedliche Doppel-Pauke. Zu seiner Rechten stand der Hausaltar mit dem Götzenbilde. Obschon ich unangemeldet bei ihm eingetreten war, empfing er mich doch freundlich, schickte aber sogleich einen Diener nach dem Tempel, um sich seinen Festornat bringen zu lassen. Alsbald erschienen vier Priester in rothen Gewändern, von denen jeder einige Stücke des Anzuges und des Schmuckes brachte. Es wurde ihm ein blaseidener Ueberwurf umgehangen, ein grüner, mit Silber gestickter Spenzer angezogen und eine mit Götzenbildern verzierte Mütze aufgesetzt. Als ich seinen Anzug bewundert und ihn bat, mir zu gestatten, ihn zu malen, gab er sogleich seine Einwilligung und war viel genug, sich noch mehr als gewöhnlich herauszuputzen. Während ich mit meiner Arbeit beschäftigt war, hielt er einen Rosenkranz von schwarzen Beeren — ganz so, wie er bei den Katholiken üblich ist — in der Hand, murmelte, sang und sprach unter verschiedenen Bewegungen mir seine Gebete vor. Ein ministrirender Priester kniete neben ihm; dieser reichte ihm zuerst eine silberne Schale mit Wasser, welche der Oberpriester als Opfer auf den Boden ausgoß. Dann gab er ihm eine zweite Schale mit Fruchtkörnern, welche der Alte unter Gebet und Gesang in die Luft warf. Während ich malte, wurde mir ein Napf mit saurer Pferdemilch, Kumis genannt, vorgesetzt, dessen berauschende Wirkung mir vielleicht gefährlicher geworden sein würde, wenn ich den Geschmack nicht so scharf und beißend gefunden hätte. Ein Kalmücke — wahrscheinlich wollte er in das Gebet des Oberpriestes eingeschlossen sein — näherte sich ihm kriechend und legte ein Stück Geld zu seinen Füßen nieder. Oberpriester schlug ihn mit einem Stück Zeug, in welches er zuvor einige Sprüche hineinmurmelte, auf den Kopf und begleitete den Bittsteller bei seinem, auf allen Vieren genommenen, Rückzuge mit dem Tone einer Klingel.

Von der mir erbetten Erlaubniß, den Tempel besuchen zu dürfen, machte ich am folgenden Tage Gebrauch. Ich fand ihn eben so construirt, wie die Wohnzelte, jedoch bedeutend höher und geräumiger. Dem Eingange gegenüber im Hintergrunde befindet sich der Altar mit den buddistischen Götterbildern aus Holz geschnitzt, mit reichen Gewändern geschmückt, vor ihnen auf verschiedenen Stufen größere und kleinere Opfer-Schalen, Klingeln und anderes Tempelgeräth, darunter weiße halbe Ballons, den Fallschirmen ähnlich. An der innern Seite des Tempelzeltes waren Gemälde, in Wasserfarben auf Leinwand gemalt, aufgehangen mit den Darstellungen, welche mich sehr an die der altteutschen und italienischen Schule von Himmel und Hölle erinnerten. Auf den einen waren die guten Götter beschäftigt, die Seligen zu empfangen und zu belohnen, auf den andern wälzten sich teuflische Gestalten mit den Verdammten in dem ewigen Feuer umher; unter diesen Bildern standen große Kirchenposaunen und Pauken. Unter allen Gegenständen nahm meine Aufmerksamkeit die am Eingange aufgestellte Gebet-Maschine ganz vorzüglich in Anspruch. Sie besteht in zwei hölzernen, mit Gebeten beschriebenen, vier bis fünf Fuß hohen, der Länge nach durchbohrten Cylindern, welche senkrecht auf einer Stange stecken und durch daran befestigte Schnüre hin und zurück gedreht werden können. Bei meinem Eintritte wurde mir die Schnur in die Hand gegeben, um auf diese bequeme Weise mein Gebet zu verrichten. Denn später erfuhr ich, daß es hierbei nur darauf abgesehen sei, daß die Gebete in Bewegung gesetzt werden, sei es nun, daß sie auf Pallmblätter geschrieben, oder als Fahnen aufgestellt, der Zugluft ausgesetzt, oder auf der Gebetmaschine hin und her gerollt werden.

Zum Tempeldienste sind einige zwanzig Priester angestellt, welche in zwei Reihen in rothen und grünen, reich gestickten seidenen Gewändern auf der Erde sitzen, hinter sich Chorknaben in weißgewesenen Hemden und zerrissenen Schafpelzen. Nachdem einige Opfer dargebracht, einige Bilder enthüllt, Posaunen und Pauken geordnet waren, begann der Gesang, wenn ein solches Geheul diesen Namen verdient. Die Alten fingen mit den tiefsten Baßtönen an und wurden, wenn sie nicht höher hinauf konnten, von jüngeren Stimmen abgelöst, bis zuletzt die Chorknaben quiekischen und filuliren; dann wurde die chromatische Tonleiter dieser Katzenmusik zurück geheult, wobei sie es an allerhand Bewegungen mit den Händen und Geklingel nicht fehlen ließen. Nachdem die Priesterschaft sich durch eine Theeinippe, von welcher die Götter ebenfalls ihr Theil erhielten, erfrischt hatte, begann der Gesang auf's

Neue, diesmal mit Instrumentalbegleitung, bei welcher die schon erwähnten Posaunen einen basso ostinato formidabile vernehmen ließen. Diese sieben Fuß langen Posaunen bestehen aus mehreren in einander gefügten Cylindern von Blech und sind dazu zwei Mann nöthig, von denen einer das Instrument hält und handhabt, der andere mit vollen Backen hineinbläst, so lange der Athem vorhält; die anderen Instrumente, welche ich in dieser Tempel-Kapelle vernahm, waren: Pauken, Schalmeien, Tritonsmuscheln und Klingeln, welche einen so desperaten Lärm machten, daß ich mich in die Hohenstaufen von Spontini versetzt glaubte."

Gegen die Kalmückenfamilie, bei welcher unser deutscher Künstler schon an dem ersten Tage eine gastfreundliche Aufnahme fand, hatte er später Gelegenheit, sich dankbar zu beweisen; über das dabei bestandene Abenteuer erzählt er selbst Folgendes:

„Langsam ritt ich eines Abends durch die endlose Steppe, um eine zweite Kalmückenhorde aufzusuchen, als mich aus meinen stillen Träumereien über Kunst und Natur der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes und bald darauf der Hülferuf einer weiblichen Stimme weckte. Ehe ich noch erkannte, was hier vorgehe, ritt ich vor und gewann dem ansprengenden Reiter den Vorsprung ab. Dieser hielt vor sich ein junges Mädchen, deren ängstliches Geschrei mir keinen Zweifel übrig ließ, daß sie geraubt sey und entführt werden sollte.

Mit dem Pistol in der Hand sprengte ich dem Entführer entgegen und rief ihm zu, Halt zu machen. Er stutzte; diesen Moment benutzte das Mädchen, ergriff die Zügel und parirte sein Pferd, und eh' der Kalmücke sich schlagfertig gemacht hatte, war sie bereits von seinem Pferde herabgesprungen, und hatte sich, mich fest umklammernd, auf die Kruppe meines Pferdes geschwungen.

Ein weiterer Kampf fand nicht statt; die Kalmücken in diesen Horden als ein nomadisches Hirtenvolk sind nicht all zu kriegerisch und tapfer, auch führen sie als Waffe gewöhnlich nur das Messer, womit sie ihre Lämmer schlachten, bei sich. Unausgefochten ritt ich mit der befreiten Jungfrau heimwärts und nach Verlauf einiger Zeit, als ich mich und sie in Sicherheit wußte, hielt ich etwas an, um meiner Schönen näher ins Auge zu blicken. Sie nahm mit einer zierlichen Wendung jetzt vor mir Platz und ich war über die Vertraulichkeit, welche sie mir bewies, nicht wenig überrascht. Sie schien es aber eben so sehr über meine Zurückhaltung zu seyn und nun klärte es sich endlich auf, daß wir alte Bekannte waren, daß ich Zelt und Decke mit ihr in der väterlichen Hütte getheilt; allein die mongolischen Gesichter sehen eines dem andern so ähnlich, daß man die genauesten Bekanntschaften oft nicht wieder erkennt, und außerdem: bei Nacht sind alle — auch die kalmückischen — Katzen grau. Da ich nach einigen Aeußerungen meiner geretteten Schönen vermuthen mußte, daß mit der Befreiung auch den Händen des Freiers wohl ihr, aber weniger den Eltern ein Gefallen geschehen sey, — denn auch in den Steppen sieht die Mama das Töchterchen gern an den Mann gebracht — begab ich mich mit meiner schönen Beute zunächst zu dem Fürsten. Ich that dies in der doppelten Absicht, sowol für das Mädchen gegen Einstreiche der Eltern, als auch für mich gegen die Rache des Räubers seinen Schutz in Anspruch zu nehmen. Als ich, das Mädchen an der Hand, in das Zelt des Fürsten eintrat, fand ich ihn auf einem seidenen Divan unter einem Baldachin sitzend, zu seiner Rechten saß am Boden auf Teppichen der Dolmetscher und Einige vom hohen Adel. Das Mädchen ließ meine Hand los und warf sich am Altar vor den Hausgöttern nieder, ich selbst ging mit gesenktem Haupte bis in die Mitte, wo ich an dem glimmenden Kuhmistfeuer mit untergeschlagenen Beinen Platz nahm. Nach einiger Zeit vornehmen Schweigens machte ich meinen Vortrag, erzählte, was mir begegnet, was ich vollbracht und bat um gnädigen Schutz für das Mädchen sowol, als für mich. Der Dolmetscher übersetzte Satz für Satz, der Fürst hörte aufmerksam zu und nahm die Sache in längere Erwägung. Nach einer Pause sagte er: Es ist bei uns Gebrauch, daß, wenn ein Kalmück sich aus den Töchtern der Steppe Eine zur Gattin auserseh'en hat, er sie den Eltern rauben und entführen muß. Diese vertheidigen ihr Kind so lange, bis der rechte Mann kommt; gelingt die Entführung, so thun sie niemals Einspruch, sondern geben ihre Einwilligung. Ein Widerspruch von Seiten der Mädchen hat keine Gültigkeit; man fragt nicht, ob sie wollen, oder nicht? sie müssen. Der Kalmück, den du begegnet bist, führte seine Frau, wenn sie auch widerstrebte, in aller Ordnung nach Haus; allein, da er sie nicht gegen dich zu vertheidigen vermochte, so verdient er sie nicht. Du hast durch deinen Muth sie dir erobert, sie hat auf deinem Pferde mit dir gesessen, Niemand soll dir die schöne Beute streitig machen, du bist ihr rechtmäßiger Gatte und Minka ist von Stund' an dein Weib! — So betroffen ich auch über den Ausspruch des Fürsten war, so wußte ich doch, daß gegen das Wort eines absoluten Herrschers kein Einwand erhoben werden darf. Mit kalmückisch-zärtlichen Augen schielte die schöne Minka nach mir; nur ihr Befreier, nicht ihr Freier wollte ich seyn, und nun war ich am Ende der Ent- und Angeführte. Meine schönsten Plane für die Zukunft lagen vernichtet, die Heimkehr war mir abgeschnitten, ich sah mich verurtheilt, in der Steppe mein Zelt für immer und vielleicht bald eine Wiege aufzuschlagen, Schafe zu hüten und Kameele zu melken. Kein Bräutigam der Steppe hatte wohl jemals muthloser als ich seine Braut heimgeführt."

Unser Reisender verließ bald nach diesem Abenteuer die Horde.

Apotheose der Eßkunst.

(Fortsetzung.)

Homer's Beschreibung von den Gastmahlen der Griechen zeigt doch etwas gar zu derbe Sitten. Die Könige schlachten selbst die Ochsen, sie ziehen ihnen die Haut ab, schneiden den Ochsen in Stücke, was doch bei uns die Funktionen eines Fleischergeselles sind. Agamemnon legt dem Ajax den Rücken von einem Ochsen vor und die höchsten Herrschaften und Halbgötter essen wie unvernünftige Viehfraße. Das Herkules Gefräßigkeit ist ein sehr bekannter Gegenstand der griechischen Komödie. So sagt Aristophanes (in den „Fröschen"):

Theurer Herkules, kommst du? tritt herein,
Die Göttin hat, als sie erfahren deine Kunst,
Gleich Brod gebacken, Brei von Hülsenfrucht gekocht
Zwei oder drei Dörf', einen ganzen Ochs geschmort,
Viel Kuchen gebacken, Plätze.

Dieser Gegenstand ward bis zum Ueberdruß von den Komikern behandelt, so daß Aristophanes sagen durfte: er habe die schlukenden Herkulesse und die hungrigen von der Bühne vertrieben. Selbst in der Tragödie hat Euripides dem Herkules etwas von diesem populären Charakter gegeben. Epimarchus sagt: Hättest du den Herkules essen sehen, du würdest gestorben seyn vor Angst! Aus seiner Kehle kam ein Gebrüll, seine Kinnbacken knackten laut; er fletschte mit den Augenzähnen, seine Backenzähne knirschten; der Athem kam pfeifend aus dem Mund und den Nasenlöchern und die Ohren bewegte er gleich einem vierfüßigen Thiere; — und Jon sagt (in der „Omphala"): seine erstaunenswürdige Gefräßigkeit ließ ihn das Fleisch verzehren sammt den glühenden Kohlen, auf denen es gebraten war; — und Pindar: er wendete auf den feurigen Kohlen zwei Ochsen, daß die helle Flamme emporschlug. Ein anderer griechischer Fresser wünschte sich den Hals eines Kranichs zu haben, um länger genießen zu können.

Was mußte indeß alles geschehen, ehe wir von den Homerischen und Ossianischen Ruderkeulen bei der zwei- zu mehrdeutigen spartanischen Suppe und der Potage à la reine, der Coquille à la financière, bei dem klassischen Suprême de volaille anlangten! Auch hier war die Natur Lehrmeisterin und drei Sinne: Sehen, Schmecken und Riechen waren mehr, als sie es jetzt sind,

unsere ersten Wegweiser. Der Mensch in einem nicht verfeinerten natürlichen Zustand hatte schärfere Sinne als jetzt; alle Nomadenvölker, die Wilden geben noch heute den Beweis davon. So mochte er, wie alle Thiere, das Schädliche vom Dienlichen durch jene Sinne zu unterscheiden wissen. Instinkt leitet so gut als Reflexion; die Natur gab verständige Winke. Geschmack und Geruch waren und sind noch die an- und absagenden Boten, welche uns zum Genusse laden oder davon abrathen. So sind die schmackhaften und wohlriechenden Pflanzen gut, während die übelriechenden widrig und scharf sind; endlich sind die ekelhaften mehr oder minder schädlich. So deutet das Auge die düstere Farbe von allerlei Früchten und Blumen auf ein giftiges Prinzip, zum Beispiel bei allen Gattungen von Nachtschatten, vom Erd- bis zum Paradiesapfel, die leichenfarbige Bilsenkrautblüthe, der todtdrohende Wüthrich, die türkischrothe Tollkirsche, der Finger- und Eisenhut, so daß jener spanische Dichter Recht hat, wenn er sagt: die Farbe ist die Seele der Blumen. Der Geschmack aber, während das Gesicht gar mannigfachen Täuschungen unterworfen bleibt, ist ein zuverlässiger Führer. Das sich erhaben dünkende Auge, poetisch durch alle Himmel schweifend, wird von der Perspektive kindisch getäuscht; der Geschmack aber steht auf sichern Füßen. So sahen die Spanier in Amerika lange mit Abscheu die Eingebornen eine Schlangenart essen, die diese Grana nannten, eine in ihren Augen so delikate Speise, daß es dem gemeinen Volk nicht erlaubt war, davon zu genießen. Als aber die schöne Kazikin Anacouna bei einem Fest den Offizieren davon vorlegte, ließen sie sich zu dem Genuß verführen und fanden das Fleisch so vortrefflich, daß es von dieser Zeit an sich unter den spanischen Gastronomen einen bleibenden Ruf erwarb. So waren es in aller Welt und zu allen Zeiten immer Frauen, die uns des Lebens Genüsse kennen lernten oder dazu anreizten, und es sind Frauen, die sie uns versöhnern und verfeinern.

Im allgemeinen widerstehen nicht nur scharfe Gifte dem Geruch, sondern die Mehrzahl derselben beleidigt die Zunge, die, beiläufig gesagt, nicht das einzige einer Geschmacksempfindung fähige Organ ist; denn der Gaumen, die Wände des Schlundkopfes, der tiefere Theil der Speise- und Luftröhre theilen diese Eigenschaft. Groß und mächtig ist das Gebiet des Geschmacks; alles, was auf den Geruch wirkt, liegt in seinem Bereich. Die in der Luft aufgelösten ätherischen Oele, alle gewürzten, aromatischen Substanzen, die versüßten Säuren, die Gasarten sind sämtlich schmeckbar, wenn sie in indifferenten Flüssigkeiten aufgelöst werden. Eine Umkehrung aber gestattet dieser Satz nicht. Alle Kalien, Natron und Mittelsalze, alle Metalle, welche keiner gasförmigen Darstellung fähig, sind durchaus geruchslos, obgleich sie den Geschmack affiziren. Selbst das nach dem Licht feinste Fluidum, nämlich das elektrische, ist nicht nur durch den Geschmackssinn wahrnehmbar, sondern einzig und allein durch ihn. Der Geschmack, gewissermassen von der Natur dem Magen und dem Menschen zum Schutz auf den verlornen Posten gestellt, ist nicht nur schärfer als der Geruch, sondern auch der einzige Sinn, in welchem wir nicht von den Thieren, ja von keinem einzigen Thier übertroffen werden. Die Erhaltung und Förderung des Lebens ist es, die beiden Sinnen Bedeutung gibt. Ein Mensch ohne Geschmack wäre das unglücklichste der Thiere. Aber auch der Geruch ist, wie gesagt, von großem Gewicht. Nur unserer Gewohnheit, die Künsteleien einer oft zweifelhaften Küche zu genießen, ohne sie durch den Geruch vorher zu untersuchen, haben wir es zuzuschreiben, daß unser Geruchssinn weniger vollkommen ist. In der Regel hat ein Gourmand eine sehr feine Nase — die Aristophanes (in den „Fröschen") die „feinausspürende" nennt — und man sollte auch schon deßhalb, aus einer Art von Dankbarkeit, die im Leben so oft verkannte Nase in Schutz nehmen. Geistreiche Menschen haben sehr empfindliche Geruchsnerven, gleich den Göttern Griechenlands, die sich am lieblichen Geruch gern, wie alle Dichter behaupten, weideten. Wenn Maharida den Amru sucht, so folgt sie dem Hauch des Windes, der ihr den Duft zuträgt. Der feine Kardinal Alberoni hatte eine so feine Nase, daß er durch sie im Alter, als er das Gesicht verloren hatte, eine junge Dame von einer alten unterscheiden konnte. Kant konnte keine dürstigen Studenten im Auditorium leiden, weil die Exhalationen von mit schlechter Kost genährten Menschen ihm unleidlich waren. Napoleon's Geruch war so fein, daß ihn der Theer- und Schiffsgeruch bei seiner Ueberfahrt nach Helena, wie ich von Augenzeugen weiß, krank machte; er fürchtete das neue Haus, welches man dort für ihn bauen wollte, blos wegen des Geruchs der frischen Farbe so sehr, daß er vorzog, unbequem im alten Haus zu bleiben. Aber König Philipp II. von Spanien hingegen roch gar nichts.

(Schluß folgt.)

Ueber Blut-Eingießungen.

Ein französisches Journal enthält ein Schreiben eines Gelehrten, Namens Savelli, das eine höchst unwahrscheinliche Geschichte über die Wirkung der Blut-Eingießung*) in vollen Ernste erzählt. Wir theilen dieselbe mit, der französischen Quelle die Verantwortlichkeit für die Wahrheit überlassend. Savelli machte im Oktober dieses Jahres in Begleitung eines Arztes, eines Professors der Botanik und eines Kaufmanns eine Reise, um die Pyrenäen zu besuchen, und war dort Augenzeuge des merkwürdigen Ereignisses, über das sein Gefährte, der Dr. Hardips, der kgl. Akademie von London eine Denkschrift überreichen will. Er erzählt: „Wir hatten bereits die ersten Schneemassen von Viguemale (an der spanischen Gränze) hinter uns, als wir durch das fortdauernde Bellen Murphy's, des Hundes unserer Führer, von dem erhabenen Anblick der Gegend, die sich unseren Augen darbot, abgezogen wurden. Das verständige Thier kratzte mit den Füßen wüthend in dem Schnee und steckte seine lange Schnauze in die schon gegrabene Höhlung. Einer der Führer, Etcrle, ein berühmter Gemsenjäger, war neugierig, was sein Hund wohl gewohen haben könnte, und grub in kurzer Zeit mit Hülfe seines mit Eisen beschlagenen Stockes tief in die Erde. Ich kann Ihnen unser Staunen nicht schildern, als nach und nach der Kopf, der Rumpf und die Glieder eines halb bekleideten jungen Mannes unseren Augen sichtbar wurden. Seine Gesichtszüge hatten keine Veränderung erlitten, und das Fleisch war noch ganz frisch . . . Wir faßten sogleich den Entschluß, umzukehren und den Körper nach einem Orte, wo er rekognoszirt und ordentlich begraben werden könnte, zu tragen. Nachdem wir zwei Stunden gegangen waren, legten wir unsere traurige Last in einer Hütte des Seeg Gaube ab. Als der Leichnam eine Zeitlang vor dem Kaminfeuer gelegen hatte, wurde er ein wenig geschmeidig; der Doktor Handips untersuchte ihn aufmerksam und entdeckte auf der rechten Seite der Brust eine ziemlich große und 2" tiefe Wunde, welche den Tod veranlaßt haben mußte. Nach der Aussage des Doktors bewiesen die durch die Feuchtigkeit des Schnees fast verwischten Blutspuren, daß das Opfer den Folgen eines Blutflusses erlegen seyn mußte; denn die Wunde schien an sich unbedeutend zu seyn. Bald kam er auf die Vermuthung, daß kräftige Reibungen, das Einblasen von Luft in die Lungen und die Eingießung einer gewissen Menge Bluts mit einiger Hoffnung auf Erfolg angewandt werden könnten. Herr Handips machte sich sogleich ans Werk, und wir füllten mit allem möglichen Eifer die uns angewiesene Rolle aus. Zwei von den Bergbewohnern boten großmüthig ihr Blut an . . . . Nachdem wir uns eine halbe Stunde lang angestrengt, war es unserem

*) Daß Versuche an Thieren, bei denen das Leben scheinbar aufgehört hatte und denen man durch die Pulsadern Blut einströmen ließ, gelungen sind, ist aus dem „Monteur" in seinen Berichten über die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften bekannt.

Doktor gelungen, den Blutumlauf, etwas schwach freilich, wiederherzustellen. Nach einer Stunde schlug der Kranke die Augen auf, legte die Hand aufs Gesicht und machte vergeblicche Versuche, einige Worte auszusprechen. Wir konnten nur unartikulirte Laute vernehmen. Wir hofften, den Unglücklichen vollständig wieder ins Leben zurückrufen zu können; doch ach! alle unsere Anstrengungen waren vergebens. Nichtsdestoweniger waren wir überzeugt, daß nur das Ungenügende der von uns angewandten Mittel das vollständige Getingen unseres Wiederbelebungs-Versuches verhindern konnte. Herr Handivs hatte angenommen, daß der junge Mann erst den Tag vorher verstorben wäre; er schien von seinem Führer oder Contrebandiers in den Einöden von Biguemale ermordet worden zu seyn. Nun kommen wir zu den eigentlich Wunderbaren dieser Geschichte . . . Der junge Mann war schon im vorigen Jahre verstorben, und der Leichnam hatte sich, ohne die geringste Veränderung elf Monate ungefähr in den Schneemassen erhalten. Der Paß und die verschiedenen Papiere, welche wir in den Kleidungsstücken fanden, und die vom Amte des Sees Gaube beigefügte Signatur hatten uns nicht überzeugen können; allein vor dem formellen Zugnisse seiner Aeltern und Verwandten mußte unsere Vernunft sich beugen. Herr D... war ein reicher Eigenthümer im Departement Ariege. Er hatte zu Ende der Saison von 1850 Ariege verlassen und sich vorgenommen, über Biguemale zu gehen. . . . Seitdem hatte man keine Nachricht über ihn erhalten. Es ist außer Zweifel, daß er, nachdem er fast ein ganzes Jahr im Schnee geschlafen, wieder in Folge der Bemühungen des Doktors Handivs gesund an den Herd seiner Heimath hätte zurückkehren können, wenn dieser die genügenden Mittel zur Hand gehabt hätte. Wie außerordentlich dieses Ereigniß auch scheint, so kann man es sich doch von einem Gesichtspunkte aus erklären. Nach dem Zeugnisse Cuvier's und anderer berühmter Geologen sind einige antediluvianische Elephanten in den Eisbergen Sibiriens gefunden worden, deren Häute und sogar deren Fleisch sich so gut erhalten hatte, daß die wilden Völkerschaften ein vortreffliches Mahl davon bereiteten. Es kann also das Leben auf eine unbestimmte Zeit suspendirt und vermittelst der Blut-Einspritzung wieder hergestellt werden. Der Doktor Handivs hat sich vorgenommen, die Königin von England um Begnadigung eines zum Tode Verurtheilten zu bitten, den er einem entscheidenden Versuche unterwerfen will."

Pot-Pourri.

Eine Dame von ausgezeichneter Schönheit und noch jung starb, wie der „Constitutionnel" berichtet, vor wenigen Wochen in Batignolles. Da sie allein gelebt hatte, so nahm der Friedensrichter ihre Möbel und Effekten in Beschlag, um sie dem erst zu ermittelnden Erben einzuhändigen. Unter anderen Dingen fand sich auch eine ziemlich starke Sammlung reich eingebundener Bücher. Als der Friedensrichter einen der Bände öffnete, fand er darin ein Testament, in einem zweiten ein zweites und so fort fast in allen anderen. Jedes dieser Testamente war von verschiedenem Datum und setzte eine andere Person als Universalerben ein. Diese Erben waren sämmtlich junge Männer: Offiziere, Advokaten, Kaufleute, Künstler, Schauspieler, Studenten, Architekten, Aerzte, kurz Leute aus jedem Stande und fast aus allen Klassen der Gesellschaft. Auf angestellte Nachforschungen erfuhr man, daß die Dame vor acht oder zehn Jahren verschwunden gewesen war, bald aber die Treue gebrochen, ihren Mann verlassen und mit jedem jungen Manne, der ihr behagte, eine Intrigue angeknüpft hatte. Stets hatten indeß diese Verhältnisse bei ihrer Veränderungssucht nur kurz gedauert, sie hatte aber aus einer Art Monomanie für Testamente jeden neuen Liebhaber als Erben eingesetzt. Jedes spätere Testament enterbte den vorhergehenden Erben, das letzte allein aber war gültig. Der Friedensrichter ließ den Erben aufsuchen und es ergab sich, daß es ein junger Künstler ohne Vermögen sey. Man wünschte ihm von Herzen Glück, daß er jetzt für sein Leben lang in günstige Verhältnisse versetzt sey, indem die Dame ein Einkommen von 30,000 Fr. hinterlassen hatte. Wenige Tage nachher aber erschien der Ehemann und vernichtete alle Hoffnungen des Künstlers durch Vorzeigung des Ehekontrakts, der ihn als Erben des ganzen Vermögens, das seine Frau bei ihrem Tode hinterlassen würde, einsetzte.

Die Mittheilung von der Ermordung des berühmten italienischen Sängers Fraschini durch seinen Kollegen Collini lief vor einiger Zeit durch alle Blätter. Es dürfte interessant seyn, den Ursprung des Gerüchts, wie ihn Fraschini in einem eigenhändigen Schreiben schildert, zu erfahren. „Ich vernehme so eben," schreibt Fraschini von Bologna, 20. Oktober, „die große Neuigkeit, weiß aber keinen Fraschini, der von Collini getödtet sey, oder umgekehrt, nur so viel weiß ich, daß ein Brief von Triest hierher kam, der uns mittheilte, daß Collini mich aus Eifersucht oder andern Gründen ermordet habe. Der Urgrund dieser Fabel mag in Folgendem liegen: Der Buffo Zurchini kam hier in ein Kaffeehaus; man fragte ihn, was es Neues gäbe? „Fraschini hat den Baßisten Tabellini mit drei Dolchstichen ermordet," sagte er, meynte aber damit meine Rolle in der Oper: „Luisa Müller", in welcher jener Baßist den Sekretär Wurm giebt (z. B. ich ersteche ihn auf der Bühne, was ich zur Vermeidung weiterer Mißverständnisse hinzufüge). Da nun die Oper dreimal gegeben war, machte das drei Dolchstiche. Aus diesem Scherze erfolgte nun ein endloses „on dit", demzufolge man sich erzählte, daß ich Collini, Tabellini, Luisa, ja sogar meinen Bedienten ermordet habe. Unglücklicherweise waren eben zwei Tage Theaterferien, wodurch nun die Combinationen ihren Höhepunkt erreichten. Höchster Ueberfluß war die Verbreitung derselben durch die Journale, welche erst recht in die Lärmtrompete stießen."

Der Pommer ist im allgemeinen zäh und schwerfasm. Ein Bäuerlein dort will mal nach der Stadt gehen und sein Nachbar läßt ihm sagen, sie wollten den Weg zusammen machen, damit er keinem zu lang würde und man doch unterwegs ein Wort sprechen könne. Es geschieht. Stumm wie die Fische wandern Beide neben einander. Endlich auf dem halben Wege nimmt der eine die Pfeife aus dem Mund, deutet damit auf ein Ackerstück und meint: „Deine Erbsen stehen da gut!" Der andere nickt und damit ist der Herzensaustausch für den Hinweg zu Ende. Auf dem Rückmarsch bleibt der, welcher das Wort noch schuldig, geblieben, genau auf derselben Stelle stehen, zeigt auf das nebenliegende Feld und schmunzelt: „Dein Flachs da aber auch!" Jetzt ist das Nicken am andern, und so sind zwei pommersche Bauern einen langen Weg in Gesellschaft gegangen. — Da ist's in der Provinz Sachsen ganz anders. Viel lieber wird ein halb Dutzend Worte zugegeben, als eins zu wenig gesagt. In einem dortigen Städtchen tritt z. B. einer in einen Kaufmannsladen und fragt nach neuen Häringen. Der kleine fremdliche Kommis zuckt die Achseln und tröstet: „Haben ihnen wir jetzt alteweile grade eben noch keene mich, aber kriegen konnte es vielleicht balle fin, daß wir welche thäten."

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Jahrgang Lit B. Nro. 205.

№ 91.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 15. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Deutsche Fabrikate.

Daß deutsche Fabrikate für ausländische Waare verkauft und bei dem noch vielfach herrschenden Vorurtheil zu Gunsten ausländischer Artikel theurer bezahlt werden, wenn sie vom Auslande unter der Firma fremder Waare eingeführt werden, ist bekannt. Nicht selten werden z. B. vereinsländische Tuche von Zwischenplätzen aus als nichtdeutsches Fabrikat unter anderer Vignette in entlegene Zonen eingeführt. Das „Vereinsblatt für deutsche Arbeit" verbürgt folgenden Vorfall: Ein reicher Hamburger Kaufmann will zu Paris in einem berühmten Bijouterieladen eine goldene Kette kaufen, die von ihm gewünschte Sorte ist gerade nicht vorräthig, aber man verspricht, sie sogleich anfertigen zu lassen und dem Besteller, welcher gleich abreisen wollte, nach Hamburg nachzuschicken. Einige Zeit nachher bekommt er von dem Pariser Hause einen Brief, in welchem man ihm anzeigt, daß er die Kette von Hanau erhalten werde, von wo aus jenes Haus seine Ketten beziehe! — Nachstehender Fall, der uns von kundiger Seite berichtet wurde, ist gleichfalls nicht ohne Interesse. Eine reiche Dame in Ghurhessen läßt ihren Palast möbliren. Die Teppiche werden angeblich aus Paris bezogen und kommen sehr hoch zu stehen, sind aber dafür auch „unvergleichlich schön". Einige Zeit nachher kommt ein durch seine ausgezeichnete Teppiche rühmlich bekannter Fabrikant aus Hanau in den Palast jener Dame und erkennt jene angeblichen Pariser Fabrikate als ächtes Hanauer Fabrikat, das er selber, freilich um ein Erkleckliches billiger, liefert. In Crefeld arbeitet man seidene Kordeln im Auftrage von Pariser Häusern, und sie werden als Pariser Fabrikat schon in Köln verkauft. In Elberfeld arbeitet man schlichte und façonnirte Sammetwestenzeuge nach von Paris aufgegebenen Mustern, die man dann aus Frankreich nach Deutschland schafft. Der rheinische Fabrikant verpflichtet sich, diese ihm aufgegebenen Muster für Deutschland nicht zu arbeiten, da das Pariser Haus damit eben auf Deutschland spekulirt. In Köln kann man in den großen Modewarenhandlungen sächsische Spitzen als französische kaufen, und sich durch die Faktura überzeugen, daß sie aus Frankreich eingeführt sind. Dem Kundigen gesteht man willig den Ursprung der Waare zu, fügt aber bei, daß die Käufer eine Waare aus Frankreich haben wollen und diese Thorheit mit 50 pCt. bezahlen. Das Aachener Nähnadeln in fremden Erdtheilen und auch in Deutschland für englische verkauft werden, ist eine bekannte Sache.

Ein Vorfall, den der „Nürnb. Korrespondent" unter der Aufschrift „ein deutscher Seidenweber" erzählt, paßt zum obigen Jammer über die Zurücksetzung deutscher Industrie, weßwegen er hier seinen Platz finden möge.

Im vorigen Jahre wurde an höchster Stelle in einem süddeutschen Staate beschlossen, die Landesarmee mit neuen Fahnen zu versehen. Dem Kriegsminister ward aufgetragen, für Anfertigung der Zeichnungen und demnächst für Ausführung derselben in schwerer Seide mit Gold- und anderem Stickereien Sorge zu tragen. Das Ministerium wandte sich an den Gesandten in Paris und forderte denselben auf, mit Pariser oder Lyoner Seidenwebern wegen Fabrikation der Fahnen zu unterhandeln. Darüber verstrich lange Zeit; die Forderungen der Pariser Fabrikanten waren hoch, und ihre Bedingungen über die Lieferungszeit entsprachen den dießseitigen allerhöchsten Absichten nicht, welche darauf hinausgingen, mit der Ueberreichung der Fahnen einen feierlichen politischen Akt, die Eidesleistung des Heeres nach einer neuen Formel, zu verbinden. Die Verhältnisse in Deutschland ließen es wünschenswerth erscheinen, diesen Akt nicht zu weit hinauszuschieben. Der Kriegsminister sah sich endlich genöthigt, seine Augen von Frankreich abzuwenden und sich zu erinnern, daß es auch in Deutschland Seidenweber gebe. Man schrieb nach Augsburg, nach Elberfeld, nach Berlin, die Fabriken waren aber dort sehr beschäftigt, und es konnte ihnen gerade nicht sehr daran liegen, ihre Stühle für einen Artikel herzurichten, von dem vielleicht nur ein für alle Mal eine Bestellung gemacht wurde. Kurz, alle im Aus- und Inlande geschehenen Schritte blieben fruchtlos, das Heer trug seine alten, nach französischem Muster gemachten Fahnen, an höchster Stelle gab sich eine unzweideutige Unzufriedenheit mit dem Gange der Sache zu erkennen, der Kriegsminister war in großer Verlegenheit. Da hörte eines Tages ein Ministerialbeamter zufällig von einem Seidenweber ganz in der Nähe der Residenz, einem Landeskind, der in seinem Fache ein sehr geschickter Mann seyn und viele Geschäfte machen sollte. Er wurde befragt und übernahm, ein wahrer Retter in der Noth, die Anfertigung der Fahnen. Sie wurden noch zur rechten Zeit fertig und fielen nicht blos zur vollen Zufriedenheit der Besteller, sondern zur Bewunderung und Freude aller Sachverständigen aus und trugen nicht wenig zur würdigen Feier der großen Fahnenweihe bei. Inzwischen wurden in Frankreich viele Bestellungen auf französische Seidenstoffe zur Dekorirung fürstlicher Schlösser im Lande gemacht. Unser Seidenweber ließ bitten, es möge ihm vergönnt seyn, ein Zimmer eines solchen Schlosses dekoriren zu dürfen. Er wurde abschlägig beschieden, hatte aber bald darauf doch wenigstens eine Genugthuung. In einem Gränsstaate ging die Regierung ebenfalls damit um, dem Heere neue Fahnen zu verleihen. Diesmal wurde an keinen auswärtigen Gesandten, an keinen fremdländischen Fabrikanten geschrieben; man wandte sich an die nächste Quelle, und unser Seidenweber ist jetzt beschäftigt, eine zweite veränderte Auflage deutscher Fahnen anzufertigen. **Fata habent** — aber nicht blos die deutschen Bücher, sondern auch die Weber in Deutschland.

Apotheose der Eßkunst.

Aus Baron Baerst's Gastrosophie.

(Schluß.)

Mehr als unsere Sinne und unser Verstand leitet uns gegenwärtig die lange Erfahrung der Jahrthunderte, so daß wir eines Apicius im Alterthum so hochgepriesene Vorschriften lächerlich finden; seine berühmten Leberklöße von Honig und Käse mögen die Fliegen locken; ich würde mich dabei immer an das schöne Wort des Moses erinnern: „Du sollst keinen Gräuel essen!" Jedes Zeitalter, jede Erfindung war der Vorläufer eines Gerichts; mehr als das Pulver mußte erfunden, ja eine neue Welt entdeckt werden, damit uns durch Kolumbus von Guadaloupe die köstliche Ananas geholt würde, diese Zierde jeder Tafel. Welche Hindernisse, ehe wir zu den Truthühnern kamen! Ein Werk, das aus den Fortschritten der Kochkunst und an ihnen den Maßstab der fortschreitenden Kultur entwickelte und die verschiedenen Völker klassifizirte, ist eine wünschenswerthe Aufgabe für einen geistreich wissenschaftlichen Kopf. Wer ein Gläschen Seihing einem feinen

Bordeauxwein vorzieht, oder wilden Katzenbraten, getrocknete Würmer und andere chinesische Delikatessen lieber will als Fasanen und Haselhühner und Straßburger Gänseleberpasteten, perigordische Trüffel- und rothe Rebhühnerpasteten, der hat freilich Geschmack wie ein Chinese; mag man mir von ihm noch so viel artiges erzählen, ich werde ihn immer vorsichtig aus einer zweckmäßigen Entfernung betrachten und beachten, und Scheu und Abscheu werden sich theilen zwischen ihm und seiner Tafel. Ich werde ihn jenem Lappländer an die Seite stellen, den man ganz zahm glaubte, bis er sich einfangen ließ, wie er heimlich eine Thranlampe an den Mund setzte, um in Behaglichkeit seinen Thran zu schlürfen.

Wo ist nun endlich der Meister zu finden, der das Gastmahl mit Geschmack und Grazie, mit Berücksichtigung der Persönlichkeiten anordnet? Damen ließen ohne Zweifel leichte Speisen, süßen Wein; starke Trinker verlangen gewürzte Ragouts; Engländer große Fleischmassen und Port- oder Xeroswein; Franzosen kleine Schüsseln, zahlreich und bunt, ein reiches Dessert. Bei einem diplomatischen Mahle sah ich die Tafel zweckmäßig in verschiedenen Gängen aufgetragen und die Dienerschaft schnell abtreten; dann folgte ein behagliches Plaudern, bis ein Zeichen mit der Glocke vom Wirth gegeben wurde, worauf die Thüren sich schnell öffneten, ein Theil der Diener ab- und ein anderer den neuen Gang auftrug, um uns wieder dieselbe ungestörte Freiheit zu lassen. Bei einem Damendiner sah ich auf gleich verständige Weise reich- und buntgefüllte Blumenvasen und Nechaubs mit Silberglocken von zierlicher Arbeit und darunter leichte Fricassées und süße Mehlspeisen; ebenso ein bunt-französisches Dessert mit südlichen und allerlei ganz fremd aussehenden Früchten, Biscuitvasen und Fruchtkörben von Zephyrretten und Grazien getragen. Ein dultiges Gebräu von Champagner und Ananas ward nicht verschmäht; hellbunte Gläser flogen gleich sehnsüchtigen Schmetterlingen an die Rosenlippen.

Nicht minder wichtig ist das Alter, Stand, Geschlecht der besonders zu berücksichtigenden Gäste, denen sich die andern anschließen, weil das Wichtige immer das Herrschende seyn und bleiben wird. Einen neapolitanischen Minister, der dem russischen Gesandten Caviar als etwas ganz Rares in den Hundstagen Neapels vorsetzte, würde ich absetzen, wenn ich der König unter jenem glücklichen Himmelsstrich wäre. Dem Abdul-Hasseim Khan ward während seiner Gesandtschaft in England eine Einladung von einem hochstehenden Beamten. Dieser hatte sich viele Mühe gegeben, Spargel zu verschaffen, denn da es in der Mitte des Winters war, glaubte er seinem Gast eine angenehme Ueberraschung bereitet zu haben. Aber der Khan fragte ihn mit mißvergnügter Stirn: ob er ihn für ein Pferd ansehe, daß er ihm Kraut zum Essen vorsetze? In Italien heilt man den Husten mit Eisessen; in Kopenhagen würde man davon den Keuchhusten bekommen. In Andalusien wirkt die Nahrung des Lappländers, wenn nicht als Arznei, doch als Gift; dieselbe Gabe Opium, die den Pommer tödtet, reizt den Türken zur Exaltation; der starke Liqueur, der den Russen thätig macht, ist dem Spanier tödlich. Im Feldzug von 1813 habe ich von Kirgisen Pilze essen sehen, die wir als giftig erkannten, und Fordyce erzählt, daß er einen Schwarzen gekannt habe, der sich eine Suppe aus Klapperschlangen kochte; der Kopf wurde immer mit seinem Gift in den Topf gethan.

Die Wahl der Gerichte also, die der Gänge, die Reihenfolge der Speisen und Getränke, kurz alle Anordnungen hängen von Umständen ab, und schon Plineda, ein altspanischer berühmter Exeget, behauptet, daß ein Fest nicht durch die Menge der Gerichte, sondern durch die Art, wie selbige genossen werden, seine Bedeutung erhält. Zu denjenigen, die es am besten verstanden, gute Gäste um sich zu vereinen, gehörten der Staatskanzler Fürst Hardenberg und der auch als Dichter bekannte General Steigentesch. Einen deutbrieren Gourmand, ja Gastrosophen als Letztern mag es nicht leicht irgendwo gegeben haben. Komisch und ergötzlich sah es aus, wenn während des Mahles eine Tyrolerin im Eßsaal in einer kleinen krystallenen Maschine Butter machte, damit sich jeder Gast von der Frische der Butter augenscheinlich überzeugen könne. Ich verdarb es einst auf lange Zeit mit ihm, als ich bei einem sogenannten diplomatischen Prodebiner eine Wachtel für eine Leipziger Lerche aß; ein culinarisches Verbrechen, welches er mir verzeihen, aber niemals vergessen hat. Fast eben so empfindlich war er gegen den König von Dänemark, der die Artigkeit hatte, ihn nach Wien eine Probe des weltberühmten Liqueurs zu schicken, den Madame Feuls auf Martinique in unübertroffener Güte fabricirt. Der General fand, daß die Probe keine ächte sey, und war undiplomatisch genug, das nach Kopenhagen zu schreiben. Vielleicht war die Folge davon, daß er nie auf seinen Gesandtschaftsposten dahin zurückkehrte.

Peter der Große machte bekanntlich einen Küchenjungen zum General, Minister und Fürsten. Ludwig XIV. wollte nicht nur einen ehemaligen Koch — Gourville — zum Minister erheben, sondern machte wirklich Jemanden dazu, von dem er weiter *nichts* gehört, als daß er eine neue Sauce erfunden.

Die Markgräfin von Baireuth hält sich in ihren Memoiren darüber auf, daß ein Diplomat ihr eines Tages mit Hülfe von Kompaß, Zirkel und Papier ein Diner beschreibt; sie muß aber am Ende doch zugeben, daß sich derselbe einen brillanteren Ruf an seinem Hof verschaffte durch die Art, wie er **Beefsteak** à **l'anglaise** bereitete, als sich der geschickteste Minister *jemals* erwerben könnte. Sie setzt hinzu, daß sie hiernach begreife, wie es durchaus nöthig sey, ein guter Koch zu seyn, um ein großer Staatsmann zu werden. Wenigstens sind, merkwürdig genug, die ersten und wichtigsten Hofchargen von Küche und Keller genommen. Der Oberhofküchenmeister ist eine bedeutende Excellenz und der Erzmundschenk ein mächtiger König. So schätzten sich der große Condé und der Herzog von Beaufort, die Helden der *Fronde*, zur besonderen Ehre, unter ähnlichen Titeln ihrem König bei *Tisch* aufzuwarten. Ein gleichzeitiger Schriftsteller (Choisy) bemerkt, daß sich Condé dabei eben so groß als auf dem Feld seiner Siege zeigte.

Von Cäsar rühmt es Plutarch ganz besonders, daß er ein Gastmahl so gut zu ordnen verstand als eine Schlacht. Hätte Napoleon das eine so gut verstanden wie das andere, so würde er sich Freunde erworben haben und nicht auf St. Helena gestorben seyn. Sind doch mächtige Reiche durch Gastmähler gestürzt worden! Als Cyrus sich gegen seinen Großvater Astyages auflehnen und den Unterschied seiner Regierung mit der seines Großvaters anschaulich machen wollte, ließ er die Perser am ersten Tage arbeiten und bewirthete sie am zweiten aufs herrlichste, und alle fühlten den Unterschied und wollten alle Tage gut leben. So gewann er das Perserreich. — Das größte Gastmahl aber, was je im Alterthum gegeben wurde, ist, wenn ich nicht irre, das bei der Leichenfeier des Abner, bei welchem Fest nicht nur die Vornehmsten, sondern das ganze Volk eingeladen war, der Vornehmste, nämlich David, allein ausgenommen. Von dem prächtigsten Gastmahl dagegen erzählt Josephus. Der Sohn des Herodes gab bei seines Vaters Tod ein siebentägiges Leichenfest mit solcher Verschwendung, daß er dadurch vom reichsten Erben zum ärmsten Mann in Judäa ward.

Man hat den Einfluß der Nahrungsmittel auf einzelne Individuen wie auf ganze Völker noch nicht hinlänglich untersucht, und doch ist derselbe, und zwar ganz augenscheinlich, von den größten Folgen auf den ganzen thierischen Organismus. Ich weiß nicht, welcher Schriftsteller behauptet hat, daß sich ganze Völker wegen der Verschiedenheit der Saucen hassen. Als der Marquis v. Caracciol, neapolitanischer Gesandter in England, gefragt wurde, wie es ihm in diesem Land gefalle, antwortete er: Wie soll es mir da gefallen, wo es hundert verschiedene Religionssekten und nur eine Sauce gibt? — Gewiß ist doch wohl, daß Tiger-

coteletten einen andern Humor geben werden als ausgekochtes Kalbs- und Hammelfleisch. Dem breiten stämmigen Engländer steht man so gut seine großen saftigen Fleischmassen wie dem zarteren Franzosen die ätherischen Saucen, seinen Ragouts und kleinen Portionen an. Die Holländer würden weniger phlegmatisch seyn, wenn sie nicht so viel eingesalzenes, geborrtes und gepökeltes Fleisch, weniger Fett genössen, welches alles die Verdauung erschwert, also träge macht. Die Lebhaftigkeit des Spaniers erklärt sich zum Theil durch den vielen Gebrauch von Gewürzen und Zwiebeln. Es scheint, daß die alten Deutschen den Magen geradezu für die Integrität des ganzen Individuums ansahen; sie nannten ihre nächsten männlichen und weiblichen Erben Schwert- und Spillmagen; sie handelten Krieg und Frieden, ihre wichtigsten Angelegenheiten bei ihren Gastmählern ab, daher diese niemals nüchtern waren. — Von jeden Gericht ist eigentlich zu verlangen, daß es nahrhaft und leicht verdaulich, daß der Geschmack vollkommen sey. Die Schönheit muß dem Geschmack gleichen, der Geruch endlich sey einladend. Oft muß man sich mit einigen dieser Eigenschaften begnügen. Den Gaumen zu kitzeln, während die Augen beleidigt werden, ist entschieden Barbarei.

Der Einladung zu einem Dilettantenconcert und einem Liebhabertheater muß man noch eine dritte und vierte Plage hinzurechnen, nämlich die zu einer freundschaftlichen Mittagssuppe und zu einem Familienmahl. Sogenannte Hausmannskost ist in der Regel ein plumpes, ungeschicktes Essen ohne Geist und Verstand, ohne System und Ordnung, grob gehandhabt, man steht hungrig davon auf. Shakespeare („Komödie der Irrungen") läßt einen Bedienten sagen:

Willkommen und ein mäßig Mahl gibt frohe Feste;
worauf der Herr sehr verständig antwortet:
Ja für 'nen fix'gen Wirth und für noch karg're Gäste. —

Schon die Athener liebten so wenig wie die Franzosen Familienessen, wo unter dem Vorwand freundschaftlicher Behandlung der Magen mißhandelt wird. Zwei Schriftsteller, zweitausend Jahre von einander entfernt, drücken sich sehr verwandt darüber aus. Boissy in seinem „Dehors trompeurs" hat folgende Stelle:

Le Baron. Nous mangerons ensemble un poulet sans façon,
Et je veux vous donner un diner d'ami —
De Forlis. Non
Je crains ces diners-là, j'aime la bonne chère.
Va, traite-moi plutôt en personne étrangère.

Menander aber sagte:

— — Daß die Güte der Götter
Mich für immer vor einem Familienmahle bewahre!
Trauriger Kreis, wo die Verwandten glänzen,
Wo der Magen leidet, und ernst vereint
Kinder und Enkel, Cousins und Cousinen
Versammelt sind, als wär' es zum Opfer;
Alle leiden gemeinsam am Fasten.
Der Wirth zuerst, mit dem Glas in der Hand,
Erzählt längst vergang'ne bekannte Geschichten,
Das Haus erzittert unter seiner gewaltigen Stimme.
Und seitwärts die Hausfrau, die biedre Matrone,
Wischt im Fischgelenk sich in das ernste Gespräch
Und unterbricht das ohnedies traurige Mahl.
Jedes Gericht erhält seine Beschreibung,
Ihr zur Seite Onkel, Tante und Großmutter;
Und bei jedem Gericht werden die Freuden
Des Lebens strenge getadelt — — —

Ein Besuch bei Rossini.

Herr Lumley, der Direktor des Theaters der Königin in London und der italienischen Oper in Paris, hatte dem Publikum für den kommenden Winter eine großartige Ueberraschung zugedacht. Während der freien Zeit, die ihm der Aufenthalt der Königin Victoria in Schottland gewährte, machte er sich in aller Stille nach Italien auf, um Rossini in Bologna zu besuchen und ihm wo möglich eine neue Oper abzupressen.

In Bologna angekommen, wollte sich der Direktor dem Komponisten vorstellen, ohne ihm vorher seinen Namen sagen zu lassen, aus Furcht, Rossini könnte sein Vorhaben errathen und böse werden. Man wies ihn in ein entlegenes Stadtviertel, wo der berühmte Mann in einem kleinen, ärmlichen Hause wohnen sollte. Eine Dienerin öffnete ihm die Thür und benachrichtigte ihn, Rossini habe so eben seine Siesta beendigt, heute etwas früher als gewöhnlich, was für den Besucher ein sehr glücklicher Zufall sey, „denn" — fügte sie hinzu — „mein Herr läßt sich von Niemanden stören, und ich habe strengen Befehl, ihn niemals aufzuwecken, und wäre es auch der Papst oder der österreichische Kaiser, der ihn sehen wollte."

Mit diesen Worten führte die Dienerin Herrn Lumley in einen bescheidenen Salon, in dem sich unter anderen Möbeln ein Piano befand, das aber, wie es schien, lange nicht mehr geöffnet worden war. Denn es lag dicker Staub auf dem Piano, und die verschiedenartigsten Gegenstände, mit denen es bestellt war, hatten das Ansehen, als seyen sie nach und nach dahin gekommen und hätten da ihren bestimmten Platz.

Rossini lag, behaglich in einem großen Lehnstuhl und spielte mit zwei prächtigen Katzen, einer rothen und einer weißen, die ihm auf Knie und Schulter saßen. Der berühmte Maestro ließ es ziemlich deutlich merken, daß ihn die Störung belästigte und er lieber in seinem Lehnstuhl sitzen geblieben wäre. Doch stand er auf, ließ die eine Katze von den Knieen auf den Boden springen, die andere von der Schulter auf den Vorderarm und sah den Besucher mit jenem fragenden Blick an, der besagte: „Mein Herr, was verschafft mir die Ehre, mit Ihrem Besuche beehrt zu werden?" Die Frage kreuzte sich mit der Antwort: „Ich bin Lumley." — „Lumley?" sagte Rossini und sah zur Decke auf, „Lumley? Ich bitte Sie sehr um Entschuldigung, aber ich muß gestehen, daß ich mich Ihrer Person durchaus nicht erinnere. Ihr Name ist mir völlig unbekannt." Das war ein böses Wort; nicht sowol, weil es die Eigenliebe des Besuchers verletzte, als weil daraus hervorging, wie sehr Rossini der musikalischen Welt entfremdet war.

„Sie sind Engländer?" fragte er barsch.

„Ja, mein Herr. Sollte diese Eigenschaft in Ihren Augen eine schlechte Empfehlung seyn?"

„O nein, das eben nicht. Die Engländer sind zwar sehr neugierige und manchmal indiskrete Nesende; aber sie haben auch ihr Gutes. Sie sind unerschreckene Seeleute und geschickte Angler. Können Sie fischen, mein Herr? Ich für mein Theil thue nichts weiter, und Sie sollen mir sehr willkommen seyn, wenn sich Ihr Besuch aufs Fischefangen bezieht."

„So ist es", antwortete Herr Lumley lächelnd, „ich komme eben um Ihnen einen neuen Angelhaken anzubieten, der, hoffe ich, Ihren Beifall haben soll." Und aus seiner Tasche ein großes Portefeuille ziehend, zeigte er dem verblüfften Komponisten ein ganzes Buch voll Banknoten.

„Was soll das heißen?" fragte Rossini ärgerlich.

„Das bedeutet, daß ich Direktor der Pariser und Londoner italienischen Oper bin, und daß ich mit diesem Haken eine Partitur angeln will. Ich biete Ihnen hiermit hunderttausend Francs in Banknoten als vorläufige Prämie an, wenn Sie mir binnen zwei Monaten eine Oper schreiben, die kommenden Winter in Paris aufgeführt wird."

„Hunderttausend Francs!" wiederholte Rossini und zog ein Gesicht dazu, fast wie ein schnalzender Gourmand. „Oder," meynte Lumley, „sollten Sie lieber Gold wollen?" — „Keines-

weges; ich habe alle Achtung vor dem englischen Papiergeld und meyne, es sey werth, daß jeder anständige Mann es hochschätzt." — „Also, Sie nehmen mein Anerbieten an?" rief Lumley mit unverhohlener Freude. — „Gott behüte, das nicht. Fort möcht' ich lieber böse werden; denn es schickt sich nicht, so hier hereinzustürmen und die Ruhe eines alten Kerls zu stören, der nichts wünscht, als daß man ihn in Frieden und nach seiner Bequemlichkeit soll leben lassen. Aber sagt einmal, ist denn Noth am Komponisten, daß Ihr mich hier in meinem Winkel aufsucht? Es sind keine neue aufgestanden, he? und die alten, was ist aus denen geworden? Da war, wenn ich mich recht besinne, ein gewisser Meyerbeer, ein Preuße, glaube ich, und dann ein gewisser Auber, nicht wahr? und noch ein halb Dutzend andere, die ihre Sache gar nicht schlecht machten. Sie haben's also auch aufgegeben! das freut mich, und ich mache ihnen mein Kompliment!"

„Keineswegs", antwortete Lumley, „sie komponiren noch und mit vielem Glück." — Und der geschickte Diplomat erzählte nun mit Wärme von Meyerbeer's und Auber's neuesten Erfolgen, um die Eigenliebe und Ruhmsucht des Maestro aufzustacheln. Aber Rossini blieb eben so gleichgültig gegen den verheißenen Ruhm, als er es gegen das Geld geblieben war.

„Es geht nicht," antwortete er, „es geht durchaus nicht. Ich bin dumm geworden; ich habe nicht die geringste musikalische Idee mehr; mein Kopf ist erschöpft. Es thut mir leid, um Ihretwillen, mein braver Herr Lumley, und ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Sie werden zum Essen bei mir bleiben und die Maccaroni von Madame Rossini und einen Fisch, den ich gefangen habe, kosten, und dann glückliche Reise!"

Alle Bemühungen Lumley's, einen anderen Bescheid zu erhalten, blieben fruchtlos. Man muß aber auch nicht glauben, daß Rossini in der That so dumm ist, als er sagt. Seine einzige Dummheit ist die Trägheit, die seinen bekannten Geiz noch zu übertreffen scheint, denn man kann annehmen, daß er sie sich bis jetzt schon an zwei bis drei Millionen Franken hat kosten lassen.

Pot-Pourri.

Ein zoologisches Problem.

Am 3. October wurde der Boa Constrictor im Londoner Zoologischen Garten, nachdem sie mehrere Wochen gefastet hatte, der Tisch zum Souper gedeckt. Der Oberwärter trug ihr ein Paar lebendige Kaninchen auf, breitete zum Schutz gegen die kühle Herbstluft eine große schwere wollene Decke auf den Boden, da es schien, daß der Wärmapparat im Salon der Boa nicht genug heizte, und empfahl sich mit der Bemerkung, der Boa werde es hoffentlich an Nichts mehr fehlen; sie sey gewiß ganz comfortable. In der Nacht erkundigte sich der Wächter noch einmal nach ihrem Befinden, erstaunte aber nicht wenig, als er beim Schein seiner Laterne durch das Fenster des Schlangenpalastes sah, und die beiden Kaninchen wohlgemuth und ungenirt wie in ihrem heimischen Hag umherhüpften, während die Boa so human war, mit der Wolldecke vorlieb zu nehmen, deren einen Zipfel sie bereits glücklich in den Rachen practicirt hatte. Der Nachtwächter klopfte den Oberwächter aus den Federn, dieser flog nach dem Schlangenpalaste, bemerkte jedoch, daß es zu spät sey, die Boa, die im besten Zuge war, auf ihren Irrthum aufmerksam zu machen; denn wie Mr. Mitchel, der Secretär der Zoologischen Gesellschaft glaubt, hat die Verführerin Eva's keinen Gaumen und folglich auch nicht die geringste gastronomische Ausbildung; sie schnappte im Finstern nach ihrem Souper und als sie statt dessen einen weichen Wollenstoff faßte, hielt sie ihn wahrscheinlich für einen Lammsbraten ohne Knochen. Am nächsten Morgen, als der Oberwärter ihr seine Aufwartung machte, sah er die beiden Kaninchen wohl und heiter neben dem Porzellan-Waschbecken der Boa sitzen; sie thaten ganz wie zu Hause und machten, Bart und Schnauze badend, ihre Morgentoilette. Die Boa lag satt und zufrieden auf dem Boden den letzten Zipfel der Decke zwischen den Zähnen. Sie hat ihren Irrthum bis heute nicht bemerkt, obgleich sie an heftigem Durst leidet und ganze Fäßchen Brunnenwasser schlürft; die wollene Decke liegt, sichtbarlich ungefähr in der Mitte ihres langen Leibes; und die medizinische Fakultät ist sehr gespannt darauf, wie sie die trockene Kost verdauen wird!

Das Amten eines Schultheißen.

Ein Schultheiß, dem Ordnung und Ruhe über Alles ging, ließ sich eines Abends, wie gewöhnlich, von seinem Büttel im Wirthshause abholen. Der Büttel mußte dem Schultheißen, wie gewöhnlich, den zu sich genommenen Wein heimtragen helfen. Demnach gingen sie um Mitternacht, wie gewöhnlich, Arm in Arm mit einander durch das Dorf. Plötzlich hörte man aus einer obern Gasse einen Lärm von ledigen Burschen. Darüber war der Schultheiß, wie gewöhnlich, höchlich entrüstet und sprach zum Büttel: „Du, Daniel, jetzt lehnst du mich an dies Mäuerle da hin und guckst derweilen, was die S—kerls da droben für Sachen machen." Gesagt, gethan. Der Büttel kam bald zurück, lehnte den Schultheißen vom Mäuerle wieder weg und erstattete gleich Rapport. Und der Schultheiß sagte im Weitergehen: „Sieh, Daniel, jetzt hab ich, wie gewöhnlich, meine Pflicht gethan und kann ruhig einschlafen."

Folgende Anzeige eines Ehemanns befand sich kürzlich in dem Blatt eines kleinen französischen Departements: „Es war am 5. October dieses Jahrs, daß meine Frau um 8 Uhr Morgens an den Brunnen der Stadt ging, um ein paar Tropfen frisches Wasser zu holen. Als sie daselbst ankam, traf sie einige ab- und zugehende Nachbarinnen, mit denen sie sich in Unterhaltungen einließ. Als sie zurückkam, war es 5 Uhr Abends. Dies zur Nachricht. Jean Gaspar."

Literatur.

* Unter der großen Anzahl von Kalendern, die auch dieses Jahr wieder erschienen sind, verdient **Weber's Volkskalender** für 1852 als einer der ausgezeichnetsten rühmend genannt zu werden. Seit im dritten Jahre seines Erscheinens, ist er Vielen lieb und unentbehrlich geworden, da er nicht das Produkt einer gewöhnlichen buchhändlerischen Spekulation, die gerade mit der Benennung Volksbuch, Volkskalender u. s. w. leider so häufig getrieben wird, ist, sondern wirklich dem ausgesprochenen Zweck vollkommen entspricht. Der Herausgeber übergibt nemlich seinen Volkskalender der Oeffentlichkeit mit dem Wunsche, daß er den Zweck erreichen möge, der bei der Ausarbeitung vor Augen war: **Bildung und Wohlfahrt für Alle, damit die Freiheit im Gesetze ein Allgemeingut werde.** Der Inhalt des vorliegenden Jahrgangs ist wieder außerordentlich mannigfaltig, und an Illustrationen, größtentheils sehr guten Holzschnitten, welche der Verleger eigens für diesen Kalender anfertigen ließ, ist er reicher, als irgend ein anderer seiner deutschen Kollegen. Besonderes Interesse dürften die Abbildungen aus dem Krystallpalast und das „Mißverhältniß bei Brezgel" erregen, so wie eine große Anzahl Portraits von Männern, die der neuesten Geschichte angehören. Der Unterhaltungskalender bringt unter Anderm die „Kinder des Trunkenboldes" als Fortsetzung der Erzählung „Die Flasche" von Naumann, welche gewiß von einem großen Theil unserer Leser mit Spannung erwartet wurde. Als sonst bemerkenswerth heben wir die politischen, naturhistorischen und gemeinnützigen Belehrungen und den Hand- und Hülfskalender hervor.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Jengplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 92.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 20. November.

Romanzero von Heinrich Heine.

(Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1851.)

† Viele werden unstreitig nach dieser neuen Gedichtsammlung von Heinrich Heine greifen, denen sein „Buch der Lieder" bereits länger als zwanzig Jahre manche glückliche Stunde durch reizende Naturschilderung, zaubervolle Märchen, seelenvolle Melancholie und neckende Schelmerei bereitet hat. Wer hätte sich nicht fesseln lassen durch die Gesänge voll Mythen- und Reisedaduft, voll Sonnenglanz der Freude und Thränen der Wehmuth?! Wir haben mit Heinrich Heine „im Traume geweint". Wen hätte das klingende Liebesglühen und der munteren Spott über süßer Lippen bittere Rede nicht erquickt?! Von der Loreley auf sonnvergoldetem Vergeßgipfel wurden nicht bloß die Fischer zwischen den Felsenriffen des Rheins hingerissen; auch mancher Leser sehnte sich mit der Fichte im kalten Norden und der Palme auf brennender Bergwand; auch wir grüßten mit dem Dichter die Meeresstille, die Meeresstöcke; und wer lebensfroh und keck war, wurde es noch mehr, wenn ihn Heine zu der Rose der Rosen im Gewahrsam des wackern Rathskellermeisters zu Bremen führte.

Allein schon in den 1843 erschienenen „Neuen Gedichten" waren neben vielen schönen Gesängen der Mißtaute nicht wenige, die den Genuß der Heine'schen Elegie, seines Witzes und Humors trübten und verdarben. Wir freuten uns noch seines „Wanderns unter mondscheintrunknen Lindenblüthen", sogaen gern seinem Tannhäuser auf dem abenteuervollen Umzuge durch die Welt und lachten, wo er Herwegh's blinden Freiheitsenthusiasmus mit einem Auge bedauerte, mit dem andern verspottete. Mancher Klingenhieb, welcher im „Wintermärchen" den politischen Zuständen Deutschlands galt, traf redlich und scharf: vortrefflich war die Rede an die Mitwölfe im Teutoburger Walde; allein hier waren wir an der Gränze angelangt, die der Dichter, wenn er sein Volk züchtigt, weil er es lieb hat, nicht überschreiten darf. Indem Heine aber eine Hamburger Dirne der verworfensten Sorte zur Schutzgöttin des Vaterlandes macht, werden seine Bilder gemein und wenn er Deutschlands Zukunft in einem — um es grade heraus zu sagen — Nachtstuhle zeigt, so ist das eckelhaft und schändlich zugleich.

Jene Neigung, das Beste, was der Deutsche hat, seine stille Gemüthswelt und seine Zukunftshoffnung mit Schmutz zu bewerfen, bewies, daß das Herz abgestorben sey, und keine Geistesblüthe des Dichters konnten dafür Ersatz gewähren. Jene widrige, aller Poesie entkleidete Lust, nicht am Gespenstischen und Unheimlichen, sondern geradezu am Unflath ist in der vorliegenden Sammlung fast wie im Irrenhause zur Krankheit geworden. Im ganzen „Romanzero" sind vielleicht noch sechs Gedichte, welche dichterischen Adel und klassische Reinheit und Schönheit erfüllt. Alle übrigen sind durch förmliche Unsinnbereit entstellt und besudelt. Zu entschuldigen ist der schon seit vier Jahren am ganzen Körper gelähmte, fast erblindete und unausgesetzt an sein Bett gefesselte Mensch wohl, der den Tod langsamen Schritts auf sich zuschreiten sieht. Es ist sehr erklärlich, daß ihn die trüben, wüsten, fieberhaft verzerrten, die menschenfeindlichen, den Mißmuth und die Verzweiflung hinter gezwungenem Lachen verbergenden Bilder beschleichen: nur kann es dann der Verleger der Gedichte, Julius Campe in Hamburg, nicht verantworten, daß er den früheren, nicht einmal über allen Zweifel erhabenen Ruhm seines Dichters durch diese Krankenstubengesänge und Verwesungslieder — wir wählen noch die mindest abschreckenden Ausdrücke — zu untergraben sucht. Heine's Gemüth ist in diesen Dichtungen schon todt; sein feines Gefühl für das Liebliche, Anmuthige und Zarte ist abgestorben. Nur seine bewegliche Phantasie, welche Orient und Occident, das graue Alterthum und die modernste Gegenwart mit ungemeiner Beweglichkeit ausbreitet, streut noch ihre letzten duftlosen Herbstblumen aus und sein Witz, der früher blitzte, wetterleuchtet nur noch matt am fernen Horizont.

Im „Dichter Firdusi" sammelt Heine noch einmal Alles, was in der Poesie glänzt, blüht und brennt, und Schach Mahomet lohnt dem Verherrlicher seiner Vorfahren mit Kargheit. Als er sein Unrecht erkennt, eilt er dem darbenden Dichter allen Reichthum seines Landes, kostbare Kleider, Elfenbein, Waffen, Schabracken ꝛc. zu senden: nun als die Karawane zum Westthor von Thus, wo Firdusi wohnt, einzieht, zieht durchs Ostthor ein Leichenzug hinaus, um den todten Dichter zu bestatten. Es ist dies wenigstens ein reines, farbenreiches Bild.

Eben so versammelt der Dichter in der „Waldeinsamkeit" noch einmal in ganz anmuthiger Weise Feen, Elfen und Nixen, Wichtelmännchen, Salamander und Alräunchen, um von ihnen als alten Freunden Abschied zu nehmen. Fast alle übrigen Gemälde des „Romanzero" sind aber verzerrt und zur häßlichen Fratze geworden. Oder verdient es einen anderen Ausdruck, wenn in der „Marie Antoinette" die geputzten Hofdamen in strengster Etikette Morgens bei dem Lever der Königin erscheinen, sich bekomplimentiren und beknixen, aber alle ohne den Kopf, den ihnen die Guillotine abgeschlagen hat? Oder ist es nicht widerwärtig, wenn in den „Himmelsbräuten" die Verirrungen der Nonnen und ihr himmlischer Bräutigam in den gemeinsten Ausdrücken der Posse verspottet werden, die wir hier nicht wiederholen können?

Von jeher hat Heinrich Heine viel von sich selbst gesprochen. Während seiner Krankheit thut er's nun in mannigfachen „Lamentationen". Hier erscheint als Motto ein kleines Gedicht, das vielleicht als das beste der ganzen Sammlung gelten darf:

Das Glück ist eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegentheile
Dich liebesteif an's Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Sept sich zu dir an's Bett und strickt.

Der Grundgedanke wiederholt sich ausführlicher und manierirter in „Frau Sorge":

In meines Glückes Sonnenglanz,
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.
Die lieben Freunde liebten mich
Und theilten mit mir brüderlich
Wohl meinen besten Braten
Und meinen letzten Dukaten.

Das Glück ist fort, der Beutel leer,
Und hab' auch keine Freunde mehr;

Erloschen ist der Sonnenglanz,
Zerstoben ist der Mückentanz,
Die Freunde, so wie die Mücke,
Verschwinden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.
Sie trägt eine weiße Unterjack',
Ein schwarzes Mützchen, und schnupft Tabak.
Die Dose knarrt so gräßlich,
Die Alte nickt so häßlich.

Mir träumte manchmal, gekommen sey
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundschaft und der Mückenschwarm —
Da knarrte die Dose — daß Gott erbarm,
Es platzt die Seifenblase —
Die Alte schneuzt die Nase.

Dann aber werden die Dünste und Geschirre der Krankenstube in peinliche, nicht einmal correcte Verse gebracht, so daß man den armen Menschen Heine recht deutlich in seiner Qual und Langeweile und in seinen Versuchen, durch Denken und Dichten die Zeit zu vertreiben, sieht und bemitleidet; nur sollte Gesunden nicht zugemuthet werden, daß sie Magendrücken und Rückenschmerzen, weil sie in Reime gebracht wurden, für poetisch halten sollen. Die wahre Poesie hat es nur mit dem Frischesten und Reinsten zu thun, dessen der Geist in seinen lichtvollsten Momenten fähig ist. Das Gedicht „der Exlebendige" läßt man sich als witzig noch gefallen, wenn Cajsius aus einem Demagogen ein Tyrannenvorlieser geworden ist, um den Feind durch Langeweile zu tödten. Vor dem politischen Ernst besteht dergleichen natürlich nicht. Im unmittelbar folgenden „Erzuchtwächter" ist dann aber so viel Ekelhaftes gesagt, daß man das schöne weiße Papier bedauert, worauf diese Reimereien gedruckt sind.

Jedes zartere, namentlich religiöse Gemüth sey vor den „hebräischen Melodien" trotz einiger schöner Episoden derselben gewarnt. Es ist wahr, die Schilderungen sind vortrefflich, wo sich Jehuda ben Halevy zur Poesie erhebt:

Auch die Kunst der Poesie,
Heitres Wissen, holdes Können,
Welches wir die Dichtkunst heißen,
That sich auf dem Sinn des Knaben.

Und Jehuda ben Halevy
Ward nicht blos ein Schriftgelehrter,
Sondern auch der Dichtkunst Meister,
Sondern auch ein großer Dichter.

Ja, er ward ein großer Dichter,
Stern und Fackel seiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte,
Eine wunderbare, große

Feuersäule des Gesanges,
Die der Schmerzensekaravane
Israels vorangezogen
In der Wüste des Exils.

Rein und wahrhaft, sonder Makel
War sein Lied, wie seine Seele —
Als der Schöpfer sie erschaffen,
Diese Seele, selbstzufrieden

Küsste er die schöne Seele,
Und des Kusses holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch diese Gnade.

Dann aber geräth Heine in eine immer fließende, jüdische Geschwätzigkeit und wir vernehmen wahre Frevelverse gegen Gott und Religion, welche nur Verachtung verdienen. Altehrwürdig rabbinischer Brauch wird mit den leichtfertigsten Dingen der modernen Welt in die wunderlichste Verbindung gebracht und namentlich wird eine Disputation zwischen einem christlichen Mönch und einem Rabbi geschildert, worin, wie zu erwarten stand, Heine den Juden bei weitem würdiger und klüger als den Jünger der römischen Kirche erscheinen läßt. Statt das Große, Erhebende und Versöhnende in den beiden Glaubens-Bekenntnissen wenigstens siegen zu lassen, müssen beide Eifrer sich so gemein herumzanken, daß das endliche Urtheil, daß „Beide stänken", allenfalls als richtig gelten könnte, wenn es selbst nur keine neue Sünde gegen die Aesthetik enthielte!

Schließlich hat Heine ein prosaisches Nachwort hinzugefügt. Er meynt mit Gott und der Welt Frieden machen, Abschied vom Leser nehmen und sich mit dem Grönländer, der im künftigen Leben seine Seehunde wieder zu finden hoffte, des Jenseits getrösten zu müssen. Rechter Ernst ist es dem langjährigen Skeptiker nicht mit dem Glauben an die Unsterblichkeit. Des Spottes kann sich der grau gewordene Schalk nicht entschlagen. Mit Recht wurde bei dieser Versöhnung mit Gott, die jedoch nichts als eine geistreiche Spielerei ist und jedes festen religiösen und philosophischen Grundes entbehrt, an einen Vers von Pfeffel erinnert, der sich auf die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Frankreich nach dem Vernunftsdienst bezieht:

Du lieber Gott darfst wieder seyn,
So sprach der Schaf der Franken;
Schick' flugs ihm ein paar Engelein,
Dich bei ihm zu bedanken.

Einige Stellen des merkwürdigen Nachworts mögen jedoch auch hier Platz finden:

„Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe manchen gekrazt, manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmuth würden sich minder frömmig geberden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daß ich mich solcher angebornen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie ertheilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, daß die Verse brennen, als der Verfasser. Ja, wie mit der Creatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Aergernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch derber. Des gesammte hohe Clerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es giebt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine andern Folterinstrumente zu Gebote als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misere, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindlichsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person seyn, und, um ihn zu manifestiren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott

begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache — so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweiblichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unser Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeldlich in den Korb schiebt. Ein solches schöner Marktknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Daß ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüthe führte, wird jeder fühlende Mensch billigen."

„Ich kann mich in der Politik keines sonderlichen Fortschritts rühmen; ich verharrte bei denselben demokratischen Prinzipien, denen meine frühreife Jugend huldigte und für die ich seitdem immer flammender erglühte. In der Theologie hingegen muß ich mich des Rückschreitens beschuldigen, indem ich, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem persönlichen Gotte, zurückkehrte. Das läßt sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeynende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muß ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schooß geführt. Nein, meine religiösen Ueberzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft. Es war im Mai 1848, an dem Tage, wo ich zum letzten Male ausging, als ich Abschied nahm von den hohen Idolen, die ich angebetet in den Zeiten meines Glücks. Nur mit Mühe schleppte ich mich bis zum Louvre, und ich brach fast zusammen, als ich in den erhabenen Saal trat, wo die hochgebenedeite Göttin der Schönheit, Unsere liebe Frau von Milo, auf ihrem Postamente steht. Zu ihren Füßen lag ich lange und ich weinte so heftig, daß sich dessen ein Stein erbarmen mußte. Auch schaute die Göttin mitleidig auf mich herab, doch zugleich so trostlos als wollte sie sagen: steht Du denn nicht, daß ich keine Arme habe und also nicht helfen kann?" — —

Es ist hier nicht der Ort dieser Beichte die Absolution zu ertheilen, oder ihr dieselbe zu verweigern. Viel wäre daran zu zergliedern und zu erklären. Mag Heine es auf seine Façon versuchen, selig zu werden! Wir hatten es nicht mit dem Menschen Heine zu thun, sondern mit dem Poeten dieses Namens und der hat sich am Ende seiner Laufbahn nicht geläutert, sondern verschlimmert.

Ueber die Giftesser.

Von Dr. J. J. von Tschudi.

Aus der Wiener medizinischen Wochenschrift von Dr. Mittelshofer.

Bei einem in jüngster Zeit vor dem Schwurgericht Cilli verhandelten, in vielen Beziehungen merkwürdigen Vergiftungsprozeß, in welchem die Angeklagte Anna Alexander durch die Geschwornen des ihr zur Last gelegten Verbrechens freigesprochen wurde, kommt unter anderm auch vor, daß drei Entlastungszeugen darüber hatten Aufschluß geben sollen, ob der Lieutenant Matthias Wurzel ein Giftesser war. Dieses Verhältniß wurde nicht aufgeklärt.

Da einem großen Theil des nichtärztlichen Publikums die Giftesser eine unbekannte Erscheinung sind, so glaube ich, es werde nicht ohne Interesse seyn, in diesen Blättern einige nähere Angaben und Beobachtungen darüber mitzutheilen.

In einigen Gegenden Niederösterreichs und der Steiermark, insbesondere in den an Ungarn gränzenden Gebirgsgegenden herrscht vorzüglich unter den Bauern die merkwürdige Gewohnheit, Arsenik zu essen. Sie beziehen ihn unter dem Namen Hebri (Hidri, Hidrich — Hüttenrauch) von herumziehenden Kräutersammlern, Hausierern, die denselben in den ungarischen Glashütten von den Arbeitern kaufen, oder von Viehärzten, Quacksalbern ꝛc.

Die Giftesser haben einen doppelten Zweck bei ihrem gefährlichen Genusse. Einmal um sich ein gesundes, frisches Aussehen und einen gewissen Grad von Wohlbeleibtheit zu verschaffen. Es sind daher sehr häufig Bauernbursche und Dirnen, die zu diesem Mittel greifen, um ein gegenseitiges Wohlgefallen zu erzielen, und es ist in der That merkwürdig, mit welch' günstigem Erfolg sie ihre Absicht erreichen, denn grade die jugendlichen Giftesser zeichnen sich in der Regel durch die blühendste Gesichtsfarbe und durch ein von Gesundheit strotzendes Aeußere aus. Von mehreren mir vorliegenden Beispielen führe ich nur eines an: Eine gesunde, aber magere und blasse Kuhmagd auf einem Bauernhofe, zur Pfarre H . . . . . gehörig, hatte einen Geliebten, den sie durch ein gefälliges Aeußere mehr fesseln wollte; sie griff also zu dem bekannten Mittel und genoß wöchentlich einigemal Arsenik. Der gewünschte Erfolg blieb nicht aus und nach einigen Monaten war sie wohlbeleibt, rothbackig und ganz nach dem Wunsche ihres Liebhabers. Um den Effekt zu steigern, vermehrte sie unvorsichtigerweise die Dosis des Arseniks und wurde ein Opfer ihrer Eitelkeit. Sie starb vergiftet eines schmerzlichen Todes. — Die Zahl der Todesfälle in Folge des zu starken Genusses von Arsenik ist nicht so unbedeutend, besonders unter jüngeren Leuten. Jedem Seelsorger in jenen Gegenden, in denen dieser Mißbrauch herrscht, sind öfter Fälle von solchen Vergiftungen vorgekommen und die Erkundigungen, die ich bei denselben eingezogen habe, liefern sehr eigenthümliche Resultate. Sey es aus Furcht vor dem Gesetz, welches den unbefugten Besitz des Arseniks untersagt, sey es, daß eine innere Stimme es ihnen als Unrecht vorwirft, die Giftesser verheimlichen so viel als möglich den Gebrauch dieses gefährlichen Mittels. Meistens ist es nur der Beichtstuhl oder das Todtenbett, welches den Schleier ihres Geheimnisses lüftet.

Der zweite Zweck, den die Giftesser erreichen wollen, ist, sich wie sie sich ausdrücken, „lüftiger" zu machen, das heißt die Respiration beim Bergsteigen zu erleichtern. Bei jedem weiten Weg, wenn sie bergan steigen müssen, nehmen sie ein kleines Stückchen Arsenik und lassen es so sich allmälig auflösen. Die Wirkung ist überraschend und mit Leichtigkeit ersteigen sie Höhen, die sie sonst nur mit den größten Athmungsbeschwerden erklimmen würden.

Die Dosis Arsenik, mit der die Giftesser beginnen, besteht nach dem Bestandniß einiger derselben in einem linsengroßen Stückchen, also im Gewicht von ungefähr etwas weniger als einem halben Gran. Bei dieser Quantität, die sie wöchentlich einigemal des Morgens nüchtern nehmen, bleiben sie geraume Zeit, um sich daran zu gewöhnen; dann steigen sie vorsichtig progressiv in dem Verhältniß, als die schon angewöhnte Gabe ihre Wirkung versagt. Der Bauer N., zu der Gemeinde A . . . g gehörig, ein sehr rüstiger Sechziger, der sich einer sehr guten Gesundheit erfreut, nimmt gegenwärtig schon auf jede Gabe ein Stückchen im Gewicht von ungefähr vier Gran. Seit mehr als vierzig Jahren übt er die ihm von seinem Vater vererbte Gewohnheit, die auch auf seine Söhne übergehen wird.

Es ist wohl zu berücksichtigen, daß weder bei diesem, noch bei so vielen andern Giftessern die geringste Spur einer Arsenikkachexie zu bemerken ist; daß die Symptome einer chronischen Arsenikvergiftung nie bei Individuen eintreten, welche die Gabe des Giftes zweckmäßig ihrer Constitution und dem Grade der Angewöhnung anpassen, obgleich, wie schon angeführt, die Dosen sehr beträchtlich sind. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, wenn er aus zufälligem Mangel an Arsenik oder sonst irgend einer Ursache sich einige Zeit des Genusses der arsenigen Säure enthält, Krankheitserscheinungen eintreten, welche die größte Aehnlichkeit mit den geringeren Graden der Arsenikvergiftung haben; besonders ein sehr großes Mißbehagen, verbunden mit einem sehr großen Indifferentismus gegen die Umgebungen und Aengstlichkeit für die eigene

Person, verschiedenartige Verdauungsstörungen, Mangel an Eßlust, ein Gefühl steter Ueberladung des Magens in den Frühstunden, Erbrechen von Schleim, bei sehr vermehrter Speichelabsonderung, Brennen vom Magenmund bis zum Schlund, krampfhaftes Zusammenschnüren des Pharynx, Leibschneiden, Verstopfung und besonders Athmungsbeschwerden. Gegen diese Erscheinungen gibt es nur ein, aber schnell heilendes Mittel, die allsbaldige Rückkehr zum Genuß des Arseniks.

Das Giftesser bildet sich nach den genauesten Nachforschungen bei den Bewohnern der hiesigen Gegend nicht zur Leidenschaft aus, wie z. B. das Opiumessen im Orient, das Betelkauen in Indien und Polynesien, das Kokoskauen der Peruaner, sondern es wird nur, einmal angefangen, zum Bedürfniß.

Aehnlich wie der Arsenik wird in einigen Gegenden das Quecksilbersublimat genossen; ich erinnere nur an den bekannten vom englischen Gesandten in der Türkei beglaubigten Fall von einem starken Opiumesser in Brussa, der täglich auch die enorme Quantität von vierzig Gran Sublimat corrosf. mit seinem Opium verzehrte. In den peruanischen Gebirgsgegenden habe ich sehr häufig Sublimatesser getroffen, und noch häufiger ist dieser Gebrauch in Bolivia, wo das Quecksilbersublimat den Indianern auf dem Victualienmarkt verkauft wird.

Ich brauche hier wohl kaum zu bemerken, daß der Gebrauch des Arseniks auch in Wien ein sehr ausgedehnter ist, und zwar unter den Pferdeknechten und besonders den herrschaftlichen Kutschern. Sie streuen ihn, entweder pulverisirt, eine starke Prise auf den Hafer, oder binden ein erbsengroßes Stück in Leinwand und befestigen es an die Stange, wenn das Pferd aufgegaumt wird, wobei sich durch den Speichel der Arsenik allmälig auflöst. Das glänzende, runde, schöne Aussehen der meisten feinen Wagenpferde und besonders das beliebte Schäumen rührt in der Regel von der Arsenikfütterung her (bekanntlich bewirkt der Arsenik eine vermehrte Speichelabsonderung). Sehr allgemein wird in den Gebirgsgegenden von den Knechten, wenn die Pferde schwere Lasten steile Anhöhen hinanziehen müssen, auf die letzte Futterportion eine Dosis Arsenik gestreut *). Diese Praxis wird jahrelang ohne den mindesten Nachtheil ausgeübt; erhält aber ein solches Pferd einen Besitzer, der keinen Arsenik füttert, so fällt es vom Fleisch, verliert seine Munterkeit, wird matt, und selbst das reichlichste Futter ist nicht mehr im Stand, ihm sein früheres Aussehen zu verschaffen. **)

Zur Statistik der Gewitter.

Nach den Untersuchungen, die Arago über die Gefahren des Blitzes für den Menschen angestellt, sind dieselben in Dörfern und überhaupt auf dem Lande viel größer, als innerhalb der Mauern einer Stadt, in welcher Hinsicht die Beobachtungen aller Länder sich vielen Jahren übereinstimmen. In Göttingen sind im Laufe eines halben Jahrhunderts nicht mehr als fünf Menschen vom Blitz erschlagen worden, und in Halle wurde von 1609 bis 1825, also innerhalb zweier Jahrhunderte, nur ein einziger Mensch vom Blitze getroffen. In Paris ist seit einer Reihe von Jahren bei der Polizei keine Meldung von einem dort durch den Blitz tödlich getroffenen Menschen eingegangen. Dagegen sind diese Fälle häufig an ländlichen Ortschaften in der Nähe vorgekommen. In manchen Jahren sind die Blitzschläge viel häufiger als in anderen. Im Jahre 1808 wurde in ganz Frankreich nur ein einziger Mensch durch den Blitz getödtet; 1806 kamen zwei Todesfälle vor, während im Jahre 1819 zwanzig Menschen durch den Blitz erschlagen wurden. Im Jahre 1797 kamen in den Vereinigten Staaten vierundvierzig Fälle mit schweren Beschädigungen vor, worunter 17 getödtete Menschen, und zwar sämmtlich vom Monat Juni bis zum 28. August. Noch muß bemerkt werden, daß, wenn innerhalb der Städte weniger Menschen durch den Blitz getödtet werden, die Zahl der beschädigten Gebäude hier um so größer zu sein pflegt. Am meisten jedoch sind die auf dem Meere befindlichen Fahrzeuge durch den Blitz gefährdet. Hier werden in jedem Jahre sehr bedeutende Havarien und Menschenverluste dadurch herbeigeführt. Es kömmt nicht selten vor, daß Seeschiffe während eines Gewitters in die Luft springen, wenn der Blitz die Pulverkammer getroffen, oder daß sie in den Wellen gänzlich verschwinden. Im Jahre 1789 wurden am Bord des im Hafen von Plymouth liegenden „Cambrian“ durch den Blitz zwei Menschen getödtet und zweiundzwanzig verletzt. Im Jahre 1808 verlor bei Mahon das französische Schiff „Sultan“ sieben Menschen durch den Blitz, während drei Andere schwer verbrannt wurden. Im Jahre 1809 wurden auf diese Weise neun Matrosen am Bord des „Repulse“ erschlagen. Kirchen sind, wegen der Höhe ihrer Thürme, sehr gefährdet während des Gewitters. In der einzigen Nacht vom 14. zum 15. April 1718 wurden in der Bretagne nicht weniger als 24 Kirchen vom Blitze getroffen. Herr Arago erklärt übrigens noch, daß, nach genauen Beobachtungen, die Gewitter in den heißen Monaten verhältnißmäßig nicht so gefährlich sind, als in der kühleren Jahreszeit.

Pot-Pourri.

Eine berühmte Waffensammlung war die des Marschalls Oudinot. Sie wurde kürzlich auf seinem Schloß Jeandheurs versteigert. Ein gleiches Schicksal widerfuhr der Pfeifensammlung des Marschalls, eine der größten in Europa. Sie enthielt alle Arten Tabakspfeifen von den primitiven Fabrikanten aus der ersten Zeit des Rauchens an bis zu den Werken der Vollkommenheit, welche die neueste Pfeifenmacherkunst liefert. Auch viele historisch merkwürdige Exemplare befanden sich darunter. Das interessanteste war die Pfeife, welche Johann Sobiski, dem König von Polen und Mitbefreier Wiens von der Türkenbelagerung, gehörte. Sobiski hatte die Pfeife am Morgen vor der Schlacht bei Wien geraucht und sie später zum Andenken an den denkwürdigen Tag der Stadt Wien geschenkt. Bei dem Einzug der Franzosen in Wien ernannte Napoleon den Marschall Oudinot zum Kommandanten der Stadt, bei welcher Gelegenheit die Pfeife Sobiski's in den Besitz des Marschalls gelangte.

In einem Wirthshause in Wien, in welchem nur gewisse Standeszirkel ihre Spieltische zu halten pflegen, bringt der Wirth ein eigenthümliches Mittel in Anwendung, um störende Gäste, wie er zu sagen pflegt: Ausländer, von seinem Lokale fern zu halten. — Ein solcher gemüthlicher Wiener, der arglosen Sinnes seine Schwelle betritt, empfängt dann zu seiner großen Verwunderung vom Kellner ein zierliches Billet, auf welchem mit goldenen Zügen folgendes gedruckt steht: „Sie werden ersucht, für die Folge das Lokal zu meiden, widrigenfalls Sie sich einer unbedingten Aussetzung aussetzen werden. Der Wirth.“

*) Nicht selten gebrauchen die Pferdehändler, wenn sie ein dämpfiges Pferd auf den Roßmarkt führen, Bierschrote, um ihm „den Dampf zu stillen.“

**) Die Menge von Arsenik, die bei Knechten gefunden wird, ist oft sehr beträchtlich und die Unvorsichtigkeit des Aufbewahrens desselben sehr straßbar.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 93.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 22. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Uhren-Verschwörung in Rom.

Als Sixtus V., der von niederer Abkunft sich zur höchsten Würde der Christenheit geschwungen hatte, den päpstlichen Thron befteig, war durch die römischen Fürsten und die vielen angesehenen in Rom anwesenden Fremden, die sich durch ihren maßlosen Luxus auszeichneten, unter anderm Unfug auch der eingerissen, sich sogar bei gewöhnlichen Promenaden durch eine Menge Pagen, Bedienten, Pikenträger und sonstiges Gefolge aller Art begleiten zu lassen, welche sämmtlich ganz und gar bewaffnet waren. Ja, Einige nahmen deren so viele mit, daß sie eher das Ansehen einer Armee als einer Cskorte hatten. Begegneten sich zwei solcher Trupps, so entstand da, wo ihre Gebieter bequem und wahrscheinlich grüßend an einander vorübergegangen wären, ein unnöthiges Gedränge, wofür der Raum nicht zureichte. Jeder machte sich und seine Rechte geltend, Keiner wollte weichen, bis zuletzt die Macht des Stärkeren den Streit entschied. Es war eine Zeit, in welcher der gordische Knoten Niemanden in Verlegenheit gesetzt haben würde. Folge von allendem aber waren stete Zänkereien und Schlachten, und sicherlich auch stammt von da der fregerische Ausdruck: Rencontre.

Dessen von seiner Vorgängern geduldeten Mißbrauch gestattete Sr. Heiligkeit nicht lange. Eine Maßregel that noth, schon deßhalb, um die Stopfung der Straßen zu verhüten, und der Bürger Sicherheit forderte sie alsbald. An einem Ostertage wurde der Ehrich von St. Pietro durch einen Skandal obiger Art mit Blut gefärbt. Das war zu viel. Noch am selben Tage las man an den Straßenecken eine Verordnung, gemäß welcher jedem fremden Fürsten und jedem römischen Baron bei Todesstrafe verboten wurde, mit mehr als acht Begleitern auszugehen, Feuerwaffen bei sich zu tragen oder ihre Leute tragen zu lassen, vornehmlich Taschenpistolen oder kurze Pistolen, da andere Schießgewehre schon vorher untersagt waren, auch erstreckte sich das Verbot, unter Androhung gleicher Strafe, auf die sogenannten Genuesser Messer und andere derlei Instrumente.

Diese unerwartete Bekanntmachung erregte Spott. — Man lachte, lachte viel, keiner der Lacher aber trieb den Scherz bis zur Verhöhnung, als ein Ereigniß eintrat, welches die Entschiedensten verblüffte.

Don Ranuccio Farnese, der einzige Sohn des Herzogs von Parma, kam nach Rom. Sein Erstes war, sich dem neuen Pontifex zu Füßen zu werfen. Der Kardinal Farnese, sein Oheim, stellte ihn vor, und er wurde in der seinem Rang und Verdienst ziemenden Weise empfangen. Mit Talent begabt, sollte er sich den Italienern einst auf der Kriegeralaufbahn als würdiger Nachfolger seines Vaters zeigen, damals aber war er nur geistreich und unternehmend. Man beeiferte sich, dem muthmaßlichen Erben einer der schönsten Provinzen der Halbinsel Ehren zu erweisen, und der Prinz Cesarini, Abkömmling einer Familie, welche die Wurzel ihres Stammbaumes aus dem Blute des Julius Cäsar herleitete, veranstaltete gleich am selben Abend dem Prinzen zu Ehren ein glänzendes Fest. Dieses neigte sich schon zu Ende, und die Gäste, deren Sinne sich zu umnebeln begannen, lagerten nach antiker Weise erschöpft um den Tisch, als die Rede auf des Papstes neuestes Edikt fiel. Jedermann tadelte es, die Geister erhitzten sich, und Alle behaupteten, der heilige Vater werde nicht wagen, es zu vollziehen. In der Trunkenheit verstieg man sich leicht auf gefährliche Höhen, und es war unter den jungen Thoren von nichts Geringerem die Rede, als daß man dem Gesetze des Papstes öffentlich Hohn sprechen wolle. Don Ranuccio schwieg, überließ es dem Schlafe, die Nachtgedanken seiner Genossen zu verscheuchen, und kehrte nach dem Palaste Farnese zurück. Am folgenden Morgen befragte er seinen Oheim über die Gefahr eines offenen Widerstandes gegen die päpstliche Erklärung und beschloß solchen Widerstand zu wagen, einzig schon, weil es als ein ernstliches Wagniß erschien; demnächst weil er selbst zwar Lehnsmann der Kirche, aber doch Prinz und kein Römer war, weil Sixtus sich doppelt besinnen würde, Hand an ein fast gekröntes Haupt zu legen, und was Alles noch! Mit zwanzig Jahren liebt man Abenteuer, und einen Papst in Verlegenheit zu setzen, ist kein alltägliches Vergnügen. Kurz, zwei Stunden später ersuchte Don Ranuccio den Papst um eine Audienz. Sie wurde ihm bewilligt. Der Prinz beugte dem Brauche gemäß dreimal das Knie und ließ dann mit Geschick seine bis zur Mündung geladenen Pistolen vor dem Papste niederfallen, der sie aufhob. Die Verwegenheit war zu groß. Sie ungestraft lassen, hieß dem Gesetz sein Recht vergeben; eher konnte es zurückgenommen werden. Der Augenblick war feierlich. Bei einem Verbrechen, welches nur den Schuldigen und den Richter zu Zeugen hatte, war Bedenken verzeihlich. Der Papst schwantte nicht. Er schellte, ließ den Sohn des Herzogs von Parma, der sich selbst zum Tode verdammt hatte, gefangen nehmen und alsbald nach der Engelsburg abführen.

Die Sache machte großes Aufsehen. Kaum wagte man, solchen Trotz von der einen Seite und solche Festigkeit von der anderen für möglich zu halten. Die Tischgenossen des vorhergehenden Abends, welche ihre drohenden Plane aufgegeben hatten, mußten erkennen, Trunkenheit habe zu Uebelem verleitet, der darauf folgende Schlaf habe sie besser berathen. Ranuccio hatte seine Plane Niemanden anvertraut, und so konnte sich keiner seiner Freunde das Ereigniß zum Vorwurf machen. Denke man sich aber das Staunen des Kardinals über den Ausgang eines so unerwarteten Verfahrens.

Don Ranuccio Farnese war durch den berühmten Gang nach der Engelsburg geführt worden, vermittelst dessen Alexander VI. die Festung mit dem Vatikan verband. So hatte kein öffentlicher Skandal stattgefunden, und noch war nichts Bestimmtes bekannt. Der Kardinal begab sich nach dem Palast. Er hoffte nicht, doch verzweifelte er auch nicht. Thränen in den Augen stürzte er dem Papst zu Füßen und sprach wechselnd von der Jugend des Prinzen und der Hingebung seines Vaters, der in Flandern für die Zwecke des heiligen Stuhles kämpfte. Ranuccio war seit drei Tagen in Rom; konnte man ihm nicht Unbekanntschaft mit neuen Gesetzen zugeben, von denen unter Sr. Heiligkeit Vorgängern nicht die Rede war? Ueberdies stammte er aus einem Fürstenhause, welches zwar der Kirche lehnspflichtig war, doch im eigenen Interesse der Kirche Schonung forderte, und war Enkel von Alexander Farnese, der unter dem heiligen Namen von Paul III. zu den Nachfolgern St. Peter's gehört hatte.

Die Antwort Sr. Heiligkeit lautete bestimmt genug, um dem Kardinal das Unnütze längerer Bitten zu veranschaulichen. „In einem Schuldigen," sagte er, „darf das Gesetz einzig den Schuldigen erkennen. Vertreter Gottes auf Erden, muß meine Gerech-

tigkeit gleich der seinigen Allen gegenüber dieselbe seyn. Die Ehre des heiligen Stuhles gestattet mir nicht, eine Nachsicht zu üben, welche Schwäche wäre, und lieber möchte ich eine Gewalt, deren ich mich unwürdig zeigte, in andere Hände niederlegen, als ihr nicht bei Allen Achtung verschaffen." Der Kardinal neigte das Haupt und entfernte sich.

Durch neue Bitten bestürmt, ließ der Papst Herrn Angeli, den Gouverneur der Engelsburg, rufen. Es war Zeit, allen neuen Gesuchen Schranken zu setzen. So erhielt jener Befehl, am selben Abend in der letzten Stunde des Tages seinen fürstlichen Gefangenen enthaupten zu lassen; und zwar so bestimmten Befehl, daß er nicht einmal die Möglichkeit eines Aufschubes gestattete. Nach dem Kastell zurückgekehrt, erklärte Angeli dem Prinzen, er habe nur noch zwei Stunden zu leben. Ranuccio sah dem erstaunten Gouverneur ruhig lächelnd ins Gesicht. Zu viel Gründe sprachen für ihn, als daß er glauben konnte, er, der Herzog und Erbe von Parma, sey ernstlich an seinem Leben bedroht. Dennoch machte ihn das unter seinen Augen vorbereitete Schauspiel nachdenklich. Er sah unter dem Fenster jenes Gefängnisses von Minute zu Minute ein Schafot höher emporsteigen, mit schwarzem Tuche behangen, mit Beil und Block versehen. Die Sache erschien ihm nun nicht mehr lächerlich; sein Erstaunen aber verwandelte sich in Schrecken, als ein barmherziger Bruder, der ihm das letzte Abendmahl reichen wollte, mit dem Henker bei ihm eintrat, der ihn um seine letzten Aufträge befragte.

Unterdeß hielt sich der Kardinal Farnese noch nicht für besiegt. Er und sein Freund, der Graf Olivares, Gesandter Sr. Majestät Königs Philipp von Spanien, welcher durch seine Bitten nicht mehr als der Oheim erlangt hatte, beschlossen, durch List zu gewinnen, was man ihren Thränen versagte. Zwei Stunden Zeit blieben noch, nicht zum Erwägen, sondern zum Handeln.

„Ein einziges Mittel liegt in unserer Hand", rief der Kardinal, „wir müssen das Schlagwerk aller Uhren zum Schweigen bringen. Fast unerreichbar, gilt es um so höher. Was Euch anbelangt, so müßt Euch nur, Angeli zu unterhalten."

Se. Eminenz war gefürchtet, und überdies gehörten die Uhren zu seinem Departement. In der bestimmten Stunde unterbrach die Zeit ihren geräuschvollen Lauf, um ihren Flug schweigend fortzusetzen. Nur allein die Uhren von St. Peter und St. Angelo wurden um zwanzig Minuten zurückgestellt. Ihre Nähe machte die gleiche Aenderung nothwendig. Einmal anvertraut und anempfohlen aber, blieb das Geheimniß bewahrt; keiner der dabei mitwirkenden Agenten ließ es nur im leisesten ahnen. Wir haben es schon gesagt, der Kardinal war mächtig.

Im selben Augenblick begab Olivares sich zum Gouverneur der Veste. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß sie nach Wunsch, das heißt zurückgestellt war. Die Hinrichtung sollte nicht öffentlich seyn, aber sein Gesandtschaftspoften öffnete ihm alle Pforten. Furcht und Hoffnung gleichzeitig verrathend, war der Ausdruck seiner Züge ohne Berechnung für den Augenblick wohl geeignet. Schon füllte sich der kleine Platz des Schlosses mit bewaffneten Soldaten und mit Mönchen, welche die erhabenen Gesänge des Dies Irae anstimmten. Nur das Opfer für die Feierlichkeit fehlte. Dieses ihr zu entziehen, war die Aufgabe. Bei Angeli eintretend, hörte der Graf, wie er seine Befehle ertheilte, und es begann eine gleichzeitig wundersame und schreckliche Scene. Der Gesandte Spaniens und des Kardinals kann nur Zeit zu gewinnen, und redete fortgesetzt, während der Gouverneur nichts hören wollte.

„Meine Befehle," entgegnete er, „sind bestimmt. Beim ersten Schlage der Uhr wird Alles vollzogen werden."

„Doch der Papst," entgegnete Olivares, „kann seinen Entschluß ändern. Sein eigenes Interesse und die Menschlichkeit gebieten es ihm."

Ohne weiter Rede zu stehen, ging der Gouverneur vom Fenster nach der Thür seines Kabinets und hatte für nichts Ohr als für die Uhr. Er rief; ein Soldat erschien.

„Ist Alles bereit?"

Alles war es, nur die festgesetzte Zeit ließ auf sich warten, und die Anordner der Hinrichtung warteten, gleich ihrem Vorgesetzten.

„Es ist sonderbar," murmelte der Gouverneur, „ich hätte geneynt . . ."

„Minderes," hob der Graf wiederum an, „wenn Ihr nichts verzögern wollt, so beschleunigt nichts. Zu große Pünktlichkeit könnte schaden."

Doch Monsignore fuhr fort, von der Thür zum Fenster und vom Fenster zur Thür zu gehen, achtete nur auf die immer gleich schweigsam bleibende Uhr, während Olivares alle Möglichkeiten des Gelingens berechnete, die dem Kardinal blieben.

Obwol verzögert, nahte dennoch der verhängnißvolle Augenblick. Der Gouverneur, welcher säumte, hinabzusteigen, erhielt Meldung, daß man seiner harre. Traurig folgte ihm der Graf zum Richtplatz. Noch zehn Minuten, und es war um Ranuccio geschehen.

Unterdeß begab der Kardinal sich zum Papst. Dieser zog bei seinem Eintritt eine kleine Uhr aus der Tasche, die er nie von sich ließ. Freude schien aus seinen Augen zu leuchten. Ranuccio war hingerichtet, mindestens nach dem Zeiger seiner Uhr.

„Was wollt Ihr?" fragte Se. Heiligkeit. — „Den Leib meines Neffen," antwortete der Kardinal, „damit ich ihn nach Parma schicken kann und der Unglückliche mindestens in der Gruft seiner Väter ruhe."

„Ist er als Christ gestorben?" fragte der Eine.

„Wie ein Heiliger," murmelte der Andere, dem die Angst Thränen entlockte, was nichts verdarb.

Da schrieb Sixtus V. die folgenden Worte nieder: „Ordre an unseren Gouverneur der Engelsburg, den Körper des Ranuccio Farnese sogleich den Händen Sr. Eminenz zu übergeben." Er unterzeichnete und gab das Blatt, mit dem päpstlichen Wappen besiegelt, dem Kardinal, der dessen Bestellung übernahm.

An der Palastpforte angelangt, schwang sich dieser, bleich vor Freude und Sorge, auf sein Maulthier, schickte seinen Stallmeister nach Hause und wandte sich allein der Festung zu. Die Thore waren geschlossen. Tiefes Schweigen herrschte rings umher, nur zuweilen trug der Wind einzelne Töne des „De profundis" über die Mauern herüber. Konnte Ranuccio sie noch vernehmen? Die Zugbrücke senkte sich endlich auf den Ruf der Schildwache, und der Kardinal setzte den Fuß auf die Schwelle. Ungeduld und Bangniß, sie zu überschreiten, quälten ihn gleich sehr. War es zu spät, oder krönte Glück seine List? War das Geheimniß bewahrt? Ein Blick konnte ihm Alles sagen, doch er wagte nicht, die Augen zu erheben. Endlich entschloß er sich dazu. Sein Neffe lebte noch. Mit entblößtem Haiß, die Hände gebunden, kniete er vor dem Block zwischen einem Mönch und dem Henker.

Ranuccio betete zu Gott, vor dessen Thron seine Seele und sein Gebet fast gleichzeitig erscheinen sollten. Plötzlich schwegen die Gesänge. Der Kardinal, welcher sich mühte, die ihn noch immer erfüllende Angst zu beherrschen, eilte auf den Gouverneur zu, und seine Blicke und Geberden sprachen besser für ihn, als Worte es vermocht hätten.

„Es ist seine Begnadigung!" rief Olivares auf Ranuccio zeigend. Die Soldaten jubelten Beifall, und der Henker löste schon die Bande von den jungen Mannes Händen, als ein Zeichen des Monsignore Angeli Einhalt gebot. In der That las der Gouverneur die Botschaft zögernd, und las sie noch einmal, ohne die Ausdrücke recht zu verstehen.

„Den Körper des Ranuccio," wiederholte er. „Der Name

des Verurtheilten genügte, weshalb diese Worte: den Körper?" „Was stört Euch?" unterbrach ihn der Kardinal, bleicher als sein Neffe.

„Leset," entgegnete Angeli, Sr. Eminenz das Blatt reichend. „Nur dies?" antwortete dieser, sich zum Lächeln zwingend mit dem Finger nach der Thurmuhr zeigend: „Beachtet die Stunde, noch fehlen fünf Minuten bis zum Augenblick der Hinrichtung, und die Gnade ist mir seit einer Viertelstunde bewilligt!"

Der Gouverneur verbeugte sich. Der Bewels war schlagend.

Don Ranuccio wurde den Händen seiner Retter übergeben. Ein Wagen, mit vier kräftigen Pferden bespannt, wartete zwei Schritte entfernt. Wenige Augenblicke, und der Kardinal und der Prinz jagten auf der Straße nach Parma vorwärts, während in Rom die Uhren aufs beste schlugen und fröhlich schienen, daß sie durch Schweigen ihrem mächtigen Gebieter Sieg errungen hatten. — Wie viel Advokaten sollten in ähnlichen Fällen Gleiches thun!

Der Herr Gouverneur (berichtet der alte Blondel) verwunderte sich zwar etwas, daß die erste Stunde nach der Befreiung seines Gefangenen eben so rasch verlief, als die vorhergehende ihm lang erschienen war, doch mag er dieses Phänomen, welches einzig durch Gegeneinanderrechnung entstand, der vollkommenen Ruhe seines Gewissens bei. Angeli war ein guter Mann (er hatte es bewiesen), und was er für Ranuccio's Begnadigung gehalten hatte, erfreute ihn natürlicherweise wie eine wirkliche Begnadigung. Am folgenden Morgen war der spanische Gesandte der Erste, welcher dem Papste wegen Begnadigung des Gefangenen seine Ehrfurcht bezeugte. Er war vollständig Diplomat und spielte seine Rolle aufs beste, indem er später sagte, er sey der Betrogene seines geistlichen Mitschuldigen. Dadurch täuschte er alle Welt, und er that gut daran. Denn Philipp II., sein Gebieter, der überhaupt nicht viel scherzte, verstand in Angelegenheiten des heiligen Stuhles keinen Spaß, und die Uhren von Madrid sind nicht so gefällig, wie die von Rom. Was den Papst betrifft, so ließ er dem armen Angeli, dessen einziges Verbrechen darin bestand, keine Uhr zu haben, seines Amtes entkleiden und ihn in seiner sonstigen Residenz gefangen setzen; er war der Einzige, der sich der wundersamen Begebenheit nicht freute. Als er es zuerst erfuhr, fand er die Erfindung des Kardinals vortrefflich, beklagte nur, daß er ihm nicht selbst deshalb Glück wünschen könne. Der listige Greis aber, der nicht nach Lob begehrte, verzögerte seine Rückkehr, und das war klug!

So endet eine Erzählung, deren Originalbericht sich im Vatikan befindet.

Der neue französische Kriegsminister

Le Roy de St. Arnaud, dessen Tagesbefehle so viel Aufsehen gemacht und bekanntlich den Duästoren-Antrag hervorgerufen haben, wird in einer biographischen Notiz folgendermaßen geschildert: St. Arnaud trat schon sehr früh in den Kriegsdienst, was ihn jedoch nicht verhinderte, ein sehr liebenswürdiger Cavalier zu werden; er zeichnete sich sogar durch seine gesellschaftlichen Talente aus, sang sehr gut, spielte Clavier und las ausgezeichnet vor. Letzteren Eigenschaften verdankt er auch besonders seine schnelle militärische Carrière. Es soll jedoch keineswegs behauptet werden, daß St. Arnaud kein guter Offizier ist; im Gegentheil, er ist sehr tapfer und sogar ein ausgezeichneter General. Ohne jene gesellschaftlichen Talente aber wäre St. Arnaud (dessen eigentlicher Name, nebenbei gesagt, Le Roy, genannt St. Arnaud, ist) wahrscheinlich schon Schulden halber cassirt worden, als er noch Lieutenant in Bordeaux war. Sein glücklicher Stern wollte jedoch, daß der Marschall Bugeaud, der damals als Brigade-General in der Citadelle von Blaye commandirte, eines jungen, hübschen, liebenswürdigen und mit gesellschaftlichen Talenten begabten jungen Mannes bedurfte. Es war zur Zeit, als die Herzogin von Berry in genannter Citadelle gefangen saß. Dieselbe konnte den Brigade-General Bugeaud nicht ausstehen. Bugeaud schrieb deßhalb nach Bordeaux um einen jungen Offizier, der in der Eigenschaft eines Gesellschafters immer um die Herzogin seyn und dem General alle Worte und Handlungen der gefangenen Prinzessin überbringen könnte. Man antwortete dem General, man habe wohl einen derartigen Offizier, der ziemlich bedeutende musikalische Kenntnisse habe, derselbe stehe aber wegen großer Schulden auf dem Punkte cassirt zu werden. Bugeaud ließ sich dadurch nicht irre machen; er befahl, ihm St. Arnaud zu senden, und verpflichtete sich, demselben gegenüber seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, wenn er eben angedeutete Rolle bei der Herzogin von Berry spielen wolle. Nach der Niederkunft derselben wurde St Arnaud nach Algier gesandt und erhielt eine Hauptmannsstelle in der Fremden-Legion. Später trat er wieder in die regelmäßige Armee ein und wurde, als Bugeaud General-Gouverneur von Algier war, zum Oberstlieutenant ernannt. Damals stand er auf dem Punkte, die Tochter des Marschalls Bugeaud zu heirathen; die Sache zerschlug sich jedoch; man weiß nicht, aus welchen Gründen. St. Arnaud, ein ächter Militär, tapfer, lustig und verschwenderisch, setzte in Afrika sein tolles Leben fort und stand oft auf dem Standpunkte des Lieutenants von Bodenheim. Man wagte jedoch nie gegen ihn einzuschreiten, da er die Geheimnisse der damaligen Zeit genau kannte. Man schätzt die Schulden des Generals auf 50,000 Franken; dennoch besitzt er keinen Sous. Dies sind die Hauptpunkte aus dem Leben des Generals."

Pot-Pourri.

Von Tribuzzi, einem bekannten österreichischen Gourmand aus Triest, erzählt man folgende Anekdote. Er war 1819 in Wien, als er hörte, daß man sich in Venedig genäßigt gesehen, einen unbändig gewordenen Elephanten zu erschießen. Er wußte, daß im Orient Elephantenfüße und Rüssel zu den ausgezeichnetsten Delikatessen gehören. Er bat also schriftlich dringend, man möge Theile von beiden einsalzen, ordnete seine Geschäfte, nahm Courierpferde und reiste nach Venedig. Als er durch die Kärnthnerstraße in Wien fährt, sieht er bei einem Delikatessenhändler eine gewisse lange weiße Wurst hängen, deren Eigenschaften unter den Feinschmeckern berühmt und nach der er längst getrachtet hatte. Aber er hält keine Minute: der Elephant läßt ihm keine Ruhe und doch verfolgt ihn wieder auf der ganzen Reise das Bild dieser seltenen ausländischen Wurst. Sie schwebt seinen Träumen so gut wie der Elephant vor. Endlich in Venedig angekommen, findet er, daß man seine Aufträge verfuscht hat. Nun läßt er den Elephanten ausgraben. Der aber befindet sich schon so sehr in Verwesung, daß sich nichts mehr von ihm genießen läßt. Nun eilte Tribuzzi nach Wien zurück; aber die ersehnte Wurst ist derweilen verzehrt. Dieser Gastronom reiste alle Jahre zur Fasanenzeit nach Steiermark; er genoß am liebsten alles an der Quelle. Von Steiermark ging er durch Savoyen zu den berühmten weißen Trüffeln und von da nach Straßburg zu den Gänselebern. Er nannte das seine Kunstreise.

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!

Von einer stehenden Figur des Berliner Witzes, dem bekannten Banquier Zwickauer, erzählt ein Berliner Blatt folgendes Pröbchen seiner Gewissenhaftigkeit bei ihm ertheilten Aufträgen: Er war von einem Fremde, der in einer benachbarten kleinen Stadt wohnt, ersucht worden, ihm in der Leipziger Straße einige Goldfischchen zu besorgen. Herr Zwickauer geht hin, handelt um den Preis und zieht, als dieser festgestellt ist, einen Probirstein aus der Tasche, auf dem er die Fischchen hin und her reibt. Der Verkäufer ist außer sich über die schlechte Behandlung der zarten Thierchen. Herr Zwickauer sucht ihn aber zu beruhigen durch folgen-

de Worte: „Uech weuß gar nücht, wü Uehnen dieses Manöver befrömden kann. Nücht alles üst Gold, was glänzt. Dü Füsche können doch jeun nachgemacht von Tomback. Vorsücht üst die Mutter der Weußheut!“

Ein höflicher Mann.

Kürzlich wurde in Berlin ein Mann von bewunderungswürdiger Höflichkeit von einem Kaufmanne zu Gast geladen. Als der Weinvorrath erschöpft war, ließ der Wirth durch einen Laufburschen noch einige Flaschen holen, welche merkwürdiger Weise keine Etikette trugen. Nach dem ersten Glase schnitt der Gast ein saures Gesicht und bemühte sich vergeblich, heiterlich zu lächeln. Der Wirth, dies bemerkend, sagte: „Wie mundet Ihnen das Weinchen?“ — Der Andere suchte sich möglichst schonend zu äußern und entgegnete: „Sehr gut! doch dürfte er in Zukunft etwas säuerlich werden.“ Der Wirth kostete selbst und rief: „Der Junge hat wirklichen Essig gebracht.“

Ein deutscher Hutmacher in Newyork hat in seinem Laden die in manchen Verkaufslokalen übliche Inschrift: „Hier wird Alles baar bezahlt“, in folgende nicht unwitzige Form gebracht. Eine Inschrift mit goldenen Buchstaben zeigt nemlich die Frage: Wer steckt „bis über die Ohren“ in Schulden? und darunter die Antwort: „Jeder, der seinen Hut nicht baar bezahlt!“

Elegie

an meinen Freund

Dr. Franz Mühlbauer,

praktischen Arzt.

Gestorben in Augsburg den 4. Juli 1851.

Meran, im September 1851.

Ringe gesmauet von den Bergen, diesen riesigen Gesellen
In dem Lande der Tyroler, wo die dunklen Trauben schwellen,
Das als einen Rosengarten alte deutsche Lieder singen,
Dem die Lüfte von Italien ihre Balsamdüfte bringen,
Wo die schneegekrönten Alpen Königlich die Häupter tragen
Gleich als wollt' das glaubenstreue Land im Himmel Wurzel'n schlagen,
In Meran dem weinesstrau'nen an den Ufern der Passeyer,
Geb' ich einsam, traurig spielend in den Saiten meiner Leyer.
Wehmuth ähnet aus den Saiten, Wehmuth dringt aus meiner Seele,
Denn sie denket, ach! des Freundes, und beklagt, daß er ihr fehle.
Wie die Reben an den Ulmen liebevoll empor sich ranken,
Also an den hohen Bergen klettern aufwärts die Gedanken,
Klettern aufwärts in den Himmel, suchend ob sie dort sich fänden,
Daß durch sie Du möchtest Tröstung dem verwaisten Freunde senden.
„Warum hast Du uns verlassen?“ Sieh! so jammern tausend Arme,
Die des Arztes nun entbehren, der sich ihrer Noth erbarme.
„Warum bist Du ausgezogen?“ Also flüstert's still und leise
In dem Hause Deines Oheims, und die Thräne quillt dem Greise.
„Wohin bist Du denn gezogen, warum muß ich seyn verlassen,
„Die so gern getheilet Glück und Unglück, Lieb' und Hassen,
„Die in ihrem treuen Busen trein Dein Bildniß hat getragen,
„Der bei Deinem Geh'n und Kommen hörbar laut das Herz geschlagen,
„Die mit Dir im heil'gen Bunde hofft' des Lebens Noth zu zwingen,
„Um zuletzt von Dir getragen mich zu Gott empor zu schwingen.“ —

Also klaget eine Seele, kennst Du nicht die süßen Laute,
Nicht die Mahl, die wie auf Felsen einst auf Deine Liebe baute?
Wirst Du mich, den Freund nicht hören, ach! ich wag' es kaum zu fassen,
Wenn nicht jener tiefe Jammer Dein verklärtes Herz getroffen.
Sieh', ich sende meine Boten, die Gedanken Dir hinüber,
Hör' sie liebend an, Du Holder, und bescheide sie, Du Lieber!
Sage ihnen, ist's dort drüben schöner, als in diesen Thalen,
Fandest Du dort mehr der Liebe, und dort weniger der Qualen?
Haben wir Dich hier vertrieben, und was hat Dich denn verdrossen,
Sind wir ganz aus Deinem Herzen, Deinem Geiste ausgeschlossen?
Oder denkst Du wohl noch unser, siehst Du uns're heißen Thränen,
Fühlest Du, wie wir uns alle wieder Dich zu sehen sehnen?
Rings um ist es still geworden, alle meine Sinne lauschen, —
Die Gedanken kehren wieder, ihre Flügel hör' ich rauschen,
O sie bringen Freudenbotschaft und mein Freund hat sie vernommen,
Meldet, wie er euch beschleden, und seyd mir von ihm willkommen.
„Trost und Frieden von dort oben!“ So beginnen sie zu sagen:
„Mich betrüben eure Schmerzen, und mich schmerzen eure Klagen.
Ob ich eurer noch gedenke? Täglich sieh' ich vor dem Throne
Gottes, daß er euch getröste, eure treue Liebe lohne.
Ihr nicht habet mich vertrieben, Gott hat freundlich mich gerufen,
Daß ich selig sey im Himmel, selig an des Thrones Stufen.
Findet ihr's dort unten herrlich, herrlicher noch ist's hier oben,
Mit den sel'gen Geistern allen selber selig Gott zu loben!
Wenn ihr mich auf Erden liebtet, und mich suchtet fest zu halten,
Dank' ich euch für eure Liebe; laßt sie, laßt sie nicht erkalten.
Aber nicht dort unten sollt ihr ewiglich zu wohnen wähnen,
Nach dem Himmel sollt ihr weinen, nach dem Himmel ihr euch sehnen.
Rufet mich nicht dort hinunter, dort ist keine reine Freude.
Denn gepaaret ist auf Erden jede Lust mit einem Leide.
Nur hier oben ist die Liebe nicht gestört von düsterm Hassen
Und es darf die reine Seele reiner Lust sich überlassen.
Wenn dort unten Berg und Thale heiter blüh'n in tausend Düften,
Athmet hier Unsterblichkeit die sel'ge Brust in reinen Lüften.
Saget darum, ihr Gedanken, wenn ihr zu dem Freunde kommet,
Schöne Thäler, schöne Fluren, sind nicht, was dem Geiste frommet.
Sie sind Stufen nur und Treppen, drauf der Fuß behergt soll treten,
Sind nur freie Tempel Gottes, drin den Schöpfer anzubeten.
Saget ihr, die mich geliebt habt, reine Lieb' ist unvergänglich,
Ist sie auf der Erde innig, ist sie hier rein überschwänglich.
Nicht gelöset ist das Bändniß, das mit mir sie wollte schließen,
Denn es mag der Tod nicht trennen, die in Gott sich binden ließen.
Tretet hin zu meinem Oheim, saget ihm, dem lieben Greise,
Daß um seiner Liebe willen Gott von Tag zu Tag ich preise.
Daß ich hier am Throne Gottes ihm bereite eine Stätte,
Daß er nimmer sich nach jener auf der Welt zu sehnen hätte.
Saget ihm, daß ich mit Sehnen freudig hier ihn will erwarten —
In des Himmels Paradiese, in dem ew'gen Rosengarten.
Tretet dann auch zu den Armen, saget: Ich hätte hier gefunden
Menschenhilfe wenig, Gott allein muß läßt gefunden.
Sage, sie sollen nur zum Brunnen, den der Heiland hat erschlossen,
Trinken gehen, dort wird Heil und Segen über sie gegossen.
Saget Allen, die da trauern, daß ich bin hinweggegangen,
Freuen sollen sie sich, freuen, daß ich bin von Gott empfangen.
Saget, daß sie bald zu scheiden, täglich bittend stehen.
Denn es giebt ein ewig herrlich, unaufhörlich Wiedersehen.“
Also sagten die Gedanken, und ich fühlt' ein sanftes Wehen:
Durch die Seele drang ein Echo: „Wiedersehen, Wiedersehen!“

Karl August v. Brentano.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 94.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 26. November.

Die Gefährlichen.

Erzählung von Luise von G.

I. Die Stiftsdame.

Schloß Gerolstein hat eine herrliche Lage; auf luftiger Höhe, zu Füßen den kleinen Fluß und die fruchtbaren Felder, erhebt es sich und überblickt und beherrscht die ganze Umgegend. Ein Lieblings-Aufenthalt des verstorbenen Fürsten, ist das Jagdschloß jetzt nur die Amtswohnung eines Ober-Forstmeisters, der es seit zehn Jahren mit seiner Familie, seinen Untergebenen, seinen Pferden und Hunden bewohnt und belebt.

Heute war es ziemlich stille dort oben, obgleich der schöne Frühlings-Sonntag zu doppelter Lust und Heiterkeit anzuregen schien; aber es war für die Bewohner des Schlosses ein trauriger Gedächtnißtag, der erste Jahrestag des Begräbnisses der Dame des Schlosses, der Frau Ober-Forstmeisterin von Einegg, deren Sarg man damals mit großem Gepränge den steilen Schloßweg hinabgetragen, um ihn auf dem kleinen Dorf-Kirchhof am Ufer des Flusses in die Gruft zu senken.

Einegg hatte zu den seltenen Frauen gehört, von denen man nur Gutes spricht. Mutter von fünf Kindern, hatte sie vier begraben sehen; den zuletzt gestorbenen, den einzigen Sohn, einen schönen achtzehnjährigen Jüngling, der in Folge einer auf der Universität erhaltenen Stichwunde in ihren Armen zu sterben gekommen war, hatte sie nicht lange überlebt. Das letzte noch einzig übrig gebliebene Kind, ein fünfzehnjähriges Mädchen, hatte der Vater nach der Mutter Tode sogleich in eine Pension geschickt. Roswitha fühlte sich aber dort nicht heimisch, sie vermißte die Freiheit ihrer Berge und ihrer Wälder. Die Briefe, die sie an ihren Vater richtete, trugen bei aller Schüchternheit doch das deutliche Gepräge einer entschiedenen Abneigung gegen den Aufenthalt in der Stadt.

Der Ober-Forstmeister hatte heute wieder einen solchen Brief von seinem einzigen Kinde erhalten und beschloß nun endlich, den sehnlichen Wunsch der Tochter zu gewähren und sie nach Verfluß des Jahres ins elterliche Haus zurück zu holen. Er verließ sein Zimmer und schritt durch die hirschgeweih-geschmückten Gänge des Schlosses, um seiner Schwägerin, der Schwester seiner Frau, die seit seiner Verheirathung bei ihm wohnte, seinen Entschluß bekannt zu machen.

Tante Elsbeth, wie man sie gewöhnlich im Schlosse hieß, hielt sich in einem Thurmzimmer des rechten Flügels auf. Dort hatte sie alle ihre mitgebrachten Nippes und Möbel aufgestapelt.

Als ihr Schwager anklopfte, ließ sie ein trockenes Herein vernehmen. Dann, als Fräulein von Löwenstein den Hereintretenden erblickte, erhob sie sich und ging ihm mit förmlicher Höflichkeit, aber ohne alle Freundlichkeit entgegen.

Die Stiftsdame, Fräulein Elisabeth von Löwenstein, zählte nahe an vierzig Jahre. Sie war groß und hager, häßlich und ungraziös, von steifer, anspruchsvoller Haltung. So war sie immer, auch in ihrer allerfrühesten Jugend, gewesen, im vollkommenen Gegensatz zu ihrer verstorbenen Schwester, der Ober-Forstmeisterin, die als vollendetes Bild weiblicher Anmuth gelten konnte.

Einegg ließ sich nie von ihrem steifen Wesen anfechten, er war daran gewöhnt und sprach mit ihr in einem, gewöhnlichen, heiteren, freundlichen Tone, wie mit allen Anderen. Denn seine ursprünglich heitere Natur war durch die Todesfälle in seiner Familie immer nur auf kurze Zeit umwölkt, aber nie vernichtet worden.

Mit klangloser, aber scharfbetonender Stimme sagte das Fräulein zu ihrem Schwager:

Setzen Sie Sich, Einegg; es ist mir sehr lieb, daß Sie mir die seltene Ehre eines Besuches schenken; ich wollte eben zu Ihnen schicken, um Sie um eine Unterredung bitten zu lassen.

Sprechen Sie, Fräulein Schwester, ich bin ganz Ohr, sagte der Ober-Forstmeister, indem er sich neben seine Schwägerin setzte.

Erst ersuche ich, mir mitzutheilen, was Sie zu mir führt.

O, weiter nichts, als daß ich Sie bitten wollte, der Vorsteherin des Instituts, weil Sie ja doch alle diese Korrespondenzen zu besorgen so gütig waren, zu schreiben, daß ich Mita nach Ablauf des Jahres, d. h. in sechs Wochen, abholen würde!

So, so! Herr Schwager, also wirklich! Ich meyne aber, es wäre dem Kinde sehr vortheilhaft, wenn es noch ein Jahr dort bliebe!

Sie fühlt sich aber unglücklich in diesem ewigen Zimmer-Arrest — sie ist ein Waldvogel und soll wiederkehren ins heimische Nest, so lange der Alte noch lebt.

Der Alte?

Nun, bin ich etwa nicht alt, Elisabeth? Sind fünfzig Jahre nicht eine hübsche Zahl?

Wir wollen darüber nicht streiten, und was Mita betrifft, so sind Sie natürlich der Herr. Aber wird dieser Entschluß auch keine Veränderung erleiden, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich im Laufe des nächsten Monats Ihr Haus zu verlassen gedenke?

Für wie lange, liebe Elisabeth?

Für immer! sagte hart, aber ohne ihn anzusehen, das Fräulein. Ich werde in Zukunft auf meinem Stift wohnen.

Elisabeth, machen Sie keine Späße! rief eifrig der Ober-Forstmeister, obgleich er wohl wußte, daß das durchaus nicht die Gewohnheit seiner grämlichen Schwägerin war.

Ich bin in vollem Ernst und unwiderruflich entschlossen.

So hat Sie also Jemand hier beleidigt, oder was ist es? fragte sehr besorgt Herr von Einegg.

Niemand hat mich beleidigt, und die Ursache meines Weggehens Ihnen mitzutheilen, wird meinem Gefühle sehr schwer.

Ueberwinden Sie Sich, liebe Elise, denn ich bin sehr besorgt.

Es ist eigentlich höchst merkwürdig, Herr Schwager, daß Sie nicht selbst die Ursache meiner Entfernung errathen.

Ich habe keine Ahnung.

Dann muß ich es wohl sagen. Der Anstand zwingt mich dazu.

Der Ober-Forstmeister sagte nichts, aber mit weit aufgerissenen Augen betrachtete er sie wie eine Wahnsinnige.

Sie verstehen mich noch immer nicht! O, über diese harthörigen Männer! Nun wohl, begreifen Sie denn nicht, daß es sich nicht schickt, daß ich als eine unverheirathete Dame nun, da das Trauerjahr verflossen, noch länger im Hause eines ledigen Mannes, eines Wittwers verweile — wo nicht einmal kleine Kinder eine Aufsicht nöthig machen, sondern im Gegentheil eine erwachsene Tochter das Hauswesen besorgen kann?

Elisabeth, sind Sie des Teuf...?

Beleidigen Sie mich nicht mit diesen Kraftausdrücken!

Niemand ist ferner davon, Sie zu beleidigen als ich, weil Nie-

mand Sie mehr schätzt als ich; aber wenn ich sehe, wie Sie auf einem Holzwege verrannt sind . . .

Ich kann nicht länger allein bei Ihnen bleiben.

Aber Mita soll ja zurückkommen!

Mita wird sich ohne Zweifel bald vermählen.

Bis Mita sich vermählt, sind wir Beide so alt, daß man uns, ohne was Uebles dabei zu denken, t ête à tête auf einer wüsten Insel aussetzen könnte!

Ueberdies ist mir Mita kein Schutz, sie bedarf dessen selbst noch!

So gewähren Sie ihn ihr, und Sie thut es Ihnen dann en revanche.

Nein, es geht nicht!

Und ich kann Sie nicht missen! Seit dem ersten Wochenbette meiner verstorbenen Annette führen Sie meisterhaft die Zügel des Hauswesen — Annette konnte sich, Dank Ihren häuslichen Talenten, ganz der Pflege und Erziehung ihrer Kinder widmen!

Es freut mich, daß Sie solche Anerkennung für mein Streben haben, aber ich gehe unwiderruflich.

Und nächsten Monat kommt auch der junge Benno, der Sohn meines Jugendfreundes, des Präsidenten v. Harder, hierher; ich kann ihn doch nicht mit Mita allein lassen, wenn ich meine Dienstreise unternehme?

So nehmen Sie eine Haushälterin an!

Sagen Sie, Elise, haben Sie wirklich gar keinen anderen Grund, wegzugehen — als den Anstand?

Auf Ehre nicht, sagte bethenrnd die Dame, indem sie die Hand auf ihre flache Brust legte.

Gibt es gar kein Mittel, Ihr beleidigtes Anstandsgefühl zur Ruhe zu bringen?

Elisabeth trat an den Käfig ihres grauen Papageis und streckte, ohne zu antworten, ihre Finger durch die Stäbe des Gitters.

Elise — hören Sie mich — giebt es wirklich kein Mittel, Sie hier zu behalten?

Sie sah ihn nicht an — mit niedergeschlagenen Augen flüsterte sie: Es giebt keines. Vielleicht könnte es eines geben, aber — es giebt keines.

Der Oberforstmeister wurde abgerufen; als aber der Förster, der ihn zu sprechen verlangt, sich entfernt hatte, dachte er lange über Elisabeth's letzte Worte nach.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Nordpol-Expedition.

Wieder ist eine zur Aufsuchung John Franklins ausgerüstete Expedition unverrichteter Sache zurückgekehrt. Sie ging diesmal von den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus, die auch in dieser Hinsicht einen edlen Wetteifer mit England entwickeln. Ein New-Yorker Blatt berichtet darüber Folgendes: Die „Advance", Kapitän de Haven, ist zurückgekehrt. Ihre Reise war voller Gefahren, Abenteuer und erfolgreich in jeder Beziehung, außer dem großen Hauptzwecke der Expedition. Trotz aller Anstrengungen und Gefahren, welchen die brave Mannschaft der beiden Schiffe ausgesetzt war, ist doch kein Menschenleben dabei verloren. Doch wir wenden uns zur Darstellung der Expedition selbst, aus der unsere Leser am Besten ersehen können, wie wunderbar oft ihr Entkommen, wie groß die Strapazen, aber wie heroisch auch die Ausdauer der wackern Nordlandsfahrer war. Am 26. August fuhr die amerikanische Expedition in den Wellingtonsund, wo sie mit Kapitän Perry und seinen beiden Fahrzeugen „Lady Franklin" und „Sophia" zusammentrafen; etwas später vereinigte sich auch Sir John Roß und Commodore Austin mit ihnen. Am 27. Aug. entdeckte Perry unverkennbare Spuren von Franklins ersten Winterquartieren — drei Gräber mit Bretterdenkmälern, deren Inschriften aus dem April 1846 datirten, zwei der Todten gehörten nach diesen zur Mannschaft des „Erebus", einer zu der des „Terror". Außerdem fand man Fragmente von zerrissenen Segeln, Kleidungsstücken, Tauen und Holzwerk, die alle von einem großen und lange fortgehaltenen Lager auf jener Stelle zeugten, aber keine Anzeichen gaben, die zur Entdeckung der Gesuchten hätten führen oder irgend welche Hoffnung geben können. Am 8. September zwängte die Expedition sich durch das Eis in den Barrow-Kanal, wo sie nur mit Mühe einer totalen Einschließung durch das Eis entgehen konnten. Sie drangen von dort unter steten Gefahren noch weiter westwärts, bis sie am 11. Sept. Griffith's Insel erreichten. Am 13. Sept. wendeten sie ihre Schiffe, da ein weiteres Vordringen fast unmöglich geworden war, wurden jedoch nahe der Mündung des Wellington-Kanals vom Eise eingeschlossen. Durch den nördlichen Eisug wurden sie, ohne sich irgendwie helfen zu können, bis zu 75° 25′ nördl. Breite getrieben und von dort aus wieder in einer südöstlichen Richtung bis in den Lancastersund. Durch die Beengung des Eises wurde das Hinterheil des „Advance" um fast 7 Fuß erhoben, und außerdem so auf die Seite geworfen, daß die Steuerbordseite um 2 Fuß 8 Zoll höher als die Backbordseite stand. In dieser Stellung und mit einigen nur unbedeutenden Veränderungen blieb die „Advance" für fünf Monate, während der Winter mit allen seinen Schrecken die Expedition vernichten zu wollen schien. Die Polarnacht war gekommen und 80 Tage lang erleuchtete kein Sonnenstrahl ihre hoffnungslose Nacht. Das Thermometer (Fahrenheit) stand von 40 — 46 Graden unter dem Gefrierpunkte. Schon am 8. November mußte die „Rescue" verlassen werden, um das Brennmaterial zu sparen. Jeden Augenblick mußten sie gewärtigen, daß das sie umschließende Eis zusammenstoßen und ihr Schiff zu Atomen zerschmettern würde. Nur in vollständigem Anzuge und mit Brodbeuteln auf dem Rücken wagten sie zur Ruhe zu gehen, um so jeden Augenblick bereit zu stehen, auf dem Eise im Sturm und in finsterer Nacht ihre Rettung zu suchen. Alle nöthigen Vorbereitungen waren getroffen, um diesen furchtbaren Versuch zu machen. Schlitten mit Lebensmitteln und allem Andern, was auf einer solchen Eisfahrt von Nutzen sein könnte, standen auf dem Eise, und so sicher glaubten sie bei zwei verschiedenen Gelegenheiten die furchtbare 90 Meilen lange Reise bis zum Lande antreten zu müssen, daß die Boote heruntergelassen und die Mannschaft auf dem Eise versammelt stand, um die Katastrophe abzuwarten. In derselben Zeit nahm der Scorbut einen epidemischen Charakter an und wurde um so drohender, als alle gewöhnlichen Mittel zur Einhaltung desselben fehlschlugen, bis die ganze Mannschaft mit Ausnahme von Dreien davon ergriffen war. Kapitän de Haven selbst litt am Meisten davon. Durch den fortwährenden Gebrauch von frischem Wasser, das man durch Schmelzen des Eises erhielt, und unausgesetzte, geistige und körperliche Anstrengung wurde glücklicherweise jedem Todesfalle vorgebeugt und nach einiger Zeit die Krankheit durch Anwendung eines aus einer Art Aepfel, Thee und Citronen-Extract zusammengesetzten Getränkes geheilt. Nachdem sie bis in die Baffins-Bay getrieben waren, legte sich das sie umschließende Eis an ein ungeheures Eisfeld an und die Expedition war jetzt in einer Entfernung von 90 Meilen vom Lande in einer unabsehbaren Eisebene eingeklemmt. Die Vorräthe, Materialien, Tauwerk rc. wurden sodann in Schneehäusern geborgen und auf dem Eise ein Lager aufgeschlagen. Die Eisthäuser waren von drei bis acht Fuß dick. Aber diese gefährliche Lage entbehrte trotzdem nicht ihrer anziehenden und verschönernden Seiten. Die Aurora-Parhelia (falsche Sonnen) und das Erscheinen falscher Monde mit dem lebhaftesten Glanze wechselte fortwährend mit einander ab und das Zwielicht, das beim Erscheinen des Tages den nördlichen Horizont streifte, bot an jedem Tage neue Schönheiten dar. Endlich nach mondenlangem Sehnen erschien ihnen Helios' goldenes Antlitz wieder und drei donnernde amerikanische Hurrah's begrüßten seinen Anblick. Sein Einfluß machte sich nach und nach fühl-

bar; anstatt der wachsartigen Complexion, welche in Folge der langen Nächte die Gesichter der Matrosen angenommen hatten, sah man wieder Sommersflecken und gebräunte Stirnen, und bald verschwand auch alle Krankheit. Am 13. Mai wurde die „Rescue“ wieder bemannt. Der Bruch des Eises war plötzlich und gefährlich. Zwanzig Minuten, nachdem zuerst einige Bewegung in das ungeheure Eisfeld gekommen war, sah man, soweit das Auge reichen konnte, nichts als eine Masse ungeheurer Eisschollen, mit denen die Expedition noch ein Mal südwärts getrieben wurde. Ohne irgend welche Unfälle wurden auch die gefährlichen Passagen des Lancasterzundes und der Baffinsbay durchtreuzt und am 10. Juli stießen beide Schiffe unter 65° 30′ noch einmal in die offene See, und damit endigte ihre Gefangenschaft von neun Monaten, während welcher sie 1060 Meilen getrieben wurden. Im Lancasterzund verursachte das Zusammenkrachen der Eisberge und das Rauschen der übereinanderstürzenden Gewässer einen so fürchterlichen Tumult, daß er nach den Beschreibungen der Offiziere und Mannschaft Alles, was sie je gesehen, überbot und das Vernehmen, selbst der lautesten Stimme, unmöglich machte. Kapitän de Haven's erste Sorge nach seiner glücklichen Rettung war, seine Schiffe auszubessern und die Gesundheit und Energie seiner Leute wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke besuchte er Grönland, wo er sich von Neuem ausrüstete. Nach kurzem Aufenthalte begann er noch einmal seine nördliche Fahrt. Am 7. Juli traf er mit einigen Wallfischfahrern zusammen und am 8. Juli passirte er eine ganze Flotte derselben, die bei den Duck Islands vom Eise festgehalten wurde. Am 11. Juli erreichte die Expedition die Baffinsinsel und fuhr zusammen mit dem „Prince Albert“ in die Bai. Der „Prince Albert“ blieb bei ihnen bis zum 3. August, wo derselbe sich nach der südlichen Passage wendete, während der Kapitän de Haven seinen Cours einhielt, bis sie am 8. August abermals von mächtigen Eisbergen umringt waren. Die treibenden Eisschollen brachen die Schanzbekleidung zusammen und bedeckten das ganze Deck. Hier war es, wo die beiden Schiffe ihre Stärke und Ausdauer zu bewähren hatten; von allen Seiten stießen und brachen Eismassen zusammen, und mit ungeheurer Gewalt trieben die Schollen gegen die beiden Fahrzeuge, brachen und stießen abermals gegen dieselben, bis sie zu kleinern Schollen zerbröckelten. Dennoch blieben beide Schiffe zwar nicht ohne Beschädigung, aber doch, ohne daß eine einzige Planke an irgend einem gefährlichen Punkte beschädigt worden wäre; am 19. August befanden sich beide Schiffe wieder in offenem Fahrwasser. Als sie abermals ihre Weiterfahrt im Westen und Norden abgesichtet sahen, wendete Kapitän de Haven seine Schiffe wieder heimwärts, nachdem er und seine braven Kameraden Wagnisse und Strapazen ausgestanden und Schwierigkeiten und Gefahren überwunden hatten, wie sie wohl schwerlich jemals vorgekommen sind. Man vermuthet, daß die englische Expedition in der Nähe von Fort Matyr überwinterte und von da ihre Reise westwärts fortsetzte. Die amerikanische Expedition war deßhalb in einer weit günstigeren Stellung zu weitern Nachforschungen; sie befand sich in einer höhern Breite und die Polyna (offene See:) konnte nicht weit entfernt seyn; aber die unvermeidliche Strömung nach dem Lancasterzunde verhinderte ihr weiteres Vordringen im Frühling, und schnitt damit alle weiteren Aussichten auf Erfolg ab. Bis zum 13. September waren alle Offiziere und Matrosen der Expedition gesund und guten Muthes. In einem schweren Sturme in der Nähe der Neufundlandbank wurde die „Advance“ von ihrer Gefährtin getrennt. Letztere erwartet man jeden Augenblick. Kapitän de Haven bringt mehrere Fragmente aus den Ueberresten von Franklin's Lager, nebst einigen andern Kuriositäten. So endigte diese Expedition, ohne irgend welche befriedigende Entdeckungen über Sir John Franklins Schicksal gemacht zu haben.

Trotzdem, daß jede Hoffnung zur Auffindung der Vermißten verloren scheint, läßt die Menschenfreundlichkeit und Abenteuerlust der Engländer noch nicht nach, dem Verschollenen nachzuspüren. Lieutenant Pim's neueste projektirte Nordpolfahrt fesselt die Aufmerksamkeit des Publikums. Eine engl. Wochenschrift gibt deßhalb folgende Aufschlüsse. Zufolge der interessanten Erzählung über die von der Hudsond-Bay-Kompagnie ausgerüstete Expedition, reiste Hr. John Rae 952 engl. Meilen weit durch Eskregionen, vom großen Bären-See bis an die Küste des Polarmeeres, und leitete seine Nachforschung mit bewundernswerther Geschicklichkeit und unermüdlicher Energie; aber keine Spuren des vermißten Geschwaders wurden entdeckt, und ebenso wenig erlangte man die mindeste Kunde von dem Wege, den Sir J. Franklin eingeschlagen. Gleichwohl lassen die Beobachter neuer Polar-Expeditionen sich durch nichts überzeugen, daß alles fernere Suchen vergeblich ist. Umsonst verfechten die Kapitäns Austin und Ommaney, nach ihrer eigenen Erfahrung, daß die Seelenstimmung in jenen nördlichen Breiten eine so gedrückte ist, daß keine noch so große Lebendigkeit des Geistes oder Kräftigkeit der Konstitution einem aus Süden gekommenen Menschen einen längeren Aufenthalt dort möglich macht. Man will Männern von Talent und Erfahrung nicht glauben, daß die im Jahre 1846/47 am Kap Riley gefundenen Spuren von Gräbern dort bestatteter Seelente nur ein Beweis sind, daß der „Erebus“ und der „Terror“ auf ihrer versuchten Heimfahrt dieses Vorgebirg berührten. Man will die Schlußfolgerung nicht zugeben, daß Sir J. Franklin, nachdem er sein Geschwader den Strapazen, Gefahren und dem niederdrückenden Einfluß eines zweijährigen Aufenthaltes in jenen unwirthlichen Gegenden ausgesetzt, natürlich wünschen mußte daßelbe vor weiterer Gefahr zu retten, nachdem während einer so langen Periode seine Bemühungen, die so oft und so vergebens gesuchte offsonder Durchfahrt zu entdecken sich als nutzlos gezeigt. Das Wahrscheinlichste ist eingenommen von der romantischen Vorstellung, daß unter dem Nordpol eine mit ewigem Frühlingssonnenschein gesegnete Oase liege, wo unsere muthigen Landsleute auf Rosenbetten schlafen und goldene Hesperidenäpfel schmausen. Die „geographische Gesellschaft“ und ihr gelehrter Präsident, Sir Roderick Murchison, ermuntern halbwegs diesen abenteuerlichen Glauben, und in der neulichen ersten diesjährigen Sitzung dieser Gesellschaft entwickelt Lieutenant Pim, der unter Kapitän Kellett auf einer wissenschaftlichen Polarfahrt gedient, seinen Plan, (Sir J. Franklins Geschwader an der Küste Sibiriens aufzusuchen. Se ne Ansicht ist: Sir John, nachdem er sich von dem Zauber des polarischen Elysiums losgerissen, suche jetzt tappend seinen Weg durch die unerforschten und öden Wüstenein Nord-Asiens. Lieutenant Pim erbietet sich, unter Mitwirkung der russischen Regierung, die ihm bereits zugesagt ist, über Moskau, Tobolsk, Irkutsk und Jakutsk bis an die Mündung des Kolyma zu reisen, und 10,000 engl. Meilen östlich und westlich von der eisstarrenden Küste Sibiriens zu durchforschen. Wir bewundern den opferfreuden Muth dieses wackern Offiziers, beirachten aber die vorgeschlagene Wanderfahrt als ein Outsrotisches Abenteuer, bei welchem, wie geschickt es auch ennworfen und wie muthvoll es ausgeführt würde, nichts herauskäme als Hoffnungstäuschung, Gefahr und Noth für den Unternehmer und seine Gefährten. Alles, was wir noch gehört, bekräftigt unsern Glauben, daß die vermißten Schiffe auf ihrer Heimath, nachdem sie Kap Riley im Jahre 1847 verlassen, im Eis verunglückt sind.

Ratten- und Eulen-Vergnügungen des Pariser Jockey-Klub's.

Pariser und Londoner Blätter enthalten folgende Schilderung, die keineswegs ganz wahr, möglicher Weise ganz unwahr, vermuthlich aber „Wahrheit und Dichtung“ ist: Die vielbesprochene Schlacht zwischen den beiden Eulen Lord H.'s, „Eisenschnabel“ und „Jung“, einerseits, und 12 Ratten andererseits hat am 28. Okt. um Mitternacht in dem Salon des Jockey-Klubs stattgefunden. Auf den Sieg der Ratten waren im Ganzen Wetten zum Belauf von 1250 Pfd. eingegangen. Lord H. hielt diese Wetten sämtlich zu Gunsten seiner gefiederten Kämpen. Die voll-

kommenste Ordnung herrschte im Salon. Jedem Zuschauer war sein bestimmter Platz von den Kampfrichtern angewiesen, deren Befehlen man sich unbedingt fügte. Lord H. hatte zu seiner Rechten Herrn Mery, den Dichter von Marseille, welcher zwölf der Gelegenheit angemessene Strophen improvisirte, während die kriegerischen Vorbereitungen getroffen wurden. Ungefähr um $11\frac{1}{2}$ Uhr präsentirte Victor Couturier die Ratten. Der große Käfig, in welchem sie sich befanden, wurde auf einen Tisch in der Mitte des Zimmers gestellt. Die Insassen, welche 24 Stunden gefastet hatten, sollten vor den Augen der versammelten Herrschaften gefüttert werden. Das Gericht, welches man gewählt hatte, um ihre Stärke aufrecht zu erhalten und ihre Kampflust zu entflammen, bestand in einer Pastete von Perigord-Trüffeln, die der würdige Nachfolger Vatels, der Koch des Klubs, zubereitet hatte. In drei Minuten war die Delikatesse „besorgt und aufgehoben". Die Ratten verriethen bei dieser Gelegenheit einen so guten Geschmack, wie man ihnen kaum hätte zutrauen sollen. Lord H. hieß hierauf seinen Falkner die Eulen hereinbringen. Hereingebracht wurden die Eulen. „Eisenschnabel" und „Jung" sind in Schottland geboren, auf einem Gute Sr. Herrlichkeit, wo sie zwei Jahre lang einen alten Thurm bewohnten. Dort überraschte sie eines Tages William Perkes, der Falkner, und schlug sie in Bande. Es sind Eulen der größten Art, 2 Fuß hoch, mit unheimlich durchdringenden Augen, einem Gefieder von bunt schattirtem Grau, und Krallen, die sich durch ihre Form, Stärke und Biegsamkeit auszeichnen. Mit dem Schlage Zwölf ward das Signal zum Kampfe gegeben. Victor Couturier ließ hierauf die zwölf Ratten los. Jede derselben hatte vorher ein besonderes Fach des Käfigs eingenommen. Als sie sich nun auf dem Boden des Salons befanden, waren sie, während die Digestion der Trüffeln vor sich ging, gerade im Begriff, über einander herzufallen. Da ließ William Perkes die beiden Eulen los. Ein andächtiges Schweigen herrschte in diesem Augenblicke unter den Zuschauern. Kein Laut war zu vernehmen außer dem schrillen Pfeifen der Ratten und dem Schnabelschlagen der Eulen. „Eisenschnabel" eröffnete die Schlacht, indem er auf „Robert Macaire", sonst auch „der Grieche" genannt, losschlug, ihn beim Beine ergriff und so vollständig zermalmte, wie eine Boa Constrictor ein Kalb. In demselben Augenblicke machte „Jung" dem unglücklichen „Coquerd", sonst auch „Buchhalter" genannt, den Garaus. „Prinz Frech", genannt „Chamonsiki", „Rodilard", genannt „Landstreicher", und „Brisquet", genannt „Knöchelbrecher", stürzten zu gleicher Zeit auf „Jung" los und hängten sich ihm an die Klauen. „Jung" ließ „Rodilard" und „Brisquet" ins Gras beißen, aber „Prinz Frech" erneuerte hartnäckig seinen Angriff auf „Jungs" Hintertheil und zerbrach ihm den Schenkel an zwei Stellen. Mittlerweile hatte „Eisenschnabel" drei Gegner erlegt, nämlich „Voltaire", genannt „Heulerfeind", den tapferen „Matapoil", genannt „Stänker", und „Finsternis", genannt „Pfannkuchenfresser". Doch hatte er in dem Gefechte eine gebrochene Klaue davongetragen. Auf beiden Seiten stand der Kampf nun ziemlich gleich. Die beiden Eulen waren schwer verwundet; allein nur noch fünf mehr oder weniger verletzte Ratten waren am Leben. In diesem Augenblicke hatte das Interesse der Schlacht seinen Höhepunkt erreicht. „Poulastrol", genannt „Verrückenmacher", welcher bisher in einer Ecke gekauert hatte, gleichsam als ob er sich seiner selbst schäme, stürzte plötzlich auf „Jung", warf ihn nieder und riß ihm im eigentlichen Sinne des Wortes die Augen aus. Die Eule stieß einen furchtbaren Schrei aus, riß aber in ihrem Todeskampfe dem „Poulastrol" die Eingeweide aus dem Leibe, und die beiden Kämpfer verbuchten Seite bei Seite in demselben Augenblicke ihr Leben. „Eisenschnabel" stand jetzt ganz allein seinen Feinden „Tourlourou", genannt „Bürstenbinder", dem „Marquis", genannt „Stille Liebe", dem „Pariser", genannt „Knicker", und dem „Prinzen Frech" gegenüber. Letzterer, welcher mehr Trüffeln gefressen hatte, als irgend eine andere Ratte, war über alle Maßen wüthig. Er biß sich in das gesunde Bein „Eisenschnabels" ein und nagte so lange daran, bis dieser alle anderen Ratten getödtet hatte. Von allen den muthigen Kämpfern waren also nur noch die Eule „Eisenschnabel" und die Ratte „Prinz Frech" übrig, beide tödtlich verwundet, kampfunfähig, aber einander wuthfunkelnde Blicke aus den Augen zusendend. Die Kampfrichter erklärten die Schlacht für diesmal als unentschieden, sprachen aber zugleich aus, daß der Eigenthümer des am längsten lebenden Kämpfers den Kampfpreis erhalten solle. Auf diese Ankündigung hin brachte denn Victor Couturier den „Prinzen Frech" sogleich zum Doktor und übergab ihn dessen Pflege, während William Perkes, der Falkner, für die Eule „Eisenschnabel" die nöthige Sorge trug. Die Wettenden auf beiden Seiten sehen jetzt mit gespannter Erwartung dem Ergebniß der Kur entgegen, welche die betreffenden Aerzte mit den verstümmelten Helden anstellen. So weit die Geschichte des Kampfes. Die Schilderung würde einem Eugen Sue keine Schande machen. „Eisenschnabel" ist offenbar das Ideal einer Eule, ein wahrer Eulenspiegel. Ein ernsthaftes englisches Blatt, der „Examiner", benutzt ihn aber auch als Sittenspiegel und bemerkt zu dieser neuen Ilias: „Wir hören oft, wie man mit Ekel und Abscheu von den Rohheiten der Pariser „„Canaille"" spricht; nach dem uns vorliegenden Berichte aber muß man die schlimmste Pariser Canaille, die verwenschlichste und unnatürlichste, in dem aristokratischen Pariser Jockey-Klub suchen. Das Gesetz hat keine Strafe für derartige Grausamkeiten, die Gesellschaft aber sollte sie exemplarisch bestrafen und die Mitglieder des Klubs, in welchem solche Scheußlichkeiten vorkommen, in Verruf erklären. In seinem „„Fortschritt der Grausamkeit"" stellt Hogarth einen Hahnenkampf als eine der ersten Stufen dar. Wie zahm aber ist die Grausamkeit des Hahnenkampfes in Vergleich mit dem teuflischen Kampfe zwischen Thieren verschiedener Art, zwischen braven Vögeln und ekelhaften Ratten! (Mit der sittlichen thierfreundlichen Entrüstung, welche für die „braven Vögel" gegen die „ekelhaften Ratten" Partei nimmt, ist es am Ende doch nicht weit her.) Und die Infamie, eine solche scheußliche Barbarei nach Frankreich eingeführt zu haben, lastet auf einem Engländer, einem englischen Edelmanne, einem dekorirten englischen Edelmanne? Hat Frankreich derartige Lektionen nöthig? Die Schlacht zwischen den Eulen und Ratten ist in Frankreich schon einmal zum Ekel der ganzen Welt aufgeführt worden. Es geschah dies im Jahre 1793. Die Pariser Ratten lassen nicht mit sich spaßen; ihr Name ist Legion; ihre Wildheit ist nur wenig gemildert und braucht nicht durch das Beispiel und die Protektion des aristokratischen Jockey-Klubs von Neuem angestachelt zu werden."

Pot-Pourri.

Originelle Medaillen.

In Lyon kam jüngst der Fall vor, daß ein Gläubiger, welchem ein insolventer Schuldner eine wahrhaft großbritannische Unerschütterlichkeit entgegensetzte, vom Ingrimm übermannt, eine Medaille auf denselben schlagen ließ mit dem Portrait des „Zahlungsverdrigen" und der Aufschrift: „Herr . . . schuldet Herrn . . . die Summe von 7000 Francs seit neun Jahren." Diese Medaillen ließ er auf den Straßen vertheilen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 95.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 29. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Gefährlichen.

Erzählung von Luise von G.

(Fortsetzung.)

II. Eine Verlobung.

Vielleicht könnte es ein Mittel geben, aber es giebt keines! Was sollte das heißen? Sollte meine Fräulein Schwägerin, die Männerfeindin, plötzlich auf ihre alten Tage noch Lust bekommen haben, gnädige Frau genannt zu werden? Es ist nicht anders! Sie will mich unter die Haube bringen! — Einegg schlug ein lautes Gelächter auf. Warum sollte ich ihr den Gefallen nicht thun? Das Hauswesen bleibt dann in seiner unveränderten Ordnung, nur — sagte er, wieder in Lachen ausbrechend, daß ihm Thränen in die Augen traten — nur fürchte ich, ich halte am Hochzeitstage nicht Contenance neben dieser Braut. Und eben wollte er, wie er bei Allem seit dem Tode seiner Frau zu sagen pflegte, hinzusetzen: Wenn Annette das erlebt hätte! als ihm einfiel, daß es doch nicht möglich gewesen, daß die erste Frau einen Zeugen der Hochzeit mit der zweiten abgegeben.

Frisch gewagt ist halb gewonnen, sagte er sarkastisch lächelnd, indem er sich eine Pfeife anzündete, um seinen Freund, den Pfarrer aus dem Dorfe, zu erwarten, der jeden Sonntag mit ihm eine Partie Schach zu spielen kam, und den er zum Vertrauten seines Heirathsplanes zu machen beschloß.

Der Ober-Forstmeister war nicht bester zu bezeichnen, als indem man ihn einen liebenswürdigen Egoisten nannte. Von der philisterhaften Bequemlichkeitsliebe älterer Männer erfüllt, denen jeder Wechsel ein Gräuel ist, entschloß er sich sogar, seiner haßlichen Schwägerin die Hand zu reichen, nur um nicht in ihr die sorgsame, pünktliche und sparsame Hausfrau, die kluge Gesellschafterin, die aufmerksame Pflegerin seiner Tochter zu verlieren.

Wer konnte so wie sie über Mita und seinen ganzen Hausstand zugleich wachen? wer so seine Dienstboten durch unnachsichtige Strenge und nie nachlassende Aufsicht im Zaume halten? wer so vortrefflich seine Lieblingsspeisen ihm in immer anmuthig wechselnder Folge auftischen? Nein, es war klar, Elisabeth durfte nicht gehen, denn, wie schon früher erwähnt, seit beinahe zwanzig Jahren war sie die eigentliche Herrin im Hause, während ihre nun verstorbene Schwester sich nur mit den Kindern beschäftigt hatte.

Am anderen Morgen, nachdem das Kaffeezeug abgetragen, legte der Ober-Forstmeister seine Zeitung hin und sagte, wohrend seine Mundwinkel von einem ungewöhnlichen Zucken befallen wurden:

Elise, heute Nacht ist mir ein Mittel eingefallen, Sie hier zu behalten.

Elisabeth, anstatt ihn anzusehen, bückte sich nach Waldmeister, ihres Schwagers Lieblingshund, und indem sie ihm das braun und weiß gelockte Fell strich, fragte sie ohne ihre gewöhnliche Schärfe: Nun, und das Mittel heißt?

Nun, der Pfarrer traut Sie mit mir. Als Frau von Einegg können Sie doch hier bleiben?

Elisabeth erhob sich. Ihre grauen Augen glänzten und schienen größer als je, ihre ganze Gestalt hatte sich gestreckt und gehoben . . .

Theurer Fabian . . .

Ich bitte Sie um Gotteswillen, liebe Elise, lief der Ober-Forstmeister, indem er sich hinter den Tisch postirte und so ein Bollwerk zwischen sich und der ausgestreckten Hand seiner Schwägerin aufrichtete; ich bitte Sie um Gotteswillen! keine Phrasen, keine süßen Redensarten, dazu sind wir Beide zu alt! Wir wollen uns nicht lächerlich machen. Ich biete Ihnen meine Hand und meinen Namen an, nicht weil ich verliebt bin, denn dieser Firlefanz liegt weit hinter mir, sondern weil ich Sie als Hausfrau, Erzieherin und Freundin schätze — beginnen Sie sich, mit diesen für Sie doch recht ehrenvollen Gefühlen, so werden Sie Frau von Einegg und bleiben hier — genügt Ihnen das aber nicht, und verlangen Sie durchaus Flammenausbrüche einer jugendlichen Leidenschaft — so gehen Sie in Gottes Namen nach Ihrem Stift! Ich kann Ihnen das nicht präsentiren! Ich habe für Sie gethan, was mir möglich ist.

Schmollend wandte sich Elisabeth ab und brummte zwischen den Lippen: Ungelecker Bär! Aber sie besann sich, und wohl den Charakter ihres Schwagers kennend, erwog sie, daß er vielleicht wirklich gethan, was seiner Natur möglich war. Sie bezwang sich also und sagte freundlich, wenn auch innerlich bitterböse über seine ungeschlissene Aufrichtigkeit:

Sie mißverstehen mich, lieber Einegg! Ich verlange von Ihnen keine Leidenschaft. Die Achtung und Freundschaft eines so ausgezeichneten Mannes genügt mir vollkommen, und ich bin bereit, Ihrem und Ihrer Tochter Wohl das Opfer meiner Freiheit zu bringen.

Nun streckte Einegg selbst ihr die Hand entgegen. Topp, Fräulein Schwägerin — liebe Elise, wollt' ich sagen, das war vernünftig gesprochen, und Ihre Freiheit will ich wahrhaftig nicht beschränken — im Gegentheil, Sie sollen unumschränkter und selbstständiger im Hause herrschen als bisher. Ihre Klugheit, Ihre Ordnungsliebe und Ihre Sparsamkeit sind mir die besten Bürgen Ihres vortrefflichen Regimentes.

Sollen wir Karten stechen lassen, um unsere Verlobung Freunden und Bekannten mitzutheilen, oder ziehen Sie die Annonce in einem größeren Journale vor? sagte etwas schüchtern nach einer längeren Pause das Fräulein.

Keines von beiden. Das ist etwas für junge Leute! Nein, nein, wir halten das ganz in der Stille für uns, und wenn Mita zurück ist, lassen wir uns am ersten Sonntage in aller Stille hier oben trauen. Ich will den Bauern in meinen alten Tagen nicht zum Spott dienen!

Elisabeth biß sich auf die Lippen, daß sie blutig wurden, aber sie sagte nichts mehr. Ohne aufzublicken, nahm sie aus dem Schiebfach des Tisches ein Lineal und Bleistift und begann die Seiten ihres neuen Haushaltungsbuches mit großem Geschicke regelrecht zu liniiren. — —

Wochen vergingen, man erwartete schon die Rückkehr der jungen Roswitha, aber der Ober-Forstmeister hatte seiner Schwägerin gegenüber mit keiner Sylbe wieder ihres neuen Verhältnisses erwähnt. Er war vollkommen derselbe gegen sie, wie er seit zwanzig Jahren gewesen, nur daß er sie, statt Fräulein Schwägerin, liebe Elise zu nennen bemüht war.

Elisbeth war tief verdrossen ob dieses Benehmens ihres Bräu-

tigams, aber sie war zu klug, es sich merken zu lassen, was ihr um so eher gelang, da sie trotz seines Stillschweigens über den Punkt ihrer Vermählung dennoch wußte, daß sie bestimmt ganz unbesorgt seyn konnte; und in aller Stille bestellte sie sich nur in der nächsten Stadt ein pomphaftes weiß seidenes Hochzeitskleid und einen Myrtenkranz, der so kolossal war, daß jedem, der ihn sah, auch unwillkürlich einfallen mußte, wie lange diese Myrten Zeit zum Wachsen gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtigall und Schwan.

Le roi est mort — vive le roi! — Die Nachtigall ist todt — es lebe der Schwan!

Jenny Lind, die von den Amerikanern so vergötterte, auf Händen getragene Jenny Lind ist entthront, ihr Stern ist untergegangen. Eine neue Sonne strahlt am Horizonte der Vereinigten Staaten, ihr beugen sich jetzt alle Kniee, alle Kehlen jauchzen, alle Herzen fliegen ihr zu. Wer spricht noch von der Nachtigall, wer gedenkt noch ihres schmelzenden Flötens, wer ihrer krystallnen Glockenlaute? Ihre Triller sind verhallt und mit ihnen ist die Erinnerung geschwunden an sie und an die funfzehntausend Francs-Concerte und die fünfundzwanzig Francs-Plätze; — sie ist gegangen und eine Andere steht Amerika zu ihren Füßen, einer Andern gelten nun die glühenden Ovationen, einer Andern belagern die Enthusiasten die Treppen, in einer Andern Korridors verstecken sie sich und unter den Rädern einer Andern lassen sie sich zerquetschen!

O Unbeständigkeit, o Unkanbarkeit, Dein Name ist Yankee! Miß Catharina Hayes, so lautet der Name der furchtbaren, glücklichen Nebenbuhlerin und grün Erin ist ihr Vaterland. Die Skala und einige andere Theater Italiens und in den letzten drei Jahren auch London hatten das Glück, die himmlische Sängerin zu vernehmen. Hier hüteten sich die Herren Rezensenten gar wohl vor einem ungünstigen Urtheil, da die ein- bis zweihundert Herausforderungen, wie sie auf eine etwas scharfe Kritik sofort aus Irland einliefen, grade nicht zu den angenehmen Dingen gehören. Ist es doch dem Dichter Thackeray schlimm genug ergangen, daß er in seinem Romane Pendennis eine Gistmischerin mit Namen Hayes vor etwa dreihundert Jahren hat hinrichten lassen. Auf die Denunciation eines irländischen Blattes bildeten sich nämlich in allen Städten Irlands Vereine unter den jungen Leuten mit der Tendenz, den Dichter, weil er durch sein Buch boshafter Weise und ächt sagenisch den Ruf der unsterblichen Sängerin habe untergraben wollen, so lange herauszufordern, bis er mit seinem Blute den Schimpf, den er der Sängerin angethan, abgewaschen hat.

Dies also ist das neue Gestirn, das Jenny vollständig verdunkelt; schon findet Jeder den Namen Hayes weit harmonischer als Lind, und Jenny ist natürlich der vulgärste Name von der Welt, während Catharina tausend Schönheiten enthält. Uebrigens ist die Lind bloß eine Nachtigall, während Miß Hayes ein Schwan ist. Es sind ihre musikalischen Mitbürger, die sie so getauft haben, und dieser Name wird ihr auch bleiben. Und warum sollte die schwedische Nachtigall dem irländischen Schwane nicht die Siegespalme überlassen müssen. Ist der Ruf des Schwans unter den Singvögeln nicht ein so ausgemachter, wie der mancher Minister unter den Staatsmännern?

Wie das aber so gekommen? — Wir wollen es nach zuverlässigen Quellen zu berichten versuchen.

Im Laufe des vorigen Sommers begannen sich plötzlich tausenderlei Gerüchte über den irländischen Schwan in den Vereinigten Staaten zu verbreiten. Man hat einmal ein Paar Worte fallen lassen, dann ist man darauf zurückgekommen, später hat man Biographien veröffentlicht, endlich hat man ihr Bildniß verkauft und sofort angekündigt, daß der ganze Porträtvorrath an Einem Tage vergriffen worden sey. Darauf hat der Schwan, der ein gut unterrichteter Vogel zu seyn scheint, durch einen gewissen Braham, der wohl den Bareme der Lind aufwiegt, in einem geschmackvollen New-Yorker Journal erzählen lassen, sie werde vor Sehnsucht die Vereinigten Staaten zu sehen, die sie für das schönste Land der Welt halte, wie die Amerikaner für das größte Volk. Ferner hat sich Miß Catharina, in ihrer Leidenschaft für die Vereinigten Staaten, alle Amerikaner, die zur Industrie-Ausstellung kamen, vorstellen lassen und mit ihnen vom Niagarafall, von der Riesenhöhle zu Kentucky, der herrlichen Bay von New-York und tausend anderen amerikanischen Schönheiten gesprochen und vor dem entzückten Herren nicht die Linda di Chamounl, auch nicht die irländischen Balladen von Cronch, sondern den „Fremdenführer in New-York" recitirt.

Man zögerte nun nicht, die Sängerin in New-York als die gebildetste und geistreichste Künstlerin von der Welt darzustellen und wünschte nur, sie möge so viel Stimme als Geist haben. Von allen Seiten wurde nun der Wunsch laut, sie zu sehen, und die Journale wurden die Träger des allgemeinen Verlangens. Man denke sich die Freude, die plötzlich die Nachricht hervorrief, Miß Hayes habe sich, ihrem innerem, stürmischen Drängen nachgebend, am Bord des Pacifique eingeschifft. Wie die Nachtigall hat der Schwan ein Concert, am Bord zu Gunsten der Mannschaft gegeben und wie die Nachtigall hat sie bei der Landung im Hafen von New-York eine ungeheure Menge gefunden, mit Sträußen bewaffnet, Tücher, Hüte und Regenschirme schwingend, und im Chorus die gewaltigsten Ausrufungen von sich gebend. Wie Jenny hat sie nur mit Mühe ihren Wagen erreicht, an den sich wüthende Kunstliebhaber gespannt hatten, und gelangte so ins Hotel, wo eine herrliche Aufnahme ihrer wartete.

Den ganzen Tag lagerte sich eine unendliche Menschenmasse vor ihren Fenstern, sie jeden Augenblick zwingend, auf dem Balkon zu erscheinen und Handküsse hinabzuwerfen. Am Abend beabsichtigte man ihr ein Ständchen zu bringen. Die Freunde der Sängerin thaten alles Mögliche, um's zu verhindern, nichts half, selbst die Vorstellung mißt, daß doch der Schwan gar zu ermüdet von der Reise sey, bis endlich einer auf den glücklichen Einfall kam, daß man den Sonntag, ein solcher war es grade, als den Tag des Herrn nicht entweihen dürfe. Das half und das Concert wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß die Journalisten nun um ihre Wohnung Wache standen, um die geringste ihrer Bewegungen aufzuzeichnen. Sie führten Buch über ihren Aus- und Eingang, — sie ist in der Oper gewesen, hat ein solches Kleid angehabt, war so und so frisirt, hat bei der und der Stelle applaudirt, hat unter einem solchen Hut und unter einem solchen Schleier ihre großen Augen, ihre zierliche Gestalt, ihr Ebenholzhaar verborgen. Nach der Oper ist der Schwan in's Hotel zurückgekehrt, um bei dem Beginn des Ständchens gegenwärtig zu seyn.

Die Serenade begann, noch zahlreicher begleitet, noch großartiger bestellt, als die der Nachtigall; und o Wunder, dieselbe philharmonische Gesellschaft, die damals so oft Broadway von dem Namen Jenny Lind hat wiederhallen lassen. Aber man hatte irländische Melodien statt der schwedischen gelernt. Und unter der ungeheuren Schaar derer, die die Musiker begleiteten und so zu sagen, den Troß bildeten, die wüthend applaudirten und bei jedem Stücke stürmische Hurrahs ertönen ließen, bemerkte man, mit Fackeln in den Händen, alle jene Herren, die vor kurzer Zeit so viel Weihrauch vor Jenny verbrannt hatten.

Ja, es ist nur zu wahr — es waren dieselben, die sich damals mit Jenny's Farben geschmückt, die sich zu ihrer Leibwache gemacht, die Tag und Nacht sie umlagert und die Stadt bei ihrer Durchfahrt erleuchtet — sie standen nun ohne Scham und Scheu vor den Fenstern einer Andern, um ihre Fackeln zu schwingen.

Am Morgen nach der Serenade haben die Empfangsfeierlichkeiten begonnen; eine Menge von Leuten hatten flehentlich um die

Ehre, empfangen zu werden, und verkünderten beim Herauskommen, dieser Tag sey der schönste ihres Lebens. Trotz des unaufhörlichen Stromes von Besuchern hat Miß Hayes doch Zeit gefunden, sich ins Bureau des „New-York-Herald" zu begeben, das auch Jenny besucht hatte. Aber Miß Hayes hat sich nicht damit begnügt, blos das Cabinet, den Saal und die Bibliothek der Redaction in Augenschein zu nehmen, sondern sie hat auch die Comptoirs und die Druckerei besucht; sie hat sich die Presse zeigen und ihren Mechanismus erklären lassen, sie hat sich die Presse von oben, von unten, von allen Seiten genau betrachtet, sogar den Druck der Schauspielzettel zu sehen verlangt und sich vollständig von Bewunderung durchdrungen gefühlt. Der Redacteur erklärte natürlich seinerseits, daß Miß Hayes voll Witz, Geist, Geschmack, Grazie, Liebenswürdigkeit sey und bei jedem Worte ausgezeichneten Scharfsinn entfalte; er hat sich auch nicht davon entbinden können, ihr 3—4 Columnen zu widmen, und die Nachtigall, die einst so gepriesene, bekommt keine Zeile mehr. Die Nachtigall hat auf einem Maskenball getanzt — kein Mensch kümmert sich um ihre Toilette und ihre Anbeter, um ihre Contre-Touren. — Noch einmal: Die Nachtigall ist todt — es lebe der Schwan! — Aber auch der Schwan hilft sich; noch ist die Reihe der Singvögel nicht zu Ende, Barnum ist noch voll frischen, kräftigen Lebens und hat noch viele amerikanische Dollars; schon kündigt ein Journal an, daß Madame Sonntag nächstes Jahr nach den Vereinigten Staaten zu kommen gedenkt.

New-York, sonst und jetzt.

Wer zum ersten Male in der neuen Welt diese palastartigen Gebäude, diese breiten Straßen betrachtet, die wie Pulsadern eines lebensfrischen Körpers täglich Hunderttausende geschäftiger Bewohner aus- und einströmen lassen, der wird unwillkürlich daran erinnert, daß noch vor wenig mehr als 200 Jahren kein Europäer diesen jungfräulichen Boden betreten hatte.

Es war kurz nachdem die Niederlande des Tyrannen Philipp von Spanien Joch abgeschüttelt hatten, als Heinrich Hudson, ein geborener Engländer, aber im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie, bei Gelegenheit eines erfolglosen Zuges zur Auffindung einer nördlichen Durchfahrt nach Ostindien, den prachtvollen Strom entdeckte, welcher noch jetzt seinen Namen trägt. Wenige Jahre später wurde der edle Hugo Grotius von seinen undankbaren Landsleuten verfolgt. Seine Anhänger verließen ihr Vaterland und gründeten da, wo der Hudson bei seinem Ausflusse ins Meer die Insel Manhattan bildet, rund um das zur Vertheidigung gegen die Indianer errichtete Fort Manhattan im Jahre 1621 eine neue Ansiedelung, welche sie Neu-Amsterdam nannten. Bald umfaßte die niederländische Kolonie alle Länder zwischen Cap Cod und Cap May; sie behauptete sich in blutigen Kriegen gegen feindliche Indianerstämme und würde wahrscheinlich auch Englands anmaßenden Ansprüchen siegreich widerstanden haben, wenn nicht die Machthaber des Mutterlandes ihren eigenen Ursprung verleugnet und den übrigens tüchtigen Gouverneur Stuyvesant in der unbilligen Verweigerung des Rechtes der Steuerbewilligung an „ein Häufleln unwissender Unterthanen" unterstützt hätten. Diese Unterdrückung verzögerte das Wachsthum der jungen Kolonie, die freieren englischen Nachbarn drängten auf die Holländer ein, die Kriege der Indianer erneuerten sich.

Als nun im Jahre 1664 König Carl II. von England seinen Bruder James, damals Herzog von York und Albany, alles Land zwischen den Flüssen Connecticut und Delaware verlieh und Sir Robert Nichols, als Executor des Herzogs, mit einer Flotte vor Neu-Amsterdam erschien, versuchte Stuyvesand vergebens, seinen Posten zu vertheidigen. Das Volk zog die englischen Freiheiten der holländischen Zwangsherrschaft vor, und Neu-Amsterdam ward von nun an New-York, das am oberen Hudson erbaute Fort Orange ward Albany genannt.

Die Stadt New-York zählte damals wenig mehr als 1000 Einwohner, und 100 Jahre später, als im Jahre 1763 die Abgeordneten von neun Kolonien, zum ersten Continentalkongreße in New-York vereinigt, die berühmte „Erklärung der Rechte" erließen, war die Einwohnerzahl dieser Stadt auf kaum 20,000 Seelen angewachsen. — Nun folgten die Wechselfälle eines mit Erbitterung geführten Krieges, die für die Amerikaner verlorene Schlacht von Long-Island, und die Briten besetzten im Jahre 1776 New-York, um es erst am 25. November 1783 wieder zu räumen. Aber am 30. April 1789 wurde hier erste Präsident der jungen Republik, Vater Washington, zu New-York inauguirt, und schon im Jahre 1800 lebten daselbst 60,000 Menschen. Bald nach dem englischen Kriege stieg die Bevölkerung auf 120,000, betrug im Jahre 1840 über 312,000 und soll jetzt die Zahl von 500,000 Seelen übersteigen, während gleichzeitig die nur durch den Easte-River von New-York getrennte Stadt Brooklyn eine Bevölkerung von beinahe 100,000 Einwohnern zählt und auf die Städte Williamsburg, Jersei City, mit dem die Insel Manhattan umgränzenden zahlreichen kleineren Ortschaften, mindestens eine gleiche Seelenzahl gerechnet werden kann. — Natürlich hat mit der Einwohnerzahl auch die ganze übrige Physiognomie der Stadt New-York sich nach und nach verändert. Die erste Ansiedelung von Neu-Amsterdam bildete sich um das an der Südspitze der Insel, da wo jetzt die Battery und die Castle-Garden sich befinden, erbaute Fort Manhattan. Daher sind noch jetzt viele der Straßen im südlichen Stadttheile enge und winkelig, wenn gleich die große Feuersbrunst des Jahres 1835 in ihren mittelbaren Folgen zur Verschönerung dieses Stadttheiles beigetragen hat. Mit der Ausdehnung der Stadt nach Norden wurden Straßen und Plätze regelmäßiger und in gehöriger Weite angelegt. Jene Feuersbrunst zerstörte viele Privatwohnungen, an deren Stelle Lagerhäuser und Bureaux (Offices) errichtet wurden. Die Bevölkerung der Stadt ist dadurch in dem Maße vorwärts geschoben, daß z. B. derjenige Stadtheil, in welchem das Astor-House liegt, und vor 20 Jahren die fashionabelsten Familien bewohnten, jetzt fast vollkommen dem Geschäftskreise anheimgefallen ist, während sich die vornehme Welt, und nicht blos die sogenannte Cobfish Aristocracy, bis an das nördliche Ende des Broadway zurückgezogen und dort ganze Straßen solider und zum Theil palastartiger Gebäude errichtet hat. Jetzt ist der Stadtbauplan über die ganze, 13½ engl. Meile lange Insel bis zum Harlem-River, der sie vom Festlande trennt, ausgedehnt, und die Nummern der neuen Straßen, welche nicht weit vom Ende des Broadway beginnen, laufen bis 123. Freilich bestehen viele der entfernteren Straßen bis heran nur dem Namen nach.

Englische Pedanterie und Gelehrtenfanatismus.

Unter allen jetzt lebenden Schriftstellern ist nächst Charles Dickens der populärste unstreitig Thackeray. Sein Name ist in England wie in Amerika, Indien und Australien in Jedermanns Mund. Der „Globe" erzählt heute ein eigenthümliches Begebniß, welches dem geistreichen Novellisten in Oxford zugestoßen ist und den Ort nicht übel karakterisirt. Thackeray hat vor einiger Zeit in London und in andern Städten des Vereinigten Königreichs mit großem Beifalle Vorlesungen über die englischen Humoristen gehalten. Er kommt nach Oxford und will dort ein Gleiches thun. Dazu ist aber erforderlich, daß er vorher die Erlaubniß der Universitätsbehörden nachsucht. Bekanntlich bekleidet die erste Würde an der Universität Oxford, die Kanzlerwürde, der Herzog von Wellington. Da der alte Herzog einen großen Theil des Jahres in dem Rauche in London zubringt, und viel mit dem lärmenden Getreibe des Alltaglebens in Verkehr tritt, so sind ihm auch die in der Weltstadt austauchenden volksthümlichen Erscheinungen der Literatur nicht ganz fremd. Unter andern ist auf einem kleinen Bücherbrette in Walmer Castle ein Exemplar der „Snob

Papers“ zu finden. Leider wird der Herzog in Oxford durch seinen Vice-Kanzler den Dr. der Theologie Fr. Ch. Plumptre, vertreten. Diesem also machte Thackeray seine Aufwartung. „Wonit kann ich Ihnen dienen?“ fragte sehr freundlich der akademische Würdenträger. — „Mein Name ist Thackeray.“ — „Das erfahre ich aus dieser Karte.“ — „Ich möchte um die Erlaubniß nachsuchen, hier in Oxford einige Vorlesungen zu halten.“ — „Ah! Sie wollen Vorlesungen halten; mit was für Gegenständen befassen Sie sich, mit religiösen oder politischen?“ — „Mit keinen von beiden; ich bin Belletrist.“ — „Haben Sie schon irgend etwas geschrieben?“ — „Ja, ich bin der Verfasser von „„Vanity Fair““.“ — „Also wohl ein Dissenter? Ich sehe schon, es handelt sich hier um ein Buch in der Manier des John Bunyan.“ — „Das gerade nicht. Außerdem habe ich „„Pendennis““ geschrieben.“ — „Das erste Mal, daß ich von diesen Werken höre! Ohne Zweifel kommt nichts Anstößiges in Ihren Büchern vor!“ — „Auch habe ich Beiträge für „„Punch““ geliefert.“ — „„Punch!““ Davon habe ich gehört. Ist es nicht ein etwas unmoralisches Blatt? . . . Das Ergebniß dieses seltsamen Zwiegespräches zwischen dem Manne der Feder und dem Vorsteher von University College war, daß der Liebling der englischen Lesewelt in seines Nichts durchbohrendem Gefühle aus der Wohnung des furchtbaren Don zu seinem guten Freunde Samuel Wilberforce, dem Bischofe des Sprengels Oxford, schlich, um sich von diesem ein Zeugniß über die Respektabilität seines Charakters ausstellen zu lassen. Mit diesem Papiere in der Hand durfte er denn guten Muthes zum zweiten Male vor Herrn Frederick Charles Plumptre treten, und den Vorlesungen stand nichts weiter im Wege.

Pot-Pourri.

Das „Morgenblatt“ theilt den Freunden der Schweizeralpen die Sage mit, welche sich an den Namen des romantischen, prachtvollen Pilatusberges knüpft, der wie ein vorgeschobener Posten des Hochgebirgs sich über dem blauen Spiegel des Vierwaldstätter Sees erhebt. Es ist der römische Landvogt Pilatus, mit dem die Sage den Namen des Bergs in nächste Verbindung bringt. Sie sagt: nachdem derselbe aus Verzweiflung über die Verurtheilung des Heilandes selbst Hand an sein Leben gelegt, habe dessen Körper nirgends in der Erde Ruhe gefunden. Da habe auf Gottes Befehl Satan ihn auf den Berg getragen und in den einsamen Pilatussee — mehr ein flacher Sumpf als ein See — versenkt. Dort sollen Hirten ihn an Freitagen oft an den Ufern des Sees rastlos haben wandern sehen. Gräßlich ist seine Rache, wenn frevelhafter Muthwille dem nassen Grabe sich zu nahen und z. B. durch Steinwerfen seine Ruhe zu stören sich erfrecht. Dann haben schwarze Nebel aus dem empörten See sich gebildet, seyen in furchtbaren Gewittern mit Donner, Hagel und Blitz hinabgefahren über das Land, während der See selbst über die Ufer getreten und die Stadt Luzern in große Noth gebracht, wie dies am Johannistag 1332 und 1475 der Fall gewesen. Dieser Aberglauben wurzelte so tief und allgemein, daß schon im vierzehnten Jahrhundert von dem Rath in Luzern, wozu man doch immer die klügsten Leute zu wählen pflegt, das Besteigen des Pilatus streng verboten war. Im Jahr 1387 wurden sechs Geistliche aus Schwaben, Zürich, Luzern und Lenzburg vom Rath eingesperrt und mußten Ulysses schwören, weil sie sich auf den Pilatus gewagt, und der Lehenmann auf der Alp im Eigenthal mußte eidlich geloben, den Weg nach dem Pilatussee zu hüten, damit Niemand hinauf gehe. Als der in Luzern sich aufhaltende Herzog Ulrich von Württemberg 1518 den Pilatus besteigen wollte, mußte er um besondere Erlaubniß beim hochweisen Rath einkommen und erhielt einen Stadtknecht mit auf den Weg. Ebenso der berühmte Naturforscher Konrad Geßner im Jahr 1533. Endlich beschloß 1585 ein würdiger und freisinniger Priester, der Stadtpfarrer J. Müller, dem Jahrhunderte alten Aberglauben mit einemmal durch eine entschlossene frische That den Todesstoß zu geben. An einem schönen Sommertag begab er sich mit einem zahlreichen Geleit hinauf an den verschrieenen See, warf nach Herzenslust Steine in denselben mit dem Zuruf: „Pilat, wirf aus den Kath!“ und ließ endlich gar einen Mann durch der Sumpf schreiten, woraus sich klärlich ergab, daß der See nicht wie man glaubte, unergründlich sey. Das Beispiel wirkte. Im Jahr 1594 befahl die Regierung von Luzern, den See abzugraben, der sich indeß nachher wieder sammelte. Der Gespensterglaube aber war ein für allemal ausgetrieben.

Es ist vielerlei und über vielerlei in der Welt geschrieben und allerlei seltsames findet man, wenn man alte Büchersammlungen durchstöbert. So hat sich von einem Juristen Stick eine **Dissertatio de alapis** (Ohrfeige und Maulschelle) vorgefunden, in welcher der weise Mann diese Fünffingerapplikationen in vollkommene und unvollkommene, in patschende und nicht patschende, in ernste und scherzhafte, in strafende und lohnende logisch geordnet hat. Auch stellt er allerhand seltsame Fragen, z. B. „kann eine Hand ohne Finger Ohrfeigen geben? der Vater dem Sohne noch nach dem zwölften Jahr? der Mann der Frau ohne Scheidungsklage?“ Ferner: „ob man sich zu Maulschellen contractmäßig verbinden und das alte Sprichwort: auf eine Lüge eine Maulschelle, praktisch üben dürfe?“ — Die spitzigste Frage, die der württembergische Jurist, dem Sticius ist ein Schwabe, aufstellt, ist wohl die: ob es erlaubt sey, einem hochlöblichen Oberamt oder wohllöblichen Stadtschultheißen, wenn sie 10 Thaler Strafe wegen einer Ohrfeige erkannt haben, noch weitere zehn Thaler hinzulegen und ihnen selbst eine Ohrfeige geben dürfe?“ — Mit großer und breiter Eloquenz bejaht der gelehrte Mann diese Frage.

Skala der Glaubwürdigkeit,

welche die Zeitungen an ihre Berichte anlegen: „Eine große Zeitungsente ist folgende Geschichte — Wohl nur auf einer Mystifikation beruht es — Etwas fabelhaft klingt — Dunkle Gerüchte gehen von Mund zu Mund — Hier und da munkelt man — Unverbürgten Nachrichten zufolge — Einem on dit zufolge — Es soll sich zugetragen haben — Es geht das Gerücht — Man erzählt sich — Einige Zeitungen wollen wissen — Einer Privatmittheilung zufolge — Aeußerem Vernehmen nach — Es verlautet — Einigen Glauben findet das Gerücht — Aus glaubwürdigem Munde wird uns die Mittheilung — In wohlunterrichteten Kreisen spricht man — Sicherm Vernehmen nach — Von guter Hand erfahren wir — Zuverlässigen Nachrichten zufolge — Aus guter Quelle kann versichert werden — Als Thatsache gilt, daß — Es bestätigt sich, daß — Wir sind ermächtigt, hiemit zu erklären — Höherem Auftrage zufolge bringen wir hiemit zur Kenntniß —.“

Der nordamerikanische Bildhauer Hiram Powers, dessen griechische Sklavin auf der Londoner Ausstellung so vielen Beifall gefunden, hat seine Werkstätte jetzt in Rom aufgeschlagen, wo er an einer großen allegorischen Statue der California arbeitet. Es ist eine schöne Indianerin, die in der einen Hand eine Wünschelruthe hält, mit welcher sie auf eine Masse metallischen Quarzes hinweist. Die sinnliche Form, das strahlende Auge (?) und der Reichthum ihres Schmuckes erzählen auf gleiche Weise von den Schätzen, über welche diese Göttin zu verfügen hat. Inzwischen ist sie aber auch mit einem Warnungsspiegel ausgestattet; mit der anderen Hand hat sie nämlich ein Dreieinhalbel umfaßt, das der Beschauer erst bei näherer Betrachtung wahrnimmt, während es dem ersten Anblick auf geschickte Weise entzogen ist.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeughaus Lit. B. Nro. 205.

№ 96.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 3. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Gefährlichen.

Erzählung von Luise von G.

(Fortsetzung.)

III. Die Tochter.

Der Ober-Forstmeister war in besonders glänzender Laune: Roswitha, sein Töchterlein, sollte heute Abend eintreffen. Er hatte ihr den Wagen entgegen geschickt bis zur nächsten Stadt, bis wohin eine Freundin ihrer Mutter sie mit der eigenen Tochter zugleich zu bringen versprochen. Er wäre selbst gern in den Wagen gestiegen, um die Tochter nach ihrer langen Trennung desto eher in die Arme zu schließen, aber er fürchtete, dem Kinde dann tête à tête die bevorstehende Heirath mit Tante Elsbeth mittheilen zu müssen, und ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß Wita sich vielleicht darüber bei ihm nicht so äußern werde, wie er es wünschte; sie sollte es daher erst am Hochzeitstage, unmittelbar vor der Trauung, in Gegenwart der Braut erfahren, wo er des Kindes gutem Herzen die Kraft zutraute, jede Mißbilligung zu unterdrücken.

Zwischen Wita und ihrer Tante bestand, was man gewöhnlich ein gutes, aber durchaus kein inniges Verhältniß nennt. Wita hatte sich übrigens, wie schon erwähnt, früher ausschließlich bei ihrer Mutter aufgehalten und die Tante, welche vom ziemlich ausgedehnten Haushalt in Anspruch genommen war, wenig gesehen.

Um welche Zeit wird denn Wita eintreffen? fragte bei Tische Elsbeth den Ober-Forstmeister.

Spätestens um acht Uhr. Ordnen Sie gefälligst an, daß das Nachtessen um diese Zeit fertig sey, denn Wita wird hungrig seyn.

Ein junges Mädchen und hungrig! Wie unästhetisch, lieber Einegg! Ich bin begierig, ob Wita noch viel gewachsen ist . . .

Wo denken Sie hin! Mit dreizehn war sie ja schon ganz ausgewachsen, und sie ist sechzehn Jahre alt. Auf jeden Fall wird sie aber verändert seyn — schon weil sie ohne Trauerkleider wieder vor uns erscheinen wird. Ich habe sie, wegen des morgenden Tages, darum gebeten.

Des morgenden Tages, lieber Einegg? Was geht denn morgen vor?

Das fragen Sie? Und ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, daß den ersten Sonntag nach Wita's Ankunft unsere Trauung stattfinden werde, und kommt nicht heute meine Tochter, und ist nicht morgen Sonntag?

Sie erschrecken mich aufs äußerste, Einegg! Ich dachte nicht, daß Sie gleich den ersten Tag . . .

Warum denn nicht? Alles ist in Ordnung, die Papiere sind im Reinen, der Pfarrer hat seine Rede einstudirt . . .

Aber ich habe nicht mein Hochzeitskleid, nicht meinen Myrtenkranz! Das trifft alles erst im Laufe dieser Woche ein!

Desto besser. Je einfacher Sie sich kleiden, desto vortheilhafter ist es Ihnen.

Aber ich besitze kein einziges Putzkleid. Hier auf dem Lande schafft man sich nichts an!

Der Ober-Forstmeister erhob sich. Machen Sie mich nicht ungeduldig. Ich habe den morgenden Tag für die Kopulation festgesetzt, und dabei bleibt es! Ich bin im Ernst!

Elsbeth sagte nichts mehr; denn an einer gewissen angeschwollenen Ader auf der Stirn ihres künftigen Gemahls erfah sie, daß er wirklich „im Ernste war" und sie vielleicht übermorgen gar nicht mehr geheirathet hätte. Sie eilte also in ihr Zimmer und suchte mit Hülfe des Stubenmädchens einem weißen Sommergewande ein festliches Ansehen durch Hülfe einiger alten Spitzen zu geben, und beschloß, aus einer restaurirten Tüll-Schärpe den brautlichen Schleier zu bilden, aus dem einige wenige natürliche Myrtenreiser, die einzigen, die ihr der Gärtner verschaffen konnte, scheinlich hervorlugen sollten.

Am Abend, einige Minuten vor Acht, hielt der Wagen, der Roswitha brachte, im Schloßhofe; der Ober-Forstmeister öffnete selbst den Schlag, und in seine Arme sprang eines der reizendsten Geschöpfe, die Gottes Erde schmücken.

Ein Strohhut mit grünem Schleier umschloß ein rosiges Kindergesicht mit großen, klugen, blauen Augen. Der lieblichste Mund lächelte den Vater an, und die schlanke Gestalt hing anmuthig wie eine Sylphe an seinem Halse.

Das ist schön, Wita, daß du da bist, sehr schön, Wita, sagte der alte Herr, der gar nicht wußte, was er vor Freude beim Anblick der reizenden Knospe sagen sollte. Komm jetzt mit, Kind, hinauf!

Zur Tante, nicht wahr? Sie ist doch wohl, die gute Tante?

Befand sich nie besser. Wird dir morgen eine Ueberraschung bereiten, nun, du sollst Augen machen, Kind — auch ich werde dich überraschen, setzte er hinzu, indem er etwas boshaft in sich hinein lachte.

Statt aller Antwort küßte Roswitha ihrem Vater die Hand; denn das gute Kind hatte natürlich bei dem Versprechen einer Ueberraschung keinen anderen Gedanken als an ein hübsches Geschenk.

Elsbeth empfing die Nichte mit einiger Befangenheit. Sie forschte in den offenen Zügen des Mädchens nach dem Eindruck, den ihr vielleicht die Nachricht der zweiten Heirath ihres Vaters gemacht. Einegg, der das bemerkte, sagte aber kurz, doch Elisen wohl verständlich: Erst morgen.

Schon um Neun am anderen Tage stak Elsbeth im Brautstaate. Um halb Zehn ging Einegg mit ihr in das Zimmer seiner Tochter und sagte mit etwas affektirter Unbefangenheit: Ziehe ein festliches Kleid an, mein Kind, denn in einer halben Stunde lassen wir Beide, deine Tante und ich, uns kopuliren.

Wita sagte nichts, sie blickte vom Vater zur Tante und von der Tante zum Vater — als aber Beide beharrlich schwiegen, lispelte sie kaum hörbar: Das ist ja sehr schön! Da drückte Einegg einen Kuß auf ihre kalte Stirn. Elise ließ sich herab, die Hand der Nichte zu ergreifen und eine salbungsvolle Phrase zu sprechen. Dann zog sie aber Einegg mit sich fort, um dem Kinde Zeit zu lassen, die freudige Wundermähr zu begreifen. Um zehn Uhr erschienen der Pfarrer, ein benachbarter Oberförster und der Amtmann als Zeugen, Wita mit etwas verweinten Augen, aber freundlich. Dann wurde die Trauung vorgenommen. Ein Spieltisch war durch einige übergehängte Decken zum Altar verwandelt worden; davor standen als Brautpaar zwei Menschen, wovon keiner auch nur die mindeste Sympathie für den anderen fühlte. Die Braut sogar nicht ohne einigen Groll im Herzen gegen den Bräutigam. Sie war nach dem Tode ihrer Schwester auf dem

besten Wege, sich in ihren Schwager zu verlieben, wenn es ihr dieser nur nicht durch sein rücksichtsloses ungalantes Benehmen geradezu unmöglich gemacht hätte. Jetzt heirathete sie ihn nur, um ihren Willen durchzusetzen, denn sie hatte es vom Todestage ihrer Schwester an, als ihr heiliges Recht betrachtet, deren legitime Nachfolgerin zu werden; aber während ihre Lippen mechanisch das Gelübde der Liebe und Unterwerfung leise nachmurmelten, stiegen in ihrem Herzen Gedanken der Rache auf. Er stellte als ihr Mann dafür büßen, daß er so unwillig und nur durch sie gezwungen, mit ihr vor den Altar getreten!

Doch dieses Rachegelüste auszuführen, wurde ihr schwer; denn unbekümmert und unangefochten von ihren Sticheleien, ging Einegg nach der Hochzeit unabänderlich seinen gewohnten Weg, und Elsbeth wußte zu sehr kleinlichen Mitteln greifen, wenn sie ihm ihre Ungnade bemerkbar machen wollte.

Mit Wita, die sich ihr gegenüber auf das liebenswürdigste und aufmerksamste benahm — ein dunkles Gefühl sagte dem armen Kinde, daß eine Stiefmutter mehr beachtet werden müsse, als eine Tante —, gestaltete sich ein sehr höfliches und freundliches Verhältniß. Elsbeth war Wita förmlich dankbar, daß sie eine Stellung anerkannte, die der eigene Mann so ganz zu übersehen schien.

Wita gehörte überhaupt zu den Frauen, denen ein äußerst feines Gefühl über jede Schwierigkeit hinweg hilft; die angeborene Lebenskunst der Frauen, die man gewöhnlich Takt nennt, war ihr im höchsten Grade eigen. Sie war heiter und aufmerksam, aber für ein so junges Mädchen eigentlich auffallend still, wesshalb ihr Vater sie im Innern einer heimlichen Liebe beschuldigte. Als er aber einmal diesen Verdacht der Tochter gegenüber etwas laut werden ließ, überzeugte ihn das Kind schon allein durch ihren ehrlichen Augenaufschlag, daß er ihr völlig Unrecht gethan, und er begann bald zu begreifen, daß ihr stilleres Wesen einzig und allein noch eine Folge des Zwanges war, den man dem ohnedies schüchternen und bescheidenen Kinde in der Pension auferlegt. Er hoffte nun, daß mit der Zeit ihre frühere mittheilsame Laune zurückkehren werde; denn auf Wita zu achten, ließ ihm denn doch sein Egoismus noch Raum; sie war außer seinem über Alles und ausschließlich geliebten Selbst das einzige Wesen, das er noch berücksichtigte; die arme Elsbeth hatte, seitdem sie mit ihm vor dem Altare gestanden, auch noch das Einzige verloren, was er ihr bisher gewährt, eine förmliche Höflichkeit — er kümmerte sich jetzt gar nicht mehr um sie — er hatte sich ja mit ihr abgefunden!

(Fortsetzung folgt.)

Englischer Handel.

Nach den auf Befehl des Parlaments zusammengestellten officiellen Angaben ist Liverpool jetzt der erste Handelshafen im britischen Reiche, sowol was den Werth der Exporten, als den Umfang des kommerziellen Verkehrs betrifft. Als der erste Hafen im britischen Reiche, ist es natürlich auch der erste in der Welt, indem New-York der einzige Ort außerhalb Englands ist, der sich im mindesten mit ihm vergleichen ließe. New-York ist das Liverpool Amerika's, wie Liverpool das New-York von Europa ist. Die Größe dieser beiden Plätze wird durch ihren wechselseitigen Verkehr bedingt; die in New-York verschifften rohen Produkte Amerika's bilden die Hauptmasse der Importen in Liverpool, während die in Liverpool verschifften Fabrikate Englands die Hauptmasse der Importen in New-York bilden. Diese beiden Häfen sind gleichsam die Portale, die von der alten Welt zur neuen führen. Die Exporten Liverpools beliefen sich im Jahre 1850 auf beinahe fünfundzwölftig Millionen (genauer 34,891,847) Pfund Sterl. oder auf weit über die Hälfte des Totalwerths der Gesammt-Ausfuhr des vereinigten Königreichs. Dieser enorme Ausfuhrhandel Liverpools ist das Resultat der außerordentlichen Mineralschätze Lancashire's, Cheshire's, Staffordshire's, Warwickshire's und des West-Riding von Yorkshire, des Kunstfleißes und der unermüdlichen Thätigkeit der Bewohner dieser Kantone, der zahllosen Kanäle und Eisenbahnen, die sich von Liverpool aus nach allen Theilen Englands und den reichen Gebirgsgegenden von Wales ausdehnen, der vortheilhaften Lage der Stadt Liverpool selbst fast im Mittelpunkte der drei Königreiche und endlich der ungeheuren Summe — im Ganzen etwa vierundzwanzig Millionen Pfd. St. — die man darauf verwendet hat, die prachtvollen Docken Liverpools zu bauen und den Fluß Mersey von einem unsicheren, den Meeresstürmen ausgesetzten Ankerplatz in den vortrefflichsten Hafen zu verwandeln, der je von der menschlichen Geschicklichkeit geformt wurde. Wenn man den resp. Tonnengehalt der in Liverpool und London ein- und auslaufenden Schiffe vergleicht, so weiß man es sich Anfangs nicht zu erklären, warum Liverpool eine etwas geringere Ziffer als London zeigt, während sein Ausfuhrhandel doch mehr als das Doppelte beträgt. Die Ursache dieses scheinbaren Widerspruchs besteht aber darin, daß die Fahrzeuge, die zum Transport der in London konsumirten Million oder anderthalb Millionen Tonnen Steinkohlen gebraucht werden, im Londoner Status figuriren, während die Kähne und Kanalboote, der Eisenbahnzüge zu gedenken, welche denselben Dienst für Liverpool erfüllen, nicht aufgeführt sind. Wenn man die stufenmäßige Zunahme des Handels von Liverpool mit der von anderen britischen Häfen vergleicht, so ergiebt es sich, daß diese Stadt nicht nur den ersten Platz unter ihnen einnimmt, sondern daß ihre Ueberlegenheit sich mit jedem Jahre entschiedener herausstellt. In den letzten fünf Jahren sind die Exporte Liverpools von sechshundzwanzig bis nahe an fünfundvierzig Millionen gestiegen, während die Londoner sich nur von elf Millionen auf etwas über vierzehn Millionen vermehrt haben. Der Handel von Hull, welches zwar noch immer der dritte Hafen des Reiches ist, scheint eher ab-, als zuzunehmen, indem die Ausfuhr sich von 10,875,870 Pfd. im Jahre 1846 auf 10,366,610 Pfd. im Jahre 1850 vermindert hatte. In weitem Abstande folgt erst Glasgow, der vierte Handelshafen Großbritaniens, der indeß seine Exporten von 3,024,343 auf 3,768,646 Pfd. gebracht hat. Außerdem giebt es keinen anderen Hafen, dessen Ausfuhr einen Werth von zwei Millionen erreicht, obgleich die von Southampton nicht viel unter zwei Millionen beträgt und die von Cork eine Million übersteigt.

Im Laufe der letzten Jahre ist Southampton der Landungs- und Ausladeplatz für die edlen Metalle und für andere Werthartikel geworden, die aus den entferntesten Gegenden der Erde auf Dampfschiffen nach England gebracht werden. Die Lage der Stadt an einer breiten schiffbaren Meeresbucht, in welche zumal Schiffe, die von der atlantischen Seite den Kanal heraufkommen, leicht einfahren können, so wie die Eisenbahn, die von hier nach London führt, geben dem Hafen von Southampton ganz besondere Vorzüge. Dreimal im Monat sieht man hier die kostbarsten Erzeugnisse der fremden Welttheile ankommen, Gold aus Kalifornien, Silber aus Mexito und Chili, Platina aus Peru, Perlen aus der Bai von Panama und aus dem Persischen Meerbusen, Diamanten aus Golkonda, Färbestoffe aus Mittel Amerika, Shawls aus Kaschmir, Schildkröten aus den Bahama-Inseln, eingemachte Früchte aus den Antillen, Elfenbein aus Aegypten und Arabien u. s. w.

Ueber Southampton werden die edlen Metalle so massenhaft in Europa eingeführt, daß dadurch in einem gegebenen Zeitraum die allgemeinen Besitzverhältnisse und die gegenseitigen politischen und Handelsbeziehungen der Nationen wesentlich verändert werden könnten. Man importirt in Southampton jährlich Gold und Silber im Werthe von fünf Millionen Pfd. Sterl. — Das Gold kömmt hauptsächlich aus Kalifornien in Form von Goldstaub. Dieser Staub hat eine mattgelbe Farbe und sieht dem feinen von der Meeresbrandung zerriebenen Küstensande nicht wenig ähnlich. Man brachte ihn ehemals in Häuten; gegenwärtig jedoch kömmt

er gewöhnlich in Holzkisten an, deren Größe zwischen einigen Quadratzoll und zwei Quadratfuß schwankt. — Das Silber ist gewöhnlich in Barren verladen, die zwei Fuß lang, sechs Zoll breit, eben so dick und gegen drei Viertel Centner schwer zu seyn pflegen. Das peruanische Platina kommt in Form von platten Gefäßen an, die etwa wie alte, zerbogene blecherne Kasserollen aussehen, wie man sie hin und wieder in Schutthaufen findet. Diese Rohmetalle werden stets zuerst ausgeladen. So lange das Ausladen dauert, wird auf dem Kay zwischen dem Dampfschiff und dem Lagerhause, das die kostbare Waare aufnehmen soll, ein Raum abgesperrt, in den kein Fremder eintreten darf. Zuverlässige, eigens zu dem Zwecke bestimmte Personen tragen das Gold und Silber unter Aufsicht der Polizei- und Hafenbeamten in das Magazin. Hier werden Kisten und Barren in Ordnung auf den Boden gelegt, der zuweilen buchstäblich mit Edelsteinen, Gold und Silber bedeckt ist. Der Werth der Goldstaub-Kisten schwankt zwischen 1000 und 30,000 Dollars. Die mexikanischen Dividenden, ein Artikel, der auf der Londoner Börse eine große Rolle spielt, sind mit unter den Rohmetallen verladen. Die Kisten, in denen sie enthalten sind, haben als Bezeichnung die in einander verschlungenen Buchstaben M und D auf dem Deckel. — Sind nun sämtliche Stücke ins Magazin gebracht, so werden die Thüren verschlossen und die bezüglichen Schiffspapiere von den Zoll- und Hafenbeamten und von den Agenten der westindischen Kompagnie mit den Ladungen verglichen und verifizirt.

Die Cochenille kommt aus Mittel-Amerika in Säcken aus ungegerbtem Leder. Jeder solcher Sack mit seinem Inhalt heißt ein Suron und wiegt ungefähr anderthalb Centner. Wenn der Zollbeamte mit einem spitzen Stahlstab in den Sack sticht, um sich zu überzeugen, ob er keine Contrebande enthält, so dringt die Cochenille in unregelmäßigen Stücchen von der Größe einer halben Erbse hervor. Sie hat durchaus nicht das Ansehen einer thierischen Substanz und ist doch der Leib eines Insektes, dessen Kopf und Füße durch Reiben entfernt sind. Mittelst weniger Zuthaten wird aus der Cochenille das Carmoisin und Scharlach unserer Gewebe hergestellt. Man kann sich einen Begriff von der Masse dieser Insekten in Central-Amerika machen, wenn man ihre Kleinheit mit dem Gewichte jedes Suron vergleicht und bedenkt, daß allein schon in dem Hafen von Southampton jährlich Tausende solcher Säcke ankommen.

Ueber Southampton schicken uns die Antillen ihre köstlichen Fruchtgelees und Eingemachtes zu. Desgleichen bringen die westindischen Dampfboote, die in jenen Hafen einlaufen, lebendige Schildkröten mit, vorzugsweise aus den Bahama-Inseln. Diese Schildkröten sind enorm groß. Um sie am Leben zu erhalten, besprengen ihnen die Matrosen, so oft sie das Verdeck reinigen, Mund und Augen mit ihren Schrubbern. Von Zeit zu Zeit legt man sie in ein Boot, das aufs Verdeck gebracht und mit Wasser gefüllt wird. Es bietet einen höchst sonderbaren Anblick, auf dem ersten Verdeck eines in den Hafen einlaufenden Dampfschiffes vierzig bis fünfzig lebendige Riesenschildkröten zu sehen, die, durch Fäden festgehalten, auf dem Rücken liegen und die komischsten Bewegungen machen. Indessen, lächelt man auch beim ersten Anblick, so würden doch die Hülflosigkeit und die Angst der armen Thiere bei näherem Zusehen auch den rücksichtslosesten Gastronomen rühren.

Die rohe Seide, die mit dem Paketboot aus Alexandrien nach Southampton gebracht wird, kömmt aus China. Um ihren Transport durch die ägyptische Wüste zu erleichtern, ist sie in kleine Ballen zu einem Centner Gewicht verpackt. Diese Ballen sind mit einer Art Rohrgeflecht umgeben. Es kommt vor, daß eine einzige Ladung sechshundert solcher Ballen bringt, die einen Gesammtwerth von beinahe 100,000 Pfd. Sterl. haben.

Die Shawls, die mit diesen Dampfbooten ankommen, werden in Kaschmir und anderen Theilen Indiens verfertigt. Sie sind die schönsten und kostbarsten, die es in der Welt giebt. Es sind Hunderte auf einem einzigen Schiff, und viele von ihnen, die mit Gold und Silber gestickt sind, kosten 200 bis 300 Pfd. Sterl. das Stück. Sie werden in Kisten aus Kampherbaum-Holz verladen, die innen mit Blech ausgeschlagen und mit vielem Pfeffer und anderem Gewürz ausgelegt sind, das die Shawls auf der Ueberfahrt vor den Insekten schützen soll. Die Krep-Shawls kommen auch China und sind reich mit Nadelstickereien verziert, die nur in einem Lande angefertigt werden können, wo die Handarbeit billig ist, und von einem Volke, das so geduldig und arbeitsam ist, als das chinesische. Die Shawls liegen in Cartons, die wiederum von festeren Kisten umschlossen werden. Ein Theil der Kisten, die orientalische Fabrikate enthalten, ist mit gelber Wachsleinwand überzogen.

Das Elfenbein kommt in Fässern von ungeheurer Länge an, in denen sich zuweilen Tausende von Elephantenzähnen befinden. Dieselben stammen meist von den wilden Elephanten der Staaten des ägyptischen Paschas. Es wird aber auch fossiles Elfenbein nach Southampton gebracht, das sich in der Wüstenerde findet, wo es seit Jahrhunderten gelegen haben mag.

Unter den mannigfachen Artikeln, die aus Alexandrien kommen, finden sich Perlen, Edelsteine und Massen von Schmucksachen und Spielereien aus Elfenbein, Muscheln und Sandelholz. Von Edelsteinen sieht man besonders Diamanten, Achate, Türkise, Rubinen, Saphire und Granaten, die aus gewissen Theilen von Indien, aus Persien und Kleinasien kommen. Die Edelsteine des letztgenannten Landes werden von Juden und anderen Kaufleuten gesammelt und stellen den Werth der europäischen Waaren dar, die nach Astrachan, in die Tartarei und andere Gegenden Mittelasiens verschickt werden. Schmucksachen und Goldarbeiten kommen vorzugsweise aus Trichinopoli, einer Stadt, die im Orient wegen ihrer Juweliere und Goldschmiede berühmt ist. Man muß annehmen, daß der Hindu für seine Handarbeiten eine ganz besondere Geschicklichkeit habe, die dem Europäer abgeht; denn die Ketten und Armbänder, die in Trichinopoli gearbeitet werden, übertreffen bei weitem die in Europa verfertigten, und es giebt Niemanden, selbst nicht in Paris und London, der sie auszubessern verstände, wenn sie beschädigt sind.

Alle diese Schätze werden in wohlbewachten Räumen von den Zollbeamten geprüft, und die Menge von Werthsachen, die ihnen durch die Hände geht, ist so groß, daß sie dieselben mit ähnlicher Gleichgültigkeit betrachten, als hätten sie eine Ladung französischer Eier oder irländischer Kartoffeln vor sich. Während der Nacht machen Polizei-Agenten die Runde um das Aufbewahrungsgebäude, und andere, die an den Hafen-Eingängen postirt sind, lassen nach einer gewissen Abendstunde Niemanden mehr vor den Lagerhäusern vorbei.

Wenn, was nicht selten geschieht, das ost- und westindische Dampfboot zugleich ankommt, so ist oft an Rohstoffen und Fabrikaten ein Werth von einer Million Pfd. St. beisammen im Hafen. Zwölf Dampfschiffe, die von Sonnenaufgang, und vierundzwanzig, die von Sonnen-Untergang kommen, laufen das Jahr über, mit unermeßlichen Schätzen beladen, in diesen Hafen ein. Alles, was Amerika, Asien und Afrika, was die Ströme aus den Cordilleren, was der Ganges und der Nil auf den Weltmarkt führen, versammelt sich in Southampton.

Arthur Görgey.

Man schreibt aus Klagenfurt: „Der ehemalige Oberkommandant der ungarischen Armee, Arthur Görgey, dessen kühnes Eingreifen in die Räder der Weltgeschichte dem Laufe derselben eine so gewaltig veränderte Richtung gegeben, lebt nun seit zwey Jahren hier, im Hauptorte der Pensionäre, ohne daß sich durch diese ganze Zeit seines Aufenthaltes weder in der Physiognomie der Stadt,

noch in der Lebensweise unseres Helden irgend eine Veränderung ergeben hätte. Der Mann, welcher zuerst den Thron seines Monarchen, dann die Revolutionsregierung seines Landes mit ihrem kühnen Anhange erzittern machte, treibt nun — einsam und kaum gekannt — physikalische und chemische Dilettanten-Studien. Mit diesen beschäftigt er sich unausgesetzt und hält noch immer, namentlich über physikalische Chemie, für einige engere Kreise Vorlesungen. Seine gewöhnliche Gesellschaft ist ein Engländer, der kaum von seiner Seite weicht; sonst pflegt er mit Niemanden näheren Umgang, und das einzige Haus, wo er — obgleich dies ebensalls äußerst selten geschieht — Besuche abstattet, ist die Familie des hiesigen Tuchfabrikanten Mur, dessen Bekanntschaft er während seines Aufenthalts in Prag (1840 — 1842) gemacht hatte, wo er nach seiner Quittirung des k. k. Offizierdienstes im 13. (Palatinal-) Husarenregimente ebensalls mit Studien der Chemie sich befaßte. In letzterer Zeit spricht man von einem Entschlusse Görgeys, eine chemische Fabrik anzulegen. In finanzieller Beziehung leidet er gerade keinen Mangel; er bezieht nämlich von unserer Regierung eine jährliche Pensionsrente von 3000 fl. Conv.-M.; von der russischen sind bereits früherer Zeit 60,000 Rubel in zwei Sendungen, die erste Sendung 20,000 Rubel, die zweite 40,000 Rubel angelangt. So erzählen wenigstens Leute, die man für Eingeweihte hält. Auch vermuthet man hier seit einigen Wochen, daß er im Auftrage der Regierung mit der Absassung eines kriegsgeschichtlichen Werkes über den ungarischen Krieg sich beschäftige, da er von k. k. Officieren, welche eigens zu diesem Behufe hier weilen sollen (darunter ein Major S.), öfters Besuche empfängt und in Gegenwart derselben stundenlang diktirt. — Seine Frau, ein mächtiger Hebel bei seinen Plänen und seinem Sturze in Ungarn, ist eine frühere Gouvernante aus Prag; er hatte sie während seines Verweilens in dieser Stadt aus Aerger über einen Korb, welchen er von der Herrin derselben erhalten, geheirathet. Sein Haushalt ist äußerst einfach; eine Köchin, jetzt noch eine Amme und ein Diener, ein Slovak, früher Honved, der bereits im ungarischen Kriege sein Bedienter gewesen. Bei den niederen Volksklassen erweckt seine Erscheinung und Nähe nach Allem, was man davon hört und sieht, eher Abscheu als Mitleid; ja man erzählt sich hier sogar von einem dreimaligen Attentate auf sein Leben. Man sieht ihn indeß äußerst selten und macht er kaum alle vier Wochen einen Spaziergang im Weichbilde der Stadt, wozu ihn seine Gattin oft mit Thränen im Auge nöthigen muß. Betrachtet man dann den noch so jungen Mann (G. ist 1818 geboren) mit tiefliegenden, stieren Augen, den bleichen, eingefallenen Wangen, wie er gebückt und matt dahinschreitet, in ein blaues Obergewand gehüllt, die beiden Hände in die Hintertaschen des Rockes geschoben, wie er keinen Vorbeigehenden anblickend sich unwohl zu fühlen scheint unter den Menschen, so ist der trostlose Eindruck, den sein gegenwärtiges Aeußere hervorbringt, nicht unähnlich dem, welchen in uns ein Unglücklicher hervorbringt, dem das Leben zur Last geworden. Seine Gattin beschenkte ihn vor einiger Zeit mit einem Knaben, seinem ersten Kinde; doch scheint dieser sonst in Familien willkommene Umstand in sein trübseliges Dasein keinen Freudenstrahl geworfen zu haben. — Wer sollte in dieser Mumie den Helden suchen, der noch vor kaum 3 Jahren Oberselthere und Diktator Ungarns gewesen, der über das Schicksal eines Landes von 13 Millionen Köpfen verfügte?

Pot-Pourri.

Das Reisen in den Vereinigten Staaten.

Vor dem Jahre 1844 — heißt es in Lardner's „Railway Economy" — betrug das niedrigste Billet von Newyork nach Albany, eine Strecke von 145 engl. Meilen, 4 Sh. 4 P., gegenwärtig aber bezahlt man 2 Sh. 2 P. (also für ungefähr 32 deutsche Meilen $^3/_4$ preuß. Thaler) und legt der Passagier eben so viel zu, so kann er einen Platz für sich haben. Wenn man die prächtige und geräumige Einrichtung, die prachtvollen Meubles und Zugaben und den Luxus der Tafel in Betracht zieht, so wird man zugeben, daß kein ähnliches Beispiel von wohlfeiler Locomotion in irgend einem Theil der Welt zu finden ist. Die Passagiere können dort in einem schwimmenden Palais und von jeder Bequemlichkeit und jedem Ueberfluß des glänzendsten Hotels umgeben, durchschnittlich 20 engl. Meilen Weges die Stunde für weniger als $^1/_6$ Penny die engl. Meile befördert werden. Es ist nichts Ungewöhnliches, während der warmen Jahreszeit Personen am Bord dieser Boote zu treffen, die sich lieber hier ständig einlogirt haben, als in den Hotels an den Ufern des Flusses Hudson. Ihre täglichen Ausgaben im Boot sind wie folgt: Passagegeld 2 Sch. 2 P., eigenes Schlafgemach 2 Sch. 2 P., Frühstück, Mittagessen und Souper 6 Sch. 6 P., also tägliche Gesammtausgabe für Tisch, Logis, Aufwartung und die Fahrt von 150 engl. Meilen, zu 20 Meilen die Stunde, 10 Sch. 10 P. ($3^3/_3$ preuß. Thaler). Dieß ist im Ganzen ökonomischer, als ein Hotel. Das Schlafgemach ist so luxuriös ausgestattet, wie das schönste Zimmer in einem Hotel oder Privathause, und viel geräumiger als das zu gleichem Zweck bestimmte Gemach in den größten Packetschiffen.

Die „Breslauer Zeitung" erzählt folgende Theater-Anekdote: „Wilhelm Kunst hatte ein Benefiz in Breslau. Heinrich Laube, damals Student in Breslau, schrieb ihm zu dem Behuf eine drei Akte lange Tragödie: „Gustav Adolph". „Gustav Adolph" mißfiel. Laube war im Parterre. Man munkelte, er sey der Verfasser. Um von dieser Meynung abzuleiten, sing er, als das Mißfallen des Publikums lobbrach, selbst an, sein Stück aus Leibeskräften auszupfeifen. Neben Laube stand der Fleischermeister Wolf, eine der hervorragendsten, fleischigsten und talgigsten Persönlichkeiten jener Zeit in Breslau. Dem gefiel das Stück. Er stellte daher den neben ihm zischenden Laube zur Rede und gebot ihm, den Mund zu halten. Das konnte Laube, der Autor, sich allenfalls bieten lassen, aber nicht Laube, der Student. Er fing daher nur noch toller zu pfeifen an. Da machte Meister Wolf zuerst Prozeß. Er faßte Laube beim Kragen, hob ihn in die Höhe, trug ihn zum Jubel des Publikums durch das Parterre mitten durch und setzte ihn an die Luft. So wurde Heinrich Laube aus dem Breslauer Theater hinausgebracht, weil er Opposition gegen sich selbst gemacht hatte.

Ein Delikatessenhändler in Paris hat mit der Direktion eines kleinen Theaters das Abkommen getroffen, daß wenn in einem Vaudeville oder thränenreichen Melodrama die Mauer eines Hauses dargestellt wird, er seine mit riesengroßen Buchstaben gedruckten Affichen darauf kleben und sich mit diesem acht dramatischen Effekt dem Publikum empfehlen dürfe. Auch die empfindsamsten Parterreinsassen vermögen keine Thräne mehr dem Schicksal des Pyramus zu weihen, wenn statt der berühmten Lehmwand dem Publikum die Annonce: Frische Austern und Trüffelwurst bei N. N., Rue Madelaine rc. entgegenstarrt.

Als einst das churfürstlich sächsische Artillerie-Korps seine gewöhnliche Uebungen machte, sagte General H. zu einem alten braven Hauptmann: „Sie essen heute eine Suppe bei mir." „Befehlen Sie", fragte der Hauptmann, der etwas schwer hörte und meynte, es sey von einer Uebung die Rede, „befehlen Sie mit der ganzen Kompagnie?" „Nein, guter Alter," rief der General, „dazu habe ich nicht Löffel genug."

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 97.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 6. December.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Die Gefährlichen.

Erzählung von Luise von G.
(Fortsetzung.)

IV. Benno.

Der Forst-Cleve Benno von Harder, der Sohn des Jugendfreundes des Ober-Forstmeisters, war seit einigen Tagen Mitbewohner des Schlosses. Sein Vater, der ihn zum Juristen bestimmt, hatte nur sehr widerwillig der Neigung seines Sohnes, ein Jäger und Forstmann zu werden, nachgegeben. Zwei Jahre hatte der arme Junge sich mit den Rechten herumschlagen müssen, ehe ihm sein Vater erlaubte, auf der Universität Forstwissenschaft zu hören, und endlich genehmigte, daß ein Jahr praktisches Studium unter der Leitung seines alten Freundes den einzigen Sohn zu einer Anstellung befähige.

Benno war ein sehr hübscher, junger Mann, ein kühner Jäger, ein vortrefflicher Schütze, ein fleißiger Forstmann, heiter und offen bei Männer, aber bei Frauen — der blödeste Junge der Welt. Er hatte seit den acht Tagen, die er in Gerolstein zugebracht, Wita's Gesicht noch nicht anders als im Profil gesehen; denn sobald sie die volle Scene ihres Antlitzes ihm zukehrte, schlug er die Augen nieder. Sie war wahrhaftig auch keine kühne Amazone, aber im Vergleich mit Benno war sie im Umgange völlig unternehmend. Sie — die nie ihn an, sie suchte ihm Muth zu machen, aber Alles vergebens. Die andere Dame des Hauses, ihre Stiefmutter, hatte unendlich viel mehr Erfolg mit ihren Aufmunterungsversuchen dem jungen Menschen gegenüber. Nach einigen Tagen schon sah er Elsbeth voll ins Gesicht, und nach einer Woche redete er sie bei Tische sogar einmal an. Hätte der arme Benno geahnt, zu was dieser kühne Schritt führen würde! Elsbeth, die von ihrem neugetrauten Gemahl so schmählich vernachlässigte Elsbeth, wurde so stolz, über diese Auszeichnung des Jünglings, aber diesen Vorzug vor ihrer jungen und schönen Stieftochter, daß sie vollständig aus dem Gleichgewicht kam und ihr zwar kopfloses, aber dennoch jungfräuliches Herz vollständig an den zwanzigjährigen Benno verlor.

Alle jene Anstrengungen, die immer das erste sind, wenn alte Frauen sich in einen jungen Mann verlieben, die Verschönerungs- und Verjüngungs-Bestrebungen begannen zu spielen. Die Putzmacherin, die Schneiderin, der Friseur des nächsten Städtchens werden im Wagen herbeigeholt, angeblich um Wita's Toilette zu vervollständigen, in Wirklichkeit aber, um der Frau Ober-Forstmeisterin zu einem möglichst reizenden Ansehen zu verhelfen. Ihr Kopf sah aus wie ein Band- und Locken- und Blumen-Magazin, ein Volant flatterte immer über dem andern an ihren langen Rücken, die spitzenbesetzten Aermel erschwerten ihr Mittags das Vorlegen, und doch gab sie dieses Amt nicht auf; denn es hot ihr ja Gelegenheit, dem neuen Lieblinge ihres Herzens die besten Fleischstückchen, die zartesten Gemüse, das weiche Obst auf den Teller zu schieben. Aber gerade diese Beweise ihrer Liebe sollten ihr ganzes Glück zerstören!

Es waren keine acht Tage vergangen, und das ganze Haus, Einegg an der Spitze, wußte um die Leidenschaft der vierzigjährigen Dame für den zwanzigjährigen Jüngling — Alle wußten darum bis auf ihn selbst, der nicht ahnte, welches Glück ihm zu Theil geworden.

Harmlos nahm er ihre Liebesbeweise als die Zeichen einer mütterlich gnädigen Zuneigung hin, und seine dankbare Zutraulichkeit wuchs mit jedem Tage; er ging jetzt sogar so weit, bei gemeinschaftlichen Berg-Spaziergängen ihr den Arm anzubieten, was sie auch mit dankbarem Erröthen annahm!

Der Ober-Forstmeister amüsirte sich am Anfange königlich an der Sache; denn er beurtheilte Benno und sein unerfahrenes Entgegenkommen vollständig richtig; aber bald begann er die Schattenseiten der neuen Leidenschaft seiner Hausfrau unangenehm zu spüren. Sein Kaffee war kaum mehr trinkbar, die Köchin besorgte ihn jetzt; das kleine, seit langen Jahren auf seinem Theebrett heimische Rahmkännchen wanderte auf Benno's Kaffeebrett. Den Mittag bei Tische legte ihm Elsbeth, ohne hinzuſehen, beinahe ungenießbare Knochenstücke auf den Teller, während Benno alle seine bisherigen Braten- und Geflügelstücke erhielt.

Einmal eines Nachmittags nahm er Elsbeth deßhalb vor, ohne jedoch der Ursache dieser neuen Bevorzugung, der Leidenschaft für den jungen Mann zu erwähnen und die Sache kluger Weise als rein zufällig behandelnd. Sie hörte ihn mit höhnischer Miene an, dann sagte sie kurz: Wer einer Dame keine Aufmerksamkeiten schenkt, kann auch keine von ihr verlangen!

Einer Dame!

Nun, bin ich etwa keine Dame?

Liebe Elsbeth, glauben Sie, ich habe Sie deßhalb gebeirathet, um — Aufmerksamkeiten für Sie zu haben?

Desto schlimmer für Sie, wenn Sie das nicht gethan, sagte Elsbeth eiskalt und verließ mit tragischem Pathos das Zimmer, und ihre Volants rauschten noch auf dem Gange, und Alles blieb beim Alten.

Als am anderen Morgen der Ober-Forstmeister eine Stunde zu seinem Anzuge gebraucht hatte, weil an seiner Wäsche alle Knöpfe, Bänder und Besätze losgerissen und nicht nachgesehen waren, hielt er einen Monolog, indem er, die lange Pfeife im Munde, durch den nahen Wald spazierte.

Es ist nicht mehr auszuhalten! Sechs Wochen ist der Junge im Hause, und ich werde von der Gestrengen behandelt wie ein aus Barmherzigkeit gefütterter Vetter, wie ein ruinirter Taugenichts, der das Gnadenbrod erhält! Ein ganzes Jahr sollte Benno hier bleiben — das ist unmöglich — weßhalb habe ich denn diese verjährte Jugend geheirathet? Nein, der Junge muß fort, und zwar sogleich! Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nicht eifersüchtig bin und ihm vollauf die Blüthe ihrer Gefühle gönne, ihr auch den Staat und allen Putz bezahlen wollte; aber sie soll für mich sorgen, wie sie es zwanzig Jahre lang gethan, oder . . . .

Doch wie bringe ich den Jungen weg? Er ist eigentlich musterhaft — und ich bin ihm von Herzen gut; aber mich selbst habe ich doch noch lieber — und am Ende kommt es mir auf eine Nothlüge nicht an — denn die Wahrheit würde mich blamiren! Ich werde an seinen Vater schreiben, was mir die eiserne Nothwendigkeit diktirt!

Und langsam und mit immer verklärterem Gesicht nach Hause wandelnd, bemerkte er gar nicht, daß Wita in einem Waldwege schon vor ihm hin flog — sie hatte bleiche Wangen und rothgeweinte Augen.

Am Abend gab der Ober-Forstmeister seinem Jäger einen

Brief auf die Post zu tragen; er war an den Geheimenrath von Harder adressirt und ungefähr folgenden Inhalts:

„Ich muß dir eine dringende Bitte an Herz legen, alter Freund! So sehr mich das Vertrauen ehrt, womit du deinen Sohn mir zur forstmännischen Ausbildung übergeben, eben so sehr betrübt es mich, dieses Vertrauen nicht verdienen zu können; denn mit Einem Worte, dein Sohn kann nicht bei uns bleiben. Die Ursache will ich dir sagen, doch dein Sohn darf sie erst erfahren, wenn er unter dein Dach zurückgekehrt ist. Benno ist zwar ein guter Junge, aber ein Cry-Courmacher — so etwas lernt man nicht auf der Universität — und ich habe eine hübsche sechszehnjährige Tochter und möchte nicht, daß der Ruf und die Ruhe meines einzigen Kindes gefährdet werde, und wäre auch der Sohn meines besten Freundes der Unglücksstifter!“

V. Der Geheimrath.

Am anderen Morgen trat der Ober-Forstmeister eine Dienstreise an, die ihn mehrere Tage entfernt halten sollte, und als er Benno zum Abschiede die Hand reichte, geschah es mit der stillen, aber festen Hoffnung, ihn bei seiner Wiederkehr nicht mehr vorzufinden.

Am zweiten Tage nach seiner Abreise ging Wita den Abend allein auf die Berge spazieren. Ihre schönen dunklen Augen hatten einen besonders schwärmerischen Blick, und das weiße durchflechtige Gewand und der Schweizer-Strohhut kleideten vortrefflich die schwarzlockige, ideale Erscheinung. Sie hatte lange stillstehend der untergehenden Sonne zugeschaut, aber schmerzlich verzogen waren ihre frischen, rothen Lippen. Langsam und traurig war sie gegangen, und um nichts heiterer kehrte sie den Schloßweg zurück.

Da hörte sie hinter sich einen schweren fremden Schritt; sie blickte um und sah einen alten, dicken Herrn, der keuchend hinter ihr her kam.

Verzeihen Sie, rief der Fremde, sind Sie Fräulein von Ginegg?

Ich heiße Roswitha Ginegg, sagte mit einem Erröthen und einer Verbeugung als Antwort für das vor ihr entblößte Haupt des alten Herrn das junge Mädchen.

So gewähren Sie mir gütigst, ein paar Fragen an Sie zu stellen.

Wita neigte wieder das Haupt.

Ist Ihr Herr Vater zu Hause?

Er ist auf einer Dienstreise begriffen, und wir erwarten ihn nicht vor übermorgen zurück.

So, so! Das ist mir leid, sehr leid, denn ich muß ihn sprechen! Ich habe aber noch einen Bekannten auf dem Schlosse, den jungen Harder, ist der da? Sagen Sie, gnädiges Fräulein, finde ich den wenigstens?

Ich denke, entgegnete endlich Roswitha und schlug die Augen nieder, denn der alte Herr sah sie so kurios an, daß sie wie Flammen im Antlitz spürte.

Nun noch die dritte Frage: Erlauben Sie mir gnädigst, in Ihrer Gesellschaft aufs Schloß zu gehen — und den jungen Mann aufzusuchen? Ich bin ein alter Freund Ihres Herrn Vaters und werde bei ihm die Freiheit vertreten, welche ich Ihnen gegenüber nehme.

Ihre Gesellschaft wird mir eine Ehre seyn.

Sagen Sie mir, mein gnädiges Fräulein, fragte, nachdem er eine Weile schweigend an Roswitha's Seite hingegangen, der alte Herr, glauben Sie, daß Ihr Vater mit dem Fleiße und den Fortschritten des jungen Harder zufrieden ist? Sein Vater wünscht so sehr aus zuverlässiger Quelle etwas darüber zu erfahren — und da Ihr Herr Vater jetzt gerade verreist ist . . .

Mein Vater, stotterte Wita, hat nie mit mir über Herrn von Harder gesprochen . . .

So sagen Sie mir, was Sie von ihm denken. Wenn Frauen auch noch so jung sind, so haben Sie doch immer ein klareres Urtheil über ihre Hausgenossen, als die Männer, deren Beobachtungsgabe durch äußere Begebenheiten gefördert wird.

Ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll, stammelte, offenbar in der peinlichsten Verlegenheit, Wita. Herr von Harder spricht beinahe nie mit mir, und ihn außerdem zu beobachten, steht es mir an Gelegenheit. Wenden Sie sich an meine Stiefmutter, setzte sie, nicht ohne einige Bitterkeit, hinzu. Die sieht ihn viel mehr als ich, und bei ihr ist er auch sehr zutraulich.

So sang, und schon solche Verstellung! sagte mit Entrüstung leise der alte Herr vor sich hin — doch, setzte er, sich besänftigend, hinzu, die Mädchen kommen schon falsch und voll Verstellung in die Welt, das liegt nun einmal in der Frauennatur!

Wollen Sie die Gnade haben, fragte er nun noch einer längeren Pause, mich bei Ihrer Frau Mutter einzuführen?

Es wird mir eine Ehre seyn.

Aber erst möchte ich meinen jungen Freund sprechen — wenn er nur nicht im Walde ist?

Ich glaube kaum, es ist jetzt unsere Speisestunde, und Herr von Harder ist in Allem sehr pünktlich.

Sehen Sie, da loben Sie ihn ja doch; nun, das freut mich außerordentlich, daß Sie ihn doch loben, daß gerade Sie ihn doch loben!

Mein Gott, das geschah ganz ohne Absicht!

Desto besser, desto besser, so war es doch endlich ein Wort aus dem Herzen, lachte spöttisch, sich die Hände reibend, der Fremde.

Sie waren jetzt am Schloßthore angekommen, und Wita, herzlich froh, den zudringlichen Frager los zu werden, rief einen Bedienten herbei und beauftragte ihn, den Fremden zu Benno zu führen. Sie selbst ging zu ihrer Stiefmutter, um sie von dem Besuche zu benachrichtigen und zu veranlassen, daß dem Anstande genügt werde und man den Fremden, der sich einen alten Freund ihres Vaters nannte, zum Nachtessen einlade. Elsbeth war auch sogleich dazu bereit und schickte einen Diener zu Benno, der die bejahende Antwort des alten Herrn brachte.

Bei Benno war große Freude; denn daß wir's nur gleich sagen, der Fremde war Niemand anders als sein Vater, der ihn durch seinen unerwarteten Besuch über die Maßen erfreute. Daß zu diesem Besuche eine besondere Veranlassung vorliege, ahnte Benno nicht; denn sein Vater vorschwieg ihm den Ober-Forstmeisters Brief, weil er selbst sehen und prüfen wollte, obgleich er gar keine Ursache hatte, an seines alten Freundes Behauptung zu zweifeln, und es auch eigentlich nicht that.

Nach den ersten Begrüßungsworten sagte er plötzlich: Aber höre, Benno, was hast du für eine schöne Hausgenossin! Das ist ja ein Prachtmädchen, diese Roswitha Ginegg!

Finden Sie? entgegnete mit übermenschlicher Gleichgültigkeit der Sohn, indem er sich zu seinem Hunde niederbückte und mit unendlicher Zärtlichkeit dessen schlanken Hals streichelte; finden Sie sie schön?

Benno! Benno! rief nun der alte Herr in Zorn ausbrechend, du wirst mir förmlich verächtlich durch diese Falschheit . . .

Mein Vater!

Warum gestehst du mir nicht offen . . .

Daß ich Fräulein von Ginegg schön finde?

Verstockter, heimtückischer Junge!

Nun ja, Vater, wenn es Ihnen Freude macht, so will ich Ihnen gestehen, daß ich das Fräulein sehr schön finde!

Ich muß meinem Herrn Sohn für diese Offenheit wirklich sehr dankbar seyn! sagte ironisch und mit zornbebender Stimme der alte Herr.

Wenn es gefällig wäre, zum Speisen zu kommen, die gnädige Frau lassen bitten, meldete ein Diener, und so wurde das Gespräch zwischen Vater und Sohn unterbrochen.

Am anderen Morgen nahm der Geheimerath seinen Sohn von Neuem vor, um ihm das Geständniß eines Liebesverhältnisses mit Rosmitha auszupressen, hatte aber eben so schlechte Erfolge wie am Tage vorher, — — als er sich entrüstet wandte, um zum Zimmer hinaus zu gehen, sagte aber Benno begütigend mit verlegenem Scherzton: Wenn Sie es durchaus haben wollen, Vater, daß ich der Liebhaber des Fräuleins seyn soll, so kann ich Ihnen ja den Gefallen thun — ich habe den besten Willen — und will heute in Ihrer Gegenwart versuchen, sie einmal anzureden — der erste Schritt soll ja der schwerste seyn!

Tuckmäuser! Heuchler! brummte der Alte, der einen Augenblick stehen geblieben war, und schlug, hinaus gehend, die Thür heftig ins Schloß. Ich muß nun mein Glück bei dem Mädchen probiren, aus dem Jungen ist nichts heraus zu kriegen — wie so ein paar Jahre, auf der Universität zugebracht, aus einem ehrlichen Jungen einen so falschen, versteckten, heimtückischen Menschen machen können — ich kann ihn aber doch nicht zwingen — was soll man mit einem zwanzigjährigen Menschen anfangen, wenn er nicht will?

(Schluß folgt.)

Auch ein Künstlersouper.

Aus der Berliner Musikzeitung „Echo".

Das Konzert war zu Ende. Die Damen erhoben sich und fanden es himmlisch, die Herren gaben ihren Schönen die Shawls um; man eilte nach Hause. Unterdessen hatte Gustkow, denn von ihm sprechen wir, die beiden Zauberstäbchen in die tiefen Taschen seines weiten, seidenen, polnischen Judenkalars gesteckt, wo sie mit einer trockenen Semmel, die nach preußischem Landrecht mehr als mündig war, auf eigne Hand die letzten melancholischen Mazurs und Krakowiaks zu repetiren schienen; die hohe schwarze Mütze des Konzertkostüms war mit einer Pelzkappe von gediegener Unreinlichkeit vertauscht worden und Gustkow rüstete sich mit seinen beiden Vettern, den älteren und dem jüngeren, seinen Reisebegleitern und Bedienten, nach Hause zu gehen. Der Sturm tobte draußen, der Regen floß in Strömen, aber das verhinderte den Mann nicht, der soeben zweihundert Thaler eingenommen, trotz seiner hektischen Konstitution fünf Groschen für eine Droschke zu ersparen.

Noch standen wir am Ausgang des Konzertsaales im königlichen Schauspielhause. Ich war bei ihm geblieben, da ich dem jüngeren Vetter Celluonterricht gab und mich von dem genialen Virtuosen mit magischer Gewalt angezogen fühlte. Herr H., sagte Gustkow, heute bleiben Sie bei mir, heute ist ein festlicher Tag! — Ich war erfreut, denn die heitere Laune des bevorstehenden Soupers würde, so hoffte ich, den eigenthümlichen Mann zum Sprechen bringen. Wir gingen, hinter uns die Vettern, der jüngere mit dem Holz- und Strohinstrument, in einem Sack, der ursprünglich zu Hafer und Häckel geschaffen worden war. Wir kamen zu Hause an; aber da waren keine Vorrichtungen zu einem Nachtessen. Statt einer festlichen helleuchtenden Lampe wurde ein Dreierstalglicht angezündet, ein Tisch vor den großen schwarzen Kachelofen gerückt und wir nahmen Alle vier Platz.

Speisen wir! rief der Virtuose in seinem jüdischen Dialekt. Verwundert sah ich mich um. War es nicht möglich, daß der Wundermann, der trockenen Hölzern Silberklänge zu entlocken verstand, auch aus einer dürren Tischplatte irgend ein ragout fin oder eine Trüffelpastete zaubern konnte? Es ging indessen alles auf natürliche Weise zu. Gustkow gab dem jüngeren Vetter einen Wink, derselbe öffnete die Ofenthür und zog einen Teller heraus, auf dem von Mittag her ein großer Hechtkopf traurige Betrachtungen angestellt hatte, wie sie nur irgend ein menschlicher Tyrann, der auf seine alten Tage den Wechsel der Schicksale erfahren, anstellen kann. Gustkow nahm den Teller mit dem Hechtkopf vor sich und entkleidete ihn der ebbaren Theile, die in der Gegend saßen, wo der eigentliche Hecht in seiner schönen Zeit — ach, wo war sie hin! — einst recht eigentlich angefangen hatte. Die Vettern saßen dabei und sahen auf sein Beginnen wie zwei Katzen, die durch eine besondere Prokeltion der Köchin beim Zubereiten der Fische in der Küche verweilen dürfen und sich sittig geberden in der geheimen Absicht, sowie die Köchin wegsieht, ein Stück Fisch zu stehlen.

Wenn ich sagen sollte, daß meine Hoffnungen auf ein vergnügtes Souper nicht herabgestimmt waren, so müßte ich die Unwahrheit sagen: mit war sogar zu Muth wie dem Mann, der seine letzte Abendmahlzeit genossen hat und am Morgen durch einen Vorschneider der Kriminaljustiz dahin gebracht werden soll, wo nicht mehr gespeist wird, selbst nicht aufgewärmte Hechtköpfe. Kurz, ich hatte den Appetit verloren, wenn man ihn über gewisse Dinge verlieren kann. Der Virtuose war indeß ein Mann von Mäßigung, als gebornes Genie hatte er Achtung vor allen großen Köpfen und schonte den Hecht in den wesentlichen Theilen, mit denen der edle Fisch einst gedacht haben mochte; er schob also denselben dem älteren Vetter zu. Dieser entblößete sich nicht, den Hechtkopf einer strengen Prüfung zu unterwerfen, inwiefern noch Eßbares an seiner äußeren sterblichen Hülle vorhanden sey; lange und mit wissenschaftlicher Genauigkeit wandte er ihn hin und her, endlich war kein Stoff zur Untersuchung mehr vorhanden und der jüngere Vetter, derselbe, der den Sack getragen hatte, erhielt den Hecht. Hatte ich bisher mit stummer Bewunderung, die nicht ganz frei von sehr viel Ekel war, der Kunstreise des Hechtes zugesehen, so stieg jetzt mein Staunen auf den höchsten Grad, als ich den jüngeren Vetter mit einer Meisterschaft, die von jahrelanger Uebung zeigte, seine Präparationsversuche beginnen sah. Obwol Jude von Geburt und Ueberzeugung brachte der Vetter doch mit plastischer Deutlichkeit diejenigen Theile des Kopfes zu Tag, in welchen die lebhafte Phantasie des Volkes die Marterwerkzeuge Christi erblicken will. Bisher hatte ich geglaubt, daß nur die Präcision der Katzen mit dieser herrlichen Oekonomie Fische essen könne; dieser Vetter stand über den Katzen, wie der denkende Mensch über der Thierwelt. Das Wunder der Speisung der Tausende mit Fischen nach der Bergpredigt, so sehr ich es als Schulsunge, wo ich meinen Appetit mit denen der Jahrer Christi verglich, bezweifelt hatte: jetzt glaubte ich es. Dabei spie der Vetter wie jener Vulkan in der Andenkette, von dem A. v. Humboldt erzählt, wenn auch nicht Fische, so doch Gräten. Ich hatte genug, wie der Leser gewiß schon lange. Endlich verschwand der Teller, ich weiß nicht, ob vielleicht noch jemand seiner harrte: meinen Blicken ward er eben entzogen.

Während dieser Zeit hatte der Virtuose seinen edelgebildeten patriarchalischen Kopf in die blasse Hand gestützt, den Vettern zugesehen mit einem Lächeln, in dem sich Mißbilligung über der Vettern Gefräßigkeit und Unersättlichkeit nicht verkennen ließ. Wir sprachen unterdessen von seinen Reisen; ich fragte ihn, denn diese Frage durfte ihm wohl die liebste seyn, wo er das meiste Geld verdient habe? Wo denken Sie wohl, Herr H.? sagte er mit einem verschmitzten Lächeln. Ich rieth auf einige Landstriche in der Wallachei, wo, wie ich wußte, die Dukaten noch zu gedeihen pflegten. Er schüttelte ironisch lächelnd seinen Lockenkopf. — In Sibirien! — In Sibirien? rief ich erstaunt, denn wie alle Deutschen, konnte ich mir bei dieser geographischen Reminiszenz nur einen Landstrich denken, wo statt Beifallklatschen nur Prügel klatschen und man keine andere Musik hörte als die Seufzer der Unglückseligen. — Ja in Sibirien! Und er erzählte noch vieles von der Wohlthabenheit der Städte, von ihrer aufblühenden Kultur, welche von all den Verbannten herrührt, die sich nach überstandener Strafzeit dort niederlassen und ihren Geist, den man in Rußland nicht dulden wollte, den fernen Völkern einimpfen. So viel

erzählte er, daß ich am liebsten noch an demselben Abend mein Cello genommen hätte und nach Sibirien gegangen wäre.

Darauf rannten wir uns und mir träumte die ganze Nacht von Sibirien, wo mich von Stadt zu Stadt ein großer Hecht verfolgte und zu verschlingen bemüht war, während die Vettern Gustkow's ihn nur mit Anstrengung davon abzuhalten suchten; doch schlief ich wie alle Leute, die nicht gespeist haben, bis an den lichten Morgen.

Das war mein Souper bei Gustkow.

Pot-Pourri.

Das australische Gold

macht in der That Epoche, denn es ist offenbar in ungeheurer Menge vorhanden. In einem Briefe aus Sidney vom 18. Aug. heißt es: „Bei Fredericks Valley, auf Herrn Wentworth's Lande, thun die Goldgraber wirklich Wunder. Zwei Leute, Namens Hagban, gewannen in zwei Tagen für 150 Pf. St. Gold, und zwar in Stücken von 11½ und 14 Unzen. Es kommt im Quarz vor. Drei Matrosen haben bei den Waahbergen binnen 14 Tagen für 8000 Pf. St. geerndet. Bei Maitland soll ein neues Goldfeld entdeckt worden seyn, am Wyong Creek, der in den Wollombyhügeln entspringt. Das Alles verschwindet in Nichts gegen ein „tremendous fact", das sich in der Mitte Juli zutrug und das ganz Australien in die fieberhafteste Aufregung versetzte. Die „Bathurst Free Press" erzählt die Thatsache ausführlich. Ein Herr Suttor (nicht der Kalifornier Sutter) hatte berichtet, daß ein gewisser Mann an einem einzigen Tage für viertausend Pfund Sterling Gold gefunden habe, aber keiner glaubte ihm. Einige Tage später sagten die Leute, der Schwager Suttor's, Doktor Kerr, habe einen hundert Pfund schweren Goldklumpen gefunden. Da kam Mittags 2 Uhr W. H. Suttor, Esquire, mit zwei Frauszimmeln nach Bathurst gefahren, hielt in der Williamstraße an, zeigte dem Redakteur der „Free Press" zwei glänzende Klumpen gediegenen Goldes und begab sich dann mit seinem Schatze in die Union-Bank of Australia, wo in Gegenwart einer Anzahl achtbarer Personen ein Protokoll über den Fund aufgenommen und beglaubigt wurde. Man wog die beiden Stücke nebst anderen, und fand daß sie zusammen 102 Pfund 9 Unzen und eine Kleinigkeit darüber wogen. Drei Pfund hatte Doktor Kerr noch als Probe zu Hause gelassen. Somit ergeben sich 106 Pfund Gold, das ein australischer eingeborner Schäfer des Doktors auf der Oberfläche eines Quarzblockes gesehen hatte. Herr Kerr eilte sogleich an Ort und Stelle und fand drei Quarzblöcke. Der eine hatte einen Fuß im Durchmesser und 74 Pfund Gewicht; aus diesem gewann Kerr 60 Pfund lauteren Goldes; die beiden andern Blöcke waren etwas kleiner. Der Fundort liegt unweit von Murrods Creek am Anfange eines wellenförmigen Tafellandes, etwa 53 Meilen von Bathurst, 30 von Wellington und 18 Meilen vom Macquarifluße entfernt. Der australische Hirt hat für seinen guten Fund von Doktor Kerr zwei Herrden Schafe, zwei Reitpferde, ein Stück Landes, ein Joch Ochsen und noch andere Sachen erhalten."

Australien soll dem Auswanderer ein so mühevolles freudenloses Leben bieten, daß dadurch selbst die Strapazen in den ungastlichsten Gegenden des nördlichen Amerika übertroffen werden. Weder die Annehmlichkeit des Klima's noch die Fruchtbarkeit des Bodens entschädigen dafür. Es sey hier nur eine Plage beispielsweise erwähnt, die der unleidlichen Menge der Reptilien und anderen Ungeziefers. So häufig die Eidechsen sind und so oft sie den Ansiedler durch ihr häßliches abenteuerliches Aeußere wie durch ihre unheimliche Größe erschrecken, so wenig reichen sie an die Schlangenwelt. Die letzteren Reptilien sind der Mehrzahl nach giftig und nur der Biß einer kleinen Anzahl kann durch rasch angewandte energische Mittel, wie unverzügliches Ausschneiden der Wunde, geheilt werden. Oft sieht man eine vom Dach auf die Hausflur herabfallen, aus einem Stück Holz hervorkriechen, das man eben ins Feuer gelegt hat, oder findet eine todte Natter hinter einem Kasten seines Wohnzimmers. Jeder hohle Baum beherbergt Vipern und bei der ungeheuren Vermehrung dieser Thiere existiren unter den Rosten der Häuser bald nach ihrer Errichtung ganze Colonien dieser Bestien. Den Reptilien machen die Insekten den Rang streitig. Ein sehr häufiges, abschreckendes, wenn auch weniger gefährliches Thier ist der Tausendfüßler. Er gleicht dem europäischen, ist aber drei bis vier Zoll lang und beißt mit Symptomen von Entzündung. Gleich ihm wird die Tarantel überall gesehen. Die Hornisse legt ihre Eier in das trockene Faßwerk der hölzernen Häuser und ist wegen ihrer hösartigen Stiche sehr gefürchtet. In den Sümpfen wimmelt es von Blutegeln, die nur bei Regenwetter in lebhafte Bewegung gerathen und dann fast unbemerkt in die Kleider der in ihrer Nähe befindlichen Menschen kriechen und Blut saugen. Die zahlreichsten aller Insekten in Neu-Süd-Wales aber sind die Ameisen verschiedener Arten; jeder Zoll des Bodens, jedes Stück Holz ist von ihnen bewohnt. Die größeren rothen und schwarzen Ameisen sind einen bis anderhalb Zoll lang. Ihr Kopf ist mit zwei Zangen bewaffnet, mit denen sie alles packen; selbst auf einen Feuerbrand gehen sie los! Ihr Biß ist giftig und sehr schmerzhaft. Eine kleinere Art, die einen höchst unangenehmen Geruch hat, wird in den Häusern sehr lästig, da sie alle Vorräthe angreift und besonders im Zucker große Verwüstung anrichtet. Eine noch kleinere weiße Ameise höhlt die Balken, Schwellen und Sparren aus, so daß nur eine äußere Schale bleibt und ein solches Haus gefährlich zu bewohnen wird. Im Dickicht und im Wald wimmelt es von Zecken oder Holzböcken, die sich gern in das Fleisch der Thiere graben. Sie tödten oft Schweine und Hunde. Haussliegen, Schmeißfliegen, Pferdebremsen und anderes bekannte Ungeziefer sind natürlich in gleichem Ueberfluß vorhanden.

Die Smaragd-Grube im Rothen Meer.

Es stellt sich heraus, daß das Daseyn einer Smaragd-Grube im Berg Zabarah auf einer Insel im Rothen Meer längst bekannt gewesen ist. Dieselbe war unter dem Pascha von Egypten bearbeitet, aber in den letzten Regierungsjahren Mehemed Ali's waren die Operationen gehemmt worden. Vor kurzem erhielt eine englische Gesellschaft die Erlaubniß zum Graben, und ein unermeßlicher Reichthum als Ertrag steht in Aussicht. Neulich entdeckte ihr Ingenieur Mr. R. Allen in einer bedeutenden Tiefe Spuren eines großen Stollens (gallery), welcher die Zeichen sehr hohen Alterthums an sich trägt. Er fand hier uralte Werkzeuge und Geräthschaften und einen Stein mit einer hieroglyphischen Inschrift daran, größtentheils zerstört. Es erhellet, daß zu seiner Zeit Belzoni, dem die Welt so sehr verpflichtet ist für ihre Kunde von den Wundern Egyptens, es als seine Meynung hingestellt hat, daß diese Grube von den alten Egyptern bearbeitet worden, und die neueste Entdeckung bestätigt die Richtigkeit seiner Bemerkung. Die äußere Gestalt des Stollens und die Natur und Form der in demselben gefundenen Werkzeuge verrathen, heißt es, große Fertigkeit in der Ingenieurkunst. Durch die Inschrift auf dem Stein, so weit als dieselbe gelesen werden kann, ist man zu der Annahme gekommen, daß das Arbeiten in der Grube von Zabarah zur Regierungszeit des großen Sesostris begonnen (um das Jahr 1650 vor Christo), von dem das Alterthum sagt, daß er den Charakter eines Eroberers mit dem eines Fürsten von ungeheurer Unternehmung in den Künsten des Friedens verband.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 98.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 13. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Napoleon Ludwig Karl Bonaparte,

geboren zu Paris am 20. April 1808, ist der Sohn des ehemaligen Königs von Holland, Ludwig Napoleon Bonaparte (gestorben 25. Juli 1846) und der Königin Hortensia, Tochter des Generals Grafen v. Beauharnais und der nachmaligen Kaiserin Josephine, somit Neffe und Stiefenkel Napoleons, welcher sowie die Kaiserin Marie Luise von Oesterreich auch seine Taufpathen gewesen (er wurde nämlich erst am 4. Nov. 1810 vom Cardinal Fesch getauft, führte den Namen Ludwig bis 1831, wo er nach dem Tode seines Bruders, des vormaligen Großherzogs von Berg, den Namen Napoleon annahm, zufolge einer Anordnung des Kaisers, wonach stets das älteste männliche Glied der kaiserlichen Familie ihn führen sollte). Mit dem Herzoge von Leuchtenberg, dem Schwiegersohne des Kaisers Nikolaus hat er die Kaiserin Josephine zur Großmutter. Der Letzteren kinderlose Ehe mit Napoleon ließen diesen in Louis Napoleon und dessen älteren Bruder mit besonderer Zuneigung die Erben seiner Macht und seiner Plane erblicken. Die Geburt des Königs von Rom änderte wenigstens nichts in dieser Zuneigung. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, hatte er den jungen Prinzen auf dem Malfelde an seiner Seite, der ihm später auch folgen wollte. Aus Frankreich verbannt, lebte Louis Napoleon in Augsburg, wo er einen sorgsamen Unterricht erhielt, später mit seiner Mutter im Thurgau. Er hatte vorzüglich Neigung zu militärischen Studien. Die Julirevolution erfüllte seine Erwartung auf die Rückberufung der kaiserlichen Familie nicht und brachte nur eine zweite Verbannung. Er und sein Bruder (gestorben zu Forbi 1831) gingen nach Toscana und traten beim Aufstande in der Romagna in die Reihen der italienischen Insurgenten. England und Schloß Arenenberg waren dann sein Aufenthalt. An letzterem Orte veröffentlichte er einige Schriften, in denen der Grundgedanke einer „Wiedergeburt Frankreichs durch die Napoleoniden," die Verbindung der republikanischen Ideen mit dem kriegerischen Geiste der Nation entwickelt wird. Jener Gedanke scheint von da an auch der leitende seines Lebens, namentlich nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt (1832), geworden zu seyn. An Anerbietungen, Bekanntschaften und Einverständnissen in diesem Sinne fehlte es auch nicht. So reifte das freilich fast klägliche Attentat in Straßburg am 30. Oktober 1836, das den Prinzen in Haft nach Paris und schließlich nach Nord-Amerika brachte. 1837 nach Arenenberg zurückgekehrt, verließ er dieses, als die französische Regierung in Folge einer von L. Napoleon veranlaßten Schrift über das Straßburger Unternehmen von der Schweiz seine Ausweisung verlangte. Er ging nach England, wo 1839 seine „Idées Napoleoniennes" erschienen, die abermals eine Berufung auf die Kaiserideen, vermischt mit demokratischen und socialistischen Lehren, enthielten. Der Julidynastie wird darin der Mangel des Rechtes der Erblichkeit und Legitimität, so wie des Prinzips der Neuzeit, nämlich der Volkssouverainetät, nachgewiesen, da Louis Philipp's Erhebung durch keine Abstimmung der französischen Nation sanktionirt worden sey. Ein zweites Unternehmen, nicht unwahrscheinlich von der französischen Regierung selbst hervorgerufen, um der lästigen Umtriebe des Prinzen mit Erfolg los zu werden, die Landung bei Boulogne, endete mit der abermaligen Gefangennehmung und Verurtheilung des Prinzen. In dem bei jener Gelegenheit „im Namen des französischen Volkes" erschienenen „Dekret" L. Napoleons ist Herr Thiers, damals Ministerpräsident, zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt! Seltsame Wendung des Schicksals! Boulogne führte L. Napoleon nach Ham, und ein paar Tage bewohnte Herr Thiers dasselbe Ham, und das Gerücht bezeichnet ihn als die Seele eines Unternehmens, das für den 5. Dec. gegen den Präsidenten L. Napoleon berechnet gewesen sey! Am 26. Sept. 1848 trat L. Napoleon, in mehreren Departements gewählt, für das Yonne-Departement in die Constituante ein. Am 10. und 11. Dec. desselben Jahres erhielt er die ofteitirten 6 Millionen Stimmen und ward von der Nationalversammlung am 20. Dec. auf vier Jahre (näher bis zum 16. Mai 1852) als Präsident der Republik proklamirt. Wir schließen mit den Worten Regnault's in Bezug auf eine Stelle der von Herrn von Persigny oder von L. Napoleon selbst verfaßten „Londoner Briefe," in der man, wie Regnault schreibt, „ein hartnäckiges Vertrauen bemerkt, das vor keiner Unternehmung zurückbeben darf. Oftmals kann dieser blinde Fanatismus die Stelle des Genies ersetzen, indem er die zu jedem Gelingen nothwendigen Eigenschaften: Thatkraft und Ausdauer, entwickelt. Auf diese Weise erklärt sich das große Glück mittelmäßiger Menschen. Der Glaube ist stets mächtiger als der Verstand, und selbst der Götzendienst, der mit einem Namen getrieben wird, reicht hin, um zu großen Erfolgen zu führen." Wie viel Wahres liegt in diesen Worten!

Die Gefährlichen.

Erzählung von Luise von G.

(Schluß.)

VI. Ein junges Mädchen im Verhör.

Zwei Tage waren verflossen, und Herr von Einegg war noch immer nicht zurückgekehrt. Wir müssen noch erwähnen, daß der Geheimerath auf Elsbeth's dringende Einladung seinen Wagen unten aus dem Dorfe hatte holen lassen und samt seiner Dienerschaft das Schloß bewohnte, um die Ankunft seines Freundes, den er sprechen zu wünschen erklärte, abzuwarten. Er war den ganzen Tag Roswitha's unabweislicher Begleiter, es schien, als wolle er alle Aufmerksamkeiten, die Elsbeth seinem Sohne gewidmet hatte, an ihrer Tochter vergelten.

Es war aber nicht möglich, das liebliche Geschöpf so viel zu sehen, ohne von ihrem harmonischen, echt weiblich demüthigen und selbstlosen Wesen gewonnen zu werden. Ueberdies faßte sie bald Zutrauen zu dem freundlichen alten Herrn, und es herrschte ein Verhältniß zwischen ihnen, als hätten sie sich jahrelang gekannt.

Roswitha ging in den Blumengarten, um Rosen abzuschneiden, welche die Mittagstafel schmücken sollten; dahin begleitete sie ihr alter neuer Freund, mit dem Vorsatze, sie jetzt „vorzunehmen."

Er begann mit Berechnung: Wenn heute Abend Ihr Herr Vater nicht zurückkehrt, muß ich dennoch, ohne ihn gesprochen zu haben, mit meinem Sohne Ihr gastliches Haus verlassen; meine Zeit ist abgelaufen.

Wita wechselte die Farbe, aber sie sagte nichts.

Mein Sohn fürchtet, daß, nachdem er so lange in dieser schönen Gegend verweilt, er nur schwer sich wieder an den Stadtaufenthalt gewöhnen wird.

Da der Geheimerath nun schwieg und immer schwieg, so sagte endlich das arme gequälte Kind mit gepreßter Stimme: Es hängt doch wohl nur von Ihrem Herrn Sohne ab, auf das Land zurück zu kehren, wann er will — es ist ja sein freier Wille, zu gehen.

So wissen Sie nicht, daß Ihr Herr Vater ihn nicht mehr im Hause haben will?

Wita sah den Geheimenrath gespannt an, als verstehe sie ihn nicht.

Ja, ja, er will ihn nicht behalten, er hat es mir geschrieben, und ich glaube — Sie sind die Ursache!

Wita wurde nun dunkelroth, aber der Geheimerath sah ihr an, daß sie etwas plötzlich begriff; doch sagte sie nur leise: Das ist ein Mißverständniß, ein Irrthum!

Nein, nein, kein Irrthum, Ihr Vater will ihn um jeden Preis los seyn — er scheint ihm zu gefährlich!

Wita entgegnete hierauf nichts — sie konnte ja die lächerliche Leidenschaft der Frau ihres Vaters nicht verrathen — aber zwei dicke Thränentropfen perlten in den Strauß, den sie vor ihr Gesichtchen hielt.

Fräulein Wita, Sie sind so ein liebes, gutes Kind, sagte der Geheimerath, indem er ihre widerstrebende Hand ergriff — Sie haben alle Eigenschaften, die an einem jungen Mädchen entzücken und beglücken — nur Eine fehlt Ihnen, fügen Sie die noch hinzu und Sie sind unwiderstehlich!

Wita hob fragend die nassen Augen zu ihm auf. Seyen Sie offen! offen und ehrlich! Gestehen Sie mir, daß mein Sohn Sie liebt, Ihnen nachläuft, Sie verfolgt — ich verspreche Ihnen, daß ich ihm nichts sagen, ihn nicht schelten will — es ist ja ohnedies nicht anders möglich!

Sie irren, Herr Geheimerath! Ihr Herr Sohn hat, obgleich er seit sechs Wochen hier ist, noch nie ein Wort mit mir gesprochen — so wie er gestern und vorgestern in Ihrer Gegenwart mit mir sich benahm, so ist er immer!

Fräulein Wita! Fräulein Wita! Bedenken Sie, daß Sie mit diesem Läugnen Ihren eigenen Vater Lügen strafen!

Mein Vater — mein Vater, preßte das arme Kind mühsam hervor — mein Vater hat gewiß nicht gelogen — aber ein Irrthum . . .

Liebes Fräulein! hier kann ja gar kein Irrthum herrschen! Sie sind die einzige junge Dame im Schlosse . . .

O Gott, fragen Sie nicht weiter, Sie martern mich vollständig, und ich darf Ihnen doch nicht die Wahrheit sagen!

Als eben der Geheimerath von Neuem in Roswitha dringen wollte, ließ sich Wagengerassel vernehmen, und wie ein vom Altar gerissenes Opfer, so freudig lief Wita dem Wagen entgegen, der ihren Vater brachte.

Sie stürzte ihm, als ihrem Erretter, mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit in die Arme; dem Ober-Forstmeister aber war die Freude des Wiedersehens etwas durch den Anblick seines alten Freundes, des Geheimenraths, verdorben. Er, der nie verlegen wurde, wurde es jetzt, und das entging seiner Tochter nicht.

Ich komme selbst, um dich möglichst schnell von der Gegenwart meines Sohnes zu befreien — er ist wirklich gefährlicher, als ich dachte, sagte der Geheimerath, dem Freunde die Hand schüttelnd.

Ein Wink des Vaters entfernte Wita, dann faßte er Herrn von Harder unter den Arm und führte ihn in sein Zimmer.

Ich muß dir Alles erklären . . .

Ist nicht nöthig, lieber Einegg, ich begreife und weiß Alles . . .

Du weißt Alles?

Und vergebe dir von ganzer Seele — nur begreife ich nicht, warum du nicht einfach Alles gehen ließest — es würde sich doch zuletzt zum Guten aufgelöst haben — ich habe nichts dagegen!

Alle Wetter! du bist sehr gnädig, Harder! Du hast nichts dagegen! Charmant! Aber ich habe dagegen! Meine Frau . . .

Nun, du wirst dich doch nicht noch in deinen alten Tagen unterm Pantoffel beugen, nachdem du früher immer Herr im Hause warst.

Eben deßhalb.

Nun, eben deßhalb kannst du nichts gegen Benno als Schwiegersohn einzuwenden haben. Gib ihm deine Tochter . . .

Meine Tochter? — Und Einegg riß die Augen wie ein Erwachender auf, der nichts begreift.

Mein Gott! Von was reden wir denn sonst — wie bist du zerstreut geworden! Diese Liebschaft zwischen den Kindern . . .

Liebschaft? — Und sich höchlichst verwundernd, setzte er langsam hinzu: Lieben sie sich denn wirklich?

Welche Frage! Deßwegen hast du mich ja hergesprengt!

Ja so, sagte sich fassend und zurechtfindend mit aller Geistesgegenwart der Ober-Forstmeister, ich meyne nur — ich meyne nur, ob sie sich auch recht tüchtig lieb haben, so lieb, daß es ausreicht, bis zum Ende?

Schulmeister! Bei denen ist die Liebe sie selber, keine Treibhauspflanze — sieh sie nur an!

Nun, nun, wenn das wirklich so ist, rief mit außerordentlich vergnügtem Gesicht der Ober-Forstmeister, so will ich dem Glück der Kinder nicht im Wege stehen und deiner größeren Menschen- und Herzenskenntniß vertrauen.

Diese Auskunft, seine Leiden zu beendigen, war dem lebensfrohen Egoisten über alle Maßen willkommen. Seine Frau wurde bestraft, ohne daß er den Aerger einer Scene hatte, und seine einzige Tochter bekam einen guten und braven Mann; es war, wie er sich schmunzelnd ausdrückte, eine äußerst „wohl assortirte" Partie.

Die Präliminarien zur Verlobung waren also fertig, es blieb nur noch die eigentliche Erklärung zwischen den Liebenden übrig, und Benno benahm sich hier, von seinem Vater ironisch aufgefordert, sich nun endlich dem Fräulein gegenüber zu erklären und „sein zurückhaltendes Benehmen aufzugeben", ganz muthig und unerschrocken; vielleicht trug der Zorn über seines Vaters falsche Beschuldigungen dazu bei.

Die beiden Väter fanden das Paar Hand in Hand mit leuchtenden Augen, und der Geheimerath fragte die Braut: Hat er nun endlich mit Ihnen gesprochen — Perle der Verschwiegenheit?

Wita aber flüsterte, als er sie umarmte, ihm zu: Später werden Sie einsehen, wie Unrecht Sie uns Beiden gethan.

Elsbeth's Freude über die Verlobung, die ihr Einegg in Gegenwart aller Uebrigen mittheilte, war ziemlich gemäßigt. Sie klagte bald über heftiges Kopfweh und zog sich für einige Tage auf ihr Zimmer zurück; als sie aber wieder erschien, zeigte sie eine auffallende Sorgfalt und Liebe für ihren Gemahl, die dieser mit dankbarer, aber etwas ironischer Miene hinnahm, während Benno sie ihm von Herzen gönnte.

Bei dem Verlobungsfeste hielt der Ober-Forstmeister eine lange Rede, deren Schluß war:

Nun bleibt mir nur noch übrig, der verehrten Gesellschaft die Motive zu der heutigen Verlobung mitzutheilen. Sie glauben, es sey die sehr natürliche Zuneigung zwischen zwei jungen hübschen Leuten — die Sache liegt aber viel tiefer. Benno führt meine Tochter, Roswitha, als eheliche Hausfrau aus demselben Grunde heim, aus welchem ich kürzlich meine, mir gegenübersitzende geliebte Elisabeth heimgeführt. Sie staunen, und doch ist es so. Der Grund ist, daß wir Beiden, Benno und ich, zu gefährlich sind. Ja, lachen Sie nur. Elsbeth wollte aus meinem Hause fort, weil ihr meine Gesellschaft zu gefährlich schien, und erst bei ihrem drohenden Verlust entdeckte ich meine große Liebe zu ihr und machte mich ungefährlich, indem ich ihr Ehemann wurde. Benno aber war mir zu gefährlich für die Ruhe meines Hauses — da

haft mein alter Freund noch und machte ihn sans conséquence!

Da erhob sich der Geheimerath und rief lachend, daß ihm die Thränen aus den Augen fielen, denn jetzt war ihm längst der Zusammenhang bekannt: Es leben die Gefährlichen!

Die Blumenzucht zur Toilette.

Vom Kopfputz aus natürlichen Blumen im Allgemeinen und insbesondere vom Kopfputz à la Flore, à la Cérès und à la Pomone.

Die Blumenzucht zur Toilette besteht in der Kenntniß, der Wahl, der Pflege, der Anwendung und der Bedeutung aller zum Schmuck des Menschen geeigneten Pflanzen, ist eine Wissenschaft, so alt wie die Zeit, da sie sicherlich bis zu der ersten Frau hinauftreicht, welche eine Blume pflückte, um ihr Haar damit zu zieren. Sie ist vornehmlich wichtig für den Kopfputz, hat Bezug auf die Kunst, sich zu kleiden, und Einfluß auf die Haltung, wird bei einer sorgfältigen Erziehung berücksichtigt und schleicht sich, da bei unserer neuen Civilisation die geringfügigsten Dinge Bedeutung gewinnen, sogar in die Politik, welche ihre Ansichten und Leidenschaften in den Blumen veranschaulicht, die man im Knopfloch, im Bouquet oder Kranze trägt. Die Blumenzucht zur Toilette ist ein Zweig des Feldbaues, gehört zu den ältesten Erfindungen, und hat man unterlassen, ihre Gesetze und Vorschriften fest zu bestimmen, so geschah dies nicht aus Mangel an Beispielen und Deutungen, sondern einzig weil man den Zusammenhang in Kenntniß der Pflanzen und der Menschheit bis jetzt sehr wenig beachtet hat. Der Fehler trifft uns und nicht die Wissenschaft.

Ein Franzose, Namens Jules Lachaume veröffentlicht ein zierliches Werk, unter dem Titel: „Die natürlichen Blumen oder Abhandlung über die Kunst, Kränze, Hauptschmuck und Bouquets aller Art für Bälle und Abendgesellschaften zu ordnen", und eröffnet hiermit dem Anscheine nach eine neue Bahn, auf welcher jedoch die Gelehrsamkeit Gelegenheit findet, die interessantesten Einzelheiten und reichsten Gaben zu neuer Verwendung mit vollen Händen zu liefern.

Herr Lachaume schildert in großen, allgemeinen Zügen die Entwickelung der Kunst in Anordnung von Schmuck und Blumenkränzen und zieht daraus ein für die wahre und edle Kunstgärtnerei so günstiges Resultat, daß wir uns gedrungen fühlen, hier mitzutheilen, was er Artiges über diesen Gegenstand äußert:

„Zu der Kindheit süßesten Freuden gehört es, Kränze von Blumen zu binden, welche auf Wiesengründen oder im Waldesschatten sprossen.

Der schüchternste Liebende wagt es, durch Darreichung eines Strausses seiner ersten Gluth Sprache zu leihen. Die unschuldige Schönheit überläßt dem Bevorzugten die Blumen, welche ihre Hände der Flur raubten, welche ihre Stirn schmückten oder an ihrem Busen welkten.

Sogar das Alter ist noch den Blumen hold, und oft ist des Greises letzter Wunsch, daß ein Blumenkranz auf sein Grab gelegt werde.

Kränze und anderer Blumenschmuck waren schon im höchsten Alterthume üblich. Bei den Griechen und Römern war der Blumenkranz der gewöhnliche Kopfputz der Vornehmen, der Philosophen und aller Freunde von Vergnügungen. Sie wurden nicht nur zur Zierde, sondern auch um der Nützlichkeit willen, als Schutz und zu Verdeckung natürlicher Fehler getragen. Sokrates' Haupt war immer mit Blumen bekränzt, Alcibiades wechselte dreimal des Tages den Blumenschmuck um seine Stirn. Anakreon umschlang im achtzigsten Jahre den Schnee seiner Locken mit jungen Rosen. Cäsar, schon mit dreißig Jahren kahlköpfig, konnte diesen Fehler mit Hülfe von Blumenkränzen den Schönen Roms lange Zeit verbergen.

In Athen wie in Rom durfte man sich ohne Blumenkranz nicht öffentlich zeigen, weder im Circus, noch im Theater, noch in der Akademie. Der Kranz war Nothwendigkeit für Jeden, der zu einem Feste geladen war.

Das Mittelalter verwarf die Blumenkränze und setzte an ihre Stelle Goldkronen, welche, durch kostbare Steine bereichert, die Stirn der Könige, der Herzoge, Fürsten, Grafen, Barone schmückten.

Ludwig XIV. brachte während seiner Herrschaft den Lorbeerkranz für die Helden wiederum in Aufnahme und behielt den Blumenkranz für die Fabelgötter bei.

Im achtzehnten Jahrhundert trug man Perlenschnüre, Federbüsche, Diamanten und einige Guirlanden, welche die Hofdamen über ihre Reifröcke hingen.

Zur Zeit des Kaiserreichs sah man wenig Blumenschmuck.

Während der Restauration waren die künstlichen Blumen sehr üblich. Jedermann trug sie, von der schlichten Bäuerin, die eine Phantasieblume an ihre Mütze steckte, bis zu der Herzogin, welche die Sammetrosen und diamantenbesetzten Atlasblätter den natürlichen Rosen vorzog.

Sonst huldigte man den Schauspielern im Theater, indem man ihnen zierliche, eigens für diesen Zweck gewundene Blumenkränze zuwarf, jetzt begnügt man sich, hierzu verwelkte Sträuße zu verwenden, die man zufällig in der Hand herumgedreht, den ganzen Abend an die Nase gehalten, hat und zu nichts mehr zu nützen weiß. Die Schauspieler antworten in ziemender Weise auf diese geschmacklose Ehrenbezeugung. Die Blumen, von ihren Dienern mit dem Besen zusammengekehrt, dienen, die üblen Gerüche zu mehren, welche tausend verwesende Gegenstände jeden Morgen in der Hauptstadt verbreiten, um, von dort fortgebracht, die Felder der außerhalb Paris zu düngen.

In unseren Tagen scheint man die schönen Zeiten der alten Griechen und Römer zurückführen zu wollen. Die natürlichen Blumen kommen wieder zu Ehren. Schon kann eine Weltdame auf keinem Ball, in keiner Gesellschaft ohne eine Rose oder Kamelie an der Brust erscheinen. Hoffen wir, daß man nicht hierbei stehen bleibe, daß bald bei jenen Vergnügungsfesten der Kranz, der Strauß eine Nothwendigkeit seyn werde. Weßhalb sollten unsere vornehmen Damen nicht sogar ihre anmuthigen Hüte gegen graziöse, wohlriechende Blumenkronen vertauschen? Diejenigen vornehmlich, welche sich durch ein charakteristisches Merkmal vor der Menge auszuzeichnen wünschen. Jedermann kann Bänder und künstliche Blumen tragen, man muß aber reich seyn, um einen stets frischen Schmuck natürlicher Blumen zu haben, denn diese welken schnell, und jede kann nur einmal zum Festschmuck dienen. Ich weiß kein sichereres Mittel für die vornehme Welt, sich von der Mittelklasse zu unterscheiden. Blumen sind überdies das natürliche Sinnbild des Luxus, des Reichthums und Ueberflusses. Wir sind überzeugt, früher oder später werden sie den mißgestalteten, thörichten Hut und die Gaze-, Tüll- und Batisthaube verdrängen, die noch thörichter und häßlicher ist, als der Hut."

In Folge dieses glänzenden Einganges stellt Herr Lachaume sich kühn auf die revolutionäre Seite. Er wünscht die von ihm angedeutete Veränderung dringend, will sie vorbereiten und giebt, um sie herbeizuführen, eine Folgereihe von Rathschlägen und Schilderungen in der Hoffnung, sie gemeinnützig zu machen.

Ueber die Kunst, das Haupt mit natürlichen Blumen zu schmücken, hat übrigens ein angesehenes Mitglied vom Orden Jesu eine lange lateinische Abhandlung geschrieben, eine Merkwürdigkeit, deren Daseyn unsere Damen sicherlich nicht vermuthen.

Wir lassen nunmehr die Schilderung dreier verschiedener Köpfe mit lebendem Blumenschmuck folgen, von denen der erste seit 1847, der zweite seit 1851 wieder Mode geworden, der dritte ausnahmsweise hier und da wieder gesehen worden ist.

Hauptschmuck à la Flora.

Er kleidet Personen wohl, bei denen Verhältnisse und Züge

tadellos sind und sich dem griechischen Typus nähern, wenn nicht ihn ganz vor Augen stellen. Vornehmlich muß das Profil zu denen gehören, welche man auf den alten Basreliefs findet. Es gehören dazu lose, wellenförmige Bänder, der Haarbund gelockt in den Nacken herabhängend, nur durch ein Band zusammengefaßt. Der Kranz bildet kein Diadem, wird aber hinten und unten am Kopf durch einen Knoten verbunden, um, immer breiter werdend, über der Stirn zusammengefunden. Dieser Kranz wird von schimmernden Blumen, als Rosen, Narzissen, Kamelien, Nelken oder Orchiden, gebunden, mit Heidekräutern, mit zweireihigen Cypressenblättern eingefaßt und endet oben in schlanteren und leichteren Blättern, Zweigen und Blumen. Ohrringe und Halsband in antiker Form passen vortrefflich zu diesem Haarschmuck, welcher, obwol vor zweitausend Jahren erfunden, immer schön, immer neu, immer höchst geschmackvoll bleiben wird.

Ceres-Kopfputz.

Hier lassen wir Herrn Lachaume sprechen: „Zu diesem Haarschmuck gehören flache oder lose Bänder. Er ist sehr graziös, kleidet aber nur Personen wohl, welche einen sehr gut gebauten Kopf haben; auf einem breiten Kopf würde er sich schlecht ausnehmen. Er muß immer nach vorn ein Diadem in der Stirnhöhe haben, muß vorzugsweise von kleinen Blumen, Rosen oder kleinen Kamelien, mit Veilchen, chinesischen Sternblumen und Nelken gebunden werden. Heidekraut oder ein ganz leichtes Laub gehört unbedingt dazu.“ Wir erlauben uns hinzuzufügen, daß man nie eine Ceres ohne Getreideähren gesehen hat, und nichts ist anmuthiger in einem Haarschmuck, als Aehren von Theokrit-Gerste oder sechsreihiger Gerste, von Weizen und anderen schönen Getreidearten. Man trocknet sie, bestreicht sie mit Gummi, legt sie auf Gold- oder Silberblätter und nimmt, wenn der Gummi trocken ist, das Ueberflüssige der Metallblätter mit einer Vergoldebürste fort. Von diesen Aehren binden die Damen Bouquets und benutzen sie während des Winters.

Kopfputz à la Pomona.

Dieser ist nur vollen Personen Aeußern, welche ein etwas breites Gesicht und frische Farben haben. Der Kranz ist breit, von den ausgesuchtesten, üppigsten Früchten und Blättern. Am oberen Rande der Kleidercaille wird ein gleicher Kranz getragen. Für diesen Schmuck giebt es Hülfsquellen, welche vielen Künstlern unbekannt sind. Die Früchte der Aristidia cremulata nehmen sich dabei allerliebst aus, haben das Aussehen von Trauben aus Korallentügelchen, und diese Staude trägt den ganzen Winter in unseren Gewächshäusern Früchte. Die kurze Fruchtähre des Chamaerops humulis thut dazu nicht minder eine herrliche Wirkung, und man zieht sie auch im Winter, wenn man diese Palme ein wenig warm hält. Mehrere Dornbüsche oder Crataegus bieten reichen Stoff. Die weißen Beeren des Kreuzer oder Viscum album mit ihren zähen, nicht welkenden Blättern sind köstlich, gleich den perlenartigen Beeren der Rhipsalis. Wir haben gesehen, wie man in Rücksicht auf Verfertigung solcher im Winter 1850 sehr viel getragener Pomona-Kränze verschiedene kleine Kürbisse zog, deren Früchte, als Aepfel, Orangen, Birnen und Flaschenkürbisse, höchstens acht Centimeter messen. Ihre Farbe war verschiedenartig. Zudem untermischt man die natürlichen Früchte mit künstlichen von Glas, wovon man vornehmlich Weintrauben macht.

Pot-Pourri.

Ein Ungeheuer in Californien.

Gegenwärtig ist zu Washington das größte Probestück von grizzly bear (graulichem Bären) zu sehen, der je innerhalb des Bezirks des californischen Staates gefangen worden. Das Thier wiegt über 1000 Pfund und ist eben so wild und grimmig, als seine Gestalt fürchterlich ist. Es ist von großem Interesse für zoologische Beobachtungen. Der Grizzly Bear ist durch Größe und Wildheit der furchtbarste von allen Bären, einmal so groß als der schwarze Bär, dem er jedoch in seiner Schnauze hervortretenden Stirn und schmalen, abgeschlanken und gedehnten Schnauze etwas Aehnlich sieht. Seine Hundszähne sind von gewaltiger Größe und Kraft, seine Füße enorm groß, die Vorderfüße über 9 Zoll breit und die Hinterfüße, außer den Krallen, 11¾ Zoll lang und 7 Zoll breit. Die Krallen sind oft über 6 Zoll lang. Er kann daher vortrefflich graben und wühlen, aber nicht auf Bäume klettern, wie seine andern Verwandten. Seine Haarfarbe ist sehr variirend und durchläuft alle Schattirungen von hellgrau bis zu schwarzbraun, während die letztere Färbung vorherrscht. Es ist gewöhnlichen immer graulich durch Untermischung mit in's Graue fallendem Haar, während nur die braunen Haare grau von Spitze sind. Das Haar selbst ist im Allgemeinen länger, feiner und wolliger als das des schwarzen Bären. Sein Hauptaufenthalt ist die Nachbarschaft der Rocky Mountains, wo er in waldigen Gegenden und zwischen verstrichtem Gebüsch und Unterholz eben so als Monarch herrscht, wie der Löwe in den Sandwüsten Afrika's. Selbst der Bison (Buckelochs) kann seinem Angriff nicht widerstehen. Seine Stärke ist so groß, daß er die schwere Carcasse dieses Büffels nach einer passenden Stelle schleppt, um sie hier zu verscharren. Die Indianer haben einen wahren Schauder vor ihm. Seine furchtbare Lebenszähigkeit macht ihn noch gefährlicher, denn wiederholte Wunden, die anderen Bestien augenblicklichen Tod brächten, kann er ertragen und dennoch eklig seinen Feind verfolgen. Mißlingt es also dem Jäger, ihn durch's Gehirn zu schießen, so ist er in einer äußerst gefährlichen Lage.

Das Berliner Witzblatt „Kladderadatsch“ enthält in seiner Nummer vom 30. Nov. merkwürdigerweise folgenden Wochenkalender: Montag, 1. Dec. Der Republikaner Lagrange schwört, er werde die Republik im Stiche lassen nur mit dem Bayonnet im Leibe. Dienstag, 2. Dec. Hierauf versetzt Louis Napoleon, auch er werde die Republik im Stich lassen nur mit dem Bayonnet im Leibe — einiger Volksverteter. Mittwoch, 3. Dec. Hierauf versetzt Lagrange, er hoffe dem Präsidenten zuerst die Spitze bieten zu können. Donnerstag, 4. Dec. Hierauf versetzt der Präsident, daß das ihn gar nicht berühren werde. Freitag, 5. Dec. Hierauf versetzt das französische Volk Louis Napoleons Hoffnungen den Todesstoß. Sonnabend, 6. Dec. Hierauf versetzt Louis Napoleon alles, was er noch besitzt, und läßt die Republik im Stich, allein ohne ein Bayonnet, noch sonst etwas Warmes im Leibe zu haben.

Londoner Wohlthätigkeit.

Die großartigen und mannigfaltigen Wohlthätigkeits-Anstalten von London verwandten im Jahre 1850 die ungeheure Summe von 1,764,733 Pfd. Sterl. (12 Millionen Thalern) zu ihren Zwecken. Von dieser Summe wird jährlich über eine Million Pfd. Sterl. durch freiwillige Beiträge aufgebracht, während das Uebrige aus Fundations-Einkünften, aus dem Ertrage des Verkaufs von Publicationen zum Besten jener Anstalten und aus extraordinairen Einnahmen besteht.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 99.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 17. Dezember.

Regina.

Eine märkische Familiengeschichte.

I. Der Nabenkrug.

Mittag war's und beinahe senkrecht fielen die glühenden Strahlen der Julisonne in den breiten Sandweg, der durch den Wald nach dem Ordenshause führte. Tiefe Stille athmete rings, regungslos standen die glänzend grünen Fichten und Kiefern und hauchten jenen würzigen Harzgeruch aus, den ihnen nur der Sonne heißester Kuß entlockt; selbst das Gesumme der Mücken und Fliegen verstummte und es ward so stille im Walde, daß man die einzelnen Nadeln fallen hörte, hier eine, dort eine.

Ein Stück märkischer Poesie.

Und dort, wo der Sandweg ein Knie macht, da steht, rechts, hart an dem hals zugefallenen Graben, ein plumpes Kreuz von röthlichem Bruchstein, das ist mit Moos bewachsen und Buchstaben sind hineingegraben, die keiner mehr lesen kann, und die einzige Birke unter all dem Nadelholz hier, die neigt sich so zart und so zärtlich über das Kreuz, als wolle sie es den Blicken derer entziehen, die daran vorüberwandeln auf dem Sandwege zum Ordenshause.

Ein seltsames, pfeifendes Knirschen tönt durch die tiefe mittägliche Stille und das Knuchen von Rossen wird laut, vor dem Steinkreuz aber hält alsbald eine elegante Reisekutsche mit vier Pferden bespannt. Die Rosse sind mit Schweiß bedeckt, denn die schmalspurigen Räder des nicht landüblichen Fuhrwerks schneiden zu tief ein in den losen Sand; der Bediente, der neben dem Kutscher sitzt, schläft. Eine kleine Hand öffnet von innen die Portiere und eine junge Dame steigt behend aus dem Wagen.

Und im Wagen erhebt sich eine verdrießliche Stimme, die spricht: „aber, meine gnädigste Tante, Sie holen sich den Sonnenstich, hier, in dieser Hitze —"

„Schweigen Sie, Fritz", antwortet die Dame gleichgültig und doch befehlend, „steigen Sie aus und halten Sie mir den Schirm!"

Ein tiefer Seufzer war die Antwort auf diese Replik, dann erschien erst das rothe Angesicht, endlich die ganze Figur eines sehr wohlbeleibten Herrn, der mühsam und sichtlich höchst verdrießlich aussteig, indeß ohne ein Wort zu sagen den Sonnenschirm, den er aus dem Wagen nahm, öffnete und ihn über das Gesicht der Dame hielt. Die Dame zeichnete stehend das Steinkreuz am Wege mit der Birke darüber und der blauen Campanula darvor und dem pittoresken Hintergrund der düstern Fichten in ihr Taschenbuch, eine kleine flüchtige, aber zierlich-saubere Crayonskizze. Während des Zeichnens sagte die Dame ohne den schirmhaltenden Herrn anzusehen: „Sie müssen heute sehr zufrieden mit mir seyn, Fritz, es ist schon das drittemal, daß ich Ihnen Gelegenheit gebe, mir gefällig zu seyn!"

„Ja, sehr zufrieden," antwortete der Neffe mit kläglicher Stimme und trocknete mit der Linken die glühende Stirn, „sehr zufrieden, gnädige Tante!"

Beim Tone dieser kläglichen Stimme wendete sich die Dame um und ließ aus ihren hellen, großen Augen einen schalkhaften Blick auf den stöhnenden Kavalier fallen — es lag eine allerliebste Bosheit in den feinen liebreizenden Gesichtzügen, das trotz der Mittagsgluth nur eine leichte Röthe zeigte — und sprach: „Sie sollen mich nicht Tante nennen, Fritz, es klingt so albern, ein alter, dicker Mann wie Sie und eine junge Dame wie ich, Neffe u Tante! Erinnern Sie mich nicht immer an die Albernheit, die dieser arme Leutrum dadurch begangen hat, daß er sich mit mir trauen ließ!"

Herr Fritz von Stabrow — es ist Zeit, daß wir seinen Namen erfahren — sah jetzt wirklich so böse aus, als es natürliche Gutmüthigkeit und sein dickes rothes Gesicht zuließen, „alter dicker Mann," murrte er ein paarmal vor sich hin und in seinem Zorn antwortete er fast grob: „Nun, wenn die gnädige Frau es albern finden, daß sich mein Onkel Leutrum mit Ihnen trauen ließ, so . . . . ."

„So," fuhr die Dame leise lachend fort, „habe ich nichts dagegen, denn durch seine alberne Heirath hat mich Onkel Leutrum um drei schöne Güter gebracht, und ich muß mich jetzt entsetzlich quälen, um durch eine Heirath mit seiner Wittwe wieder in Besitz derselben zu kommen."

Herr von Stabrow machte ein ungewöhnlich einfältiges Gesicht, als er das vernahm; seine grauen Augen stierten die Dame verdutzt an und der halboffene Mund verlieh ihm ein so lächerliches Ansehen, daß die Baronin von Leutrum laut auflachte.

„Gnädige Tante!" stotterte Stabrow.

„Sagen Sie, Fritz", sprach die Dame weiter, indem sie ihr Taschenbuch schloß und sich leicht in den Wagen schwang, „Sie glaubten wohl, Ihre Plane auf meine Hand und meine Güter wären mir verborgen?"

„Ich dachte das allerdings", antwortete der Neffe kleinlaut, aber aufrichtig und nahm seufzend seinen Platz neben der schönen Tante wieder ein.

Spöttisch lächelnd sah die Dame den armen Menschen an, der, sonst ein ganz tüchtiger, verständiger Mann, sich gerade dieser kleinen Wittwe gegenüber in fortdauernder, peinlicher Verlegenheit befand. Langsam fuhr der Wagen fort; Herr von Stabrow wagte die Baronin nicht anzureden und diese bekümmerte sich durchaus nicht um ihn, blätterte in ihrem Album, las darauf einige Seilen in einem französischen Roman und reichte denselben endlich dem Neffen mit den kurzen Worten: „da, lesen Sie mich in den Schlaf, ich bin müde!" die junge Dame ließ sich nachlässig rückwärts sinken, kreuzte die runden Arme unter der Brust und schloß die schönen Augen.

Mit einem seltsamen, halb furchtsamen, halb zornigen Blick starrte Herr v. Stabrow bald in das Gesicht der Dame, bald in das französische Buch, denn was er von dieser schweren auslänbischen Sprache auch einst auf der Ritter-Akademie in Brandenburg gelernt haben mochte, das hatte er längst wieder vergessen. „Lesen Sie doch, Fritz", sprach die Dame halb im Schlaf, der aber las nicht, sondern fuhr fort, der Baronin ins Angesicht zu sehen, die nun nach und nach bei der sanften Bewegung des Wagens im tiefen Sande, bei dem einschläfernden Duft des Kiefernwaldes in einen sanften Schlummer versiel. In der That, es war ein schöner Anblick, dieses schlafende, jugendliche Weib! Die lange, weiche Wimper über dem geschlossenen Auge, das zarte Geäst der blauen Adern auf der glatten Haut, das schlichte, aber glänzende aschblonde Haar an der stolzen hohen Stirn und die leichten, leisen Athemzüge, welche die Brust hoben und dann

um die vollen Lippen spielten, warm und weich, wie der Abendwind im Süden um die Purpurfrucht der Granate.

Herrn v. Stabrow wurde ganz poetisch zu Muth, er lobte, trotz der Hitze, in seiner Laune in diesem Moment nur das schlafende schöne Weib, nicht die Besitzerin von drei vortrefflichen Rittergütern. Er schwankte einige Augenblicke, dann gab er dem sehnenden Verlangen nach, beugte sich seitwärts und drückte einen herzhaften Kuß auf die schwellenden Lippen der Dame.

Die Baronin erhob sich mit einer raschen Bewegung aus ihrer ruhenden Stellung, sie öffnete die Augen weit und warf einen einzigen, aber wirklich grobartig zornigen, Blick auf Herrn v. Stabrow, der, von diesem Blick getroffen, fast entsetzt zusammenschreckte. Indeß nur eine Sekunde flammte das Licht des Zorns in den schönen Augen, das feine Gesicht nahm seinen gewöhnlichen kühlen, beinahe impassiblen Ausdruck wieder an und mit fester Stimme rief die Baronin ihrem neben dem Kutscher sitzenden Diener zu: „Clement, lassen Sie halten, steigen Sie ab, Herr von Stabrow will draußen sitzen und sich in der Gegend umsehen!“

Der Diener stieg gehorsam ab, Herr von Stabrow machte erst ein sehr klägliches Gesicht, dann sagte er muthig zur Baronin: „und wenn es noch heißer wäre, ich litte es gern für solch einen Kuß!“

Die Dame lächelte leise und als der arme Edelmann mühselig den steilen Sitz des Rosselenkers erklomm, sagte sie halb laut zu sich selbst: „das war eine ächte Galanterie, ein wahres Kompliment und darum soll dir deine Unverschämtheit verziehen seyn!“

Herr Clement, der ältliche Diener der Dame, nahm respektvoll seiner Herrin gegenüber Platz und der Wagen kletterte langsam weiter durch den tiefen Sand. Noch zwei oder dreimal ließ die Dame den Wagen halten, bald zeichnete sie einen einzelnen Baum, bald ein Gemäuer, bald verlangte sie diese oder jene Wiesenwaldblume, die ihr Falleneuge erspäht hatte vom Wagen aus, und in diesen Fälle mußte dann Herr von Stabrow als cavaliere servente seiner jungen Tante galant und schwerfällig von seinem hohen Sitze herabsteigen, das Gewünschte bringen und dann im Schweiße seines Angesichts wieder emporklimmen zu jenen Höhen, auf denen er im glühenden Sonnenbrande schmachtete zur Strafe für einen Kuß.

So vergingen Stunden; zuweilen verließ die Straße auch die monotone Kiefernwaldung, und das metallische Grün der Nadeln machte dem mehr interessanten als malerischen Staubgrau eines Haferfeldes oder dem eigenthümlich coupirten Terrain eines nationalen Kartoffelackers Platz. Ueber solche Felder ragte in der Ferne dann auch wohl ein Kirchthurm hervor, lang und spitz, wie eine Fichtennadel, und ein dünner, blauer Rauch verrieth die Wohnstätte jenes intelligenten, mäßigen, sturmfesten und königstreuen märkischen Volksstammes, der den Kern der preußischen Monarchie bildet. Sehr selten zeigte sich eine menschliche Wohnung, öfter aber stand ein schwarzweißer Wegweiser schlank und herzengerade, wie ein berliner Gardist, am Wege und verrieth dem Wanderer, daß er in ein, zwei, drei oder auch vier Halbstunden nach Bollnow, Collnow, Dollnow, Follnow, Gollnow, Hollnow oder nach irgend einem andern Ort mit ähnlichem sehr prägnanten wendischen Namen gelangen könne, wenn er sich tüchtig anstrenge und in den Wäldern und Feldern gut Bescheid wisse. War der Weg, den der Wagen der Frau v. Leutrum verfolgte, auch zuweilen eine halbe Stunde durch mehr oder minder offenes Feld gelaufen, so kehrte er dafür desto länger in den Fichten- oder Kiefernwald zurück.

Es mochte etwa sechs Uhr Nachmittags seyn, als sich der Himmel mit dichten Regenwolken zu bezichen anfing; die Sonne verschwand auf Momente, wenn sie dann aber wieder zum Vorschein kam, so war ihr Strahl so sengend und stechend, daß Menschen und Thier unter ihm zuckten. Längst hatte die Baronin Herrn von Stabrow wieder in den Wagen steigen lassen und ihm zum Zeichen der Versöhnung ihre rothen Fingerspitzen zum Kuß gegeben, aber das Wiedergewonnene vermochte die Last kaum noch weiter zu ziehen und mit bedenklichen Mienen zeigte der Kutscher mit dem Peitschenstiel nach dem dunkler werdenden Himmel und sagte zu Herrn Clement: „Braut ’ne schöne Suppe über Marggrafpieske, Herr Clement, wird schlimm, wenn wir nur erst an den Rabenkrug wären, daß ich ein Dach und Fach hätte für’s arme Vieh!“

Herr Clement, ein Franzose, schien dem ehrlichen Mörker sehr aufmerksam zugehört zu haben, am Schlusse nickte er bedeutsam mit dem kleinen Köpfchen, nahm eine große Prise und sagte, obgleich er kein Wort verstanden: „Ihr ’aben ganz recht, oui!“ Der Rosselenker aber, sehr erfreut über die Beistimmung des Herrn Clement, stieg vom Sattelpferde, um es dem armen Vieh etwas leichter zu machen, wie er sagte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zelle der zum Tode Verurtheilten in der Pariser Conciergerie.

So oft ein Besucher der Conciergerie durch den unheimlichen gewölbten Gang geht, der auf der einen Seite nach der Kapelle, auf der anderen nach dem Frauengefängniß führt, zeigt man ihm in einem finsteren Winkel eine eisenbeschlagene Thür mit dicken Riegeln und sagt leise, als schämte man sich der Sache, zu ihm: „dies hier ist die Zelle für die zum Tode Verurtheilten.“ Der Besucher aber geht mit Schaudern an der Thür vorüber, die so oft der stumme Zeuge der grauenvollsten Verzweiflung und Todesangst gewesen ist.

Jeder, der eines todeswürdigen Verbrechens angeklagt ist, steht während seiner Untersuchungshaft unter der sorgfältigsten Aufsicht. Die Beamten des Gefängnisses würden sich für entehrt halten und überdies strengen Tadel erfahren, wenn ein Angeklagter dieser Art der möglichen Hinrichtung durch einen Selbstmord entginge. Diejenigen nun, welche die traurige Aufsicht auf das Schafot haben, werden in einer besonderen Zelle aufbewahrt, die auch des Nachts erleuchtet ist, und haben einen Wächter bei sich, der ihre Bewegungen genau in Acht nehmen muß. Die Benennung dieser Zelle ist fürchterlich und reicht nach Blut, sie heißt: l’abattoir, der Schlachthof.

Die Selbstmordversuche sind übrigens nicht allzu häufig; denn es giebt keinen zum Tode Verurtheilten, wie groß auch sein Verbrechen gewesen sey, der während seines Prozesses nicht auf Freisprechung oder mindestens auf „mildernde Umstände“ gehofft hätte. Die Laster und bösen Leidenschaften mögen Blüthe auf Blüthe aus dem Gemüth des Menschen reißen, die Blume der Hoffnung widersteht allen Gewalten und entfaltet sich oft so üppiger, je mehr sie vereinsamt. Jedem bleibt dem Gefangenen in Folge der genauen leiblichen Untersuchung kein Messer, keine Feile, nichts, was er als Waffe gebrauchen könnte.

An dem Tage, an welchem das Urtheil gesprochen werden soll, wird der Gefangene noch einmal untersucht, das heißt untersucht, wie es allein die Gefängnißwärter verstehen. Zu der Treppe, die in den Gerichtssaal führt, gelangt er durch eine äußerst kleine Pforte, an deren Schwelle noch heutigen Tages Blutspuren von den Septembermorden aus der Zeit der großen Revolution zu sehen sind.

Sobald der Brigadier der Conciergerie ein Todesurtheil ahnt, läßt er die bewußte Zelle aufputzen. Die Dielen werden gescheuert, man stellt drei Betten auf, das mittelste für den Verurtheilten, die beiden seitlichen für seine Wächter; die Blendlaterne, die dem Gesicht des Dulders gegenüber aufgehängt ist, bekommt neues Oel; die Zwangsjacke wird zurecht gelegt, und man erwartet das Opfer. Wie nun die Glocke, die vom Gerichtssaal in das Ge-

sänguiß fährt, gezogen wird, so wissen die Wärter alsbald, wie die Sachen stehen; denn die Glocke hat ihren besonderen Klang, wenn sie anzeigt, daß ein Verbrecher herabkömmt. Alle Wächter, die den Dienst haben, ihren Chef an der Spitze, stellen sich an der oben erwähnten Treppe auf, nehmen den Verurtheilten aus den Händen der Gendarmen in Empfang, und von diesem Augenblick sind sie für sein Leben verantwortlich. — Die schwere Thür der Zelle öffnet sich, und zwei Gefangenwärter mit zwei Polizeisoldaten treten ein. Dem Verurtheilten werden sämtliche Kleider ausgezogen und neue, dem Gefängniß gehörige, gegeben. Er bekömmt ein Hemd, Beinkleider, eine Jacke und Schuhe. Von dieser amtlichen Kleidung ist man sicher, daß in ihren Falten oder ihrem Futter keine Feile, kein Gift, kein Stückchen Glas verborgen ist. Doch auch dies genügt noch nicht. Der entwaffnete, gebundene, eingeschrte Mann, einer gegen Vier, die ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht verlieren, könnte immer noch ein Mittel finden, sich selbst den Tod zu geben; die Verzweiflung könnte ihn zu einem unvorhergesehenen plötzlichen Entschluß führen — und deshalb zieht man ihm die Zwangsjacke an.

Diese Jacke ist weit, lang und aus starkem Drillich verfertigt. Sie wird auf der Rückseite durch die dicht stehende, feste Haken und Ringe geschlossen. Die Aermel sind bei weitem länger als Mannsarme und werden mittelst eines Strickes, der durch Oesen läuft, zugezogen. Dann bindet man sie fest an einander, so daß sie die Hände vollkommen gefangen halten. Noch geht um die Jacke ein breiter, auf dem Rücken zusammengeschnürter Gurt, der die Arme fest an den Körper andrückt und dem Gefesselten jede Bewegung derselben unmöglich, jede Lage unerträglich macht. Verhält sich der Verurtheilte ruhig, so lassen sich die Wärter wohl auch bewegen, den Gurt ein wenig zu lösen, ja, sie machen ihm unter Umständen die Hände selbst so weit frei, daß er mit Hülfe derselben essen kann. Geschieht dies jedoch nicht, so ist er schlechterdings unvermögend, ohne Beistand irgend welches Bedürfniß zu befriedigen; seine Wärter werden seine Diener und gewiß sehr aufmerksame; denn, wenn die braven Leute, die in der Conciergerie das traurige Amt der Wärter versehen, auch nicht allzu zarte Nerven haben mögen, so zeigen sie doch alle ein inniges Mitleid mit den Unglücklichen, denen die Guillotine droht.

„Ich sehe nicht danach aus," sagte einer von den Gefangenwärtern zu dem Verfasser dieser Skizze, „aber es ist mir mehr denn einmal begegnet, daß ich mich auf die Seite wenden und eine Thräne aus dem Auge wischen mußte."

„Aber", antwortete der Autor, „es liegt doch eine übergroße Strenge und eine übertriebene Furcht darin, wenn Ihr einen waffenlosen, hülflosen Unglücklichen, der in seinen langen Aermeln keine Hand rühren kann, der Euch vier gegen Auspassern allein gegenüber ist, wenn Ihr so einen Menschen noch damit quält, daß ihr ihm die Zwangsjacke fest über dem Leibe zusammenzieht und seine Arme fesselt, als könnte er wirklich einen gefährlichen Anschlag ausführen." Und nun erzählte der Gefangenwärter unglaubliche Geschichten von unerhörten, verzweifelten Selbstmordversuchen, die unter den Augen der erfahrensten, wachsamsten Wächter ausgeführt worden wären. So ist z. B. folgendes Faktum eines von den neueren.

Ein Meuchelmörder, Namens Lafourcade, war zum Tode verurtheilt worden und lag in der Zelle unter der sorgsamsten Aufsicht und den ausgesuchtesten Vorsichtsmaßregeln, die um so strenger gehandhabt wurden, als der Elende schon im Voraus seinen Entschluß angekündigt hatte, daß er sich selbst das Leben nehmen und das Schafot nicht besteigen werde. Ein erster Versuch mißlang; eine Giftphille, die bei der Durchsuchung nicht entdeckt worden war und zwischen zwei Fußzehen versteckt lag, wurde endlich doch bemerkt, als sie der Verbrecher eben verschlingen wollte. Man denke sich den Schreck, den die Entdeckung den Wärtern machte; noch einen Moment, und der Verurtheilte wäre der Guillotine entgangen! Doch Lafourcade blieb heiter, wie zuvor, und seine Ruhe ängstigte, sein Lächeln peinigte die Diener des rächenden Gesetzes. Man zieht dem Verurtheilten die Zwangsjacke aus, man untersucht aufs gründlichste noch einmal jedes Kleidungsstück, man betastet seinen Körper Stelle für Stelle und findet nichts! Da mit einemmale fährt ein Aufseher mit der Hand durch des Mörders Haare und entdeckt nahe am Nacken eine kleine scharfe Messerklinge, die noch heute im Gefängniß aufbewahrt wird. Noch aber ist es unaufgefällt, wie das Mordwerkzeug hatte verborgen bleiben können, da Lafourcade, bevor er vor die Geschworenen geführt wurde, von Kopf bis Fuß und selbst an den Haaren untersucht worden war.

Doch ist, wie gesagt, der Lebensüberdruß bei den Verurtheilten selten. Nicht Einer verschmäht es, sein Gnadengesuch zu unterschreiben. Er erhält dadurch einen Aufschub von mehreren Wochen; und für Jemanden, der sterben soll, sind ein oder zwei Monate eine so lange Zeit! Wie die Wächter meynen, giebt es kaum einen Verurtheilten, der nicht auf Begnadigung hoffte, und bevor die Antwort auf sein Gesuch einkömmt, macht er tausend phantastische Pläne, faßt tausend unfruchtbare Entschlüsse, dem Brustkranken gleich, der seiner Auflösung nahe ist; Erinnerungen aus den Kinderjahren werden in ihm wach, und im letzten Aufflackern erglänzt sein Herz von zärtlichen Gefühlen, deren erwärmender Strahl die Asche durchbricht, die Sünde und Leidenschaften auf sie gehäuft haben.

Tausend Kerzen.

Henry Herz, der bekannte Pianist und Klaviertourist, theilt in seinen höchst belustigenden „Reiserinnerungen aus Amerika" folgendes für die Vereinigten Staaten, wie für ihn selber ziemlich charakteristische Factum mit:

„Ich muß noch einmal", sagt er, „auf meine Concerte zurückkommen, um bei Gelegenheit ein Abenteuer zu erzählen, das mir in New-York wenige Tage vor meiner Abreise zustieß.

Da ich sah, daß die Menge immer den Einladungen folgte, die ich an sie ergehen ließ, so glaubte ich im Interesse der Kunst von meinem Glücke und meiner Gunst Gebrauch machen zu müssen und begann, an die Stelle der Fantasieen oder Variationen über ein populäres Thema klassische Stücke, Sinfonieen von Mozart, Beethoven und andern Meistern von höherem Kunstwerthe und Stil treten zu lassen. Uebrigens muß ich hier bemerken, daß es in New-York nicht, wie bei uns, das gebildete Publikum, die Elite der Gesellschaft ist, die in die Concerte geht, sondern Alles will den Künstler sehen und hören, zumal wenn er von Europa kommt und ihm ein gewisser Ruf vorangeht, Ladendiener, Künstler, Beamte, Handwerker, Handarbeiterinnen, kurz, Personen aus allen Klassen und Ständen drängen sich zu diesen musikalischen Unterhaltungen, und das Gefühl für die Musik scheint ebenso ausgebildet in den Mittelklassen wie in den höchsten Ständen. Es herrscht hier Gleichheit der Intelligenz, wie der Rechte und das machte den ungeheuren, immer wachsenden Zulauf bei meinen Concerten sehr erklärlich (!) Allein die Furcht, am Ende noch den Eifer des Publikums erkalten zu sehen, ließ mich täglich etwas Neues erfinden, um zu locken und zu fesseln. Meine Einbildungskraft begann aber auf die Dauer zu ermatten, und wer weiß, was daraus geworden wäre, hätte sich nicht zum Glück mein Agent dieser schwierigen und delikaten Aufgabe mit eben so viel Takt als Klugheit für mich unterzogen. Es war dies einer jener Agenten, wie man sie nur in Amerika trifft, eine wahre Perle an Schaffsinn und Erfindungsgeist. Ohne Europa zu nahe treten zu wollen, bezweifle ich doch sehr stark, ob es einen Barnum oder Ullmann besitzt, und wenn ich nicht Herrn Belloni, den Begleiter Liszt's selbst kannte, so würde ich nicht an ihn glauben. Eines Tages also, da ich in Verlegenheit um mein Programm war, fragte ich meinen Secretär, ob er kein Mittel mehr

wußte, die Neugierde des Publikums von frischem und recht stark rege zu machen. Statt aller Antwort faltete er seine Stirn, nahm den Kopf zwischen die Hände und saß einige Minuten ganz stumm da, während sein Geist, wie ich sah, in gewaltiger Bewegung war. Plötzlich sprang er auf wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt und in unbeschreiblicher Aufregung rief er aus, als hätte er wenigstens einen neuen Weltheil entdeckt:

Ich hab's gefunden, ich hab's gefunden.

Aber was denn? entgegnete ich, erstaunt über diese Zuversicht.

Nun, tausend Kerzen!

Wie, tausend Kerzen?

Allons, unsere Sache ist gefunden und ich stehe für den Erfolg.

Aber ich weiß ja noch gar nicht, um was es sich handelt. Am Ende muß ich, der ich das Concert gebe, es doch wenigstens ebenso gut wissen wie Sie, der Sie mir zuhören.

Dabei bleibt's, entgegnete er, ich lasse tausend Kerzen anzeigen.

Aber, zum Teufel, welche Verbindung ist den zwischen mir und tausend Kerzen? rief ich, endlich ärgerlich werdend.

Ach, Sie verstehen also noch nicht?

Nein doch, und ich ersuche Sie dringend, mir das Räthsel zu lösen.

Sie werden ganz New-York zusammenlaufen sehen — mehr sag' ich Ihnen nicht.

Jeder weitere Versuch ihn zum Sprechen zu bringen, hatte denselben mißlichen Erfolg.

Ich hatte längst den Scherz vergessen, als ich einige Tage darauf, in Broadway spazieren gehend, einen riesigen Anschlaggettel bemerkte, auf dem mein Name, von allen Seiten von den Worten „Tausend Kerzen" umringt, in ungeheuren Schriftzügen prangte.

Kaum traute ich meinen Augen, und nahm mir vor, meinem Sekretär ganz ernstliche Vorwürfe darüber zu machen, als ich ihn in demselben Augenblick mit freudestrahlender Miene auf mich zueilen sah.

Lassen Sie sofort die Zettel abreißen, rief ich ihm zu, ich werde niemals zu solchen Hülfsmitteln meine Zuflucht nehmen.

Wissen Sie auch, entgegnete er, daß das ebensoviel ist, als wenn Sie mir auftrügen, drei Tausend Dollars ins Meer zu werfen.

Und in der That waren an Einem Tage alle Billets, die letzten sogar zu höheren Preisen, vergriffen worden. Am Concertage belagerte von den Morgenstunden an eine ungeheure Menge die Thüren des Theaters, und als man öffnete, war es, als wenn eine Meeresfluth sich über den Saal ergösse. Ich muß offen gestehen, daß meine tausend Kerzen mehr Erfolg hatten, als ich selbst. Immerhin mochte ich mein Rondeau Russe mit Aufwendung meiner ganzen Kunst spielen; es kümmerte sich kein Mensch darum. Etwas ganz Anderes schien das Publikum zu beschäftigen, das fortwährend in die Luft starrte; ich sah nun auch hinauf, aber ich sah nichts, als ein Lichtmeer. Plötzlich, mitten in einer meiner schwierigsten und wichtigsten Pieçen bittet ein Herr sehr dringend um die Erlaubniß mich zu sprechen, aber sofort zu sprechen, und sich mir sehr naiv nähernd, sagt er entrüstet:

Aber, mein Herr, es sind ja keine tausend —

Was denn?

Hatten Sie denn nicht tausend Kerzen angezeigt?

Nun erst konnte ich mir die Zerstreuung im Publikum erklären.

Die Amerikaner sind Rechner und vor Allem positiv; mein verehrtes Auditorium hatte sich ganz einfach damit beschäftigt, die Kerzen zu zählen und der Herr, welcher mich so plötzlich störte, hatte sich eben überzeugt, daß zum Tausend noch etwa zwanzig fehlten.

Am anderen Tage berichteten die Zeitungen über den Fall, aber Niemand dachte daran, in meinen 1000 Kerzen etwas Außergewöhnliches zu finden."

Pot-Pourri.

In der Person des Marschalls Soult erlischt der letzte der 18 Marschälle, die Napoleon am 19. Mai 1804, am Tage nach der Proclamation des Kaiserreiches, creirte. In folgender Ordnung sind diese Paladins gestorben: Lannes, Herzog von Montebello, getödtet 1809. Bessieres, Herzog von Istrien, getödtet 1813. Berthier, Prinz von Wagram und Herzog von Neufchatel, gestorben im Juni 1815. Graf Brune, ermordet zu Avignon im Aug. 1815. Murat, Großherzog von Berg, nachher König von Neapel, erschossen im Oct. 1815. Ney, Prinz von der Moskowa und Herzog von Elchingen, erschossen im Dec. 1815. Augereau, Herzog von Castiglione, gestorben 1816. Massena, Prinz von Eßlingen und Herzog von Rivoli, gestorben 1817. Marquis de Perignon, gestorben 1818. Graf Serrurier, gestorben 1819. Kellermann, Herzog von Valmy, gestorben 13. Sept. 1820. Lefebvre, Herzog von Danzig, gestorben 14 Sept. 1820. Davoust, Fürst von Eckmühl und Herzog von Auerstädt, gestorben 1823. Graf Jourdan, gestorben 1833. Mortier, Herzog von Treviso, getödtet von Fieschi, 1835. Moncey, Herzog von Conegliano, gestorben 1842. Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, gestorben als König von Schweden 1844. Soult, Herzog von Dalmatien, gestorben 1851.

Die „Kreuzzeitung" erzählt folgende Anekdote von dem verstorbenen König von Preußen: Se. Majestät reiste im Jahre 1818 nach Petersburg und hatte den Obersten v. Witzleben zu seiner Begleitung mitgenommen. Kurz vor Königsberg überwältigte der Schlaf den sonst wachsamen Adjutanten, er schlief ein und sein Kopf suchte sich an der Schulter des Königs einen Stützpunkt. Lange mochte der König diese Lage ausgehalten haben, länger ging es aber nicht mehr, das Wecken sollte indeß den Sanftschlummernden nicht erschrecken. Der König faßte daher Witzleben beim Arm und rief, denselben schüttelnd: „Witzleben! Witzleben! Sind General geworden!"

Zeitungs-Annoncen.

Die Ankündigung eines Zuckerbäckers in einem süddeutschen Blatte, worin er sein Gefrornes empfahl, war überschrieben: „Gefrorenes Anerbieten." Ein Fleischhändler annoncirt einen „Vorrath aller nur denkenden Würste!" Ein Leipziger Traiteur zeigt an, daß „er wie bisher warm speisen werde." Auch Wien kann in diesen Annoncengenre etwas leisten. So lasen wir jüngst angekündigt: „Standesmäßiger Senf."

Die „Oeffentlichen Anzeigen für den Harz" enthalten folgende originelle Bekanntmachung: Weil künftig die Frau Kammerhof hier eines Sonntags morgens geschimpft hat: alte Schlange, alte Mätze, Philistern, rauhes Pöbelzeug, Bürstenfrau, gelbes Ding u. s. w., so glauben Viele, sie habe mich gemeynt; deshalb zeige ich hiermit an, daß sie vor Gericht erklärt hat, sie habe ihre Tochter gemeynt. Frau Loorz aus Wildemann.

Stellegesuch.

Ein Wiener Blatt enthält folgendes Inserat: „Ein des Zitterspielens und Tenorsingens kundiger Kutscher, welcher zur Reise-Unterhaltung leicht und gut zu verconsumiren ist, ist gegenwärtig einer Herrschaft ledig. Näheres ꝛc."

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 100.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 20. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Regina.

Eine märkische Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Immer lärmender wurden die Momente, in denen die Stahlen der Sonne die dichten Wolkenmassen zu durchdringen vermochten, immer dumpfer und ängstlicher wurde die Gewitterschwüle und zu endlosen Stunden dehnten sich die bangen Minuten. Die Baronin saß mit einem seltsamen Blick auf ihren Neffen, der erstickte fast in der Schwüle, während ihre die Temperatur kaum unbehaglich schien. Es lag ein eigenthümlicher Stolz in diesem schönen Auge, man konnte darin lesen: „ich wußte zwar schon, daß ich dir geistig überlegen bin, aber es ist mir lieb, zu erfahren, daß ich auch körperlich stärker bin als du!“

Jetzt ging ein leichtes Rauschen durch den Wald, fast unmerklich bogen sich die obersten Gipfel der Bäume etwas, dann wurde es tiefe Nacht und tiefe Stille ringsum, bis ein gewaltiger, fahlgelber Strahl niederzuckte; die Rosse setzten sich scheu auf die Hinterfüße, die Reisenden schlossen unwillkürlich die Augen, flammenhell war der Wald einen Augenblick, dann brüllte der Donner, wie fernes Kanonenfeuer, die Herzen erschütternd und mit ihm kam die frühere Nacht über den Wald. Nun Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag, dann aber rauschte der Gewitterregen nieder, strommeise, wolkenbruchartig. Die Kreatur athmete leichter auf und auch Herr v. Stabrow erhob sich, sog behaglich die regenkühle Luft ein und wendete sich mit einer sehr praktischen Bemerkung über Gewitterregen an Frau v. Leutrum, die aber sah ihn ernst an und sprach: „Schweigen Sie, wenn Gott redet!“ Ein lang nachhallender Donnerschlag gab den Worten der schönen Frau Nachdruck.

Solche Gewitter in einem märkischen Kiefernwalde sind nicht ohne Gefahr, bei starkem Regen werden die tiefausgefahrenen Sandwege zu Fließbetten, der Sturm wuthschaftet toll mit den leichten Bäumen und stundenweis oft kein Obdach findend hat der nicht weitergewöhnte Reisende oft schwer zu leiden.

Auch Frau v. Leutrum wurde ungeduldig, es wurde immer dunkler, der Abend war kurz, die Nacht brach schnell und schwarz herein und den Pferden wurde es immer schwerer, den Wagen fortzubringen; dazu regnete es unaufhörlich in jener mittelstarken, aber konsequenten Weise, die dem Wetterkundigen der Mark verräth, daß das Gewitter in einen ebenlichen Landregen übergeht, der dann in den nächsten drei bis vier Tagen nicht aufzuhören pflegt.

Plötzlich hielt der Wagen, trotz des Regens stand der Kutscher mit abgezogenem Hut am Schlage und sagte: „Gnädige Frau, ich ich nicht noch dem Rabenkrug fahren? das arme Vieh hält's nicht länger aus und wir haben noch eine große Meile nach dem Ordenshaus!“

„Fahret noch dem Rabenkrug, lieber Mann!“ antwortete Regina v. Leutrum so mild und freundlich, daß Herr Fritz von Stabrow ordentlich neidisch wurde, denn so freundlich und gütig hatte die Baronin noch nie mit ihm gesprochen. Der Kutscher ging auch freudig schmunzelnd zu seinem Gespann und sagte das vorderste Sattelpferd beim Zaum: „Wußte es wohl, sie hat ein Herz für's arme Vieh“, brummte er, „sind Alle gut, die vom Ordenshaus kommen!“

Ein matter Lichtschimmer blitzte durch die schwarze Nacht, ein dreistimmiges Hundegebell erhob sich schallend, der Reisewagen hielt vor dem Rabenkruge, den riesige Fichten- und Tannenbäume in weiten unregelmäßigen Kreise umstanden. Der Krüger erschien unter der Thür, das Flämmchen seiner kleinen Lampe vor Nässe und Luftzug mit vorgehaltener Hand schützend. Herr v. Stabrow half der Baronin aus dem Wagen, dann führte er sie in die Gaststube des Rabenkrugs, deren Thür ihnen der Krüger öffnete.

Nur mäßig erhellt war das große niedrige Gemach, dessen frisch getünchte Kalkwand hell abstach gegen die schwarzen Balken der Decke; der Wind peitschte den Regen so heftig gegen die Fenster, die das Eckgemach nach zwei Seiten hatte, daß die kleinen in Blei gefaßten Scheiben unaufhörlich klirrten; dazu das seltsame Stöhnen der schlanken Tannen draußen, die sich vor dem Winde beugen, und der einzelne heisere Schrei eines Raben oder einer Dohle — die junge Wittwe blieb zögernd an der Thür stehen und stützte die Hand auf den rothbraun angestrichenen Tisch — ein seltsam banges Gefühl überkam sie plötzlich, sie zitterte, als ihr Atlasschuh auf dem Sande knisterte, mit dem der Estrich bestreut war. Sie sah sich um nach Herrn v. Stabrow, aber es war ihr schon ein Trost, ihn draußen mit seiner Fistelstimme über die Möglichkeit eines Abendessens verhandeln zu hören. Ihr Kammerdiener Clement besorgte wahrscheinlich das Abpacken des Wagens.

Regina v. Leutrum hatte Muth, sie that einige Schritte vorwärts in das Gemach, wo an einem der viereckigen plumpen Pfeiler, mit dem das Balkenwerk der Decke gestützt war, ein Stuhl stand und ein Tisch, auf dem in einem seltsamen Leuchter, von Eisenbraht geflochten, ein sehr dünnes Licht trübe glimmte, kaum aber trat die schöne Frau näher, kaum fiel der schwache Schein des Lichtes auf ihr liebliches Gesichtchen, so tauchte hinter dem Tisch ein langes, bleiches Antlitz auf, mit zwei dunkeln Augen, deren Blicke halb zweifelnd, halb forschend auf dem Gesicht der Baronin hafteten. Als sich der Mann, der auf der Bank hinter dem Stuhl gelegen, erhob, wich Frau v. Leutrum erschrocken einen halben Schritt zurück, dann, als sie das Antlitz des Mannes besser sah, blieb sie stehen, ein himmlischer Zug von Milde und Liebe ward um den feinen Mund sichtbar und aus den Augen strahlte eine so süße Freundlichkeit, daß das ganze liebe Gesichtchen wie verklärt erschien. Darauf setzte sie sich, gleichsam als sey sie erschöpft von der innern Aufregung; aber sie sah wie eine Königin auf dem roth angestrichenen Holzstuhl, dessen steife Lehne eine Achte darstellte, und wie eine Königin streckte sie die rechte Hand dem bleichen Mann entgegen und sprach mit stockender Stimme: „Kommen Sie, Andreas!“ „Regina!“ antwortete der Gerufene und lag zu den Füßen der schönen Frau und stützte ihre linke Hand mit seiner Rechten, stützte sie heftig und barg endlich, laut weinend, sein Gesicht in ihren Schooß. Auch die Augen der Dame wurden naß und, sich etwas vorbeugend, legte sie ihren rechten Arm leise und leicht um das Haupt des Mannes, den sie Andreas genannt, gleichsam als wolle sie das ihr theure Haupt an die klopfende Brust drücken; die ganze Bewegung war so graziös, leicht, so keusch und zart, sie dauerte kürzer noch als eine Sekunde, der knieende Mann aber zitterte wie von einem Schauer ergriffen, obwol Hand und Arm der Dame kaum sein Haar gestreift hatten.

Regina von Leutrum faßte sich schnell: „Stehen Sie auf, mein theurer Andreas, stehen Sie auf", sprach sie fast bittend, „Fritz Stabrow ist mit mir hier und will mich durchaus heirathen!"

Der Mann erhob sich aus seiner knieenden Stellung und stand vor der Dame, die Aufregung zitterte noch in seiner Stimme als er fragte: „Heirathen? und der Baron von Leutrum?"

„Er ist todt, längst todt, Andreas, wissen Sie das nicht?" fragte die Dame wieder. Es flog ein seltsam ernstes, tieftrauriges Lächeln über das auffallend bleiche, aber sonst nicht unschöne Gesicht des Mannes, dann neigte er respektvoll seine hohe Gestalt vor der Dame und küßte ihr die Hand — sichtlich mit ganz andern Empfindungen als vorher.

Herr v. Stabrow trat ein und meldete vergnüglich: die gnädige Tante werde nicht ohne Abendessen bleiben, er habe dafür gesorgt. Als er, stutzend, den Herrn gewahrte, den er hier nicht vermuthete, sagte die Baronin vortretend: „Nun, Fritz, kennen Sie Ihren Vetter Andreas Charot nicht mehr?" Die Dame faßte die Rechte des Herrn v. Charot und führte ihn seinem Vetter entgegen. „Wie? Andreas Charot!" rief dieser fröhlich, „willkommen in der Heimat! — na, was ist denn das?"

Der wohlbeleibte Edelmann hatte nach der linken Hand seines Vetters gefaßt, statt Hand und Arm aber nur einen leeren Rockärmel gefunden; er wich ganz bestürzt zurück, auch Regina schaute mit einem unaussprechlich angstvollen Blick auf ihren Freund. Der aber sah schmerzlich lächelnd erst die Dame an, dann sagte er mit mühsam erzwungenem Scherz: „Was das ist, lieber Fritz? Das ist, dein armer Vetter Charot ist ein Krüppel, sein linker Arm liegt beim Lazareth in Flensburg begraben!"

Das helle Auge Regina's musterte scharf das Gesicht Charot's, dann füllte sich ihr Auge mit Thränen, sie ließ die Hand des Freundes los und wendete sich ab, unwillig das Köpfchen schüttelnd. Fritz Stabrow aber sagte gutmüthig tröstend: „Na, da kannst Du Gott danken, Andreas, daß es nicht der rechte Arm war; weiß es Deine Mama schon?"

Graf Charot senkte die hohe Stirne und antwortete trübe: „Ich komme aus dänischer Gefangenschaft, ich habe seit zwei Jahren nichts von der Heimath gehört, ich komme wie der verlorene Sohn nach dem Ordenshause zurück."

Regina von Leutrum lauschte peinlich aufmerksam auf jedes Wort des Grafen und in der That, es gingen zuweilen ganz seltsame Töne durch den melodischen Klang seiner Rede. Fritz von Stabrow hatte wohl nicht Gehör genug, um das zu bemerken, denn er fuhr gutmüthig fort: „Du brauchst Dich vor Deiner Mama nicht mehr zu fürchten, denn wir haben ihr Alle nach einander so viele Geschichten von den Dänen erzählt, daß sie jetzt ganz antidänisch ist und sich erinnert, daß in Holstein und Schleswig sehr viele altadelige Familien wohnen; auch behauptet sie jetzt, der König von Dänemark habe lauter deutsche Edelleute um sich gehabt, als er auf dem Wiener Kongreß mit ihr getanzt und dort zwar keine Seele, aber doch, wie Kaiser Franz gesagt haben soll, Aller Herzen gewonnen."

„Was ist das mit Ihrer Mutter, Andreas?" fragte jetzt Regina.

Der Graf sah das schöne Weib an mit einem Blicke, in dem der Vorwurf lag: „Du weißt's ja, frage nicht erst."

Fritz Stabrow aber, den die Aussicht auf das Abendbrod in die trefflichste Laune versetzt hatte, antwortete statt seines Vetters: „Hat man Ihnen das nicht geschrieben, gnädigste Tante? Sie waren nach Ihrer Hochzeit mit meinem Onkel Leutrum kaum abgereist, als Andreas Charot plötzlich Lust bekam, in den Krieg zu ziehen und, trotz des Verbots seiner Mama, Dienste in der schleswig-holsteinischen Armee nahm. Die Mama läßt nicht mit sich spaßen, wie bekannt, sie enterbte ihn sofort, seitdem aber hat sie sich eines Bessern besonnen und das Testament, das sie zum Besten eines Fräuleinstiftes gemacht hatte, wieder verbrannt."

Die Dame näherte sich jetzt dem einarmigen Grafen wieder: „Andreas", sagte sie, „ich war zwei Jahre in Nizza mit diesem armen Leutrum und dann auf der Insel Madeira, ich habe nichts von Ihnen gehört, aber ich habe viel, ich habe immer an Sie gedacht!"

Es lag ein eigener Schmelz in der Rede Regina's, sie klang so süß, daß selbst Fritz Stabrow stutzte, der Graf aber neigte sich tief und er neigte sich, um der Dame sein Angesicht zu verbergen, denn die namenloseste Qual, die entsetzlichste Pein verzerrten die blassen Züge so furchtbar, daß —

Es war zu spät, ein Schmerzensruf, der sich röchelnd der Brust des armen Verwundeten entrang, verrieth seinen Zustand; Regine und Stabrow umfaßten den ohnmächtig Zusammensinkenden, helles Blut schoß stromweise aus seinem Munde.

(Fortsetzung folgt.)

Lucile Grahn.

Lucile Grahn ist die Tochter eines dänischen Offiziers und in Kopenhagen geboren; ihr Vater war ein fleißiger Besucher des Theaters, und so kam es, daß er einst sein vierjähriges Töchterchen mitnahm zur Aufführung eines Ballets. Lucile war außer sich über das, was sie im Theater gesehen, sie tanzte zu Hause alle Pas mit großer Geschicklichkeit nach, und es war rein unmöglich, dieser sich so unzweideutig äußernden Neigung zum Tanze entgegenzuarbeiten, so daß die Eltern endlich ihr Töchterchen nicht nur gewähren ließen, sondern es zur Ausbildung eines sich so frappant äußernden Talents in die königliche Tanzschule zu Kopenhagen eintreten ließen. Lucile war höchst glücklich hierüber, und bereits nach einem Jahre machte sie auf der Bühne als Cupido ihr erstes Debüt zum Erstaunen des versammelten Publikums. Mit unermüdlichem Fleiß studirte sie noch sechs lange Jahre, während welcher Zeit die Eltern sie absichtlich von der Bühne und vom öffentlichen Auftreten entfernt hielten; nur auf den Wunsch der Königin trat sie einmal als 12jähriges Mädchen im Schlosse Amalienburg bei Gelegenheit einer glänzenden Soirée auf. Mit dem vierzehnten Jahre eröffnete sie die Reihe ihrer Triumphe in der königlichen Oper ihrer Vaterstadt mit einem Pas in der „Stummen von Portici." Der Beifall war außerordentlich, und es wurde sogleich nach diesem Auftreten ein Ballet für sie gedichtet, in welchem die junge Tänzerin in jedem Genre des Tanzes sich zeigen konnte. Ein hübsches, ebenfalls für den aufgehenden Stern entworfenes Ballet folgte, es war „Waldemar", in welchem Fräulein Grahn die Rolle der Prinzessin Astrid so reizend ausführte, daß sie nach der Vorstellung von der Prinzessin Wilhelmine mit einer reichen goldenen Krone beschenkt wurde. In diesem Ballet trat das junge Mädchen zum ersten Male im männlichen Kostüme auf und machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Sie war die Königin des Tages. Es folgten eine große Anzahl der verschiedenartigsten Ballets, in denen sie mit gleichem Glücke auftrat. Das Ballet „Sylphide" war zu jener Zeit neu und erregte in Paris großes Aufsehen; so konnte es nicht fehlen, daß man es in Kopenhagen zu sehen wünschte. Lucile heftete sich also die zarten Flügel an die Schultern, welche für sie sehr verhängnißvoll werden sollten. In dem Ballet kommt ein schlafender Schotte vor, den die Sylphide durch einen Kuß erweckt. Dieser Schotte, der erste Tänzer des Theaters und zugleich ehemaliger Lehrer des Fräul. Grahn, welcher früher das Kind in den Lektionen sehr lieblos behandelt hatte, stellte jetzt der erblühten Jungfrau mit steten Liebesanträgen nach; aber der Widerwille des Kindes war in der Jungfrau zum bittern Haß gereift, und er wurde kalt zurückgewiesen. Das neue Ballet kam ihm daher sehr erwünscht, da Lucile ihn küssen mußte. Fräulein Grahn weigerte sich standhaft, die verhaßte Stirn des Balletmeisters mit ihren Lippen zu berühren, und sie würde, wenn der Hof sich nicht ihrer angenommen hätte, deshalb Arrest bekommen haben, so weit ging die intriguirende Macht des Tänzers. Die Geschichte machte

damals in Kopenhagen großes Aufsehen, rief vielfache Kabalen gegen Fräulein Grahn hervor, so daß sie sich endlich entschloß, Kopenhagen heimlich zu verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren. Diesem Umstande verdankt Fräulein Grahn ihre Berühmtheit, sie wäre sonst wohl nie von Kopenhagen fortgekommen. Sie ging nach Hamburg, und war weder durch Bitten noch durch Drohungen zur Rückkehr zu bewegen. Ihre Leistungen machten schon damals in Hamburg so gewaltiges Aufsehen, daß sie nach Paris eingeladen wurde, wo sie, kaum angekommen, sofort im „Don Juan" in einem Pas de deux auftrat. Fanny Elßler, verstimmt darüber, daß man der neuangekommenen, in Paris noch unbekannten Tänzerin sofort die Palme der Sylphide übergab, reiste ab, und so war denn Fräulein Grahn erste Tänzerin der Pariser Oper. Leider sollte ihr Glück nur von kurzer Dauer sein. In einem Benefize hatte sie in dem Ballet „Die Sylphe" zu tanzen, als ein plötzliches Anschwellen des Knie's bei offener Scene den Triumph der Aermsten unterbrach und sie — drei Jahre unter großen Leiden aus Krankenbett gefesselt wurde ..... Im Bade Bourbonne ging Lucile Grahn, die geniale Tänzerin, auf Krücken einher, als unerwarteter ein Ball veranstaltet wurde; die Einladung kam an alle Badegäste, also auch an sie. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Der Arzt rebete ihr zu, den Ball zu besuchen, uns sie entschloß sich endlich, hinzugehen, um die schmerzliche Freude des Zusehens zu genießen. Mit schwerem Herzen und nassem Blick saß sie am Ende des Saales. Da erklangen die ersten Töne der Musik, und mit ihnen ersaßte eine so mächtige und elektrische Bewegung die Tänzerin, es durchzuckte sie gewaltig ihrem Körper, daß sie sich nicht zu halten vermochte, die Krücken zur Seite warf und sich unter die Tänzer stürzte. Sie war gerettet! Ihr erster Weg am andern Morgen war der zur Kirche, um Gott zu danken für ihre wunderbare Rettung. In der Kirche jenes Bades bemerkt man noch heute die Krücken des Fräuleins Grahn auf. In London tanzte Fräulein Grahn jenes berühmte Pas de quatre im Verein mit der Cerrito, der Grisi und der Taglioni, und die Kenner erkannten ihr als der erfindungsreichsten und graziosesten Tänzerin den Preis vor den vollendeten Leistungen der drei berühmten Rivalinnen zu. Man erinnert sich vielleicht nicht mehr jener feinen List, durch welche es damals lediglich dem Theaterdirektor Lumley gelang, Pas de quatre zu Stande zu bringen, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte und schwerlich wieder sehen wird, und dessen Unmöglichkeit Diejenigen kennen, die da wissen, wie schwer es hält, theatralische Berühmtheiten zu einem gleichzeitigen Auftreten zu bewegen. Als der Direktor Lumley den Tänzerinnen seine goldbringende Idee eröffnete, erfolgten vier abschlägige Briefe. Das hatte Lumley erwartet, und nun begann sein Spiel. Zu jeder der vier Göttinnen wurde ein gewandter Unterhändler geschickt, der ungefähr Folgendes sagte: „Warum schlagen Sie dem Direktor das ab, um was er Sie ersuchte? Warum wollen Sie sich persönlich mit ihm verfeinden? Zeigen Sie den guten Willen, sagen Sie Ja; das Pas de quatre kommt doch nicht zu Stande, denn die Taglioni (oder die Cerrito u. s. w.) thut es auf keinen Fall, und Sie haben dann wenigstens dem Direktor und dem Publikum gezeigt, daß die Schuld nicht an Ihnen liegt." Alle vier Damen gingen in die Falle, jede sagte: Ja! darauf rechnend, daß die Anderen Nein! sagen werden. Mit dieser Ueberzeugung kamen sie auf die Probe, und die Leser können sich die vier langen Gesichter denken, die da gemacht wurden. Es gab nun freilich noch Hindernisse und Stürme genug zu beschwören, allein die List gelang und brachte jeden Abend 40,000 Francs ein.

Am Morgen, als Fräulein Grahn eben im Begriff stand, nach einem 28maligen Gastspiel von Dresden abzureisen, wirn ihr eine Dame gemeldet, welche sie freundlichst zu sprechen wünsche und ein prachtvolles Blumenbouquet bringe. Lucile Grahn ist sehr beschäftigt mit dem Ordnen des Gepäcks und besteht ihrem Kammerwächen, die Dame ohne Weiteres abzuweisen, sie habe keine Zeit. Das Mädchen darf sich bei ihrer Gebieterin etwas mehr erlauben als andere Sterbliche und so entgegnet sie denn: „Fräulein, das kann ich unmöglich, das geht wirklich nicht; die Dame ist gar zu lieb und freundlich." Nun, so frage nach dem Namen. Die Dienerin kommt mit der Meldung zurück: „Madame Schröder-Devrient heißt sie, sie will ihnen ein Bouquet überreichen." Lucile Grahn hat kaum diesen Namen gehört als sie der Schröder-Devrient hoch erfreut entgegeneilt. „Ich hätte Sie nicht abreisen lassen, Fräulein", sagt Madame Schröder-Devrient, „ohne Sie gesprochen und kennen gelernt, ohne Ihnen diese Blumen gebracht zu haben; ich schenke der Kunst des Tanzes bisher wenig Theilnahme, obgleich ich alle Berühmtheiten kenne, aber sei ich Sie gesehen und bewundere habe, schwärme ich für Ihre Kunst. Da sehen Sie meine Hände, sie sind ganz wund, so habe ich geklatscht." — In dem „Theater-Horizont" lesen wir: Die Vorzüge, welche Fräulein Grahn den übrigen Größen der Tanzkunst gegenüber hervorstechende charakterisiren, bestehen in der unglaublichen Leichtigkeit ihrer Bewegungen, die alle Gesetze der Schwere läugnen, in der Kühnheit ihres Tanzes, besonders hervortretend in jenen weiten, kettenartig aneinander gereihten Sprüngen, in der feinen Grazie und Noblesse, welche poetisch alle ihre Darstellungen wie mit einer leuchtenden Glorie umgeben, in der unbegreiflichen Ausdauer und Elasticität, in der wahrhaft klavierspielenden Fingerfertigkeit der Füße, besonders aber in dem erfinderischen Ideenreichthum ihrer zauberischen, durchgeistigten Gebilde. Lucile Grahn ist nicht Tänzerin, sie ist Künstlerin und Dichterin im wahren Sinne des Wortes, in jener großartigen und edeln Weise, welche sich der glänzenden Mittel nur bedient, um durch dramatische Darstellung und Durchdringung poetischer Rollen der Tanzkunst die höchsten Triumphe zu erringen. Die unübertroffene Virtuosität tritt und hier nicht um ihrer selbst willen entgegen, sie ist stets das Mittel zur Vorführung schöner, zum dramatischen Abschluß kommender Darstellungen. Aus diesem Tanz, aus jeder Bewegung strahlt eine künstlerische Seele, welcher sich der Körper in so vollkommener Schönheit unterordnet, wie die edle Sprache dem Genius des Dichters, denn Fräulein Grahn ist nicht minder groß in der Mimik und Plastik wie im eigentlichen Tanz. Wie durch die Schröder-Devrient und ihre geniale Verschmelzung des Gesanges und der Darstellung die Oper in ein neues Stadium trat, so erobert Fräulein Grahn durch die mimisch-plastische Vollkommenheit ihres Spiels für den Tanz, für das Ballet ein neues Reich und mit ihm den eigentlichen Boden der Kunst. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß vor Allem Fräulein Grahn dazu berufen scheine, eine deutsche Schule des Tanzes zu gründen. Es ist besonders auch die schöne Harmonie, die wir bei ihren Leistungen bewundern, es schließt Alles schön ab, nichts steht verrenkt oder abgerissen da, sie ist, wenn wir den Vergleich mit der Oper nochmals aufnehmen dürfen, eben so groß im Recitativ, wie in der Arie, im einfachen Lied. In ihren graziösen Stellungen allein bietet sie eine reiche Galerie des Schönsten und Anmuthigsten in klassischer Reinheit, im großen und edlen Styl. Ihre einzelnen Tänze sind reizende Dichtungen, in farbenreicher Pracht voller Wärme und pulsirenden Lebens. Lucile Grahn ist eine schlanke, ätherische Gestalt, sie scheint aus Blumenduft und Sonnenschein gewoben, Alles an ihr ist die Grazie, Alles von schönsten Ebenmaß, ein wundersam weiches Haar, eine Perlenreihe glänzender Zähne und ein großes, feelenvolles Auge überstrahlen die Pracht ihrer reichen Gewänder. Staunend fragt man sich, woher nimmt diese zartgegliederte duftige Gestalt Kraft und Geschmeidigkeit zu der unglaublichen Leichtigkeit ihrer Darstellungen? Wie ist es möglich, daß ein menschlicher Körper sich in solch sauberster Unterthänigkeit dem Willen einer künstlerischen Seele fügt? Wir haben wohl kaum nöthig, hinzuzufügen, daß Fräulein Grahn, auch abgesehen von ihrer Kunst, eine feingebildete Dame ist. Sie macht es möglich, stets einen Theil ihrer so vielfach in Anspruch genommenen Zeit der Literatur verschiedener Nationen zu widmen, sie liest mit Vorliebe unsere großen deutschen Dichter, spricht dänisch, deutsch, französisch, englisch, italienisch und spanisch, sie ist sehr musikalisch und ihr Einfluß auf die Musik mehrerer für sie gedichteten Ballets ein sehr wesentlicher; sie zeichnet fast alle ihre Kostüme selbst. Außer dem Theater steht Fräulein Grahn in großer Zurückgezogenheit und vermeidet Einladungen und Gesellschaft; sie ist im Umgang heiter und gewandt, anspruchslos und ohne Prätension.

Der Koth und der Mensch.

Unter dieser Aufschrift giebt der bekannte Feuilletonist der „Const. Zeitung", E. K., ein komisches Bild und eine Schilderung der Straßen Berlins: Haben wir uns bis jetzt nicht erkundet, über den momentanen Zustand unserer Kommunikationsmittel und Wege Glossen zu machen, so geschah es nur aus der Furcht, als eine Feder böswilliger oder wenigstens irregeleiteter Presse, möglicherweise ein offizielles Dement zu erhalten. Seit sich jedoch die gutgesinnte Presse der Länge nach in die Sache gelegt hat, glauben wir eine Intervention nicht länger aufschieben zu dürfen. Unsere Stadt liegt voller Koth, ja man wäre versucht, einen noch stärkeren Ausdruck dafür zu gebrauchen, wenn man diese Anhäufungen der besten Düngerlorien in Hinnyt- und Nebenstraßen betrachtet, der Koth selbst kann nicht mehr gelängnet werden, aber wir können ihm noch immer die beste Seite abgewinnen. In großen Kalamitäten hilft sich der Mensch, verlassen von Glück, Magistrat und Polizeipräsidium; der hülfsose, unbevormundete, ungemaßregelte Mensch hilft sich selber! Dann treten alle die verborgenen Tugenden wieder ins Leben, das schlummernde Mitleid wacht auf, die Ehrfurcht vor dem zitternden Alter, den zarten Frauen, den zerbrechlichen Kindern zieht in den Busen harter rauher Männer, und die kämpfenden Parteien selber reichen einander die Hände. Der tiefste Schmutz, der erbarmungslosete Koth unserer Straßen, der selbst die Eibinger Niederung, die Dorfwege Oberschlesiens und Masurens als dem Felde schlägt, hat die reinste Tugend wiederbelebt. Man nehme nicht wie Diogenes, eine Laterne, um Menschen zu suchen, aber man nehme Abschied von seiner Familie, ziehe ein Paar Gummischuhe mit Guttaperchasohlen an, versehe sich mit einem Springstock und stecke eine Visitenkarte zu sich, damit im Extrinkungsfalle der Leichnam an seine Adresse befördert werden kann, und dann fürze man sich hinaus in das fünfte Element: Koth. Man wird alsbald an eine Straßenecke kommen, die ein reicht und gemüthlich zu passiren war, jetzt ist sie ein unergründlicher Pfuhl, bevölkert, statt mit Fröschen, mit quäckenden Droschkenpferden, die verstimmt aus dem Sumpfe, auf die Spanne festen Landes schauen, die einst Trottoir war, jetzt Strand ist. Am Ufer steht ein Kind, Schulmappe und Täfelchen an der Hand; es weint, es sieht beim Uebersetzen seinen sicheren Tod vor Augen; da tritt ein Proletarier hetan. Als großer Christoph ergreift er mit starker Hand das Kind, trägt es über die trehenden Gewässer und — verschwindet ohne Dank im Gedränge. Hier führen zwei kräftige junge Leute einen alten Reaktionär über ein Moor, dort sucht ein Gefreiter der Reinezähne eine Furth, um eine alte Frau in Sicherheit zu bringen. Die allgemeinste, rührendste Sorgfalt für das Wohl der Nebenmenschen gibt sich kund, und wieder Erwarten haben die öffentlichen Blätter noch nichts von Verunglückten oder Vermißten gebracht. Das Gold, das blutige Metall trennt die Menschen; der Koth vereinigt sie wieder. Wie sahen zwei Todfeinde einander auf schmalem Pfade in der Nähe des Gebirgskammes, der sich quer durch die Schuhbrücke zieht, begegnen. Sie durchbohren einander mit tödtlichen Blicken, darüber gleiten sie Beide aus, stürzen in den Abgrund und werden nur mit langen Stangen gerettet, die man ihnen ausstreckt. Das gemeinsame Unglück hatte den Haß der Familien gebrochen. Sie wichelen einander den Koth ab und besiegen eine Droschke, die sie nach Hause führte. Am Tage darauf trafen wir sie wieder, aber Arm in Arm; diesmal lagen sie in der Droschengasse. Ueber dem Wagen- und Rosserverkehr bleibt kaum noch etwas zu Tagen übrig. Noch vierzehn Tage, und sämtliche Droschkenpferde stehen an den Bahren ihrer Füchse und Braunen, das Hamburger Rauchfleisch sinkt im Preise und zehn Jahre lang rührt kein Mensch mehr Rostbeaf und Beefsteak an. Nicht Thauwetter, nur Frost kann uns retten.

Literatur.

Weihnachtsgaben für die Jugend.

* Viele Eltern sind jetzt gerade in der Wahl, was sie ihren Kindern aus der Masse von Jugendschriften zum Christfest geben sollen. Wir glauben daher uns den Dank mancher zu verdienen, wenn wir sie auf einige bei Wöller in Leipzig erschienene Jugend- und Volksschriften aufmerksam machen, deren Inhalt durch viele Rezensionen in namhaften Blättern als wortwohl anerkannt, und die durch ihre äußere Ausstattung auch für als höchstes Weihnachtsgeschenk darstellen. Eine Rezension in der „Odaskalia" sagt darüber:

„Deppel, oder der Synagogenbrand in München, erzählt von Nieritz. 3. Aufl. M. 1. K." Der bekannte Verfasser erscheint in diesem Büchlein als ein Apostel der Menschlichkeit, dieser Tugend, deren Namen leider oft auf einer fernen Abteilung zu bemden scheint. Sollen entbrungt indessen die Unmenschlichkeit der Menschen blos aus bösen Trieben, wiewohl sie manchmal den Instinkt des Tigers zu verrathen scheint; sondern der Wahn in mannigfachen Gestalten, besonders in der des religiösen Wahngtaubens, vergiftet das Menschenherz, das ein Tempel des göttlichen Gesetzes sein sollte und könnte. An dieser Klippe greift der Verfasser das Uebel in einem Gleise an, der zugleich echt religiös und sowohl christlich ist, eine heutzutage seltene Gleichung! In lebendigen und oft erschütternden Bildern zeigt er, daß der rechte Glaube in der Liebe lebt, die Rechtgläubigkeit aber der Haß erzeugt.

„Die Pilgerreise nach dem heiligen Lande. Von Schwed. 2. neu bearb. Aufl. M. 1. K." Diese anforchende Schilderung Negyptens und Palästinas ist mit einer romantischen Geschichte durchflochten, deren Fäden aus Deutschland in das Orient reichen.

„Gutenberg und seine Erfindung. Von Nieritz. 2. Aufl. M. 1. K." In halb historischer, halb romantyster Schilderung führt der Verfasser dem Volke hier die Geschichte eines Mannes vor, ohne welchen es vermuthlich noch jetzt in Leibeigenschaft und Faustrecht schmachten würde. Die Freunde mittelalterlicher Zustände mögen die ihnen so gefährliche Presse immerhin jetzt wieder zu pressen suchen, sie erdrücken sie nicht mehr, und die Kunst der schwarzen Wühler unserer Tage wird an dieser schwarzen Kunst zu Schanden!

„Der Tyroler Kampf unter Hofer. Von Stein und Winter. 2. verm. Aufl. M. 1. K." Das Trauerspiel in Tyrol hat für den deutschen Vaterlandsfreund einiges Erhebende, aber noch viel mehr Niederdrückendes. Die genannten Erzähler suchen mehr das Erstere hervorzuheben.

„Kleine Geschichtchen für die liebe Jugend" von G. Vies, (Verlag der Wolffschen Buchhandlung) bedürfen keiner weitern Empfehlung, da ein kompetenter Richter, der berühmte Jugendschriftsteller Ch. von Schmid, in einem Vorworte sich höchst lobend über dieselben ausspricht. In einem Anhang giebt der Verfasser eine kleine Sammlung seiner neuen Gedichte, von denen die meisten für die Fassungskraft der Kleinen bestimmt sind; während andere uns Scenen aus dem Familienleben vergegenwärtigen und das bekannte Dichtertalent des Verfassers, das seiner sich für diesen Blättern schon kennen zu lernen Gelegenheit hatten, bewähren.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeitungsplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 101.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 24. Dezember.

Regina.

Eine würtembergische Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

II. Das Ordenshaus.

Zu derselben Stunde, als Graf Andreas Charot, mit Blut überströmt im Rabenkrug lag und Regina Leutrum seiner pflegte, rathlos und hilflos in Wald und Nacht, zu derselben Stunde finden wir einen kleinen Zirkel versammelt im Ordenshause. Die verwittwete Gräfin Charot ist die Besitzerin dieses ehemaligen Tempelherdenshauses. Einer ihrer Ahnherren war der letzte Komthur des Hauses gewesen und hatte das Tempelgut bei Auflösung des Ordens zu seinem Eigenthume gemacht und es so lange kaiser verthedigt, bis ihn die Markgrafen von Brandenburg damit belehnten und die Johanniter, die Erben der Templer in diesen Landestheilen, und ihr Heermeister zu Sonnenburg ihn anerkannten in seinem Besitze. So kam das Ordenshaus und das Tempelgut an die Charot durch die Erbtochter des letzten Komthurs der Templer.

Der kleine Cirkel, dessen wir eben gedachten, war in einem etwas niedrigen Salon versammelt, dessen Wände über halber Höhe mit Nußbaumholz getäfelt, dann aber mit tiefgebräunten Ahnenbildern aus dem Hause der Gräfin behängt waren. Vor dem großen Kamin, über dem noch das mystische Kreuz der Templer zierlich in Stein gemeißelt prangte, war ein dicker, wollener Teppich auf dem Estrich von glasirten, rothen Backsteinen ausgebreitet, auf dem man einen runden Tisch und sechs bis acht Fauteuils, sehr schwerfällig, aber sehr bequem gebaut, aufgestellt hatte.

„Charlotte, meine Liebe, lassen Sie den Thee bringen!“ sagte die Gräfin Charot, eine lange, harte Figur, mit großen, blitzenden Augen in dem sehr blassen und sehr magern Gesicht; die Gräfin, die vom Kopf bis zu Fuß in schwarze Seide gekleidet war, und ihr leicht ergrautes, schwarzes Haar unter einer mit schwarzen Points garnirten Haube trug, zupfte Gold- und Silberfäden aus einer alten Stickerei; auf ihre bald süßlich, bald ärgerlich gesprochene Aufforderung aber erhob sich eilig Fräulein Charlotte von Stabrow, die jüngste Schwester unseres wohlbeleibten Freundes, ein gutes, stilles Mädchen, in deren schüchternem Gesichte deutlich geschrieben stand, daß sie geboren sey zum Dienen und zum Dulden, zum Thee machen und zum Patiencespielen, zum Wetterableiter, kurzum für übele Launen aller Art. Arme Charlotte!

Die Gräfin Charot folgte mit ihren Augen, die wild und scheu zugleich, wie die eines Raubvogels, funkelten, der armen Charlotte bis zur Thüre, und erst als sich die Thüre hinter dem Fräulein geschlossen, wendete sie sich an ihre Nachbarin zur Linken und ihren Nachbarn zur Rechten und sprach hastig: „ich mußte die alberne Person erst hinausschicken — grand dieu! in meiner Jugend war man gut genug erzogen, um zu merken, wenn man überlästig war. „O ciel! tout change dans le monde et ça changera aussi!“

„Sprechen Sie Deutsch, liebe Sophie, ich verstehe nicht Französisch,“ bat der Nachbar, ein älterer Herr mit einem schon ergrauten Schnurrbarte in dem runzeligen, aber angenehmen Antlitz und lachte so glücklich dazu, als ob er einen vortrefflichen Witz gemacht hätte.

„Bête!“ sagte die Gräfin ziemlich laut, dann fuhr sie fort: „imagines, baronne, denken Sie sich, Obrist! ich habe heute einen Brief von meiner Nichte, der verwittweten Baronin von Leutrum, bekommen, sie will mich hier besuchen, was mag sie wollen? ich kann sie jeden Tag erwarten, denn der Brief, aus Berlin datirt, ist sehr alt, weil ich meine Briefe über Hamburg bekomme, Sie wissen, seit ich dem Bauer, der drüben die Post hält, ordentlich die Wahrheit sagte.“

„Nun, was soll die schöne Regina hierwollen, liebe Sophie,“ meynte der Obrist von Wett, der alte Freund, Vetter und Gutsnachbar der Gräfin, „sie wird sich hier wieder die Cour machen lassen, wie ehedem, wie vor drei Jahren, ehe man sie an diesen Schwachkopf von Leutrum verheurathete, der zu ihrem Glück bald genug gestorben ist.“

„Die Leutrum,“ sagte jetzt die andere Dame, die ebenfalls der sehr altmodischen Damenarbeit des Silberfädenszupfens eifrig oblag, sucht wahrscheinlich einen anderen Mann!“

„Da wird die schöne Regina mit Leutrum's schönen Gütern am ihrem Wittwenschleier nicht lange zu suchen haben!“ meynte der Obrist.

„Die Leutrum,“ begann die bisher schweigsame Baronin Merkefeld wieder, und zwar mit auffallend geringschätzigem Tone.

„Die Baronin Leutrum, m'amie,“ korrigirte die Gräfin boshaft süßlich. „Sie müssen es dem armen Kinde nicht so lange nachtragen, daß es Ihnen den reichen Leutrum weggeschnappte.“

„Weggeschnappte, sehr gut,“ schrie der Obrist und lachte entsetzlich.

Die getadelte Dame warf einen bitter bösen Blick auf die Gräfin, wie auf den Obrist, dann schwieg sie beharrlich stille und nahm sich vor, Fräulein Charlotte dafür heute noch mehr als sonst zu quälen.

Die Gräfin dagegen flüsterte dem Obrist zu: „On ne frappe pas ma chienne, ah, Sie brauchen meinen Pudel nicht zu prügeln, ich besorge dieses Geschäft allein, jetzt hören Sie mir zu, mon colonel; die Leutrum'schen Güter liegen uns bequem; schreiben Sie morgen nach Berlin; man soll meinen Sohn Andreas suchen, der Gesandte in Kopenhagen wird ihn schon finden, mein Sohn Andreas soll kommen und die kleine Wittwe heirathen, damit wir die Güter bekommen, Andreas hat dann eine hübsche Herrschaft, nämlich wenn ich todt bin. Es ist merkwürdig, finden Sie nicht auch, mon cousin, daß ich meinen Sohn Andreas gewaltig liebe, seit ich weiß, daß er die kleine Wittwe heirathen kann.“

„Ich bin Ihr Cousin nicht, Sophie,“ polterte der Obrist, ich bin Ihr Vetter, und Vetter Andreas kann die Wittwe Leutrum's nicht heirathen, das wissen Sie so gut als ich!“

Der Obrist sah der Gräfin seltsam in die Augen.

„Plait-il?“ antwortete die Gräfin gleichmüthig und nahm eine große Prise aus einer prachtvollen, goldenen Dose von florentiner Arbeit, „ich weiß wohl, daß man Fräulein Regina von Rabenow mit dem Grafen Andreas Charot nicht wohl verheirathen konnte, mais enfin — ich sehe doch ein eigentliches Hinderniß nicht und mit der Baronin Leutrum ist's schon eine andere Sache!“

„Sophie, haben Sie denn gar kein Gewissen?“ fragte der Obrist ernst.

„Bah! schweigen Sie, Colonel, Sie wissen, daß ich kein Gewissen habe, und daß ich seit dem Tode des Grafen, meines Gemahls, kein Gewissen mehr haben kann!"

Eisig gleichgültig sagte das die Gräfin, der Obrist senkte den Kopf, als würde er ihm schwer unter trüben Erinnerungen, dann fuhr er fort: „aber, wenn Sie so denken, Sophie, warum haben Sie denn nicht vor drei Jahren schon die Kinder, die sich liebten, mit einander vermählt?"

Die alte Dame ließ ihren Eulenblick eine Sekunde lang ruhen auf dem Gesichte des Obristen, dann sagte sie, „pas de gêne, damals hatte Regina keine Güter und ich, ich — es war, als schäme sich die Dame — ich hatte noch nicht den Muth, dem Schatten meines Gemahls und dem finstern Verhängniß zu trotzen, das die Familien Charot und Rabenow verknüpft und trennt."

„Noch ein Mal," bat der Obrist, „lassen Sie ab, Sophie!"

„Schreiben Sie morgen nach Berlin, Colonel," antwortete die Gräfin befehlend, „in spätestens vier Wochen muß mein Sohn Andreas hier seyn, ich verlasse mich ganz auf Sie und jetzt kein Wort, diese süße Charlotte darf nichts hören, denn ihr Bruder Fritz ist in Berlin, um für sich die Regina und ihre Güter zu erobern."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schwurgerichtsverhandlung.

Wir haben in Nr. 351. der „Abendzeitung" der Verhandlung in der Untersuchung gegen den Auszügler Johann Georg Horcher von Rattelsdorf wegen Todtschlags gedacht, welche vor dem Schwurgerichte in Bayreuth am 12. und 13. Dez. geführt wurde, und die mit einem Todesurtheile endete. Der fortwährend dichtgefüllte Gerichtssaal zeugte von dem großen Interesse, das der Fall bot, wie derselbe denn überhaupt in psychologischer wie juridischer Beziehung zu den seltenen in den Annalen der Rechtspflege gehört. Wir theilen daher nach dem „Nürnb. Korresp." die Verhandlung mit. Das Sachverhältniß ist folgendes: Der Angeklagte und seine zwei Schwestern hatten im Jahre 1831 einen Rechtsstreit mit dem ledigen Andreas Jäger von Rattelsdorf, der eine Forderung von 113 fl. gegen sie geltend machte. In diesem Rechtsstreite hatte am 7. Juli 1831 eine Tagfahrt bei dem kgl. Landgerichte Seßlach statt, bei welcher der Angeklagte und Jäger erschienen waren. Zeugen erblickten dieselben auch einzeln auf der Heimkehr. Jäger kam aber seit dieser Zeit nicht mehr zum Vorschein. Da der Leichnam des Vermißten nicht aufgefunden wurde, fand auch von Seiten des Gerichts keine weitere Untersuchung statt, und Horcher blieb, ungeachtet ihn die allgemeine Volksstimme als den Mörder Jäger's bezeichnete, bis zum März 1851, also 20 Jahre lang, unangefochten, nachdem eine wiederholt eingeleitete Untersuchung im Jahre 1845 die Einstellung des Verfahrens zur Folge gehabt hatte. Allein was keinem Untersuchungsgerichte gelang, Das bewirkte die Stimme des Gewissens. Horcher, früher ein wohlhabender Mann von ausgezeichnetem Leumunde, artete auf einmal gänzlich aus, verwickelte sich in Getreide- und Pferdhandel, verlor dabei den größten Theil seines Vermögens, ergab sich dem Trunke, fiel von einem Exzeß in den andern und wurde mit der Zeit völlig wahnsinnig, so daß vorzüglich je um die kritische Zeit des Jahres nicht mit ihm auszukommen war und ganz Rattelsdorf vor ihm zitterte. Im Jahre 1847 wurde er in die Irrenanstalt Erlangen eingeliefert, von wo er nach einjähriger Behandlung nach Hause zurückkehrte, aber bald wieder in sein altes Leiden verfiel. Am 19. März d. J. machte er ohne Aufforderung plötzlich seinem gepreßten Herzen Luft und gestand seinem Stiefsohn und seiner Frau die That. Er habe nämlich, erzählt er, mit einem in ein Sacktuch gebundenen Stein den Jäger mit einem Schlag auf den Kopf todtgeschlagen und ihn in die Itz geworfen, von da wieder später herausgezogen und vergraben. Dieses Geständniß benützten seine von ihm häufig mißhandelten Angehörigen zur gerichtlichen Anzeige, in Folge wovon seine Verhaftung verfügt wurde. Die Verhandlung lieferte ein gräßliches Bild des Lebens dieses Mannes während 20 Jahre. Seit dieser Zeit war er in kein Bett gekommen, sondern ruhte wenige Stunden auf einem Stuhle sitzend aus, dann raffte er sich auf und durchrannte Nachts die Fluren, riß Markfteine heraus, verfolgte die Wächter mit Mistgabeln und raste gleich einem gehetzten Wilde umher. Die Kirche floh er, dafür besuchte er fleißig das Wirthshaus, und in der Trunkenheit rühmte er sich: „Er habe den Jäger (vulgo Jüdla) nach Amerika geschickt, wo er schwärze." Den Acker, wo er angeblich denselben vergraben (alle Nachforschungen hatten jedoch zu keinem Resultate geführt), nannte er sein „Kirchhöflein." Das Aeußere des Angeschuldigten, der bei seinem Eintritte die Anklagebank als sein „liebes Armesünderbänklein" begrüßt, ist fürchterlich. Seine Kleider hat er in tobsüchtigen Anfällen zerfetzt, in seinen schwarzen Haaren stecken Strohhalme, ein wilder, schwarzer Bart bedeckt sein erdfahles Gesicht, aus dem ein Paar dunkelbraune, wirr umherirrende Augen hervorblitzen, eine lange Nase, an der Spitze geröthet, vollendet das unheimliche Bild. Seine Antworten bilden ein merkwürdiges Gemisch von Gedächtnißtreue, scharfem Verstand und wiederum wahrer, ungekünstelter Verrücktheit. Von seinen Aeußerungen, die mitunter durch ihre Drolligkeit zu einem, wenn auch schmerzlichen, Lächeln reizten, wollen wir zur Probe nur folgende anführen: „Herr Präsident — sagte er unter Anderm — geben Sie sich nicht so viele Mühe, reden Sie nicht so viel und schonen Sie Ihre Gesundheit, von mir bekommen Sie nichts heraus; ich bin ein standhafter Mann und habe meine Predigt seit 20 Jahren studirt. Was die rechte Hand thut, darf die linke nicht wissen. Hört's, ihr 12 Geschworenen!" Die Indizien, welche über die Vollführung der That vorliegen, sind äußerst gering. Man fand Fetzen eines Rocks, woran man die Knöpfe erkannte, den Kamm und Hut des Gemordeten und an einem Pfahle, mit dem er wahrscheinlich aus dem Wasser gezogen wurde, einige Haarbüschel; 21 Zeugen, welche vernommen wurden, vermochten die Anklage nicht wesentlich zu begründen; dagegen waren die Aussagen seines Stiefsohnes, seiner Ehefrau und seiner leiblichen Schwester von entscheidender Wirkung. Wir können uns darauf beschränken, das Zeugniß der Letzteren, welches mit den vorhergehenden gleichlautet, mitzutheilen, da ihre Vernehmung eine ergreifende Scene darbot. Mit gefalteten Händen, wie in das inbrünstigste Gebet versunken, erklärte sie, um das Seelenheil ihres armen geliebten Bruders zu retten, die Wahrheit sagen zu wollen. Drei Tage lang nach dem 7. Juli 1831 sey ihr Bruder nicht nach Hause gekommen, so daß sie (seine Familie) in größter Besorgniß waren; endlich sey er gegen Mitternacht durch die Hinterthüre in's Haus geschlichen und habe blos geäußert: „Was habt ihr für einen Lärmen, der Jüdla fordert euch nichts mehr ab." Am nächstfolgenden Tage sey die Ehefrau zum Landgerichte geladen worden, sey aber bald wieder voll Schrecken zurückgekehrt und habe gesagt, sie hätte den blutigen Kopf des Jäger auf dem Wasser schwimmen sehen. Nun habe Horcher die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und sie auf den Knien gebeten, ihn nicht zu verrathen, er wolle ja Alles abbüßen. Er habe im Ziegenmühlhölzchen auf dem Heimweg dem Jäger aufgepaßt, ihn über den Kopf geschlagen, derselbe habe laut aufgeschrien, ihn um Gotteswillen um sein Leben gebeten und ihm die ganze Schuld zu erlassen versprochen; er habe ihn aber nicht erhört und wisse selbst nicht, warum. Hieran knüpft Zeugin eine wahrhaft erschütternde Schilderung des Lebens ihres unglücklichen Bruders vor und nach der That, und bezeichnet es als ein zwanzigjähriges Märtyrerthum, von dem ihn nur eine zeitliche Strafe befreien könne. Der Angeklagte weint bei dieser Aussage laut auf und erklärt: Das ist alles wahr! Präsident: Also habt Ihr den Jäger umgebracht? Angeklagter: „Eher schieß ich mir eine Kugel vor den Kopf, als daß ich noch einmal eine Wittwe heirathe (H. ist 56

Jahre alt), nehmt Euch Alle eine Lehre daraus!“ Präsident: Angeklater, macht keine Umschweife, sagt Ja oder Nein! Angeklagter: „Ha! Ha! Herr Präsident, zwischen Ja und Nein steht's Kopfabhauen, und dem Horcher sein Kopf wird nicht abgehaut und nicht abgesägt. Ich kann mich nicht selbst verurtheilen, Das ist eine Todsünde!“ Die Ehefrau des Horcher änderte ihre frühere Aussage, wonach sie nicht glaube, daß ihr Mann den Jäger absichtlich um's Leben habe bringen wollen, dahin ab, daß er ausdrücklich gesagt habe, er habe ihn um der Forderung willen gemordet. Professor Dr. Escherich von Würzburg gibt ein ausführliches Gutachten dahin ab, daß der Angellagte ein verschmitzter, boshafter Mensch sey, der zwar von äußerst cholerischem Temperament, doch immer die Kraft besessen habe, seinen Willen zu bemeistern; es liegt nämlich ein Parère des Direktors der Irrenheilanstalt Erlangen, Professor Dr. Solbrig, vor, wonach Horcher an Zornwuth temporär leidet und anzunehmen ist, daß er, wenn auch schon vor 20 Jahren, in einem solchen Anfalle eine brutale Handlung, wie einen Todtschlag ohne Zurechnungsfähigkeit habe vollführen können. Unaufgeklärt blieb in der Verhandlung die Art und Weise der Verschleppung des Leichnams. Nach der Erzählung Horcher's war derselbe ursprünglich in die Itz geworfen worden; dort mußte er in der Julihitze sehr bald in Fäulniß übergegangen seyn, weil er schon am vierten Tage obenauf schwamm. Hier war er noch mit dem Rocke bekleidet. Sechs Tage später wurde ein Leichnam, bloß mit Hose und Weste bekleidet, auf dem Gesichte liegend, von einem vorüberfahrenden Schmierführer drei Viertel Stunden weit unterhalb der ursprünglichen Lage erblickt, wohin er vom Wasser nicht getrieben seyn konnte, da eine Mühle dazwischen liegt. Als die Gerichtskommission sich an Ort und Stelle einfand, war der Körper verschwunden; von hier bis zu dem Felde, wohin ihn Horcher Anfangs getragen haben soll, ist eine Entfernung von 1½ Stunden, dort blieb er 8 Tage liegen und wurde nach dem außergerichtlichen Geständnisse erst dann in einem andern Felde, in „meinem Kirchhöfle,“ wie es Horcher nannte, verscharrt, das wiederholt, jedoch vergebens, umgegraben wurde. Wie es einem Menschen möglich war, den vom Wasser aufgetriebenen, in voller Verwesung befindlichen Leichnam wochenlang unentdeckt umherzuschleppen und sich mit ihm stundenlang zu beschäftigen, ist zur Stunde noch ein Räthsel. Auffallend waren Horcher's beständig wiederholte und scharf betonte Worte: „Ich bin 20 Jahre lang ein rechtschaffener Mann geblieben — es hat mich aber auch mein Geld gekostet!“ Das Plaidoyer nahm 4 Stunden in Anspruch, wobei der kgl. Oberstaatsanwalt Dall'Armi die Anklage, der kgl. Appellationsgerichtsaccessist Dr. Eugen Schneider von Bamberg die Vertheidigung verlrat. Die Staatsbehörde begründete in scharfsinniger Rede die Anklage welche sich nun als qualifizirter Mord aus der Verhandlung herausstelle, eventuell wurde einfacher Mord und Todtschlag motivirt. Die Vertheidigung, für welche nach der Voruntersuchung die Sache äußerst günstig stand, hatte in Folge der bestimmten Aussagen der Hauptzeugen, welche früher ganz anders deponirt halten, einen schweren Standpunkt. Sie bestritt, daß Jäger überhaupt getödtet worden sey, da man keinen Leichnam aufgefunden habe. Die Zeugnisse des Sohnes und der Ehefrau würden durch das Interesse, ihres sie peinigenden Vaters und Gatten los zu werden, die Aussage der Schwester durch jedenfalls vorhandene religiöse Schwärmerei geschwächt; auf jeden Fall aber habe Horcher in Zornwulh gehandelt, welche straflos mache, denn es sey psychologisch unerklärbar, wie ein ganz braver Mann wegen 39 fl. — so viel habe den Horcher gelroffen — eine so gräßliche That habe begehen können. Um der Ehre der Menschheit willen könne man Dieß nicht annehmen. Uebrigens sey die Sache, wenn auch nicht völlig nach rechtlichen Prinzipien, doch nach moralischer Ueberzeugung verjährt; 20 Jahre Verzweiflung, Elend und Wahnsinn hätten die That gesühnt und seyen Strafe genug; man möge bedenken, welche Kämpfe dazu gehörten, das starke Männerherz zu brechen, das uns jetzt unter der Hülle der Narrheit und des Schmutzes entgegengrinst. Einen Wahnsinnigen dürfe man nicht dem Schafote überliefern, deßhalb werde ein Nichtschuldig gefordert. Die Staatsbehörde und die Vertheidigung ergriffen dann noch zweimal das Wort, worauf sich über die Fragestellung eine längere juristische Debatte entspann. Der Oberstaatsanwalt beantragle drei Fragen auf Mord, da der Präsident nur eine Frage auf Todtschlag, dem Verweisungserkenntnisse gemäß, gestellt hatte; der Vertheidiger trat den erstgenannten Fragen entschieden entgegen und beantragte eine eventuelle Frage auf geminderte Zurechnungsfähigkeit Der Gerichtshof entschloß sich nach längerer Berathung für Zulassung der Fragen, so daß den Geschwornen nur 5 Fragen vorgelegt wurden, von welchen sie die zweite auf Mord, mit Ueberlegung ausgeführt, durch ihren Obmann Mackert aus Kronach bejahlen, die übrigen verneinlen. Der Vertheidiger stellte einen Antrag auf ein Begnadigungsgesuch ex officio, worauf der Gerichtshof unter Verurtheilung des Angeklagten zum Tode einging. Nach Verkündigung des Urtheils stand Horcher mit Thränen im Auge auf, betrat das Parquet, reichte dem Präsidenlen, den Richtern, dem Staatsanwalte und den Geschwornen die Hand und dankte ihnen; der Unglückliche glaubte, er sey freigesprochen, ging dann auf seinen Vertheidiger zu und fragte ihn nach seiner Wohnung, um bei ihm logiren zu können. Da von Seite der Vertheidigung und resp. des Angeklagten die Nichtigkeitsbeschwerde besonders erhoben wurde, welche ohnedieß bei Todesurtheilen ex officio stattfindet, so wäre es nicht unmöglich, daß der Fall noch einmal zur Verhandlung käme, da die beregte Fragestellung allerdings sehr kontrovers ist, und die juristischen Stimmen hierüber getheilt sind.

Noch einmal Taback und Cigarren.

Theils als Nachtrag, theils als Berichtigung zu jenem Aufsatz über „Taback und Cigarren“ der „Grenzboten“, aus dem wir s. Z. ein kurzes Bruchstück abdruckten, bringt dasselbe Blatt einen zweiten über den Gegenstand aus anderer Feder, die zwar minder elegant schreibt, aber tief eingedrungen scheint in alle Geheimnisse des Tabackbaues und der Cigarrenfabrikation der Havanna, was schon daraus hervorgeht, daß dieser zweite Artikel die Havanna-Cigarren nicht blos nach den verschiedenen Semilleros (Pflanzbeelen) der Vuelta d'abajo klassifizirt, sondern sogar — man denke — nach den Jahrgängen, wie die Weine! Damit man uns nicht eine böswillige Unterdrückung der Wahrheit vorwerfe, müssen wir auch aus diesem Corrigé einige Punkte hier mittheilen, und wegen des Ausführlichen auf das Journal selbst verweisen:

Die vorzüglichsten Planlagen (Vegas) befinden sich in den Flußthälern, welche in den Sommermonaten durch tägliche Regengüsse unter Wasser gesetzt sind. Im September beginnt die trockene Jahreszeit; die Semilleros, in der Regel höher gelegen, werden besäet, und aus diesen im Oktober die jungen Pflanzen in die tiefer gelegenen Felder versetzt. Im Januar bis März ist der Taback zum Schnitte reif. — In den Fabriken Havannas sind fast eben so viele Weiße, theils Kreolen, theils Eingewanderte von Spanien und den Kanarischen Inseln, als Farbige beschäftigt. Die Fabel, daß Negerinnen Cigarren auf den Schenkeln drehen sollen, danken wir der Comtesse Merlin, die überhaupt in ihrem Buche „la Havanne“ viel Falsches über ihr Geburtsland erzählt hat. Das Wahre an der Sache ist, daß die Guajiras (eingeborne Weiße im Innern der Insel) dem Gaste eine Veguerocigarre aus freier Hand drehen, sie anbrennen, einige Züge thun und dann zum Weiterrauchen überreichen. — Regalia stammt nicht von Rey (König) oder Regal (Staatsmonopol) ab, sondern von regalar (schenken, bewirthen) und bedeutet: Etwas zum Geschenk Geeignetes. In demselben Sinne steht auch auf den Etiketten der bekannten Havanna-Confitüren „Regalia.“ — Nicht

unwichtig für den Raucher ist es zu wissen, daß die meisten Fabriken, besonders die zweiten und dritten Ranges, ihren 2as und 3as andere Namen, häufig selbst andere Firmen geben, als den Primeras. Herr Manuel Carvajal ist nicht allein Geschäftsführer, sondern auch Ehegatte der Hija (Tochter) de Cabannas, Frau Cabannas y Carvajal greift indeß selbstthätig in die Leitung des Geschäftes ein; sie vertheilt nicht allein mit großer Kennerschaft den von ihrem Manne gekauften Tabak zu den verschiedenen daraus zu fertigenden Cigarrensorten, sondern führt auch ganz nach Gunst und Willkür die eingehenden Bestellungen am Platze aus. Der größte Theil der Cigarren, welche die Fabrik liefert, geht für deren eigene Rechnung nach England und wird daselbst kommissionsweise verkauft. Vor ungefähr vier Jahren ging Herr Carvajal mit seiner ganzen Familie nach Spanien, in der Absicht, längere Zeit daselbst zu bleiben. Um sich des blühenden Etablissements nicht zu entäußern, verpachtete er dasselbe und die Benutzung seines Markes für 10,000 Dollars an Herrn Cabargas. Dieser benutzte den guten Ruf der Fabrik, um durch weniger sorgfältige, aber ausgedehntere Lieferungen in kurzer Zeit einen größern Ertrag zu erzielen, und veranlaßte dadurch Carvajal zu baldiger Rückkehr und Lösung des Pachtkontrakts. Cabargas errichtete hierauf eine eigene Fabrik, imitirte, da sein Name denen von Cabannas und Carvajal sehr ähnlich ist, die Stempel und Etiketten des Letzteren so täuschend wie möglich, kaufte alte, kaum zu ersetzende Arbeiter der Cabannas-Fabrik (u. a. eine alte Negerin, welche das Legen und Binden der Ruedas à 100 Stück unübertrefflich versteht) frei, und nahm sie gegen Lohn in seinen Dienst, kurz that Alles, um sich in den Ruf des Carvajal einzudrängen und diesem zu schaden. Ungefähr zu gleicher Zeit begründete Partagás die Flor de Cabannas, und er hat dieselbe, besondes durch ausgezeichnete Tabackskenntniß, in sehr guten Ruf zu bringen gewußt. Diese drei Fabriken sind die besten Havannas. Man nennt sie daselbst **privilegiadas**, weil sie das Privilegium zu haben scheinen, jeden Preis fordern zu dürfen und bezahlt zu erhalten. Cabannas, der noch Anfang 1843 zu 15, 12 und 9 Doll. für 1° 2° und 3° lieferte, läßt sich jetzt 35, 28, 22 Doll. bezahlen. Die beste Ernte des letzten Jahrzehends war die von 1843. Sie war reichlich schön von Farben, gehaltvoll und durchweg gut von Brand. Das Jahr 1846 gehört für Havanna ebenfalls noch zu den guten Tabacksjahren; der Ertrag war aber so groß, daß die Behandlung des Tabacks nach dem Schnitte nicht sorgfältig genug betrieben werden konnte. Theilweise sehr gut war die Ernte von 1850, nur hatte man in Havanna zu früh mit der Fabrikation angefangen, und kamen die ersten 1850er Cigarren voriges Jahr übersermentirt, fleckig und kohlend hier an. — Von Cigarren diesjähriger Ernte sind auch schon recht hübsche Qualitäten angekommen, die sich indeß durch Leichtigkeit und Milde mehr auszeichnen, als durch Kraft und Gehalt. Die schlechtesten Jahrgänge sind die von 1845 und 1849. Letzterer kohlt zum größten Theile; ersterer brennt zwar mit weißer Asche, ist aber so schwammiger Natur, daß ganz hart getrocknete Cigarren daraus nach einigen Zügen weich und biegsam werden, und von der Hälfte ab nicht mehr in Brand zu halten sind.

Neu ist namentlich die Mittheilung über die Regalia, und es wäre zu wetten, daß diesseits des atlantischen Meeres und der Pyrenäen gewiß unter je Zehntausend Menschen kaum Einer dieser Grube der Verirrung entgangen ist. Die Sache ist weit wichtiger, als man auf den ersten Blick denkt, denn der Umstand, daß der Havanneser das Beste, was er hat, zu verschenken pflegt, wirft ein höchst bedeutsames Licht auf den Charakter des Kreolen und seine Hospitalität. Der selbstsüchtige Europäer hat sich ihnen gegenüber sehr zu schämen, denn bei uns nistet sich bekanntlich mehr und mehr der schnöde Gebrauch ein, seinen Freunden schlechte Cigarren (daher der Name Das Amigos) anzubieten und die guten für sich zu behalten.

Gefahren der Dampfschifffahrt auf dem Mississippi.

Es vergeht bekanntlich keine Woche, in welcher uns die amerikanischen Zeitungen nicht Nachricht von Unglücksfällen auf dem Mississippi und dessen Nebenflüssen brächten. Bald springt in einem Dampfboot der Kessel, bald geht ein solches in Flammen auf, oder es rennt auf Snags oder Sawyers, oder ein Theil der Passagiere wird gebrüht. Wir haben sogar gelesen, daß ein Dampfer am Ohio im Walde Schiffbruch litt und die Thatsache ist richtig; das Fahrzeug war bei hohem Wasserstande vom Steuermanne gemüthlich in einen überschwemmten Wald am Ufer geführt worden, wo es sitzen blieb. Die Nachlässigkeit, welche die Amerikaner sich in Betreff ihrer Dampfschifffahrt auf den westlichen Strömen zu Schulden kommen lassen, ist sprichwörtlich geworden; nicht minder die gränzenlose Fahrlässigkeit, welche beim Bau der Maschinen für die Dampfer auf dem Mississippi vorherrscht; die Rohheit vieler Kapitäne hat schon oft zu begründeten Klagen Anlaß gegeben. Uns wundert nur, daß sich noch Gesellschaften finden, welche so liederlich gebaute und so leichtfertig geführte Schiffe überhaupt nur versichern mögen. Auf den großen Seen und den östlichen Flüssen sind Unglücksfälle, wie sie auf den westlichen Gewässern zu Hunderten vorkommen, nicht viel häufiger als in andern Ländern, und in Betreff der oceanischen Dampfer die Amerikaner ebenso vorsichtig, wie andere seefahrende Nationen. Uebrigens wollen wir doch erwähnen, daß es auch auf dem Mississippi eine Anzahl guter Dampfschiffe mit ordentlichen, umsichten Schiffsführern gibt; aber diese sicheren Boote nehmen höhere Fahrpreise. In der Regel wird es der Fall seyn, daß dort ein Schiff um so unsicherer ist, je niedriger es die Fahrpreise stellt

Im Frühjahre 1849 fuhren auf dem Mississippi und dessen Nebenflüssen 572 Dampfschiffe, zusammen von 118,655 Tonnen; sie hatten 5,190,000 Doll. gekostet. Im Jahre 1848 stellte ein zu St. Louis erscheinendes Blatt eine Liste von verunglückten Dampfbooten zusammen. Es ergab sich aus derselben, daß binnen zwölf Monaten nicht weniger als 59 Steamers verloren gingen; somit kommt im Durchschnitt auf jede Woche mehr als ein solcher Verlust; abgesehen von 245 Menschen, die dabei ihren Tod fanden, und 590,000 Doll. an Eigenthum, das zu Grunde ging. Das Reisegepäck der Passagiere ist dabei noch nicht einmal gerechnet. In dem Berichte, welchen ein Herr Burke dem Kongresse über die „Boiler Explosions“ abgestattet, wird nachgewiesen, daß von 1830 bis 1847 auf westlichen Werften 1915 Dampfboote gebaut wurden. Davon gingen allein durch Springen der Kessel 198 verloren! Unter diesen Umständen begreifen wir, daß eine vor uns liegende Zeitschrift aus Neu-Orleans ausruft: „Während der letzten Jahre sind auf den westlichen Strömen so entsetzlich viel Menschenleben leichtsinnig hingeopfert worden, und es ist so wenig Aussicht auf Besserwerden vorhanden, daß man anfängt, jedes andere Kommunikationsmittel vorzuziehen. Kein Mensch hat Vertrauen zu diesen westlichen Booten, und es gibt Leute, die lieber im Schlachtgetümmel, als auf einem westlichen Dampfboote stehen möchten. Denn nichts ist mehr sicher. Wer sich schlafen legt, liegt auf einem Vulkan, der jeden Augenblick Feuerspeien kann!“

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 102.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 27. December.

Regina.

Eine märkische Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Fräulein Charlotte trat mit dem Theebrett ein und hinter ihr zwei Diener mit dem übrigen Geschirr; das arme Fräulein wurde blutroth, als die Baronin Merkefeld, eine Art von Jugendgenossin der Gräfin, ihren vorhin gefaßten edlen Vorsatz zur Ausführung bringend, spitzig sagte: „meinen Sie nicht auch, ma chère comtesse, daß diese süße Charlotte sich nicht so sehr beeilen muß, wenn sie ihrer zarten Gesundheit nicht schaden will!“

Die Gräfin Charot zuckte verächtlich mit den Achseln, der Obrist aber rief: „Sie sind eine alte, böse Person, Annette, lassen Sie mir das arme Kind in Frieden!“

„Ich will nicht hoffen, Kleine,“ meynte die Getadelte, höhnisch lächelnd, ohne den Obristen anzusehen, „daß Sie daran denken, den Herrn Obristen durch Ihre kleine Koketterien zu fesseln.“

Die arme Charlotte bebte unter dem Gulenblick der alten Gräfin, da entriß sie ein heftiges Klopfen der peinlichen Verlegenheit.

„Oeffnet, um Gottes Willen öffnet,“ schrie eine starke Stimme draußen und verdoppelte Schläge erschütterten das Hofthor.

Man hörte, wie sich das Hofthor kreischend in seinen Angeln drehte, man hörte die Hufschläge eines Rosses über das Pflaster klappern, man hörte einen Reiter absteigen. Tiefe Stille herrschte in dem Salon, alsbald hörte man die hastigen Schritte des Kommenden durch die vorderen Zimmer, Alle wendeten ihre Blicke erwartungsvoll nach der Thüre, nur die Gräfin Sophie strafte gleichmüthig Arrat in ihren Thee. Die Thüre wurde geöffnet und Fritz von Stabrow stand im Salon. Er war athemlos, trocknete sich mit einem großen, blauen Taschentuch die Stirne zweimal hastig ab, dann rief er: „guten Abend, guten Abend, Lottchen, gnädige Gräfin, kurz heraus, Vetter Andreas liegt draußen in der Rabenschenke und wird wohl sterben, wenn er keine Hilfe bekommt!“

Die Gräfin richtete sich langsam auf. „Wetter!“ befahl sie mit lauter Stimme. „Er hat im Lazareth gelegen, hat nur einen Arm noch, und wie sein Bedienter sagt, sind seine Lungen durch eine dänische Kugel verletzt, ich bin hierher, um Hülfe zu holen!“

„Caron setzt sich mit seinem Besteck sofort zu Pferde und reitet nach dem Rabenkrug, Wilhelm begleitet ihn mit einer Fackel,“ befahl die Gräfin dem Diener, der mit Stabrow eingetreten war, dann wendete sie sich wieder an den keuchenden Edelmann: „Herr von Stabrow, wer ist bei meinem Sohn, sein Diener?“

„Sein Diener,“ antwortete Stabrow, „und die Frau Baronin Regina Bertram.“

Es zog ein seltsam helles Roth über die verblaßten, harten Züge der alten Gräfin und ihre Augen funkelten mächtiger als je, dann setzte sie sich ruhig wieder nieder, schlürfte erst langsam ihren Thee und nahm eine Prise. Darauf sagte sie gleichgiltig: „Charlotte, meine Liebe, wollen Sie die Güte haben, meinen Wagen anspannen zu lassen, der Kutscher soll sofort nach dem Rabenkrug fahren, vielleicht gestattet Caron, daß Graf Andreas hierher gebracht wird. Uebrigens, meine Liebe, wünsche ich Ihnen gute Nacht, sie haben gewiß noch Manches mit ihrem Herrn Bruder zu sprechen — bon soir, mon cher Stabrow!“

Das also entlassene Geschwisterpaar entfernte sich eiligst und die gute Charlotte, die ihren lieben Bruder kennen mochte, führte denselben zuvörderst nach der Küche. Als sich die Thüre hinter den Geschwistern geschlossen, erhob sich die Gräfin und schritt der gegenüber stehenden Wand zu, dort öffnete sie durch einen leichten Druck auf einen Knopf eine geheime Thüre und befahl: „Nehmen Sie eine Kerze, Colonel, folgen Sie mir, Sie, Annette, bleiben hier und schließen sich ein, daß wir in keiner Weise gestört werden!“

Die Baronin Merkefeld beeilte sich, die Thüre zu verriegeln, der Obrist nahm einen Leuchter und folgte der Gräfin, die, ohne sich an die Dunkelheit zu kehren, hastig eine schmale Wendeltreppe emporklimmte, auf der ihr der alte Soldat nur mühsam folgte.

Das war ein seltsamer Gang, er lief in hundertfachen Krümmungen aufwärts dreißig verschiedene Treppen und Treppchen, endlich öffnete die Gräfin eine Thüre und trat ohne Zögern ein. Der Obrist blieb auf der Schwelle stehen, warf einen entsetzlich ängstlichen Blick in das Gemach und rief: „Sophie, ich bitte Sie!“

„Treten Sie ein, Colonel, und schließen Sie die Thüre hinter sich!“ befahl die Gräfin kalt. Der Obrist trat ein, setzte den Leuchter auf den Tisch, der mitten im Zimmer stand, und nahm eiligst Platz auf einen Sessel, es schien, als vermöchten seine Füße nicht mehr, ihn zu tragen. Ein unerklärbarer Ausdruck von Entsetzen und Trotz zugleich lag auf dem Gesichte des Mannes.

Ihm gegenüber saß die Gräfin, anscheinend gleichgiltig, unbeweglich, nur ihr Blick bewegte sich und musterte einzig das Gemach. Da standen zwei Betten neben einander, mitten im Gemach und sie sahen von Weitem aus, als seyen sie so eben verlassen; wenn man aber näher hinsah, so bemerkte man den fingerdicken Staub darauf, und vor dem einen Bett da war ein entsetzlich dunkler, großer Flecken; und der Stuhl vor dem Bett lag umgeworfen und die Fußdecke war in Unordnung zusammengerollt; und daneben lag das abgeschnittene Stück einer Klingelschnur und die lederne Scheide eines Degens. Das Alles musterte der scheue und doch so scharfe Blick der Gräfin, dann hob er sich zu zwei Bildern, die zu den Häuptern über den Betten hingen: das eine stellte einen hübschen, jungen Mann mit klugen Augen dar, in der Uniform eines königlichen Garde-Regiments, das andere eine jugendliche anmuthige Dame, gekleidet in ein weißes Kleid mit dem blauen Gürtel dicht unter dem Busen, wie's damals Mode gewesen seyn mochte. Das Gesicht der jungen Dame hatte nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit mit dem der Gräfin Sophie, aber doch war es ihr wohlgetroffenes Bild aus den Tagen des Glücks, so gut, so schön und strahlend sah die Gräfin aus im Glück — das Unglück hatte sie nicht nur häßlich, es hatte sie auch böse gemacht.

Gram, Schmerz, Hohn und Stolz lagen in dem Blick der Gräfin, als sie ihr Bild betrachtete, aber mit einer Mischung von unendlicher Liebe und satanischer Bosheit zugleich betrachtete sie das Bild ihres Gemahls.

Der Obrist vermochte das peinliche Schweigen nicht länger zu ertragen. „Sophie!“ sprach er halb laut.

„Wer ruft mich!“ fragte die Gräfin, erschreckt auffahrend, dann legte sie die Hand an die Stirne und sagte und ihre Stimme schien sich mühsam Bahn zu brechen durch die von der heftigen Bewegung fast zugeschnürte Kehle: „Ich will mit Ihnen reden, weil Sie der einzige Mensch auf Erden sind, zu dem ich aus

frühern Tagen her eine Art von Zuneigung bewahrt habe, Colonel.“ Die Gräfin beugte sich weit vor und stierte den Obristen an, während Schweiß ihre Stirne bedeckte und ihre in einander gefalteten Hände heftig zitterten. „Colonel, haben Sie nicht bisher geglaubt, ich sey wenigstens die Mitwisserin, wenn nicht die Anstifterin von Charot's Tode? — Hast Du das bisher geglaubt, ich frage Dich auf Dein Wort als Edelmann, Wilhelm Weit, sprich, ja oder nein?“

„Ich habe nichts geglaubt,“ antwortete der Obrist, der jetzt seine Fassung wieder gewonnen hatte, mit gepreßter Stimme, „aber ich weiß es, Sophie, daß Du um den Mord Deines Gemahls vorher gewußt hast!“

„Du weißt es, Colonel,“ schrie die Gräfin jetzt überlaut und ein gellendes Lachen folgte schaurig ihrem Ausruf, „Du weißt es, o und Du jämmerlicher Mensch konntest länger als zwanzig Jahre hindurch die Mörderin Deines Waffenbruders und Freundes täglich sehen? Du weißt es, daß ich meinen Gemahl ermordet habe! fährst fort, mir den Hof zu machen; o Du jämmerlicher Mensch! glaubst Du vielleicht, ich hätte meinen edlen, freundlichen Charot gemordet, um Dir Elendem anzugehören?“

Die Gräfin war entsetzlich, der Obrist aber blickte sie fest an und als sie geendet, sprach er leise: „Ich habe Dich von Kind an geliebt, Sophie, ich konnte Dich nicht verrathen, obwohl mir Rabenow sterbend vertraute, daß Du um sein Vorhaben gewußt habest.“

„Sei still, armseliger Mensch, der Du bist,“ herrschte die Gräfin dem Obristen zu und fuhr dann hastig fort: „ich ahnete, daß Du einen Verdacht auf mich habest, von dem wollte ich mich reinigen; Du sollst der Gehülfe meiner Rache seyn, und nur der Schuldlose hat ein Recht zur Rache; ich aber bin schuldlos und ich werde mich rächen. Höre mich, Mann, hier in diesem Hause wurden zwei junge, schöne Mädchen erzogen, Du hast sie beide gekannt, beide waren Deine Basen, die Mädchen hießen Sophie und Regina, sie liebten sich, wie sich junge Mädchen in solchem Alter lieben, Regina heirathete den Forstmeister v. Rabenow, ich den Grafen Charot. Rabenow war ein finsterer, argwöhnischer, wüster Gesell; mein Charot mild, freundlich, großmüthig, tapfer, ein eleganter Cavalier — er war mir nicht treu, ich wußte es bald, das war ein brennender, fressender Schmerz in meiner Seele, aber ich verzieh ihm stets auf's Neue, wenn er umkehrte und Besserung gelobte. Ich liebte ihn so sehr!“ Eine Thräne zitterte in dem Auge der Gräfin, das an dem Bilde ihres Gemahls hing. „Meine Cousine Regina war meine Nebenbuhlerin, sie hatte mir das Herz meines Gemahls geraubt, doch nicht auf lange, denn Charot war ihr untreu um seiner Gemahlin willen, und nicht ich war es, sondern Regina, die ihren Mann als Mörder gegen meinen edeln Charot ausschickte; sie wollte sich rächen an Charot und mir, weil er ihr untreu geworden um meinetwillen; sie hetzte ihren eifersüchtigen Mann bis zum Mord; sie kannte den Gang, durch den wir eben gekommen, eben so gut als ich, sie ließ meinen Gemahl an meiner Seite in diesem Bette da ermorden; großer Gott, und der einzige Mensch, dem ich noch einen Rest von Zuneigung bewahrte seit jener Mordnacht, er hält mich für die Mordgehülfin!“

Der Obrist blickte der Gräfin spähend in's Angesicht, offenbar glaubte er nicht an die Unschuld der Frau und wie sollte er auch? Hatte er sie nicht seit länger als zwanzig Jahren nur von Haß erfüllt gesehen, nur Härte und böse Eigenschaften an ihr bemerkt, sah er sie nicht ihren edeln Sohn auf's Schwerste tyrannisiren, nur weil er Regina von Rabenow liebte, und hatte sie nicht endlich der sterbende Mörder Charot's der Mitschuld angeklagt?

Nach einer längeren Pause endlich schien sich die Gräfin ihren Gedanken zu entreißen, sie blickte den Obristen an und sprach dann traurig: „Ach, Colonel, Sie glauben mir nicht, es wird mir schwer, daß ich meine Worte beweisen muß, aber Sie kennen die Handschrift Ihrer Cousine Regina von Rabenow, da haben Sie den Brief, mit dem Sie mir ihre Tochter auf dem Todtenbette empfahl.“

Die Gräfin nahm ein Blatt aus einer verschlossenen Mappe und legte es vor den Obristen nieder, der las es durch, langsam, peinlich langsam, und legte es dann wieder schweigend hin.

„Halten Sie mich noch für die Mordgehülfin bei dem Tode meines Gemahls?“

„Nein!“

„Auf Ihr Ehrenwort?“

„Auf mein Ehrenwort!“

Wieder eine stille Pause, während welcher die beiden alten Leute sich mit seltsamen Blicken anschauten, das Licht brannte trüber, es wehete eine qualvoll beängstigende Atmosphäre durch das Mordzimmer, der Obrist hörte deutlich, wie gewaltig das Herz der Gräfin klopfte, so stille war's in dem schaurigen Gemache. Der Obrist erhob sich endlich, faßte die Hand der Gräfin und fragte ernst: „was wollen Sie thun, Sophie?“

„Mich rächen,“ antwortete die Dame stolz und stark, aufstehend.

„An wem?“

„An dem Kinde des Mörders und der Mordgehülfin!“

„Ist das im Sinne des edlen, milden Charot?“

„Der edle, milde Charot ist todt, aber seine starke Rächerin lebt!“

„Sophie,“ bat der Obrist, „hören Sie auf den einzigen Menschen, dem Sie, wie Sie selbst sagen, eine Zuneigung bewahrt haben. Ihre Rache an der armen Regina hat schon längst begonnen, jetzt sehe ich, daß es ein Werk der Rache war, als Sie das arme Kind an den räthlichen Leutnum verheiratheten.“

„So sehen Sie meine Rache wirklich, Colonel?“ *triumphirte* die Gräfin.

„Ich sehe sie,“ fuhr der Obrist mit steigendem Ernste fort, „ich sehe, wie Sie das Vertrauen einer sterbenden Mutter, mag sie auch gethan Ihre Todfeindin gewesen seyn, wie Sie das Vertrauen einer sterbenden Mutter, die sich nach einem reumüthigen Sündenbekenntniß an die Großmuth einer Feindin wendete, getäuscht haben; ich sehe, daß Sie eine scheußliche Rache nehmen an einem unschuldigen, jungen Mädchen, daß Sie eine blühende Jungfrau an einen sterbenden Greis schmieden und in grauenvoller Frivolität Ihre Lust an der Qual des Kindes hatten, das Ihren Sohn liebte, den Sie aus keinem anderen Grunde haßten und tyrannisirten, als weil er ein schönes, liebes Wesen liebte, das mit ihm aufwuchs! Ich frage Sie, Sophie, ist Ihre Rache noch nicht befriedigt?“

„Nein!“ entgegnete die Gräfin laut und hart, und blickte mit einem fast irrsinnigen Blick auf das Bett, in welchem ihr Gemahl ermordet worden war.

„Sie wollen also wirklich in raffinirtester Rache das Kind des Mörders mit dem Kinde des Ermordeten vermählen?“

„Ich will.“

„Und ich will's hindern!“

Die Gräfin lachte höhnisch auf und ergriff das Licht, mit dem sie das Mordzimmer verließ. Der Obrist folgte ihr.

(Schluß folgt.)

Die Napoleoniden.

Die Geschicke keines Volkes sind der politischen Prophetie unzugänglicher, als die des französischen Volkes, seitdem die Revolution von 1789 sein Schicksalsrad aus seinen Speichen geworfen.

Wir sehen daher voraus, daß es willkommen seyn wird, wenn wir nächst den Nasonnements über mögliche Eventualitäten in die Erinnerung unserer Leser einige faktische Notizen über die Hauptperson der gegenwärtigen Katastrophe und seine Familie, deren Mitglieder bei einem Gelingen des Staatsstreichs muthmaßlich zu einer politischen Rolle bestimmt sind, zurückrufen.

Der älteste Bruder des Kaisers Napoleon, Joseph, in den Jahren 1808 bis 1814 König von Spanien, nahm nach dem Sturze des Kaiserreiches den Titel eines Grafen von Survilliers an, lebte anfänglich in Nordamerika, dann in England und zuletzt in Toscana, wo er am 28. Juli 1844 starb. Aus seiner Ehe mit Marie Julie Clary, Tochter eines Kaufmannes in Marseille, lebt nur noch die mit ihrem Vetter Karl Lucian, Fürsten von Canino, verheirathete Zenaide.

Der zweite Bruder Napoleons, Lucian, ging bekanntlich bei Vertheilung der Königreiche leer aus. Von dem Papste mit dem kleinen Fürstenthume Canino belehnt, nahm er den Titel eines Fürsten von Canino an und starb im Jahre 1841 zu Viterbo. Er war zwei Mal verheirathet; in erster Ehe mit Mademoiselle Boyer, welche 1801 starb, in zweiter Ehe mit der Wittwe des Banquier Jouberton, welche noch gegenwärtig in Rom lebt. Die beiden Töchter erster Ehe sind gestorben; aus zweiter Ehe leben noch vier Kinder: 1) Letitia, Gemahlin des Irländers Wyse. 2) Karl Lucian, Fürst zu Canino, im Jahre 1803 zu Paris geboren und seit dem Jahre 1822 mit seiner Cousine Zenaide vermählt. 3) Louis Lucian, 1807 geboren. 4) Pierre, 1810 geboren.

Der Fürst von Canino (ad 2) erwarb sich als Gelehrter durch naturwissenschaftliche Schriften einen Namen, und nahm regelmäßig an den italienischen Gelehrtenversammlungen Theil, bei deren letzter im Jahre 1847 er aus Venedig weggewiesen wurde, weil er als Präsident der zoologischen Sektion eine politische Rede gehalten hatte. Den politischen Bewegungen Italiens mit Leib und Seele ergeben war er namentlich bei der Ausrufung der Republik in Rom thätig, welche ihn, wie man meynt den Weg zu dem italienischen Königsthrone bahnen sollte. Aus seiner Ehe sind folgende Söhne entsprossen: a) Joseph Lucian, Prinz von Musignano, geboren 1824. b) Lucian Ludwig Joseph, geboren 1818. c) Napoleon Gregor Philipp, geboren 1843. d) Karl Albert, geboren 1843.

Die Prinzen Louis Lucian und Pierre waren Mitglieder der aufgelösten Nationalversammlung, als Abgeordnete zweier corsikanischen Distrikte. Beide sollen zu dem Staatsstreiche ihres Vetters ihre Zustimmung ertheilt haben.

Der dritte Bruder Napoleons, Louis, erhielt im Jahre 1806 das Königreich Holland zugetheilt, entsagte jedoch am 1. Juli 1810 der Krone, nahm nach dem Frieden zu Paris den Titel eines Grafen von St. Leu an und starb am 25. Juli 1846 in Livorno. Von seinen drei aus der Ehe mit Hortensia Beauharnais, Stieftochter Napoleons, welche 1847 in der Schweiz starb, stammenden Söhnen lebt gegenwärtig nur noch der jüngste Louis Bonaparte, geboren am 20. April 1808 zu Paris, jetziger Präsident der Republik.

Der jüngste Bruder Napoleons, Jérome, war bis zum Jahre 1814 König von Westphalen und nahm dann den Titel eines Grafen von Montfort an. Er lebte in Florenz, erhielt 1847 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich und ist von seinem Neffen zum Gouverneur der Invaliden ernannt worden. In erster Ehe war er mit einer Miß Patterson aus Amerika vermählt, in zweiter Ehe mit der Prinzessin Katharina von Würtemberg, welche 1835 starb. Aus letzterer Ehe leben zwei Kinder: Napoleon Bonaparte, geboren 1822, bis 1845 würtembergischer Oberst, seit 1848 Abgeordneter der aufgelösten Nationalversammlung für einen corsikanischen Distrikt; 2) Mathilde, geboren 1820, und seit dem Jahre 1839 mit dem Fürsten Demidoff in kinderloser Ehe vermählt.

Von den Schwestern Napoleons ist die dritte: Karoline, im Jahre 1799 mit Joachim Murat, später König von Neapel, vermählt, als Mutter von Lucian Murat, geboren 1803, zu erwähnen, welcher nach dem Ausbruche der Februar-Revolution von Nordamerika nach Paris kam, und als Abgeordneter eines corsikanischen Distrikts an der aufgelösten Nationalversammlung Theil nahm. Als eine der einflußreichsten Personen gilt die Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie von Beauharnais, die Wittwe des im Jahre 1818 verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Man vermuthet in ihr die Egeria des neuen Numa. (Didaskalia.)

Pot-Pourri.

Die Konstitutionen Frankreichs.

Seit der ersten französischen Revolution von 1789 sind in Frankreich nacheinander zehn Konstitutionen in Geltung und Wirksamkeit gewesen. Die erste von 1791 (13. Sept.) stellte an die Spitze des Staats einen König nebst einer einzigen gesetzgebenden Versammlung; die zweite, republikanische, von 1793 (24. Juni), eine Nationalversammlung und einen Vollziehungsrath von 24 Mitgliedern (diese Verfassung ist nie eigentlich ins Leben getreten); die dritte von 1795 ein Direktorium von fünf Mitgliedern nebst zwei Räthen, dem der Alten und dem der Fünfhundert; die vierte von 1799 (25. Dec.) einen auf zehn Jahre gewählten ersten Konsul, dem zwei Konsuln mit berathender Stimme, ein Senat, ein Tribunat und ein gesetzgebender Körper zur Seite standen; die fünfte vom 4. August 1802, einen Konsul auf Lebenszeit; die sechste vom 20. Mai 1804, einen Kaiser; die Verfassung der Hundert Tage oder die Ergänzungsakte von 1815 gleichfalls einen Kaiser, aber mit zwei Kammern; die oktroyirte Charte von 1814 (4. Juni), sowie die revidirte von 1830 (11. August), einen konstitutionellen König mit zwei Kammern; endlich die Verfassung von 1848 (4. Mai), einen Präsidenten auf vier Jahre und eine Nationalversammlung. Demnach ist die Charte von 1830 am längsten in Wirksamkeit gewesen. Die Konstitution von 1799, welche Ludwig Napoleon mit Modifikationen wieder einzuführen beabsichtigt, kannte keine Volkswahl, indem die Mitglieder des Tribunals (100) wie die des gesetzgebenden Körpers (300) nur vom Senate ernannt wurden, die des Senats aber von den Konsuln (später ergänzte sich der Senat durch Selbstwahl): bei den Sitzungen derselben fand nur eine sehr beschränkte Oeffentlichkeit statt; der gesetzgebende Körper durfte nicht diskutiren, sondern konnte nur annehmen oder verwerfen, und die Initiative stand natürlich der Regierung zu.

Englischer Reichthum.

Pitt und Canning stellten den Satz auf, daß die jährliche Ackerbau- und Fabrikproduktion Englands im Durchschnitt an Werth dem Betrage der Nationalschuld gleichkomme; sie haben die allgemeine Behauptung aber nie durch spezifizirende Ziffern bewiesen. Ein statistisches Werk von Braithwaite Poole bestätigt die Ansicht der beiden großen Staatsmänner. Die englischen Eisenbahnen vertreten ein (darin angelegtes) Kapital von 240,000,000 Pfd. St.; die Kanäle 26,000,000 Pfd. St.; die Docks 30,000,000 Pfd. St.; die englische Handelsflotte besteht aus 35,000 Segeln, von 4,300,000 Tons Gehalt und mit einer Bemannung von 240,000 Seelen; im Durchschnitte geht mit jeder Flutzzeit ein Handelsschiff unter.*) Die englische Kriegs-

*) Nach Lloyds Liste vermuthlichen 672 englische Schiffe von 127,188 Tons im Jahre 1850.

flotte zählt 585 Fahrzeuge mit 570,000 Tons Gehalt und 48,000 Seelen Bemannung. Yachts (Lustschiffe) gibt es 520, die zusammen 23,000 Tons zählen. Der Ertrag des britischen Bergbaues macht jährlich 25,000,000 Pfd. St. An Milch, Fleisch, Butter, Giern, Käse produzirt der Landbau jährlich 3,000,000 Tons, im Werthe von 50,000,000 Pfd. St. Die Konsumtion von Ale, Wein und geistigen Getränken macht 3,300,000 Tons oder 540,000,000 Pfd. St.; Zucker, Thee und Kaffee dagegen erreichen kaum 450,000 Tons oder in Geld 27,000,000 Pfd. St. Die englischen Fischereien gehen 6,000,000 Pfd. St. jährlich. Die Woll-, Baumwoll-, Seiden- und Leinenmanufaktur produzirt 420,000 Tons oder 95,000,000 Pfd. St. Stahlwaaren 360,000 Tons und 20,000,000 Pfd. St. Außerdem werden jährlich 1250 Tons Näh- und Stricknadeln fabrizirt, welche 1,000,000 Pfd. St. werth sind. Töpferwaaren 160,000 Tons, 3,500,000 Pfd. St. Glas 85,000 Tons, 1,600,000 Pfd. St. Nach der „Gazette" kommen auf England und Wales im Durchschnitt 4 Bankrotte täglich.

Kriegswerkzeuge.

Als man noch über die Aufnahme der Gegenstände in den Krystallpalast debattirte, sandten die europäischen Friedensmänner eine Adresse an die königliche Kommission und baten, keine Waffen und Kriegsgeräthe in die Ausstellung zuzulassen, da die Industrie-Ausstellung doch vor Allem ein Monument der friedlichen Künste sey. Aber die königliche Kommission wies diesen Antrag zurück unter Hinweisung auf die Universalität als erstes Prinzip der Industrie-Ausstellung. So kamen denn alle möglichen Kriegswerkzeuge in den Krystallpalast, worunter auch die große französische Bombe von 1000 Pfund Gewicht. Der Mörser, aus welchem sie geschossen werden kann, gehörte vor zwanzig Jahren unter die „Friedensbeförderer" vor Antwerpen. Nachdem die Franzosen 25,000 große Kugeln, 13,000 Haubitzen und 15,000 Bomben auf die sich hartnäckig vertheidigende Citadelle geschleudert hatten, langte endlich der riesige Mörser an. Man warf neun Bomben aus ihm, von welchen eine in derLuft zerplatzte, die anderen acht erreichten ihr Ziel. Zwei Tage nach dem ersten Schuß mit diesen gigantischen Bomben kapitulirte Antwerpen und der Krieg war beendigt. Keine Befestigung könnte sich gegen solche Kugeln halten und man hat berechnet, daß zwölf derselben hinreichend wären, aus Ehrenbreitstein und Rüstrin — den stärksten Festungen der Welt — Ruinen zu machen. Welche Worte könnten die Lehren des Friedens, die Weisheit, die Nothwendigkeit, alle großen Kriege zu vermeiden, lauter predigen als dieses Stück Eisen, das im Stande ist, jedes Werk der Baukunst in Trümmer zu verwandeln?

Warum gibt es keine englischen Sänger?

Die Engländer haben keine Stimme, zweitens keine Sprache, drittens keine Lieder, heißt es in einer humoristischen Schilderung. Die Stimme wird vom Mutterleibe an schon für den Gesang verdorben, weil jeder Engländer englisch sprechen lernen muß. Das A ist nur für den Gesang die Hauptsache und die Engländer haben kein A; sie haben wohl vier Haupt-A und etwa zwanzig Neben-A, aber kein eigentliches A. Entweder geht es in ein schmutzig dunkles O hinüber, ohne aber ein ehrliches O zu werden, oder es wird ein E, aber was für eins! Zum Singen gehören noch andere Vokale, die hat der Engländer auch nicht. Dazu fehlen ihm ferner die Konsonanten, und von Sylben hat er gar keine Ahnung. Die meisten Wörter sind bei ihm einsilbig, aber solche einsilbige Wörter spricht er nicht einzeln aus, dazu hat er zu wenig Zeit, er nimmt drei, vier bis fünf andere Wörter zugleich mit und verschluckt davon die Hälfte, um die andere als eine einzige Breiklugel auszuwerfen. So spricht der Engländer, wenigstens der Vorbower, der freilich die wenigste Zeit hat. Gebildete Schotten, die das Englische am besten sprechen, verstehen in der ersten Zeit den Londoner nicht. Der Engländer hat freilich auch drei- und viersylbige Wörter, die aber allermindestens einsilbig, wenn nicht noch mit andern ausgesprochen werden. Comfortable ist z. B. einsilbig, wenn der Engländer Zeit hat, in der Geschäftssprache und im Zusammenhange ist es bloß halbsylbig. Ohne Vokale, ohne Konsonanten, ohne Sylben, da muß wohl der Engländer das Singen bleiben lassen.

Mit Eheversprechen soll man nicht spaßen.

Wie der Londoner „Punch" berichtet, wurde Sir John Burry, ein reicher, schottischer Gutsbesitzer, von einer Dame verklagt, weil er von einer Verlobung ohne Grund zurückgetreten sey. Als Beweisdokument wurde bei der Verhandlung folgender Liebesbrief produzirt: „Mein Anna! 1) habe ich mich zu entschuldigen, daß ich so lange nicht schrieb; 2) danke ich für Ihren Brief voll Gefühl und gemüthlicher Tiefe; 3) bin ich sehr beschäftigt; 4) hoffe ich, daß Sie sich wohl befinden; 5) freue ich mich, daß Sie mit Ihrem Geschicke zufrieden sind; 6) kann ich Sie nicht besuchen, weil das Wetterbeispiellos schlecht ist und 7) jede Reise unangenehm macht; 8) hoffe ich, daß es sich bald aufheitern wird; 9) empfinde ich die ziemlichste Langeweile, weil ich nun ganz allein bin; 10) denke ich sehr häufig an Sie; 11) hoffe ich, daß Sie bisweilen auch an mich denken werden; und 12) bin ihr ganz ergebenster John Burry." — Ungeachtet der ächt englischen Kälte, womit dieser sogenannte Liebesbrief geschrieben, wurde Burry verurtheilt, der Dame 400 Pfd. Schadenersatz zu zahlen.

Der geschenkte Todte.

Der an Anekdoten unerschöpflich reiche „rheinische Antiquarius" (Chr. v. Stramberg), berichtet in dem neuesten Hefte aus der Zeit der ersten Revolutionskämpfe am Rhein: Ein kaiserlicher Husaren-Wachtmeister, welcher wegen einer Wunde in Aachen lag, erzählte, als er bei Aachen einen Franzosen zusammengehauen und ihm Uhr und Börse abgenommen, hätte er den Todten mit seiner Kleidung einer Bauersfrau geschenkt, die ihm dann die Kleider ausgezogen. Unterdeß wäre ein Bauer gekommen und hätte einen Antheil an den Kleidern verlangt, der Frau wäre aber zu ihm, dem Wachtmeister, gelaufen und hätte ihn gefragt: „Nicht wahr, Herr Husar, Sie haben mir den Franzosen allein geschenkt?" — „Ja, er gehört Dir allein." — Darauf hätte der Bauer entsetzlich lamentirt und ihn fast mit Thränen in den Augen gebeten: „Ach, Herr Husar, schießet mir doch auch Einen todt."

Berliner Blau und Wiener Weiß.

Eine junge Frau fragte ihren Gatten, als sie mit ihm an einer Farbenwaaren-Handlung vorüberging und angekündigt las: „Hier bekommt man Wiener Weiß und Berliner Blau," — „warum sagt man denn Wiener Weiß und Berliner Blau?" — „Mein Kind," erklärte ihr der gelehrte Gatte, indem er eine Prise nahm und die Augengläser reinigte, „Wiener Weiß sagt man, weil die lustigen Wiener die Gewohnheit haben, den Leuten etwas weiß zu machen, Berliner Blau hingegen, weil die Berliner gern Jedem blau anlaufen lassen." — Es ist doch etwas Schönes um die Gelehrsamkeit.

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Zeugplatz Lit. B. Nro. 205.

№ 103.
Zwanzigster Jahrgang.
1851.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 31. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Regina.

Eine märkische Familiengeschichte.
(Schluß.)

III. Der Tempelgarten.

Hinter dem Ordenshause lag der Tempelgarten, das war ein überaus reizender Platz; von schnurgeraden Taxushecken war er durchschnitten und ernst ragten hohe Tannen und gewaltige Weihnutsbäumen über die steinernen Götterbilder und die Steinsitze, die hier in einem Rondel, dort in einem Achteck an der versiegten Fontaine zur Ruhe einluden.

Ein frisches, kühles, heimliches Plätzchen!

Drei Wochen etwa sind vergangen, seit Regina Leutrum ihren Jugendfreund Andreas traf in dem Rabenkrug, drei Wochen hat sie seiner gepflegt mit unermeßlicher Geduld, mit jener Geduld, die nur aus dem Gefühle der Liebe oder der Pflicht ihre Kraft schöpft, drei Wochen hat sie sein Schmerzenslager nicht verlassen und heute feiert sie ihren ersten Triumph, sie führt den vom Krankenlager erstandenen Freund zum ersten Male hinaus ins Freie.

Der todtwunde Mann stützt sich auf den Arm des schwachen Weibes, das mit einem Blick voll unaussprechlich zarter Sorgfalt zu ihm aufblickt.

Diese beiden Menschen, die sich zärtlich liebten, fügten sich gegenseitig die unermeßlichsten Qualen zu. Er, den Tod im Herzen fühlend, lächelte, um sie nicht zu betrüben, und sie scherzte mit gebrochenem Herzen, denn Er sollte nicht ahnen, daß Sie um seinen nahen Tod wisse, weil Ihm das schmerzlich gewesen seyn würde. Beide liebten sich, Beide betrogen sich.

Oh, sie konnte so allerliebst muthwillig seyn, diese reizende Regina! Sie stieß die Spitze ihres Füßchens in den Sand des Weges und bestaubte die Stiefel des Grafen und sah ihn dazu so schelmisch herausfordernd an, daß er sich der süßen Kinderei freuen mußte und lächeln.

Er lächelte und sie lachte ihn so unbeschreiblich hold an aus ihren himmlischen blauen Augen und hinter dem Lächeln lauerte der Tod.

Und so gingen sie weiter zwischen den lauschigen Taxushecken und er drückte den Arm, auf den er seine Hand stützte, leise an sein wundes Herz; sie fühlte den leichten Druck wohl und es schnitt ihr wie ein Messer durch die Seele, aber sie schien nichts zu bemerken und plauderte harmlos weiter. Sie kamen zu einer der wasserlosen Fontainen, sie setzten sich nieder auf eine Steinbank unter einen künstlichen Felsen, von dem ein weißer Rosenstrauch seine mit Knospen und Blüthen gezierten Ranken tief herabhängen ließ.

Andreas hielt die Hand der Geliebten leicht in seiner Linken, er nahm sie zuweilen, um sie an seine Lippen zu drücken, dann aber beuge sich Regina selbst, ihr Häubchen sanft an die Lippen des Freundes zu legen, um ihm auch diese Mühe zu ersparen. Die leichte Röthe, die dann auf dem bleichen Gesicht des Grafen für einen kurzen Augenblick sichtbar wurde, verrieth, wie sehr ihn diese rührend zarte Aufmerksamkeit beglückte. Er neigte dann langsam sein Haupt und hauchte einen leisen Kuß auf das weiche Haar Regina's.

So saßen sie lange, als aber Regina fühlte, daß sie bald nicht mehr im Stande seyn werde, zu sprechen vor innerer Wehmuth und Liebesharm, da reichte sie dem Grafen ihr Taschenbuch und sprach: „Wollen Sie nicht einmal mein Skizzenbuch durchblättern, lieber Andreas? Es ist mancher hübsche Blick, manch' prächtiger Baum, manch' schöne Blume darin."

Lächelnd nahm der Graf das Buch, mechanisch öffnete er es und warf einen Blick hinein, aber seine Augen wurden plötzlich weit, die Hand mit dem Buche sank matt nieder und leise fragte er: „Regina warum das, das in dieser Stunde?"

Erschreckt blickte Regina in das Gesicht des Freundes, dann in das Buch, sie begriff nichts; der Graf hatte zufällig das Blatt aufgeschlagen, auf das Regina an jenem Tage das steinerne Kreuz am Wege gezeichnet, das alte, steinerne Kreuz mit den dunkeln Fichten dahinter und den blauen Glockenblumen ringsum.

„Was ist? was meynen Sie, Andreas?"

Der Graf schloß das Buch, sah seine Freundin seltsam traurig an und sprach: „Da, wo das steinerne Kreuz am Wege steht, da sand man in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Kriegs- und Domainenrath von Rabenow erschossen und" —

„Und?" fragte Regina gespannt und hob die bebenden Hände auf zu ihrem Freund; der aber fuhr düster fort: „und der Graf Charot von Crammin hatte ihn erschossen."

Tiefe Stille herrschte eine Minute lang, dann rang sich der kröftige Geist Regina's siegreich empor und mit ihrem süßesten Lächeln und fester Stimme sprach sie: „Andreas, hier meine Hand, nehmen Sie, zur Sühne für den Tod meines Großvaters!"

Der Graf war eben im Begriff, die dargebotene liebe Hand zu ergreifen, da stand die Gräfin, seine Mutter, vor ihm und sprach mit jüdischer Stimme, aber entsetzlichem Hohne in ihren furchtbaren Augen: „Das ist schön, **ma chère baronne**, wohl, mein Sohn Andreas; **amende honorable** auch von ihrer Seite, liebe Regina; denn da oben ist ein Zimmer, darin wurde Ihr armer Vater ermordet, Graf Andreas, zu nächtlicher Stunde, meuchlings, vor einigen und zwanzig Jahren, und der Forstmeister von Rabenow war sein Mörder, Sühne, Versöhnung, **allons, mes enfans!**"

Die Gräfin lachte laut auf und ließ das Paar allein.

Regina hielt das Haupt des Grafen in ihren Armen, sie drückte es zärtlich an ihre Brust, sein Blut floß in dunkeln Strömen über ihr Gewand.

Noch ein Mal öffnete der unglückliche junge Mann seine Augen, noch ein Mal traf sein brechender Blick den süßen Blick Regina's, dann schlossen sich seine Augen, ein heftiges Zittern durchzuckte ihn und an Reginas Brust hauchte er seinen letzten Athem aus.

Wie lange die Baronin v. Leutrum dort auf der Steinbank gesessen, die Leiche des Geliebten in ihren Armen, sie wußte es nicht, sie blickte nieder aus ihren süßen Augen, still und traurig und sanft in das bleiche Gesicht des Todten; leise, leise murmelten die Lippen das fromme Gebet nach, das sie tief im Herzen sprach für die Seele des Geliebten und für sich. Regina v. Leutrum war von jenen starken Seelen, von jenen unverzagten Herzen, die nicht trauern, als ob sie keinen Trost hätten, die junge Frau hatte jenen unaussprechlichen Trost, der lebendig macht, der Tod trennte sie nicht für immer von dem Geliebten und ihre leisen Thränen galten nur einem kurzen Scheiden.

Regina hielt noch immer das Haupt des Grafen in ihren Armen, als sie Stimmen hinter den Taxuswänden vernahm, die näher kamen. Es waren die Geschwister Stabrow. „Wirklich," sagte Fritz, „es ist mir höchst fatal, daß sie den Vetter Andreas heirathet, ich hätte sie lieber genommen wegen der Güter!"

„Aber Fritz!" entgegnete Charlotte ernsthaft, „wenn sie nun den Vetter Andreas liebt — und der sie liebt, und das ist, ich habe es all' die Zeit her gesehen, da er so krank war!"

„Hast Recht, Lottchen," entgegnete der wohlbeleibte Edelmann nachdenklich, „werde ohne Leutrum's Güter auch nicht verhungern und offen heraus, ich fürchtete mich immer so bald und bald vor der Regina, und es taugt nichts, wenn sich der Mann vor der Frau fürchtet, auf dem Lande wenigstens, in der Wirthschaft ist's nicht gut wegen des Exempels, in der Stadt ist's vielleicht anders."

Die Geschwister bogen um die Ecke.

„Ich gratulire, ich gratulire, gnädigste Tante!" schrie Fritz v. Stabrow von Weitem schon.

Regina winkte ihm mit traurigem Lächeln, erschrocken traten die Geschwister näher.

„Er ist todt!" sprach Regina einfach, „helft mir, ihn hineintragen!" Die gute Charlotte weinte laut und auch Fritz von Stabrow mußte sich seines blauen Taschentuches bedienen.

So trugen sie ihn in's Ordenshaus.

Und vier Tage später, da war Regina wieder im Tempelgarten, sie brach die Ranke weißer Rosen ab, die von dem künstlichen Felsen über den Steinsitz hing, auf dem Graf Andreas in ihren Armen gestorben war.

Die Baronin war in Reisekleidern und ihr Wagen hielt angespannt vor dem Ordenshause, sie ging durch die Flurhalle zurück, Charlotte v. Stabrow folgte ihr und ihr Bruder Fritz war bereits zu Pferd gestiegen. Beide glücklich, wie nie; er, denn die Baronin hatte ihm die Verwaltung der so sehnlich von ihm gewünschten Leutrum'schen Güter übertragen; sie, denn sie verließ das Ordenshaus und reiste mit Regina nach Italien.

Als Regina von Leutrum durch die Flurhalle schritt, kam der Obrist von Wett aus den Gemächern der alten Gräfin, er drückte Regina's Hand und sprach: „Bestehen Sie nicht darauf, die Gräfin zu sehen, sie ist böser als je, gestern hat sie die Mertefeld fortgeschickt, heute, eben hat sie mir befohlen, mich nicht wieder im Ordenshause blicken zu lassen! Doch ich werde sie nicht verlassen! Leben Sie wohl, liebe Baronin!"

So schieden sie, so blieb das Ordenshaus einsam und verlassen.

Einige Wochen darauf schon erhielt die Baronin Leutrum einen Brief des Obristen von Wett, die greise Gräfin war nicht mehr, eines Morgens wurde sie vermißt, nach langem Suchen fand sie der Obrist in dem Thurmzimmer, in welchem der Graf, ihr Gemahl, einst ermordet worden. Sie lag todt in demselben Bette, aus dem sie in jener Mordnacht der Hülferuf des Gemordeten geschreckt. So endete eine Frau, die das Unglück böse gemacht hat.

Napoleon und Monsieur Goldenbogen.

Es ist bekannt, wie gewaltig Napoleon durch seine Ansprache auf das Volk, vor Allem aber auf die Armee wirkte. Er sprach nie viel, aber in wenigen Worten sprach er Alles aus. Von der Natur mit einem wundervollen Organ begabt, hatte er in früheren Jahren keine Ahnung davon, es richtig zu benützen, bis der große Tragiker Talma eines Tages, da ihn der erste Consul fragte: „Nun, wie gefiel Dir meine gestrige Rede?" die Kühnheit hatte, zu äußern: „Ich begreife nicht, Bürger Konsul, wie man mit einem solchen Organe so erbärmlich deklamiren kann." „Also habe ich schlecht deklamirt?" versetzte Napoleon lächelnd. „Mag seyn, Du mußt mich die Kunst lehren." Und in der That hielt Napoleon fortan keine größere Rede mehr, welche nicht Talma ihm vorher sorgfältig einstudirt hatte. Eines Tages, es war kurz vor dem Ausbruch des verhängnißvollen Krieges mit Rußland, war Talma wieder zum Kaiser berufen worden, um mit ihm eine Rede einzustudiren. Zwei Stunden lang mühten sich Beide vergeblich damit ab. „Es geht nicht, Sire!" rief der Künstler. „Deine Schuld, Du bist heute nicht bei Laune." „Im Gegentheil, aber Majestät sind heute nicht bei Stimme." „Wie?" „Sie sind heiser." „Im Ernst? Das wäre entsetzlich, ich muß morgen reden." Talma zuckte die Achseln, Napoleon schellte heftig, ein Diener trat ein. „Meinen Leibarzt!" Der Leibarzt kam. „Ich bin heiser, wie? Ein Katarrh, Sire, hat nichts zu sagen, in einigen Tagen werden Euer Majestät vollkommen hergestellt seyn." „In einigen Tagen? Sie sollen mich augenblicklich kuriren." „Unmöglich! Sire." „Unmöglich? Sind Sie ein Arzt?" „Ich schmeichle mir." „Ohne Schmeichelei, wenn Sie mich nicht auf der Stelle kuriren, so, so, — Adieu mein Herr!" Napoleon machte seine energische Handbewegung und diesem Zeichen der Entlassung wagte Niemand etwas zu entgegnen. Napoleon schritt erregt durch das Gemach und blieb plötzlich mit verschränkten Armen dicht vor dem Künstler stehen. „Weißt Du kein Mittel, Talma? Du leidest doch auch zu Zeiten an Heiserkeit und nie hinderte sie Dich, zu spielen; wer ist Dein Arzt?" „Monsieur Goldenbogen, der Friseur unseres Theaters, ein einfacher Deutscher, wir brachten ihn aus Weimar mit; vielleicht erinnern sich Eure Majestät." „Nein, aber thut nichts; glaubst Du, daß er mir helfen kann?" „Ich verbürge mich dafür, doch ist das Mittel, das er anwendet, allerdings drastisch." „Immerhin! wenn es nur hilft; schaffe mir Deinen Friseur." Nach einer Viertelstunde trat außerordentlich befangen und mit einem weißen Taschentuch den Angstschweiß von der Stirne trocknend, Monsieur Goldenbogen vor den Kaiser. „Ohne Umstände, Monsieur Goldenbogen! Talma hat Sie mir empfohlen, Sie hören, daß ich von einer verwünschten Heiserkeit befallen bin. Ich will schnell kurirt seyn." „Euer Majestät — Sire — allergnädigster Kaiser und Herr —" „Sie haben ja ein Mittel —" „Freilich, Sire! — Hoppelpoppel." „Opp — opp pel — kurioser Name. Aber nur her damit." Monsieur Goldenbogen bat um die Gnade, sich in die kaiserliche Küche verfügen zu dürfen. Dort angelangt, nahm er ein Trinkglas, füllte es mit den Dottern von vier frischen Eiern, warf zwei Loth fein gestoßenen weißen Candiszucker hinein, quirlte Alles tüchtig durcheinander und goß, unter immerwährendem Quirlen, ein halbes Seidel des stärksten Jamaikarhums dazu. Nachdem er die Mischung gekostet und wohl befunden hatte, brachte er sie dem Kaiser und ersuchte ihn, sie auszutrinken. Napoleon warf einen durchdringenden Blick auf den Trankbereiter, der nun ganz unbefangen dastand, that einen Zug, und, das Glas rasch abjetzend, rief er: „Das brennt ja wie die Hölle!" „Muß brennen, Sire!" sagte Monsieur Goldenbogen, „muß brennen, sonst hilft es nicht." „Wenn es nicht hilft, laß' ich Euch aufhängen," erwiederte Napoleon und leerte das Glas. Schon nach einer Stunde verspürte der Kaiser bedeutende Linderung. Er schlief die Nacht vortrefflich. Am Morgen war seine Heiserkeit verschwunden, er ließ den Meister Goldenbogen kommen. „Macht mir noch ein Glas von Oppel — Opp — pel oder wie Euer Teufelstrank heißt, recht kräftig!" Freudig vollzog Monsieur Goldenbogen den Befehl; Napoleon leerte das Glas und hielt nach einer Stunde auf dem Marschstabe eine Rede, die auf das Heer die gewaltigste Wirkung machte. Monsieur Goldenbogen wurde zum dritten Male zum Kaiser berufen, der ihm hundert Napoleond'or schenkte. Als Talma den Kaiser wiedersah, rief er: „Sire, Sie haben gesprochen und deklamirt wie ein Gott!" „Ich war etwas begeistert," erwiederte der Kaiser, „doch werde ich nicht so bald wieder zu eurem Opp — popp — pel greifen."

Noch bis zur Stunde brauchen Schauspieler und Sänger bei

den Pariser Theatern, wenn sie sich recht schnell von einer Heiserkeit befreien wollen, das erwähnte Mittel, und es heißt nun allgemein, da man die ursprüngliche barbarische Benennung nicht aussprechen konnte: „Der Napoleonstrank.“

Benutzung des Kautschuks und der Gutta-Percha.

Es ist ganz unglaublich, wie weit man es in der Verwendung der genannten elastischen Stoffe gebracht hat, und sast gibt es gar keine Bedürfnisse des Lebens mehr, zu welchen sie nicht mittelbar oder unmittelbar benutzt worden wären. Boote von Gutta-Percha sind noch etwas ganz Gewöhnliches, Hutschachteln aus diesem Material ebenfalls, aber Hutschachteln, die sich durch einen einzigen Zug augenblicklich in ein Rettungs-Boot verwandeln, welches einen Menschen über den tobenden Wogen flott zu erhalten vermag, das ist doch noch nicht dagewesen. Dieses kuriose Stück hat P. Walker in London ausgestellt. Badewannen aus Gummi elasticum, die man zusammenrollen und wie eine Landkarte unter den Armen tragen kann; Gemälderahmen, Consolen, Fernröhre und Zahnbürsten von Gutta-Percha möchten ebenfalls noch hingehen, aber daß man Brücken über breite Ströme, die auf einem einzigen Wagen transportirt werden können und doch einer Armee den Uebergang gestatten, mit diesem Material schlagen kann, ist doch gewiß merkwürdig. Die Pontons dieser Brücken bestehen aus weiter nichts wie aus dicken Schläuchen mit einem Kiel, nach Art eines Kahns, welche aufgeblasen und mit Luft gefüllt und durch Stricke mit einander verbunden werden. Zu völlig sicherem Uebergange braucht alsdann diese Brücke nur mit Brettern überlegt zu werden. Große Zelte aus mit Kautschuk überzogenem Seidenstoffe kann man bequem in seinem Reisesack unterbringen, und von dem schwungkräftigen Aristiel der Malayen, welcher die Entdeckung der Gutta-Percha veranlaßte, und den mißgestalteten ostindischen Kautschuksischchen an bis herauf zu den künstlichen chirurgischen Instrumenten und der Windbüchse von Kautschuk des Herrn H. Shaw in Glossop (The India rubber air gun) gibt es fast kein Gewerbe und keine Produkte mehr, welche nicht von jenen Stoffen Nutzen zögen oder ersetzt würden. Besonders hat die Bekleidungskunst davon vielen Vortheil zu ziehen gewußt, so daß der Mensch heut zu Tage vollständig in Kautschuk und Gutta-Percha emballirt einhergehen kann. Hüte und Mützen von Gutta-Percha sind etwas Selbstverständliches; Jacken, Westen, Röcke und Ueberzieher, Beinkleider und alle Sorten von „Waterproof coats, capabl of being used with either side outwards“ waren zahlreich in der Ausstellung vertreten, und besonders von J. Cording, 231, Strand in London, in der größten Abwechslung vorhanden. Strümpfe für Angler von Kautschukstoff und Stiefeln von Gutta-Percha konnten dann die Equipirung vollenden. Auch für Damen war manches Bemerkenswerthe vorhanden, worunter vielleicht die elastischen Corsetts für dieselben das Interessanteste gewesen wären. Zu was solche Kleidungsstücke gut seyn können, habe ich auf der Ueberfahrt von London nach Ostende erfahren. Der Dampfer war dermaßen mit Passagieren überfüllt, daß kaum ein Zehntel davon Unterkunft in Kajüten und Coyen finden konnte. Es mußte also auf dem Deck unter freiem Himmel kampirt werden, was allerdings weniger angenehm deshalb war, weil der Himmel fortwährend Regen herabgoß. Da bewunderte ich denn einen dicken Gentleman, der ein ganz kleines Päckchen aus seiner Handtasche zog und daraus Stück für Stück, Stiefeln, Beinkleider, Ueberzieher, Mütze und Handschuhe entwickelte, mittelst deren er sich in kürzester Frist vollkommen waterproof machte. Dann streckte er sich auf sein Verdeck und schlief wie in einem Daunenbett, während der Regen machtlos über ihn hinwegrieselte. Als er am Morgen nach abgestreifter Hülle trocken und wohlgemuth zum Frühstück kam, vertheilte er Karten mit der Inschrift: „Walker et Baab, 306, Strand, Registered waterproof over-coat and case, thasca be carried in a coad pocket“. Außerdem aber beschämte uns noch der vorsichtige Gentleman dadurch, daß er uns fragte, was wir beginnen würden, wenn das Schiff durch einen Leck oder sonst auf irgend eine Weise in offener See zu Grunde ginge? Die Wenigsten wußten ein sicheres Rettungsmittel; er aber knöpfte gemüthlich die Weste auf, zeigte auf die darunter verborgene elastische Korkjacke von Caulcher und sagte sehr ruhig: „Ich würde nach Belgien waten“, — worauf er stolz wie ein Triumphator die Kajütte verließ, indem er eine bedeutungsvolle Bewegung mit dem Finger nach der Stirn machte.

Engländer und Franzosen im Omnibus.

Der englische Omnibus ist ein fahrendes Haus, das jeden Augenblick seine Miether wechselt. Durch alle Theile der ungeheuren Stadt laufen die Omnibus-Linien und reichen bis an die äußersten Punkte. Der Preis ist für kurze Strecken nur Pence, für alle weiteren bleibt er derselbe, nämlich sechs Pence. Mag man innen sitzen oder außerhalb, man bezahlt rasselbe; aber wenn es irgend angeht, setzt jeder Engländer sich lieber oben aufs Deck, klettert mit Lebensgefahr hinauf und nimmt mit dem schlechtesten Platze fürlieb, nur um in frischer Luft zu sitzen. Von außen hat ein Omnibus daher selbst bei gelindem Regen mehr Passagiere als unter Dach, und diese Vorliebe der Engländer macht es auch, daß draußen gewöhnlich zwölf oder vierzehn Personen untergebracht werden, wenn immer der Wagen nur für zehn Raum hat. Wenn aber die dunkelgrauen Fadenregen eintreten, dann ist es freilich mit dem Auffitzen vorbei. Nur einige Wagehälse halten dann noch Stand auf dem Deck, die Uebrigen retiriren nach innen, und steigen triefend ein, um unter der triefenden stummen Gesellschaft sich einzuquetschen. So wie Platz wird, finden sich Andere, die wo möglich noch ärger aussehen, sich die Wassergossen von den Hüten schütteln, ihre Gummi- und Wachstuchtragen um den Leib drücken und mit unerschütterlicher Gelassenheit die ersten Plätze einnehmen. Niemand beklagt sich, Niemand verwundert sich, wenn der Ankömmling ihm eine Ladung Wasser zuschickt. Kein Mensch zeigt sich ungeduldig, wenn ein durchnäßter Kragen oder Schirm ihm ins Gesicht schlägt. Kein Indianer kann geduldiger die Stöße, Püffe und Fußtritte hinnehmen, die in dieser Enge unvermeidlich sind, und kein lautes Wort, kein Seufzer wird von diesen Mustern der Geduld und Ergebung vernommen.

In Paris sind die Omnibusse überhaupt nicht für Außenplätze eingerichtet, aber sie haben dafür oft zwanzig Plätze im Innern ihres langen Bauches. Ein französischer Omnibus ist eine Schneckenfahre gegen einen englischen, der mit seinen schnellen, starken Pferden wie im Fluge fort rollt und sich durchwindet, wie ein Aal. Es ist eine Lust, dieses geschickte Manövriren der englischen Kutscher zu sehen, die selten ihre Peitsche zu einem leichten Schlage brauchen, während die Franzosen eben so schlecht fahren, wie sie reiten, gewöhnlich mißrathe Pferde haben und die größten Pferdeschinder sind.

So lange es gutes Wetter ist, vertragen sich die Franzosen im Omnibus ganz vortrefflich; denn jeder hat seinen Sitz, der gewöhnlich durch einen eisernen Bügel vom nächsten Sitze getrennt ist. Die Gespräche mit den Nachbarn beginnen, man lacht, hilft sich, wie man kann, und nimmt es nicht übel, wenn Frauen mit großen Körben, andere mit bedeutenden Paketen einsteigen. Bei schlechtem Wetter aber ist es mit der Laune aus. Ein Franzose wird nicht gern naß und schmutzig — ein Engländer fügt sich gelassen in jede Schickung. Ein Mensch, dem das Wasser abläuft, ein Mantel, der den Nachbar um den Kopf schlägt, ein Korb, aus dem ein Strom hervorstürzt, oder ein Schirm, der einer Gosse gleicht, kann in einem französischen Omnibus großen Lärm und Gezänk hervorbringen, während es in einem englischen das gleiche

gültigste Ding von der Welt ist. Wenn es irgend ein Land in der Welt giebt, wo Regenwetter selbst eine Revolution nicht hindern würde, so ist es England. Man ist ganz unempfindlich dagegen, oder scheint wenigstens so. Ich bin einst im Circus gewesen, wo ein wildes, anhaltendes Regenwetter den Boden dermaßen aufgeweicht und mit Wasser bedeckt hatte, daß es ganz unmöglich schien, daß gespielt werden konnte. Es waren aber wenigstens 10,000 Menschen da, die keine Minute länger warten wollten und sämmtlich der Meynung waren, daß Regen kein Hinderniß seyn könnte. Trotz dessen, daß das Wasser vom Himmel strömte, mußte angefangen werden. Die römischen Wettfechten begannen mitten in dem aufgeloß'ten Schlamme, der zum unendlichen Jubel des Volkes Wagen und Pferde, Sieger und Besiegte und die Zuschauer obenein bedeckte. Noch größeren Jubel riefen die Steeple chases hervor, wenn Pferd und Reiter in den tiefen Schmutzlachen zusammenstürzten, und nicht ein Stückchen wurde den unglücklichen Kunstreitern und Equilibristen erlassen; die Bedouinen mußten sogar Kopf stehen, als sey der schönste Sonnenschein. Ganz in derselben Weise ist es neulich sogar der Königin und ihrem Gemahl ergangen. Der Einzug in Liverpool erfolgte im furchtbarsten Wetter; aber nicht allein war eine halbe Million Menschen von früh bis Abends auf den Beinen, auch Ihrer Majestät wurde nichts geschenkt von allen Feierleichkeiten. Völlig durchnäßt mußte sich die Königin bequemen, die langen Reden des Lord-Mayors und der Korporationen zu hören, dann eine Luftwasserfahrt im dicken Nebel auf dem Mersey zu machen, und endlich auf den Balkon hinaustreten und lange Zeit dort verweilen, um sich dem jubelnden Volke vorzustellen, das geduldig ausharrte, naß bis auf die Knochen, aber in der fröhlichsten, lovalsten Stimmung.

Pot-Pourri.

Auch eine Gerichtsscene.

Vor dem Schwurgericht in Washington-County war ein Mann, Namens Green, des Mordes schuldig gefunden worden. Dem vorsitzenden Richter lag die unangenehme Pflicht ,ob, das Urtheil zu verkünden. Er rief den Gefangenen vor sich und sagte zu ihm: „Herr Green, die Jury sagt, daß Sie des Mordes schuldig sind, und daß Gesetz sagt, daß Sie gehangen werden sollen. Ich wünsche, daß Sie und alle Ihre Freunde hinab an den Indian Creek kommen, um zu sehen, daß ich es nicht hin, der Sie verurtheilt; es sind die Jury und das Gesetz. Herr Green, um welche Zeit würden Sie gehangen zu werden wünschen? Das Gesetz erlaubt Ihnen Zeit zur Vorbereitung." — Herr Green entgegnete: „Wenn es Ew. Achtbaren gefällt, ich bin jederzeit bereit; diejenigen, welche den Leib tödten, haben keine Macht, die Seele zu tödten. Ich bin vollkommen vorbereitet, stehe jederzeit bereit, wenn es dem Gerichte gefällt." — Der Richter fuhr fort: „Herr Green, es ist eine sehr ernste Sache, gehangen zu werden; es kann das einem Menschen nur einmal in seinem Leben passiren, und Sie thun wohl, sich so viel Zeit als nur immer möglich zu nehmen. Herr Gerichtsschreiber, blicken Sie in den Kalender und sehen Sie nach, ob auf heute über vier Wochen ein Sonntag fällt." — Der Schreiber berichtet, daß über vier Wochen ein Donnerstag sey. — „Dann, Herr Green," bemerkte der Richter, „gibt Ihnen das Gericht von heute an nur vier Wochen." — Der Prozeß wurde vom Generaladvokat James Turner geführt, welcher Folgendes einwendete: „Wenn es dem Gerichte gefällt: Bei Gelegenheiten dieser Art pflegen die Gerichte gewöhnlich eine formelle Sentenz zu verkunden, den Gefangenen zu seine gefährliche Lage zu erinneren, ihm seine Schuld vorzuhalten und ihn vor dem Urtheile in der nächsten Welt zu warnen." Worauf der Richter entgegnete: „O Herr Turner, Herr Green versteht die ganze Sache, er weiß, daß er hängen soll; Sie verstehen es, Herr Green, nicht wahr?" — „Ja," antwortete der Gefangene. — Dann, Herr Sheriff, lassen Sie den Gefangenen zurückbringen und das Gericht vertagen."

Meteorsteine in Amerika.

In Amerika scheinen die Meteorsteine häufiger zu seyn, als in Europa. Kürzlich fielen deren in den nördlichen Staaten bald nach einander drei auf der Luft herab. Einer derselben fiel etwa zwanzig Miles östlich von Columbia nieder, und zwar während eines heftigen Gewitters. Ein Neger, der den Stein herabfallen gesehen, grub ihn achtzehn Zoll tief aus der Erde heraus und brachte ihn seinem Gutsherrn mit den Worten: „Hier, Massa, ist ein Klumpen gediegenen Donners" (a lump of solid thunder). Dieser Meteorstein zeichnet sich von allen, die man bisher in Amerika beobachtete, durch seine Gestalt sowohl, als durch seine Zusammensetzung aus. Er ist beinahe kugelrund und außerordentlich glatt und sanft, indem sich an seiner Oberfläche nur wenige, unbedeutende Erhöhungen und Vertiefungen befinden. Der Durchmesser dieses Steines beträgt dritthalb Zoll und das Gewicht sieben thalb Unzen. Man hält die Masse desselben für eine bisher unbekannte Mineral-Spezies, während sonst gewöhnlich die Meteorsteine Nichts darzubieten pflegen, was nicht der Erde angehört und mehr oder weniger bekannt ist. Ein anderer, am 31. Okt. d. J. bei Concord in Nord-Karolina herunterg'fallener Meteorstein hat die seltsame Form eines Menschenfußes, der von einem Gummi-Ueberschuh bedeckt ist.

Ein Breslauer Theaterrecensent

schrieb einst über „Menschenhaß und Reue," als dieses Stück neu war, Folgendes: „Kotzebue's Menschenhaß und Reue ist so rührend, daß die Menschen schon an der Kasse, wenn sie das Billet lösen, zu weinen anfangen." — Zur Zeit produzirt man Lustspiele, bei denen die Menschen weinen möchten, daß sie ein Billet gelöst haben.

Auf dem Berliner Weihnachtsmarkte machte eine alte Frau, die einen Kram von blechernen Löffeln zum Verkauf ausbot, folgenden Witz: Ein Vorübergehender fragte die Alte: „Nun, Mutterchen, wie geht's?" „Wie wird's geh'n!" entgegnete die Befragte, „trade wie den kranken Leuten: alle zwee Stunden einen Löffel!"

Andenken an Etzdorf.

Derselbe wird als ausgezeichneter Landschaftsmaler ersten Ranges nicht nur, sondern auch als uneigennütziger, wohlwollender, liebenswürdiger, wahrheitsliebender Mensch fortleben, wie selten einer. Ein einziger Charakterzug mag ihn für alle Fälle bezeichnen.

Im vorigen Herbste begegnete er einem jungen Künstler und wünschte ihm zu seiner Produktion Glück, da sie wie aus der Hand eines Bevorzugungen; der bescheidene, junge Mann meynte, daß dieses wirklich zu viel gesagt wäre. „Nein, Nein!" erwiederte Etzdorf, „ich rede nur die Wahrheit! Ich würde es eben so sagen, wenn mir das Bild nicht gefiele!"

In Wort und That getreu, hatte der edle Mann sich noch vor Kurzem glücklich verehlicht. Zu bedauern ist, daß die Sammlung seiner besten Gemälde gegen eine Leibrente in's Ausland gewandert sind. Mögen die zurückgebliebenen Bilder manches Andenken an diesen hervorragenden Charakter bewahren, wie er den Seinigen und allen seinen Verehrern unverg'ßlich bleiben wird.

Ende des 20sten Jahrganges des „Sammlers."

Verantwortlicher Redakteur: C. Wirth. — Druck und Verlag der J. C. Wirth'schen Buchdruckerei, Jahrgang Lit. B. Nro. 205.

Bayerische Staatsbibliothek München